



Allgemeine Historie
der Reisen zu Wasser und zu Lande;
oder
Sammlung
aller
Reisebeschreibungen,

welche bis 180
in verschiedenen Sprachen von allen Völkern herausgegeben worden,
und einen vollständigen Begriff von der neuern Erdbeschreibung
und Geschichte machen;

Worinnen der wirkliche Zustand aller Nationen vorgestellt, und das
Merkwürdigste, Nützlichste und Wahrhaftigste
in Europa, Asia, Africa und America,
in Ansehung ihrer verschiedenen Reiche und Länder; deren Lage, Größe, Gränzen,
Eintheilungen, Himmelsgegenden, Erbreichs, Früchte, Thiere, Flüsse, Seen, Gebirge,
großen und kleinen Städte, Häfen, Gebäude, u. s. w.
wie auch der Sitten und Gebräuche der Einwohner, ihrer Religion, Regierungsart,
Künste und Wissenschaften, Handlung und Manufacturen,
enthalten ist;

Mit nöthigen Landkarten

nach den neuesten und richtigsten astronomischen Wahrnehmungen, und mancherley Abbildungen
der Städte, Küsten, Ausichten, Thiere, Gewächse, Kleidungen
und anderer dergleichen Merkwürdigkeiten, versehen;

durch eine Gesellschaft gelehrter Männer im Englischen zusammen getragen,
und aus demselben und dem Französischen ins Deutsche übersezt.

Filfter Band.

Mit Königl. Poln. und Churfürstl. Sächs. allernädigster Freyheit.

Leipzig, bey Arkstee und Merkus.

1 7 5 3.

STRENGTHENED BY THE
SACRED RITE OF THE SACRAMENT

OF THE

STRENGTHENED BY THE
SACRED RITE OF THE SACRAMENT

OF THE
SACRED RITE OF THE SACRAMENT

OF THE
SACRED RITE OF THE SACRAMENT

OF THE
SACRED RITE OF THE SACRAMENT

OF THE
SACRED RITE OF THE SACRAMENT

OF THE
SACRED RITE OF THE SACRAMENT

OF THE
SACRED RITE OF THE SACRAMENT

OF THE
SACRED RITE OF THE SACRAMENT

OF THE
SACRED RITE OF THE SACRAMENT

OF THE
SACRED RITE OF THE SACRAMENT



Vorbericht des Herrn Prevost.



Obgleich dieser Band die Ausführung meines letztern Versprechens enthält, und er keinen andern Eingang als die ordentlichen Einleitungen erfordert, die vor einem jeden Capitel stehen: so scheint es mir doch, nöthig zu seyn, hier einige allgemeine Anmerkungen über die Beschaffenheit und den Umfang meiner Arbeit zu machen. Wenn man sich erinnert, daß ich in einem andern Vorberichte, die Eintheilungen und Abwechselungen dieses Werkes mit den Umwegen in einem Walde verglichen habe: so wird man einsehen, wie sehr die Verwirrung zunehmen muß, je weiter man in dieses Labyrinth hinein geht, und je mehr der Wege werden. Denjenigen zur Marter, welche hinein gehen wollen, kommt zuweilen noch die Dunkelheit zu der Ungewißheit. Bey dem Faden, um sich zu rechte zu finden, brauchet man noch eine Fackel, damit man um sich herum helle sehen könne. Man brauchet auch einiges Licht vorher wegen der Oerter, wo man sich mit Nutzen und Ver-

Vorbericht des Herrn Prevost.

gnügen aufhalten kann. In einer Sammlung von Reisen endlich muß sich ein jeder Leser selbst für einen Reisenden ansehen, der nicht allein Führer durch die unbekannten Wege nöthig hat, sondern auch dienstfertige Vorläufer, die ihm eine angenehme Herberge bereiten, worinnen er sich vergnügt ausruhen kann.

Die englischen Verfasser, denen man in den ersten Bänden gefolget ist, hatten ihre Laufbahn nicht wohl gemessen. Sie wußten die Länge derselben entweder nicht, oder sie hatten auch nicht die Absicht, sich bey den vorgesezten Gränzen aufzuhalten. Denn es ist gewiß, daß sie zu denen wenigen Bänden, die nicht mehr, als zehne von der Größe der meinigen werden sollten, einen Anlauf genommen, der sie zehnmal weiter würde geführet haben. Man würde sich über das Versehen haben trösten, und es als einen nützlichen Irrthum haben ansehen müssen, wenn nur alle Reisebeschreiber gleich gut verdieneten, gesammelt zu werden, so daß man nicht die Länge, und folglich auch das Geld für die Sammlung bedauern dürfte. Ich gestehe es aber frey, daß unter den Nachrichten in den ersten Bänden viele eine Stelle einnehmen, welche besser hätte können besetzt werden. Die Nationalliebe scheint die Verfasser dahin gerissen zu haben, daß sie auch die merkwürdigsten Schiffahrten der Ausländer vergessen.

Da sie nun ihr Unternehmen aufgegeben, und mir das Recht gelassen haben, ohne Eigennutz davon zu urtheilen, und meine eigenen Gedanken bey der Fortsetzung zu Rathe zu ziehen: so habe ich es anfänglich bedauert, daß ich mich an ihrem Entwurfe gleichsam gefesselt sah; und ich zeigte einige wesentliche Fehler darinnen an. Allein, da ich ihm so lange gefolget war: so war es viel zu spät, ihn zu verbessern.

Vorbericht des Herrn Prevost.

fern. Indessen habe ich mir doch eine Pflicht daraus gemacht, ihre Auslassungen durch viele wichtige Nachrichten zu ergänzen. Ich habe mehr Verhältniß und Zusammenhang unter die Artikel gebracht, damit sie einander, wie in einem wohlgeordneten Gemälde, zu besserem Lichte und Schatten dieneten. Ich habe die unnützen Kleinigkeiten, die verdrießlichen Wiederholungen, und alles, was nach meiner Meinung nicht vergnügen und unterrichten konnte, weggelassen. Kurz, ich habe mich bemühet, so viel es bey einer ungleichen Materie, und wo man dem Entwurfe eines andern folgen mußte, möglich gewesen, dem Werke ein historischer Ansehen zu geben; das ist: es seinem Titel würdiger zu machen, wie ich es schon angemerket habe.

Ich habe die Gefahr einer übermäßigen Länge eben sowohl empfunden; und da ich alle Tage eine Menge Reisebeschreiber entdeckete, die den Engländern unbekannt gewesen waren, die ich aber nicht gänzlich von dieser Sammlung ausschließen durfte: so habe ich ein Mittel gesucht, ihr Recht dazu etwas einzuschränken, ohne es ganz zu verwerfen. Ein wenig Nachdenken hat mich eins finden lassen, worüber ich mich freue. Dieß besteht darinnen, daß man sie nur nach dem Grade des ihnen gebührenden Vorzuges erscheinen läßt. Diese Regel, welche die Leser vieles Unnützen würde überhoben haben, bedarf nur erkläret zu werden, um Beyfall zu erhalten; und dieß habe ich mir vornehmlich in diesem Vorberichte vorgesetzt.

Man hat aus den beständigen Beyspielen erkennen müssen, daß alle Reisende nicht gleiche Hochachtung verdienen. Dieser Unterschied kommt aber nicht allein von ihrer unterschiedenen Geschicklichkeit und Einsicht. Mich dünkt sogar, daß solcher in Ansehung dieses Werkes

Vorbericht des Herrn Prevost.

nur bloß von der Gelegenheit, die einer gehabt hat oder es einem leicht gewesen, sich zu unterrichten, müsse genommen werden. Derjenige, der nur ein Land durchreiset, oder sich nicht lange darinnen aufgehalten hat, muß mit demjenigen in keinen Vergleich kommen, der sich durch einen langen Aufenthalt darinnen bekannt gemacht. Der Kaufmann, der sich nicht von dem Hafen entfernt, wohin ihn sein Handel geführt, der oftmals nicht aus seinem Schiffe oder dem Comtoire seiner Nation gekommen, und folglich seine Nachrichten nur von dem Zeugnisse anderer empfängt, hat nicht das Recht, sich mit dem Neugierigen zu vergleichen, der sich selbst an alle die Derter begeben, die er beschreibt, und der nur seinen eigenen Augen trauet. Ohne noch mehr anzuführen, schmeichle ich mir, man werde bloß auf diese Vorstellung die Partey billigen, die ich ergreife, alle diejenigen zu unterdrücken, die ich nur Unterreisebeschreiber nenne; das ist, diejenigen, deren Beobachtungen sich durch andere weit richtigere und weit vollständigere Beobachtungen gleichsam von selbst unterdrückt sehen. Man wird wenigstens begreifen, daß es sonst unmöglich sey, dieses Werk in gehörige Schranken zu fassen.

Damit ich indessen nicht beschuldiget werde, als hätte ich den ersten Entwurf gar verlassen, welcher alle Nachrichten von Reisen in sich faffet:

*) La Boulaie, Herbert, Hawkins, le Bruyn und viele andere haben die Staaten des Mogols nur obenhin berührt; und so sind auch ihre Anmerkungen. Herbert wird in den Landreisen, wegen der Beschreibung von Persien, mehr in Betrachtung kommen.

**) Man kann in der Vorrede des französischen Uebersetzers von Kämpfern, Herrn Nau-

de, und in dem IX Bande der neuen Geschichte von Japon sehen, wie viel Nachrichten, Geschichte, Briefe und andere Erläuterungen man von diesem Lande bekannt gemacht hat. Man zählt darunter wenig Reisebeschreiber, welche eigentlich diesen Namen verdienen, und die meisten davon sind schon in den ersten Bänden dieses Werkes erschienen. Diejenigen, die

Vorbericht des Herrn Prevost.

fasset: so finde ich ein anderes eben so natürliches und einfältiges Mittel; einen Theil zu unterdrücken, ohne sie auszuschließen. Dieses ist, daß ich sie in das alphabetische Verzeichniß bringe, welches ich versprochen habe: doch mit dem Unterschiede, daß diejenigen, die in dem Werke selbst mit Ehren erschienen sind, nur ihrem Namen nach angezeigt werden; dahingegen die andern mit einigen Anmerkungen über ihre Verfasser, und den Inhalt ihrer Nachrichten begleitet seyn sollen, damit man alles wisse, was zur Historie der Reise gehöret, und sie wenigstens von der Vergessenheit rette, womit sie bedrohet werden.

Diese Erklärung war vor dem gegenwärtigen Bande um so viel nöthiger, weil ich darinnen meine neue Regel schon ausgeübet habe. Ich habe mich, was Indostan *) und Japon **) betrifft, nur an diejenigen Reisebeschreiber gehalten; die am besten unterrichtet gewesen, und die sich um diese beyden berühmten Landschaften am sorgfältigsten bekümmert haben; und was Japon betrifft, vornehmlich an Kämpfern, der die vornehmsten Eigenschaften eines Reisebeschreibers zusammen besessen hat, und zur Vollkommenheit seines Werkes nichts weiter wünschen läßt, als eine bessere Gestalt desselben.

Es finden sich einzelne Reisebeschreibungen, die man aus dieser Ursache, ohne Absicht auf ihre Trockenheit und Schwere, erhalten muß.

es etwan bedauern möchten, daß man die merkwürdigen Gesandtschaften der holländischen Compagnie an die japonischen Kaiser allhier nicht mit eingerückt hat, sollen wissen, daß sie durchaus übel berüchtigt sind. Man kann davon die Vorrede von Kämpfers Uebersetzer nachsehen. Der Pater Charlevoix setzet

hinz, es sey in dem Werke keine Ordnung; es sey voller Wiederholungen und Widersprüche, und man verstehe fast alles, was aus andern genommen worden; kurz man könne es zu nichts brauchen, als zu einigen geographischen Puncten. Hist. du Japon T. IX. a. d. 53 S.

Vorbericht des Herrn Prevost.

muß. Dergleichen sind die, welche den Anfang der Reisen durch Südwest machen. Ich habe aber gesorget, sie durch verschiedene Beschreibungen, die ihnen zur Abwechslung dienen, und durch den Artikel von Japon zu erheben, wovon ich mir kühnlich allen Beyfall verspreche. Die Folge dieser Reisen muß mehr Annehmlichkeit hoffen lassen, wenn ich melde, daß solche die Nachrichten vom Drake, Narborough, Fresier, Anson und anderen, nebst ihren Karten und allem, was zur Erläuterung der Fahrt nach Ostindien dienen kann, enthalten wird.

Wir dürfen nicht schließen, ohne unsern Lesern wegen der Erläuterungen Glück zu wünschen, die ihnen Herr de Visle bey der Beschreibung von Japon in einer schönen Karte verschaffet hat, welche die neuen Entdeckungen gegen Norden des Südmeeres enthält.

Um auch den geringsten Vorwürfen vorzubeugen, müssen wir noch hinzufügen, daß, wenn wir uns in dem Abschnitte, welcher die Religion dieses Landes betrifft, der Wörter, Hierarchie, Geistlichkeit, Prälaten, Klöster u. d. g. bedienet haben, wir eine bessere Bedeutung und Anwendung derselben wissen, für welche wir alle gehörige Ehrerbiethung haben. Allein, das ist die einmal angenommene Sprache, für welche man nicht leicht andere Wörter finden würde; und sie ist schon durch das Beyspiel frommer Schriftsteller bestätigt.



Verzeichniß

der in diesem XI Bande enthaltenen Reisen und Beschreibungen.

Fortsetzung des II Buches.

Reisen der Franzosen und anderer nach Ostindien.

Das XXII Cap.	Reise des Thomas Rhoe nach Indostan	I S.
Der I Abschn.	Rhoe Reise nach dem mogolischen Hofe	I
Der II Abschn.	Rhoes Gehör bey dem großen Mogol	4
Der III Abschn.	Begebenheiten am mogolischen Hofe	24
Der IV Abschn.	Reise des Rhoe in des Mogols Gefolge	40
Der V Abschn.	Einige einzelne Anmerkungen des Rhoe	54
Das XXIII Cap.	Johann Albrechts von Mandelslo Reise nach Indostan	62
Der I Abschn.	Mandelslohs Reise bis nach Amadabad	62
Der II Abschn.	Mandelslohs Aufenthalt zu Amadabad	69
Der III Abschn.	Dessen fernere Reisen nach Agra und andern Orten	78
Der IV Abschn.	Dessen Reise nach Europa über Goa	90
Das XXIV Cap.	Reise des Herrn Bernier in das Königreich Kachemir	99
Der I Abschn.	Reise des Mogolischen Hofes nach dem Königreiche Kachemir	100
Der II Abschn.	Beschreibung des Königreichs Kachemir	115
Das XXV Cap.	Reisen des Tavernier im Indostanischen	128
Der I Abschn.	Erste Reise des Taverniers	131
Der II Abschn.	Reise des Taverniers nach Indostan	138
Der III Abschn.	Fortsetzung derselben	150
Der IV Abschn.	Fernere Fortsetzung derselben	164
Der V Abschn.	Taverniers Reise von Surata nach Goa	173
Der VI Abschn.	Taverniers Reise nach Java	183
Der VII Abschn.	Rückreise des Verfassers nach Europa	199
Das XXVI Cap.	Beschreibung von Indostan	205
Der I Abschn.	Geographische Beschreibung des Landes	205
Der II Abschn.	Stiftung des mogolischen Reichs	223
Der III Abschn.	Zustand des mogolischen Hofes nach des Nadir Cha Abreise	238
Der IV Abschn.	Macht und Reichthümer des Großmogols	243
Der V Abschn.	Regierung und Polizen in Indostan	252
	b	Der

Verzeichniß der in diesem Bande

Der VI Abschn.	Religion, Sitten und Gebräuche der Indostaner	261
Der VII Abschn.	Abgöttische Secten in Indien	273
Das XXVII Cap.	Erste Reisen der Franzosen nach dem glücklichen Arabien durch das morgenländische Meer	291
Der I Abschn.	Reise von Aden nach Mokka	292
Der II Abschn.	Reise nach Muab	301
Der III Abschn.	Fortsetzung der Reise nach Arabien	310
Der IV Abschn.	Beobachtungen von dem Caffeebaume	312
Das XXVIII Cap.	Nachrichten von Carnate	320
Das XXIX Cap.	Von den Münzen oder verschiedenen Arten von metallenen Stücken, Muschelschaalen und Mandeln, die für Münzen gehalten werden	329
Das XXX Cap.	Reisen nach Ostindien durch Südwest Ferdinand Magalhães oder Magellans Reise	343 344
Das XXXI Cap.	Reise des Olivier von Noort nach Ostindien durch Südwesten	349
Das XXXII Cap.	Beschreibung der marianischen Inseln	377
Das XXXIII Cap.	Beschreibung der philippinischen Inseln	390
Der I Abschn.	Allgemeine Beschreibung dieser Eylande	390
Der II Abschn.	Beschreibung der Insel Luzon oder Manilla	394
Der III Abschn.	Beschreibung der übrigen Inseln	405
Der IV Abschn.	Fortsetzung derselben	409
Der V Abschn.	Die Inseln Mindanao und Solo	413
Der VI Abschn.	Eroberung der philippinischen Eylande	419
Der VII Abschn.	Regierung der Insel Manilla	422
Der VIII Abschn.	Bitterung und natürliche Vortheile derselben	425
Der IX Abschn.	Thiere, Pflanzen und Früchte auf denselben	426
Der X Abschn.	Sprache und Gebräuche der Einwohner	438
Das XXXIV Cap.	Fahrt nach Süden, oder Reise des Jacob le Maire, eine neue Durchfahrt südwärts unter der magellanischen Straße zu entdecken	450
Das XXXV Cap.	Beschreibung der Insel Celebes oder Macassar	478
Der I Abschn.	Physicalische und geographische Beschreibung des Landes	478
Der II Abschn.	Beschreibung der Einwohner und ihrer Sitten	486
Der III Abschn.	Geschichte der holländischen Niederlassung in Celebes	494

enthaltenen Reisen und Beschreibungen

Das XXXVI Cap.	Engelbert Kämpfers Reise nach Japon	501
Der I Abschn.	Kämpfers Reise von Batavia	505
Der II Abschn.	Dessen Reise in Japon bis nach Osacka	510
Der III Abschn.	Aufenthalt der Holländer in Osacka	522
Der IV Abschn.	Reise bis nach Jedo	530
Der V Abschn.	Beschreibung von Jedo	541
Der VI Abschn.	Beschreibung der Stadt Nangasacki	551
Das XXXVII Cap.	Beschreibung der japonischen Inseln	561
Der I Abschn.	Allgemeine Abtheilung des japonischen Reichs	562
Der II Abschn.	Beschreibung der sämtlichen Landschaften	565
Der III Abschn.	Ursprung der Japoner und ihre Regierungsform	574
Der IV Abschn.	Allgemeine und besondere Regierungsform	580
Der V Abschn.	Gestalt, Kleidung und Wissenschaft der Japoner	595
Der VI Abschn.	Städte, Dörfer Straßen und Fuhrwerk in Japon	613
Der VII Abschn.	Handel in Japon mit Ausländern	628
Der VIII Abschn.	Religion, Secten und Ceremonien in Japon	645
Der IX Abschn.	Naturgeschichte von Japon	674



Verzeichniß

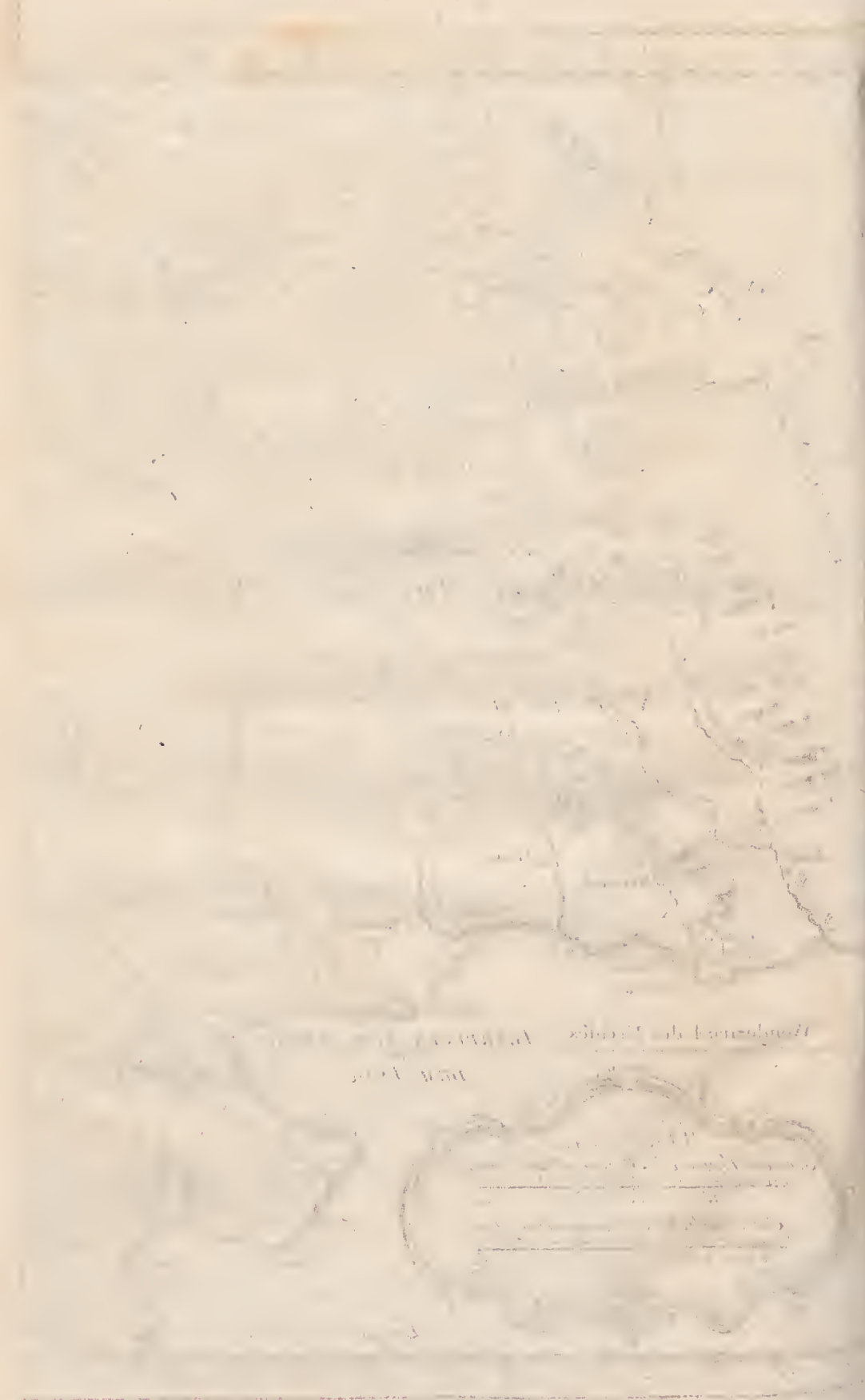
der Karten und Kupfer,

nebst einer Anweisung für den Buchbinder, wo er solche hinbringen soll.

1 Karte von Indostan	S. 1
2 Fortsetzung der Karte von Indostan	1
3 Siegel des großen Mogols	61
4 Rauchenara Begum	107
5 Begum Sahib	139
6 Chah Jehan	225
7 Hof des großen Mogols	256
8 Mogolische Kutschen	266
9 Verschiedene Arten von Fakirs	277
10 Caffeebaum, wie er in Arabien gezeichnet worden	312
11 Stück von dem Zweige eines Caffeebaumes	313
12 Arabische Münze	329
12 Münzen, welche die zwölf Himmelszeichen vorstellen	330
14 Münzen eines Königes und zweener Rajas	334
15 Münzen des Königes von Cheda und Pera	336
16 Chinesische und tunquinische Münzen	338
17 Japonische Gold- und Silbermünzen	339
18 Karte von dem Archipelagus St. Lazarus	377
19 Karte von den philippinischen Inseln. 1 Blatt	390
20 Karte von den philippinischen Inseln. 2 Blatt	390
21 Karte von der Insel Celebes oder Macasser	478
22 Karte von dem Reiche Japon	501
23 Grundriß der Stadt Meaco	525
24 Grundriß von Jedo	541
25 Grundriß von dem Hafen und der Stadt Mangasack	551
26 Wapen des Reichs und der Edelleute	587
27 Japonische Münzen	626











Fortsetzung des II Buches. Reisen der Franzosen und anderer nach Ostindien.

Das XXII Capitel. Reise des Thomas Rhoe nach Indostan.

Rhoe.
1615.

Der I Abschnitt.

Rhœs Reise nach dem mogulischen Hofe.

Ursache seiner Reise. Ankunft desselben zu Suratta. Seine Reise nach Brampur. Vaterpor. Des Mogols Zeughaus. Verdruss des Rhœ zu Ser- ralia. Er wartet dem dritten Sohne des Mo- gols auf. Kühnheit des englischen Botshaf- ters; wie sie abläuft. Der Prinz berauschet sich in der Engländer Weine. Schloß Man- doa. Ueberbleibsel von Chitor.



Dieser geschickte und vernünftige Reisende wurde im 1615ten Jahre zwar mit dem Titel eines königlich engländischen Botshaf- ters, aber auf Kosten der ostindischen Gesellschaft, deren Handlung damals schon sehr blühte, in die mogulischen Lande geschicket. Weil seine Reise nichts anders als den Vortheil der Gesellschaft zur Absicht hatte: so waren seine Nachrichten mit allerlei dahin abzielenden und wichtigen Untersu- chungen angefüllet, welche Purchas a) seiner Sammlung einverlei- bet, und sie die Geheimnisse der besagten Handlung benennet hatte: sie mußten aber weg- gelassen werden, und zwar aus eben der Ursache, aus welcher die holländische Gesellschaft ihre

Ursache sei-
ner Reise.

a) Thevenot hat sie in der seinigen beygebracht.
Allgem. Reisebeschr. XI Band.

Rhoe.
1615.

ihre Geschäfte im mogulischen Gebiete mit einem tiefen Stillschweigen verdeckt. Unter dessen bleibt das Tagebuch des Rhoe, dieser Versümmelung ungeachtet, dennoch schätzbar, nicht nur weil sein Verfasser viele Ueberlegung und eine reife Beurtheilungskraft darinnen äußert; sondern auch, weil er eine Menge nützlicher Erzählungen einschaltet, daraus man die damalige Beschaffenheit des mogulischen Hofes kennen lernet.

Ankunft des
Rhoe zu Su-
ratta.
Seine Reise
nach Bram-
pur.

Als die engländische Flotte, worauf Rhoe fuhr, den 10ten des Herbstmonats im suratischen Hafen Anker geworfen hatte: so blieb er nicht länger in besagter Stadt, als bis der Hauptmann Harris, der ihn begleiten mußte, die hundert Büchschüssen, daraus die Bedeckung bestehen sollte, zusammen gebracht hatte. Hierauf machte man sich auf den Weg. Von Surate bis Brampur ^{b)}, betrug selbiger, nach des Verfassers Rechnung zwey hundert und drey und zwanzig Meilen ostwärts: allein von diesem ganzen Striche bringt er sehr wenig bey. Das Land, sagt er, ist arm und schlecht bewohnt. Alle in dieser Gegend befindliche Städte und Dörfer sind nur von Erde gebauet. Doch kam er zwey Meilen hinter

Waterpor,
Zeughaus des
Mogols.

Brampur in ein Dorf, Namens Waterpor, welches seine Neugierigkeit auf eine angenehme Weise vergnügen konnte. Denn hier war das Zeughaus des Mogols. Er sah metallene Stücke für Kugeln von allerley Größe daselbst; nur waren sie überhaupt zu kurz und zu dünne.

An diesem Orte kam ihm der Kutual oder Polizeymeister entgegen. Er hatte ein großes Gefolge bey sich, und ließ sechzehn Fahren vor sich hertragen. — Er begleitete ihn bis nach Serralia, wo er eine Wohnung für ihn bestellet hatte. Aber Rhoe verwunderte sich nicht wenig, als alle seine mogulischen Geleitsleute bey dem Stadthore auf einmal unsichtbar wurden, er selbst aber keine andere Wohnung für sich fand, als vier Zimmer oder eigentlich vier dermaßen niedrige Backöfen, daß man mit genauer Noth aufgerichtet dastehen konnte. Ein solcher Aufenthalt fiel ihm dermaßen zuwider, daß er sein eigenes Reisegeräthe zu Hilfe nahm, seine Zelte auf freyem Felde aufschlugen, und sich bey dem Kutual über diese Bewirthung heftig beschwerten ließ; ja er drohete sogar, ohne Verzug wieder umzukehren. Besagter Beamte kam hierauf in Person zu ihm, und bath ihn unter vielen Entschuldigungen, bis auf den andern Tag Geduld zu tragen. Der Sultan Pervis, des Kaisers Jehan Gmir, dritter Sohn, hatte als Oberstatthalter seines Vaters, seinen Sitz in dieser Stadt, und die besten Wohnungen waren seiner Hofstaat eingeräumt worden. Ueberdieses hatte des Mogols Feldherr, Namens Chamcanna, der mächtigste Unterthan im ganzen Reiche, und welcher es in desselbigen Namen mit vollkommener Gewalt regierte, allezeit vier tausend Reuter bey sich.

Er wartet
dem dritten
Sohne des
Mogols auf.

Den 18ten des Weinmonats ließ sich Rhoe in des Prinzen Pallast führen, nicht nur um dem eingeführten Gebräuche dieses Hofes nachzuleben, sondern hauptsächlich auch um zu sehen, ob er nicht vermittelst einiger Geschenke die Erlaubniß zu Errichtung eines Kaufhauses an diesem Orte erhalten könne. Er wußte aus eigener Erfahrung, daß man die Säbelklingen bey den mogulischen Völkern theuer verkaufen könnte. Als er zum Geheer kam: so fand er hundert Reuter in zwey Reihen am Eingange des Pallastes stehen, und auf den Prinzen warten. Der Prinz selbst war im zweyten Hofe unter einem Thronhimmel, auf einem kostbaren Teppich, und sehr prächtig, aber auf eine seltsame Weise, geschmücket. Als

^{b)} In den folgenden Reisen, und in der Beschreibung des Landes, wird man eine genauere Nachricht von allen diesen Straßen finden.

^{c)} Ebendas. a. d. 8 S.

^{d)} A. d. 9 S.

Rhoe:
1615.

Kühnheit des
engländischen
Bottschafters

Wie sie ab-
läuft.

Der Prinz
berauschet sich
in der Englän-
der Weine.

Schloß
Mandoa.

A 2

Englän-

Als Rhoe sich durch das Volk drang, und auf ihn zugieng, hielt ihn ein Officier zurück, und hieß ihm, den Kopf bis zur Erde neigen. Allein, er gab zur Antwort: sein Stand überhabe ihn dieser knechtischen Ehrenbezeugung; damit rückete er weiter fort bis an das Geländer, und machte eine tiefe Verbeugung, welche der Prinz mit einer Neigung des Leibes erwiderte. Nachgehends trat er ohne Bedenken in den Platz innerhalb des Geländers hinein, wo er die vornehmsten Herren aus der Stadt nicht anders, als lauter Leibeigene, gerade vor den Thron. Ein Secretär, welcher auf den Stufen der zweyten Bühne saß, fragte ihn: was er verlangete? „Ich antwortete, saget Rhoe: der König von England „habe mich als seinen Bottschaster an den Kaiser abgesendet; da ich nun in diese Stadt „gekommen sey, worinnen der Prinz seinen Sitz aufgeschlagen habe, so hätte ich es für „meine Schuldigkeit erachtet, ihm aufzuwarten. Hierauf wandte sich der Prinz selbst zu „mir, und sagte: es sey ihm sehr lieb, mich zu sehen. Er fragte mich um verschiedene Um- „stände, den König, meinen Herrn, betreffend, und hörte meine Antwort mit Lust an. Weil „ich aber bisher immer unten an den Stufen gestanden war, so bath ich um Erlaubniß, daß „ich hinaufsteigen, und besser in der Nähe mit ihm reden dürfte. Allein, er gab mir in „eigener Person zur Antwort: was ich verlangete, würde er nicht einmal dem Könige von „Persien noch dem Großtürken verwilligen. Ich versetzte hierauf: meine Bitte verdienete „Entschuldigung; denn ich hätte vermeynet, bey dem Besuche so großer Monarchen wür- „de er sich vielleicht bis an die Thüre bemühen; und übrigens verlangte ich keine andere „Ausnahme, als die er ihren Bottschastern angedeihen lassen würde. Er versicherte mich „hierauf, er thue dieses wirklich, werde mich auch in allen und jeden Fällen eben also halten. „Ich bath wenigstens um einen Stuhl. Man antwortete aber, es sey niemals einige Per- „son an diesem Orte gesessen, doch sollte mir zur besondern Gnade erlaubt seyn, mich an ei- „ne mit Silberbleche beschlagene Säule, welche den Himmel trug, zu lehnen. Ich verlang- „te sodann die Erlaubniß, ein Waarentlager in dieser Stadt anzurichten, und Factore zu se- „hen. Ich bekam sie auch, ja der Prinz befahl, den Gnadenbrief zur Stunde auszufertigen c).

Rhoe hatte unter mancherley andern Geschenken, auch einen gefüllten Flaschenkeller überreicht. Kaum hatte ihn der Prinz, so ließ er einige Flaschen öffnen, und sich den Wein so wohl schmecken, daß er einen dichten Rausch davon trug. Der Bottschaster war unterdessen abgetreten, und wartete auf die Ausfertigung des Gnadenbriefes: allein, er mußte gar bald eine Entschuldigung vernehmen, mit angehängter Bitte, die Vollendung dieses Geschäftes bis auf den folgenden Tag zu verschieben. Er gieng also nach seiner Wohnung zurück, wo er ein Fieber bekam, das ihn länger als sechs Wochen an diesem Orte aufhielt.

Als er etwas besser wurde, empfing er die versprochene Begünstigung, verließ Ser- ralia, und übernachtete den 6ten des Christmonats in einem Walde, nicht weit von dem berufenen Schlosse Mandoa. Es liegt diese Festung auf einem sehr steilen Berge, und der Umfang ihrer Mauer beträgt nicht weniger als sieben Meilen. Sie ist schön und er- staunlich groß d). Den 7ten hatte Rhoe das unvermuthete Vergnügen, den Edvard Terry, einen Factor seiner Nation, zu sehen e), als welcher ihm nebst noch einem andern

c) Ein Engländer, dessen Reisebeschreibung Par- das gleichfalls herausgegeben hat: Sie enthält aber sonst nichts, als Anmerkungen über die Lebens-

art und Landesgebräuche, die ihre Stelle in der Beschreibung von Indostan finden werden.

Rhoe. 1615. Engländer, Namens Coriat, entgegen kam. Letzterer ist deswegen berühmt, weil er das Herz hatte, die Reise aus England bis nach Indien zu Fuße zu verrichten. Fünf Cossen weiter, zeigte man ihm auf einem Berge die alte Stadt Chitor, deren Größe noch aus dem Schutte hervor leuchtet. Man sieht noch Ueberbleibsel prächtiger Tempel, vieler schönen Thürme, einer großen Anzahl Säulen, und einer unendlichen Menge Häuser: aber es wohnet keine lebendige Seele darinnen. Rhoe sah mit Erstaunen, daß man nur an einem einzigen Orte hinauf kommen konnte, und daß auch dieser einzige Weg ungemein gähe war. Man geht durch vier auf dem Abschusse des Berges stehende Thore, ehe man in die Stadt gelangt, welche sehr prächtig ist. Der Gipfel des Berges hat nicht unter acht Cossen im Umkreise, und gegen Südwest steht noch ein altes Schloß in ziemlich gutem Wesen. Es liegt diese Stadt in dem Gebiete des Fürstens Ranna, welcher sich dem Mogol seit kurzem unterworfen, oder vielmehr Geld von ihm genommen, und sich dafür den Titel seines Lehmannes gegeben hat. Des igtigen Mogols Vater, Akbar, machte diese Eroberung f). Ranna stammte in gerader Linie von dem berühmten Porus ab, den der große Alexander besiegte. Rhoe glaubet, die Stadt Chitor sey ehemals der eigentliche Sitz des Porus gewesen, ungeachtet Dehly, welches viel weiter gegen Norden liegt, die Hauptstadt seiner Lande vorgestellt habe. Dehly selbst ist vorhero bloß wegen seiner Schutthäufen berühmt. Nicht weit von der Stadt, sieht man eine vom Alexander aufgerichtete Säule mit einer langen Aufschrift. Der igt regierende Mogol, und seine vom Tamerlan herstammenden Vorfahren hatten alle diese alten Städte zerstört, und verbotzen, sie wieder aufzubauen, vermuthlich in der Absicht, das Andenken von allem, was größer und älter ist, als die Macht ihres Geschlechtes, zu vernichten g).

Der II Abschnitt.

Rhoe's Gehör bey dem großen Mogol.

Asmire. Rhoe kömmt nach Hofe. Gewöhnliche Gebräuche daselbst. Erstes Gehör bey dem Mogol. Prinz Coronn, zweyter Sohn des Mogols. Landhaus des Mogols. Fest Nurur. Beschreibung des Thrones. Gehör im Guskalan. Prinz Coronn wird den Engländern feind. Begebenheit eines jungen Engländers. Engländer müssen viel leiden. Zwistigkeit zwischen den beyden mogolischen Prinzen. Grausamer Befehl. Geschicklichkeit der mohrischen Soldaten im Scheibenschießen. Rhoe kömmt wieder zu Gnaden. Hofsträulein wird mit einem Verschnittenen erwischt. Den Engländern wird ein Haus zugestanden. Wettstreit zwischen dem Mogol und Rhoe wegen der Malerey. Der Mogol beschenkt Rhoe mit seinem Bildnisse. Gemüthsart des Gemalدين-Uffan. Er hat eine Geschichte geschrieben; führet den Rhoe in ein königliches Lustschloß, behält ihn zu Gaste; will einen Hofjunker an den König von England schicken. Abendmahlzeit, die er Rhoe giebt. Der Kaiser schenkt ihm sein Bildniß auf einem Goldstücke. Ein Olifan. Der Hof zieht in das Schloß Mandoa. Geburtstag des Kaisers. Aufzug der Elephanten. Rhoe wird des Nachts gerufen. Der Kaiser trinkt ihm zu; verehret ihm einen Becher. Der Kaiser und seine Gäste berauschen sich. Falschheit der mogolischen Hofleute. Die Engländer unterwerfen sich dem Willen des Prinzen.

1616.

Asmire.

Den 25sten kam Rhoe glücklich nach Asmir, bis dahin man von Brampur zwey hundert und neun Cossen, das ist vier hundert und achtzehn engländische Meilen rechnet, und den roten Jänner hielt er seinen Einzug in diese kaiserliche Stadt.

f) A. d. 9 C.

g) Ebendaselbst.

h) Im Bernier findet man die Benennungen

Durbal, Jarneo und Guskalan nicht. Jedwede de Nation nennet eine Sache anders.

Aus heftiger Begierde, dem Befehle der Gesellschaft ein Genüge zu leisten, begab er sich gleich des folgenden Tages auf den Durbal, das ist an den Ort, wo der Mogol Gehör erteilte, und die Befehle zu Regierung seiner Länder ausstellte. Der Eingang in die Gemächer des Pallastes stand bloß den Verschnittenen offen, und die innere Leibwache bestand aus Weibespersonen, die mit allerley Gattungen von Gewehr behangen waren. Alle Morgen erschien der Monarch an einem gegen Osten stehenden Fenster, woraus man den Hauptplatz übersehen konnte. Auf diesem Plage nun versammelte sich das Volk, um ihn zu sehen. Zu Mittage fand er sich abermal daselbst ein, und hielt sich öfters ziemlich lange auf, um das Elephantengefächte, und den Thierkampf anzusehen. Unter ihm stunden die Vornehmen des Hofes, auf einem Gerüste. Nach diesem Zeitvertreibe begab er sich in die Gemächer seines Frauenzimmers, erschien aber des Abends um acht Uhr noch einmal, entweder auf dem Durbal oder auf dem Jarneo. Hernach speisete er. Nach der Mahlzeit kam er in den Gouzalkan *b)* herab, das ist in einen großen Hof, in dessen Mitte er sich einen Thron von Wertstücken hatte aufrichten lassen, und worauf er sich setzte, wiewohl er zuweilen einen neben dem Throne hingestellten bloßen Stuhl dafür wählte. In diesen Hof durfte niemand kommen, als die vornehmsten Herren des Reiches, und auch sodann nur, wenn man sie ausdrücklich rufen ließ. Von Staatsgeschäften wurde hier nichts geredet, weil man sie auf dem Durbal oder Jarneo abhandelte. Die allerwichtigsten Entschlüsse wurden in jedermanns Gegenwart nicht nur gefasset, sondern auch eingeschrieben. Für ein Kopfsück konnte jedweder das Register zu sehen bekommen. Daher waren auch dem gemeinen Manne die Staatsgeschäfte eben so gut bekannt, als den Räten, und es hatte jedermann das Recht, sein Urtheil darüber zu fällen. Man hielt dermaßen genau über dieser Einrichtung und Regierungsform, daß der Kaiser es niemals versäumete, zur bestimmten Stunde an den Orten, da er sich zeigen sollte, zu erscheinen; er wäre denn krank oder besoffen gewesen, und in diesem Falle benachrichtigte er das Publicum davon. Zwar waren alle seine Unterthanen weiter nichts, als bloße Leibeigene: Nichts destoweniger hatte er sich selbst diese Gesetze dermaßen feyerlich auferlegt, daß der gemeine Mann einen Aufstand erregt haben würde, wenn ihm der Monarch seine Gegenwart nur einen einzigen Tag entzogen hätte, ohne zu sagen, warum *c)*? Diese Erläuterungen hat der Verfasser deswegen zum Voraus gegeben, weil sie zu besserer Verständlichkeit seiner folgenden Erzählung dienen.

Er wurde demnach auf den Durbal geführt. Bey dem Eingange des ersten Geländers, kamen ihm zween Officier entgegen, und empfangen ihn. Er hatte verlanget, man möchte ihm erlauben, daß er seine Ehrerbietigkeit das erstemal nach seiner eigenen Landesart bezeigen dürfte, und diese Günst war ihm versprochen worden. Als er in das erste Gelände trat, machte er eine Verbeugung; in dem zweyten abermals eine, und als er unten vor dem Kaiser stand, die dritte. Die Botschafter, die Großen des Reiches und vornehmen Ausländer durften in den Bezirk eines gleich unter ihm befindlichen Geländers kommen, dessen Boden etwas über die Erde erhoben war. Der ganze Bezirk war mit großen Sammetstücken behangen, auch der Fußboden mit kostbaren Teppichen belegt. Personen von mittelmäßigem Stande waren innerhalb des zweyten Geländers. Das gemeine Volk kommt niemals in diesen Hof, sondern bleibt in einem etwas niedrigeren, der

A 3

aber

i) A. d. 10 C. Dieser Hofgebrauch wurde dermaßen weit getrieben, daß der Mogol auf den Fall einer Krankheit oder andern Nothwendigkeit die Thüren seines Pallastes öffnen, und sich ein-
gen

Xhoe.
1616.Xhoe kommt
nach Hofe.
Gewöhnliche
Gebräuche
daselbst.Erstes Gehör
bey dem Mo-
gol.

Rhoe.
1616.

aber dennoch also liegt, daß jedermann den Kaiser sehen kanth. - Es hat dieser Ort viele Ähnlichkeit mit dem allgemeinen Anblicke eines Schauplazes, wenn man sich vorstellt, die vornehmsten Herren stünden gleichwie die spielenden Personen auf der Bühne, der gemeine Mann aber auf ebener Erde, oder auf dem Parterre k).

Der Kaiser kam dem Dolmetscher der Engländer zuvor. Er freuete sich über des Rhoe glückliche Reise, und legte in der ganzen übrigen Rede dem Könige von England den Titel seines Bruders und Bundesgenossen bey. Rhoe übergab sein Schreiben in die Landessprache übersetzt; sodann seine Vollmacht, welche sorgfältig untersucht wurde; und endlich seine Geschenke, welche dem Monarchen sehr wohl zu gefallen schienen. Er fragte den Rhoe verschiedenes, und erkundigte sich nach seiner Gesundheit, welche noch nicht gänzlich wieder hergestellt war. Ja er both ihm seine Aerzte an, und rieth ihm, sich so lange inne zu halten, bis er seine Kräfte wieder völlig erlangt hätte. Noch niemals hatte er einem Botthschafter dermaßen gnädig begegnet, auch die aus Turkey und Persien nicht ausgenommen l).

Prinz Cor-
ronn, zweyter
Sohn des
Mogols.

Weil Rhoe erfuhr, der Sultan Coronn, des Kaisers zweyter Sohn, sey Unterkö-
nig von Surate, folglich den Engländern an seiner Gewogenheit nicht wenig gelegen, so
ließ er um Gehör bey ihm ansuchen, obgleich das gemeine Gerücht ihn für einen Chri-
stenfeind ausgab. Er mußte auf die Ehre, denselbigen zu sprechen, bis den 22sten war-
ten. Als er aber dem Pallaste sich näherte, so empfing ihn ein vornehmer Officier, und
führte ihn in ein inneres Gemach, das noch keinem Ausländer eröffnet worden war.
Unterdessen nun, da er mit seinem Wegweiser im Gespräche begriffen war, kam der Prinz
hinein, ohne vorher etwas melden zu lassen, und machte sich eine Lust daraus, ihn dergestalt
zu überfallen. Er ließ viele Gewogenheit und Bereitschaft zu Erzeigung aller Gefälligkeit
gegen den Rhoe blicken, ja es wurde diese Neigung durch einige Geschenke dermaßen
vermehret, daß er versprach, die Engländer wegen aller in seiner suratischen Herrschaft
empfangenen Unbilligkeiten klaglos zu stellen. Als auch Rhoe nach einigen Tagen aber-
mals auf dem Durbal erschien, empfing er aus des Kaisers eigenem Munde eben derglei-
chen trostvolle Versicherungen. Sobald ihn der Monarch von weitem erblickete, winkte
er ihm mit der Hand, er habe nicht nöthig, erst um Gehör zu bitten, sondern könne frey
herbey kommen. Er gab ihm die Oberstelle über alle innerhalb des Geländers anwesende
Herren, welches eine dermaßen sonderbare Ehre war, daß Rhoe sich gemüßiget hielt, den
Besitz derselbigen sorgfältig zu behaupten m).

Landhaus des
Mogols.

Den 1sten des Hornungs lud man ihn ein, ein gewisses Lustschloß, welches Asaph Kam
dem Kaiser verehret hatte, zu besuchen. Es liegt zwey Meilen von Asmir zwischen zween
sehr hohen Felsen, die es dergestalt gegen die Stralen der Sonne verdecken, daß man
kaum eine Stelle findet, wo man sie erblicken kann. An einigen Orten ist sowohl der Grund,
als die Mauer in den Felsen gehauen; das übrige besteht aus Bruchsteinen. Es ist ein
kleiner Garten dabey, welcher fünf Springwasser, und zween große Teiche hat, davon einer
drenßig

gen unter seinen Unterthanen zeigen mußte, damit
die andern zufrieden waren. Ebenas. Es scheint,
Durbal sey der Name eines Hofes, und Jar-
neo eines Plazes, wo sich der König sehen läßt.
Dannoch sind es zween verschiedene Orte.

k) A. d. 10 S.

l) Ebenaselbst.

m) A. d. 11 S.

Man hatte den engländischen
Factoren zu Surate, Amadabat, und anderswo sehr
übel begegnet.

drenzig Stufen höher liegt, als der andere. Der Weg zu diesem Hause ist so schmal, daß nicht mehr als zwei Personen neben einander darauf gehen können. Nebst dem ist er auch uneben und steinig. Mit einem Worte, dieses Schloß ist ein vollkommen einsamer und sicherer Ort, wo man keine andere Gesellschaft findet, als wilde Pfauen, Turkeltauben und allerley Vögel, besonders aber Affen, die auf allen Seiten auf den Spitzen der Felsen herum hüpfen ²⁾.

Rhoe.
1616.

Mit dem Abend des 2ten März nahm das Fest Nurur ^{o)} seinen Anfang, an welchem die Mogolen gleich den Persianern, den Anfang ihres neuen Jahres begehen. Es wird gemeiniglich im Neumonde gefeyert. Man hatte auf dem Durbal einen vier Schuh erhabenen Thron aufgerichtet. Der Raum zwischen diesem Throne und dem Orte, daher der Kaiser kommen sollte, war eine Bühne sechs und fünfzig Schuhe lang, und drey und vierzig breit, auf beyden Seiten mit einem Geländer eingefasset, auch mit goldenen und seidenen Zeugen bedeckt, die von großen mit eben dergleichen Zeuge überzogenen Rohren unterstützt wurden. Zu Ende dieses Raumes hatte man die Bildnisse des Königes von England, der Königin, der Prinzessin Elisabeth, der Gräfinnen von Somerset und Salisbury und einer gewissen Bürgersfrau in London aufgestellt. Tiefer unten, hieng des Thomas Smith, Befehlshabers der ostindischen Gesellschaft, seines. Die Bühne war mit sehr breiten persischen Teppichen belegt. In diesem Plaze befanden sich die Vornehmen, mit Ausnahme einer geringen Anzahl, die eine andere gleichfalls mit einem Geländer umfassete Stelle, dem Throne gleich gegen über, inne hatten, damit sie den Befehlen Seiner Majestät desto näher seyn möchten: und in diesen zweyten Bezirk hatte man allerley kostbare Seltenheiten, unter andern auch ein silbernes Haus gestellt. Zur Linken in eben diesem Hofe, stand des Prinzen und des Sultans Corron Gezelt, und zwar gleich dem kaiserlichen Throne auf Säulen mit Silberbleche beschlagen. Die Gestalt des besagten Thrones war viereckigt. Die vier Pfeiler trugen einen Himmel von Goldstücke, an dessen Franzen oder Crepinen achte Perlen angereihet waren. Von einer Weite zur andern hingen Granatapfel, Birnen, Äpfel und andere Früchte von dichtem Golde. Der Kaiser saß auf Kissen mit Perlen und Edelgesteinen gestickt. Die vornehmsten Herren hatten ihre Zelte nach der Länge des Hofes aufgeschlagen, einige von Taffend, andere von Dammasse, noch andere, aber wenige, von Goldstücke. Gemeiniglich legen sie in diesen Zelten alle ihre Kostbarkeiten zur Schau, und vorzeiten gieng der Kaiser hinein, und nahm, was ihm beliebte: allein nach der Zeit schaffte er diese Gewohnheit ab, und jedweder brachte ihm seine Neujahresgeschenke selbst auf den Thron.

Fest Nurur.

Rhoe wählte den letzten Tag des Festes zu Ueberreichung seines Geschenkes. Der Kaiser nahm es gnädig an, und befahl, man sollte ihn in sein Geländer hinein lassen. Weil es ihm aber gleichwohl nicht erlaubt war, auf die Bühne des Thrones zu steigen: so sah er im Anfange nicht mehr, als einen Theil davon, indem das Geländer, das selbigen von vorne umschloß, ziemlich hoch, und mit einem Teppiche behangen war: Endlich aber bekam er doch

der Beschreibung des Thrones.

²⁾ A. d. 12. S.

^{o)} Rhoe irret gleich manchem andern Reisebeschreiber, wenn er sagt Nurur bedente neun Tage, weil das Fest so lange dauere. Thevenot meldet den Ursprung dieses Namens, und erklä-

ret eine gewisse persische Epoche daraus, die er Annes Sehalienmes nennet, und die unsern Zeitrechnern bisher unbekannt gewesen. Man sehe den ersten Theil seiner Sammlung.

Rhoe.
1616.

doch den ganzen Thron von unten bis oben zu Gesichte. „Es ist nicht zu leugnen, saget er, der Thron sey inwendig kostbar geschmückt gewesen: allein es bestund dieser Schmuck aus so vielen Stücken, und die sich so schlecht zusammen schickten, daß diese Unordnung ihren Glanz nicht wenig schwächete. Es schien, als ob man keine andere Absicht gehabt hätte, als die größten Kostbarkeiten im ganzen Reiche über einen Haufen hinzulegen, ohne die geringste Artigkeit dabey zu beobachten. Nachmittage erschien ein junger Prinz und Sohn des neuen mogulischen Lehmannes Ranna, mit vielen Ceremonien vor dem Throne. Er fiel dreyimal auf die Knie, berührte die Erde mit seiner Stirne, und übergab das Geschenk in seines Vaters Namen. Es bestund in einer großen goldenen Kiste p). Man ließ ihn in das kleine Geländer treten, und der Kaiser schlang ihm zur Dankbarkeit die Arme um seinen Kopf. Den Beschluß des Festes machten einige Tänzerinnen mit ihren Sprüngen.

Gehör im Gu-
salkan.

Den zosten des Abends begab sich Rhoe auf den Guzalkan, weil ihm unter allen zu Ertheilung des Gehöres, bestimmten Orten dieser am bequemsten schien, sein Anbringen mit aller Freyheit zu eröffnen. Ungeachtet des kaiserlichen Versprechens gieng er mit seinen Geschäften dermaßen langweilig zu, daß er dieser Ungewißheit endlich überdrüssig wurde. Die Schwierigkeiten, die er fand, seine Klagen vor des Mogols Ohren zu bringen, geben von der Ordnung, die um diesen Monarchen herrschete, keinen sehr vortheilhaften Begriff. Diese Erzählung verdienet um so vielmehr, daß man sie mit seinen eigenen Worten anführe, weil er eben durch dergleichen umständliche Berichte den Werth seiner Nachrichten erhöht. Nur muß man dabey bemerken, daß die Hindernisse, darüber er Klage führet, von der Portugiesen ihrem Anhang herrühreten, indem sie den Asaph Kam, einen der vornehmsten Herren und Reichsbeamten, dahin vermocht hatten, daß er das Gesuch des Engländers auf alle mögliche Weise zu hindern suchte.

Wie verlegen
Rhoe dabey
ist.

„Man ließ zwar mich, saget Rhoe, nebst meinem Agenten, oder indianischen Factor, welcher ein alter Greis war, hinein treten, hingegen meinem Dollmetscher wurde auf Anstiften des Asaph Chans, dem nichts gutes von meinem Anbringen schwanete, der Eingang verwehret. Seine Majestät ließen verschiedene Fragen, die Person des Königes von England und meine Geschenke betreffend, an mich ergehen. Ich beantwortete zwar einige, endlich aber sagte ich rund heraus, ich sey der portugiesischen Sprache nicht so mächtig, daß ich dem Kaiser auf alle Fragen hinlängliche Antwort geben könnte, wosern man meinem Dollmetscher nicht erlaubete, herein zu kommen. Er wurde demnach, des Asaph Kams Widersehung ungeachtet, herein gerufen. Ich befaß ihm, Seiner Majestät zu melden, daß ich mit derselben gern wegen der Geschäfte, die mich an Dero Hoflager geführt hätten, sprechen möchte. Seine Antwort war: er sey bereit, mich anzuhören. Allein des Asaph Kams Sohn zog den Dollmetscher mit ziemlicher Gewalt auf die Seite, und ließ ihn nicht weiter reden. Seine übrigen Anhänger traten hierauf vor mich, schnitten mir dergestalt die Gelegenheit ab, mich dem Kaiser zu zeigen, und ließen meinen Dollmetscher eben so wenig herbey q). Ich befaß ihm, seine Stimme zu erheben, und dem Kaiser zu sagen, ich bätte um Gehör. Der Kerl war so beherzt, daß er es that. Als der Kaiser seine Stimme vernahm, wurde ich zu ihm gerufen, und alle meine Widriggesinnen mußten mir Platz machen. Unterdessen unterstund sich der Asaph Kam gleichwohl,

„neben

p) N. d. 13 S.

q) Ebendasselbst.

„neben meinen Dollmetscher hinzutreten. Auf der andern Seite stand ich: allein, indem ich ihm vorsagte, was er dem Kaiser vortragen sollte, so suchte ihn dieser gefährliche Feind irre zu machen, und fiel mir alle Augenblicke in die Rede.

„Nichts destoweniger ließ ich dem Kaiser vorstellen, ich befände mich nun schon zween Monate an seinem Hofe; einen davon hätte ich mit einer beschwerlichen Krankheit, den andern mit vergeblichen Weiträufigkeiten zugebracht; es schiene, man machte sich wenig aus der Hauptursache meiner Reise, nämlich eine beständige Freundschaft zwischen beyden Nationen zu stiften, und vermöge derselbigen die Handlung und den Aufenthalt der engländischen Kaufleute, die eine Zeitlang im Reiche verbleiben würden, auf einen sichern Fuß zu setzen. Die Antwort war: Diese sämmtlichen drey Stücke habe man mir gleich bey dem allerersten Gehöre bewilliget. Das ist wahr, versetzte ich, aber unter beschwerlichen oder undenklichen Bedingungen. Hierauf fragte mich der Kaiser selbst: was für ein Geschenk ich ihm verspräche? Ich antwortete: Unsere Handlung sey noch schwach und beginne erst aufzukeimen: gleichwohl bringe unser Land allerley Seltenheiten hervor, welche mein König ihm gern überschicken würde; auch würden die Kaufleute dergleichen Dinge aller Orten aufzutreiben suchen, wenn er sie dagegen seines Schutzes würdigen wollte. Er fragte mich, was für Seltenheiten ich meynete? und ob es Diamanten oder andere Edelgesteine wären? Ich sagte, meines Erachtens wären dergleichen Seltenheiten, die sein eigenes Land lieferte, kein genugsam würdiges Geschenk für ihn, ich wollte mich aber bemühen, für Seine Majestät allerley Kostbarkeiten ausfindig zu machen, die man in seinen Landen noch nicht gesehen hätte, als zum Bepspiele, treffliche Gemälde, Bildhauerarbeit, Steinerne oder gegossene Bilder, Stickerey, Gold- und Silberzeuge. Das ist zwar ganz gut, versetzte er, mir wäre aber ein engländisches Pferd viel lieber. Ich antwortete, es sey nicht möglich, eines zur See herzubringen, zu Lande aber würde es der Türke nicht leiden. Er meynete hierauf, zur See möchte es wohl angehen: allein ich wendete die Schwierigkeiten wegen der Stürme, und die Länge der Schifffahrt dagegen vor. Nichtsdestoweniger behauptete er, unter sechs Pferden, die man zu Schiffe brächte, müßte doch wohl eines davon kommen; und wenn es gleich unterwegs mager werden sollte, so könnte man es doch schon wieder auffüttern. Ich blieb dabey, der glückliche Ausgang wäre etwas ungewisses, doch wollte ich ihm zu gefallen nach Hause schreiben, und würde man einen Versuch wagen.

„Hierauf fragte er, was ich von ihm verlangete? Ich sagte rund heraus, ich verlange billige Bedingungen, welche zu Errichtung einer beständigen Freundschaft, zur Sicherheit unserer Personen, und zur Freyheit unserer Handlung nöthig schienen. Denn da man so übel mit uns verfahren habe, so sey diese Vorsichtigkeit etwas unentbehrliches; übrigens wollte ich unsere gegründete Klagen hier nicht weiter berühren, weil ich der guten Hoffnung lebete, man würde ihnen ohne Zeitverlust abhelfen.

„Bei diesen Worten trat Asaph Ram herzu, und wollte meinen Dollmetscher wegstoßen: allein ich begegnete seiner Berwegenheit mit gleicher Münze, hielt ihn bey dem Arme zurück, und ließ ihm keine Macht, seinen Unwillen anders als durch Zeichen an den Tag zu legen. Als der Kaiser in meinen Bewegungen einige Hise wahrnahm: so ärgerte er sich, und rief mit einem dermaßen zornigen Wesen, er wolle wissen, über wen ich mich beschwere, daß ich nicht für rathsam hielt, ihn noch heftiger aufzubringen. Ich befahl, in ziemlich schlechtem Italienischen, meinem Dollmetscher: er solle zur Antwort geben, ich

Allgem. Reisebesch. XI Band.

B

„wolle

X hoc.
1616.

„wolle Seiner Majestät mit Erzählung unserer Noth nicht beschwerlich fallen, sondern
„dero Prinzen um Recht und Gerechtigkeit ansehn, weil ich des völligen Zutrauens lebte
„es würde uns derselbige nicht zuwider seyn. Der Kaiser ließ meinen Dolmetscher nicht
„völlig ausreden, sondern sobald er seinen Sohn nennen hörte, dachte er, ich beschwe
„mich über denselbigen, und wiederholte zweymal nach einander in eben der Sprache,
„ren ich mich selbst bedienet hatte: Mio figlio, mio figlio! Hierauf ließ er ihn ohne
„zug rufen. Der Prinz erschien den Augenblick. Schrecken und Unterthänigkeit waren in
„nem Angesichte abgemalt. Dem Asaph Kam war nicht weniger bange, und alle Um
„sende schienen bestürzt zu seyn. Der Kaiser ließ seinen Prinzen sehr hart an, und dieser
„schuldigte sich mit großer Verwirrung, weil er die Ursache des Unwillens nicht wußte
„Ich meines Ortes begriff ohne Mühe, woher der ganze Verstoß rührte, und nahm das
„meine Zuflucht zu der Gewogenheit eines gewissen persianischen Prinzen, mit dem ich
„kanntschaft gemacht hatte. Ich bath ihn, er möchte den Fehler meines Dolmetschers
„der sich unrecht ausgedrückt habe, ersehen. Dieser nun beruhigte sowohl des Kai
„als des Prinzen Gemüth, als er vortrug, ich hätte mich im allergeringsten nicht
„den letztern beschweret, sondern ich bärhe vielmehr um Erlaubniß, daß ich mich we
„alles desjenigen, was in seinem Gebiethe vorkommen würde, an ihn wenden dürfte. Des
„Vorschlag bewilligte der Kaiser.

„Als sich der Prinz von seiner Bestürzung erholet hatte: so sagte er zu mir, er hat
„mir ja einen Firman angeboten, ich aber selbigen ausgeschlagen, und möchte ich die
„sache davon anzeigen. Ich antwortete ohne Bedenken, der Firman enthalte ge
„Bedingungen, die ich nicht annehmen könnte. Der Kaiser wollte hierauf wissen, was
„für Bedingungen wären, denen ich mich nicht unterwerfen wollte? Ich nennete sie her, u
„es kam darüber zu einem hitzigen Wortstreite. Ein gewisser vornehmer Herr, Nam
„Mokreb Kam, sagte rund heraus, er könne von der portugiesischen Nation nicht ab
„hen; ja er redete von der unserigen sehr verächtlich, und behauptete, Seine Majestät würd
„niemals in die geringste den Portugiesen nachtheilige Sache willigen. Meine Antw
„war, ich verlangte nichts, was den Portugiesen schädlich seyn könnte, und hätte ich ni
„geglaubet, daß der mogolsche Hof dieser Nation so gänzlich zugethan wäre. Allein, die
„sitten und die übrigen Freunde der Portugiesen, hielten dermaßen fest bey der Erklärung
„Mokreb Kams, daß ich mich auf eine andere Weise herauslassen mußte. Ich sch
„wiewohl nur bedingungsweise, einen Frieden mit den Portugiesen vor, sagte aber
„daben, es wäre uns übrigens an ihrer Freundschaft nicht mehr gelegen, als an ihrer Feind
„schaft. Der Kaiser nahm sodann das Wort auf, erklärte mein Begehren für billig, me
„Antwort für großmüthig, und befahl, ich solle meine Vorschläge hören lassen. Asaph Kam
„welcher bey dieser ganzen Unterredung noch kein einziges Wort gesprochen hatte, und nichts me
„wünschte, als sie möchte bald geendiget werden, stellte vor, man möge noch so lange Wort me
„seln, so werde doch das Ende vom Liede zuletzt dieses seyn, daß ich mein Begehren schen
„lich aufsehn müsse; folglich sey das Beste, man thue dieses gleich im Anfange: finde
„dann der Staatsrath mein Verlangen billig, so könne man das Siegel darunter drück
„Der Kaiser ließ sich diesen Vorschlag gefallen, und ich willigte gleichfalls darein, wof
„der Prinz seine Genehmigung dazu geben wollte, welches er auch versprach r).

nach Ostindien. II Buch. XXII Cap.

II

Den andern Tag schickte Rhoe zu dem Assaph Kani, und ließ ihm melden, der Rhoe.
1516.
gefrige Zorn des Kaisers habe aus einem bloßen Misverstände hergerühret, und liege die Schuld an niemanden als dem Dolmetscher; die Engländer hätten zwar nicht den mindesten Vorfall, sich weder über ihn noch über den Prinzen zu beschweren, gleichwohl könnten sie es auch nicht dulden, daß er ihre Angelegenheiten dem Kaiser verhehle oder nur halb vortrage, folglich möchte er es nicht ungütig nehmen, wenn sie für seine künftigen Bemühungen bey Hofe danketen. Seine Antwort war, weder er, noch der Prinz hätten die geringste Ursache, zu glauben, als wenn der engländische Botschafter hätte Klage über sie führen wollen; der Misverständ liege vielmehr klar am Tage; er sey allezeit ein guter Freund von der engländischen Nation gewesen, werde auch diese Gesinnung allezeit beybehalten. Gleichwohl erfuhr Rhoe ein paar Tage hernach, der Prinz habe den Kaiser gefragt: warum er doch den Engländern so günstig begegnet? Zugleich habe er ihm auch vorgestellt, es werde dieser Vorzug die Portugiesen abhalten, seine Häfen künftighin zu besuchen, da doch ihre Handlung ihm weit nützlicher sey, als der Engländer ihre, welche allen Vortheil allein davon zögen, und lauter Waaren von schlechtem Werthe führten, als zum Beispiele Tücher, Säbel und Messer; dahingegen jene Perlen, Rubinen, und allerley andere Edelgesteine brächten. Weil nun aus dieser Vorstellung deutlich genug abzunehmen war, die Gewogenheit des Prinzen gegen die Engländer habe den höchsten Gipfel noch bey weitem nicht erreicht: so stund Rhoe auf seiner Huth, und suchte, soviel möglich, des Kaisers Gnade beyzubehalten. Wie gegründet sein Argwohn war, das lehrete ihn kurz hernach noch eine andere Begebenheit.

Prinz Coronn
wird den Eng-
ländern feind.

„Ich verlohre, saget er, zu meinem größten Verdrusse einen jungen Engländer, welcher Begebenheit
eines jungen
Engländers.
aus meinem Dienste trat, und sich zu einem Italiener begab; es gereichten auch die schändlichen Ursachen seines Ausweichens, unserer Nation zur schlechten Ehre. Weil ihn nun alle Italiener mit gesammter Hand beschützeten, so suchte ich auf dem Durbal Verrücktheit. Der Kaiser befahl sogleich, man sollte den Wegläufer in meine Hände liefern. Allein der Prinz, welcher nur auf Gelegenheit laurerte, mir Wehe zu thun, schlug vor, man sollte ihn öffentlich vorführen. Der Kerl erschien demnach des Abends auf dem Gyzalkain; und weil er sich auf des Prinzen Beystand verließ, so hatte er die Verwegenheit, daß er vor mich hertrat, und den Kaiser bath, ihm das Leben zu schenken. Dem Monarchen gieng sein Zustand zu Herzen; er verlohre also die Lust zu seiner Auslieferung an mich, und beschloß dagegen, ihn als einen Gefangenen nach Surate zu schicken. Allein, der Prinz bath sich den Menschen zur Bedienung aus, bloß in der Absicht mir Verdruß zu machen. Diese Gnade wurde ihm auch, aller meiner Einwendungen ungeachtet, zugestanden. Hierauf gab er ihm auf der Stelle hundert und funfzig Rupien, nebst der Bezahlung für zwey Pferde, ja er häuserte Unbilligkeit mit Beschimpfung, und verborch mir allen Umgang mit ihm.

„Unterdessen erkannte der junge Mensch seinen begangenen Fehler, kam des Nachts zu mir, fiel mir zu Füßen und bath wegen seiner Thorheit um Vergebung, nebst dem Versprechen, solche auf alle ersäunliche Weise wieder gut zu machen. Meine Antwort war, weil er in des Prinzen Diensten wäre, so verlangete ich ihn nicht bey mir zu behalten: sollte ich ihm aber verzeihen, so müßte er mir eine öffentliche Gemugthuung leisten. Gleich

Rhoe.
1616.

„den folgenden Tag fand er Mittel, in den Guzalkam zu kommen, wo er den Kaiser um Gnade anflehte, und alles, was er fälschlich vorgegeben hatte, widerrief; er gestund auch es sey dieses ein neues Verbrechen, das er, um der billigen Bestrafung wegen des vorigen zu entgehen, begangen habe; ja er bath, Seine Majestät möchte mich rufen lassen, damit er mich in dero Gegenwart um Verzeihung bitten könnte. Der Kaiser war auch bereit, dieses zu verwilligen; allein der Prinz, welchen dieser unvermuthete Zufall ungemein ärgerte, brachte allerley andere Dinge vor, darüber er diesen Entschluß fahren ließ. Den folgenden Tag erschien ich auf dem Guzalkam. Der Kaiser versicherte, er sey niemals Willens gewesen, einen entlaufenen und strafbaren Engländer gegen meine Gerichtebarkeit zu schützen; unterdessen habe er ihn auch nicht von sich stoßen können, da er sich gleichsam in seine Arme geworfen. Man ließ ihn hierauf herholen. Er bath mich auf den Knien um Verzeihung, schwur vor dem Kaiser, er habe kein wahres Wort gesagt, und lege er dieses Bekenntniß frey und ungezwungen ab, weil er keine Hoffnung habe, England jemals wieder zu sehen. Der Prinz, welcher dabey zugegen war, ereiferte sich gewaltig, und redete ihm stark zu, er solle bey seiner vorigen Gesinnung bleiben. Weil er aber bey seiner Sprache verblieb, so hieß man ihn seiner Wege gehen. Doch der Prinz konnte seinen Verdruß unmöglich verbergen, sondern rief ihn vor allen Anwesenden zurück, und gab ihm den niederträchtigen Befehl, die empfangenen hundert und funfzig Rupien wieder heraus zu geben, unter dem Vorwande, weil er sie meiner Dienste wegen nicht empfangen habe, so gehörten sie ihm auch nach seiner Ausöhnung mit mir nicht mehr.“

Engländer
müssen viel
leiden.

Die Engländer mußten noch mancherley andern Verdruß ausstehen, und Rhoe sollte dazu schweigen, weil er kein Mittel, einige Genugthuung dafür zu erhalten, vor sich sah. Denn er hatte nichts mehr zu verschenken; der Kaiser hingegen nahm keine Bittschrift gegenwärtigen Zustand der Sachen zum Besten der Portugiesen, indem er in sie drang, sie möchten Edelgesteine, Rubine und Perlen zu kaufen bringen. Sie erschienen also mit einem ansehnlichen Geschenke vor dem Kaiser, und boten ihm einen blassen Rubin zu kaufen an. Er wog dreyzehn Rolles, davon drittehalb eine Unze machen. Aber an statt gehofftermaßen fünf Leß Rupien dafür zu bekommen, both ihnen der Kaiser nicht mehr als eine. Gleichwohl gewannen sie die Gunst des Hofes so völlig, daß die Engländer das Herz nicht mehr hatten, sich daselbst sehen zu lassen. „Bis hieher, sagt der Verfasser, hatte ich mein Urtheil von diesem Lande auf anderer Leute Bericht gegründet, nunmehr aber sah ich zu meinem größten Leidwesen mit eigenen Augen, was für einen großen Unterschied man zwischen uns und den Portugiesen machte. Alle Indianer liefen nur zu uns. Uns kauften sie gleichsam nur aus Barmherzigkeit etwas ab. Die Portugiesen hatten nicht nur den Vortheil über uns, daß sie des Mogols Nachbarn waren, sondern sie waren auch im Stande, die Handlung seiner Unterthanen auf dem rothen Meere zu steuern. Nebst dem war auch unsere Handlung gegen die ihrige, wie nichts zu achten. Die Furcht vor unsern Kriegeschiffen war der einzige Bewegungsgrund, warum uns der Mogol den Zutritt nicht gar versagte.“

Rhoe.
1616.Zwistigkeit
zwischen den
mogolischen Prin-
zen.Grausamer
Befehl.Geschicklich-
keit der mogolischen Solda-
ten im Schels-
benschießen.Rhoe kommt
wieder in
Snaden.

Den 12ten des Brachmonats wurde dem Prinzen Coronn die Anführung der Völker, welche Decan bekriegen sollten, anvertrauet. Man zog die Braminen wegen des Tages seiner Abreise zu Rathe: hingegen erhielt der Prinz Pervis Befehl, nach Hofe zu kommen. Man rebete beynahe ungescheuet davon, besagter Prinz hätte seinem Vater geschrieben, er wollte die Anführung der Völker seinem ältern Bruder gern gönnen, allein beyden mogolischen Prinzen entschlossen, sich deswegen an desselben eigene Person zu halten, und Genugthuung zu verschaffen. Die vornehmsten Kriegesbeamten sagten gleichfalls, sie wollten lieber ihre Verdienungen nieder legen, als unter einem so verhassten Feldherrn dienen, vor welchem man sich mehr fürchtete, als vor dem Kaiser selbst. Unterdessen sah Rhoe zum Voraus, es würde bey dem einmal gefassten Entschlusse verbleiben; weil, wie er saget, es in des Kaisers Vermögen nicht stünde, ihn zu ändern. Dieser Monarch setzte sich vor, sein Heer selbst anzuführen, und die Engländer gerietzen darüber in die Sorge, wenn er diese Entschließung nebst seinem Lieblinge, dem Sulphetar Kam, bewerkstelligte, so dürften sie wohl niemals einen Häller von ihrer Schuld bezahlet bekommen 1).

Den 18ten befahl der Mogol einem von seinen Vettern, welcher den christlichen Glauben angenommen hatte, er sollte einem Löwen, den man nach Hofe gebracht hatte, auf den Hals sitzen. Als ihn aber die Furcht an Vollstreckung dieses Befehles hinderte: so wurde selbiger seinem jüngern Bruder gegeben, der ihn auch unerschrocken vollzog, ohne daß ihm der Löwe das geringste zu Leide gethan hätte. Diese Begebenheit mußte dem Kaiser zum Vorwande dienen, den ältern ins Gefängniß zu schicken, und es glaubete niemand, daß er jemals wieder herauskommen werde. Den 24sten kam die Gemahlinn des Sultan Coronns mit einem Prinzen nieder. Indem nun dieser neue Feldherr mit seinen Zurüstungen zum Feldzuge beständig fortfuhr 2): so warf man ihm zwanzig Tels Rupien zu seinem Unterhalte aus, und er machte den Anfang zum Gebrauche dieses Geldes damit, daß er die Gemüther durch seine Freygebigkeit gewann. Einer von den vornehmsten Herren am Hofe steckte es dem Kaiser, der Prinz Pervis zog es sich zum großen Schimpfe, daß man seinen Bruder zu Anführung der Kriegesmacht ausersehe, und sey es ihm nicht zu viel, seinen Verdruß an selbigem auszulassen. Meinetswegen, gab der Monarch zur Antwort, mögen sie sich immerhin balgen; der tapferste soll hernach meine Völker anführen.

Rhoe hielt es für seine Schuldigkeit, den Emir Abdalla Hassan, Generallieutenant und Schachmeister der mogolischen Völker, welcher nächstens nach dem allgemeinen Sammelplage abgehen wollte, zu besuchen. Dieser Herr nun ließ seine Soldaten in des Rhoe Gegenwart nach der Scheibe schießen. Die meisten darunter trafen mit ihren Pfeilen oder mit einer einzigen Kugel aus der Flinte ins Schwarze, ungeachtet es nicht breiter war, als eine Hand.

Aber da die Engländer dachten, nun sey mit ihrer Gesandtschaft alles aus: so machte ihnen ein geringer Zufall ganz unvermuthet neue Hoffnung. Eines Tages, da Rhoe sich auf dem Durbal einfand, ließ ihm der Kaiser durch den Asaph Kam vermelden, er habe gehört, es sey unter den Engländern von seinem Gefolge ein trefflicher Maler, und möchte er gern etwas von seiner Arbeit sehen. Nun hatte ich, saget Rhoe, gar keinen Maler bey mir, sondern nur einen jungen Menschen, der zu seinem Zeitvertreibe allerley

1) A. d. 17 S.

2) Ebendaselbst.

Rhoe.
1616.

Bilder mit der Feder zeichnete, übrigens aber von der Geschicklichkeit eines Künstlers weit entfernt war. Unterdessen meynte der Kaiser; als ich es ihm sagte, ich besorge etwa, er möchte mich um meinen Künstler bringen, und suchte mir diese Furcht zu benehmen: allein ich versicherte dagegen, daß ich von dergleichen Gedanken weit entfernt wäre, und den jungen Menschen morgen auf den Guszakam mitnehmen, auch seine Zeichnungen, die etwa in einigen Elephanten oder Hirschen bestehen möchten, mitbringen wollte. Hierauf machte der Kaiser eine Neigung, und sagte, wenn ich aus Neugierigkeit etwa Verlangen nach einem Elephanten, oder seiner Figur, oder nach sonst etwas, das in seinem Lande zu finden wäre, trüge, so sollte ich kein Geld dafür ausgeben, noch es mir durch sonst jemanden, als durch ihn selbst, zu verschaffen trachten; er böhre mir alles an, was mir anständig sey, und dürfte ich nur frey sagen, was ich wollte; er wäre mein guter Freund, und zum Beschlusse, so möchte ich nicht vergessen, den jungen Menschen und seine Gemälde diesen Abend nach Hofe mitzunehmen. Asaph Kam ersuchte mich bey dieser Gelegenheit ebenfalls, ihn zu besuchen, und meinen Maler mitzubringen. Noch niemals hatte sich der Kaiser so gnädig gegen mich erzeigt, als bey dieser Gelegenheit. Der ganze Hof erfuhr es, gleichwie ich solches aus dem veränderten Bezeugen der Hoffleute gegen mich, ohne große Mühe er messen konnte. Das lustigste bey der ganzen Sache war dieses, daß der Kaiser einen Jesuiten, welcher mir bey aller Gelegenheit zu schaden gesucht hatte, zum Dolmetscher seiner gnädigen Reden machte x).

Hoffräulein
wird mit ei-
nem Ver-
schnittenen er-
wischt.

Eben diesen Tag, wurde ein Hoffräulein der Prinzessin Tschornal, und Geliebte des Kaisers, im Pallaste auf frischer That mit einem Verschnittenen erwischt, und zwar von einem andern Verschnittenen, der gleichfalls in sie verliebet war, und seinem Nebenbuhler den Dolch in den Leib stieß. Das junge Frauenzimmer wurde bis unter die Achseln in die Erde eingegraben, und ihre Arme an einen Pfahl gebunden; in welcher Stellung sie drey Tage und zwey Nächte ohne Essen und Trinken verbleiben und die Sonnenhitze am Kopfe und den Armen ausstehen sollte. Hätte sie diese Strafe überstanden, so wäre sie wieder zu Gnaden angenommen worden: der Verfasser meldet aber nicht, wie es mit ihr abgelaufen, sondern nur, man habe an Perlen, Edelgesteinen und Gelde beynahe für zwey Millionen Goldes am Werthe bey ihr gefunden. Der Verschnittene starb zwar nicht an dem Dolchenstiche, wurde aber den Elephanten vorgeworfen y).

Den Engländer
wird ein
Haus zuge-
standen.

Die Gnade, darein Rhoe kam, wirkete sogleich etwas gutes für die Engländer, indem ihnen erlaubt wurde, in der Stadt Baroch ein Haus zu ihrer Handlung an sich zu kaufen und an besagtem Orte mit allen beliebigen Waaren zu handeln; zugleich wurden sie auch von allen Abgaben befreiet, wodurch sie ungefähr ein tausend fünf hundert Jacobus ersparen. Hierauf erzeugte jedermann am ganzen Hofe dem Rhoe für seine eigene Person die größte Höflichkeit. Er berichtet einige Wirkungen dieser glücklichen Veränderung, mit solchen Umständen, davon man nichts weglassen darf. Den 6ten August, sagt er, bekam ich Befehl, auf dem Durbal zu erscheinen. Einige Tage zuvor hatte ich dem Mogol ein Gemälde verehret, und zugleich versichert, es würde niemand in Indien seyn, welcher eines von gleicher Schönheit zu verfertigen im Stande wäre. Sobald ich nun erschien, rief er mir zu, was wollet ihr dem Maler geben, der ein anderes dem eurigen so ähnliches Gemälde verfertigt hat, daß ihr nicht wissen werdet, welches das eurige ist? Ich antwor-

Wettstreit
zwischen dem
Mogol und
Rhoe wegen
der Malerey.

terete:

tete: zwanzig Pistolen will ich ihm gern geben. Er ist ein Edelmann, versetzte der Kaiser, ihr bieret zu wenig. Ich will, sagte ich hierauf, mein Gemäld von Herzen gern hergeben, wiewohl ich es für ein seltenes Kunststück achte, und verlange mich in keine Wette einzulassen; denn wosern es Dero Maler so wohl getroffen hat, und er mit meinem Anerbieten nicht zufrieden ist, so werden Eure Majestät im Stande seyn, ihn zu belohnen. Es wurde hierauf noch eine Zeitlang von den in Indien im Schwange gehenden Künsten gesprochen, und sodann befahl er mir, ich sollte diesen Abend auf dem Guzalkam erscheinen, da wollte er mir seine Gemälde vorlegen.

Gegen Abend wurde ich noch einmal ausdrücklich erinnert, ich möchte nicht außenbleiben; so begierig war er nach dem Siege, den die Geschicklichkeit seines Malers davon tragen sollte. Man legte mir sechs Gemälde vor, unter welchen das meinige mit begriffen war. Sie lagen alle mit einander auf einem einzigen Tische, waren auch einander dermaßen ähnlich, daß ich bey dem Scheine der Wachskerzen in der That nicht so gleich wußte, welches das meinige sey; und gestehet, daß ich mir dieses nimmermehr vermuthet hätte. Gleichwohl kenne ich es endlich, zeigete auch hin und wieder einigen Unterschied, welcher Kennern merklich fiel. Unterdessen war der Kaiser schon darüber zum höchsten vergnügt, daß ich eine Zeitlang in der Ungewißheit gestanden hatte: ich meines Ortes gab ihm gewonnen, und lobete die Vortrefflichkeit seines Künstlers. Nun, sing er wieder an, was saget ihr dazu? Meine Antwort war: Seine Majestät hätten nicht nöthig, Maler aus England kommen zu lassen. Was wollet ihr nun dem Künstler geben? fragte er weiter. Ich sagte, weil selbiger mein Vermuthen dermaßen weit übertroffen hätte, so wollte ich ihm das versprochene doppelt bezahlen; und wenn er zu mir käme, ihm hundert Rupien, ein Pferd dafür zu kaufen, einhändigen. Der Kaiser nahm das Anerbieten zwar an, setzte aber hinzu, ich würde seinem Maler mit jedweder andern Sache einen größern Gefallen erzeigen, als mit Gelde, und fragte damit zum zweytenmale, was ich ihm für eine Verehrung machen wollte? Als ich antwortete, dieses müßte meinem Belieben überlassen werden, so gab er es zwar zu, wollte aber doch wissen, was es seyn würde? Ich will ihm, war meine Antwort, einen guten Säbel, ein Pistol, und ein Gemäld geben. Nun, versetzte der Monarch, ihr gestehet doch, daß es ein guter Maler ist: Bittet ihn zu euch, zeigt ihm euere Seltenheiten und laßt ihm die Wahl darunter; er hingegen soll euch eines von seinen Gemälden geben, damit ihr es nach England mitnehmen, und die Europäer überführen könnet, wir seyen in dieser Kunst nicht so ungeschickt, als sie vielleicht gedenken. Hierauf befahle mir, unter den Nachgemälden eines für mich auszusuchen. Ich that es ohne Verzug. Er nahm es, wickelte es selbst in ein Papier, legte es in die Schachtel, darinnen das Urbild gewesen war, und bezogte sich wegen des Sieges, den er seinem Maler zuschrieb, sehr vergnügt. Hierauf zeigte ich ihm ein kleines Bildniß, das ihn selbst vorstellte, an welchem aber die schöne Manier des Künstlers, der die Nachgemälde fertigete hatte, bey weitem nicht, erschien, und sagte dabey, dieses sey die Ursache meines Irrthums; denn man habe es für die Arbeit eines der größten Künstler hier zu Lande ausgegeben, folglich hätte ich die Geschicklichkeit der übrigen überhaupt, aus dieser Probe beurtheilet. Er fragte hierauf: woher ich es bekommen hätte? Da ich nun antwortete, ich hätte es von einem Kaufmanne eingekauft: so versetzte er: Was? ihr gebet für solche Sachen Geld aus? Wißet ihr denn nicht,

Ab oe.
1616.

nicht, daß es keine bessern Stücke von dieser Gattung giebt, als die ich selbst habe? sage ich euch nicht, ich wollte euch alles geben, was ihr verlangt? Ich entschuldigte mich mit meiner Unwürdigkeit, dergleichen Bitte zu wagen, beliebte es aber Seiner Majestät, mich aus eigener Bewegung mit etwas zu begnadigen, so werde es eine außerordentliche Ehre für mich seyn. Wenn euch mit meinem Bildnisse gedienet ist, sagte er, so will ich euch eines euern König, und das andere für euch mitgeben. Ich versicherte, ich würde es mit Vergnügen überbringen, und mein König es mit Vergnügen annehmen, wenn er mir für den selbigen eines mitgeben wolle; dürfte ich mich aber unterstehen, um etwas zu bitten, so wäre Seiner Majestät Bildniß für mich selbst, und wollte ich es Zeitlebens sorgfältig verwahren, auch meinen Kindern als ein schätzbares Andenken. Dero mir erzeigten Gnade hinterlassen. Ich merke wohl, versetzte er, einer König machet sich wenig aus meinem Bildnisse, euch aber traue ich zu, daß ihr eine Freude daran habet, ihr sollet folglich eines bekommen. Er befahl auch auf der Stelle, eines für mich zu versfertigen. a)

Gemüthsart
des Gemal-
din Ussan.

Den 12ten Aug. machte ich dem Gemaladin Ussan, Unterkönige zu Patan, einen Staatsbesuch. Er war ein alter Herr von siebenzig Jahren, und besaß vier Städte der Landschaft Bengalen zu eigen. Unterdessen rührte dennoch die Achtung, darinnen er stand, hauptsächlich von seiner erlangten großen Erfahrung in den Staatsgeschäften her. Denn er war Zeitlebens zu den ansehnlichsten Gesandtschaften und wichtigsten Staatsgeschäften gebraucht worden. Ueber dieses gaben ihn die Ausländer das Lob, er zeige mehr Einsicht und Höflichkeit, als die großen Herren in diesem Lande sonst insgemein zu zeigen pflegten. Er hatte mich schon öfters gebethen, ihn zu besuchen. Er empfing mich auf das allerfreundschaftlichste, both mir so gar dreyßig tausend Pistolen an, und versicherte mich, er sey bereit, mir mit seinem Ansehen bey Hofe, mit gutem Rathe, und allem, was in seinem Vermögen stehe, zu dienen. Ich habe auch wirklich Ursache, sein aufrichtiges und großmüthiges Wesen zu rühmen.

Er hat eine
Geschichte ge-
schrieben.

Er ließ sich wegen der Landesgebräuche, und der Slaveren, darinnen die Einwohner lebeten, sehr vertraut heraus. Er klagte darüber, daß es Indostan an Gesetzen fehle. Hernach kam er auf den Umfang und die Vergrößerung dieses Reiches zu reden, und erzählte mir, er habe schon drey Kaisern gedienet, und sey allemal in gutem Ansehen bey ihnen gestanden. Er zeigte mir eine von ihm selbst aufgesetzte Geschichte seiner Zeit, darinnen er alle Begebenheiten, die er erfuhr, von Tage zu Tage angemerkt hatte, both mir auch eine Abschrift davon an, wenn ich sie etwa übersetzen lassen wollte. Nach seinem Verdict bestunden die Einkünfte des Mogols in Einziehung der Güter, in Geschenken, die er forderte, und absonderlich in Auflagen, damit man reiche Personen belegte. Jedweder Statthalter einer Landschaft zahlte jährlich dem Kaiser ein gewisses Geld, nicht anders, als ob sie nur im Pachte hätte. Er seines Orts zahlte wegen der Statthalterschaft von Patan eine Lek Rupien b). Unter dieser Bedingung hat ein Statthalter das Recht, von den Unterthanen soviel einzutreiben, als ihm gut dünket. Gemaladin zog aus seiner Landschaft soviel, als vier tausend Pferde zu unterhalten kosten, das ist zwey mal hundert tausend Rupien. Nebst diesem Einkommen empfing er von dem Kaiser noch den Sold für fünf tausend Pferde, hielt aber nicht mehr als funfzehn hundert auf den Weinen, sondern steckte das übrige in seinen Beutel. Noch hatte er jährlich Tafelgelder, welche des Tages tau-

a) N. d. 20 S.

b) Lek ist so viel als hundert tausend.

send Rupien betrugen, zog auch die Einkünfte einiger kleinen Statthalterschaften. Als ich über dermaßen große Einkünfte erstaunet zu seyn schien: so gab er zur Antwort, es gebe viele Herren am Hofe, die noch einmal so viel Einkommens hätten, und wollte er mir wenigstens zwanzig hernennen, die ihm, was dieses Stück betrifft, gleich wären. Er redete sehr ehrerbietig von der christlichen Lehre und von Jesu Christo als von einem großen Propheten. Uebrigens urtheilte er von allen Sachen sehr gründlich, und wußte seine Meinung ungemein artig vorzutragen c)

Als einige Tage nach diesem Besuche verlaufen waren: so glaubte ich, er werde es bey der mir erwiesenen Höflichkeit bewenden lassen: allein er lud mich nach einem kaiserlichen Lusthause ein, wo er in dieser Absicht alle Anstalten vorgekehret hatte. Es lag nicht weiter als eine halbe französische Meile von der Stadt. Er begab sich nebst einem großen Gefolge schon um Mitternacht dahin, und ließ einige mitgenommene Zelte an einem Teiche aufschlagen. Des Morgens machte ich mich auf den Weg. Er kam mir entgegen, und führte mich in das für mich zubereitete Zimmer. Sein Gefolge bestand aus zwanzig Personen von Stande, darunter zween Söhne von ihm waren; denn er hatte, wie ich gehöret habe, dreyßig, aber von mehr als einer Frau. Er zeigte mir alle Seltenheiten des Schlosses, worauf der Mogol am meisten zu halten pflegte, absonderlich seine Cabinette, worinnen nebst andern Schildereyen auch die Bildnisse des Königes von Frankreich und anderer christlichen Fürsten hingen. Der sämtliche Zimmeraufputz war äußerst kostbar. „Ich meines Ortes, sagte Gemaladin, bin nur ein armer Sclav meines Kaisers, ich möchte euch gern die Zeit so gut vertreiben, als es mir möglich fällt, und habe eine geringe Mahlzeit bestellet, damit wir bey Salz und Brodte eine beständige Freundschaft mit einander errichten.“ Er sagte ferner, es gäbe am Hofe eine Menge reicher Personen, die mir vielleicht ausgesuchtere Complimenten gemacht haben würden, sie wären aber meistens stolze oder doch falsche Kerl, denen ich nicht das geringste trauen sollte; hätte ich dem Kaiser wichtige Angelegenheiten vorzutragen, sie möchten übrigens die Portugiesen oder sonst jemanden betreffen, so würden diejenigen, die meine Dolmetscher seyn sollten, meine Gedanken niemals getreulich ausdrücken, und ich dürfte mir keine Rechnung auf etwas machen, wenn ich keinen Landsmann, der des Persianischen mächtig wäre, bey mir hätte. Unterdessen würde es mir der Kaiser sehr gern erlauben, einen gebornen Engländer als meinen Dolmetscher zu gebrauchen; denn er sey mir ungemein gewogen. Als ihm gestern Abends die Juwelen des unlängst verstorbenen Statthalters zu Lahor auf dem Guzalkam überreicht worden, habe er sich meiner bey dem Anblicke eines unter den Erbschaftsstücken befindlichen Bildnisses von ihm erinnert, und weil er es für wohlgetroffen gehalten, dem Asaphkam zugestellet, damit er es mir übergeben, und mich erinnern solle, es zu seinem Angehen zu behalten d).

Unter diesem Gespräche wurde die Tafel gedecket. Wir saßen auf Teppichen. Man breitete ein Stück Tuch vor uns hin, und besetzte es mit vielen Gerichten. Weiter unten, wurde zu gleicher Zeit eine andere Tafel für die Edelleute von Gemaladins Gefolge gedecket, bey welchen er selbst sich niederließ. Ich sagte hierauf, er habe mir versprochen, Salz und Brodt mit mir zu essen, und ich besorge, es werde mir das Essen nicht schmecken, wenn er mir nicht Gesellschaft leisten wolle. Er stund hierauf ohne Verzug auf, und setzte sich an seine

Behält ihn
zu Gast.

c) A. d. 21 und vorhergehenden S.
Allgem. Reisebeschr. XI Band.

d) A. d. 22 S.
E

Rhoe.
1616.

Will einen
Hofjunker an
den König von
England schi-
cken.

Abendmahl.
zeit die er
Rhoe giebt.

Der Kaiser
schenket ihm
sein Bildniß
auf einem
Goldstücke.

seine vorige Stelle neben mir hin, und also speiseten wir an einer Tafel mit einander. Man trug anfänglich Weintrauben, Mandeln, Pistazien und andere Früchte auf. Nach Tische spielte er Schach, und ich besah unterdessen den Garten. Als ich zurück kam, wollte ich Abschied von ihm nehmen: allein er erinnerte mich an mein Versprechen, daß ich eine Mahlzeit bey ihm einnehmen wolle, das Genossene sey nur eine Collation gewesen, und also müsse ich vor meiner Abreise bey ihm zu Abend speisen. Ein Stunde hernach bekam er Besuch von dem Abgesandten des Königes von Decan, und er führte ihn zu mir, vermuthlich nur deswegen, damit er mir zeigen könnte, er erweise ihm bey weitem nicht so viele Höflichkeit als mir. Hernach fragte er: „ob ich wohl meynete, mein König würde es nicht übel nehmen, wenn ein armer Mann, wie er, sich die Freyheit nähme, ihm seine Dienste anzubieten, ja sich über dieses unterstünde, ihn mit etwas zu beschenken?“. Wenn ich nichts dagegen einzuwenden hätte, fuhr er fort, so wollte er einen Edelmann nach England abschicken, um Seiner Majestät seine Unterthänigkeit zu bezeugen. Er ließ auch wirklich einen von seinen Hofjunkten herbey kommen, und fragte ihn, ob er Lust zu dieser Reise hätte? Es war ein junger Herr, welcher viel Verstand zu haben schien, und den Vorschlag ohne alles Bedenken annahm. Gemaldin stellte ihn mir hierauf vor, und es blieb bey, er wolle ihn mit einem Geschenke von allerley indianischen Seltenheiten in meiner Gesellschaft nach England abreisen lassen e).

Als die Stunde zum Abendessen erschien: so breitete man eben so wie des Morgens zwey Stücke Tuch auf den Boden hin, und besetzte sie mit allerley Salat, und vielen andern nach Landesart zugerichteten Speisen. Gemaldin bath mich um Vergebung, daß er der Landesgewohnheit zu Folge mit seinen Leuten speisen müßte. Ich wußte es auch ohnedies, daß die Indianer sich scheuen, mit uns zu essen, ja vielleicht hatte ich ihm bereits nur allzuviel zugemuthet. Wir setzten uns demnach jedweder an seinem Orte zu Tische, er nebst einigen Edelleuten von seinem Gefolge, ich mit meinem Reiseprediger, und noch einem Engländer, den ich bey mir hatte. Die schöne Ordnung, in welcher man die Speisen auftrug, gefiel mir nicht weniger wohl, als ihre Röstlichkeit. Er beschenkte mich, wie es da zu Lande die Gewohnheit gegen Gäste mit sich bringt, mit fünf Kisten voll wohlriechender Zuckercand und einem Zuckerhute, einen halben Zentner schwer, von ungemeiner Feinheit, und schneeweißer Farbe. Noch funfzig dergleichen bath er mich als ein Reisegeschenk anzunehmen, und zwar ist gleich, weil, wie er vorgab, es ihm bey meiner Abreise etwas daran fehlen möchte. Endlich nahmen wir einen ungemein zärtlichen Abschied von einander. Er versprach, Zeit lebens mich als seinen Sohn zu achten, und ich ihn, als meinen Vater zu ehren f).

Den 16ten des Abends begab ich mich auf den Guzalkam. Sobald mich der Kaiser kommen sah, rief er sein Frauenzimmer herbey, und ließ sich eine goldene Kette bringen, woran sein Bildniß, und unten an solchem eine kostbare Perl hing. Dieses gab er dem Asaph Kam in die Hände, nebst dem Bedeuten, er solle mich, wenn ich dieses Geschenk annehme, zu keiner andern Ehrenbezeugung anhalten, als wozu ich mich aus eigener Bewegung verstehen werde. Wer ein Gnadenzeichen vom Mogol erhält, muß sonst niederknien, und den Kopf bis zu Erde neigen. So gar die persischen Botschafter hatten diese Ehrverbiethung bezeugen müssen. Als nun Asaph Kam auf mich zugieng, machte ich

e) N. d. 22 S.

f) Ebendasselbst.

Rhoe.
1615.

ich mich gefasset, das Geschenk, das er mir brachte, zu empfangen. Er winkte mir, ich sollte den Huth abnehmen, und ich that es ohne Verzug. Darauf hing er mir die Kette an den Hals, nahm mich bey der Hand, und führte mich zum Kaiser. Weil ich nicht wußte, was etwa sein Vorhaben seyn möchte, so besorgte ich, er werde die Ehrenbezeugung, die man im Mogolschen das Sifeda nennet, von mir verlangen, und ich war gesonnen, lieber das Geschenk wieder herzugeben, als mich zu dieser Stellung zu verstehen. Er winkte mir aber nur, ich sollte mich bey dem Könige bedanken, und ich that es auf europäische Weise. Einige Officier erinnerten mich, das Sifeda zu machen: allein, der Kaiser sagte auf persianisch, Nein, Nein, Nein; und beurlaubte mich hernach mit einem sehr gnädigen Wesen. Sein Geschenk war zwar nicht mehr werth, als dreyßig Jacobus, gleichwohl aber kostbarer als diejenigen, welche man für die höchste Gnade hält, insgemein zu seyn pflegen. Es hat kein einiger vornehmer Herr, der einen Gnadenpfennig mit des Kaisers Bildnisse, aus dessen eigener Hand empfangen hat, und ihn aus dieser Ursache öffentlich tragen darf, jemals einen bekommen, der größer als ein Goldgülden gewesen wäre, und das daran befindliche Kettchen, damit er an den Turban fest gemacht wird, pflegt nicht länger, als etwa vier Zolle zu seyn. Zwar lassen sie das Bild mit Edelgesteinen besetzen, oder Perlen daran hängen, aber auf ihre eigenen Kosten g).

Den 19ten wurde Gemalidin Uffan zum Statthalter von Sinda ernennet. Eben diesen Tag lud er sich bey dem engländischen Abgesandten zu Gaste, und brachte noch vier andere Herren, darunter zween seine leiblichen Söhne waren, nebst einem Gefolge von etwa hundert Bedienten mit sich. Er genoß zwar von einigen Speisen, die ein muhammedanischer Koch zugerichtet hatte: allein die nach engländischer Art bereiteten, wollte er aus Ehrerbietung gegen sein Befehl nicht berühren, ungeachtet ihm das Maul gewaltig darnach wässerte. Doch wählte er sich vier bis fünf Gerichte aus, und bath den Rhoe, er möchte sie ihm nach Hause schicken, damit er sie ingheim verzehren könnte. Es war Gebackenes, damit die Mogolen nicht unzugehen wußten. Nach der Tafel both er den Engländern die Stadt Sinda an, nebst allen übrigen Gefälligkeiten, die er ihnen kraft seiner Bedienung zu leisten im Stande sey h).

Rhoe beschreibt weitläufig, was für großes Unglück ein Wolkenbruch, welcher den Schrecklicher
kosten fiel, im ganzen Lande stiftete. Man hielt ihn für etwas Unerhörtes, ungeachtet Wolkenbruch
heftiges Ungewitter in dieser Gegend nichts seltsames ist. Man nennet dergleichen Stür-
me Olfan. Die Gewalt des anlaufenden Wassers riß die allerstärksten steinernen Däm-
me weg, und in der Stadt war die Bestürzung so groß, daß man ihren gänzlichen Unter-
gang besorgete. Der Kaiser verließ nebst allem Frauenzimmer den Pallast. Des Rhoe
Nachbarn luden ihre Habseligkeit auf Elephanten und Kamele, und hielten sich fertig, ins
Gebirge zu fliehen. Bey den Engländern war die Angst desto größer, weil ihnen die nur
erwähnten Mittel zum Entfliehen fehlten, folglich sie ihre Waaren zurück lassen mußten,
wenn sie ihre Person retten wollten. Man sagte ihnen, das Wasser würde wohl drey
Schuh hoch über ihr Haus steigen; indem nun solches nur aus Erde und Stroh gebauet
war, so konnte man leicht erachten, es würde schlechten Widerstand leisten. Vierzehn
Tahre vorher hatte man eben dergleichen Gefahr ausgestanden. Die Stadt lag in einem
Thale, und mitten an dem Orte, wo das Wasser zusammen schoß. Der geringste Regen

verur-

g) Ebendasselbst.

C 2

h) Ebendasselbst.

Rhoe.
1616.

Der Hof
zieht in das
Schloß Man-
do.

Geburtstag
des Kaisers.

Aufzug der
Elephanten
am Durbal.

Rhoe wird
des Nachts
gerufen.

verursachte einen so starken Strom vor dem Stadthore, daß das Wasser eben so schnell fortschoß, als unter den Schwißbogen der Londoner Brücke. Zuweilen konnte man ganz vier Stunden lang weder zu Fuße noch zu Pferde durchsetzen. Der Kaiser ließ eine Schleuse öffnen, um die Gefahr einigermaßen von dem Vorhschaffer abzuwenden: es half auch die Anstalt wirklich so viel, daß das Wasser sich zum Theile verlief. Nichtsdestoweniger waren die Wände des Hauses dermaßen abgepöhlert, ja hin und wieder gar durchlöchert, daß er zuletzt in augenscheinlicher Gefahr stand, es möchte ihm alles unaufhörlichen Flickens und geachtet, als welches nicht trocken geschehen konnte, das ganze Gebäude über den Kopf ein stürzen. Der Kaiser beschloß, seinen Aufenthalt nach dem Schlosse Mandoa zu verlegen und Rhoe wußte wohl, er mußte ihm von rechtswegen dahin folgen. Weil aber bey diesem Orte keine Stadt liegt: so fiel ihm diese Aenderung nicht nur sehr kostbar, sondern auch beschwerlich. Er mußte unten am Schlosse, welches auf einem Berge steht, ein Wohnhaus aufbauen, auch ein Gebäude für die Waaren aufführen lassen i).

Doch es mochte der Schaden, den der Regen gestiftet hatte, so groß seyn, als er wollte. So feyerte man doch den 2ten des Herbstmonats als den Geburtstag des Kaisers, mit großer Prachte. Der Monarch wird an diesem Feste gewogen. Man setzt ihn in eine Waage. Auf die andere Schale leget man Edelgesteine, Gold, Silber, Zenge, Obst und allerley andere Güter, das ist, von jedweden etwas wenigens. Ist dem Gebrauche sein Recht geschehen: so wird alles mit einander unter die Braminen ausgetheilet. Der Kaiser ließ bei Rhoe zu dieser Feyerlichkeit, welche bey den Mogolen für die größte gehalten wird, einladen, ja er bestimmte selbst den Platz, den er haben sollte. Weil aber der Vorthe unrecht verstanden hatte: so erhielt Rhoe diese Nachricht allzu spät, und konnte nicht eher nach Hof kommen, als um die Zeit des Durballs, folglich auch nicht alles mit ansehen. Der Kaiser hatte eine dermaßen große Menge Edelgesteine an sich, daß man noch niemals so viel beisammen gesehen hatte. Der Durbal wurde zu nichts anderm angewendet, als dem Kaiser seine großen Elephanten vorzuführen. Die schönsten hatten Ketten, Glocken und alles übrige, was sonst bey einem Elephantengeschirre von Eisen zu seyn pfleget, von Gold und Silber. Es wurden Fahnen vor ihnen hergetragen. Jedweder Hauptelephant hatte neun bis zehn kleine um sich, die gleichsam seine Bedienten vorstellten: Ihre Decken waren von Seidenzeuge, mit Gold und Silber gestickt. Es wurden zwölf reich angeschmückte Züge vorgeführt. Der allervorderste war ein erstaunlich großes Thier. Die Platten am Kopfe und an der Brust waren mit Rubinen und Smaragden besetzt. Wenn sie vor dem Kaiser vorbeigingen, beugeten sie die Knie, und diese Art einer Ehrenbezeugung verdienet insonderheit, gesehen zu werden k).

Nach geendigtem Durbal begab sich der Kaiser in den Pallast, und schickte des Abends um zehn Uhr zu Rhoe. Man fand ihn zu Bette. Die Ursache dieser Bottschaft war, ein gewisses Gemäld, das der Kaiser noch nicht gesehen hatte, nebst der Vergünstigung, daß man es für das kaiserliche Frauenzimmer nachmalen dürfte, von ihm auszubitten. Rhoe stand auf, und begab sich mit seinem Gemälde nach dem Pallaste. Der Monarch saß mit geschränkten Beinen auf einem kleinen, mit Diamanten, Perlen und Rubinen ganz überfüeten Throne. Vor ihm stand ein ganz goldener Tisch, worauf funfzig mit Edelgesteinen besetzte goldene Platten lagen. Einige waren ungemein groß und kostbar, die an-

i) Ebendasselbst.

k) A. d. 25 C.

bern waren zwar kleiner, doch aber sämmtlich mit ächten Steinen über und über besetzt. Um ihn stunden die Großen in ihrem höchsten Prachte. Er befahl, man sollte nach Belieben trinken, ohne sich zu scheuen, und es stunden zu diesem Ende eine Menge große Flaschen mit allerley Weine in Saale.

Sobald ich hinein trat, erzählet der Verfasser, fragte er nach meinem Gemälde. Ich zeigte ihm zwey Bildnisse, darunter er das eine mit Erstaunen betrachtete. Er fragte mich, wen es vorstellte? Ich antwortete, es sey das Bildniß einer verstorbenen guten Freundin von mir. Darf ich es behalten? sagte er darauf. Meine Antwort war, es sey das liebste Stück unter meinem ganzen Vermögen, weil es eine Person vorstellte, die ich ungemein geliebet hätte: wäre nun diese Neigung im Stande, mir bey Seiner Majestät Erlaubniß dazu auszuwirken, so wollte ich dieselbe ersuchen, das andere Gemäld von mir anzunehmen; welches ein französisches Frauenzimmer vorstellte, und von einem trefflichen Künstler verfertiget war. Er dankete mir zwar, sagte aber zugleich, es gefalle ihm dasjenige, das er von mir verlangt habe, eben so sehr als mir selbst, und werde er es für das seltenste Kleinod in seinem Schatze achten, wenn ich es ihm schenken wolle. Ich versetzte hierauf, es sey nichts in der Welt mir dermaßen lieb, daß ich es Seiner Maj. versagen könnte, wenn dieselbe Verlangen darnach bezeugten, ich beklagte vielmehr, daß ich Ihnen kein wichtigeres Kennzeichen meiner Ergebenheit darlegen könnte. Bey diesen leßtern Worten, neigte er sich ein wenig, und sagte: er zweifle hieran im geringsten nicht, weil er es aus der gegenwärtigen Erfahrung sehe. Nachgehends drang er stark in mich, ich sollte ihm aufrichtig sagen, in welchem Lande dieses schöne Frauenzimmer anzutreffen wäre. Als ich versicherte, es wäre gestorben: so lobete er mich wegen der Liebe, die ich noch immer gegen sie trüge, und sagte: er wolle mich eines so werthen Stückes nicht berauben, sondern das Bild nur seinem Frauenzimmer zeigen, und hernach es durch seine Künstler fünfmal nachmalen lassen; wäre ich im Stande, es unter den Nachgemälden zu kennen, so sollte ich es wieder haben. Ungeachtet ich nun nochmals versicherte, es stünde Seiner Majestät von Grunde des Herzens zu Dienste, und es würde mir zu besonderer Ehre gereichen, wenn dieselbe es anzunehmen geruhen wollten, so blieb er doch dabey, er wolle es nicht behalten; mein Anerbieten gefalle ihm zwar wohl, allein es wäre etwas unbilliges, mich darum zu bringen. Seine Absicht sey nur gewesen, es nachmalen zu lassen, sodann hätte er es mir wieder einhändigen, die Nachgemälde aber seinem Frauenzimmer, um solche an sich zu tragen, zustellen wollen. Es war auch in der That das schönste Migniaturgemälde, das man sehen konnte: und eben deswegen gefiel ihm das andere Stück nicht so wohl, weil es nur mit Oelfarbe gemallet war 1).

Hernach erwähnte er, es sey heute sein Geburtstag, der im ganzen Reiche feyerlich begangen werde, ob ich ihm nicht eines Bescheid thun wolle? Ich unterwarf mich seinem Willkühr, wünschte ihm alles ersinnliche Wohlergehen, und daß der heutige Tag nach Verlaufe eines ganzen Jahrhunderts noch gefeyert werden möchte. Hierauf wollte er wissen, was für Wein ich am liebsten trinke, natürlichen oder gemachten? süßen oder starken? Ich versprach, mit allem vergnügt zu seyn, was er mir reichen lasse, in der Hoffnung, ich würde kein allzustarkes Getränk, noch allzuviel zu mir nehmen dürfen. Er ließ sich also einen goldenen Becher voll gemischten Wein, halb gekelterten und halb durch Kunst gemachten, geben, trank davon, ließ ihn wieder voll schenken, und mir durch einen Hofbedien-

Der Kaiser
trinkt ihm zu.

1) Ebendasselbst.

Rhoe.
1616.
Berehet ihm mit Vergnügen mache, anzunehmen. Ich kostete diesen Wein, allein ich hatte dergleichen einen Becher. ten zustellen, nebst dem höflichen Bedeuten, er bätche mich, zwey, drey, vier bis fünfmal auf seine Gesundheit davon zu trinken, auch den Becher als ein Geschenk, das er mir starkes Getränk Zeit Lebens noch nicht versüchet. Ich mußte davon niesen. Der Kaiser lachte darüber, ließ mir eine goldene Schüssel voll Mandeln, Rosinen, und Citronen schein reichen, auch zugleich sagen, ich sollte ohne Scheu essen und trinken. Ich machte eine europäische Reverenz, um mich für die große Gnade zu bedanken: Zwar drang der Asaph Kam darauf, ich sollte nieder knien, und mit dem Kopfe den Boden berühren allein Seine Majestät bezeugten, Sie wären mit meiner Weise zu danken schon zufrieden. Das goldene Becher war mit kleinen Türkissen und Rubinen besetzt, sein Deckel zwar ebenfalls nur aber waren die Smaragden, Türkisse und Rubinen schöner. Der dazu gehörige Bezeugsteller war nicht weniger kostbar. Das Gewicht betrug nach meinem Ermessen etwa vier derthalb Mark Goldes m).

Der Kaiser
und seine Gäste
bezeuhen
sich.

Nachgehends wurde der Monarch ziemlich aufgeräumt. Er sagte: er halte mich auf mich, als auf einigen Franken, den er jemals gesehen habe. Er fragte, ob mir das wilde Schwein, das er mir vor einigen Tagen geschickt hatte, wohl geschmecket, was für eine Brüh ich daran gemacht, und was ich dazu getrunken hätte? versicherte auch, seinem Lande solle es mir an keiner Sache fehlen. Alle diese Gnadenbezeugungen giengen im Angesichte des ganzen Hofes vor. Nach einiger Zeit warf er denen, die unter ihm saßen, zwey große Becken voll Rubinen hin, uns aber, die näher bey ihm waren, zwey andere Becken, voll goldener und silberner durch einander gemischter Mandeln, die aber klein und ganz leicht waren. Ich hielt nicht für schicklich, dem Beispiele der übrigen Herren zu folgen, und einige aufzunehmen: weil ich sah, daß sein Prinz nicht darnach griff. Den Spießleuten und andern Hofbedienten gab er auch reiche Zeuge zu Turbans und Leibbinden, trug inzwischen immer fort, und gab selbst Achtung darauf, daß es den Gästen nicht an Wein fehlen möchte. Die Lustigkeit wurde bey diesen Umständen ziemlich groß; und weil sie näher auf diese, der andere auf jene Weise ausließ, so verursachete sie ein angenehmes Schauspiel. Es war alles bezeugt, nur der Prinz, der König von Candahar, der Asaph Kam, zweyen alte betagte Herren, und ich, ausgenommen. Der Kaiser konnte endlich sich nicht mehr aufrecht halten, sondern ließ den Kopf sinken und schlief ein n). Dann gieng jedermann nach Hause. Ich machte mich zu dem Asaph Kam, und bat, die Ausfertigung des kaiserlichen Gnadenbriefes über die erhaltenen Freyheiten. Ich versicherte ihn, Seine Majestät hätten mir kein angenehmeres Geschenk machen können, als dieses und weil ich wohl sah, ich mußte ihm gute Worte geben, so sagte ich: Gründe der glücklichen Fortgang meiner Geschäfte bloß bey euch, so wäre ich sehr unbekümmert deswegen aber so viel ich merke, ist mir jemand am Hofe sehr zuwider, und werde ich morgen mit Seiner Majestät aus dieser Sache sprechen. Er gab zur Antwort: die Klagen wären hier nicht nöthig, der Kaiser wäre mir gewogen; er hätte meinetwegen vortheilhafte Befehle gegeben und es wäre bloß das heutige Fest schuld daran, daß man sie noch nicht bewerkstelliget hätte. Zugleich versicherte er mich auch aller möglichen Dienstbereitschaft von seiner Seite.

Falschheit der
mogolischen
Hofleute.

Aber nach wenigen Tagen erfuhr Rhoe abermal, wie wenig den mogolischen Hofleuten zu trauen war, und wie schwer die Betreibung eines Geschäftes an diesem Hofe fälle.

m) A. b. 26 S.

n) Ebendaselbst.

Asaph Kam versprach ihm die Ausfertigung seines Gnadenbriefes nun schon seit sieben Monaten, alle Tage, und sein letzteres Versprechen schien insonderheit ein Band zu seyn, das man so leicht nicht zerreißen könnte. Nichtsdestoweniger, als er überlegte, die Engländer hätten ihre Sache so weit gebracht, daß sie die Gnade des kaiserlichen Prinzen zur Noth missen könnten, längnete er sein Versprechen bey Gelegenheit eines Briefes, darin ihn Rhoe um Erfüllung desselbigen ersuchte, mit unglaublichem Ungestüme und Toben o). Nebst dem hatten ihn die Portugiesen durch ihre unaufhörlichen Geschenke gleichsam zu ihrem Leibeigenen erkaufte. Rhoe hielt nicht für rathsam, weder mit ihm zu brechen, noch sein wortbrüchiges Verfahren kund zu machen; sondern um sich mit guter Art aus diesem Verdrusse zu wickeln, that er, als ob er nach wie vor, ein völliges Vertrauen in den Asaph Kam setzte, und seinen geäußerten Unwillen nur allein der Länge und schlechten Schreibart seines Briefes beymäße; daher schrieb er ihm noch einen, unter dem Vorwande, seine Meynung deutlicher zu erklären. Er legte solchem einen Aufsatz von allen verlangten und bewilligten Puncten bey, und bath, man möchte einen Firman darüber ausfertigen, und solchen besiegeln. Gleichwohl hing er am Ende noch mit an, im Falle man Schwierigkeit machen wollte, ein dermaßen billiges Begehren zu erfüllen, so dürfte es niemand übel nehmen, wenn er sich unmittelbar an den Kaiser selbst wende, und ihn um diese Begünstigung ersuche, oder wenn derselbige sie ihm abschlage, sich einen Reisepaß und die Erlaubniß aus dem Lande zu gehen, ausbitte p).

Weil nun unterdessen dem Asaph Kam sein Zorn bey mehrerer Ueberlegung vergangen war: so antwortete er ohne Verzug, die Angelegenheit der Engländer könne auf des Kaisers Seite keinen geschwindern Fortgang gewinnen, sondern weil ihr Begehren die Statthalterschaft des Prinzen betreffe, so müßten sie die schleunigere Förderung von demselbigen erwarten, und wären die von ihm ausgestellten Firmans hinlänglich. Mit einem Worte, er sagte ihnen rund heraus, sie würden den Prinzen zum ewigen Feinde haben, wenn sie sich nicht seiner Gnade ganz allein unterwerfen wollten. Rhoe hatte diesen Entschluß nur deswegen so lange verschoben, weil er besorgte, die Portugiesen möchten ihm wegen ihrer großen Gewalt über des Prinzen und seiner liebliche Gemüther, unendliche Hindernisse in den Weg legen. Doch wollte er nunmehr versuchen, was auf dieser Seite zu thun seyn möchte. Er schickte demnach des Prinzen Secretär vier Puncte zu, und bath ihn, einen Firman darüber auszufertigen, den die Engländer bey Ankunft ihrer Flotte, die man alle Tage in dem suratschen Hafen erwartete, gebrauchen könnten. Nach einigen Einwürfen von geringer Wichtigkeit, wurde der Firman mit aller Willigkeit versprochen. Ja, der Secretarius gestund dem Rhoe ganz offenerzig, der Prinz hätte längst nichts anders gewünscht, als die Engländer möchten sich an sonst niemanden als an ihn halten, und ihm in die Sachen, die seine Statthalterschaft beträfen, bey seinem Vater keine Querstreiche machen. Unter dieser Bedingung versprach er, ihnen mehr Gewogenheit und Gnade zu erzeigen, als sie, wie es scheine, von ihm nimmermehr hofften. Rhoe besuchte ihn hierauf ohne Bedenken, und beschloß, mit dieser Aufführung so lange fortzufahren, bis die Schiffe der Gesellschaft zu Surate ankommen würden, indem die Weise, wie man ihnen daselbst begegnen werde, zeigen müsse, was für Hoffnung er auf seine neue Staatsregeln setzen dürfe. Zwar schien es ihm, als ob der Prinz einigen Verdruss im Kopfe hätte: al-

Die Engländer
unterwerfen sich dem
Willen des
Prinzen.

o) Ebendaßelbst.

p) Ebendaßelbst.

Rhoe.
1616.

lein er erfuhr bald, daß niemand weniger, als er, Schuld daran sey. Sultan Coronn besorgte vielmehr, sein Bruder möchte nach Hofe kommen, indem selbiger nur noch ad Cossen davon stund, und den Kaiser inständigst um Erlaubniß seine Hand zu küssen bat. Doch die Normahal hatte soviel Macht, daß sie ihn um diese Gunstbezeugung brach und einen Gegenbefehl auswirkete, sich nach Bengalen zu begeben q).

Der III Abschnitt.

Begebenheiten am mogulischen Hofe.

Parteyen und Streitigkeiten am mogulischen Hofe.

Der König in Decan will Friede machen. Gemüthsart der mogulischen Prinzen. Beobachtung des Verfassers. Schändlicher Streich. Ankunft vier englischer Schiffe. Dem Cosronroe wird von neuem nachgestellt. Was solches wirkt. Empfang des persischen Gesandten. Kostbare Geschenke desselben. Rhoe glaubet, man habe ihn besser gehalten. Erstaunliche Pracht des mogulischen Hofes. Man will den Cosronroe ermorden. Der persische Botschafter machet sich verächtlich. Das Schwel-

gen des Kaisers ist für viele Große kläglich. Geiziges Gemüth der Mogolen. Sultan Coronn geht zu Felde. Wie sich der Kaiser zum Feldzuge rüstet. Der Kaiser begiebt sich auf den Marsch. Sultan Cosronroe wird in Freiheit gesetzt. Rhoe kömmt vor dem Hofe ins Lager. Beschreibung desselben. Thron von Perlmutter. Pracht der Mogolen in ihren Zelten. Verstellte Gemüthsruhe des Sultan Coronn. Er besucht ihn; muß sich Fuhrwerk kaufen, um dem Kaiser zu folgen. Cosronroe kömmt wieder ins Gefängniß.

Den 10ten des Weinmonats erschien der Statthalter von Amadabat, Abdalkam, auf dem Jarneo. Er war nach Hofe gefordert worden, um sich wegen der Nachlässigkeit die man ihm bey Bewerksstelligung gewisser kaiserlichen Befehle Schuld gab, zu rechtfertigen. Anfänglich hatte er dem Landfrieden nicht getrauet, sondern war unter allerley Vorwänden in seiner Statthalterschaft geblieben. Aber gleichwie Sultan Coronn alle und je Gelegenheiten vortheilhaftig anzuwenden wußte: also suchte er auch die Ungnade dieses angesehenen Herrn, dessen Geschicklichkeit und Muth ihm wohl bekannt war, zu seinem Nutzen anzuwenden, und ihn auf seine Seite zu bringen. Er ließ ihm sagen, er solle nur leichtlich nach Hofe kommen, er werde schon Leute finden, die es gut mit ihm meyneten. Vertrauen auf dieses Versprechen, beschloß Abdalkam, dem kaiserlichen Befehle nachzugeben. Allein, er reisete in Pilgrimskleidung von Amadabat weg, nahm nicht mehr als vierzig Personen mit sich, verrichtete auch diese Reise, welche sechszig englische Meilen betrug, meistens nur zu Fuße. Zwar ließ er sich zweyhundert Pferde nachführen, damit ihm bey Gelegenheit nicht daran fehlen möchte: sie mußten aber immer eine Tagereise zurück bleiben. Er wurde dem Kaiser durch zween vornehme Herren, die ihn in der Provinz hatten, vorgestellt. Er erschien barfüßig, mit Ketten an den Beinen, niedergeschlagenen Gesichte, unordentlich herum hangenden Haaren, und hatte den Turban über die Augen gezogen, weil er, seinem Vorgeben zu Folge, nicht im Stande war, das erzürnete Ansehen seines Herrn und Kaisers zu ertragen. Nachdem er seine Unterthänigkeit bezeuget, und auf einige Fragen des Monarchen geantwortet hatte, wurde er begnadiget. Der Kaiser ließ ihm die Ketten abnehmen, und beschenkte ihn dagegen nach Landesgewohnheit mit einer Menge von Goldstücke, nebst einem Turban, und der Leibbinde r).

q) A. d. 28 C.

Indem nun Coronn glaubte, Abdalkam könne ihm zur Dankbarkeit jetzt nicht das geringste mehr abschlagen: so war er mit keinen andern Anschlägen beschäftigt, als wie er sich empor schwingen, seinen ältesten Bruder hingegen zu Grunde richten wollte. Der decanische Krieg verschaffte ihm eine schöne Gelegenheit, seine Gewalt zu vermehren. Der Prinz Cosronroc hatte ihn mit schlechtem Glücke angefangen, ja der beste Feldherr im ganzen Reiche, Cham Canna, nachgehends eben so wenig ausgerichtet. Coronn hingegen versprach sich einen Ruhm davon, der ihn über beyde erheben würde. In dieser Hoffnung lag er seinen Vater beständig an, er möchte ihm die Führung eines seinen Absichten so vortheilhaftigen Krieges anvertrauen, und solche dem Cham Canna hingegen nehmen; nicht nur deswegen, weil selbiger schlechtes Glück hatte, sondern auch, weil er in einem gegründeten Verdachte stand, als wenn er es mit dem Könige von Decan hielte, ja gar eine ordentliche Befoldung von ihm bekäme.

X h o e.
1616.Parteyen
und Streitig-
golischen Hofe.

Es wurde folglich dieser Feldherr durch einen ausdrücklichen Befehl des Hofes nach Hause berufen: allein er gehorsamte nicht, sondern schüzte vor: es könnte das ganze Heer darüber zu Grunde gehen, wenn er sich wegbegäbe. In eben diesem Schreiben ersuchte er auch den Kaiser, er möchte doch an seine Stelle einen andern Feldherrn, als den Prinzen Coronn, ernennen; und er erbot sich namentlich, sein Amt in des Prinzen Pervis Hände zu übergeben. Den Prinzen Coronn verdroß eine dermaßen freye Erklärung unbeschreiblich; und nunmehr wurde er nicht nur vom Ehrgeize, sondern auch von der Nachbegierde angespornet. Er beschloß, die Oberhand zu gewinnen, wenn es ihm auch sein Leben kosten sollte, und ernannte in der ersten Hitze den Abdal Kam schon zum Voraus zu seinem Untersfeldherrn, versprach ihm auch die Statthalterschaft, nebst allem übrigen Vermögen des Cham Canna. Diese Zwistigkeit ließ sich dermaßen weit aussehend an, daß dem Kaiser selbst nicht wohl zu Muthe dabey wurde, und er, um dem ganzen Unwesen ein Ende zu machen, sich zum Frieden mit dem Könige von Decan entschloß. In dieser Absicht war er Willens, den Cham Canna in seinem Amte zu bestätigen, und ihm eine Weste, als das bey den Mogolen übliche Kennzeichen einer aufrichtigen Ausöhnung, zu schicken. Ehe er aber sein Vorhaben bewerkstelligte, gab er einer im Serail befindlichen nahen Anverwandtinn des Feldherrn, Nachricht davon. Allein diese Person war entweder vom Sultan Coronn gewonnen, oder sie ließ es sich sonst verdrießen, daß man dem Haupte ihres Geschlechtes für seine vielen und wichtigen Dienste nicht besser begegnete; und gab also die verwegene Antwort: sie glaubte nicht, daß Cham Canna ein Kleid tragen würde, das ihm der Kaiser schenkte; denn es sey ihm die Ungnade Seiner Majestät, und daß dieselbe Willens gewesen, ihn mit Gift aus der Welt zu schaffen, sehr wohl bekannt; diesen Gift habe er noch in seiner Verwahrung, weil er es an statt in den Mund zu nehmen, geschicklich bey Seite gebracht habe: folglich müßte ihm alles, was von des Kaisers Hand herkomme, nothwendiger Weise sehr verdächtig fallen. Um diesem Einwurfe auszuweichen, versprach der Kaiser, er wolle, zu Vermeidung alles Argwohns, die zum Geschenke bestimmte Weste eine Stunde lang an seinem eigenen Leibe tragen. Allein sie versetzte, es schickte sich weder für ihn, noch für den Cham Canna, dergleichen Versuche anzustellen: wollte er aber den Feldherrn bey ruhiger Ausübung seines Amtes lassen, so werde sich derselbe eine Ehre daraus machen, dem Reiche mit seiner ehemaligen Treue noch ferner zu dienen. Die

Unbeschel-

7) N. d. 29 S.

Rhoe.
1616.

Der König
von Decan
will Friede
machen.

Gemüthsart
der mogolischen
Prinzen.

Beobachtung
des Verfasser.

Unbescheidenheit dieses Frauenzimmers nöthigte den Kaiser dazu, daß er seinen Entschluß fahren ließ, und dagegen den ehemaligen, nämlich die Anführung der Kriegesmacht dem Sultan Corom anzuvertrauen, von neuem ergriff. Um auch den ersten Unternehmungen desselbigen einen desto größern Glanz beizulegen, machte er kund, er wollte mit einigen andern Völkern seinem Sohne bey diesem Feldzuge in eigener Person folgen s).

Als Cham Canna das Ungewitter, welches nicht nur dem decanischen Könige, sondern ihm selbst den Untergang drohete, über seinem Haupte schweben sah: so ließ er sich zu ihrer beyderseitigen Sicherheit in eine genauere Verbindung mit ihm ein. Auf sein Gutbefinden ließ der decanische Hof durch eine eigene Gesandtschaft bey dem Mogol um Frieden ansuchen. Die Botschafter hatten kostbare Geschenke bey sich: man verwarf aber diese Art von Abfindung, ja der Kaiser ertheilte ihnen nicht einmal Gehör, sondern verwies sie an seinen Sohn, und ließ ihnen dabey sagen, was selbiger beschließen würde, es müßte nun Krieg oder Friede seyn, dabey wollte er es lassen. Indem nun der Prinz aus dieser Antwort leicht sah, was für Macht er über seines Vaters Gemüth besäße: so gab er den Botschaftern zum Bescheide, es fielen ihm schimpflich, wenn er nach so öfters erlittenen Verlusten Friede machen wollte; unterdessen, da er nicht leugnen konnte, ihre Vorschläge wären billig, und sein Vater der Kaiser würde sie angenommen haben, so setzte er, um ihnen nicht alle Hoffnung zu benehmen, noch hinzu: er wollte die Endigung dieses Geschäftes nur so lange aufschieben, bis sein Heer im Felde stünde; und Cham Canna ihm die Ehre, daß er den gegenwärtigen Krieg geendigt hätte, nicht streitig machen könnte t).

In diesem Zustande befanden sich damals die Angelegenheiten des Reiches. Dyrgeiz des Coromns war verhaßt: allein, der Kaiser duldete ihn aus unbekannten Ursachen, ungeachtet er übrigens diesem Prinzen die Reichsfolge im geringsten nicht zugedacht, sondern im Gegentheile war sein ältester Sohn, der Sultan Cosronroe, welchen jedermann hochachtete und liebte, zur Regierung bestimmt. Er selbst liebte ihn ungemein und erkannte alle seine Tugenden: allein, er hatte sich die wunderliche Einbildung in den Kopf gesetzt, die ungemeynen Eigenschaften dieses Prinzen würden seinen eigenen Ruhm verdunkeln; und um dieser Ursache willen ließ er ihn seit langer Zeit in einem Zimmer des Palastes von einem Rasbuten, und Obersten über vier tausend Reuter bewachen. Allein, er bedachte nicht, daß nach des Verfassers Berichte, die verhaßten Kunstgriffe des Sultan Coromns weit geschickter waren, dem Ruhme, darnach er so eifrig strebete, zu schaden, als die tugendhaften Handlungen seines ältesten Prinzen. Zwar wußte er wohl, die aus dieser falschen Staatskunst entspringende Uneinigkeit zwischen beyden Prinzen, ertheile den jüngern eine allzugroße Gewalt: allein er meynete, es stünde allemal in seiner Macht, ihr das Ansehen wieder zu nehmen, das er ihm nur auf eine Zeitlang beygeleget hatte. Nichts desto weniger war den weit aussehenden vor den gefährlichen Folgen dieses Unheils nicht wenig bange, indem sie nichts anders als einen innerlichen und dem ganzen Reiche äußerst schädlichen Krieg daraus vermuthen konnten u).

Rhoe fährt hierauf fort, und sagt: die damals im mogolischen Reiche vorgefallenen Begebenheiten, verdieneten ihrer Mannigfaltigkeit wegen, wohl einen getreuen Geschichtsschreiber: vielleicht aber möchte man sich in Europa wenig darum bekümmern, was in einem dermaßen weit entfernten Lande vorgefallen sey, oder man möchte aus einer vorgefallenen

s) A. d. 29 S.

t) Ebendasselbst.

u) Ebendasselbst.

fasseten Meinung, als ob diese Völker leibhaftige Barbaren wären, einer solchen Geschichte wenig Wahrscheinlichkeit zutrauen. Diese Gedanken haben ihn, wie er versichert, allemal verhindert, dasjenige, was er erfuhr, aufzuschreiben. „Gleichwohl, saget er, kann ich mich nicht entbrechen, eine gewisse Begebenheit, welche seit kurzem vor meinen Augen vorgegangen ist, hieher zu setzen, damit man sehen möge, wie weit ein Vater seine Geduld und Vorsichtigkeit, ein Minister seine Treue, ein Bruder seine Betrügerey, und eine zügellose Partey, welche sich alles untersteht, was ihr nur einfällt, und die Gewalt eines Monarchen ohne Scham und Scheu noch die geringste Achtung auf des Landes Wohlfeyn misbrauchet, ihr unvernünftiges Beginnen treiben könne x).

„Bey einer Verathschlagung, darinnen Sultan Coronn, seine Schwägerinn Normahal, der Asaph Ram und der Normahal Vater, Trimon Dulet, welche zusammen die mächtigste Partey an diesem Hofe vorstellten, die Mittel zu Befestigung ihres Glückes ausfindig zu machen suchten, wurde für gut angesehen, den Sultan Cosronoe aus dem Wege zu räumen, weil er bey allen Großen beliebt sey, und es mit ihrer Sicherheit sehr mislich aussehen möchte, wenn er seine Freyheit dereinst wieder erlangen sollte. Nur war die Frage, wie sie ihn in ihre Gewalt bekommen sollten, damit sie ihn in geheim mit Gifte aus dem Wege räumen könnten? Nach genommenem Entschlusse stellten sie sich, zu Vermeidung alles Verdachtes, ungemein kalt sinnig gegen einander, und bemüheten sich, jedwedes an seinem Orte, die übernommene Rolle wohl zu spielen. Normahal legte die Hand zuerst ans Werk. Sie suchte das Gemüth des Kaisers auf alle ersinnliche Weise zu gewinnen. Nachgehends fiel sie ihm einstens mit vielen Thränen zu Füßen, stellte vor, der Sultan Cosronoe ändere seine Gesinnung im allergeringsten nicht, er werde noch immer von seiner gewöhnlichen Herrschsucht besessen, und sey folglich im Stande, das allerentsetzlichste Unglück zu stiften. Der Kaiser that, als ob er diese Sprache nicht verstünde. Allein, die Verschwornen ließen sich sein Stillschweigen nicht abschrecken. Sie warteten einen Tag ab, da er stark betrunken war, und stellten ihm durch den Mund des Asaph Chaus und des Trimon Dulets vor, es sey nicht nur der Würde, sondern auch der Sicherheit des kaiserlichen Kronerben weit gemäßer, wenn ihn Seine Majestät der Bewachung und Gesellschaft seines Bruders anvertrauten, als wenn sie ihn in den Händen eines Rasbuten ließen, welcher entweder durch Versprechungen oder durch Drohen zur Untreue verleitet werden könnte. Ja sie drangen stark in ihn, er möchte diese Veränderung nicht länger verschieben. Der Kaiser bewilligte es endlich, und schloß damit ein y).

Sogleich giengen sie nach des Prinzen Gemache, in der Zuversicht der Name des Prinzen Coronn und ihr eigenes Ansehen werde ihnen den Eintritt in selbiges ohne Widerspruch verschaffen. Asaph Ram erschien demnach nebst einer Anzahl Soldaten, und verlangte, man sollte kraft des kaiserlichen Befehles, den Prinzen in seine Hände liefern. Allein, der rasbutische Oberste, welcher den Namen Annarah führte, sagte ihm trocken ins Gesicht hinein, er hege zwar alle mögliche Ehrfurcht gegen den Sultan Coronn; weil ihm aber der Prinz von des Kaisers eigener Hand anvertrauet worden sey, so werde er nimmermehr einige andere Befehle annehmen, sondern er verlange Zeit bis morgen, sodann wolle er einen so kostbaren Schatz Seiner Majestät wiederum in Dero eigene Hände liefern,

x) Ebendasselbst.

Rhoe.
1616.

fern, welche damit weiter vornehmen könnte, was ihr beliebte. Diese Antwort machte ein großen Strich durch ihre Rechnung. Annarah berichtete dem Kaiser alles, was vor den Prinzen Gemache vorgefallen war, mit dem Besage, er und seine viertausend Knechte wären fest entschlossen, sich lieber in kleine Stücke hauen zu lassen, als den Prinzen an seine Feinde auszuliefern. Der Kaiser lobete seine Redlichkeit und sein vorsichtiges Verfahren, befahl ihm, künftig ferner also zu verfahren, und sich an keine Gegenverordnungen zu kehren, weil sie gleich von ihm selbst herkommen sollten. Ich will mich stellen, fuhr er fort, als ob ich von der ganzen Sache nichts wüßte, und verbiethe euch, wegen des vorgegangenen Klage führen.

Indem nun der Kaiser weder von seiner Einwilligung in ihr Unternehmen, noch von ihrer Verwegenheit sich an des Prinzen Thüre zu melden, weiter das geringste Wort erwähnte: so glaubten die Anhänger des Coronns, er habe das erstere vergessen, das zweite aber niemals erfahren. Unterdessen herrschete das Mißtrauen auf allen Seiten.

Weil nun Rhoe seine Beobachtungen zum Vortheile seiner Obern anwandte: so gab ihm diese eingewurzelte Feindschaft Gelegenheit, sie zu warnen, sie möchten ihre Factoren nicht zu tief ins Land hinein schicken, noch ihre Waaren an viele Orte vertheilen: denn das mongolische Reich werde mit nächstem in einen langen und blutigen Krieg verwickelt werden. „Behält Cosronroe, saget er, die Oberhand, so wird dieses Land ein wahrer Freyort für die Christen; denn besagter Prinz liebet die Wissenschaften, die Tapferkeit und die Kriegsgesucht, und suchet alles dieses zu befördern. Er verabscheuet den Geiz, und die Eitelkeit, walthätigkeiten, welche seine Voreltern und die Großen in diesem Lande überhaupt, den Ausländern zusügten. Behält aber des Coronns Anhang den Sieg, so wird das Land gänzlich von allem diesem erfolgen. Coronn ist ein Christenfeind, ein herrschsüchtiger, gewalthätiger und falscher Herr z).

Ankunft vier
engländischer
Schiffe.

Den 30sten des Herbstmonats lief von den Factoren zu Surate durch einen abgeschickten Boten die Nachricht ein, es wären vier engländische Schiffe auf der Rheede zu Soualis angekommen; zugleich erfuhr Rhoe auch aus den Briefen der Schiffshauptleute, sie hätten den Viceadmirals Caracke von Indien unterwegs angetroffen, und nach einem langen Gefechte an der Küste der Inseln Gazedia, genöthiget, auf den Strand zu laufen, und sich zu verbrennen. Er vermeldete unverweilet dem Mogol einen Gruß von seinem Könige. Diese Nachricht wurde zwar ganz gut aufgenommen: allein der Kaiser fragte sogleich nach Geschickten. An statt hierauf zu antworten, machte ihm Rhoe eine umständliche Erzählung von dem letzteren Gefechte der engländischen Kriegeschiffe. Allein, er fiel immer wieder auf Geschenke. Was schicket mir denn der König von England? sagte er. Rhoe gab Antwort: sein Herr überschicke dem Kaiser zwar unterschiedliche Kennzeichen seiner Freundschaft; weil er aber zur Gnüge wisse, daß er der Beherrscher des schönsten Theils von Asien, und übrigen der allerreichste Monarch des ganzen Morgenlandes sey, so habe er geglaubet, wenn er ihm kostbare Geschenke einliefern wollte, so wäre es eben so viel, als wenn er die Perlen dem großen Weltmeere, daraus sie kämen, wieder zustellen wollte; daher biethet er dem Kaiser seine Freundschaft an, nebst einigen artigen Sachen, die ihm wohl leicht gefallen würden. Hierauf fragte er, ob denn nicht wenigstens Plüsch oder französischer Sammet dabei sey? Rhoe versetzte, er habe zwar noch nicht alle an ihn lauzende

Schreiben, doch aber schon etwas von dem, was der Kaiser verlange, erhalten. Endlich erwähnede selbiger auch der Hunde, die ihm der Botschafter versprochen hatte. Seine Antwort war, es wären einige im Gesechte verunglückt, doch habe man zween für Seine Majestät davon gebracht. Hierüber bezeugete er vieles Vergnügen, und sagte, wenn es möglich wäre, ihm ein Pferd von solchem Schlage zu schaffen, als die deutschen Pferde wären, so würde ihm dieses Geschenk lieber seyn, als eine Krone. Xhoe versicherte, er wolle zwar allen möglichsten Fleiß anwenden, zweifle aber sehr, ob seine Bemühung glücklich ablaufen möchte. Könnet ihr mir eines schaffen, versetzte der Kaiser: so will ich euch zehn tausend Jacobus dafür bezahlen. Xhoe bath sodann um einen Befehl, daß er die Geschenke uneröffnet nach Hofe kommen lassen könne. Sein Bescheid war, der suratische Hofen gehöre zwar seinem Sohne, doch wolle er selbigem seine Willensmeynung zu vernehmen geben. Er ließ ihn wirklich auf der Stelle rufen, und befahl ihm, dem engländischen Botschafter sein Begehren zu verwilligen, nämlich, daß seine Ballen nicht geöffnet würden, daß er von dem angegebenen Handels gute keine Abgabe zahlen dürfe; daß man solches ohne langen Verzug abfolgen lasse, auch die Herbeschaffung der Geschenke, die er nachgehends nach Belieben austheilen werde, nicht hindern, und übrigens den Kaufleuten seiner Nation zu Surate gut begegnen solle. Doch soweit gieng die Gnade nicht, daß man ihm die gebethene Erlaubniß zu Erbauung einer Schanze ertheilet hätte. Asaph Kam setzte sich dagegen. Aber der Prinz versprach in seines Vaters und des ganzen Hofes Gegenwart, die Engländer auf alle Weise zu vergnügen. So große Gewalt, ruft der Verfasser an diesem Orte aus, hat die Hoffnung zu Geschenken über das Gemüth der Mogolen! a)

Indem besagter Prinz um eben diese Zeit sich zu seinem Feldzuge rüstete, und besorgete, wenn Cosronroe in des Annarah Verwahrung bliebe, so möchte vielleicht seine eigene Sicherheit in Gefahr stehen, indem selbiger während seiner Abwesenheit mit den decanischen Abgesandten Frieden schließen, alle seine Anschläge vernichten, ja wohl gar sich für alle angefangene Beleidigungen nachdrücklich rächen möchte: so wagete er einen neuen Versuch, den Kaiser zu bereden. Er ließ ihm auf eine geschickte Weise vorschlagen, er sollte die Bewachung seines Bruders dem Asaph Kam anvertrauen; und als selbiger diesen Antrag geneigt anhörete, so suchte er ihm noch ferner weis zu machen, wenn er sich wegen des Lebens und der Freyheit des Cosronroe auf ihn selbst, den Prinzen, verlassen wollte, so wisse er gewiß, der Cham Canna und der König von Decan würden sich weit mehr vor ihm fürchten, und auf erhaltene Nachricht, daß Seine Majestät ihm diese wichtige Gunstbezeigung verwilliget habe, desto geschwinder zum Gehorsame kriechen. Kein Mensch zweifelte an des Kaisers Einwilligung; denn es zogen noch selbigen Tag des Asaph Kams Soldaten nebst zwey hundert Reutern von des Sultans Coroin Völkern, bey dem Cosronroe auf die Wache. Xhoe machet eine sehr bewegliche Beschreibung von der Wirkung, welche diese Veränderung, sobald sie kund wurde, hervorbrachte. „Die Prinzessinnen und „das meiste Frauenzimmer im Serail verfluchten die Grausamkeit des Kaisers, wollten nicht „die geringste Speise zu sich nehmen, und vermaßen sich auf das höchste, wenn der Prinz „Cosronroe sterben mußte, so wollten sie ihm alle im Serail vorhandene Kinder in die andere Welt nachschicken. Der Kaiser schickte die Normahal ab, um sie zu besänftigen, „sie bekam aber wenig angenehmes zu hören, wohl aber die heftigsten Drohungen. Er

Dem Cosron-
roe wird von
neuem nachge-
stellt.

Was solches
wirkt.

Rhoe.
1616.

„versicherte zwar, es sollte dem Prinzen nicht das geringste Leid widerfahren, ja er wollte ihn nächstens gar in Freyheit setzen, aber vergeblich. Selbst der gemeine Mann rieth sich. Man sagte ohne Scheu, der Kaiser habe seinen Sohn in die Hände eines herrschsüchtigen und blutdürstigen Prinzen geliefert; man müsse nicht so lange warten, sondern endlich gar ein Vätermord vorgehe; Sultan Coroum begnüge sich bey weitem nicht mit, daß er seinem ältesten Bruder nach dem Leben trachte, sondern er suchte sich einen Weg unvermerkt bis an den Vater zu bahnen, und den Thron auf ihrer beyder Leibern als auf Stufen zu besteigen. Man rottete sich schon zusammen; das Gerücht lief, werde zu einem allgemeinen Aufstande kommen. Jedermann rief, man müsse des Prinzen Leben in Sicherheit bringen. Unterdessen war der unglückliche Cosronoe in der Gewalt eines Fiegerthieres; er wollte weder essen noch trinken, und ersuchte seinen Vatersinstandig, er möchte ihn lieber hinrichten lassen, als seinen Feinden zum Gespötte machen. Hierüber wurde die ganze Stadt bestürzt. Die Gesichter der Großen waren eine natürliche Abbildung der Traurigkeit: der gemeine Mann verdoppelte sein Geschrey, aber das blieb es. Die Ausländer konnten sich von dieser Verwirrung wenig Gutes versprechen.

Empfang
des persischen
Bothschafters.

Den 19ten hielt ein persischer Bothschafter, Namens Mahomet Riza Beg, seinen Einzug in die kaiserliche Hauptstadt. Er hatte zwar ein zahlreiches Gefolge bey sich, es bestand aber größtentheils aus Mogolen, die man ihm zu Bezeigung desto größerer Ehre gegeben hatte, wiewohl übrigens keine andere ansehnliche Personen dabey waren, als diejenigen, welche die Ausländer bey einer solchen Gelegenheit von Amtswegen einholten. Auch hatte man ihm die Hofmusik nebst etwa hundert Elephanten entgegen geschicket. Für sich, hatte fünfzig Pferde mit Decken von Goldstücke bey sich. Die Wogen, Schirme und Röcher, waren reich besetzt. Sein Geräth geleiteten vierzig Büchschützen. Man führte ihn in ein zu dem Vorhofe des Pallastes gehöriges Gemach, und aus solchem in den Durbal. Rhoe vergaß nicht, jemanden von seinen Leuten dahin zu schicken, um zu sehen, wie man ihn empfangen werde. Als er gegen den Kaiser trat, machte er bey dem ersten Geländer drey Tesselins, und ein Sizeda, welches sehr demüthige Ceremonien sind, dabey man auf die Erde niederfallen, und mit der Stirne den Boden berühren muß. Er gab das Schreiben seines Herrn des Schach Abbas übergab, nahm es der Kaiser mit einer kleinen Neigung an, und fragte, wie sich sein Bruder befände? ohne den Titel Königs beizusetzen. Hernach wurde er in die siebente Reihe gleich gegen der Thüre über, gesetzt dahingegen die obere Reihe mit den vornehmsten Herren des Hofes besetzt waren. Rhoe saget, diese Stelle habe sich zwar für den Bothschafter eines so großen Monarchen als der König von Persien ist, im allergeringsten nicht geschicket, wohl aber für die eigene Person des Herrn Bothschafters, weil er sich ohne Bedenken zum Sizeda machen, dazu sich seine Vorfahren in diesem Amte für viel zu gut hielten, verstanden habe. Unterdessen wurde man zu seiner Entschuldigung vor, es wäre ihm anbefohlen gewesen, er sollte alles thun, was der Mogol von ihm begehren würde: woraus man ferner schloß, sein ganzes Anbringen betreffe eine Beyhülfe an Gelde gegen die Türken. Er selbst hingegen behauptete, er käme bloß in der Absicht, einen Frieden zwischen dem Mogol und dem Könige von Decan zu vermitteln, weil die Vergrößerung der mogolischen Macht, dem Schach bedenklich vorkomme.

Kostbare
Geschenke des
persischen
Bothschafters.

und er deswegen den König von Decan in seinen Schuß genommen habe. Der Kaiser beschenkte den Mahomet Riza Beg, der Gewohnheit zu Folge, mit einem schönen

ban, einer Weste und Leibbinde: dafür dankete der Bothschaster mit drey Reverenzen und einem Rizeda, welches eine Reverenz bis auf die Erde ist. Hernach übergab er seine eigenen Geschenke auf drey verschiedene male, und jedesmal neun persische oder arabische Pferde, weil die neunte Zahl bey den Muselmännern eine geheimnißvolle Bedeutung hat. Zu den Pferden kamen noch neun schöne Maulesel, sieben mit Sammet beladene Kameele, zwey Gehänge Tapeten, einige Stücke Sammet mit Golde durchwirkt, zwey Kisten mit persischen Tapeten, ein sehr kostbares Kästchen, vier Kugelbüchsen, fünf Säbel, ein Kameel mit persianischem Goldstücke beladen, acht seidene Tapeten, zwey blasse Rubine, ein und zwanzig Kameele mit Weine von Trauben, vierzehn, mit allerley gebrannten Wassern, und sieben mit Rosenwasser beladen: sieben mit Edelgesteinen besetzte Dolche, fünf dergleichen Säbel, sieben dermaßen kostbare venetianische Spiegel, daß Rhoe saget, er habe sich geschämmt, die seinigen damit zu vergleichen. Diese Geschenke kamen bey dem ersten Gehöre noch nicht zum Vorscheine, sondern der Bothschaster übergab nur ein Verzeichniß davon.

Nachdem Rhoe auf alles Bezügen des Hofes gegen den persischen Bothschaster fleißig hatte Achtung geben lassen, und dasjenige, was ihm selbst wiederfahren war, dagegen hielt: so konnte er nicht finden, daß man Persien einen Vorzug über England gegeben habe. Mahomet Riza Beg hatte bey dem Gehöre eine weit geringere Stelle gehabt, als er. Was die Beehrung bey dem Einzuge betrifft, so hätte man den Rhoe eben so wohl eingehelet, wenn er nicht krank gewesen wäre, oder wenn er es verlangte hätte. Der Kaiser empfing das persische Schreiben nicht mit so großer Ehrerbietung, als er gegen das engländische bezeugte. Wenn er von dem Könige von England redete, so sagte er allezeit, der König mein Bruder, dahingegen er den persischen Monarchen nur schlechtweg Bruder nennete, gleichwie solches ein Jesuit, der die Landessprache sehr wohl verstund, und bey dem Gehöre gegenwärtig gewesen war, beobachtet hatte b).

Den 21sten des Weinmonats begab sich Rhoe zum Sultan Coronn, um von den Angelegenheiten der engländischen Gesellschaft mit ihm zu sprechen. Der Prinz fiel mit seinem Gespräche auf die Geschenke, und wollte haben, Rhoe sollte die Kisten ohne Verzug öffnen lassen. Dieser antwortete, seine gegen den Kaiser tragende Ehrerbietung leide es nicht, daß er sie anrühre, ehe Seine Majestät ihm die Ehre thut, und das für Sie Bestimmte annehmen würden. Coronn sagte hierauf: ob er ihm nicht wenigstens die weiße Feder, die er auf seinem Hute habe, schenken wollte? Rhoe versicherte, es stehe dem Prinzen das allerkostbareste, was er in seinem Vermögen habe, zu Diensten; aber eine so geringe Sache könnte er ihm nicht anbieten, ohne sich dabey zu schämen. Nichts destoweniger nahm sie der Prinz nicht nur, ohne sich zu schämen, sondern er verlangte zugleich noch mehr Federn unter dem Vorwande, die Kaufleute hätten dergleichen nicht, er aber habe sie nöthig, damit er in seinem Soldatenaufzuge bey Hofe erscheinen könnte. Hierauf kam Abdalli Kam dazu. Er war denselbigen Tag im Soldatenaufzuge, und sein ganzes Gefolge sehr gut aufgezogen. Des Abends verehrte dieser Herr dem Mogol einen schönen Schimmel, dessen Sattel und übriges Geschirr mit goldenen Puckeln beschlagen war. Der Kaiser schenkte ihm dagegen einen Säbel, nebst seinem Gefolge. Man brachte Seiner Majestät noch unterschiedliche andere Geschenke, als zum Beyspiele silberne Säbelgriffe, und Scheiden mit Edelgesteinen besetzt, Schilde mit Sammet überzogen, eini-

Rhoe.
1616.

Rhoe glaubt, man habe ihn besser gehalten als den persischen Bothschaster.

Erstaunliche Pracht des mogolischen Hofes.

Rhoe.
1616.

ge waren gemalt, andere mit erhabener Arbeit von Gold und Silber gezieret. Der Kaiser theilte einige davon unter seine Hofleute aus. Auch sah man goldene mit Edelgestein besetzte Sättel, und Zeuge für seine Handpferde, gestickte Stiefeln, und allerley Gattungen kostbarer Kleider. Rhoe gesteht mit vieler Verwunderung, der Aufwand der Mogolen überträfe allen Pracht, den man anderswo jemals in der Welt gesehen hätte c). Die ganze Nacht wurde zu dergleichen Augenweide angewendet.

Man will Des Morgens entstand das Gerücht, es hätten sechs Officiere des Sultans Cosronronn zu dem Prinzen Cosronroe verlangt, in der Absicht, ihn zu entleiben: allein die Thürhüter hätten sie nicht in das Gemach gelassen; hierauf sey die alte Kaiserin zu dem Kaiser gegangen, und habe ihm das ganze Geheimniß von dieser gottlosen Verschwörung eröffnet. Weil dem Rhoe des Prinzen Unglück tief zu Herzen drang: so bemühte er sich den eigentlichen Grund dieses Gerüchtes zu erforschen; er blieb aber in der Ungewißheit, weil er wahrnahm, daß man ihn nicht ohne Gefahr davon benachrichtigen konnte d).

Der persische
Botschafter
machet sich
verächtlich.

Als er des Abends auf den Durbal gieng, traf er den persischen Botschafter selbst an, welcher im Begriffe war, dem Kaiser alle in seinem übergebenen Verzeichnisse meldete Kostbarkeiten einzuhändigen. Nach des Rhoe Ermessen, gieng er in seinem Wesen vielmehr einem Marktschreyer, als einem Botschafter; er lief innerhalb der Geländer auf den Treppen mit allerley solchen Reden und Geberden, die seiner Würde nicht sonderlich zur Ehre gereichten, herum. Endlich übergab er seine Geschenke selbst, und der Kaiser nahm sie auch selbst mit einem lächeln und einigen Worten, damit er seine Zufriedenheit bezeugte, aus seinen Händen an. Es war ein ungemeiner Vortheil für diesen Botschafter, daß man seine Sprache verstund. Seine Reden waren beständig so voll Schmeicheley und Demuth, daß man eben so viel Vergnügen daran fand, als an seinem Geschenke. Er legte dem Mogol ohne Unterlaß den Titel eines Kaisers der Welt bey, ohne zu erwägen, daß sein eigener König gleichfalls einen Anspruch auf diesen prälerischen Titel machte. Bey dem geringsten Worte, das der Monarch aus dem Munde gehen ließ, machte er wer weiß wie viele dort zu Lande übliche Bücklinge. Nach Ueberreichung aller Geschenke die er denselbigen Tag übergeben wollte, bückete er sich bis zur Erde, und stieß die Stirn auf den Boden, daß es schallete. Die Geschenke für diesen Tag bestanden in einem Scher, Bogen und Pfeilen; aus einigen Schüsseln voll durch Kunst nachgemachten europäischem Obste von allerley Gattungen; aus gestickten und mit Golde beschlagenen Halbstiefeln, großen Spiegeln, mit schönen Rämen; einem Stücke Sammet, nebst einer erhabenen Stickerey, worauf man einige Menschenbilder sah. Der Botschafter gab besagte Bildnisse für die Bildnisse des Königs und der Königin von Venedig aus, Rhoe hingegen hielt dafür, sie wären aus irgend einer Tapezerey ausgeschnitten. Es wurde zwar nur ein einziges solches Stück vorgezeigt, dabey aber erinnert, es wären sechs Ellen von dieser Art vorhanden. Hierauf wurden drey kleine Pferde und drey kleine Maulesel vorgeführt. Die Maulesel waren sehr schön, aber die Pferde sehr mager und häßlich, und hatten das gute Ansehen gänzlich verlohren, wofern sie anders jemals würdig gewesen waren vor die Augen eines großen Monarchen zu kommen e). Alles dieses stellte nur den ersten Aufwurf im Beschenken vor: denn das ganze Lustspiel sollte zehn Tage, und darüber dauern.

c) Eben daselbst.

d) Eben daselbst.

Bothschafter wurde mit keiner Gegenhöflichkeit von ähnlicher Art beobacht, sondern der Kaiser befahl nur den Großen am Hofe, ihm alle mögliche Liebkosung zu erzeigen. Den 24sten wurde er nebst den vornehmsten Herren des Hofes, in eben dem Gemache, darinnen der Kaiser selbst gegenwärtig war, zur Tafel behalten.

Rhoc.
1616.

Doch dieses Gastgeboth oder dieser Hochschmaus lief für die meisten Gäste sehr unglücklich ab. Des folgenden Tages erwähnte einer entweder aus Unbedachtsamkeit oder aus Bosheit gewisser dabey vorgefallenen Umstände, und sagte unter andern, es hätten viele Große Wein getrunken, welches, wenn es ohne des Kaisers Erlaubniß geschieht, als ein schweres Verbrechen angesehen wird. Der Monarch, dem sein dichter Rausch das Andenken des von ihm dazu gegebenen Befehles benommen hatte, fragte: wer sich unterstehen habe, vor seinen Augen Wein herum zu geben? Man antwortete: der Mundschenke, welcher auf des Kaisers eigenen Befehl geschעה. Der Verfasser meldet bey dieser Gelegenheit, sich allein gemacht, und den Großen die Erlaubniß, ein gleiches zu thun, erst, wenn er meist genug hatte, gegeben. Der Mundschenke, der den Wein in Verwahrung hatte, schrieb die Namen derjenigen, welche Erlaubniß zum Weintrinken bekamen, auf; sie selbst aber mußten zur Dankbarkeit für die erzeigte Gnade, dem Monarchen ein Tesselum machen. Allein seine Augen waren, wenn sie es machten, gar öfters schon dermaßen benebelt, daß er es nicht sah. Vorist ließ er den Mundschenten rufen, und fragte, ob es ihm befohlen gewesen sey, denen, die getrunken hatten, Wein zu reichen? Der Mann war von Natur ungewein verzagt, und wußte absonderlich bey dieser Gelegenheit vor Angst nicht, wie ihm geschah; er antwortete folglich der Wahrheit zuwider, sie hätten ohne Befehl getrunken. Sogleich verlangte der Kaiser das gewöhnliche Verzeichniß zu sehen, und strafte einige um tausend, andere um zwey, noch andere um drey tausend Rupien. Aber diejenigen, welche am nächsten um seine Person gewesen waren, wurden weit härter angesehen. Sie bekamen dreyßig Streiche mit einer gewissen Geißel, die vier Schnüre, und an jedweder kleine Eisen wie die Sporensterne hat, daß also jedweder Hieb gemeiniglich vier Wunden machte. Als die Gestraften darüber für todt auf der Erde liegen blieben: so befahl er den Umstehenden, ihnen mit Füßen auf den Leib zu treten. Hernach mußten die Thürhüter ihre Stöcke noch an ihnen entzwey schlagen. Endlich trug man sie gleichsam halb gerädert nach Hanse. Einer blieb auf der Stelle todt. Zwar unterstund sich jemand, ein Vorwort für sie einzulegen, und alle Schuld auf den persischen Bothschafter zu schieben: allein, der Kaiser gab zur Antwort, er erinnere sich ganz eigentlich, daß er dem Bothschafter selbst nicht mehr als zwey bis drey Gläser zu reichen befohlen habe. Denn obgleich das Vollsaufen bey den Mogolen stark im Schwange geht, ja den gewöhnlichsten Zeitvertreib ihrer Kaiser vorzustellen: so ist es gleichwohl dermaßen scharf verboten, daß die Thürhüter niemanden in den Guckalken lassen, wenn sie Wein an ihm riechen, und entgeht ein solcher Verbrecher der Geißel sehr selten. Rhoc. setet noch hinzu, wenn der Kaiser zornig gewesen, so hätte sich ein leiblicher Vater nicht unterstehen dürfen, für seinen Sohn zu bitten f).

Das Schwelgen des Kaisers ist für viele Große kläglich.

e) A. d. 34 C.

Allgem. Reisebeschr. XI Band.

f) Ebendasselbst.

Rhoe.

1616.

Geiziges Ge-
müth der Mo-
golen.

Doch darf er, wie er saget, eine gewisse Begebenheit nicht vergessen, woraus ent-
der eine große Niederträchtigkeit in den Gesinnungen der Mogolen oder eine starke Begier-
seine Großmuth auf die Probe zu setzen, erhellet g). Der Kaiser hatte einige Diebe, u-
darunter auch einige junge Leute zum Tode verdammet. Zugleich aber dem Asaph K-
befohlen, er solle den Engländern zween davon zu Kaufe anbieten; weil ihr Leben auf ke-
andere Weise gerettet werden konnte, als wenn sie jemand zu Leibeigenen kaufete. Des K-
Dollmetscher sagte, wiewohl ohne sein Vorwissen, die Christen hielten keine Leibeigene,
Gegentheile habe der Vorschläger einige, die ihm der Kaiser selbst verehret, in die Frey-
gesehet. Als aber Rhoe der Sache besser nachdachte, gerieth er auf den Argwohn,
Kaiser wollte nur sehen, ob er auch so großmüthig seyn, und das Geld nicht achten wür-
wenn er einem unglückseligen Menschen das Leben damit retten könnte? Er hielt es demnach
wie er saget, für seine Schuldigkeit, ein wenig Geld an ein gutes Werk zu wagen, es in-
ge nun des Kaisers Absicht beschaffen seyn, wie sie wolle. Unterdessen ließ er den Verich-
beamten dabey vermelden, er verlange die beyden Jungen nicht als seine Leibeigene zu be-
ten, sondern er sey gesonnen, sie nach bezahltem Lösegelde wieder laufen zu lassen h).

Sultan Co-
ronn geht zu
Felde.

Den 1sten des Wintermonats nahm Sultan Coronn wegen seiner Abreise ins La-
bey Hofe Abschied. Der Kaiser war auf dem Durbal, als der Prinz mit einem Gef-
von sechshundert kostbar angeschirrten Elephanten, und tausend Reutern, erschien. Die
Reuter waren in Goldstücken gekleidet, und hatten Federbüsche auf dem Turban, u-
denn der ganze Haufe sehr wohl aufgezuset war. Sultan Coronn trug selbst ein K-
von Silberstücke, mit großen Perlen und Diamanten gesticket. Der Kaiser küßete
bey dem Umarmen ins Gesicht, und ließ viele Liebe gegen ihn spüren. Er schenkte
einen Säbel mit einer goldenen und mit Perlen besetzten Scheide, die man auf hundert
send Rupien schätzte, ferner einen Dolch für vierzig tausend, einen Elephanten und
Reutpferde, deren Sättel und Zeug mit Goldplatten beschlagen, und mit Edelgestein
besetzt gewesen; und endlich eine Kutsche, die er nebst noch mehreren, nach dem Ma-
der ihm vom Könige von England verehret, hatte machen lassen. Sultan Coronn
stieg in Gegenwart aller Anwesenden in die Kutsche, und befahl dem Kutscher, der
Engländer war, er sollte ihn in das Lager führen. Er saß mitten darinnen, und hat-
die Vorhänge auf beyden Seiten aufgezogen. Viele Edelleute folgten ihm zu Fuß bis
seine Gezelte, die man vier englische Meilen weit von der Stadt aufgeschlagen hatte. W-
terweges warf er Viertelsrupien unter das Volk aus, beliebte auch seinen Arm bis zu
Kutscher auszustrecken, und ihm hundert Thaler in den Hut zu schütten k).

Wie sich der
Kaiser zum
Feldzuge aus-
rüstet.

Den folgenden Tag beschloß der Kaiser, das Lager, in Begleitung seines Frauens-
mers und des ganzen Hofes, zu besuchen. Als Rhoe erfuhr, daß er sich auf dem Jar-
befinde: so begab er sich aus Neugierigkeit dahin, und bestieg die unter demselbigen befin-
che Bühne, um diesen Ort, den er zu sehen noch keine Gelegenheit gehabt hatte, zu
trachten. Hier saßen nun zween Verschnittene auf Schemmeln, und wehreten dem Kaiser
die Fliegen mit einem langen Windsächer von Federn. Neben ihm lagen die Geschenke
die er ausschleichen wollte. Sie bestunden aus Zeugen, die man auf ein Holz, das
umdrehete, aufgerollet hatte. Er schenkte diesen Tag viel weg, aber er bekam auch wieder

g) Ebendasselbst.

h) Die Summe betrug hundert Jacobus. Als

lein der Verfasser läßt es ungewiß, ob er
Beyfuge von den mogolischen Beamten betrogen

viel, und zwar von Personen von allerley Stande. Es wurden diese Geschenke von einer alten und grundhäßlichen Matrone angenommen. Rhoe erblickte zwey der hauptsächlichsten Hofraumzimmer hinter einem Gitterfensterchen, und waren sie bemühet, den Drath weiter auseinander zu rücken, damit sie ihn desto besser sehen könnten. Anfänglich steckten sie nur die Finger durch, und ließen sie sehen. Aber in kurzer Zeit waren die Oeffnungen so groß, daß er ihr ganzes Angesicht erblicken konnte. Sie hatten keine sehr weiße Haut, ungeachtet die große Schwärze ihrer Haare und ungemeine Lebhaftigkeit ihrer Augen, den Glanz ihrer Gesichtsfarbe billig hätte vergrößern sollen. Zwar war der Ort, wo sie sturzen, an sich selbst nicht sonderlich hell: allein Rhoe wäre im Stande gewesen, sie bey dem bloßen Glanze ihrer Diamanten zu erkennen. Nachdem sie ihm Zeit gelassen hatten, sie nach Genüge zu betrachten, giengen sie lächelnd davon. Rhoe bildete sich ein, sie lacheten vor Vergnügen, daß sie ihn gesehen hätten. Der Kaiser stund sofort auf, und alles Anwesende begaben sich nach dem Durbal, um daselbst so lange zu warten, bis er abreisen würde. Nach einem kurzen Verzuge erschien der Kaiser. Unterdessen stieg sein Frauenzimmer auf die Elephanten, die an ihrer Thüre auf sie warteten. Rhoe zählte fünfzig kostbar angeschirrte Elephanten, absonderlich aber drey, welche kleine mit goldenen Platten gedeckte Thürme trugen. Die Fenstergitter bestanden aus eben diesem Metalle. Ueber dem ganzen Thurme war ein Himmel von Silberstücke. Als der Kaiser die Treppe des Thurms herab gieng, entstand ein Zurufen und Freudengeschrey, daß man den Donner selbst nicht hätte hören können. Rhoe eilte, daß er unten an der Treppe zu dem Kaiser kam. Hier hielt ihm einer von den Hofleuten einen ungeheuer großen Karpen in einem Becken vor, und ein anderer eine Schüssel voll von einer gewissen, dem Stärknehle an Weiße gleichenden Materie. Der Monarch tauchte den Finger hinein, berührte den Karpen, und beriehf sich die Stirn damit. Diese Ceremonie wird im Indostanischen als eine glückliche Vorbedeutung angesehen. Ein anderer vornehmer Herr steckte ihm den Säbel in das Gefenke. Sowohl der Säbel als das Gefenke waren mit Diamanten und Rubinen besetzt. Ein anderer hing ihm seinen Köcher mit dreyßig Pfeilen, nebst seinem Bogen an, und zwar in eben dem Futterale, das ihm der persianische Botschafter verehret hatte. Sein Turban war ungemein kostbar. Man sah an selbigem die Spitzen von einigen Hörnern hervorragen. An der einen Seite hing ein uneingefasster Rubin, in der Größe einer Wallnuß herab; und auf der andern ein gleich großer Diamant. In der Mitte erblickte man einen weit größern, wie ein Herz geschnittenen Smaragd. Der Wulst am Turbane war mit einer Schnur von Diamanten, Rubinen, und großen Perlen etlichemal umwunden. Um den Hals trug er eine Schnur von dreyimal so großen Perlen, als die schönsten, welche Rhoe jemals gesehen hatte, gewesen waren; und oberhalb des Ellenbogens ein dreyfaches Armband von eben dergleichen Perlen. Die Hand war bloß. An jedwedem Finger steckte ein kostbarer Ring. Seine Handschuhe, die von engländischem Gemächte waren, steckten in der Leibbinde, das Kleid war von Goldstücke, ohne Aermel, und die Halbstiefel mit Perlen gestickt. Er stieg in seine Kutsche. Der Kutscher war ein Engländer, und so kostbar aufgezuzet, als ein Comödiantenprinz jemals gewesen seyn mag; in solcher Pracht und Herrlichkeit regierte der Mann vier mit goldenem Geschirre belegte Pferde zu werden, seinen Entschluß nicht wieder geändert habe.

Rhoe.
1616.

Pferde. Dieses war das erstemal, daß der Kaiser in dieser Kutsche fuhr, die man nach dem Muster der engländischen verfertigt hatte, die ihr auch in der That so ähnlich zu seyn schien, daß Rhoe den Unterschied nur an dem Aufschlage merkte, der aus einem mit Goldbedruckten wirkten Sammet bestund, dergleichen nur in Persien verfertigt wird. Zu beyden Seiten giengen zween Verschnittene, trugen kleine goldene mit Rubinen besetzte Kästchen, und ein weißes Pferdeweiß zum Fliegen wehren. Vor der Kutsche giengen eine große Menge Trompeter, Trommelschläger und andere Spielleute her, nebst vielen Hofbedienten. Die letzten trugen Sonnenschirme und Thronhimmel, theils von Goldstücke, theils mit Edelsteinen gestickt, mit Rubinen, Perlen und Smaragden besetzt. Hinter der Kutsche folgten die Palankine, daran die Füße mit goldenen Platten überzogen, und die Enden der Röhren mit Perlen, ingleichen mit Franzen eines Schuhs lang, und einer großen Menge ordentlich angereiheter Perlen gezieret waren. Der Rand des ersten Palankins war mit Rubinen und Smaragden überzogen. Der dazu gehörige Fußschimmel war golden, und am Rande mit Edelsteinen eingefasset. Die beyden übrigen Palankine waren mit Gold überzogen. Unmittelbar darauf folgte die von Rhoe verehrte Kutsche. Man hatte einen neuen Himmel und neue Zierrathen daran gemacht, und der Kaiser hatte sie der darin sitzenden Prinzessin Normahal verehret. Auf diese folgte die dritte nach dortiger Art verfertigte Kutsche, darinnen der jüngste Prinz des Kaisers, von etwan fünf Jahren saß. Ihm folgten achtzig Elephanten. Nach des Verfassers Berichte kann man sich nichts prächtigers vorstellen, als das Aufgeschirr dieser Thiere. Sie schimmerten alle über und über von Edelsteinen. Jedweder hatte seine Fahnen von Silberstücke. Die wichtigsten Herren am Hofe folgten zu Fuß k).

Sultan Cosronroe wird in Freyheit gesetzt.

Rhoe gieng auf eben solche Weise bis an das Stadthor mit. Das Frauenzimmer zog eine engländische Meile weit davon, auf ihren Elephanten einher. Als der Kaiser vor dem Gebäude vorüber fuhr, darinnen sein Sohn, der Sultan Cosronroe, gefangen saß, so ließ er stille halten, und befahl: man sollte den Prinzen holen. Er kam ohne Verzug mit einem Säbel und Schilde in der Hand zum Vorscheine. Der Bart gieng ihm bis an den Gürtel herab, welches in dasigen Ländern das Anzeichen ist, daß man in Ungnade steht. Der Kaiser befahl ihm, er sollte auf einen Elephanten steigen, und neben der Kutsche bleiben. Dieses that er, mit großem Frohlocken des ganzen Hofes, welcher sich von der Begnadigung eines bey jedermann beliebten Prinzen viel gutes versprach. Der Kaiser gab ihm auch tausend Rupien, um solche unter das Volk zu werfen. Asaph Kam, der ihn bewachet hatte, und seine übrigen Feinde, schienen sehr gedemüthiget zu seyn, daß sie sich seinen Füßen sehen mußten.

Rhoe kömmt vor dem Hofeher als der Kaiser ins Lager.

Rhoe stieg, um das Gedränge zu vermeiden, zu Pferde, und erreichte die Zelte noch vor dem Hofeher als der Kaiser. Unterweges traf er zwey lange Reihen Elephanten an, davon jeder einen Thurm trug. An den vier Ecken eines jedweden Thurmes flogen vier Fahnen von gelbem Taffend; vor dem Thurme stand ein Falkonet auf seiner Lavette, hinter ihm ein Constabler. Rhoe zählte dreyhundert dergleichen bewaffnete, und sechs hundert Stücken Elephanten; die letzteren trugen Decken von Sammet mit goldenen Blumen, und verzierte Fahnen. Vor dem Kaiser liefen einige Personen her, und besprengeten den Weg mit Wasser. Niemand darf der kaiserlichen Kutsche näher kommen, als auf eine Viertel Meile.

k) A. d. 38 und vorhergeh. S.

und um dieser Ursache willen machte sich Rhoe voraus, und erwartete den Hof am Eingange des Lagers. Die Zelte hatten wenigstens zwei englische Meilen im Umkreise. Sie waren mit einem dort gewöhnlichen, auswendig rothen und inwendig nach Art unserer Tapiseten mit allerley Figuren bemalten Zenge umfangen. Diese Einfassung hatte die Gestalt einer Festung mit ihren Bollwerken und Streichwehren. Oben auf den Zeltstangen steckte ein großer kupferner Knopf. Rhoe drang sich an die kaiserlichen Gezelte und wollte sie inwendig besehen: allein diese Günst ist jedermann versaget; ja es müssen so gar die vornehmsten Herren des Reiches vor dem Eingange stehen bleiben. Unterdessen kam Rhoe doch hinein, als er der Wache einige Rupien in die Hand drückete. Der persianische Bothschafter hingegen, war entweder nicht so glücklich oder nicht so freygebig, sondern wurde abgewiesen.

Mitten in dem Hofe dieses tragbaren Pallastes, hatte man einen Thron von Perlmutter aufgerichtet, dessen Himmel von Goldbrocard war, und nur auf zweyen Pfeilern ruhte. Die Capitale oder Knöpfe dieser Säulen waren von gediegenem Golde. Als sich der Kaiser dem Eingange seines Gezeltes näherte: so traten einige Große in den umfangenen Bezirk hinein, und der persianische Bothschafter bekam Erlaubniß, mit ihnen hinein zu gehen. Beym Eintritt warf der Kaiser die Augen auf den Rhoe, und als solcher eine Verneigung machte, neigte er sich ein wenig dagegen, und legte die Hand an die Brust. Eben diese Höflichkeit erwies er auch dem persianischen Bothschafter. Rhoe blieb so lange, bis er auf seinen Thron stieg, unmittelbar hinter ihm. Sobald jedermann seine Stelle eingenommen hatte, ließen sich Seine Majestät Wasser geben, wuschen die Hände, und begaben sich hernach weg. Sein Frauenzimmer trat durch eine andere Thür in die für sie bestimmte Wohnung. Rhoe sah zwar den Prinzen Cosronoe nicht in dem Bezirke der Zelte: allein da sie mehr als drenßig Wohnungen ausmachten, so konnte er in irgend eine getreten seyn. Die Herren des Hofes begaben sich jedweder in sein Gezelt, welche allerley Gestalt und Farbe hatten, einige die weiße, andere die grüne, sämmtlich aber in einer so schönen Ordnung, als man bey den Gemächern unserer schönsten Häuser nimmermehr antreffen möchte, aufgeschlagen waren, und für Rhoe den prächtigsten Anblick, den er je gesehen hatte, vorstellten. Das ganze Lager schien einer schönen Stadt ähnlich zu seyn. Weder das Geräth, noch das Uebrige bey einem Heere gewöhnliche Geschleppe verstellte seine Schönheit und zierliche Einrichtung. Rhoe hatte keinen Wagen, und schämte sich einigermassen, daß er nicht mit größerm Prachte erscheinen konnte: allein es war, wie er saget, ein nothwendiges Uebel, und es hätte eine fünfjährige Besoldung, dergleichen er genoß, nicht hingereicht, sich nur einigermassen so gut als der geringste mogulische Herr auszurüsten. Das Allererstaunlichste schien ihm dieses zu seyn, daß sie sowohl mit Zelten als mit aller übrigen Ausrüstung doppelt versehen sind, dergestalt, daß sie nach aufgeschlagenem Lager an diesem Orte die zweyten Gezelte nebst dem dazu gehörigen Aufpuse an den andern Ort, wo sie künftig eintreffen werden, voraus schicken, folglich bey ihrer Ankunft schon alles in Ordnung finden. Weil sich Rhoe schämte, in einem so schlechten Anzuge vor ihren Augen herum zu gehen: so kehrte er bald wieder in seine armselige Wohnung zurück 1).

Den 5ten des Wintermonats mußte er in dem Gezelte des Prinzen Coronn eben dergleichen Pracht bewundern. Sein Thron war mit silbernen Platten, ja an einigen Orten mit erhabenen Blumen von gediegenem Golde beschlagen. Der Himmel ruhte auf vier,

Rhoe.
1616.Beschreibung
d. selben.Thron von
Perlmutter.Pracht der
Mogolen an
ihren Zelten.

1) A. d. 40 und vorhergeh. S.

Rhoe.
1616.
Verstellte
Gemüthsru-
he des Sultan
Coronns.

gleichfalls mit Silber überzogenen Säulen. Sein Säbel, Schild und Lanze, seine Harnisch und Pfeile lagen vor ihm auf einem Tische. Als Rhoe ankam, so zog eben die Nacht an. Er bemerkete, daß der Prinz ungemein gut Meister von sich selbst zu seyn schien und in allem seinem Thun eine große Ernsthaftigkeit annahm. Man übergab ihm zwei Briefe, die er stehend las, ehe er seinen Thron bestieg. Er ließ weder das geringste Lächeln noch in seinem Bezeugen gegen diejenigen, die ihm aufzuwarten kamen, den mindesten Unterschied merken. Sein Wesen hatte etwas widerwärtig stolzes und verächtliches gegen alles, was er sah, überhaupt an sich. Gleichwohl bemerkete Rhoe nach dem Durchlesen beyder Briefe einige innerliche Unruhe an ihm, als wenn ihm etwas sehr im Kopfe herumginge. Denn er antwortete denen, die mit ihm redeten, ganz die Quere, ja er hörte sich für verliebt in eine von seines Vaters Frauen. „Darf ich meine Meynung aufrichtig gestehen, saget der Verfasser, so trüge ich mich entweder gewaltig, oder er hatte in der Unterredung, die er mit seines Vaters Frauen hielte, eine Wunde ins Herz bekommen. Denn er hatte Erlaubniß erhalten, sie zu sehen. Die Normahal, von deren Schönheit so viel Wesens gemacht wird, besuchte ihn in ihrer engländischen Kutsche besucht; man wußte auch, daß sie ihn beym Abschied nehmen einen über und über gestickten, mit Perlen, Diamanten und Rubinen besetzten Mantel verehret hatte. Ohne Zweifel war dieser Besuch die wahre Ursache, warum er nicht mehr wußte, was er that m).

Besucht ihn.

Den 9ten fand Rhoe eben diesen Prinzen mit großer Aufmerksamkeit in der Charade spielen. Die Ursache seines Besuches war, den Prinzen um Kameele und Wagen, welche er dem Kaiser unmöglich folgen konnte, zu ersuchen. Er hatte diese Bitte schon öfter als einmal gethan. Coronn entschuldigte sich vorist, wegen seiner Vergessenheit, und schob die Schuld auf seine Leute. Nichts destoweniger bezeugte er ihm dieselbe größere Höflichkeit, als noch jemals, ja er rief ihn etlichemal zu sich, zeigte ihm sein Spiel und redete unterschiedliches mit ihm. Rhoe hatte gehoffet, er werde ihm den Vorschlag thun, er solle mit ihm reisen. Weil aber hiervon nichts erwähnt wurde: so ergriff er den Entschluß, seinen Abschied zu nehmen, unter dem Vorwande, er müsse nach Asmir zurück und könne wegen Ermangelung eines Feldgeräthes, nicht über Nacht im Lager bleiben. Coronn versprach hierauf, den verlangten Befehl ohne Säumniß auszufertigen, und ließ ihn, als er wegging, durch einen Verschnittenen, nebst vielen Kriegesbedienten begleiten, welche mit einem Lächeln zu ihm sagten, der Prinz wollte ihn kostbar beschenken, auch zehn Reiter zur Begleitung mitgeben, wenn er etwa Bedenken trage, bey Nachtzeit allein zu reisen. Er willigte hierauf in das Hierbleiben. „Sie machten, saget er, so viel Bedenken, von diesem Geschenke, als wenn mir der Prinz seine schönste Perlschnur geben wollte. Endlich kam es zum Vorscheine. Es war ein Mantel von Goldstücke, den er schon einmal getragen hatte. Man hing mir ihn über die Schultern, und ich mußte mich vor dem meinen Willen dafür bedanken. Eigentlich hätte sich dieses Gewand trefflich gut zu schicken, die alte Geschichte vom großen Tamerlan auf einer Schaubühne vorzustellen. Allein in diesen Ländern vermag ein Prinz keine höhere Günst zu erzeigen, als wenn er jemanden ein Kleid verehret, das er etlichemal getragen hat, n).

Muß sich
Fuhrwerk
kaufen, um
dem Kaiser zu
folgen.

Den 16ten befahl der Kaiser, alle in der Nähe des Lagers befindliche Häuser wegzubrennen, damit die Einwohner genöthiget würden, ihm zu folgen. Die Flamme griff

in die Stadt um sich, und brennete sie gleichfalls weg. Rhoe wußte nicht, was er bey diesen Umständen anfangen sollte, und der persianische Vorschafter wußte es eben so wenig. Weil nun die von ihnen bey Hofe ausgebethenen Fuhren nicht erscheinen wollten: so faßten sie den Entschluß, selbst welche zu kaufen, weil sie bey solcher Nähe des Lagers, und in einer zerstörten Stadt schlechte Sicherheit gegen die Anfälle der Räuber hoffen konnten. Der Aufwand war zwar nicht gering: allein man versprach ihnen noch immer Kameele, und weil sie es nicht vermeiden konnten, sondern dem Kaiser nothwendiger Weise folgen mußten, so fanden sie doch wenigstens mehr Sicherheit dabey, wenn sie sich bey Zeiten ins Lager begaben. Ein gewisser Jesuit, den der Verfasser nicht nennen will, mußte sich gleichfalls Wagen kaufen, ungeachtet er einen Befehl ausgewirkt hatte, daß er sich der Hofwagen bedienen dürfte o).

Rhoe.
1616.

In dieser Zeit erfuhr man einige den Prinzen Cosronroe betreffende Umstände. Jedermann beklagte sein Unglück, und bejammerte es, daß er von neuem in seiner Feinde Hände gefallen war. Indem aber der Kaiser nur in der Absicht den Ehrgeiz seines Bruders zu vergnügen, keinesweges aber das Leben dieses Prinzen in einige Gefahr zu setzen, darinnen gewilliget hatte: so beschloß er, um seiner Person einmal für allemal vollkommene Sicherheit zu schaffen, und das Volk, das über seine Gefangenschaft heftig murrete, zu befriedigen, seine Meynung nachdrücklich an den Tag zu legen. Zu dieser Erklärung seines Willens, gab ihm eine gewisse Unhöflichkeit des Asaph Rams gegen seinen Gefangenen Gelegenheit. Denn dieser Herr, welcher gleichsam den Gefängnißwärter des Prinzen vorstellte, war wider dessen Willen in sein Zimmer hinein gegangen; ja er hatte ihm bey dem Eintritte nicht einmal die geringste Ehrerbietung bewiesen. Viele waren der Meynung, er habe nur Handel mit ihm anzufangen gesucht, und geglaubet, weil der arme Cosronroe sonst nicht viel vertragen konnte, so werde er in der Hitze vielleicht nach dem Säbel greifen, oder auf irgend eine andere Gewaltthätigkeit verfallen, und dadurch der Wache einen Vorwand verschaffen, daß sie über ihn herfallen und ihn niederstoßen könnte. Allein, er fand ihn gelassener, als er nicht gedacht hätte. Der Prinz ließ es dabey bewenden, daß er seinem Vater durch einen guten Freund von diesem Frevel Nachricht geben ließ. Asaph Ram wurde hierauf nach dem Durbal gerufen. Der Kaiser fragete ihn, ob er schon lange nicht bey seinem Sohne gewesen sey? Er gab zur Antwort, vor zweenen Tagen. Was thatest du denn bey ihm? fuhr der Kaiser fort. Asaph Ram versetzte, er habe nur seine Aufwartung bey ihm abgelegt. Als aber der Monarch genauere Nachricht von der Weise, wie diese Aufwartung abgelegt worden sey, verlangte: so merkte Asaph Ram wohl, er müsse die eigentliche Beschaffenheit schon wissen. Demnach erzählte er, er habe dem Prinzen aufwarten und ihm seine Dienste anbiethen wollen, man habe ihm aber den Zutritt verweigert: weil er nun von dessen Person Rede und Antwort geben mußte, so habe er es für seine Schuldigkeit erachtet, das Zimmer seines Gefangenen zu besichtigen, und sey folglich, wie er nicht leugnen könne, wider desselbigen Willen hinein gegangen. Der Kaiser versetzte ganz gelassen: Gut! wie du drinnen warst, was sagtest du zu ihm? was für Ehrbezeugung, was für Demüthigung erwiesest du denn meinem Sohne? Dieser Unmensch wurde hierüber gewaltig bestürzt, und mußte bekennen, er habe ihm nicht die geringste Höflichkeit bewiesen. Hierauf sagte der Kaiser mit einiger Heftigkeit zu ihm, er wolle ihn

Cosronroe
kommt wieder
ins Gefängniß

Rhoe.
1616.

ein andermal lehren, daß seine Söhne seine Herren seyn, und wenn er noch einmal erfährt, daß er die Ehrerbietung gegen den Sultan Cosronroe im allergeringsten aus den Augen gesetzt habe, so wolle er dem Prinzen befehlen, ihm den Fuß auf die Gurgel zu setzen, und ihn todt zu treten. Sultan Coronu ist mir lieb, fuhr er fort; unterdessen soll hiermit jedermann wissen, daß ich meinen ältesten Sohn und künftigen Nachfolger im geringsten nicht deswegen in seine Hände geliefert habe, damit ich ihn verlieren will p).

Der IV Abschnitt.

Reise des Rhoe, in des Mogols Gefolge.

Rhoe begiebt sich nach Goddah zum Kaiser. Beschreibung dieser Stadt. Beschreibung des kaiserlichen Lagers. Jagd und Fischerey des Kaisers. Großes Ansehen der Bettelmönche. Verschwelichte Züge. Rhoe trifft den Prinzen Cosronroe an. Calleade, ehemaliger Sitz der mandaischen Könige. Sultan Coronu nimmt die englischen Geschenke zu sich. Wie sich Rhoe bey dem Kaiser beklaget. Gleichgültigkeit des Kaisers bey den Religionsstreitigkeiten. Wie der Mogol den Rhoe betrügt. Nachricht von des

Mogols Glauben. Ekbar bezeigt sich günstig gegen das Christenthum. Gehanguir führt Ekbars Entwurf aus. Mogolische Prinzen und junge Leute werden als Christen erzogen. Sie wollen christliche Frauen haben. Der Kaiser läßt sie den christlichen Glauben wieder ablegen. Zustand des Christenthums. Die Jesuiten sollen Wunder thun. Großmüthige Antwort des Corfi. Geschichte von einem Affen. Rhoe folgt dem Kaiser nach Mandoa. Großer Mangel am Wasser.

Rhoe begiebt sich nach Goddah zum Kaiser.

Indem das mogolische Heer zeitiger aufgebrochen war, als Rhoe mit seinen Zurüstungen zu Stande kommen konnte: so war es ihm nicht möglich, dem Kaiser vor Ablauf des Wintermonates zu folgen. Den ersten Tag des folgenden Monats erreichte er am Ueberflusse von Brampur, nachdem er unterwegs die Leichname von hundert hingerichteten Straßenräubern angetroffen hatte. Den 4ten begegneten ihm nach fünf zurückgelegten Tossen ein Kamel mit drey hundert Köpfen von Aufrührern, welche der Statthalter von Candahar dem Kaiser an statt eines Geschenkes zuschickete q).

Beschreibung dieser Stadt.

Den 6ten legte er vier Tossen bis nach Goddah zurück, wo er den Kaiser nebst dem ganzen Hofe antraf. Diese Stadt, welche mit Mauern umschlossen und in der alleranmuthigsten Gegend von der Welt gelegen ist, schien dem Verfasser eine der schönsten und wohlgebauteiten, die er bisher in Indien noch gesehen hatte, zu seyn. Man sieht da ganze Gassen voll Kramläden mit den allerkostbaresten Waaren angefüllt. Die öffentlichen Gebäude sind ungemein prächtig. Auf den Marktplätzen sieht man Wasserbehälter, die mit Werkstücken ausgefüllt und mit bedeckten Gängen umgeben, deren Bogenstellungen gleichem Bauzeuge aufgeführt sind. Rings herum sind Stufen angelegt, darauf man bis auf den Grund herab steigen und Wasser schöpfen, oder sich abkühlen kann. Die umliegende Gegend übertrifft die Stadt noch an Schönheit. Es ist eine große Ebene mit unzähligen und schönen Dörfern besetzt. Der Boden ist höchst fruchtbar an Getreide, Baumwolle und fetter Weide. Rhoe sah daselbst einen Garten, ungefähr zwey englische Meilen lang, und eine Viertel Meile breit, mit Mangos, Tamarinden, und andern Früchten bepflanzt, und ganz ordentlich in Gänge abgetheilt. Man erblicket auf allen Seiten nichts als kleine Tempel oder von den Einwohnern also genannte Pagoden, Springbrunnen, Wasserfälle.

X hoc.
1617.

Wasser, Bäder, Teiche und gewölbte Ruhgehäuser von Werkstücken gebauet. Alles dieses mit einander machet einen dermaßen angenehmen Anblick, daß nach des Verfassers Urtheile „kein einziger Mensch in der Welt seyn kann, der sich nicht glücklich schätzen sollte, wenn er seine Lebenszeit an einem so schönen Orte zubringen könnte.“ Ehe Rthar die Stadt eroberte, war sie der ordentliche Sitz eines rasbutischen Fürsten, und weit blühender, als ist. Ja Rhoe bemerkte hin und wieder, daß die schönsten Gebäude den Einfall droheten, und er legte die Schuld davon auf die Nachlässigkeit ihrer gegenwärtigen Besitzer, welche auf die Erhaltung einer Sache, die nach ihrem Tode dem Kaiser heimfällt, wenig Sorge wenden r).

Den gten besah er das kaiserliche Lager, und nennet es „eine der wunderbarsten Beschreibung
„Sachen, die er je gesehen. Diese große tragbare Stadt war binnen vier Stunden auf- des kaiserli-
„richtet worden. Ihr Umfang betrug ungefähr zwanzig englische Meilen. Die Zeltgassen chen Lagers.
„waren nach der Schnure abgemessen, und den Kramläden so bequeme Stellen
„angewiesen, daß jeder wußte, wo er das, was ihm nöthig fiel, suchen sollte. Jedweder
„Vornehmer, und jedweder Kaufmann weis schon, wie weit sein Zelt von dem Atafikanz
„ha, das ist von des Königes seinem, entfernt bleiben muß; auch weis er, neben welchem
„andern Gezelte es stehen, und wie viel Raum es einnehmen darf. Gleichwohl nehmen
„alle diese Gezelte zusammen mehr Raum weg, als die größte Stadt in Europa. Nie-
„mand darf des Kaisers Gezelte näher kommen, als auf einen Büchschuß, und hierü-
„ber hielt man dermaßen genau, daß nicht einmal die allervornehmsten Herren ohne des
„Kaisers ausdrücklichen Befehl eingelassen wurden. So lange der Kaiser zu Felde war,
„hielt er nachmittags keinen Durbal, sondern er wendete diese Zeit entweder auf die Jagd,
„oder auf die Beize der Wasservögel. Zuweilen trat er ganz allein in einen Nachen und
„belustigte sich mit Schießen; denn man führte ihm allezeit einige Schiffchen auf den Wagen
„nach. Zu Morgens erschien er auf dem Jarneo: allein es war verbotten, ihm daselbst
„Geschäfte vorzutragen, sondern sie wurden des Abends auf dem Guzalkan abgehandelt,
„mit dem Bedinge nämlich, wenn die zum Staatsrathe bestimmte Zeit nicht zum Sau-
„sen angewendet wurde s).

Als Rhoe sich den 16ten nach des Kaisers Zelten begab: so war der Monarch eben von Jagd und Zi-
der Jagd zurück gekommen, und hatte eine große Menge Wildpret und Fische vor sich scherz des
liegen. Sobald er den engländischen Bothschafter erblickte, mußte sich dieser sowohl von Kaisers.
einem als von dem andern das anständigste aussuchen, das übrige wurde unter des Kaisers
Edelleute ausgetheilet. Unten an seinem Throne saß ein unflätiger und gräßlicher alter Großes Anse-
Kerl. Es läuft dieses Land voll Bettelmonche, welche durch Gelobung der Armuth, und den der Bet-
eines strengen Lebens, sich einen großen Ruhm der Heiligkeit erwerben. Der alte Kerl telmonche.
war ein solcher, und hatte deswegen eine solche Stelle neben dem Kaiser inne, die seine leib-
lichen Söhne einzunehmen das Herz nicht gehabt hätten. Er überreichte Seiner Majestät
einen kleinen auf Kohlen gebackenen Kuchen, daran eine Menge Asche klebte, den er aber
seinem Sagen zu Folge, mit eigener Hand bereitet hatte. Der Kaiser nahm ihn gnädig
an, brach ein Stückchen ab, und steckte es in den Mund; ungeachtet eine ekelgewöhnte
Person es schwerlich angerührt haben würde. Er ließ sich hundert Thaler bringen, und
wickelte sie nicht nur mit eigener Hand in einen Zipfel von des Kerls Gewand, sondern las
auch

r) N. d. 44 C.

Allgem. Reisebesch. XI Band.

s) Ebendasselbst.

Rhoe.
1617.

Beschwerliche
Züge.

auch einige, die herausfielen, selbst von der Erde auf. Als man ihm nachgehends Collation austrug, genoß er nichts, ohne dem Alten etwas davon mitzutheilen; ja als sah, selbiger könnte für Schwachheit nicht allein aufstehen, nahm er ihn in die Arme und half ihm. Nachgehends umarmte er ihn sehr herzlich, legte die Hand dreimal auf die Brust, und nannte ihn seinen Vater. Wir verwunderten uns gewaltig darüber, Rhoe, daß wir an einem Mahometaner ein so tugendhaftes Bezeugen wahrnahmen.

Den 26sten brach das Heer auf, und zog durch lauter Waldungen, und über die voll Dornsträucher. Auf diesem Zuge gieng eine große Menge Pferde zu Grunde, noch eine größere Menge Soldaten lief davon, und jedermann führte gewaltige Klagen. Rhoe verlor sein Gezelt und seine Wagen. Um Mitternacht traf er den Kaiser an, welcher seit Tage lang unten am Berge stille gelegen hatte, damit sich seine Leute von dem schrecklichen Ungemache wieder erholen möchten. Die Kameele, Wagen und Kutschen blieben in diesen wegsamen Orten zu tausenden, ohne Wasser und ohne Lebensmittel. Der Kaiser war mit einem kleinen Elephanten fortgekommen, welches Thier eine sonderbare Geschicklichkeit besaß, über solche Felsen zu klettern, darüber ihm weder Kameele noch Pferde hätten folgen können u).

Den 24sten Jänner erfuhr man, der König von Decan wollte sich noch nicht vor dem Anzuge des Mogols fürchten, sondern er habe sein Geräth tief ins Land hinein geschickt, sich selbst aber mit fünfzig tausend Reutern an die Gränze gestellt; dem Prinzen Coroe gefalle weder dieser unvermuthete Troß, noch die Annäherung des Cham Canma, halte er nicht für rathsam, über das Gebirge zu ziehen. Asaph Kam und Normand hatten sich die Sache viel anders vorgestellt, und daher den Kaiser zu Unternehmung dieses Zuges beredet, aber nun änderten sie ihre Meinung; und sobald sie es thaten, änderten alle Hofleute, die, wegen des großen Ansehens dieser beiden Personen, ja dazu gesagt hatten, die ihrige gleichfalls. Nimmehr rieth man dem Kaiser, er sollte seinen Zug nur für die Jagdlust ausgeben, und nach Ugra umkehren; denn sagten sie: die Decaner sind der Kaiser nicht werth, daß ein so großer Monarch mit ihnen anbinden sollte. Allein, er gab keine Antwort, nun sey es zu spät; und da er einmal so weit sey, so mußte er Ehren wegen nicht weiter fortrücken, es möchte gehen wie es wollte.

Rhoe trifft
den Prinz Cos-
ronroe an.

Als Rhoe den 2ten des Hornungs etwas von der Straße des Heeres abgewichen war und unter dem Schatten eines großen Baumes ausruhen wollte: so sah er zu seinem größten Staunen, den Sultan Cosronroe in eben dieser Absicht auf einem Elephanten daher kommen. Man hatte ihm die Thüre seines Gefängnisses zum zweytenmale eröffnet, und er war im Begriffe, nach dem Lager zu reisen, hatte aber nicht die geringste Leibwache, ja keine einige Bedienten bey sich. Für seinen Bart hatte er bisher so wenig Sorge getragen, daß er ihm bis an den Gürtel reichte. Seine Leute winketen dem Engländer, er sollte weichen und seine Stelle ihrem Herrn einräumen: allein, der Prinz verwehrte dieses mit großer Zufriedenheit, und ließ unterschiedliche Fragen an den Rhoe ergehen, woraus man leicht merken konnte, er wüßte von allem, was am Hofe vorgienge, sehr wenig: ja nicht einmal daß ein engländischer Botschafter an selbigem zugegen sey x).

z) N. d. 44 S.

u) N. d. 45 S.

x) Aus den folgenden Nachrichten wird erhellen, daß der arme Prinz, endlich durch den Botschafter

Den 6ten gegen Abend erreichte man Calleade, eine kleine und von neuem wieder aufgebaute Stadt, vor welcher man die kaiserlichen Gezelte in einer sehr anmuthigen Landschaft Muluw, aufschlug. Calleade war ehemals der Sitz der Könige von Mandoa gewesen. Man trägt sich mit einer seltsamen Geschichte von einem dieser Könige, nämlich er sey einst ins Wasser gefallen, und einer von seinen Slaven aber sey ihm sogleich nachgeschwommen, habe ihn bey den Haaren ergriffen, und herausgezogen. Nachdem er sich erholet gehabt, so sey seine erste Frage gewesen: wer ihn gerettet habe? Man erzählte ihm die Sache mit allen Umständen, und kein Mensch zweifelte daran, dem Slaven würde der König den armen Menschen vielmehr zu Rede, wie er so vermessen seyn, und seine Hand an seines Fürsten Haupt legen könnte? Ließ ihn auch auf der Stelle hinrichten. Von seinen Weibern neben sich, fiel aber wiederum ins Wasser. Das Frauenzimmer gefährlich, ließ ihn also immerhin ersaufen, und sagte zu ihrer Entschuldigung, es sey ihr die Begebenheit mit dem unglücklichen Slaven noch in frischem Gedächtnisse gewesen y).

Xhoe.

1617.

Calleade, ehemaliger Sitz der mandoischen Könige.

Den 7ten, als der Kaiser nach dem Gebirge bey Ugen abgegangen war, um daselbst einen hundert und dreyßigjährigen Dervis zu besuchen, bekam Xhoe ein Schreiben mit der Nachricht, Sultan Corom habe ungeachtet aller Befehle und Firmans seines Vaters die Geschenke der Gesellschaft eigenmächtig zu sich genommen. Zwar hätte man ihm vorge stellt, sie wären für den Kaiser bestimmt, allein vergeblich! Dagegen schrieb er selbst ohne Verzug an seinen Vater, berichtete, er habe einige den Engländern zuständige Waaren an gehalten, und bat, ohne zu erwähnen, daß es Geschenke wären, um Erlaubniß, daß er die Verschlüsse öffne, und was ihm davon ansehe, kaufen dürfe. Weil aber die Factore, welche die Aufsicht darüber hatten, ohne einen Befehl ihres Vorschalters in die Oeffnung nicht willigen wollten, so suchte er sie mit allerley üblem Begegnen dazu zu zwingen. Er maßte sich das Recht an, alle Geschenke und Kaufgüter eher zu besetzen, als sein Vater, und was ihm darunter anständig falle, auszusuchen.

Sultan Corom nimmt die engländischen Geschenke eigenmächtig zu sich.

Den Xhoe verdroß diese Gewaltthätigkeit ungemein, und er war anfänglich Willens, sich deswegen durch den Asaph Kam bey dem Kaiser zu beklagen, weil es besagter Herr für eine Beschimpfung aufgenommen hätte, wenn der Abgesandte einen andern Weg hätte gehen wollen. Doch da er aus der Erfahrung wußte, wie wenig diesem Manne zu trauen sey, so ersuchte er ihn nur, er möchte ihm auf dem Guzalkam Gehör verschaffen. Als aber die dagegen gemachten Einwürfe sein Mißtrauen noch größer machten: so beschloß er, auf seines Dollmetschers Einrathen, dem Kaiser bey seiner Zurückkunft unterwegs aufzuwarten. Er ritt demnach an einem Orte, wo der Monarch vorbeys mußte; und als selbiger endlich auf seinem Elephanten sitzend erschien, stieg er ab, und gieng auf ihn zu. Der Kaiser wurde seiner sogleich gewahr, und kam seinen Klagen zuvor. Ich habe schon davon gehört, rief er ihm zu: mein Sohn hat eure Waaren zu sich genommen, seyd deswegen ohne Sorge, er soll eure Kisten nicht öffnen, und ich werde ihm diesen Abend Befehl zuschicken, daß

§ 2

loschaften Anschläge seines Bruders zu Grunde ging. y) N. d. 45 C.

Rhoe.
1617.

daß er sie auch ausliefern muß. Unerachtet dieses Versprechens, und des fernern gnädigen Bezeigens, erschien Rhoe des Abends dennoch auf dem Guzalkam, um sein Aufgebot zu wiederholen. Sobald ihn der Kaiser herein treten sah, ließ er ihm sagen, der verordnete Befehl sey bereits fortgeschicket, unterdessen müsse man alle vorgefallene Verdrüßlichkeiten vergessen. Ob nun gleich diese weitaussehende Rede den Engländern stark im Kopfe herum gieng: so verursachte doch die Gegenwart des Naph Rams, für dessen List ihnen bange war, daß sie für diesmal nicht weiter aus der Sache sprechen wollten, um so vielmehr, weil der Kaiser auf die Glaubensstreitigkeiten fiel, und die jüdische, christliche und mahometanische Religion, eine nach der andern vornahm. Der Wein hatte die Freiheit des Kaisers aufgeräumt gemacht, daß er sich zum Rhoe wendete, und sagte: „Ich bin Herr in meinem Lande, und will euch in selbigem alle mit einander glücklich wissen, die Juden und Christen eben sowohl als die Mohren. Ich bekümmere mich um eure Zänkereyen nicht das geringste. Lebet in meinem Reiche friedlich mit einander. Kein Mensch soll euch etwas zu Leide thun, ihr solltet alle Sicherheit genießen, und ich bin gut dafür, daß euch niemand übel mitfahren solle.“ Diese Rede wiederholte er etlichmal. Endlich wurde Wein völlig Meister über ihn, er fing an zu weinen, und während dieses Austrittes, welcher bis um Mitternacht dauerte, beherrschte ihn bald diese bald jene Gemüthsbewegung.

Zween Tage darauf, kam Sultan Coronn von Brampur an. Rhoe hätte vermuthen mögen, daß man gar nicht an seine Angelegenheit gedachte, und die Ankunft des neuen Königs setzte seine Hoffnung, Recht zu erhalten, noch unendlich mehr ins Weite hinaus. Dem er nun nicht anders vermuthen konnte, als er werde selbigen durch seine geführte Vertheilung ohnehin vor den Kopf gestoßen haben, folglich hier nichts mehr zu schonen war: so schloß er, sein Aeußerstes bey dem Kaiser zu wagen. Aber, indem er die Gelegenheit suchte: so ersuhr er zu größtem Erstaunen, der Kaiser selbst habe die Kisten heimlich öffnen lassen. Wie seltsam es endlich mit der ganzen Sache abließ, das verdienet mit dem Verfassers eigenen Worten angeführet zu werden a).

Wie der Mogol den Rhoe betriegt.

„Ich fassete den Vorsatz, saget er, mich zu rächen; und als ich nach vielem Suchen endlich einmal zum Gehöre gelassen wurde, trug ich dem Kaiser meine Klagen unverhohlen vor. Er nahm sie mit niederträchtigen Schmeicheleyen an, die seine Würde noch mehr beschimpfeten, als die begangene That selbst. Er sagte, ich dürfe für die Sicherheit meiner zugehörigen Sachen im allergeringsten nicht bekümmert seyn, er habe in den Kisten vielerley Dinge gefunden, die ihm ungemein wohl gefielen, absonderlich ein Glas von deutscher Arbeit, und zwey gestickte Polster; auch habe er die Hunde behalten: sollte er irgend eine andere Seltenheit darunter seyn, die ich ihm weder zu schenken noch zu verkaufen beliebete, so wollte er mir sie unverfehret wieder zustellen, weil er mir nicht das geringste Misvergnügen zu verursachen begehre. Ich antwortete, es sey zwar meistens für ihn selbst bestimmt gewesen, allein es zeige dieses Verfahren eine schlechte Höflichkeit gegen meinen König, und wisse ich nicht, auf was für Weise ich es ihm beybringen sollte, daß man seine Geschenke, an statt mir die eigenhändige Uebergabe derselbigen zu lassen, eigenmächtig zu sich genommen habe. Es wären viele darunter für den Sultan Coronn und die Prinzessin Normahal bestimmt gewesen, noch andere hätte ich mir behalten, und sie bey Zeit und Gelegenheit dazu anwenden sollen, um mir die Gerechtigkeit zu genügen.“

„genheit Seiner Majestät gegen die Unbilligkeiten, die meine Landesleute ohne Unterlaß aus-
 „stehen müßten, zu verschaffen. Einige Sachen hätten für meine guten Freunde und für
 „mich selbst, die übrigen aber für die Kaufleute gehört, und ich hätte die Macht nicht da-
 „zu, mit anderer Leute Eigenthum nach Belieben zu schalten.

„Hierauf bath er mich, ich möchte es nicht übel nehmen, daß er sie sich habe bringen
 „lassen. Es hätten ihm alle und jede Stücke dermaßen wohl gefallen, daß er es nicht er-
 „warten können, bis ich sie ihm in eigener Person übergeben hätte. Unterdessen sey mir
 „ja dadurch nicht das geringste Nachtheil zugefüget worden, weil er zum Voraus versichert
 „sen, ich würde bey dem Austheilen ihn zu allererst bedacht haben. Was den König von
 „England beträfe, so wollte er sich bey ihm entschuldigen. Wegen seines Prinzen und
 „Person aus. Was endlich die Geschenke angehe, die ich ihm bey anderer Gelegenheit, da
 „ich seine Gunst etwa für nöthig erachten möchte, zu machen Willens gewesen, so sey die-
 „ses eine sehr unnöthige Weitläufigkeit; denn er werde mir allemal, und so oft ich es ver-
 „langen wolle, Gehör ertheilen, und mich deswegen, weil ich ihm sodann kein Geschenk
 „mitbringe, im geringsten nicht schlechter empfangen, weil er nun schon zum Voraus wisse,
 „ich hätte keine Geschenke mehr für ihn. Hernach vertheidigte er seinen Sohn, und ver-
 „sicherte, es werde mir selber das Weggenommene wieder zustellen, auch die Factore we-
 „gen der ihnen weggenommenen Waaren befriedigen. Als ich nun hierauf stille schwieg: so
 „verlangte er, ich sollte sagen, wie mir seine Erklärung gefalle? Meine Antwort war: es
 „sey mir lieb, Seine Majestät so vergnügt zu sehen. Hierauf wendete er sich zu einem
 „engländischen Prediger, Namens Terry, den ich bey mir hatte, und sagte: Padre,
 „dieses Haus steht zu euren Diensten, ihr dürfet euch auf mich verlassen. Habet ihr etwas
 „anzubringen, so steht euch meine Thür allezeit offen, und ich werde euch alles bewilligen,
 „was ihr verlangt.

„Nach diesem höchstgnädigen Versprechen, fing er an auf das Vertraulichste mit mir
 „zu reden, aber mit einer solchen List, die ich sonst nirgend als in Asien angetroffen habe.
 „Er nennete alle und jede Stücke her, die ich sonst nirgend als in Asien angetroffen habe.
 „Er nennete alle und jede Stücke her, die er mir weggenommen hatte, und machte den An-
 „fang bey den Hunden, den Polstern, dem durchbrochenen Glase, und einem schönen Feld-
 „scherergestecke. Diese drey Stücke, sagte er, werdet ihr nicht wieder zurück verlangen,
 „weil ich sie gern behalten möchte. Eure Majestät haben zu befehlen, antwortete ich.
 „Was diese beyden Kisten voll Gläser betrifft, fuhr er fort, so ist weiter nicht viel Seltenes
 „darinnen; wem hattet ihr sie zugebacht? Ich sagte: eine Kiste gehöre für Seine Majestät,
 „die andere für die Prinzessin Norimahäl. Nun gut, versetzte er, ich will auch nicht
 „mehr als eine davon behalten. Wem gehören denn diese Hüte? Drey, war meine Ant-
 „wort, sind für Eure Majestät bestimmt, der vierte zu meinem eigenen Gebrauche. Nun,
 „fuhr er fort, die für mich bestimmten werdet ihr mir nicht zu nehmen begehren; denn ich
 „befinde sie sehr schön. Den übrigen will ich euch zwar gern heraus geben, wenn
 „ihr ihn nothwendig brauchet, doch wäre es mir ein Gefallen, wenn ich ihn behalten dürfte.
 „Ich mußte es mir gefallen lassen. Und die Malereyen, fragte er weiter, wer sollte sie
 „bekommen? Ich hatte sie, gab ich zur Antwort, bey Zeit und Gelegenheit anwenden
 „sollen. Damit befahl er, man sollte sie herholen, ließ die Kiste öffnen, und fragte mich

„) Ebendasselbst.

§ 3

„unter-

X 606.

1617.

Xboe.
1617.

„unterschiedliches, das Frauenzimmer, welches sie vorstellten, betreffend. Hernach
„bete er sich zu seinen Hofleuten, und verlangte, sie sollten ihm die Bedeutung eines ge-
„sen Gemäldes, das eine Venus und einen Satyr vorstellte, erklären, verbotß aber
„gleich meinem Dolmetscher, mir ihre Reden zu eröffnen. Seine Anmerkungen betref-
„meistentheils die Hörner des Satyrs, seine schwarze Haut, und einige andere Ei-
„schaften beyder Figuren. Einer sagte dieses, der andere jenes. Allein der Kaiser
„hielt seine eigene Meynung bey sich, und sagte nur, sie betrögen sich alle mit einander
„ihrem Urtheile. Hierauf verbotß er meinem Dolmetscher noch einmal, er sollt mir
„Reden nicht wieder sagen, dagegen befahl er ihm, mich um meine Meynung von die-
„Gemälde zu befragen. Ich antwortete, was ich in der That gedachte, nämlich ich
„es für eine bloße Erfindung des Malers, indem diese Kunst ihre Vorstellungen gemein-
„lich von den Erfindungen der Dichter herzunehmen pflege, ein mehreres könne ich von
„Absicht des Künstlers unmöglich beybringen, weil ich dieses Gemälde vorist zum er-
„male sähe. Hierauf ließ er den Terry gleichfalls befragen, welcher aber seine Unwis-
„heit nicht weniger gestund. Warum, fing er wider an, bringet ihr mir denn etwas, wo-
„ihr nicht wisset, was es ist?

„Ich habe diesen Vorgang deswegen beybringen wollen, damit er den Verwindha-
„der Gesellschaft, und allen meinen Nachfolgern im Amte zur Nachricht dienen möge.
„ist eine Warnung für sie, bey der Auswahl ihrer Geschenke ein andermal vorsichtiger
„verfahren, und alles, was man übel auslegen könnte, wegzulassen, indem schwerlich ein
„Hof in der ganzen Welt dermaßen mistrauisch und eine Sache übel auszulegen geneigt
„kann, als der mogolsche. Ungeachtet der Kaiser seine eigene Meynung zurück hielt,
„schloß ich doch aus seinen Reden, er halte dieses Gemälde für eine schimpfliche Ver-
„tung der asiatischen Völker; das ist, er glaube, man habe sie unter dem Bilde eines
„tyres vorgestellt, weil man ihnen eben dergleichen Neigungen als ihm zuschreibe,
„übrigens deute die Venus, welche den Satyr bey der Nase fortführte, auf die Gem-
„des asiatischen Frauenzimmers über die dasigen Mannspersonen. Uebrigens brau-
„nicht weiter in mich, weil er wußte, daß ich das Bild Zeit lebens nicht mit Augen ge-
„hen hatte, folglich meine vorgeschützte Unwissenheit im geringsten nicht erdichtet
„Nichtsdestoweniger schien es, als ob ihm der Argwohn im Herzen verblieben sey; denn
„sagte mit einer kalfinnigen Art, er behalte dieses Gemälde als ein Geschenk b).

„Die übrigen Kleinigkeiten, fuhr er fort, sollen meinem Sohne zugeschicket wer-
„Sie werden ihm angenehm fallen. Ueber dieses will ich ihm so gemessene Befehle er-
„len, daß ihr künftig keinen Vorsprecher mehr bey ihm bedürfen werdet. Dieses Verspre-
„begleitete er mit einer Menge höflicher Worte, Entschuldigungen und Versicherungen
„Gewogenheit, welche entweder aus einem sehr großmüthigen oder höchst niederträch-
„Gemüthe herrühren mußten c).

„In der großen Kiste waren allerley aus Holz geschnitzte Thiere. Man hatte mit
„reits Nachricht gegeben, sie wären sehr schlecht gemacht, ja es habe sich so gar der An-
„damit man sie überzogen hatte, an vielen Orten geschelfert. Wäre es bey mir gestan-
„so hätte ich sie nimmermehr unter die Geschenke gerechnet. Es fragte mich auch der

b) N. d. 48 E.

„ser selbst, was sie vorstellen sollten, und ob sie für ihn bestimmt wären? Ich antwortete
 „ohne Verzug, man habe niemals daran gedacht, Seiner Majestät ein für Sie ganz un-
 „würdiges Geschenk zu übergeben, man habe diese Bildnisse nur mitgeschicket, weil sie die
 „in Europa gewöhnlichsten Thiere vorstellten. Und warum denn? versetzte er so gleich;
 „denken sie vielleicht in England, ich hätte mein Tage keinen Ochsen oder kein Pferd ge-
 „hen? Unterdessen will ich sie doch behalten. Was ich mir aber ausbitten will, das ist
 „ein großes Pferd aus eurem Lande, nebst einem Paare irländischer Windspiele, einem
 „Männchen und einem Weibchen, ingleichen andere Hunde von der Gattung, als ihr zum
 „Jagen gebraucher. Werdet ihr mir dieses Vergnügen machen, so gebe ich euch mein kai-
 „serliches Wort, ihr sollet dafür belohnet werden, und mehr Vorrechte von mir erhalten,
 „als ihr verlangen könnet. Meine Antwort war, ich wollte dergleichen Thiere auf die erste
 „ablaufende Flotte einschiffen lassen: allein ich konnte nicht gut dafür seyn, ob sie die Be-
 „schwerlichkeiten einer so langen Reise ausstehen würden. Doch, wosern sie gleich un-
 „terweges verunglücken sollten, so wollte ich ihm gleichwohl zum Wahrzeichen meines Gehor-
 „sams die Haut und die Knochen vorzeigen. Dieses schien ihm zu gefallen. Er neigte
 „sich erlichemale; Er legte die Hand an die Brust, mit noch so mancherley andern Kenn-
 „zeichen einer besondern Zuneigung und Gewogenheit, daß die anwesenden Herren selbst,
 „mich versicherten, er habe noch niemals einer Person so ausnehmend gnädig begegnet. Es
 „bestund aber auch meine ganze Belohnung in diesen Schmeicheleyen. Doch sagte er, er
 „wolle alle mir erzeugte Unbilligkeit wieder gut machen, und mich mit Ehre und Gna-
 „denbezeugungen überhäuft in mein Vaterland zurück schicken. Ja er gab auf der Stelle
 „ein und andere zu Abstellung meiner Klagen abzielende Befehle. Nachgehends sagte er,
 „ich will dem Könige von England ein prächtiges Geschenk übersenden, auch zugleich einen
 „Brief an ihn schreiben, und eurer geleisteten guten Dienste mit vielem Ruhme erwähnen;
 „nur möchte ich wissen, was ihm am angenehmsten fallen möchte? Ich antwortete, es
 „würde sich schlecht für mich schicken, wenn ich ein Geschenk von ihm verlangen wollte; man
 „pflöge in meinem Lande auf dergleichen Weise keinesweges zu verfahren, und es würde die
 „Ehre meines Königes darunter leiden. Es möge aber das Geschenk, das er mir anzu-
 „vertrauen die Gnade haben werde, bestehen, aus was es wolle, so werde es mit Vergnü-
 „gen angenommen werden, weil es von einem Monarchen herkomme, für welchen man
 „in England eben so viel Liebe als Ehrerbietung hege. Doch er ließ sich mit dieser Ent-
 „schuldigung nicht abspeisen; sondern weil er meynete, ich halte seinen Antrag nur für einen
 „bloßen Scherz, so schwur er bey seinem Kopfe, er wolle mir ein Geschenk mitgeben, ja
 „er drang nunmehr desto schärfer darauf, ich sollte ihm etwas vorschlagen, das der Mühe,
 „es bis nach England zu schicken, werth sey. Ich mußte endlich sagen, meinem wenigen
 „Ernennen zu Folge, möchten wohl die großen persischen Teppiche ein schickliches Geschenk
 „seyn, weil mein König kein wichtiges vermuthete. Hierauf sagte er, er wolle dergleichen
 „Teppiche in mehr als einer Werkstätte und von verschiedener Größe bestellen, auch noch
 „andere Sachen befügen, daraus der König von England seine Hochachtung gegen ihn
 „ermessen könne. Es lagen damals gleich einige Stücke Wildprät vor ihm: davon gab er
 „mir eine halbe Gemse, mit dem Beyfügen, er habe dieses Thier mit eigener Hand erle-
 „get, und sey die andere Hälfte für seine Frauen bestimmt. Es wurde wirklich diese andere

c) Ebendasselbst.

„Hälfte

Ab oe.
1617.

„Hälfte auf der Stelle in lauter Stücke, jedes zu vier Pfunden zerhauen. In eben
„Augenblicke kam sein dritter Sohn und zwei Frauen aus dem Serrail herein getre
„nahmen die Stücke in die Hand, und trugen sie in eigener Person mit sich davon,
„anders als ein Bettler, dem man Almosen giebt d).

„Könnte ein erlittener Schimpf mit Worten gut gemacht werden: so hätte ich
„als zu viel Ursache gehabt, über den Ausgang dieses Gehöres vergnügt zu seyn.
„weil ich besorgte, er habe mir alle diese Vorschläge bloß in der Absicht meine Gemüth
„auf die Probe zu stellen, gethan, so hielt ich es für meine Schuldigkeit, meine Klagen
„zu setzen. Es schien aber, als wenn es ihm fremd vorkäme, daß ich die Ursache m
„Beschwerungen nochmals berührte. Er fragte, ob ich denn nicht mit ihm zufrieden
„und als ich antwortete, seine Gnade könnte der Unbilligkeit, die ich in seinem Lande erl
„habe, sehr leicht abhelfen: so versprach er mir auf das Neue, ich sollte Ursache bekom
„mit ihm vergnügt zu seyn. Unterdessen schloß ich aus seinem darauf folgenden Reden,
„ne Standhaftigkeit mußte ihm misfallen haben: denn er sagte, ich muß doch eine
„Frage an euch thun: wenn ich an die Geschenke gedente, die ihr mir vor zwei Ja
„überbracht habet, so muß ich mich allezeit wundern, daß sie an Menge und am Werthe
„geringer waren, als eines gewissen bloßen Kaufmannes seine, der vor euch hier war.
„durch selbige jedermanns Gunst erwarb, ungeachtet euch euer König mit dem Titel
„Bothschafters bekleidet hat. Ich erkenne euch als einen Bothschafter, es verräth
„euer ganzes Wesen eine Standesperson, gleichwohl kann ich nicht begreifen, warum
„euch an meinem Hofe keinen größeren Staat führen läßt. Ich wollte diesen
„wurf beantworten: allein er fiel mir in die Rede, und sagte, ich weis wohl, daß
„Schuld weder an euch, noch an eurem Könige liegt, und ich will euch zeigen, daß
„euch höher schätze, als diejenigen, die euch abgeschicket haben. Wenn ihr wieder
„England reisen werdet: so will ich euch beehren und belohnen, auch ein Geschenk für
„Herrn mitgeben, ohne mich an den Werth des von euch Ueberbrachten, zu kehren.
„lein ich will euch einen Auftrag thun, wegen dessen ich mich auf keine Kaufleute verla
„kann: nämlich ihr sollet mir in eurem Lande einen Köcher zu Pfeilen, ein Futteral
„meinen Bogen, davon ich euch ein Muster zustellen will, ein Polster, dergleichen ich
„Schlafen gebrauche, ein Paar Halbstiefeln, so fein gestickt, als es in England mi
„ist, und ein Panzerhemde machen lassen. Ich weis, daß man in eurem Lande die fei
„Arbeit von der Welt verfertiget. Werdet ihr mich mit diesen Sachen beschenken, so
„ihr, daß ich reich genug bin, und ihr sollet von diesem Auftrage gewiß keinen Sch
„haben. Ich versprach, seine Befehle mit aller Sorgfalt zu erfüllen. Hierauf besa
„dem Asaph kam mir die Muster zustellen, und fragte mich, ob ich noch Trau
„wein habe? Ich bekennte mich zu einem kleinen Vorrathe. Nun gut, versetzte er,
„mir ihn diesen Abend, ich will ihn versuchen, und wenn er mir schmecket, so will ich
„lust davon trinken, e).

d) A. d. 50 und vorhergeh. S.

e) Ebendasselbst.

f) Dieses Buch hatte den Titel: Wahrheits-
spiegel. Ein Persianer, Namens Abbedin,
machte eine Antwort dagegen, in welcher man al-

les beyeinander antrifft, was die Mahometaner
gen die christliche Religion einwenden. Der
ter Guadagnoli widerlegte nachgehends den
sianer, und sein Buch wurde auf Befehl der
gregation de propaganda zu Rom gedruckt.
es aber mit vielen Verwünschungen des Mahomet

Dergestalt kam Rhoe bey diesem Gehöre, welches eine außerordentliche Gnadenbezeugung vorstellen sollte, um seine Kisten und um seinen Wein, ohne etwas anderes als Worte dafür zu bekommen. Weil er die ausführliche Beschreibung dieses Vorganges für ungemein wichtig zum Unterrichte seiner Nachfolger hielt: so haben wir sie aus eben dieser Ursache unserm Auszuge gleichfalls einverleibet. Unterdessen giebt man einem jedweden zu erwägen, wie groß der Verdruß und Kummer eines Abgesandten seyn müßte, wenn er von einem ausländischen Hofe ohne Unterlaß betrogen, und bey dem allen durch den Vortheil derer, die seine Dienste gebrauchen, genöthiget wird, sich einweisen mit einem leeren Dunste und der ungewissen Hoffnung abzuspfeifen, er werde den günstigen Augenblick, der sein Glück auf eine unwiederruffliche Weise befestiget, vielleicht künftig noch einmal finden.

Bey Gelegenheit der Unterredung mit dem Mogol, die Glaubenslehren betreffend, bringt er folgende Nachricht bey. Man hatte in diesem Lande noch niemals etwas von dem Christenthume vernommen, als zu des Mogols Etbar, Vaters des jetztregierenden Kaiser, Zeiten. Etbar war ein guter Herr, gelinde, billig, und ein großer Liebhaber von allerley Neuigkeiten. Er ließ also drey Jesuiten von Goa nach Hofe kommen, darunter der Pater Hieronymus Xavier, aus dem Königreiche Navarra gebürtig, der vornehmste war. Diesen hörte er mit Vergnügen an, und befahl ihm hernach, ein Buch zu Vertheidigung seines Glaubens gegen die Mohren und Heiden zu verfertigen f). In diesem Buche las er des Nachts zum öftern. Endlich, da er es hatte untersuchen lassen, bewilligte er dem Pater Xavier, vermittelt eines offenen Gnadenbriefes, die Erlaubniß, Kirchen zu bauen, zu predigen, zu lehren, zu bekehren, und alle Religionsceremonien mit eben der Freyheit als zu Rom selbst, auszuüben. Ja er gab ihm sogar Geld zum bauen, dergestalt, daß man in einigen Städten zwar Kirchen, aber keinen einzigen Christen sah. In besagtem Firman erlaubte er auch allen seinen Unterthanen, sogar die Prinzen von Geblüte nicht ausgenommen, den christlichen Glauben anzunehmen. Früherzeitige Blüthe für eine so schlechte Erndte, als nachgehends darauf erfolgte. Etbar war sein Tage kein großer Eiferer für die muhammedanische Lehre gewesen. Er hielt ihren Urheber für weiter nichts, als einen Menschen und König, der sich bey seinen leichtgläubigen Landesleuten in ein außerordentliches Ansehen gesetzt hatte, und aus diesem Grunde hielt er es für keine Unmöglichkeit, ein eben so großer Prophet als Mahomet selbst, zu werden. Unterdessen brach dieß Vorhaben unter seiner Regierung nicht aus. „Er bekannte sich, wenn dem Rhoe zu glauben ist, bey seinem Abschiede, um des Wohlstandes willen, zu seiner angebohrnen Glaubenslehre. Allein, sein Sohn brachte den von seinem Vater ausgenommenen Entwurf zur Ausführung. Er war weder beschnitten, noch in den Grundsätzen irgend einer Glaubenslehre unterrichtet worden, hatte sich auch bis zu des Rhoe Anfunft eben so wenig darum bekümmert, als der förmlichste Atheist thun könnte. Zuweilen wohnte er dem mohrischen Gottesdienste bey: allein er that mit den heidnischen Festen ein gleiches. Er war einer Glaubenslehre eben so gewogen, als der andern, und konnte

Rhoe.
1617.Anmerkung
über diese Aus-
sagen.Nachricht von
des Mogols
Glauben.Etbar bezeuget
sich günstig ge-
gen das Chri-
stenthum.Gehanguir
führt des Et-
bars Entwurf
ans.

anfang, so stellten ihm einige in der morgenländischen Lebensart erfahrene Männer vor: auf diese Weise werde es im Morgenlande schlechten Vortheil stiften, denn die Verwünschungen würden diejenigen, denen zu Liebe es aufgesetzt sey, vom Leben abschrecken. Damit besorgte er eine neue Ausla-

Allgem. Reisebeschr. XI Band.

ge, und lobte den Mahomet so sehr, daß es seinen Obern misfiel, ja sie ihm sogar einen derben Auspußer zustelleten, darüber er, wenn von seinem Werke geredet wurde, heftig klagte. Diese Anmerkung ist aus dem I Theile der Thevenotischen Sammlung gezogen.

Rhoe.

1617.

„nur diejenigen nicht leiden, welche von ihrer angebohrnen Meynung abfielen. End-
 „trat er seines Vaters Entwurfe öffentlich bey, und machte sich zum Oberhaupte seiner
 „genen Glaubens. Denn damit er ein eben so großer Prophet als Mahomet werden m-
 „te, so schmiedete er aus allen Religionen eine neue zusammen. Sie wurde auch von
 „großen Anzahl seiner Unterthanen dermaßen eifrig angenommen, daß sie nicht die ge-
 „ste Nahrung zu sich nahmen, bis sie ihrem neuen Gesetzgeber zuvor ihre Ehrerbietung
 „bezeuget hatten. Eben um dieser Ursache willen trat er allezeit gleich mit Anbruche
 „Tages an ein gewisses Fenster seines Pallastes, das auf einen geräumlichen Platz gi-
 „Wer den Mahomet lobte, der kam übel an bey ihm; hingegen hörte er es gern, w-
 „man denselbigen einer Betriegeren beschuldigte. Aber von Christo und seiner Lehre
 „te man ihn niemals anders, als mit großer Ehrerbietung, sprechen: und Rhoe giebt
 „für eine bewundernswürdige Wirkung der göttlichen Wahrheiten aus. Er bestätigte
 „Freiheiten der christlichen Kirchen, und vermehrte sie alle Tage. Seit zweyen
 „ren her, hatte er des Nachts zwey gewisse Stunden dazu ausgesetzt, daß man ihn
 „der christlichen Lehre unterrichten mußte, und gab er nicht selten große Hoffnung
 „künftigen Bekehrung von sich.

Mogolische
 Prinzen und
 junge Leute
 werden als
 Christen erzog-
 gen.

Dem Pater Franz Corsi, einem Jesuiten, welcher mit dem Titel eines königlich-
 portugiesischen Residenten am Hofe lebte, untergab er eine große Anzahl junge Leute, die
 er sie portugiesisch lesen und schreiben lehren, auch sie sonst in der weltlichen Gelehr-
 keit unterrichten sollte. Erwähnter Jesuit hielt einige Jahre lang eine öffentliche Sch-
 Der Kaiser selbst schickte zweyen von seinen Vettern hinein, welche im christlichen Glauben
 terrichtet, und in der neuen Kirche zu Agra mit großer Pracht getauft wurden. Die
 Beispiele folgten viele andere Mogolen mit desto größerer Dreustigkeit, weil sie glaub-
 der Kaiser selbst sey von dem Bekenntnisse dieser Lehre nicht weit entfernt. Andere
 gen, die ihn besser kannten, glaubten vielmehr, es sey ein bloßer Staatsstreich von ihm
 und suchete er nur diese Prinzen bey den Muhammedanern, als der Hauptmacht des Reichs
 verhaßt zu machen. Allein weder diese noch jene hatten es getroffen. Sobald die Prinzen
 und die übrigen Kinder die Grundsätze des christlichen Glaubens begriffen hatten, dard-
 man ihnen absonderlich die Obliegenheit nur eine einzige Frau, und zwar von eben der
 ligion zu nehmen, scharf eingepräget, stiftete der Kaiser die Prinzen an, daß sie
 den Jesuiten verlangeten, sie sollten ihnen portugiesische Gemahlinnen schaffen. Die
 denbefehrer glaubten, es sey dieser Antrag nur ihr eigener Einsall, gaben ihnen also
 Verweis, und ließen es damit gut seyn. Allein, weil der Kaiser den christlichen Glauben
 um keiner andern Ursache willen begünstiget hatte, als nur um portugiesisches Frauen-
 mer, wornach er heftiges Verlangen trug, in seine Hände zu bekommen: so gaben
 Prinzen, die seine Meynung wohl wußten, den Jesuiten alle Kennzeichen ihres Glauben-
 bekennnisses wieder zurück, unter dem Vorwande, man habe ihnen christliche Frauen
 sprochen, und wolle ihnen nunmehr keine geben. Die große Dreustigkeit, womit sie
 ses vorbrachten, öffnete den Jesuiten die Augen. Sie erkundigten sich genauer, und er-
 ten endlich an des Kaisers Absicht nicht weiter zweifeln. Unterdessen nahmen sie doch
 Kreuz nicht an, als es die Prinzen zurück geben wollten, sondern sagten: man habe es
 auf Befehl des Kaisers zugestellt, sie sollten sich also an Seine Majestät wenden,

Wollen christ-
 liche Frauen
 haben, bekom-
 men sie nicht.

selbige Ihnen dero Willensmeynung durch diejenigen, welche sie ordentlich dazu zu gebrauchen pflegte, eröffnen nicht. Sie kannten die Gemüthsart dieses Fürsten viel zu gut, und wußten, er könnte nicht leiden, daß man ihm niederträchtige Absichten Schuld gebe. Er ließ auch wirklich einige Tage lang nicht die geringste Empfindlichkeit spüren, ungeachtet er sich über den Bericht der Prinzen heftig geärgert hatte. Weil er aber die Jesuiterschule ein für allemal wieder abschaffen wollte: so ließ er den Jesuiten befehlen, an dem Thore des Serails zu erscheinen, und ihnen daselbst durch eine von seinem Frauenzimmer vermelden, die Prinzen hätten ihre Religion auf seinen Befehl verändert. Sie wurden also wieder Muhammedaner, wie zuvor, und die ganze Hoffnung der Heidenbekehrer gieng nebst den Früchten ihrer Bemühungen im Rauche auf g).

X h o e.
1617.

Der Kaiser läßt sie dem christlichen Glauben wieder absagen.

„X h o e. versichert, er habe sorgfältig nachgeforschet, aber im ganzen Lande nicht einen einzigen Neubekehrten, der den Namen eines Christen verdienet hätte, angetroffen: ja mit Ausnahme einiger wenigen bettelmäßigen Kerl, die vom Almosen der Jesuiten lebten, habe es wohl sehr wenige gegeben, die sich auch nur äußerlich zum Christenthume bekannt hätten. Die Jesuiten, sagt er weiter, kenneten das unlaute Gemüth dieser Nation mehr als zu gut, und wären der vergeblichen Arbeit überdrüssig. Also war nach seinem Berichte, der Zustand des Christenthums im Indostanischen beschaffen. Eine gewisse seltsame Begebenheit, die er mit ansah, bestätigte ihn noch mehr in der Meynung, man dürste auf die Bekehrung des Kaisers schlechte Rechnung machen.

„Vor weniger Zeit, sagte er, war die Jesuitenkirche nebst ihrem Kloster abgebrannt. „Allein das Crucifix blieb von dem Feuer unbeschädigt, und diese Rettung gab man für ein Wunderwerk aus. Ich meines Ortes schwieg darzu stille, ungeachtet ich bereit war, jeden Zufall, der zu Ausbreitung des Evangelii etwas beytragen konnte, als eine göttliche Schickung anzusehen. Allein der Pater Corsi selbst gestund mir aufrichtig, er halte die ganze Begebenheit für etwas sehr natürliches: weil aber die Muhammedaner ohne sein Zuthun ein Wunderwerk daraus gemacht hätten, so habe er sie immerhin bey ihrer Meynung gelassen b).

„Der Kaiser, der auf alle Neuigkeiten ungemein begierig war, ließ diesen Heidenbekehrer zu sich kommen, und anfänglich allerley andere Fragen an ihn abgehen. Endlich kam er auf das Hauptwerk, das ihm im Sinne lag, und sagte: Ihr erwähnt ja nichts von dem großen Wunderwerke, das ihr im Namen eures Propheten gethan haben? Wollet ihr sein Bildniß in meiner Gegenwart ins Feuer werfen, und es bleibt unbeschädigt, so will ich ein Christ werden. Der Pater Corsi antwortete: ein solcher Versuch liefe der Vernunft zuwider; man könnte der Allmacht keinesweges zumuthen, daß sie so oft und vielmal, als es den Menschen einfiele, Wunderwerke thun sollte; dieses heiße Gott versuchen; man müßte Zeit und Stunde, die ihm beliebig falle, erwarten: hingegen wollte er zum Beweise, daß sein Glaube der wahre sey, für seine eigene Person ins Feuer springen. Dieses Anerbieten nahm der Kaiser nicht an. Allein die sammtlichen Hofleute trieben ein großes Geschrey, und verlangten durchaus, man sollte die Wahrheit unseres Glaubens auf die vom Kaiser verlangte Probe setzen; werde nun das Crucifix verbrennen, so müßte der Pater Corsi ein Muhammedaner werden. Sultan Cozom brachte verschiedene Beyspiele von Wunderwerken vor, die um einer weit geringern

Die Jesuiten sollen Wunder thun.

Großmüthige Antwort des Corsi.

Rhœ.
1617.

„Ursache willen, als die Bekehrung eines mächtigen Monarchen sey, geschehen wäre
„und behauptete, wenn die Christen diesen Versuch verwürfen, so halte er sich nicht
„schuldig, ihren bloßen Worten zu glauben. Der Kaiser mengete sich hierauf in den Streit
„und sagte zu Vertheidigung des Christenthums, Christus sey ohne Vergleich ein größerer
„Prophet, als Mahomet, wenn man nach seinen Wunderwerken urtheilen wollte: Er redete
„te weitläufig von seiner Auferstehung, und fragte, ob irgend ein anderer im Stande
„wesen sey, ein dermaßen göttliches Werk zu verrichten? Der Prinz versetzte zu
„Mahomers Vortheile, einen Blinden sehend zu machen, sey ein eben so großes Wunder
„werk, als die Auferstehung. Als man nun heftig darüber stritt, so gab ein gewisser
„vor, der Kaiser und der Prinz hätten alle beyde gleiches Recht; denn sich selbst, oder
„nen andern Verstorbenen auferwecken, sey zwar ohne Zweifel das größte unter
„Wunderwerken; hingegen einem Blindgebohrnen das Gesicht geben, sey eben das,
„gleichsam eine Art einer Auferweckung i).

Geschichte
von einem Af-
fen.

Unterdessen zogen diese großen Bewegungen weiter nicht die geringste Folge nach
Gleichwohl entstundn sie bald darauf wegen eines wunderbaren Affens von neuem, und
können uns nicht entbrechen, die Erzählung eines Mannes, wie Rhœ war, davon bezzu-
gen. Ein bengalischer Marktschreyer verehrte dem Kaiser einen großen Affen, den er
ein göttliches Thier ausgab. Es ist aus andern Reisebeschreibungen bereits angemerkt
worden, daß einige indianische Secten diese Thiere gleichsam für etwas göttliches an-
sehen. Weil es nun vorist darauf ankam, diese angebliche Eigenschaft durch die Erfahrung zu
stätigen: so zog der Kaiser einen Ring vom Finger, und ließ ihn in der Kleidung
Edelknaben verbergen. Ungeachtet der Affe nicht zugehört hatte, als man ihn ver-
so fand er ihn doch. Der Kaiser war mit diesem einzigen Versuche noch nicht zufrieden,
dern ließ die Namen von zwölf Geseßgebern, als zum Beispiele des Moses, Christi,
Mahomets, Aly, u. s. w. auf zwölf Zettel schreiben, in einem Gefäße durch einander
mengen, und befahl dem Affen, denjenigen heraus zu nehmen, welcher das rechte Geseß
geben habe. Der Affe griff in das Gefäß hinein, und zog den Namen des christlichen
Geseßgebers heraus. Der Kaiser erstaunete darüber und argwöhnete, der Herr des Affen
möchte vielleicht die persianische Schrift lesen können, und sein Thier dazu gewöhnet ha-
ben, daß es diesen Unterschied machen könne. Er schrieb demnach die Zettel mit eigener Hand
und zwar mit denen Ziffern, die er zu heimlichen Verhaltensbefehlen an seine Gesandten
brauchete. Allein der Affe irrte deswegen im geringsten nicht. Er nahm den Namen
Christi noch einmal heraus, und küßte ihn. Hierauf sagte einer von den vornehmsten
Hofämtern zum Kaiser, es müsse hinter dieser Sache unfehlbar einige Betrügerey stecken,
er sollte ihm nur erlauben, die Zettel wohl durcheinander zu mengen, so wollte er sein
verloren haben, wenn der Affe nicht fehlen würde. Er schrieb also die zwölf Namen
einmal auf, warf aber nur elf Zettel in das Gefäß, und behielt den zwölften in der Hand.
Der Affe, griff zwar einen Zettel nach dem andern, wollte aber gar keinen heraus nehmen.
Der Kaiser wurde hierüber wirklich bestürzt, und trieb ihn an, er sollte einen ziehen.
Aber das Thier ergrimmte, und gab durch allerley Zeichen zu verstehen, der Name
wahren Geseßgebers sey nicht mit darunter. Als der Kaiser fragte, wo er denn sey?

i) N. d. 79 S. Bernier erzählt ungefähr eben dieses.

k) Aus andern Reisebeschreibungen ersieht man,

daß ein wohlabgerichteter Affe das Augenmerk seines Herrn versteht. Ja wer weiß, ob der Affe nicht auch die Sprache seines Herrn versteht.

es zu dem Herrn, und ergriff ihn bey der Hand, darinnen er den verlangten Zettel hatte. Rhoe. Zum Beschlusse saget Rhoe, man mag nun dieses Affenspiel auslegen, wie man will, so ist doch die Begebenheit an sich selbst gewiß k). 1617.

Zu bedauern ist, daß Rhoe, welcher bisher den Feldzug des Kaisers beschrieben hatte, die Ursache nicht erwähnt, warum selbiger seine Kriegesunternehmungen bey Seite dem Kaiser setzte, und sich nach dem Schlosse Mandoa begab. Ja er meldet nicht einmal die geringste Ursache, warum er seine Erzählung so unvermuthet abbreche, sondern fährt uir also fort: „Den 2ten März kam ich nach Mandoa. Der Kaiser sollte seinen Einzug daselbst halten, man wußte aber den Tag noch nicht, weil ihn die Sterndeuter erst bestimmten mußten, und also waren wir genöthiget, so lange außen vor der Stadt zu bleiben, bis die glückliche Stunde erscheinen würde. Meine Leute hatten unterdessen eine Wohnung für mich ausgesuchet, und einen großen mit einer guten Mauer umfassenen Bezirk, darinnen ein Tempel und ein Grabmaal standen, in Besiz genommen.“ Zwar hatten sich einige Herren von Hofe gleichfalls hinein gelet, aber dem ungeachtet wählte ihn Rhoe als einen stillen Ort, den man mit wenigem Aufwande angenehm machen konnte, zu seinem Aufenthalte, gleichwie er denn in der That auch gute Lust und eine angenehme Aussicht, nur aber die Beschränktheit dabey hatte, daß er zu zwey französische Meilen weit vom kaiserlichen Pallaste lag. Nach wenig Tagen empfanden die Engländer noch eine andere, wiewohl sie sich auf das ganze Gefolge des Hofes überhaupt erstreckete. Mandoa lag auf einer Anhöhe, Großer Mandoa. und hatte weder einen Brunnen, noch einiges Wasserbehältniß. Die im Felde hin und gel an Wasser. wieder vorhandenen Brunnen hatten die vornehmsten Herren für sich in Besiz genommen. Gar bald wurde die Noth so groß, daß eine unzählige Menge Leute und Vieh in Gefahr stand, vor Durst zu sterben. Man ließ allen Einwohnern der dasigen Gegend anbefehlen, mit ihrem Viehe und Kameelen anders wohin zu ziehen. Wer nun nicht etwa einen Beschützer bey Hofe hatte, der mußte sich wohl auf vier bis fünf französische Meilen weit einen Aufenthalt suchen, und bey diesen Umständen wurden die Lebensmittel bey Hofe sehr theuer. Dem Rhoe wurde hiebey um desto schlechter zu Muth, weil er besorgete, er werde seine Wohnung verlassen müssen, welche ihm, ungeachtet ihrer Entlegenheit vom Wasser und von den Marktplätzen, dennoch sehr bequem fiel. Er beschloß endlich, darinnen zu bleiben, es möchte übrigens gehen, wie es wolle, weil er doch nirgend übler daran seyn könnte, als auf freyem Felde. Er stieg also zu Pferde, um in eigener Person Wasser aufzusuchen. Der Zufall führte ihn zu einem Brunnen, den ein gewisser Herr zu seinem Gebrauche verwachen ließ. Ben diesem meldete er sich, stellte seinen Wassermangel vor, und erhielt täglich vier Lasten Wasser von ihm. Er kehrte höchstvergnügt über diese wichtige Günstbezeugung zurück, und war nur vor der allgemeinen Noth in Sicherheit l).

meinte Affe nicht gar ein menschliches Geschöpf war, das aber mit einem Affen große Aehnlichkeit hatte, als welches sogar in Europa selbst nicht ohne Beyspiel ist.

Rhoe.

1617:

Der V Abschnitt.

Einige einzelne Anmerkungen des Rhoe.

Der Kaiser beschenkt die Gesandten. Ursache, Goldene und silberne Früchte werden ausgetheilt. Rhoe schenket dem Mogol einen kleinen Persischen Brief. Rhoe an seine Gesandten. Der Mogol weiß nicht, wohin er den Kaiser schicken soll. Schwere desselben. Siegel hängen soll.

Das Uebrige von Rhoes Tagebuche trägt sonst nichts, als verschiedene Handlungen, die er befohlen, und allerley dahin gehörige Anmerkungen vor. Zwar sind dennoch einige Geschichte mit eingemischt, welche eine Absonderung verdienen: sie lassen sich aber nicht

Der Kaiser ihres wenigen Zusammenhanges untereinander in keine ununterbrochene Erzählung bringen. Also begab sich zum Beyspiele, Rhoe den 21sten März nach Hofe, und verehrte dem Kaiser zwei Messer und sechs Gläser als ein Neujahrsgeſchenk. Zwar besorgte er sehr, werde eine so schlechte Sache mit großer Verachtung angesehen; nichts desto weniger wurde sie mit ungemeiner Höflichkeit angenommen, und der Kaiser sagte, weil er dabey auf nichts als auf sein gutes Gemüth sehe, so fielen ihm alle seine Geschenke angenehm, sie waren übrigens so gering seyn als sie wollten. Nun ist die Reihe an mir, euch etwas zu geben, fuhr er fort, und ließ auf der Stelle einen Befehl ausfertigen: es sollte den englischen Kaufleuten ihre Forderung baar bezahlt werden. Hernach hieß er den Rhoe auf die Stufen des Thrones steigen, und neben ihn treten. Auf einer Seite des Kaisers war der persische Botschafter, auf der andern der alte König von Candahar. Rhoe nahm die Stelle neben dem Könige. Der Kaiser beschenkte den persischen Botschafter mit einigen Edelsteinen, und einem Elephanten; der Botschafter nahm sie kniend an, schlug mit der Stirne auf die Stufen des Thrones. Dieser Thron war golden, mit Saphiren, Smaragden und Türkissen ganz übersät. Oben daran sah man die Bildnisse des Königs und der Königin von England, der Prinzessin Elisabeth, des Generals Thomas Smith, und einige andere Gemälde. Auf dem Boden waren zwei Persische Teppiche ausgebreitet. Zur Seite war ein kleines Gerüst, darauf saßen Leute stunden, und mit dem verwirrten Schalle ihrer Instrumente den Anwesenden den Zeitvertreib machten m).

Ursache, warum
um Surate
befestigt wird

Nach einigen Tagen erfuhr Rhoe, er stehe in dem Verdachte, als ob er heimlich Hofe weggehen wollte, und es kostete ihm viele Mühe, andere Gedanken von sich zu entfernen. Dieser Argwohn, der die Bosheit des Sultans Corom zur Quelle hatte, giebt Gelegenheit, die Ursache zu erzählen, warum man damals Surate zu befestigen anfang. Im vorigen Jahre hatte Corom dem Kaiser weiß gemacht, die Engländer giengen mit gefährlichen Anschlägen gegen die Stadt schwanger. „Unter dessen muß ich gestehen, Rhoe, daß die Unbesonnenheit meiner Landesleute einige Gelegenheit dazu gegeben hatten. Wegen ihrer öftern Streitigkeiten, hatten sie zwey hundert Büchsenhüsen ans Land gebracht; und diese sagten im Scherze zu einigen Landeseinwohnern, die ihnen unterwegs begegneten, sie zögen auf die Stadt los, und wollten sie einnehmen. Ungeachtet nun diese Erzählung an sich selbst etwas lächerliches war, und es wider alle Wahrscheinlichkeit lief, daß

m) A. d. 52 S.

n) Ebendasselbst.

o) Ebendasselbst. Aus den folgenden

eine Handvoll Volkes zwölf englische Meilen weit in ein feindliches Land hinein wagen, und eine verschlossene Stadt, die ohne ihre zahlreiche Bürgerschaft zu rechnen, mit tausend Reutern und tausend Fußgängern besetzt war, angreifen sollte, absonderlich da man vorher über einen ansehnlichen Fluß setzen mußte, den wenige Leute gegen ein zahlreiches Heer vertheidigen konnten: so hatte es dennoch ein großes Aufsehen bey Hofe verursacht, und man hatte die Reden der Engländer als eine Beleidigung ausgedeutet. Vorist wärmte Sul-tan Coronn diese alte Geschichte wieder auf, und suchte den Argwohn von des Rhoe heimlich vorhabender Entweichung dadurch wahrscheinlich zu machen, alles in der Absicht, den Kaiser dahin zu bereden, daß er in sein längst gefasstes Vorhaben, die Stadt Surate nebst ihrem Schlosse zu besetzen, einwilligen möchte. Den Anfang machte er mit einigen Worten als ob er es nicht merkte, daß diese Befestigung dem Prinzen dereinst behülfflich seyn könnte, sich zum unumschränkten Herrn des Ortes zu machen, oder doch, eine offene Hintertüre in seiner Gewalt zu haben, dadurch er, wenn es nöthig seyn sollte, der Rache seines Bruders entfliehen könnte o).

Den 30sten April ließ sich der persianische Bothschafter bey Rhoe entschuldigen, daß er ohne Abschied von ihm zu nehmen abgereiset sey. Der Abgeordnete berichtete ihm zugleich auch, besagter Bothschafter befinde sich, des ausgesprengten Gerüchtes ungeachtet, im geringsten nicht krank, sondern weil ihm der Hof in keiner Sache zu Willen seyn wollte, so sey er im Troge abgereiset, habe aber doch dem Kaiser zuvor noch sein letztes Geschenk von dreysig schönen Pferden eingehändiget. Der Monarch habe ihm dafür drey tausend Thaler zugestellet: allein der Bothschafter sey mit dieser Freygebigkeit schlecht zufrieden gewesen. Um nun sich zu rechtfertigen, habe der Kaiser zwey Verzeichnisse verfertigen, und in das erste, alle von dem Bothschafter übergebenen Geschenke nebst ihrem beygesetzten Werthe, welcher gleichwohl viel zu gering angesetzt gewesen, in das andere aber, alles, was selbiger jemals von dem Kaiser empfangen, auch so gar die geringsten Kleinigkeiten, als zum Beyspiele, Wein, Melonen, und andere Früchte bringen, aber ungemein hoch anschlagen lassen. Diese Verzeichnisse habe man ihm zugestellet, mit dem Auerbiethen, man wolle, um eine vollkommene Gleichheit zu treffen, ihm das übrige baar heraus bezahlen. Um dieses verächtlichen Bezeugens willen, habe er eine schwere Krankheit angegeben, und sich dadurch zwar von den Besuchen, die er wegen eingeführter Gewohnheit sonst nicht vermeiden konnte, los gemacht, aber auch zugleich in die Unmöglichkeit gesetzt, vom Rhoe Abschied zu nehmen, gleichwie er ihres bisherigen guten Einverständnisses wegen, von Herzen gern gethan hätte; unterdessen wolle er doch den Engländern die Ursache seines Misvergnügens hiermit offenbaren, auch seine wider Willen begangene Unhöflichkeit, an ihren in Persien befindlichen Landesleuten, auf alle ersinnliche Weise wieder gut machen. Sein Abgeordneter war mit Klagen über den Kaiser und den ganzen Hof, gar nicht sparsam: allein Rhoe stellte sich aus Klugheit, als ob er sie nicht verstehe; und da er bald darauf die Nachricht von einem blutigen Siege der Türken über das persische Heer, und von Eroberung der Stadt Tauris vernahm, so konnte er sich ohne weitere Erklärung in die Aufführung des mogolischen Hofes finden, indem solcher seine Hochachtung und Freundschaftsbezeugung gegen benachbarte Staaten nur nach dem Maasse des glücklichen Ausfalles ihrer Angelegenheiten, schreiben wird zu ersehen seyn, was für Wirkungen diese Feindschaft nach sich zog.

Rhoe.
1617.

Der persianische Bothschafter reiset misvergnügt ab.

Niederträchtigkeit des großen Mogols.

Rhoe.
1617.

ten, abmisst, das ist: nach dem Maaße, als er sie fürchten muß, oder gering schätzet (p).

Rhoe sieht den
Kaiser wägen.

Den 14ten des Herbstmonats, als an dem Geburtstage des Kaisers, und einem andern Feste, daran er sich abwägen zu lassen pflegte, erzeigte man dem Rhoe die Ehre, ihn zu wägen. Er wurde nämlich in einen sehr schönen Garten geführt, darinnen unter andern ein großes viereckichtes und mit Bäumen besetztes Lustwässer, und mitten in solchem, unter einem Zelte, die Wage, darauf man den Monarchen setzen wollte, zu sehen war. Die Schalen waren von dichtem Golde mit kleinen Steinen, Rubinen und Türkissen besetzt, sie hingen nicht nur an goldenen Ketten, sondern auch um besserer Sicherheit willen über dieses an seidenen Strängen. Der Wagebalken war mit Goldbleche überzogen. Rings um den Thron saßen die vornehmsten Herren, und erwarteten die Ankunft des Kaisers in ehrerbietigen Stillschweigen. Endlich kam er mit Diamanten, Rubinen und Perlen gleichsam beladen; er hatte eine Menge Juwelschnüre um den Hals, an den Armen um den Turban, um die Hand, und an jedweder Finger einige Ringe. Sein Schild, ja der Thron selbst, war nicht weniger über und über voll Edelgesteine. Man sah darunter einige Rubine in der Größe einer Wallnuß, und Perlen von einer erstarrten Größe q).

Schwere
desselben.

Der Kaiser setzte sich in eine Wagschaale, doch nur auf die Fersen, wie eine Person. In die andere Schaafe legte man, statt des Gewichtes, allerley gefüllte Säcke, und verwechselte sie bis zum sechstenmale. Man erzählte dem Rhoe, die Säcke wären mit Geld, und Seine Majestät habe diesmal neun tausend Rupien gewogen, das ist ungefähr funfzehn tausend Franken an Silber. Hernach legte man Gold und Edelgesteine in die Schaafe: Rhoe konnte aber nicht sehen, was es eigentlich war, indem es eingewickelt gewesen. Nach und nach wurden Goldzeuge, Seidenzeuge, Cattun, Gewürz, und allerley nur erdenkliche Kostbarkeiten aufgelegt. Endlich wurde er auch gegen Honig, Pfeffer, und Getraide abgewogen. Wie man dem Rhoe sagte: so sollte nachgehends alles miteinander unter die Benjanen ausgetheilt werden: allein er bemerkte, daß dieses Theilen nicht erfolgte, sondern jedweder Pack mit großer Sorgfalt wieder in Verwahrung gebracht wurde. Von dem Gelde sagte man ihm, es wäre für die Armen bestimmt, der Kaiser theilte es des Nachts mit eigener Hand aus.

Goldene u. silberne Früchte werden ausgeheilt.

Indem der Monarch in seiner Wage saß, warf er die Augen mit einem Lächeln auf den Rhoe. Nach geschahenem Abwägen, bestieg er seinen Thron, und man setzte ein Becken voll goldener und silberner Nüsse, Mandeln, und anderer Früchte vor ihn. Einen Theil davon warf er aus. Die zu nächst bey ihm befindlichen Herren krochen dem Boden herum und klaubeten sie zusammen: allein Rhoe hielt es der Wohlthätigkeit nicht für gemäß, ihr Beginnen nachzunehmen. Als es der Kaiser wahrnahm: so ergriff er ein bey nahe noch ganz volles Becken, und leerete es in des Rhoe Mantel aus: als die mogolischen Herren Hofcavaliers waren so unverschämt, daß sie wie die Geyer darüber herfielen, und wenn Rhoe ihnen nicht zuvor gekommen wäre, so hätten sie ihm nicht das einzige Stück übrig gelassen. Man hatte ihm weiß machen wollen, besagte Früchte wären von dichtem Golde: doch die Erfahrung lehrte ihn, sie wären nur von Silber und dünn.

dünne, daß ihrer tausend kaum hundert Gulden am Gewichte betrugen. Er brachte für etwa zehn bis zwölf Thaler davon, das ist eine ziemliche Schüssel voll. Alles, was der Kaiser bey dem ganzen Feste auswarf, betrug etwa vier bis fünf hundert Reichsthaler am Werthe. Die Nacht von einem so feyerlichen Tage brachte er nebst den vornehmsten Herren an seinem Hofe, mit Trinken zu. Rhoe wurde auch mit dazu gebethen: er entschuldigte sich aber, weil die dasigen Getränke dermaßen stark sind, daß er Lunge und Leber damit zu verbrennen besorgete r).

Rhoe.
1617.

Den gten ritt der Kaiser auf einem Elephanten aus, und belustigte sich an dem Flusse Dabadar mit der Beize. Weil er vor des Rhoe Haus vorbeys mußte: so stieg dieser geschwind zu Pferde, und eilte ihm entgegen. Die dasige Landesgewohnheit bringt es also mit sich, daß jedweder, vor dessen Hause Seine Majestät vorbeys zieht, ihr ein Geschenk machen muß, das man mit dem Namen Mubarek, das ist gute Vortheil, oder guten Erfolg bezeuget, und der Kaiser empfängt diese Geschenke als eine glückliche Vorbedeutung, der ersten Sache, die er vornehmen will. Rhoe nun hatte nichts zu verschenken. Un- terdessen, da er ohne ein Geschenk mit Ehren nicht zum Vorschein kommen konnte, und es noch weit schimpflicher gewesen wäre, wenn er sich bey dieser Gelegenheit hätte verstecken wollen: so nahm er einen sauber eingebundenen Atlas unter den Arm, und sagte zu Seiner Majestät, weil er nichts habe, das einem so großen Monarchen anständiger seyn könnte: so wollte er ihm hiermit die ganze Welt, davon selbiger einen so großen und reichen Theil beherrsche, darbringen. Dieses Geschenk wurde mit großer Höflichkeit angenommen; der Kaiser legte etlichemal die Hand an die Brust, und versicherte, es sey ihm alles, was von Rhoe herkomme, allemal sehr lieb und angenehm. Die folgenden Tage ließ er aller- ley diesen Atlas betreffende Fragen an ihn ergehen. Als er ihn aber nachgehends den Gelehr- ten in seinem Lande zeigte, und selbige sich nicht darein finden konnten: so sah er ihn für ei- nen unnützen Hausrath an, und schickte ihn dem Rhoe wieder zurück s).

Endlich kam eine neue Flotte an, und brachte andere Geschenke für den Hof mit, die selbigem angenehmer fielen und ihn zu günstigeren Entschliessungen bewogen, als der Atlas. Alsiph Khan selbst wurde dem Rhoe äußerst zugethan, ja er widersezte sich sogar dem Sultan Corom öffentlich, also daß dieser, weil es beynahe gar niemand mehr mit ihm gegen die Engländer halten wollte, und er sich folglich außer Stande ihnen weiter zu scha- den sah, endlich genöthiget war, sich ebenfalls mit ihnen zu vergleichen. Dergestalt liefen des Rhoe Geschäfte zuletzt noch glücklicher ab, als er jemals vermuthet hatte.

Purchas, der sein Tagebuch in den Druck gegeben hat, gesteht, er habe ein und andere Stücke davon aus Vorsichtigkeit weggelassen, weil sie höchst wichtige Handlungsge- heimnisse in sich hielten. Gleichwohl hat er einen Brief beybehalten, welcher im Stande zu seyn scheint, den erwähnten Mangel zu ersetzen; indem man allerley Nachrichten von den weit sehenden Absichten, welche die englische Gesellschaft bey des Rhoe Gesandtschaft hegete, darinnen antrifft. Er verdienet folglich aus dieser Ursache hier eingerückt zu werden, gleichwie ihn denn auch Thevenot aus gleichem Grunde übersezt, und seiner Sammlung einverleibet hat. Nur wird man dasjenige weglassen, was mit dem vorgesetzten Endzwecke keine Verwandtschaft hat.

r) A. d. 57 S.

Allgem. Reisebeschr. XI Band.

s) A. d. 57 und 58 S.

Khoe.

1617.

Wichtiges
Schreiben des
Khoe an seine
Gesellschaft.

Hochgeehrteste Herren und Freunde. Ich habe euch in meinem überschickten Schreiben meine Meynung wegen eurer Angelegenheiten eröffnet. Allein, weil ich bey meiner Ankunft an dem hiesigen Hofe, mich bey einer und der andern Nachricht, die sich nach und nach hends ungegründet befand, aufgehalten: auch in meinen allgemeinen Berichte verschiedne Puncte nicht genugsam erläutert habe, so will ich sie gegenwärtig alle miteinander in einigen Worten berühren, damit ihr ein für allemal den Zustand eurer Handlung einsehen und wissen möget, wie ihr sie einrichten und fortführen müßet; denn außerdem müßet ihr durch andere Verichte zu vergeblichen Kosten und sehr nachtheiligen Fehlern verleitet, sich in großen Verlust gestürzt werden.

Das Anerbieten, dem Mogol beyzustehen, oder seine Unterthanen mit Kriegesgeschloß nach dem rothen Meere zu begleiten, ist etwas vergebliches. Doch will ich es dem Mogol antragen, damit man euren guten Willen daraus erkenne. Hier zu Lande sind die Leute so eifrig, daß sie das Anerbieten eines Dienstes, den sie gegenwärtig nicht bedürfen, mit Verachtung anhören. Der Mogol lebet mit den Portugiesen in Friede: er wird niemals Krieg mit ihnen führen, es sey denn wir jagen sie zuvor aus ihren Festungen. So lange nun Friede in seinem Lande ist, wird er über euren Beystand nur spotten. Wenn aber, er wäre in einem schweren Kriege verwickelt, so wird er sich doch niemals in einen ausländischen Schuß begeben, noch wird man ihn jemals darzu bringen, daß er für sich etwas bezahle. Ihr müßet alle vielleicht geschöpfte Gedanken fahren lassen, anderswohin zu Surate einigen, auch nur den geringsten Handel zu treiben. Genug ist es, wenn man im Stande seyd, euch daselbst zu vertheidigen. Kein Dienst in der Welt, er sey so gering als er wolle, wird euch diese Nation jemals verbindlich machen. Sie wird euch allezeit fürchten, aber niemals lieben. Was die Beybehaltung eines Residenten am Hofe betrifft, so müßet ihr die Kosten daran wenden, so lange als ihr mit den Portugiesen im Kriege lebet; den übrigen Aufwand kann man als etwas unnützes, ja das euch vielmehr nachtheilig fallen kann, erlassen.

Was die Schanze betrifft, so hielt ich selbige zwar bey meiner Ankunft für etwas höchstnothwendiges: allein die Erfahrung lehrte mich nachgehends, daß die damalige schlägige Antwort uns zum Vortheile gereicht. Würde sie mir jetzt angeboten, so würde ich mich dafür bedanken. Erstlich sind die Gegenden, da man die Bequemlichkeiten der ehemals erwähnten Flüsse hat, ganz wüste: und man kann daselbst weder Handel noch wandeln. Die bequemsten Straßen wimmeln dermaßen von Räubern, daß sie der Landesherr selbst noch nicht zu reinigen vermocht hat. Sie nehmen ihre Zuflucht ins Gebirge, und sind wegen dessen Unzugänglichkeit gegen alle Anschläge sicher; wären einig Handlung bequeme Orte anzutreffen: so würden sich die Landeseinwohner derselben längst bedienet haben. Sie empfinden es alle Tage, wie große Beschwerlichkeit es ihnen bringt, daß sie einen Hafen haben, der nicht bewohnt ist. Dieser Grund ganz allein scheint mir schon hinlänglich genug, zu beweisen, daß der Ort, den man euch vorgeschrieben hat, sich nicht schicket: sie gebrauchen ihn selbst nicht. Aber gesetzt auch, der Hafen, der im Sinne liegt, wäre verschlossen, so ist es doch keine so leichte Sache, die Handlung an einem Orte, dahin die Kaufleute einmal gewöhnt sind, weg, und an einen anderen zu verlegen, als sonderlich was die Handlung im Kleinen betrifft. Der zweyte Grund ist dieser, wenn der Aufwand höher steigen würde, als es eine Handlung bestreiten könnte; denn es würde der ganze Gewinn auf die Befahrungskosten gehen. Hundert Mann wären zu Vertheidigung der eingebildeten Schanze noch nicht hinlänglich. Die Portugiesen würden ihr außer

thun, euch heraus zu jagen. Nach meinem Begriffe kann Handlung und Krieg nimmermehr neben einander bestehen; und wenn ihr mir folgen wollet, so müßet ihr ihn nirgend anderswo als zur See führen, weil man daselbst eben so leicht gewinnen, als verlieren kann. Eben dieses ist die Ursache von dem izzigen Verfall der Portugiesen. Zwar haben sie, wie nicht zu leugnen, sehr reiche Pflanzstädte im Lande: allein die Besatzungen, die sie zu Vertheidigung derselbigen halten, nehmen allen Gewinn wieder weg, ungeachtet sie nichts werden nimmermehr einigen Vortheil aus Indien ziehen, so lange sie genöthiget sind, diesen Aufwand fortzusetzen.

Die Holländer sind in eben diesen Fehler verfallen, als sie sich mit Gewalt darinnen fest zu setzen suchten. Sie bringen eine gewaltige Menge Waaren heraus, sie genießen in allen Handelsplätzen einer besondern Achtung, ja sie haben so gar einige von den allerbesten in ihrer eigenen Gewalt. Nichts desto weniger fressen die beständig fortlaufenden Besoldungen für die Soldaten den ganzen Gewinn einer so einträglichen und weitläufigen Handlung wieder auf. Es bleibt eine ausgemachte Sache, wenn in diesem Lande ein Glück zu machen sey, so müßet ihr es auf der See, und in einem friedlichen Handel suchen.

Es ist ein großer Fehler, wenn man in Indien nach Besatzungen und Festungen streben will. Dürftet ihr mit sonst niemanden, als mit den Landeseingebohrnen, Krieg führen: so möchte er wohl glücklich ablaufen, aber zu Vertheidigung anderer Leute Krieg zu führen, das sind sie nicht werth, es möchte auch euer guter Ruf in große Gefahr dabey kommen. Hier zu Lande fällt es leichter, gut anzugreifen, als sich gut zurück zu ziehen. Ein einiger unglücklicher Streich würde euch um alles Ansehen bringen, und in einen Krieg verwickeln, dessen Ausgang höchst ungewiß wäre, zu geschweigen, daß man eine dem blinden Glück so sehr unterworfenen Sache, als die Kriegesbegebenheiten sind, vernünftiger Weise niemals unternehmen sollte, wenn die weite Entlegenheit der Orter, wo man Beystand und Rath suchen muß, einen unerseßlichen Verlust verursachen kann. Wir sehen alle Tage, daß auch diejenigen, welche weder eines noch das andere weit suchen dürfen, nichts desto weniger zum öftern in die größte Verlegenheit gerathen. Auf der See könnet ihr wegzunehmen oder fahren lassen, wie ihr wollet; eure Anschläge werden nicht verplaudert, und ihr könnet sie ausführen, nachdem sich die Gelegenheit dazu ereignet.

Es schicket sich unter allen Plätzen in des Mogols Lande kein einiger besser für euch, als die Rheede zu Soualis und der Hafen zu Surate. Ich habe diese Sache genau untersucht, und was ich euch davon berichte, das wird meines Erachtens niemals gemisbilliget werden. Mehrere Plätze habet ihr nicht nöthig. Die große Anzahl von Häfen, Waarenlagern und Niederlagen wird den Vortheil bey eurer Handlung niemals so sehr vergrößern, als sie den Aufwand und die Beschwerlichkeiten dabey vermehret. Man wird keinen einigern andern Ort finden, der zugleich einen so sichern Hafen für eure Schiffe, und einen bequemen Platz zum Ausladen hätte. Die Rheede zu Soualis ist in der stürmischen Jahreszeit eben so sicher, als ein Teich. Cambay, Baroch, Amadabad und Surate treiben euch zwey Hindernisse im Wege, die Portugiesen zur See, und das Ausschiffen eurer Waaren. Um die erste wegzuräumen, so muß die Ladung eurer Schiffe vor Ausgange des Herbstmonates in eurem Hafen seyn, welches leicht geschehen kann, wenn man allezeit Waaren vor sich liegen hat, oder auf ein Vierteljahr Geld vorset. Dergestalt könnet ihr zu

Rhoe.
1617.

zu gleicher Zeit aus- und einladen, und zwar zu einer für die Heimreise nach England sehr bequemen Jahreszeit, und da euer Feind weder die Zeit noch die Macht euch zu schaden hat; denn um diese Zeit wird er kaum angelangt seyn können, oder wofern er seine Anstalten schon von ferne gemachet hat, so werden wir fleißig Nachricht davon bekommen.

Was den zweiten Punct betrifft, nämlich die Waaren zu laden, ohne dabey die Gefahr wegen der Fregatten zu heben, und die Kosten mit dem Herbeschaffen zu Lande zu vermeiden: so sollte man eine Pinasse von sechzig Tonnen und zehn Stücken, die sieben bis acht Fuß tief im Wasser giengen, hieher schicken, und beständig auf dem Flusse zwischen Sonaly und Surate liegen lassen, damit sie die Fahrt für eure Waaren offen hielte. Der gestalt werden sie auf dem Zollhause zu Sonaly in aller Sicherheit seyn, und es diener euch selbiges statt eines Waarenlagers, aus welchem ihr sie weiter an bequeme Orte schaffen könnet. Die Waaren, die ihr hauptsächlich suchet, sind der Indig, und die Baumwollenzettel. Nirgend ist ein so bequemer Platz, sowohl für eines als für das andere, als hier. Mit einem Worte, die Vernunft erfordert es, daß man diejenigen Plätze ausuche, wo man die meiste Bequemlichkeit und die geringste Beschwerlichkeit findet. Vielleicht sind unter euren Factoren einige anderer Meynung: ihr dürfet aber kecklich glauben, daß ich mich nicht irre. Ich habe nicht die geringste Absicht, Factore unter mir zu haben, noch meine guten Freunde zu befördern oder in Dienste zu bringen, am allerwenigsten treibt mich der Hochmuth dazu, daß ich gern viel zu befehlen haben möchte.

Es sollte mir weit leichter fallen, der Gesellschaft ihre bisher begangenen Fehler zu entdecken, als selbigen abzuhelpen. Den Fluß Sindar¹⁾, davon ihr gegen mich erwähnt, haben die Portugiesen inne; und wenn auch dieser Umstand nicht wäre, so ist er doch weder zur Handlung bequemer, noch sicherer als Surate. Eure Factore haben mir einige Puncte aus euren Briefen zugesendet, welche Persien, und das Vorhaben im Bengalischen eine Schanze nebst einer Pflanzstadt anzulegen, betreffen, und welches sie für etwas ganz unnützlich achten. Sie haben mir von euren Anschlägen weiter nichts zu wissen gemachet, als nur dieses. Ich will alles thun, was in meinem Vermögen steht, um eure Angelegenheiten bey Hofe durchzutreiben: aber ich wollte nur, ihr sähet aus meinem Tagebuche und aus meinen Briefen, wie sie mit mir umgehen, welches ich keiner andern Ursache zuschreiben

¹⁾ Rhoe bemerkt in einem andern Briefe, daß die damaligen Landkarten des Mercators und der übrigen Landbeschreiber, ganz falsch seyn. Erstlich, saget er, fällt der berufene Indusstrom, im geringsten nicht bey Cambaya in die See. Seine Hauptmündung ist bey Sindar. Der Beweis hievon ist folgender: Die Stadt Lahor liegt am Indus, welcher von da bis nach Sindar fließt. Bey hohem Wasser steht die Gegend um Cambaya bis an die See unter Wasser, und dieses mag zu dem Irrthume, darein sie verfielen, vielleicht Gelegenheit gegeben haben. Lahor ist in den Landkarten unrichtig gesetzt. Diese Stadt liegt nördlich über Surate. Der gewöhnliche Sitz des Kaisers ist zu Agra, welchen Ort sie nicht bemerken. Er liegt aber Nordnordost von Surate,

an einem Flusse, der in den Ganges fällt. Dermalen hat der Kaiser seinen Sitz in einer alten Stadt, von lanter leimernen Häusern, die um kein Haar besser sind, als die Strohütten unserer Bauern. Es ist kein anderes steinernes Gebäude darinnen, als der kaiserliche Pallast. Die vornehmsten Herren halten sich rings herum in einer Art von Zelten auf. Man nimmt Rohr und Leimen, und führet in einem Augenblicke eine Wohnung an, die zuweilen wohl aus zwölf Zimmern besteht. Es liegt diese Stadt zehn Tagereisen von Agra auf der Nordostseite. (Es ist eben die Stadt, welche Rhoe den Namen Asmire beyleget.) Sie liegt wie er saget, vier hundert funfzig englische Meilen nördlich von Brampur. A. d. 71 S.

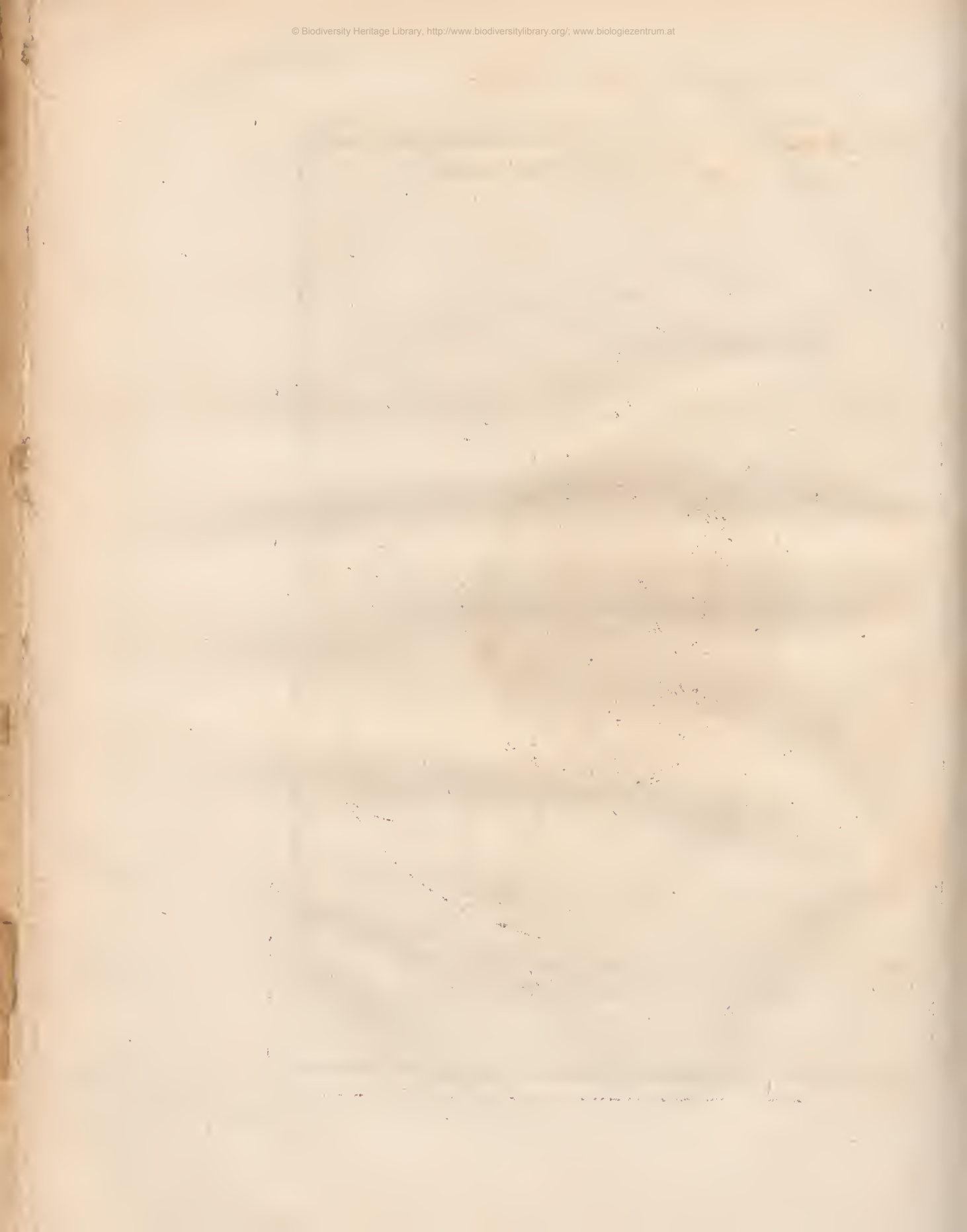
N^o 3.

SIEGEL DES GROSSEN MOGOLS.



So war das Siegel unter Aurengzeb beschaffen, dessen Wapen allhier die Mitte einnimmt.

T. H. G.



ben kann, als einem Verdachte, den ihr auf meine Aufführung geworfen habet, und der euch theuer zu stehen kommen wird. Was die Unrichtung eures Handels allhier betrifft, so stehe ich meines Erachtens in solcher Gnade bey dem Kaiser, daß ich mir alles, was ihr billiger Weise verlangen könnet, zu erhalten getraue; und wenn er mir einmal etwas versprochen hat, so wird ihn die Betrachtung eurer Kriegeschiffe nöthigen, daß er sein Wort hält. Ihr habet bey Hofe keine so große Gunst nöthig, als ihr euch einbildet. Ihr müßet andere Waaren hieher bringen. Lasset euch eure Leute nichts weis machen. Zuch, Bley, Eisenbein und Quecksilber sind die besten Waaren für diese Gegenden, sie werden es auch allezeit bleiben. Das vorige Jahr ist mir der Sultan Corom, welcher die Statthalterschaft Surate verwaltet, heftig zuwider gewesen. Ich habe es nicht so weit zu bringen vermocht, daß man einen Handelsvergleich unter solchen Bedingungen, welche für beyde Nationen gleich vorthailhaft gewesen wären, aufgesetzt hätte. Der Mangel an Geschenken hat mich wieder um einen Theil der bey Hofe erworbenen Gunst gebracht. Nichts destoweniger habe ich doch dasjenige, was ich verlangte, größtentheils erhalten, gleichwie auch einige Genugthuung für die vorgefallenen Geldschneiderereyen, und Bedrückungen. Nun aber, da der Prinz abwesend ist, will ich bey Uebergabung eurer Geschenke an den Mogol bessere Bedingungen zu erhalten, und einen neuen Vergleich zu schließen suchen.

Xhoe.
1617.

Man findet weder in des Rhoe eigenem Berichte, noch in den beygefügtten Anmerkungen, wenn er nach Hause gereiset sey: doch versichert Purchas u), er habe bey seiner Abreise von dem Hofe zu Asmir den Mogol um ein Empfehlungsschreiben an seinen König gebethen, selbiges auch ohne Mühe erhalten. Nur habe der Mogol nicht gewußt, welcher Ort sich am besten für sein Siegel schicken möchte. Sollte er es unten an den Brief hängen, so wäre es nach seiner Meynung eine ihm unanständige Erniedrigung gewesen. Auf der andern Seite besorgete er, es möchte den König von England verdrießen, wenn er das Siegel oben an das Schreiben hänge. Um nun in dieser doppelten Schwierigkeit einen Ausweg zu treffen, so gab er dem Rhoe das Schreiben und sein großes Siegel, jedwedes besonders, damit der König von England das letztere hinhängen könnte, wo es ihm beliebte. Dieses Siegel ist von Silber, und enthält das Geschlechtsregister der Mogolen vom Tamerlan, bis auf den damaligen. Wir liefern hier die Abbildung davon.

Der Mogol
him er sein
Siegel hân-
gen soll.

H 3

Das

u) Wir wollen hier noch eine Zugabe aus dem Purchas beyfügen. Er saget: „Ich muß an diesem Orte dasjenige beybringen, was mir Herr Steel, einer von unsern vornehmsten Factoren, welcher mit Herrn Xhoe zu eben der Zeit im Lande war, von dem Frauenzimmer im Serail erzählte. Steel hatte einen Maler bey sich. Der Kaiser wollte sich aus Neugierigkeit von einem Europäer abmalen lassen. Weil aber der Künstler die Landessprache nicht verstund: so wurde Steel in die Frauenzimmerwohnung gelassen, damit er ihm zum Dolmetscher dienen könnte, ungeachtet sonst keine Mannsperson jemals dahin kommen darf. Gleich bey der Thüre warf ihm der Oberste der Verschnittenen ein Zuch über den Kopf, damit er die Frauen, die ihm etwan

„unterweges begegnen möchten, nicht sehen könnten. Gleichwohl schaffte ihm entweder ein bloßer Zufall, oder seine eigene Neugierigkeit, Gelegenheit dazu, daß er einige erblickte: allein so bald es der Verschnittene merkte, warf er ihm ohne Verzug eine noch dichtere Decke, als die vorige war, über den Kopf.

„Der Frau Steel hingegen stund der Eingang bey dem Cham Kanna besser offen. Die Tochter dieses Herrn war an des Mogols ältesten Bruder vermählt gewesen, lebte aber nun im Witwenstande, und sehr einsam. Diese bekam Lust ein engländisches Frauenzimmer zu sehen, und ihr Vater ersuchte den Herrn Steel, seiner Frau zu erlauben, daß sie einen Besuch bey ihr ablegete. Die Frau Steel wurde in einem an-
„allen

Mandelslo.
1638.

Das XXIII Capitel.

Johann Albrechts von Mandelslo Reise nach Indostan.

Einleitung.

Man stellet uns den von Mandelslo als einen von denjenigen außerordentlichen Reisenden vor, bey denen die Begierde, die Welt zu durchstreichen, eine Leidenschaft ist, und die ihr so gar auch die Hoffnung ihres Glückes aufopfern. Er war aus einer angesehenen Familie in dem Mecklenburgischen geböhren, und in seinen ersten Jahren Edelknahe bey dem Herzoge von Holstein gewesen. Als dieser Fürst den Entschluß gefaßt hatte, die Herren Crusius und Brühmann nach Moscau und Persien zu senden: so bezeugte der junge Mandelslo, welcher den Stand eines Edelknaben verließ, so viel Eifer, freude und in seinem Vaterlande unbekannte Länder zu besuchen, daß er die Erlaubniß erhielt, nicht allein diese Reise in dem Gefolge der Abgesandten, als Kammerjunker des Herzogs zu thun, sondern auch von der Gesandtschaft abzugehen, so bald das Geschäft in Persien geendiget seyn würde, und seinen Vorsatz, den übrigen Theil von Asien zu besuchen, ungehindert auszuführen x).

Der I Abschnitt.

Mandelslohs Reise bis nach Amadabad.

Abreise von Vander Abassi. Schiffahrt bis Surate. Unmuthigkeit des Flusses. Strenge beym Zolle. Alte Stadt Meniel. Aldrovands Hirschböcke. Dem von Mandelslo läuft ein persischer Knecht weg. Ursachen nach Indostan zu gehen. Er reist von Surate ab. Beschreibung von Brotsch. Fluß und Abhebe daselbst. Ankunft zu Brodra. Schöne Zeugnisse der Gerichtsbarkeit. Schwierigkeit zu Wasser wegen des Zolles. Mandelslo kömmt zu Amadabad an. Pracht des englischen Oberkaufmanns.

Schreibung von Brotsch. Fluß und Abhebe daselbst. Ankunft zu Brodra. Schöne Zeugnisse der Gerichtsbarkeit. Schwierigkeit zu Wasser wegen des Zolles. Mandelslo kömmt zu Amadabad an. Pracht des englischen Oberkaufmanns.

Abreise von
VanderAbassi

Den 6ten April 1638 gieng er zu Vander Abassi auf ein englisches Schiff, von hundert und funfzig Lasten und vier und zwanzig Stücken, mit zweenen englischen Kaufleuten, Hall und Mandley, zu Schiffe, welche der Präsident der Engländer zu Surate wegen einiger Geschäfte ihrer Handlungs-gesellschaft von Isphahan kommen ließ. Weil ein wider-

„allen Seiten verschlossenen Wagen abgeholt. Es
„waren weiße Ochsen vorgespannt, und viele Verschnittene giengen neben her. Anfänglich kam
„sie in einen Hof, in dessen Mitte ein großes vier-eckichtes Wasserstück befindlich war. Um dieses
„Lustwasser saßen viele Weibespersonen aus aller-ley Ländern auf sehr kostbaren Teppichen, einige waren schwarz, einige weiß, einige braun,
„alle mit einander aber Sclavinnen der mogolischen Prinzessin. Sie stunden alle auf, und
„neigten das Haupt, um die Frau Steel zu grüßen. In diesem Lande besucht man niemanden, ohne ihm ein Geschenk mit zu bringen.

„Die Frau Steel überreichte demnach der Prinzessin das ihrige ebenfalls, und mußte sich hernach neben ihr niedersetzen. Nach einigen gewechselten Worten, trugen die Sclavinnen eine sehr kostbare Collation auf. Die Freundschaft wurde zwischen beyden Damen sehr inbrünstig. Die Frau Steel legte öfters Besuche bey der Prinzessin ab, und diese legte ihre Erkenntlichkeit dagegen durch allerley Geschenke an den Tag, welche Herr Steel nach seiner Zurückkunft nach Hause dem Purchas sehen ließ. Sie bestunden auch Rubinen und andern Edelgesteinen. Ebendasselbe a. d. 68 S.

ger Wind sie verhinderte, noch an eben dem Tage den Anker zu lichten: so giengen sie erst zu Mandelslo. den andern Morgen unter Segel, und nahmen ihren Lauf nach der Insel Ormus. Gegen ^{1638.} Abend aber bekamen sie einen starken Sturm aus Westen, der sie nach dem Lagerwalle zu Schiffahrt bis trieb, daß sie den Anker wieder in Grund bringen mußten. Den folgenden Tag bemühte Surate. ten sie sich, mit eben dem Winde zwischen den Eylanden Ormus und Kischmisch durchzufahren, welche ungefähr vier Meilen von einander liegen. Man warf einen jungen Boots-knecht ins Meer, welcher an der rothen Ruhr gestorben war. Diese Ceremonie, welche Mandelslo noch nicht gesehen hatte, verursachte ihm um so viel mehr Schrecken, weil er mit eben der Krankheit beladen war, und sich einbildete, er würde ihm bald folgen müssen. Den andern Morgen bekamen sie das feste Land von Arabien zu Gesichte, naheten sich demselben, und hielten ihren Lauf nahe am Strande fort, indem daselbst guter tiefer und reiner Grund ist. Den 10ten April hielt eine Windstille das Schiff auf bis den andern Morgen, da es sich von den arabischen Küsten entfernete. Es näherte sich den persischen, die man erst den 12ten des Abends aus dem Gesichte verlor. Daraus ließ ein guter Fahrwind aus Westnordwest sie ihren Lauf nach Ostsüdost nehmen, fünf und zwanzig Grad fünfzig Minuten unter der Polushöhe. Den 13ten sah man kein Land weiter; und nach einer zehntägigen sehr geruhigen Schiffahrt kamen sie den 25ten auf der surattischen Rhyede an y).

Der Anker wurde zwey Meilen vom Lande geworfen; weil der Schiffshauptmann, welcher sich nicht lange daselbst aufzuhalten gedachte, sich die Nacht erhalten wollte, frey wieder unter Segel zu gehen. Es können an diesem Orte vom May an bis zum Herbstmonate, wegen des vielen Regens und großen Sturmes, keine große Schiffe liegen bleiben. Da hingegen auf der Ostseite von Indien, in dem bengalischen Meerbusen, das schönste Wetter um diese Zeit ist.

Nachdem der Hauptmann dem englischen Präsidenten seine Ankunft vermelden lassen: so sah man bald zwey junge Kaufleute von der englischen Nation an Bord kommen, welche den Factoren seinen Befehl überbrachten und den von Mandelslo in seinem Namen bewillkommeten, welcher ihm von dem englischen Gesandten in Isfahan war empfohlen worden. Die Engländer erwiesen ihm besondern Eifer und Zuneigung, weil er aus Persien, ohne Geld, mit dem bloßen Vertrauen, welches er zu ihren Diensten hatte, abgereiset war z).

Den

x) Leidener Ausgabe von 1718 in Fol. bey Peter Vander Ma; welche dem Erbprinzen von Dänemark zugeeignet ist, nebst einer Vorrede des Herrn von Biquefort. Sie ist eine Uebersetzung aus dem Deutschen, und hat man die Zueignungsschrift und Vorrede der ersten Ausgabe in dieser Sprache beybehalten, welche vom Adam Olearius, einem Freunde des Verfassers, und eben so berühmten Reisenden, als er war, herrühren, den sein Testament zu seinem Herausgeber ernannt hatte. Eine Abschilderung vom Mandelslo findet man zu Ende dieses Auszuges.

y) Den 14ten befanden sie sich unger dem drey und

zwanzigsten Grad und vier und zwanzig Minuten. Den 15ten unter zwey und zwanzig Grad, fünf und fünfzig Minuten. Den 16ten zwey und zwanzig Grad, vierzig Minuten. Den 17ten ein und zwanzig Grad, vier und zwanzig Minuten. Den 18ten hatten sie ein und zwanzig Grad, acht Minuten. Den 19ten zwanzig Grad, zwey und vierzig Minuten. Den 20ten zwanzig Grad, fünfzig Minuten. Den 21ten neunzehn Grad, fünfzig Minuten. Den 22ten zwanzig Grad, achtzehn Minuten.

z) Dieses saget der französische Uebersetzer in seiner Vorrede, ohne zu melden, woher er solches hat.

Mandelslo.

1638.

Anmuthigkeit
des Flusses.Strenge
beym Zolle.Alte Stadt
Reniel.Alerovands
Hirschböcke.

Den 29sten verließ er nebst drey Bedienten das Schiff, und kam nach einer Stunde in den Fluß, an welchem Suratta liegt. Er bewunderte auf beyden Seiten das sehr fruchtbare Land; und viele schöne Lustgärten mit ganz weißgefärbten Lusthäusern, weil man in Indien viel von der weißen Farbe hält, machten einen vortreflichen Anblick mitten unter dem Grünen. Dieser Fluß, welchen einige Tasty, andere Tynde nennen, ist bey seiner Einfahrt so leicht, daß er kaum Barken von siebenzig oder achtzig Tonnen trägt a). Als Mandelslo bey dem Hause des Sultans oder Statthalters angestiegen war: so mußte er sich erstlich ins Zollhaus verfügen, um daselbst seine Felleisen durchsuchen zu lassen, welches mit so großer Schärfe geschieht, daß man auch den Fremden die Taschen und Kleider am Leibe durchsuchet. Der Statthalter und so gar die Zöllner nöthigen die Kaufleute und Fremden, ihnen die Kleider und Sachen, die sie nur zu ihrem eigenen Gebrauche mit gebracht, für einen lächerlichen und selbst gesetzten Preis zu überlassen. „Als wir eine Weile bey dem Zollner gefessen, saget Mandelslo, so kam der Sultan auch dahin, ein alter eisgrauer Mann, in schlechter Kleidung. Er sah in meinem Kästlein ein Armband, von gedrehtem Bernstein, auch einen Diamantring, welches er begehrte, von mir zu kaufen. Wie ich aber sagte, daß ich nichts zu Kaufe, sondern dieses nur zum Gedächtnisse eines guten Freundes und zu meiner Lust hätte, gab er mir zwar den Ring wieder, die Armbänder aber behielt er mit Verheißung, wenn ich einmal wieder zu ihm käme, wollte er mirs wieder geben, b).

Mandelsloes Anmerkungen von der Stadt Suratta und der Niederlassung der Engländer daselbst, setzen nichts zu den erstern Erzählungen in dem vorhergehenden Bande, und vornehmlich zu Dvingtons seinen, hinzu. In den einigen Wochen aber, welche er daselbst zubrachte, hatte er Gelegenheit, an der andern Seite des Stromes eine alte verfallene Stadt zu sehen, Reniel genannt, in welcher die Holländer noch ein Waarenhaus hatten. Die Einwohner, welche Nairen heißen, sind Muhammedaner und meistens Handwerker oder Seeleute. Die Gassen der Stadt sind enge. Ihre Häuser stehen so hoch von der Erde, daß man nicht ein einziges sieht, auf welches man nicht durch einige Stufen hinauf steigt. Mandelslo, welcher mit einigen jungen Leuten auf der Jagd war, gieng den folgenden Morgen durch ein Dorf, Namens Bodick. Unter wegens stießen ihm unter andern Thieren über zwanzig Hirsche auf, welche so groß waren, wie bey uns die Damhirsche, und viele weiße Flecken und große Geweihe mit vielen Enden hatten. Mit denselben lief eine andere Art Wild, welches schwarzbraun war, und auch weiße Flecken hatte. Diese trugen einfache Hörner, fast wie bey uns die Ziegenböcke, aber gedreht und krumm geklammert. Einige halten sie für diejenigen Thiere, welche Aldrovandus Cervi capras nennet, und bilden sich ein, daß man von ihnen den Bezoarstein bekomme c).

Von da giengen die Jäger zu einem andern Dorfe, Däniken genannt, woselbst sie viel Enten von einer großen Art in den Reißfeldern antrafen. Diese Aecker waren rund umher mit kleinen Wällen umgeben, damit sie das Land unterm Wasser erhalten und zum öftern befeuchten konnten; denn der Reiß fordert feuchtes Land. In diesem Dorfe fanden sie Terri, ein Getränk von dem Saft aus großen Palmbäumen, welches sehr kühl und süß zu trinken ist. Sie tranken solches aus Schalen, welche aus den breiten Blättern des Palms

a) Mandelslo Reisebeschreibung, deutsche Ausgabe von 1638. a. d. 38 S.

b) Ebendas. a. d. 39 S.

Palmbaumes zusammengesetzt waren. Wenn man diesen Saft aus den Bäumen zapfen will: so steigt man bis an den Gipfel hinauf, wo man in die Rinde schneidet, und alsdann ein Geschirr daran hängt, worinnen man den Saft auffängt. Dieses geschieht nach Untergange der Sonnen, und man sammelt den Saft die Nacht über. Denn dieser hat die Art an sich, daß er den ganzen Tag hindurch kühl und lieblich zu trinken ist. Derjenige Saft aber, den man des Tages sammelt, ist nicht so geschmackfam, sondern saur und schahl, und wird auch nur zum Eßige gebraucht ^{d)}).

Außer den beyden deutschen Bedienten hatte Mandelslo noch einen persianischen Knecht in der persischen Hauptstadt angenommen, welcher ihm zum Dolmetscher dienen sollte. Er war von christlichen Aeltern gebohren und von der Anzahl derjenigen, welche Schach Abbas aus Georgien nach Ispahan geführt, woselbst seine Brüder noch in gutem Ansehen lebten. Dieses bewog den von Mandelslo, ihm mit desto mehrerer Güte zu begegnen, zumal er ihm weiß gemacht, er suchte nur Gelegenheit, wieder ein Christ zu werden. Indessen hatte er doch kaum Zeit gehabt, mit dem Sultane zu Suratta bekannt zu werden, und solchem gesagt, daß seiner Mutter Bruder bey dem großen Mogol Stallmeister wäre, als er sich bereden ließ, Mandelslo zu verlassen, und sich heimlich zu demselben zu begeben. Der Sultan behielt ihn einige Tage in seinem Hause verbergen, und schickte ihn darauf nach Agra zu seinem Ohm. Diese Flucht machte dem von Mandelslo viel Sorge. Die Deutschen hatten in Persien eine blutige Zänkererey mit des Mogols Gesandten gehabt; und dieser Diener, welcher alle Umstände davon wußte, konnte seinen Herrn verrathen, und ihn der Rache der Indianer aussetzen. Eine so gerechte Furcht hatte so viel Eindruck bey dem von Mandelslo, daß, wenn er gewußt hätte, der Weggelaufene wäre nach Agra gegangen, er nicht das Herz gehabt haben würde, sich gleichfalls dahin zu begeben. „Er handelte aber in diesem Stücke, saget Mandelslo, redlich bey mir; denn als ich daselbst „erkannt und angerebet wurde, half er mir treulich durch,“ ^{e)}).

Unterdessen daß Mandelslo zu Suratta sich ergösete, vernahm er, es könnten die Ursachen, nach englischen Schiffe, mit welchen er nach Europa zurückkehren wollte, vor drey Monaten nicht unter Segel gehen. Diese Veränderung machte, daß er sich vornahm, eine Reise weiter hinauf ins Land zu thun, und sich an den Hof des großen Mogols zu begeben. Die Gelegenheit dazu zeigte sich bey einer Caravane, von dreyßig Karren, welche nach Amadabad giengen und mit Quecksilber, Roenas, welches eine Wurzel ist, womit roth gefärbet wird, Specereyen und einer großen Summe Geldes beladen waren, welches die Engländer dahin schickten. Der Präsident hatte vier Kanflente von seiner Nation, einige benjanische Völker, zwölf englische und eben so viel indostanische Soldaten ernannt, diese Wagen zu begleiten. Ohne diese Bedeckung würde diese Reise sehr gefährlich gewesen seyn. Die Rastbuten, ein räuberisches Volk, welches sich in den Gebirgen Tschampenier zwischen Brotsch und Brodra aufhält, woselbst sie wohlverwahrte feste Städte und Dörter haben, in denen sie sich selbst wider des großen Mogols Truppen vertheidigen, machten die Wege durch ihre beständigen Streifereyen höchst unsicher.

Mandelslo gieng den letzten des Herbstmonats von Suratta ab, und nahm den Weg nach Brotsch. Er gieng anfänglich durch das Dorf Beryau oder Brioce, wo man über einen

Mandelslo,
1638.

Dem von
Mandelslo
läuft ein persi-
scher Knecht
weg.

Indostan zu
gehen.

Er reist
von Suratta
ab.

c) Ebendasselbst a. d. 44 S.

d) Ebendasselbst a. d. 45 S.

e) Ebendasselbst a. d. 43 S.

Mandelslo. einen Fluß setzte. Vier Meilen weiter hin sah er die verfallenen Mauern von Cattodera, einer Stadt an einem Flusse gleiches Namens. Von da giengen wir weiter, saget er, nach Omlesser, und schossen über dreyßig wilde Enten und viele andere Wasservögel. Wir schossen auch einen wilden Bock; und weil es an diesem Orte so viel wilde Schweine und Hirsche giebt, die englischen Factore auch niemals ohne Köche reisen, so durften wir für Lebensmittel nicht viel sorgen. Den andern Morgen ließen wir uns, als wir vor der Stadt Brotsch angelanget waren, mit Böten über den Bach setzen, welcher breit aber nicht tief ist.

Beschreibung
von Brotsch.

Brotsch liegt auf einem ziemlich hohen Berge, zwölf Meilen von Suratta und acht vom Meere f). Der Fluß kommt von den Gebirgen, welche die Königreiche Decan und Balagate von einander scheiden. Die Mauern der Stadt sind von gehauenen Steinen und so gut gebauet, daß man den Ort unter die stärksten Plätze von Indien rechnet. Auf der Landseite hat die Stadt zwey Thore; und zwey Pforten nach dem Flusse, auf welchem man eine große Menge Bauholz dahin bringt, welches man ohne ausdrückliche Erlaubniß des Statthalters nicht losschlagen darf. Man hält daselbst scharfe Wacht, nicht allein weil der Ort wichtig ist, sondern auch weil man daselbst von allen Waaren zwey vom Hundert Zoll geben muß. Die Stadt ist stark bevölkert; wie auch ihre beyden Vorstädte; wiewohl die meisten Einwohner nur Handwerksleute, vornehmlich Weber sind, welche die besten von baumwollenem Zeuge machen, den man Bastas oder Bessita nennet, und der feinste in der ganzen Provinz Gusratta ist. Das Land umher ist flach und eben: fünf oder sechs Meilen gegen Südost aber entdecket man einige Gebirge, welche Pindartsches heißen und sich bis über Brampur erstrecken. Sie sind, wie das übrige Land, sehr fruchtbar, wo man viel Reis, Korn, Getreide und Baumwolle zeuget. Aus diesen Gebirgen grabet man den Agath, woraus man schöne Schalen und Hefte zu Messern und Dolchen machet, die zu Cambaya verkauft werden.

Gebirge Pindartsches.

Fluß und Mündung bey Brotsch.

Die Gerichtsbarkeit von Brotsch erstrecket sich über vier und achtzig Dorfschaften, von die Einkünfte ihr zugehören. Ihr Gebieth hatte vordem noch drey andere Städte in sich, welche heutiges Tages ihre besondere Statthalter haben. Vier Meilen unter der Stadt theilet sich ihr Fluß in zween Arme, welche eine Insel von einer halben Meile in der Länge machen, unter welcher er sich durch zwey Mündungen ins Meer ergießt. Er hat keinen Hafen, und die Rhebe ist sehr gefährlich, weil die Fahrzeuge, welche daselbst in sieben Faden Wasser liegen können, allen Winden ausgesetzt sind. Zwischen Brotsch und Cambaya g) findet man ein großes Dorf, Namens Jambusar oder Jambuser, worinnen man viel Indigo machet. Auf dem Wege von Amadabat sieht man das Grab eines berühmten muhammedanischen Heiligen, Pollemedony, zu welchem die morischen Pilgrime mit so vieler Andacht wallfahrten, daß einige, um sich zu einem Stillschweigen zu verbinden, ein Schloß an dem Munde tragen, und solches nicht wegnehmen, als wenn sie essen wollen, und daß sich andere mit eisernen Ketten die Arme binden. Die Leichtgläubigkeit des Volkes geht so weit, daß sie sich überreden, die Schlösser öffneten sich durch eine übernatürliche Macht von selbst und die Ketten fielen ab, wenn diese Pilgrime ihre Gelübde erfüllet hätten h).

Jambusar.

Pollemedony Grab.

f) Im ein und zwanzig Grad sechs und funfzig Minuten Nord.

g) Acht Meilen oder dreyzehn Cossen von Brotsch.
h) Mandelslo a. d. 54 S.

Man

Man reisete gegen Abend von Brotsch mit dem englischen Factore ab, welchem auch die Aufsicht über die Factoren zu Brodra aufgetragen war, und welcher sich daher der Gelegenheit der Caravane bedienen wollte. Man reisete die ganze Nacht, und den Morgen des folgenden Tages. Die Hitze der Sonne wurde aber so heftig, daß man genöthiget war, bey einer Wasserspüße stille zu liegen, woselbst man die übrige Zeit des Tages und einen Theil der Nacht, damit zubachte, daß man die Weiber tanzen ließ, welche die Benjanen mit zu der Caravane gebracht hatten. Den Morgen gieng man durch die Dörfer Caravanet und Cabol, zween Dörfer, wo man Zoll geben muß.

1638.

Caravanet
und Cabol.Ankunft zu
Brodra.

Einige Meilen von Brodra gieng der englische Factor voraus, um für die Europäer bey der Caravane die Wohnungen zurechte zu machen. Er kam ihnen nicht weit von der Stadt wiederum entgegen, in welche sie den 7ten des Weinmonats hinein giengen. Mandelslo wurde in ein schönes Lusthaus gebracht, welches einer vornehmen Person des Landes zum Grabmale dienete. Nachdem man ihm die Gärten gezeigt hatte: so ließ man an einer guten Verwirthung nichts fehlen; und die Engländer, welche ihm durch allerley Zeitvertreib die Zeit zu verkürzen suchten, ließen einige benjanische Weiber aus der Stadt kommen, welche sehr neugierig waren, seine Kleider zu durchsuchen. Er hatte die europäischen nämlich nicht abgelegt, obgleich die Engländer und Holländer, welche sich in Indien aufhalten, ordentlicher Weise nach der Landesart gekleidet gehen. Diese Weiber erborthen sich in allen Gefälligkeiten, die er von ihrem Geschlechte verlangen konnte: seine abschlägige Antwort aber beleidigte sie dergestalt, daß sie weggiengen i).

Die Stadt Brodra liegt in einer sandichten Ebene, an einem kleinen Flusse Wasser genannt, dreyßig Cossen oder funfzehn Meilen von Brotsch. Sie ist eine sehr neue Stadt, welche vom Nasia Ghie, einem Sohne des Sultans Mahmud Begeran, letzten Königes von Gussiratta, aus den Ueberbleibseln des alten Brodra erbauet ist, welches vordem Radiapor hieß, und wovon sie nur eine halbe Meile entfernt ist. Sie ist mit einer guten Mauer und vielen Basteyen nach alter Art versehen. Man zählt daselbst fünf Thore, wovon das eine vermauert ist, weil man keine Heerstraße auf dasselbe hat können zugehen lassen. Ihre Einwohner, vornehmlich die in der großen Vorstadt an der Morgenseite, sind Benjanen und Ketterisis, meistens Weber oder Färber. Brodra ist der Ort, woselbst in der ganzen Provinz die schönsten Zeuge gemacht werden, wiewohl sie etwas schmäler und kürzer sind, als die zu Brotsch; und an diesem Unterschiede erkennt man sie. Mandelslo nennet sie, um, wie er sagt, denen Nachrichten ein Licht anzuzünden, die wir oftmals aus diesem Lande erhalten k).

Beschreibung
von Brodra.Schöne Zeuge
werden da-
selbst gemacht.

Die Gerichtsbarkeit von Brodra erstrecket sich über zwey hundert und zehn Dörfer, wovon fünf und siebenzig zum Unterhalte der Besatzung dienen. Die andern, an der Zahl hundert und fünf und dreyßig, bleiben der Willkühr des großen Mogols überlassen, welcher seinen Hofbedienten Jahrgelder von ihren Einkünften anweist. Dasjenige, welches Sindhikera heißt, und acht Meilen von der Stadt liegt, giebt jährlich über zwey hundert und fünfzig Zentner Lack. Mandelslo merket an, daß das gussirattische Gummilack von einem Baume kömmt, welcher unsern Pflaumenbäumen nicht unähnlich ist. Seine Farbe ist braunroth. Wenn es aber sehr trocken und zu Pulver gerieben ist: so geben ihm die Indianer

J 2

i) Ebendasselbst a. d. 55 C.

nequins, schwarze Chelas, blaue Assamanis, Verams und Dircandias. Ebendaf.

k) Vastas, Iticquamas, Madasons, Can-

Mandelslo. 1638. Indianer durch Vermischung eine Farbe, was für eine sie wollen, schwarz, grün, roth, gelb u. s. w. Sie machen Stangen daraus, welche man zum Siegeln der Briefe oder zur Zierde bey ihrem Geräthe brauchet. Sie geben ihm, vornehmlich dem schwarzen, einen Glanz, den wir in Europa nicht nachmachen können. Das Land trägt auch viel Indigo. Außer dem Grabmaale, welches dem von Mandelslo zur Wohnung dienete, sieht man noch eine große Anzahl derselben außer der Stadt, welche meistens prächtig gebauet sind, und wovon einige große Gärten haben, die jedermanne offen stehen 1).

Schwierigkeit zu Wasser wegen des Zolles. Weil sich die Caravane auf der andern Seite der Stadt gelagert hatte, an der Ecke eines Waldes von Palmbäumen, aus welchen man den Terri, das ordentliche Getränk dieses Landes bekömmt: so erreichte Mandelslo solche den Abend, und gieng den andern Morgen unter eben der Begleitung weiter, um sich nach Wasser zu begeben. Dieses ist ein halb verfallenes Schloß auf der Spitze eines Berges, welches von einer Besatzung von hundert Reutern bewacht wird. Ihre Verrichtung besteht darinnen, daß sie sich den Zoll für die Einfuhre bezahlen lassen, nämlich anderthalb Rupien oder drey Ortschaler von jedem Karren. Die englischen Kaufleute aber hatten einen Paß von dem großen Mogol, kraft dessen sie behaupteten, von diesem Zolle frey zu seyn. Indessen geschah es doch nicht ohne Schwierigkeit und Gewalt, daß sie die freye Einfuhre erhielten, indem sie sich mit der Besatzung wegen einiger Rupien verglichen. Sie kehrten in einem benachbarten Dorfe ein, hinter welchem sie zwey und eine halbe Meile das Dorf Aincimoygra, und drey Meilen weiter das Dorf Serpentra fanden, von da sie sich in die kleine Stadt Meriant, welche andere auch Mariad nennen, neun Meilen von Brodra begaben. Die Häuser derselben sind ziemlich schön. Man verfertiget daselbst auch baumwollene Zeuge und Indigo.

Mamadabat. Den 11ten des Weinmonats kamen sie nach Mamadabat, einer kleinen Stadt fünf Meilen von Mariad, an einem mittelmäßigen, aber sehr fischreichen Flusse. Ihre Einwohner sind Benjanen und treiben einen ansehnlichen Handel mit baumwollenem Garne. Diese Stadt, welche sehr angenehm ist, hat ihren Ursprung zweenen Brüdern zu danken, welche sie mit einem schönen Schlosse an der Nordseite befestiget haben.

Der Verfasser kömmt zu Mamadabat an. Den 12ten, nachdem sie fünf Meilen zurück gelegt hatten, auf welchem Wege sie durch Canis, Barora und Issempur giengen, woselbst man ein sehr schönes Sary m) zur Herberge für die Caravanen antrifft, kam man glücklich an eben dem Tage zu Mamadabat an. Weil Mandelslo mit dem Proviantwagen vorausgefahren war: so hielt er sich in einem von den Begräbnißgärten angesehener Personen auf. Man ließ dem englischen Oberkaufmanne daselbst, welcher Benjamin Roberts hieß, ihre Ankunft sogleich melden, damit er ihnen in der Kutsche entgegen käme. Dieses Fahrzeug, welches auf indianische Art gemacht war, war ganz vergolbet und mit vielen kostbaren persischen Tapeten bedeckt. Zweene weiße Ochsen, welche solches zogen, schienen eben so muthig zu seyn, als unsere

1) Ebendasselbst a. d. 56 S.

m) So nennen die Türken und Perser die Caravanenfreyen. In Indostan aber heißen die Caravanen Caffila. Ebendas. a. d. 58 S.

n) „Er ließ unter andern auch, nach des Lan-

„des Manier herzu bringen sechs von den schönsten
„Tanzweibern, die in Mamadabat zu finden. Sol-
„bige mußten vor uns singen und tanzen, und
„machten mit verliebten Geberden allerhand lusti-
„ge Sprünge und Possen. Mir wurde vom Wier-
„the

unsere muntersten Pferde. Der Oberkaufmann ließ ein schönes persisches Pferd mit ganz silbernem Zeuge vor sich herführen. Mandelslo mußte sich zu ihm in die Kutsche setzen, und mit in die Stadt nach dem englischen Hause fahren. Die andern Kaufleute ließ er vor der Stadt auf die Caravane warten.

1638.

Der II Abschnitt.

Mandelslos Aufenthalt zu Amadabad.

Mandelslo besuchet die Stadt. Schloß. Königlichcr Pallast. Schöne Manern. Tempel der Benjanen. Lage und Größe der Stadt. Ihr Handel. Ihre Einkünfte. Grab bey Amadabad. List eines Kaufmannes, die Blutschande zu bemänteln. Gebirge Marva. Gärten und Bäume um Amadabad. Viele Affen auf solchen. Ihre Dreustigkeit. Macht und Reichthum des Statthalters. Mandelslo besuchet ihn. Er entrißet sich wider den König in Persien. Schmeicheley des Verfassers. Blutiges Gastmahl.

Das englische Haus liegt fast mitten in Amadabad. Es besteht aus vielen schönen Gebäuden, und verschiedenen Höfen, um die Waaren abzuladen. Aus dem Zimmer des Oberkaufmanns hatte man eine Aussicht gegen einen Brunnen und kleinen Blumengarten. Das Gemach war mit schönen Tapeten belegt; die Pfeiler oder Säulen darinnen rund herum, waren mit allerhand gefärbetem Seidenzeuge bekleidet, worüber Leinwand von durchsichtigem Cattune gleich als ein weißer Flor gezogen war, welche Art, die Gemächer zu zieren bey den großen Herren daselbst sehr gebräuchlich ist. Mandelslo wurde in ein sehr schönes Zimmer gelegt. Nachdem er daselbst mit den vornehmsten europäischen Kaufleuten in der Stadt gespeiset hatte: so schlug ihm Roberts, welcher ihm auf Empfehlung der Kaufleute aus Isphahan Ehre erweisen wollte, eben nicht gar zu ehrbare Ergößlichkeiten vor, welche er aber aus verschiedenen Ursachen nicht annehmen mochte *n*).

Er bezeugete mehr Lust zu dem Vorschlage, welchen ihm Roberts den andern Tag that, die Merkwürdigkeiten der Stadt in Augenschein zu nehmen. Sein Wirth, sager er, nahm ihn mit zu sich auf den Wagen, und es folgten ihnen noch zwei andere Carreten. Anfanglich führte er ihn auf den großen Markt, Maidan Schah, oder der Königsmarkt genannt, welcher wenigstens sechszechn hundert Fuß lang und acht hundert Fuß breit ist. Dieser schöne Platz ist mit zwei Reihen Palmen, und Tamarinden besetzt, zwischen welchen auch Citronen und Orangenbäume stehen, deren man auch viele in etlichen Hauptstraßen sieht. Diese Bäume haben eine doppelte Annehmlichkeit, indem sie darinnen eine schöne Aussicht machen, und hernach auch einen beständigen kühlen Schatten verschaffen, in welchem man ohne Gefahr spazieren geht *o*).

Mandelslo ließ sich sehr angelegen seyn, das Schloß zu besuchen, welches weitläufig und von gehauenen Steinen sehr gut gebauet ist. Es wird für eins von den schönsten in dem Reiche gehalten. Man kann den Maidan nicht verlassen, ohne von dem Anblicke eines Hauses von gebrannten Steinen aufgehalten zu werden, welches der königliche Pallast.

3

„the angeboten, daß, wenn mirs in der Kammer zu einsam wäre, und ich nicht allein schlafen wollte, die schönste unter ihnen mir zur Gesellschaft dienen sollte; welche Courtesie ich mit Dankung abschlug, nicht allein wegen meines Lei-

„des Angelegenheit, indem auf dieser Reise meine alte Beschwerde sich wieder finden wollte, sondern auch, und am allermeisten, gewissenshalber, mit einer Heidin sich fleischlich zu beschmücken. Ebendas. a. d. 59 C. *u*) Ebend. a. d. 59 C.

Schloß zu Amadabad.

Königliche Pallast.

Mandelslo.

1638.

last seyn soll. Der Eingang zu solchem ist ein hohes Thor, worüber ein großer offener Gang zu den Heerpauken, Trompeten, Schallmeyern ist, die sich täglich daselbst des Morgens, Mittags, Abends und sogar Mitternachts hören lassen, wie in Persien und an andern Orten, wo der Fürst von der muhammedanischen Religion ist. Alle Zimmer in diesem Pallaste sind vergoldet und mit indostanischen Schildereyen von lauter Wasserfarbe nach dastiger Landesart gezieret. Es können aber solche mehr denjenigen gefallen, welche die Mannichfaltigkeit der Farben lieben, als denjenigen, welche Erfindung in der Zeichnung und Verhältniß in den Figuren suchen p).

Schöne Mauern.

Roboris führte den von Mandelslo um die Stadtmauer herum, die von guter Erde und Dicke ist und viele Runderle oder runde Thürme hat. Der Graben ist anderthalb hundert Fuß breit, aber verfallen und an vielen Orten ganz trocken. Amadabad hat zwei Thore.

Vornehmster Tempel der Benjanen.

Hieraus fuhren sie wieder in die Stadt zu der Benjanen vornehmsten Tempel, daselbst zwölfte sind. Dieser war der kostbarste und ein Gebäude von seltener Schönheit. Es hatte ihn ein reicher Kaufmann, Namens Sanctides, erbanet, welcher damals lebete. Er steht mitten in einem großen Hofe, welcher mit einer hohen Mauer von gehauenen Steinen umgeben ist, an welcher sich umher ein bedeckter Gang befindet, welcher in fern Kreuzgängen in den Klöstern ziemlich gleich ist. Dieser Gang hat seine Kammern in deren jedem man eine weiße oder schwarze marmorne Bildsäule sieht, welche eine nackte Frau vorstellte, die mit kreuzweis unter sich geschlagenen Beinen nach der Landesart sitzt. In einigen Zellen sitzen auch drey solche Bilder, ein großes und weißes zwischen zwei kleinen und schwarzen.

Beim Eingange in den Tempel trifft man zweien schwarze Elephanten an, von natürlicher Größe, auf deren einem man das Bild des Stifters dieses Gebäudes gesetzt hat. Das ganze Gebäude ist gewölbt. Seine Mauern sind mit vielen Figuren von Menschen und Thieren gezieret: man entdeckt aber inwendig nichts, als zu Ende desselben, drey Capellen oder sehr finstere Winkel, mit hölzernen Gatterwerke vorgezogen, in welchen man vier marmorne Bildsäulen sieht, nebst einer brennenden Lampe vor der mittelsten. Daselbst war ein Pfaffe beschäftigt, von den Händen dererjenigen, welche sich darstellten, Blumen zu nehmen, womit er seine Götzen aufputzte; er nahm auch Oehl zu den Lampen, weites vor dem Gatterwerke hingen; Korn und Salz zu den Opfern. Indem der Pfaffe die Bildsäulen mit Blumen schmückte, hatte er den Mund und die Nase mit einem Tuche verbunden; vermuthlich aus Furcht, es möchte sein unreiner Athem die Heiligkeit seines Götzen dienstes verunreinigen. Er murmelte viele Worte her, gieng von Zeit zu Zeit zu der Lampe, hielt beyde Hände eine gute Weile über die Flamme und riech sie, gleich als wenn sie mit Wasser wische, fuhr sich auch zuweilen damit übers Gesicht. Er trieb diese heilige Ceremonie so lange, daß Mandelslo nicht die Geduld hatte, das Ende derselben abzuwarten q).

Lage und Größe der Stadt.

Amadabad, die Hauptstadt des alten Königreichs Gufaratte, liegt drey und zwanzig Meilen nordlich, achtzehn Meilen von Cambaya, und fünf und vierzig von Surate, an einem kleinen Flusse, der sich in dem Indus verliert, nicht weit von ihren Mauern. Diese Stadt ist groß und sehr bevölkert. Ihr Umfang ist ungefähr

p) Ebendasselbst a. d. 60. S.

q) Ebendasselbst a. d. 61. S.

ieben Meilen: wenn man die Vorstädte und einige dazu gehörige Dörfer mit nimmt. Ihr Mandelslo.
 re St äßen sind sehr breit. Ihre Gebäude und vornehmlich die Tempel nebst dem Palla- 1638.
 ste des Statthalters haben ein erstaunliches Ansehen von Größe und Pracht. Man hält
 daselbst eine beständige Wacht, und die Besatzung ist allezeit sehr beträchtlich, aus Furcht
 vor den Baduren, einem Volke, das etwa fünf und zwanzig Meilen davon entfernt ist,
 und die Oberherrschaft des Mogols nicht erkennt, sich aber durch seine Streifereyen bey des-
 sen Unterthanen furchtbar macht.

In Asien ist fast keine Nation oder Waare, die man nicht in Amadabad findet. Be- Ihr Handel.
 sonders wird daselbst eine ungeheure Menge von seidenen und baumwollenen Zeugen gemacht.
 Die Weber brauchen zwar dazu sehr selten die Landseide, und noch weniger die persische Sei-
 de, als welche sehr grob und stark ist: allein, sie bedienen sich der chineßischen Seide, die
 sehr fein ist, und vermengen sie mit der bengalischen, die nicht so fein ist, obwohl feiner,
 als die persische. Sie machen auch goldene und silberne Stoffe: sie mengen aber viel platt
 Gold, welches auf Seide lüderlich gewirkt ist, mit darunter; daher sie weit geringer sind,
 als die persischen. Seit des von Mandelslo Ankunft zu Suratte hatten sie angefangen, eine
 neue Art von Taffend, halb Seide und halb Kathun, auch wohl vom allerfeinsten Kathune
 und mit goldenen Blumen durchwirkt, zu machen, welche nicht anders als hineingestickt
 zu seyn schienen. Es durfte aber diese neue Art damals noch niemand tragen, als der Kö-
 nig, und dem er es erlaubete. Doch vergönnete er es den Fremden, außer Landes zu füh-
 ren, und kostete die Elle davon fünf Thaler. Man machte ferner in den Manufacturen zu
 Amadabad allerhand Arten von Satinen, Sammete von allerhand Farben, Taffende,
 Doppelsatine, von Leinen und Seiden, Alcatise oder Tapeten mit goldenem Boden, von
 Seiden und Leinen, die zwar nicht so gut sind, als die persischen, aber auch nicht so viel
 gelten, und allerhand Arten von baumwollenen Zeugen r).

Die andern Waaren, welche daselbst am meisten verkauft werden, sind Zucker Candi
 und Puderzucker, Gummilac, Nassabo salmiac, Opium, Boras, trockner und in Zucker
 gelegter Ingwer, Mirabolanen und allerhand Arten von eingemachten Sachen; Salpeter,
 Sal armoniac, und Indigo, welcher daselbst nur unter dem Namen Anil bekannt ist, und
 welchen die Natur im Ueberflusse allda hervorbringt. Man findet daselbst auch Diaman-
 ten. Weil man sie aber aus Belconda und Bisapur dahin bringt: so kann man sie anders-
 wo für einen viel geringern Preis haben. Der Muscus und Ambra gris sind keine seltene
 Waaren daselbst, obgleich das Land solche nicht hervorbringt.

Der ansehnlichste Handel zu Amadabad besteht im Wechsel. Die Benjanen über- Wechselhan-
 machen und stellen solche nach allen Theilen von Asien und so gar bis nach Constantinopel del.
 aus. Sie finden um so vielmehr Vortheil dabey, weil ungeachtet des beständigen Auf-
 wandes des Mogols zur Unterhaltung einer großen Menge Soldaten, deren einziges Amt
 ist, für die öffentliche Sicherheit zu wachen, die Rasbuten und andere Räuber die Straßen
 sehr unsicher machen.

Auf der andern Seite bezahlen die Kaufmannswaaren zu Amadabad weder bey der
 Einfuhre noch Ausfuhre etwas. Man kommt mit einem Geschenke an den Rittual von
 etwa einem Dristhaler für den Karren los. Die einzigen verbotenen Waaren für die Ein-
 wohner so wohl, als für die Fremden, sind Stückpulver, Blei und Salpeter, welches nicht
 ohne

r) Ebendasselbst a. d. 68 S.

Mandelslo. ohne Erlaubniß des Statthalters ausgeführt werden darf. Man erhält aber solche leicht für eine kleine Erkenntlichkeit.

1638.
Einkünfte von
Amadabad.

Diese reiche und große Stadt hat fünf und zwanzig große Flecken und zweytausend hundert und acht und neunzig Dörfer unter ihrem Gebiete. Ihre Einkünfte belaufen sich auf sechs Millionen Thaler, die der Statthalter nach Belieben anwenden kann, und bloß die Truppen davon bezahlen darf, die er zum Dienste des Staates und vornehmlich wider die Räuber halten muß; wiewohl er solche oftmals beschützet und sogar die Beute ihnen theilet ¹⁾.

Grab bey
Amadabad.

Mandelslo wandte die folgenden Tage zu Besichtigung einiger Gräber an, welche um die Stadt herum befinden. Vornehmlich bewundert man dasjenige, welches sich dem Dorfe Sirkes befindet. Solches ist das Werk eines Königes von Gufuratte, der einem Richter zu Ehren erbauen lassen, welcher sein Lehrmeister gewesen, und wovon man vorgiebt, daß er seine Heiligkeit durch viele Wunder gezeigt habe. Das ganze Gebäude in welchem man auf vier hundert und vierzig Säulen, jede von dreißig Fuß hoch, zählt, von Marmor, so wie der Fußboden, und dienet auch dreym Königen zum Begräbniß, welche gewünscht haben, mit ihren Familien daselbst begraben zu werden. Bey dem Eingange in dieses schöne Grabmaal sieht man eine große Cisterne mit Wasser angefüllt, und mit einer Mauer verschlossen, welche auf allen Seiten von einer großen Anzahl Fenstern durchbrochen ist. Der Aberglaube zieht ganze Schaaren Pilgrime dahin. In eben diesem Dorfe wird auch der beste Indigo im Lande gemacht ²⁾.

Eine Meile weiter findet man ein schönes Haus nebst einem großen Garten, welches das Werk eines großen Mogols ist, den der Verfasser Chu Chinnaww nennet, und nach erhaltenem Siege über den Sultan Mahomet Begeran, den letzten König von Gufuratta, wodurch er dessen Königreich mit seinen Staaten vereinigte, soll seyn erbauet worden.

List eines
Kaufmannes,
die Blutschande
zu beseitigen.

Man vergaß nicht, dem von Mandelslo ein Grab zu zeigen, welches Bery Chinnaww erzählt. Ein reicher Kaufmann, Namens Hasom Nijom, welcher sich in seine Tochter verliebt hatte, und einen Vorwand suchte, die Blutschande zu rechtfertigen, gieng zu Kasi oder geistlichen Richter, und trug ihm vor, er hätte von seiner Jugend an, Lust gehabt, einen Garten zu pflanzen; er hätte solchen mit vieler Mühe gewartet; und man sollte darin die schönsten Früchte. Dieser Anblick reizete seine Nachbarn, und er wurde endlich darum angesprochen; er könnte aber ein so liebes Gut ihnen nicht überlassen; und er entschloß sich, desselben für sich zu genießen, wenn der Richter nur seinen Vorsatz schließlich billigen wollte. Diese Vorstellung verschaffte ihm von dem Richter eine günstige Erlaubnis, die er seiner Tochter wies. Allein, da ihm weder seine Gewalt, noch die von dem Richter erschlichene Erlaubnis einigen Nutzen brachte, und die Tochter ihm nicht willfährig seyn wollte: so mißbrauchte er sie wider ihren Willen. Dieses kam vor den Mahomet Begeran, welcher ihm wegen dieses Verbrechens den Kopf abschlagen ließ, und erlaubete, daß man von seinen Gütern dieses schöne Denkmaal erbauete, welches von seinem Verbrechen und dessen Bestrafung ein Zeugniß ablegt ³⁾.

Gebirge Mar-
va und das
Schloß Gur-
chitto.

Nicht weit von Amadabad nehmen die erschrecklichen Gebirge Marva ihren Anfang, welche sich über siebenzig Meilen gegen Agra und über hundert gegen Ugen erstrecken, ne-

¹⁾ Ebendasselbst a. d. 71 S.

²⁾ Ebendasselbst a. d. 62 S.

thes das Gebieth des Fürsten Rana ist, der von dem berühmten Porus in gerader Linie Mandelslo.
herstammen soll. Sie enthalten das Schloß Gurchitro, welches wegen seiner Lage an 1638.
diesen unzugänglichen Orten lange Zeit für unüberwindlich gehalten worden, und welches
zu überwäligen der große Mogol nicht wenig Mühe gehabt hat. Das Gebirge zwischen
Amadabad und Trappe ist der Aufenthalt eines andern Raja, welchen die Gehölze und Wi-
stenerien bis hieher in der Ununterwürfigkeit erhalten haben. Der Raja von Jder ist ein
Lebenssträger des mogulischen Reiches: allein, da ihm seine Lage eben die Vortheile giebt, so
unterläßt er oftmals, den Befehlen des Mogols zu gehorchen *).

Einer von den schönsten Gärten zu Amadabad ist derjenige, welcher Schahbag oder
der Königsgarten heißt. Er liegt in der Vorstadt Begampur, und ist mit einer starken
Mauer umgeben. Man bewundert an demselben auch das Gebäude, um welches das Was-
ser aus dem Bache geleitet ist, und die Zimmer wohl aufgezuset sind. Von da begab sich
Mandelslo über eine steinerne Brücke, von ungefähr vierhundert Fuß lang, nach einem an-
dern Garten, den man Nikciabag nennet, das ist Edelgestein; und welcher für das
Werk eines Frauenzimmers gehalten wird. Er ist weder wegen seiner Größe, noch we-
gen des dabey befindlichen Gebäudes merkwürdig: die Lage von beyden aber ist so vorteil-
haft, daß man das ganze umherliegende Feld davon entdecken kann, und es machet auf die
Zugänge der Brücke eine der schönsten Aussichten, die der Verfasser jemals gesehen hat.
Mitte in dem Garten ist ein großer Wasserbehälter, welcher den Winter über vom Regen-
wasser angefüllt ist, im Sommer aber vermittelst gewisser Maschinen unterhalten wird,
durch welche von vielen Oefen das Wasser aus verschiedenen sehr tiefen Brunnen gezogen
wird, die niemals austrocknen. Man kommt selten dahin, daß man nicht einige junge
Weibspersonen antrifft, die sich daselbst baden: doch lassen sie niemand von Indianern zu
sich hinein. Weil aber Mandelslo ein Fremder war: so wurde ihm der Eintritt vergönnt. Gärten und
So viele Gärten, womit die Stadt umringt ist, und die Bäume, womit alle Straßen Bäume um
angefüllt sind, machen, daß sie von fern wie ein großer Wald aussieht. Die Heerstraße,
welche Baschaban heißt, und welche nach einem großen lustigen Dorfe geht, sechs Mei-
len davon, ist auf beyden Seiten mit Cocobäumen besetzt, welche den Reisenden bestän-
dig Schatten geben. Sie kommt aber derjenigen nicht bey, die von Agra nach Brampur
geht, und nur eine einzige Allee ausmachet, die etwan hundert und fünfzig deutsche Meilen
lang ist.

Auf allen diesen Bäumen halten sich eine unglaubliche Menge Affen auf, worunter Viele Affen
einige so groß, als ziemliche Jagdhunde sind, und stark genug wären, einen Menschen an- auf solchen.
zufallen; welches aber doch nie geschieht, wosern sie nicht gereizet werden. Die meisten
sind dunkelgrün; sie haben lange und weiße Bärte und Augenbrauen. Diese Thiere, wel-
che die Benjanen, nach einem Grundsatz ihrer Religion, unendlich sich vermehren lassen, Ihre Dren-
werden so bekannt, daß sie ohne Scheu zu allen Zeiten in so großer Anzahl in die Häuser steigen.
gehen, daß diejenigen, welche mit Obste und eingemachten Sachen handeln, Mühe haben,
ihre Waaren zu behalten. „Mandelslo zählte einmahl in dem englischen Hofe und Hau-
„se über fünfzig, die ihm viele Kurzweil und Possen machten. Denn wie er ihnen nur ein-
„mal vor seiner Kammer hatte Brodt und Früchte gegeben, so kamen sie täglich wieder;
„sonderlich stellten sie sich frühe vor Aufgange der Sonnen vor seine Kammer ein, weckten
„ihn

*) Eben daselbst a. d. 62 S.

*) Eben daselbst.

Mandelslo.

1638.

„ihn vom Schlafe und forderten ihr Frühstück. Sie wurden endlich so dreist, daß
 „das Brodt aus seiner Hand empfangen. Wenn er zu Zeiten einen bey dem Fuße ertap-
 „te und fest hielt, so hatte er die andern alle zu Feinden, die ihm mit großem Geschreye
 „Zahnblecken ein saner Gesicht gaben. Und wenn er sie ein wenig zu lange hielt, so st-
 „ten sie sich, als wollten sie alle auf ihn zuspringen und ihren Gefellen erretten y).

Eben die Bäume dienen auch allerhand Vögeln, sonderlich vielen Papageyen,
 von die größten indianische Raben genannt werden, zum Aufenthalte. Diejenigen,
 che weiß oder perlenfarben sind, und eine Krone auf dem Kopfe haben, fast wie die
 behopfen, werden *Kakoti* genannt, weil sie in ihrem Gesange dieses Wort ziemlich
 lich aussprechen. Diese Vögel sind in ganz Indien sehr gemein, und machen ihre Not
 in den Städten unter den Dächern der Häuser, wie bey uns die Schwalben z).

Macht und
 Reichthum
 des Statthal-
 ters zu Ama-
 dat.

Der Statthalter in Amadabad erhält von seinen Einkünften zum Dienste des gro-
 Mogols, zwölf tausend Mann zu Pferde und funfzig Elephanten. Er führet den
 Raja oder Fürst. Er war damals ein Mann von sechzig Jahren, und hieß *Arab*.
 Man schätzete seinen Reichthum auf funfzig Millionen Thaler. Er hatte vor kurzem
 Tochter mit dem zweyten Sohne des großen Mogols vermählet; und hatte sie, als er
 nach Hofe geschickt, von zwanzig Elephanten, tausend Pferden und sechshundert Wagen
 die mit den reichsten Stoffen und was er sonst nur Kostbares zusammen bringen konnten
 laden waren, begleiten lassen. Seine Hofstatt bestund aus mehr als funfhundert Per-
 nen, wovon vierhundert seine Eclaven waren. Sie wurden ausgesammt in seinem Ha-
 gespeiset; und man versicherte den von Mandelslo, daß seine Ställe nicht mitgerechnet
 worinnen er vier bis funfhundert Pferde und funfzig Elephanten unterhielt, seine Haus-
 rung monatlich über hunderttausend Thaler oder eine Tonne Goldes erforderte. Seine
 nehmsten Bedienten waren prächtig gekleidet. Er aber für seine Person achtete die
 derpracht nicht groß, und gieng in schlechten cattunen Röcken, außer an denen Tagen,
 er sich in der Stadt sehen ließ, oder durch die Stadt zog, um sich aufs Land zu begeben.
 Alsdann erschien er in dem prächtigsten Aufzuge, und saß gemeiniglich auf einem kostbar
 Thronessell, welcher von einem Elephanten getragen wurde, der mit den köstlichsten per-
 schen Tapeten behänget war. Er hatte eine Wacht von zweyhundert Mann um sich
 einer großen Menge schöner Handpferde; und es wurden viele Fahnen von mancherley
 ben vor ihm hergetragen a).

Mandelslo
 besucht ihn.

Mandelslo erzählet einige Besuche, die er nebst dem englischen Factore bey ihm ab-
 stattet, welche mit seinen Worten vorgetragen zu werden verdienen.

Wir fanden ihn, sagte er, in einem schönen großen Garten an des Königs Hause
 einem Lusthause sitzen. Nachdem wir vor ihm gebührende Reuerenz gemacht hatten, ließ
 er uns gegen ihn neben seinen großen Herren sitzen. Fragte darauf, wer ich wäre? Der
 englische Oberkaufmann antwortete ihm in indostanischer Sprache; daß ich ein Deutscher von
 Adel wäre, reisete, die Welt zu besehen, gleichwie es die Deutschen, und sonderlich
 vom Adel im Gebrauche hätten. Ich hätte nun Persien und viel andere Länder besehen,
 re derowegen gekommen, auch Indien, das reichberühmte Land, und dero besten Städte zu
 besehen: damit ich ihrer einmal in meinem Vaterlande mit Ruhme zu gedenken hätte.
 Und weil ich sonderlich vom Herrn Gubernator viel lobwürdige Dinge gehört, wäre ich
 sehr

y) Ebendasselbst a. d. 64 S.

z) Ebendasselbst.

sehr begierig gewesen, ihn, als das Haupt und Vater dieses Orts, auch zu sehen, und ihm *Mandelslo.*
 meine Dienste anzubieten, hoffte, der Chan würde ihm meine Gegenwart nicht missfallen *1638.*
 lassen. Er gab darauf zur Antwort, ich wäre ihm willkommen, mein Vornehmen wäre *Mandelslo.*
 gar wohl gethan, wünschte mir Glück, daß ich die Welt vollend zu meinem Frommen durch- *erstes Ge-*
 gehen und sehen möchte. Er fragte mich selbst; ob ich auch Persisch verstehe, denn weil sprach mit
 ich in Persien gewesen, würde ich vielleicht die persische Sprache gelernt haben. Ich sagte: dem Chan.
 nein, sondern die türkische Sprache verstehe ich ziemlich, in welcher ich auch mit den per-
 sischen Hofofficieren reden könnte.

Dieses war ihm nun gar lieb, sagte, er wüßte wohl, daß auch zu Isfahan mehr
 türkisch als persisch geredet würde. Er, der Chan, konnte gut türkisch reden; denn er von
 Geburt ein Perser war. Fragte mich auf türkisch; wie alt ich wäre, und wie lange ich
 von Hause gewesen? Ich antwortete ihm auf türkisch, daß ich nunmehr vier und zwanzig
 Jahre alt, und drey Jahre von Hause gewesen wäre. Er sagte; es wäre viel, daß die Mei-
 nigen mich hätten so gut Zeit aus und in so ferne Länder ziehen lassen. Ob ich dann allezeit
 in meiner deutschen Kleidung gereiset? Ich antwortete ja. Er aber verwunderte sich sehr,
 sagte: ich müßte gut Glück gehabt haben, daß ich damit durch so viel fremde Dörter und *Deutsche Klei-*
 Nationen ohne Anspruch gekommen wäre. Man pflegte sich sonst gern der Nationen, bey *dung wird*
 welchen man lebete, Kleidung zu gebrauchen, damit es weniger Aufsehens gäbe. Gleich *bewundert.*
 wie bey ihnen die Engländer und Holländer thäten.

Als wir eine Weile gegessen, wieder aufstehen und Abschied nehmen wollten: so wollte er,
 daß wir noch eine Weile bleiben und mit ihm Mahlzeit halten möchten. Er ließ von denen
 Früchten, die er vor sich stehen hatte, uns vorlegen, bis so lange die Essen kamen. Als-
 dann wurde mitten im Gemache eine große Decke von rothem Leder auf die Tapeten, mit
 welchen das Pflaster nach persianischer Manier gezieret war, aufgebreitet, und über dasselbe ein
 weiß Tuch: dieß Tuch wurde ganz voll Essen gesetzt. Die Schüsseln und Gefäße, mit
 welchen er ihm zu Tische dienen ließ, waren weder Silber noch Gold, sondern alle irdene
 und Porcellan. Die Essen waren auch nach Art der Perser, aufgewalleter Reis, mit *Die Gefäße*
 lerhand Fleische, so sehr wohl gekochet, belegt. Nach dem Essen nahmen wir unsern Ab- *am Tische.*
 schied. Indem wir hinweg giengen, sagte der Chan zu mir auf türkisch: Senni dahe
 kırım, ich will dich ferner sehen. War so viel; ich sollte ihn noch mehr besuchen.

Den 20sten dieses gieng ich zum andernmale mit dem englischen Oberkaufmanne, den *Der Chan.*
 Chan zu besuchen. Ich hatte einen indostanischen Habit, den ich auf meine vorhabende cam- *wird zum*
 baische Reise mir machen lassen, angethan. Ich war derentwegen beym Chan meinem *zweytenmale*
 Muthmaßen nach viel willkommener, als zum erstenmale. Er ließ sich wiederum in selbigem *befuchet.*
 Lusthause antreffen; saß in einem weißen indostanischen Kleide, hatte über denselben ei-
 nen langen rothen Rock, vom Goldstücke, welcher weiß gefüttert, hatte darauf einen breiten
 Kragen von ganzen Zobeln aneinander genähet, woran noch die Schwänze, auf den Rü-
 cken herunter hingen. Sobald wir zu ihm ins Gemach traten, hieß er uns, wie zuvor,
 neben seinen großen Herren sitzen. Er war damals voller Geschäfte, daß er anfänglich nicht
 viel mit uns reden konnte, gab viele Befehle an unterschiedliche, ließ Briefe schreiben, *Zobacktrin-*
 und schrieb selbst. Bey solchen seinen Geschäften hatte er gleichwohl die Tobackspfeife bey *ten.*
 sich, zog den Rauch durch einen rothen Wasserkrug mit einem sehr langen hohlen Stecken.

R 2

Es

a) Ebendas. a. d. 72 und vorhergeh. S.

Mandelslo.

1638.

Es mußte die ganze Zeit ein Diener beym Tobackfruge sitzen, welcher mit einer Hand lezeit frische glühende Kohlen auflegen und mit der andern den hohlen Stecken oder die Pfeife dem Chan zum Munde halten mußte. Er hielt auch damals mit etlichen seiner Soldaten Mustering; daher hielten etliche hundert zu Roß und Fuße auf und außer seinem Hofe guter Ordnung. Er befah selbst fleißig ihr Gewehr; etliche mußten mit Pfeilen nach einem Ziele schießen; denen, welche zum nächsten kamen, verbesserte er ihre Besoldung, und Monatsgelder; die aber am weitesten davon, mußten hingegen an ihrer Besoldung so missen. Solche Mustering soll er des Jahres über etlichemal vornehmen. Und also Ansehen geben, daß sie sich im Schießen stets üben müssen.

Weil wir sahen, daß der Chan mit so vielen Geschäften beladen war: so wollten wir bey Zeiten wieder unsern Abschied nehmen: er aber wollte uns nicht lassen, sondern begehrt abermal, daß wir mit ihm essen sollten. Er ließ uns mittlerweile von seinen Früchten vortragen, und wollte, daß wir ein Theil davon in unsere Behausung schicken sollten, welches wir auch thaten.

Offion und
Bengi.

Ueber eine kleine Weile ließ er aus einer kleinen goldenen Apotheke ein goldenes Schälchen vor sich bringen, darinnen von vielerley Art Offion und Bengi war. Er aß von einem kleinen Löffel voll, und schickte das übrige mit dem Kästlein zu mir, und sagte Türkisch: ich würde selbiges wohl kennen, und in Persien essen gelernt haben; wenn mir beliebt, so möchte ich davon essen; ich würde befinden, daß es gut, ja so gut wäre, als ich es nimmer gesehen hätte. Ich antwortete: daß ich zwar viel desselben gesehen, aber wenig davon genossen, deshalb ich wenig Verstand davon hätte. Ich wollte aber dem Chan zu gefallen davon essen. Nahm also meinen Theil davon, desgleichen mußte auch der Oberkaufmann thun, welcher, gleich ich, zuvor niemals davon gegessen.

Der Statthalter
entrüstet sich wider
den König in
Persien.

In der darauß folgenden Unterredung sprach der Statthalter von dem Könige in Persien und seinem Hofe auf eine sehr misvergnügte Art. Schach Sefi, sagte er, hat mit blutigen Händen den Szepter ergriffen. Der Anfang seiner Regierung hat eine Menge Menschen von allerhand Stande, Alter und Geschlechte, das Leben gekostet. Die Großartigkeit ist in seinem Hause erblich. Sie ist ihm von seinem Großvater, dem Schach Abbas angebohren, und man darf nicht hoffen, daß er jemals davon absteigen werde, da sie ihm so natürlich ist. Dieß ist die vornehmste und einzige Ursache, warum seine Bedienten dem Mogol übergehen. Ich will glauben, daß er Verstand hat: allein, es ist in vielen Stücken zwischen ihm und dem großen Mogol eben so wenig Vergleich, als zwischen seiner Armuth und des Mogols großem Reichthume. Der Kaiser, mein Herr, ist stark und mächtig genug, zween Könige von Persien zu überwinden b).

Schmeicheln
des von Man-
delslo.

Ich wollte ihm in einer so kühnlichen Sache eben nicht sehr widersprechen; sondern sagte: ich hätte zwar bey dem Könige in Persien, an Gold, Edelgesteinen und andern kostbaren Sachen großen Reichthum gesehen, aber nun befände ich, daß es nichts gegen den Königs in Indien, des großen Mogols, Schätze und Macht zu rechnen sey: gleichwohl mußte ich bekennen, daß Persien einen unschätzbaren Vorzug hätte, welcher in der großen Anzahl Kasilbaschen c) bestünde, womit der König in Persien im Stande wäre, ganz Asien zu erobern. Ich sagte solches mit Fleiß zu ihm, weil ich wußte, daß er ein Kasilbasch war, und daß ihm die Meynung gefallen würde, die ich von diesen Soldaten begab.

Darüber

b) Ebendasselbst a. d. 75 S.

c) Berühmte Soldaten in Persien.

Darinnen mußte er mir Beyfall geben, antwortete er, und wandte sich zu einem Herrn, ^{Mandelslo} der auch von Geburt ein Perser war, wie er, und sagte: Warlich, dieser junge Edelmann ^{1638.} mag wohl ein guter tapferer Kerl seyn; er liebet tapfere Leute.

Das Mittagsmahl wurde mit mehr Pracht angerichtet, als das vorige. Der Vorscheider saß mitten unter den großen Gefäßen, worinnen man das Fleisch brachte, und legte mit einem Löffel solches in kleinen Schüsseln vor, die man uns brachte. Der Chan legte selbst etliche Essen in kleine Schüsseln und ließ sie uns darreichen, anzuzeigen, daß er uns gern bey sich hätte. Der Saal war voller Kriegesbedienten, die von fern theils mit ihren langen Spießen stunden, theils an einem Wasserbehälter saßen, welcher ebendasselbst war. Nach der Mahlzeit beurlaubete uns der Chan und sagte: er bedaurete es, daß es seine Geschäfte nicht litten, uns noch mit den Tänzerinnen aus dem Lande eine Lust zu machen.

Dieser Herr war ein vernünftiger Mann, aber stolz und in seiner Regierung sehr streng, ^{Blutiges} welche etwas von Grausamkeit an sich hatte. ^{Gastmahl.} Bey einem andern Gastmahle sagte er, er wollte den Tag vollends in Fröhlichkeit zubringen. So gleich kamen zwanzig Tänzerinnen, denen man seinen Befehl gemeldet hatte, zogen sich nackend aus, und sangen an, so nackend zu singen und zu tanzen, mit mehr Richtigkeit und Hurtigkeit, als unsere Seiltänzer. Sie hatten kleine Sonnenbänder oder Reife, durch welche kein Affe mit solcher Geschicklichkeit gesprungen seyn würde. Alle ihre Bewegungen geschahen nach dem Tacte und dem Klange der Musik, welche aus einer Handpauke, einer Schallmey und einigen kleinen Trommeln bestund. Sie hatten zwey Stunden getanzt, als der Chan nach einer andern Bande Tänzerinnen schickte, solche holen zu lassen. Man meldete ihm, sie wären krank und könnten heute nicht tanzen. Er wiederholte seinen Befehl und setzte hinzu, man sollte sie in dem Zustande bringen, worinnen sie sich befänden. Weil nun seine Leute eben die Entschuldigung wieder vorbrachten: so ward er zornig auf sie. Diese Unglückseligen, welche geprügelt zu werden befürchteten, warfen sich ihm zu den Füßen und gestunden, die Tänzerinnen wären nicht krank, sondern an einem andern Orte beschäftigt, und weigerten sich, zu kommen, weil sie wußten, daß der Chan ihnen nichts bezahlete. Hierüber lachte der Chan. Indessen ließ er sie doch so gleich durch einige Soldaten von seiner Wache holen. Als sie nun in den Saal traten: so befahl er, daß man ihnen die Köpfe abschlagen sollte. Sie thaten mit entsetzlichem Heulen und Schreien um ihr Leben. Er verlangete aber Gehorsam, und die Hinrichtung geschah vor den Augen der ganzen Gesellschaft, ohne daß sich jemand unterstund, für diese Elenden zu bitten, deren an der Zahl acht waren d).

Dieses grausame Schauspiel erweckte viel Entsetzen bey den Fremden. Der Chan, ^{Mandelslo} welcher solches wahr nahm, lachte darüber, und sagte: warum seyd ihr so stille? ^{reiset nach} Sehet, ^{Cambaja.} ihr Herren, wenn ich nicht also thäte, so würde ich nicht lange Befehlshaber zu Amabad seyn können. Diese Hurfinder wollten mich nicht für einen Raschi erkennen, und mir nach meiner Gewalt gehorsamen, durch solche Exempel muß ich andern eine Furcht einjagen e).

Mandelslo.

1638.

Der III Abschnitt.

Des von Mandelslo fernere Reisen nach Agra, und andern Orten.

Mandelslo reiset nach Cambaja. Beschreibung der Stadt, der Gegend. Eine Heidin verbrannt sich. Höflichkeit der Indianer. Verschaffenheit des Betels. Fütterung der Pferde bey den Mogolen. Verühmter Garten Thietbag. Viele Affen. Mandelslo reiset nach Agra; Derter, wo er durchgeht. Beschreibung von Agra. Mandelslo ist in Gefahr. Er geht nach

Lahor. Bekümmerniß der Benjanen. Beschreibung der Stadt Lahor. Oeffentliche Bader. Rückreise nach Suratta. Indianisch Lustfeuer. Gefährliche Reise des Verfassers. Cisterne bey Sambor. Gefecht mit den Nasbuten. Abschiedsschmaus des englischen Präsidenten. Gemüthsart des großen Mogols. Lustiger Streich mit einem Naschi. Wilde Thierkämpfe.

Mandelslo reisete nach Cambaja mit einem jungen englischen Factore ab, welcher nur auf Höflichkeit gegen ihn und auf Befehl des Oberkaufmanns diese Reise that. Die Furcht vor den Nasbuten machte, daß er eine Bedeckung von acht Pionen, das ist acht Soldaten zu Fuß, mitnahm, welche außer ihren Bogen und Pfeilen mit Picken und Dartschen bewaffnet sind. Diese Leute sind gut zu gebrauchen, weil sie sich nicht schämen auch Lakendienste zu verrichten, und beständig vor den Pferden herlaufen. Man kann sie für ein so schlechtes Geld haben, daß sie dem von Mandelslo nur acht Thaler für drei Tage kosteten, in welcher Zeit er dreyzehn Meilen reisete. Man rechnet acht Meilen von der Stadt zu dem Dorfe Sergunta, worinnen er nichts merkwürdigeres sah, als eine große Cisterne, in welcher das Regenwasser über Jahr und Tag aufbehalten wird. Fünf Meilen weiter kam er nach Cambaja. Er kehrte in Abwesenheit des englischen Factors in dieser Stadt bey einem mohrischen Kaufmanne ein.

Beschreibung
der Stadt.

Cambaja liegt sechzehn Meilen von Broitsch an einem sehr sandigen Orte am Strande des Meeres oder einer großen Bay, in welche der Fluß May fällt, nachdem er die Mauren bespület hat. Der Hafen ist nicht sonderlich bequem. Ob sich gleich bey der Fluth das Wasser auf sieben Faden erhebt: so bleiben dennoch die Schiffe bey der Ebbe trocken im Sande und Schlickgrunde sitzen. Die Stadt ist mit einer sehr schönen Mauer von gehauenen Steinen umgeben. Sie hat zwölf Thore, große Häuser, und gerade und breite Straßen, wovon die meisten ihre Schlagbäume haben, welche des Nachts verschlossen werden. Sie ist weit größer, als Suratta, und ihr Umfang hat mehr als zwey Meilen.

Man zählet darinnen drey Bazar oder Märkte, und vier schöne Wasserbehälter, welche alle Einwohner bey der größten Dürre mit Wasser versorgen können. Die meisten dieser Einwohner sind Heiden, Benjanen oder Nasbuten, wovon einige sich auf den Handel legen, andere aber den Waffen nachhängen. Ihr größter Handel wird zu Durr zu Mecca, in Persien, zu Achem und Goa getrieben, wohin sie allerhand seibene und baumwollene Zeuge bringen, um gemünztes Gold und Silber, das ist: Ducaten, Zechinen und Piaster, nebst verschiedenen Kaufmannswaaren von diesen Dertern dafür zu bekommen f).

Die Gegend
um Cambaja.

Nachdem Mandelslo einige Stunden zugebracht hatte, die Stadt zu besehen: so ließ er sich außerhalb der Stadt in funfzehn oder sechzehn schöne Gärten führen, welche aber einem andern nicht gleich kamen, zu welchem ihn sein Führer auf einer steinernen Treppe von vielen Stufen hinauf steigen ließ. Es waren drey Häuser dabei, in deren

f) Ebendaf. a. d. 79 S.

einigen man sehr schöne Zimmer antraf. Mitten im Garten sah man an einem erhabenen Orte das Grabmaal des Muhammedaners, der ihn angeleget hatte. Es ist kein Ort in ganz Cambaya, der sich diesem vergleicht, sowohl wegen des weiten Gesichts in die See, als auch wegen der herumliegenden lustigen Landschaft. Dieser Ort hat so viel Anmuthigkeit, daß der große Mogol, als er einmal nach Cambaya kam, sich daselbst aufhalten wollte, und daher die Grabsteine wegnehmen ließ, um daselbst sein Zelt aufzuschlagen: doch ließ er solche nach seiner Abreise wiederum dahin legen.

Mandelslo.
1638.

Unterdessen daß Mandelslo seine Neugierigkeit zu befriedigen suchte, war der englische Factor zurück gekommen, und verwies es ihm, daß er ein muhammedanisches Haus seinem vorgezogen hätte. Er erbot sich, mit ihm herum zu reuten, um das, was noch merkwürdig wäre, zu besehen, und versprach, morgen mit ihm auszugehen, weil etwas zu sehen seyn würde, indem sich eine Indianerin verbrennen wollte. Sie begaben sich auch wirklich aus der Stadt an das Ufer des Flusses, welches der zu dieser kläglichen Ceremonie bezeichnete Ort war. Die Indianerin war die Witwe eines Rasbuten, welcher zweihundert Meilen von Cambaya war erschlagen worden. Bey Vernehmung des Todes ihres Mannes hatte sie dem Himmel versprochen, ihn nicht zu überleben. Weil der große Mogol und seine Bedienten nichts unterlassen, eine so barbarische Gewohnheit abzuschaffen: so hatten sie in ihr Begehren lange nicht willigen wollen: und der Chan von Cambaya hatte ihr solches selbst auszureden gesucht, indem er ihr vorgestellt, daß die Zeitung, weswegen sie ihres Lebens überdrüssig sey, noch nicht gewiß wäre. Allein, da sie ihr Ansuchen täglich wiederholte: so hatte man es ihr endlich erlaubt, den Geseßen ihrer Religion ein Genügen zu thun.

Mandelslo
sieht eine Hei-
dinn sich ver-
brennen.

Sie war noch nicht über zwanzig Jahre alt. Mandelslo sah sie an dem Orte ihrer Hinrichtung mit so vieler Beständigkeit und Freudigkeit ankommen, daß er sich einbildete, man hätte ihr den Verstand durch eine außerordentliche Dosis Opium betäubet, dessen Gebrauch in Indien sehr gemein ist. Ihr Gefolge machte einen langen Zug, vor welchem die Musik des Landes, das ist Schallmeyen und Pauken, vorher giengen. Etliche Jungfern und Weiber tanzeten vor der lebendigen Leiche her. Sie hatte sich mit ihren köstlichsten Kleidern gepußt. Ihre Arme, Finger und Beine waren mit Armbändern, Ringen und Ketten gezieret. Ein Haufen Mannspersonen und Kinder beschloß den Zug.

Der Scheiterhaufen, welcher am Ufer des Flusses stand, war von Apricosenholze mit Zimmet und Sandel durchlegt. Sobald sie denselben ansichtig wurde, blieb sie einige Augenblicke stehen, um solchen mit einem Auge zu betrachten, in welchem Mandelslo eine Verachtung zu entdecken glaubete. Sie nahm Abschied von ihren Verwandten und Freunden, theilte ihre besten Kleinodien und Geschmeide unter sie. Mandelslo hielt neben zweien Engländern zu Pferde nahe bey ihr. „Sie mochte vielleicht, saget er g), an unsern Geberden vermerken, daß wir sie beklageten; daher riß sie etliche Brassoleten vom Arme und warf sie nach uns, darvon ich eins ergriff, und zum Gedächtnisse behalte. Als sie sich auf den Holzhaufen gesetzt, so ward solcher auf ihren Befehl angezündet. Sie goß über ihren Kopf und ganzen Leib ein wohlriechendes köstliches Del, welches die Flammen des Feuers vermehrte und zu ihr führte, daß sie also ohne einiges Gernß oder übele Gerüche von Quaal in einem Hui und Augenblicke gleich als mit einem Blitze getödtet wurde.“

„Es

g) Ebendas. a. d. 81 S.

Mandelslo. „Es stunden etliche ihrer Freunde dabey, welche auch ganze Krüge voll Oel zu der Glut
 1638. „gossen, damit der Brand desto eifertiger alles aufträße. Die Asche wurde hernach in
 „Wasser geschüttet h).

Anmerkung
 über die Höf- Nachdem Mandelslo einige Tage zu Cambaya zugebracht: so reisete er mit vieler Ver-
 lichkeit der In- wunderung über die Höflichkeit der Einwohner ab. Man wird erstaunen, saget er, wenn
 dianer. ich versichere, daß man vielleicht mehr Höflichkeit bey den Indianern finde, als unter den
 jenigen, die solche allein im Besitze zu haben vermeynen. Diese Anmerkung, welche ohne
 Zweifel auf die Deutschen geht, weil solche damals noch die einzige Nation waren, die er

Anmerkung wegen des Be- Europa kannte, bringt ihn auf den Betel, von demselben und seinen Eigenschaften zu reden.
 tels. Er meynet, es sey solches eben diejenige Pflanze, welche Avicenna Tambul nennet
 und die Areccanüsse, mit denen es ordentlich gegessen wird, wären das Saufel bey ihm.
 Unter seinen Anmerkungen bringt er eine mit bey, die man sonst nirgends antrifft. An
 len Orten, wo Betel wächst, saget er, kann man es nur zu Blättern bringen, die dußend
 weise in Bündlein verkauft werden und lange frisch bleiben: in dem einzigen Lande Mala-
 na aber trägt es eine Frucht, in Gestalt eines Eidechschwanzes und gedrehet, welche den
 guten Geschmacks wegen von den Einwohnern gern gegessen wird i).

Fütterung der Bey der Rückreise nach Amadabad kam Mandelslo so spät nach Sergüntra, daß
 Pferde bey den die Benjanen, welche sich keines Lichts bedienen, aus Furcht, es möchten sich die Fliegen
 Mogolen. und Schmetterlinge daran verbrennen, ihm die Thore nicht aufmachen wollten. Er mer-
 ket bey Gelegenheit, da er nicht wußte, wie er seinen Pferden Futter schaffen sollte, an
 daß in Indostan, wie wir schon von vielen andern indianischen Orten angemerkt haben,
 der Haber unbekannt, und das Gras sehr selten sey; daher man denn die Lastthiere
 Pferde und Ochsen mit einem aus Zucker und Mehle gemachten Zeige füttere, worunter
 man zuweilen ein wenig Butter menge k).

Berühmter Den andern Morgen, nachdem er fünf Meilen bis zu einer großen Stadt gereist
 Garten Tzieta- war, wovon er den Namen nicht anführet, leitete ihn seine Neugierde bis nach dem Gar-
 ten. ten Tzieta- bag, welches unstreitig der schönste in ganz Indien ist l). Er hat seinen Ursprung
 dem Siege des großen Mogols über den letzten König von Gufuratta zu danken, und da-
 her hat er seinen Namen, welcher so viel als Erobergungsgarten heißt. Er liegt an einem
 der angenehmsten Orte in der Welt, an dem Rande eines großen Teiches, und ist gegen
 die Seite des Wassers mit vielen Lusthäusern, nach Amadabad zu aber mit einer sehr hö-
 hen Mauer verschlossen. Die Wohnung und Carawanfara, welche dabey ist, sind den
 Monarchen würdig, welcher solche erbauet hat. Der Garten hat verschiedene Alleen von
 fruchtragenden Bäumen, als Orangen- und Citronenbäume von allerhand Art, Gran-
 ten, Palmen, Datteln, Mangus, Tamarinden, Mandeln, Maulbeer- und Feigenbäu-
 me. Diese Bäume sind daselbst in so großer Anzahl, und so dicht neben einander gepflan-
 zet, daß sie aller Orten Schatten machen, und man beständig einer angenehmen Kühle dar-
 selbst genießt. Die Äste sitzen voller Affen, welche zu der Anmuth eines so schönen Ortes
 nicht wenig beitragen. Mandelslo, welcher zu Pferde war, und von den Sprüngen sehr
 geplagt wurde, welche diese Thiere um ihn her machten, erschoss ihrer zweyen mit einer Pi-
 stole. Dieses schien die andern dergestalt in Wuth zu bringen, daß er glaubet, sie wollten
 ihn

h) Man sehe den Ursprung dieser Gewohnheit
 in der Beschreibung von Golkonda.

i) N. d. 84 S. Er irret sich. Carreri schreibt
 diese Frucht den Manillen zu, wo sie Tactac
 heißt.

ihn angreifen. Ihres Geschreyes und ihrer Geberden ungeachtet, flohen sie dennoch zu-
rück auf die Bäume, so bald sie nur sahen, daß er sich mit dem Pferde umwandte.

Zu seinem Glücke fand er in der Vorstadt von Amadabad eine Caravane von ungefähr
zweyhundert englischen und benjanischen Kaufleuten, welche nach Agra, der Hauptstadt reiset nach
in dem mogolischen Reiche, gehen wollten. Er machte sich diese Gelegenheit zu Nuzze, ohne Agra.

welche seine Abreise sich noch lange würde verzogen haben. Der englische Oberkaufmann
hatte ihm kräftige Empfehlungsschreiben mitgegeben, und er machte sich den 29ten des
Weinmonats auf den Weg. Man traf auf der schönsten Straße von der Welt so wenig

Dörfer an, daß das erste, welches man nennen konnte, Paingot war. Den sechsten
Tag kam er vor den Mauern der Stadt Heribath an, nachdem er funfzig Meilen gereiset
war. Dieser Ort ist von mittelmäßiger Größe. Er hat weder Mauern noch Thore, seit
dem er vom Tamerlan zerstört worden. Man sieht noch die Ueberbleibsel von seinem

Schlosse auf einem benachbarten Berge.

Zwischen dieser Stadt, und dem Städtchen Dantiges, welches funfzig Meilen da-
von entfernt ist, ist man beständig den Streifereyen der Kasbuten ausgesetzt. Die Füh-
rer der Caravane schickten sich an, diese Räuber wohl zu empfangen, indem sie ihre Kar-
ren und die Soldaten, welche sie bedecketen, in solcher Ordnung marschiren ließen, die sie

in den Stand setzete, einander ohne Verwirrung benznstehen. Funfzig Meilen von Dam-
tiges kam man zu einem Flecken, Namens Sydeck, bey welchem ein schönes Schloß ist.

Die Kasbuten, welche sich zuweilen gezeigt hatten, verursachten den Kaufleuten mehr
Furcht, als Schaden. Man sah sie zwischen Sydeck und Agra nicht weiter, wo man
endlich glücklich ankam.

Der große Mogol, oder der Kaiser von Indostan, verändert seine Wohnung oftmals.

In dem ganzen Reiche findet sich keine nur ein wenig ansehnliche Stadt, in welcher dieser
Monarch nicht einen Pallast hat. Es gefällt ihm aber keiner mehr, als der zu Agra; und
Mandelslo hält sie auch wirklich für die schönste Stadt in seinen Landen. Sie liegt acht
und zwanzig Grad Norderbreite, in der Provinz, die eigentlich Indostan heißt, an dem
Bache Genine, der sich über dem Königreiche Bengala in den Ganges ergießt. Agra
ist zweymal größer, als Isbahan, und man kann sie in einem Tage nicht wohl umreiten.
Die Stadt ist mit einer guten Mauer von gehauenen rothen Steinen, und mit einem Gra-
ben von hundert Ellen breit, befestiget m).

Ihre Straßen sind schön und geräumig, etliche bey einer viertel Meile lang. Viele
sind oben zugewölbet, und man findet in denselben lauter Kaufmannsgewölbe, Kramladen
und Buden nacheinander ordentlich, und jede Handthierung besonders. Es sind funfzehn
Meidane und Basare n) daselbst, wornuter derjenige der größte ist, welcher den Vorhof
des Schlosses abgiebt. Man sieht daselbst sechzig Stücke von allerhand Größe, aber in
ziemlich schlechter Ordnung, so, daß sie nicht sonderlich können gebraucht werden. Es steht
auch daselbst, gleichwie in Isbahan, eine Vogelstange, zur Uebung für große Herren im
Schießen.

Man zählet in der Stadt achtzig Carwanfereyen für die fremden Kaufleute; die meisten
davon sind drey Stock hoch, mit schönen Zimmern, Niederlagen, Gewölbern und Stäl-
len,

heißt. V Th. a. d. 84 S. k) A. d. 85 S.

l) Ebendaselbst.

m) Ebendas. a. d. 88 S.

n) Das sind Marktplätze.

Mandelslo. len, wie auch mit schönen Gallerien und Gängen, auf welchen man von einem Zimmer zum andern kommen kann. Diese Arten von Herbergen haben ihre Thürhüter, welche die Waaren Acht haben müssen, und denjenigen Lebensmittel verkaufen, welche sie umsonst herbergen müssen.

Mestziden oder Moscheen.

Weil der große Mogol und die meisten Herren seines Hofes sich zur muhamedanischen Religion bekennen: so sieht man eine große Anzahl Mestziden oder Moscheen in Agra. Es nehmen sich darunter siebenzig große aus, wovon sechs der vornehmsten Mestzid-Mdine, das ist Feiertagskirchen heißen, indem das Volk am Feiertage, welches ihr Feiertag ist, den Gottesdienst darinnen verrichtet. In einer von diesen sechs Moscheen sieht man das Grab eines heiligen Muhammedaners, Namens Scander, von der Haly Nachkommenschaft. In einer andern findet man ein Begräbniß funfzehn Ellen lang und acht Ellen breit, welches für das Grab eines Kriegeshelden gehalten wird. Es steht auf demselben viele Fahnen. Eine große Anzahl Pilgrimm, die sich von allen Orten dorthin begeben, haben die Moschee ziemlich reich gemacht, so, daß sie täglich eine große Anzahl

Freystädte.

Arme ernähren kann. Diese Mestziden und die dazu gehörigen Höfe dienen den Missethättern und auch denjenigen, welche Schulden halber können angehalten werden, zur Zufriedenheit und Freystädten. Es sind die Allacapi der Perser, welche die Mogolen Alladen nennen und in solchem Ansehen halten, daß der Kaiser selbst nicht die Macht hat, einen Straßhaken daraus wegnehmen zu lassen o). Man findet in Agra bis auf acht hundert Bäder, wovon der große Mogol jährlich sehr ansehnliche Summen zieht; weil, da diese Art von Reinigung eines von den vornehmsten Stücken der Religion des Landes ausmachet, fast Tag hingehet, wo diese Orter nicht von einer unendlichen Menge Leute besucht werden.

Palläste und Häuser.

Die Herren des Hofes haben ihre Palläste in der Stadt, und ihre Lusthäuser auf dem Lande. Alle diese Gebäude sind schön gebauet, und kostbar ausmeublirt. Der Kaiser hat viele Lusthäuser außer der Stadt, wohin er sich oftmals begiebt. Nichts aber machet

Der kaiserliche Pallast.

einen höhern Begriff von der Größe dieses Herrn, als sein Pallast, welcher am Ufer des Flusses liegt. Mandelslo giebt ihm ungefähr vier hundert Fuß im Umfange. Er ist nach der Landesart, saget er, vollkommen wohl befestiget; und diese Befestigung besteht aus einer Mauer von gehauenen Steinen, einem großen Graben, und einer Zugbrücke an dem Thore, nebst einigen andern Außenwerken, vornehmlich am Nordorthore.

Die Thore.

Das Thor, welches nach dem Basar zugeht, und gegen Morgen liegt, heißt Cisternry. Unter diesem Thore ist der Divan, das ist der Ort, wo der große Mogol seinen Unterthanen Recht sprechen läßt, nahe bey einem großen Saale, in welchem der erste Bey die Verordnungen wegen allerhand Zölle und Abgaben ausfertigen und besiegeln läßt. Die Aufträge davon werden eben daselbst aufgehoben. Wenn man durch dieses Thor hineingeht, so befindet man sich in einer großen Gasse, welche mit einer doppelten Reihe Buden besetzt ist, die gerade zu dem kaiserlichen Pallaste führt.

Das Thor, wodurch man in den Pallast kömmt, heißt Kebab derwage, das ist, des Kaisers Ekbar Thor. Es ist in solcher Hochachtung, daß außer den einzigen Prinzen vom Geblüte alle die andern Herren genöthiget sind, davor abzustiegen und zu Fuß hinein

o) Ebendasselbst a. d. 89 S.

p) Dieses war der Kaiser Cha: Jehan, ein

Sohn des Jehan Guir, und eben der Sultan Coroute, der in der vorigen Erzählung vorgekommen. Der Ort, welchen Mandelslo beschreibt, ist vermuthlich

hinein zu gehen. In diesem Viertel wohnen die Weiber, welche vor dem großen Mogol Mandelslo. und seiner Familie tanzen und singen. 1638.

Das vierte Thor, Namens Dersame, geht nach dem Flusse zu; und dahin begiebt sich der Kaiser alle Morgen, um die Sonne bey ihrem Aufgange zu begrüßen. Auf eben die Seite kommen auch die Großen des Reichs, welche sich am Hofe befinden, alle Tage, um ihrem Oberherrn an einem erhabenen Orte, wo sie dieser Monarch sehen kann, ihre Huldigung zu erweisen. Die Hadys oder Befehlshaber bey der Reuterey finden sich ebenfalls dafelbst ein: sie halten sich aber etwas entfernt, und nähern sich dem Kaiser nicht, ohne ausdrücklichen Befehl. In diesem Orte sieht er den Kampf der Elephanten, der wilden Stiere, der Löwen und anderer wilden Thiere mit an; welchen Zeitvertreib er sich täglich macht, außer des Freytages, da er seine Andacht hat p).

Das Thor, wodurch man in den Saal der Wache kommt, heißt Attesanna. Durch diesen Saal geht man in einen gepflasterten Hof; zu Ende desselben sieht man vor einem Eingange ein silbernes Staket, zu welchem sich das Volk nicht nähern darf, und wo es nur den Herren des Hofes erlaubt ist, hindurch zu gehen. Mandelslo traf alhier seinen zu Suratta entlaufenen Diener an, welcher sich deswegen entschuldigte, und sich erboeth, ihm bey seinem Aufenthalte in Agra zu dienen. Er wollte ihn auch durch das Staket auf den obern Platz führen: die Wache davor aber wollte es nicht zugeben. Weil man indessen durch dieses Staket in das Thronzimmer geht, so sah er in einem andern kleinen goldenen Geländer den Thron des großen Mogols, welcher von dichtem Golde, reich mit Diamanten, Perlen und andern Edelsteinen besetzt ist. Oben darüber ist ein Gang, auf welchem sich dieser mächtige Monarch täglich zeigt, um denjenigen Recht zu sprechen, welche solches verlangen q). Ueber dem Geländer hängen viele goldene Glocken in der Luft. Diejenigen, welche einige Klagen vorzubringen haben, müssen eine davon läuten. Wenn man aber keine überzeugende Beweise hat: so darf man sich bey Lebensstrafe nicht wagen, solche zu berühren r).

Man zeigt von außen noch ein anderes Zimmer des Pallastes, welches durch einen Thurm unterschieden wird, der mit Goldbleche bedeckt ist, und worinnen, wie man sagt, acht große Gewölber voller Gold, Silber und Edelgesteine von einem unschätzbaren Werthe seyn sollen s).

Mandelslo scheint überzeugt zu seyn, daß man aus einer so großen und so bevölkerten Stadt, als Agra, zweyhunderttausend Mann nehmen könne, welche fähig sind, die Waffen zu führen. Die meisten Einwohner sind Muhammedaner. Die Gerichtsbarkeit der Stadt erstreckt sich auf allen Seiten auf zehn bis zwölf Tagereisen, und begreift über vierzig kleine Städte und drehtausend sechshundert Dörfer unter sich. Der Boden ist gut und fruchtbar. Er trägt viel Indigo, Baumwolle, Salpeter, und andere Dinge, womit die Einwohner einen vortheilhaften Handel treiben.

Die Absicht des von Mandelslo war, sich etwas länger in der Hauptstadt von Indostan aufzuhalten: ein unvermutheter Zufall aber machte, daß er seinen Entschluß änderte, und nöthigte ihn, eine Stadt zu verlassen, in welcher sein Leben in Gefahr zu seyn schien. Die Gefahr des von Mandelslo.

1 2.

Eines

muthlich derjenige, welchen Rhoe Jarnao in der Durbal und Werner den Ankas nennet.

r) Ebendas. a. d. 90 S.

q) Dies ist ohne Zweifel das, was Rhoe den s) Andere Anmerkungen des von Mandelslo verweist

Mandelslo.

1638.

Eines Tages, da er sich mit dem persischen Diener unterredete, der ihn zu Suratta ver-
sen hatte, kam ein Mogol, dem Ansehen nach ein vornehmer Mann, zu ihm, und fragte
ihn: wo er herkäme und was seine Verrichtung allhier wäre? Er antwortete: er wäre ein
Europäer und käme aus Deutschland, und es hätte ihn die bloße Neugierde, den Hof des
allermächtigsten Monarchen im ganzen Morgenlande zu sehen, zu seiner Reise angetrieben.
Mich dünkt, ich habe dich zu Ispahau gesehen, versetzte der Mogol, und du bist vermuth-
lich derjenige, welcher unsers Gesandten Better in dem Scharmügel erschossen hat, welcher
wir mit dem deutschen Gesandten gehabt haben. Mandelslo bemühte sich, sein Erschei-
nen darüber nicht merken zu lassen, und betheuerte, daß er nicht in Persien gewesen, son-
dern erst mit den Schiffen aus England zu Suratta angekommen. Zween englische Rau-
leute, die bey ihm waren, bekräftigten diese Lüge. Den größten Verstand bey dieser Ge-
legenheit aber leistete ihm der persische Diener, welcher bey Muhammed und Hassau schwor,
daß sein alter Herr erst aus England käme. Der Mogol gieng weg. Indessen gab er
doch durch Kopfschütteln zu verstehen, daß er noch einigen Zweifel hätte; und Mandelslo,
welcher sich nicht getraute, sich der Willkühr eines so fürchterlichen Feindes zu überlassen,
entschloß sich, zu einer Caravane zu treten, welche nach Lahor abgieng, einer Stadt, die
siebenzig Meilen von Agra, mitten im Lande liegt z).

**Er geht nach
Lahor.**

Er hielt sich besonders zu einem holländischen Kaufmanne, welcher eben die Reise theil-
Der Weg von Agra bis Lahor ist eine schöne gerade Heerstraße zwischen hohen Palmen, die
cosnüssen und andern fruchtbaren Bäumen, welche den Reisenden vor der übermäßigen
Sonnenhitze Schatten geben. Die schönen Lusthäuser, welche sich auf allen Seiten zeigen,
beschäftigten die Augen des von Mandelslo beständig; da unterdessen die Affen, die Pa-
gehen, die Pfauen ihm eine andere Lust darborthen, und er zuweilen einige davon schoß.
erschoss auch eine große Schlange, einen Leoparden und einen wilden Bock, die er unter-
gens antraf. Die Benjanen bey der Caravane kränketen es sehr, daß sie sahen, wie
Thieren das Leben nahm, welches er ihnen nicht geben konnte, und der Himmel ihm
nur ertheilet hatte, um ihn zu verherrlichen. Wenn sie wahrnahmen, daß er zur Pflanz-
griff: so schienen sie ungehalten darüber zu seyn, daß er sich eine Lust machte, in ihrer Ge-
genwart die Befehle ihrer Religion zu übertreten; und wenn er so gefällig war und sie die-
se Verdrußes überhob, so thaten sie ihm alles auf der Welt zu Gefallen u).

**Bestimmung
der Ben-
janen.****Beschreibung
der Stadt La-
hor.**

Als er sich der Stadt Lahor näherte, so bewunderte er die Fruchtbarkeit des Landes,
welches Reis, Korn und allerley Früchte in größerm Ueberflusse trug, als irgend eine an-
dere Provinz dieses weitläufigen Reiches. Die Stadt liegt zwey und dreyßig Grad zwanzig
Minuten Norderbreite, an dem kleinen Flusse Ravy, der sich nebst vier andern in den
Fluß Indus ergießt; daher denn dieser berühmte Fluß den Namen Pangabi bekömmt,
welcher fünf Wasser heißt. Die Lage von Lahor ist sehr angenehm, vornemlich an der
Seite des Flusses, wo man viele schöne Gärten entdeckt. Der kaiserliche Pallast ist zwar in
der Stadt eingeschlossen, aber dennoch durch eine hohe Mauer davon abgesondert. Unter
vielen großen Gebäuden enthält er auch eine Menge andere Palläste und Häuser zur Bewo-
nung für diejenigen Herren, welche dem Hofe folgen. Weil die meisten Einwohner von
Lahor

verweist man in die allgemeine Beschreibung von
Indostan.

z) Ebendas. a. d. 90 S.

Lahor die muhamedanische Religion angenommen haben: so sieht man daselbst eine große Menge Moscheen und öffentliche Bäder.

1638.

Mandelslo war so neugierig, eins von diesen Bädern zu besuchen und sich nach der Art des Landes darinnen zu baden. Er fand es auf persische Art gebauet, oben mit einem flachen Gewölbe geschlossen, und in viele Zimmer abgetheilet, welche eine halbrunde Gestalt hatten, beim Eingange sehr enge und hinten weit waren. Ein jedes hatte seine besondere Thüre und zween aus Stein gehauene Tröge, in welche man das Wasser durch kupferne Hähne ein- und ablassen kann, nachdem man es warm oder kalt haben will. Als er sich eine Weile gebadet: so ließ man ihn sich auf einen Stein von sieben bis acht Fuß lang und vier Fuß breit setzen, wo ihn der Bader mit einem härinen Handschuhe den Leib rieb. Er wollte ihm auch die Fußsolen mit kleinem harten Sande reiben. Da er aber sah, daß Mandelslo solches nicht wohl leiden konnte: so fragete er ihn, ob er ein Christ wäre; und als ihm solches bejahet wurde, so gab er dem von Mandelslo den Handschuh, damit er sich die Füße selbst reiben möchte; ob er wohl sonst kein Bedenken trug, ihm den übrigen Leib zu reiben. Nach diesem kam eine andere kleinere Person, die hieß ihm, sich auf den Bauch legen. Sie kniete darauf auf seinen Rücken und wusch mit den Knien und Händen zum öftern zu den Seiten ab. Dabey versicherte sie, das Bad würde ihm wenig nützen, wenn er nicht litte, daß man das Blut, welches in diesem Theile des Körpers verderben könnte, auf die Art auch in die Glieder triebe x).

Essentielle
Bäder.

Mandelslo sah um Lahor nichts merkwürdigers, als einen von den Gärten des Kaisers, welcher zwei Tagereisen weit davon liegt. Auf dieser kleinen Reise aber, die er nur zum Zeitvertreibe that, beliebte es ihm, sich vielerley Thiere zu bedienen, die man hintereinander abwechseln ließ. Erstlich gab man ihm einen Maulesel, hernach ein Kameel, darauf einen Elephanten und endlich einen Ochsen, der gleich als ein Pferd ihm bis an die Bügel trabete; und er ritt mit solchem in vier Stunden sechs Meilen y).

Der Aufenthalt zu Lahor gefiel ihm sehr wohl: er erhielt aber Briefe von Agra, daß er zurück eilen sollte, nach Suratta, wenn er sich die Abreise einiger englischen Schiffe zu Nutzen machen wollte, auf welchen der Oberkaufmann, welcher die ordentliche Zeit seiner Bedienung ausgehalten hatte, wieder nach England zu Schiffe gehen sollte. Er bedachte sich nicht lange, mit einigen mogulischen Kaufleuten Gesellschaft zu machen, die nach Amadabad giengen. Als er in dieser Stadt ankam: so fand er daselbst Briefe von dem Oberkaufmanne, welcher ihn einlud, sich einer starken Caravane zu Nutzen zu machen, welche der Director zu Amadabad auf das eiligste zusammen bringen sollte, damit er noch vor Niederlegung seines Amtes zu Suratta ankommen und den Lustbarkeiten beywohnen könnte, welche diese Ceremonie begleiten sollten. Unterdessen daß man die Caravane zusammen brachte, sah er ein indianisches Feuerwerk mit an. Alle Fenster des Meidams waren mit Lampen besetzt, vor welche man gläserne Flaschen gestellet hatte, die mit Wasser von verschiedenen bunten Farben angefüllet waren. Diese Erleuchtung gefiel ihm sehr. Das Feuerwerk wurde angezündet, welches aus verschiedenen umlaufenden und steigenden Raketen bestand. Viele Lampen, welche an Rädern hingen, schienen unbeweglich zu seyn, obgleich die Räder mit vieler Gewalt beständig umgetrieben wurden z).

Mandelslo
geht zurück
nach Suratta.Indianisch
Feuerwerk.

L 3

Ca.

n) Ebendasselbst a. d. 99 S.

y) A. d. 100 S.

x) Ebendasselbst a. d. 100 S.

z) A. d. 101 S.

Mandelslo.

1638.

Sobald die Caravana beyammen war, begab sich Mandelslo mit dem Oberkaufmann von Amadabad, und dreyen andern Engländern auf den Weg, welche ebenfalls die Feste zu Suratta beywohnen sollten. Sie giengen unter der Bedeckung von zwanzig Pionnen vorans, nachdem sie der Caravane befohlen, ihnen aufs schleunigste zu folgen. Sie hatten vier Karren und einige Pferde bey sich. Die Pionen, welche ihr Gewehr und ihre Fahnen trugen, folgten dem Fuhrwerke zu Fuß nach. Mandelslo merket an, daß bey den Indianern ein jeder, der nur ein wenig vornehm ist, eine Fahne vor sich hertragen läßt a).

Gefährliche
Reise des Ver-
fassers.

Den ersten Tag giengen sie über den Fluß Wasset, und hielten ihr Nachtlager in der kleinen Festung Saselpor. Pansfeld, der englische Factor zu Brodra, welcher ihnen zu dieser Festung entgegen kam, bewirthete sie des andern Tages an dem Orte seines Aufenthaltes sehr prächtig. Gegen Abend giengen sie von da weg, um sich folgende Nacht in einen großen Garten zu legen; und den Tag darauf setzten sie ihre Reise glücklich fort.

Cisterne bey
Sambor, wo
den Engländer
das Wasser
sehr hoch kömmt.

lagerten sich bey einer Cisterne, Namens Sambor. Es begegnete ihnen aber da ein unglücklicher Zufall. Die Einwohner des Landes, welche zu eben der Zeit eine holländische Caravane von zwey hundert Karren ankommen sahen, befürchteten, es möchte alle das Wasser von einer so großen Menge Fremden verbraucht werden. Sie wollten also die Engländer, welche zuerst dahin gekommen, nicht dazu lassen. Dieses nöthigte den Oberkaufmann, daß er funfzehn Pionen anrücken ließ, mit dem Befehle, Gewalt zu brauchen. Als sie aber an den Wasserbehälter kamen, so fanden sie solchen mit dreyszig wohl bewaffneten Bauern besetzt, die sich mit vieler Herzhaftigkeit ihnen entgegen stellten. Die Pionen legten ihre Röhre an zum Schießen, und zuckten den Degen. Dieser Muth schreckte die Bauern in Erstaunen, und machte, daß sie die Partey ergriffen und sich zurück bezogen. Unter der Zeit aber, da der Oberkaufmann das Wasser schöpfen ließ, wurden vier Bogen und drey Rohrschüsse auf sie gethan, welche fünf von seinen Leuten verwundeten. Darauf gaben die Pionen auch ohne Verschonen Feuer, und tödteten drey von ihren Feinden, deren Leichname Mandelslo in das Dorf tragen sah. Ein so heftiges Scharmügel würde blutige Folgen gehabt haben, wenn die Ankunft der holländischen Caravane nicht die Indianer vollends im Zaume gehalten hätte.

Gefecht mit
den Rasbuten.

Indessen war dieses doch nur das Vorspiel von einer weit gefährlichern Begebenheit. Als die Engländer ruhig bey ihrem Abendessen saßen, so kam ein holländischer Kaufmann zu ihnen, und berichtete, man hätte auf dem Wege zweyhundert Rasbuten gesehen, welche seit etlichen Tagen viel Räuberey begangen, und den vorigen Tag nicht weit von Sambor sechs Mann getödtet hätten. Die holländische Caravane brach zu Mitternacht auf. „Wir folgten ihr, fährt Mandelslo in seiner Erzählung weiter fort a), nach einer Stunde, und holten sie zween Cours vom selbigen Dorfe wieder ein. Nicht lange, nachdem wir diesen vorbey, sahen wir am Wege einen Holancör, (ist einer, der sich bey etlichen Trossen oder Truppen Volkes pflegt gebrauchen zu lassen, hat eine lange messingene Trompete nach ihrer Art, pflegt voran zu gehen, und darmit ein Zeichen zu geben, oder zu rufen). Dieser, sobald er unser gewahr wurde, gieng Busch ein, begunnte seine Trompete zu blasen; hierbey nahmen wir ab, daß die räuberischen Rasbuten vorhanden, machten deromwegen unser Gewehr fertig. Wir hatten aber nicht mehr als vier lange Röhre und drey Paar Pistolen.

a) A. d. 102 S.

»Pistolen bey uns. Ich und der Oberkaufmann saßen uns zu Pferde, und ließen die andern Kaufleute in den Wagen die Röhre fertig halten, und uns folgen, wir hatten die Röhre und Pistolen mit vielen Drat- und Lauffugeln geladen. Unsere Pionen mußten sich gleichfalls zum Streite fertig halten, Bogen und Pfeil in Händen tragende; neben unsern Pferden und Carreten herlaufen. Wir zogen gar langsam, damit wir nicht ermüdet wolkten angetroffen werden. Es währte nicht lange, so kam aus dem Busche von beyden Seiten eine große Menge Kasbuten, mehrentheils mit langen Spießen und Rundscharten; etliche führten Bogen und Pfeile, Feuerröhre aber hatten sie nicht. Sie schossen etliche Pfeile durch die Carreten, beschädigten zweene Pionen und drey Ochsen, ich bekam auch einen Pfeil in den Sattelknopf, und der Oberkaufmann einen in seinen indischen Kopfbund, (denner war auf Indostanisch gekleidet). Wir löseten unsere lange Röhre auf sie, und weil sie nahe beyssaumen hielten, geschah kein Schuß vergebens. Die Dratfugeln griffen also um sich, daß stracks in der ersten Lösung ihrer drey zu Boden fielen, und etliche gequetschet wurden. Immitteltst die Röhre wieder geladen wurden, hielten wir sie mit Pistolen und Pfeilen zurück. Als die holländische Caffila, welche nicht fern hinter uns war, solch Schießen gehört, schickte sie alsbald zehn Pionen von ihrer Convoi voraus zu uns, und eilte selbst hernach. Ehe diese noch ankamen, drungen die Kasbuten mit ganzer Macht auf uns zu, daß ich neben fünf Pionen ganz umringet wurde, bekam zweene gute Püsse von ihren Lanzen auf die Haut, welche doch mein dickes Elendskoller nicht durchließ. Ich wehrte mich, so viel ich konnte; ihrer zween fielen mir in den Lügen, wollten mich gefangen hinweg führen, dem einen aber schoß ich mit der Pistole durch die Schulter, der ließ die Hand sinken; und weil ich mich verschossen hatte, stieß ich mit dem Degen auf den andern. Der Oberkaufmann drung mit den andern Pionen zu mir, hieb wacker um sich, und kam mir zu Hülfe, aber zweene Pionen wurden mir zur Seiten nieder geschossen. Unterdessen kamen die holländischen Pionen mit großem Geschrey herzu, denen die Caffila auf den Fuß folgte. Als dieses die Kasbuten sahen, verließen sie uns, und giengen wieder in den Busch hinein, ließen sechs Personen todt liegen, und nahmen viel gequetschte mit sich. Auf unserer Seiten wurden zween Pionen nieder gemacht und achte gequetschet, auch zweene Kaufleute mit Lanzen ein wenig versehret. Wir reiseten mit der Caffila fürder in guter Bereitschaft; denn wir vermeynten, sie würden noch einst und mit mehr Völkern an uns setzen. Wir hatten aber ferner keinen Anspruch, erreichten um den Mittag die Stadt Brorsch, blieben daselbst bis gegen den Abend, ließen uns alsdann über das Rivier setzen, und reiseten noch drey Cours bis zu einem Dorfe Onclasseer, hielten allda Nachtlager, und kamen den folgenden Tag, als den 26sten des Christmonats zu Suratta Gott lob glücklich wieder an, und wurden von unsern guten Freunden mit großen Freuden empfangen.

Mandelslo.
1638.Gefährliche
Scharmügel.Ankunft zu
Suratta.Abschieds:
schmans des
englischen
Präsidenten.

Mandelslo fand in dem englischen Hause über funfzig Kaufleute von dieser Nation, welche der Präsident aus allen andern Comptoren im ganzen Lande hatte kommen lassen, um ihre Rechnung abzulegen, und von ihnen Abschied zu nehmen. Er hielt eine schöne Rede an sie, als er sein Amt dem Herrn Fremling übergab, welcher zu seinem Nachfolger ernannt war. Die ganze Versammlung begab sich darauf in den Garten des englischen Hauses, welcher außerhalb der Stadt ist, und in welchem Werthwold ein prächtiges Gastmahl

Mandelslo.

1638:

mahl anrichten lassen, wobey er dreyerley Musik hatte, nämlich englische, morische und benjanische. Die Tänzerinnen des Landes machten mit allerhand Stellungen und Tänzen den Beschluß dieses Festes c). Als solches vollendet, wurde alsbald Befehl gegeben, zur Abreise der Flotte nöthigen Lebensmittel anzuschaffen.

Gemüthsart
des großen
Mogols.

Ehe Mandelslo Suratta verläßt, merket er noch an, daß der große Mogol, welcher damals regierte, Schach Choram hieß, ein Sohn des Jehan Guir war, und die Krone seinem Vetter, dem Prinzen Pelagi, genommen, welchen die Gesandten des Herzogs von Holstein bey ihrer Ankunft in Persien zu Caswin gefunden hatten. Choram war damals etwan sechzig Jahr alt d). Er hatte drey Söhne, wovon er aber dem ältesten von fünf und zwanzig Jahren eben nicht am gewogensten war. Er wollte den jüngsten zu seinem Nachfolger auf dem indostanischen Throne ernennen, und den beyden ältesten einige Provinzen lassen. Der Anfang seiner Regierung war grausam und blutig gewesen; und gleich die Zeit sein Naturell sehr verändert hatte, so ließ er dennoch bey der Hinrichtung der Missethäter, eine noch zurückgebliebene Wildheit blicken, indem er sie lebendig schinden oder von den Thieren zerreißen ließ. Er hielt viel auf Schauspiele, Musik und Tanzen, und hatte etliche hundert öffentliche Tänzerinnen in seinem Solde, welche oft nackend vor ihm tanzen und allerhand possierliche Stellungen machen mußten, woran er eine große Lust hatte. Besonders war er einem unter seinen Raschi oder Fürsten, wegen seiner Lustigkeit und Tapferkeit sehr gewogen und mochte ihn gern um sich leiden. „Als solcher eines Tages nach

Lustiger
Streich mit
einem Raschi.

zu Hofe kam, der König nach ihm fragte, und er sich entschuldigen ließ, daß er Arzney gebraucht und seinen Leib einmal ausreinigen wollte, hat der König, weil er eben diesen Tag gar lustigen Gemüths war, eine ganze Compagnie Tänzerinnen zu ihm in sein Haus geschickt, mit ernstem Befehle, daß sie vor des Raschi Angesicht sich aufheben und hofsollten. Der Raschi sieht die Weiber kommen, verneynet anfänglich, der König solle sie sie darum, daß, weil er einen Patienten, bedeuten wollte, sie ihn lustig machen sollten. Als er aber des Königs Befehl vernimmt, lachet er, und erdenkt bald einen Fund, wie er sie get: ist's nichts mehr? und als sie mit nein antworteten, so vergönnete er ihnen den Eintritt ins Gemach, und sagete, sie sollten verrichten, was ihnen der König hätte auferlegen, aber auch nicht mehr, und bedräuete sie hart, daß niemand dabey das Wasser lassen sollte, denn ihnen solches nicht anbefohlen wäre. Weil aber keine solches zuthun ihr getrauten, haben sie unverrichteter Sache wieder abziehen müssen. Diese des Raschi List und geschwinde Erfindung hat dem Könige über alle Maßen wohl gefallen.

Wilde Thier-
kämpfe.

Sein vornehmster Zeitvertreib aber bestund darinnen, daß er Löwen, Stiere, Elephanten, Tiger, Leoparden und andere wilde Thiere mit einander kämpfen ließ; welches ein anderes Ueberbleibsel seines blutgierigen Gemüthes war, das sich durch diese grausame Lust zu unterhalten beliebte. Er ließ zuweilen Menschen mit diesen Thieren einen Kampf antreten. Doch verlangte er, daß solches freiwillig geschehen sollte; und diejenigen, welche glücklich von dem Kampfsplatz kamen, konnten sich gewiß eine Belohnung versprechen, welche ihrem Muth gemäß war. Mandelslo war Zeuge von einem solchen Schauspiel, welches er an dem Geburtstage eines seiner Söhne, in einer nahe an der Stadt liegenden Carwansera anstellte, woselbst er allerhand Thiere unterhalten ließ. Bey diesem Gebäu

c) N. d. 104 S.

d) N. d. 92 S.

de war ein großer Garten mit einer großen breiten Mauer umgeben, auf welcher das Volk Mandelslo.
stehen, und diesem barbarischen Schauspiele zusehen durste e). 1638.

„Erfolich, erzählt der Verfasser, wurden zween wilde Bullen zusammen gelassen,
welche einander sehr beschädigten; hernach wurde ein Löwe und ein Tiger zum Streite auf-
geführt. Anfanglich kam der Tiger mit einem grenlichen Gesichte und starken Zulaufe an Kampf
den Löwen, griff ihn tapfer an, und stieß ihn über den Haufen, daß ich gedachte, der Lö- zweyer Thiere.
we sollte verlohren haben: aber er machte sich bald wieder auf, und ergriff mit einem grim-
migen Gesichte den Tiger beym Halse, daß er genug zu thun hatte, ehe er sich wieder
los machte. Dieser Kampf währte fast eine halbe Stunde, bis sie beyde müde waren.
Sie hatten einander ziemlich verwundet, hatten doch am Leben keine Noth. Als diese
abgeführt wurden: so stund der Gouverneur von Casmir, Namens Allamerdechan, wel-
cher damals beym Könige war, auf, und rief überlaut: Es ist des großen Mogols
Schach Chorams Wille und Begehr, daß, so einige tapfere Kriegeshelden seynd, die
da wollen nur allein mit Schild und Schwerdt streiten, gegen eines der wilden Thiere, und
damit ihre ritterlichen Thaten sehen lassen, die sollen sich angeben; der Mogol will den, so den
Sieg erhalten, mit Gnaden zugethan seyn, sein Antlitz mit Frölichkeit betheiden, und ihn
zum großen Herrn machen. Darauf stellten sich dar, drey beherzte Indostaner, erbotben
sich zu kämpfen. Allamerdechan rief abermal: Keiner gebrauchte ander Bewehr, als Schild
und Schwerdt. Ingleichen, so jemand einen Panzer oder andere Sachen unter den
Kleidern zu seiner Vertheidigung hätte, sollte er solches zuvor ablegen, und redlich fechten.

„Hierauf wurde ein frischer Löwe in den Garten gelassen, gegen welchen der eine Kampf eines
Mann sich in Streit begab. Als der Löwe ihn sah hinein kommen, lief er mit ganzer Menschen
Macht auf ihn zu. Der Mann wehrete sich eine Weile tapfer, bis endlich seine Arme mi- mit dem Thie-
de wurden, daß er es nicht wohl länger aushalten konnte, und das Schild etwas sinken re.
ließ. Der Löwe ergriff das Schild, und mit der einen Tasse des Kämpfers rechten Arm,
daß er sein Schwerdt nicht mehr gebrauchen konnte. Als er aber die große Gefahr sah,
kriegte er mit der Hand, mit welcher er das Schild hielt, seinen Zimber oder indiani-
schen Pungier vom Leibgürtel, und stieß denselben in den Rachen des Löwen, so tief er ge-
hen wollte. Darüber ließ ihn der Löwe los: hierbey säumte der Indianer nicht lange, son-
dern hieb mit einem Hau den Löwen fast mitten von einander, und hernach ganz in Stü-
cken. Ueber diesen Sieg begunte das Volk zu rufen: Gott lob, er hat überwunden.
Aber so bald dieses Freudengeschrey sich gestillet, wurde zu einem andern Tanze gepfiffen. Unglückselige
Der Mogol redete diesen Ueberwinder selbst mit lachendem Munde an: Du bist ein tapferer Victoria des
Kriegesmann, hast trefflich gekämpft! habe ich dir nicht befohlen lassen, daß du nur mit ersten Käm-
Schild und Schwerdt solltest redlicher Weise fechten, und nicht wie ein Mörder mit einem pfers.
Zimber den Löwen listig fällen. Befahl darauf alsbald, daß zweene Kerls mußten hin-
unter gehen, und diesem lebendig den Bauch aufschneiden, welches auch alsbald geschah,
und wurde er auf einen Elephanten gelegt, und in der Stadt umher geführt, andern
zum Bespieler.

„Nach dieser Tragödie ward ein Tiger hinein gelassen, gegen welchen ein großer star- Der Tiger
ker Mann so trozig angetreten kam, als wollte er den Teufel binden: aber der Tiger zerreißt einen Menschen.
war ihm viel zu behende; er griff ihn im ersten Anfälle beym Halse, und riß ihm die Keh-
le.

f) Ebendasselbst a. d. 92 S.

Mandelslo. „le ab, und hernach den ganzen Leib in Stücken. Hierüber erzürnte sich ein anderer gu
 1638. „Kerl, begab sich auch zum Streite, welchem man es doch wegen Unansehnlichkeit, weil
 „klein war, nicht hätte zugetrauet. Er kam aber, sprang diesem Tiger entgegen als
 „toller Mensch. Der Tiger vermeynte diesen, gleich dem vorigen anzugreifen, indem er
 Glückseliger „aber gegen ihn erhob, hieb der Kämpfer ihm im ersten Anlaufe die beyden Forderpf
 Kämpfer; „ab, daß er fiel, und hernach den ganzen Leib in Stücken. Darauf rief der König,
 „heißt dein Name? Der Uebersinder antwortete: Geily. Bald kam einer vom Kön
 wird begabet. „geschickt, brachte ihm ein golden lackenes Cambay, und sprach zu ihm: Geily, nimm
 „hin das Gnadenkleid, welches dir der Mogol schenket. Dieser empfing den Rock m
 „großer Reverenz, und küßete denselben dreyimal, und drückte ihn allezeit darbey auf s
 „Augen und dann an die Brust. Hernach hielt er den Rock empor, und that heimlich
 „Geberth, rief hernach überlaut: Gott lasse den Mogol so groß werden, als den Tamer
 „von welchem er entsprossen, Gott vermehre ihm seine Güter, laß ihn siebenhundert Joh
 „leben, und sein Haus ewig bleiben! Hierauf wurde er von zweenen Verschnittenen
 „zum Könige gefordert. Als er hinauf kam, traten zweene Chan zu ihm und führten
 Zum Fürsten „gleich als einem Bräutigame zu des Königs Füßen, welche er küßete. Und als er w
 gemacht. „wieder seinen Abtritt nehmen, sprach der König: Gelobet bist du Geily Chan, vom
 „gen deiner ritterlichen That. Diesen Namen und Titel sollst du behalten in Ewigkeit,
 „bin dein Freund, und du sollst mein Diener seyn.,

Der IV Abschnitt.

Mandelsloes Reise nach Europa über Goa.

Er geht mit der englischen Flotte ab nach Goa.
 Weg zu Lande von Goa nach Bisapur. Na-
 men vieler Städte. Großer Fluß Corfena.
 Beschreibung von Bisapur. Große Stadt Myr-
 sie. Graen. Asta. Vallua. Zamba. Fluß
 Hotevoko. Beschreibung von Dabul. Handel
 daselbst. Decauer. Ihr Handel. Ihr Geld

und Gewicht. Macht des Königes in Decan.
 Seine Kriege. Wundersames Geschick.
 von Mandelslo Rückreise. Er stirbt in franz-
 sischen Diensten. Beyspiel von seiner Urtheil-
 kraft. Anmerkung seines Herausgebers und
 französischen Uebersetzers.

Mandelslo
 reiset mit der
 englischen
 Flotte ab.

Weg nach
 Goa.

Mandelslo gieng den 7ten des Jenner, auf der Maria, einem Schiffe von der eng-
 lischen Flotte, ab, auf welchem sich auch Methwold und einige andere vornehm
 englische Kaufleute befanden. Ob sie gleich zu Schiffe gegangen waren, um nach Europa
 zurück zu kehren: so mußten sie doch nach Goa segeln, woselbst Methwold eine gro-
 Summe Geldes von dem portugiesischen Statthalter zu empfangen hatte. Sie kamen
 Abend im Gesichte von Daman an, welches damals von den Truppen des Königes
 Decan belagert ward, aber mit wenigem Erfolge, weil der Hafen nicht gesperrt war, u
 der Feind also auch nicht verhindern konnte, daß nicht alle Augenblicke Beystand in den
 gebracht wurde. Die Belagerung verhinderte den Statthalter auch nicht, den Engländer
 Erfrischungen zu schicken. Es schien, daß Methwold auch wegen seiner Angelegenheiten
 nach Bisapur gerufen würde, der Hauptstadt in dem Königreiche Decan; und daß die
 ruhe der Waffen ihn bewog, sich durch einen freyern Weg dahin zu begeben. Die
 kam den 7ten vor Bazain oder Bassien an, einer Stadt in dem Königreiche Gufurath
 welche an einem Flusse liegt, wo die größten Fahrzeuge bis in den Meerbusen von Cambay
 gehen.

gehen können; welches ihren Handel sehr blühend machet. Die Portugiesen, welche seit 1534 Herren davon waren, hatten sie ziemlich befestiget. Den 9ten giengen sie vor den Eylanden Vandra und Bumbay vorbei, welche sich längst der Küste von Bazain bis über Razipor erstrecken. Den 10ten hatte man im Vorbeyfahren Razipor vor dem Gesichte, von welchem Orte nur noch ein und zwanzig Meilen bis nach Goa sind; und an eben dem Tage entdeckte man, nachdem man Singorla, eine Stadt vier Meilen von Goa, wo die Holländer ein Comptoir haben, vorbei gefahren war, die benachbarten Eylande von Goa, und die beyden Castelle, welche vor dem Hafen dieser Hauptstadt des portugiesischen Indiens liegen).

1639.

Man kann auch kaum unterscheiden, was für eine Zeit Methwold und Mandelslo Weg zu Lande allhier ergriffen, sich nach Visapur zu begeben. Diese Reise ist aber um so viel merkwürdiger, weil sie dicnet, einen großen Theil des Königreichs Decan bekannt zu machen, welches auch von dem Namen seiner Hauptstadt Visapur genannt wird.

Weg zu Lande
von Goa nach
Visapur.

Man kommt in dieses Land, wenn man erst über den Fluß Madre de Dios gegangen ist, welcher die Insel Goa von dem festen Lande absondert; und man trifft drey Meilen von dem Flusse eine Stadt an, Namens Ditcauly, deren Statthalter auch Befehlshaber über eine Festung an eben dem Flusse ist. Von Ditcauly bis Bonda rechnet man sechs Meilen. Diese Stadt, welche ziemlich ansehnlich ist, und deren Straßen sehr schön sind, liegt an der Mündung des kleinen Flusses Dery, der bey denen Inseln ins Meer fällt, welche die Portugiesen Telas Queimadas genannt haben. Ihre Einwohner sind Benjanen, und treiben einen starken Handel zu Goa. Von Bonda bis an das Gebirge Gate hat man neun Meilen Weges. Man geht durch die Dörfer Amboly und Herpozly, und findet das Dorf Amboly an dem Fuße des Gebirges. Es erstreckt sich aber das Gebirge längst dem Königreiche Decan bis an die Küste von Coromandel, und seine Spitzen biethen eben so fruchtbare Ebenen dar, als die schönsten Thäler.

Von Amboly geht man eilf Meilen bis an das Dorf Herenekassi an dem Flusse eben des selben Namens. Einen Canonenschuß weiter geht man durch das Dorf Veruly, welches in einem Thale zwischen dem Gebirge Gate liegt. Zwo Meilen von da findet man das Dorf Veraray, und drey Meilen weiter das Dorf Utor. Sechs und eine halbe Meile von Utor trifft man das Dorf Berapur an, von da man nur noch eine halbe Meile nach dem Dorfe Marura und von da eine Meile bis nach dem Dorfe Kalingre hat, von welchem man fünfhundert Schritte weiter durch das Dorf Rangir geht. Bey Rangir geht man durch ein kleines Dörfchen, welches keinen andern Namen hat, als Bary, mit welcher allgemeinen Benennung man alle die Dörter bezeichnet, die keinen besondern Namen haben. Eine Meile weiter gelangt man an das Dorf Worry, eine halbe Meile von welchem das Dorf Utrorad ist, in dessen Nachbarschaft eine sehr schöne Pagode auf einer Höhe liegt, die man weit von ferne sieht. Drittehalb Meile von dieser Pagode wendet man sich zur Linken durch das Dorf Badalarg, welcher Weg nach Kervez drittehalb Meilen davon führet. Von Kervez rechnet man zwo Meilen bis nach Stetkary; und von da fünf Meilen bis zu den Thürmen einer schönen benjanischen Pagode. Von da entdeckt man die Stadt und das Schloß Mirsie, welches zwo Meilen davon zur Linken liegt. Wenn man diese Stadt verläßt, so geht man eine Meile von der Pagode bis nach Rajebag, einer andern Stadt, welche wegen ihrer Größe und ihres Pfefferhandels sehr ansehnlich ist. Sie ist das Witthum der Königin.

M 2

ginn

Mandelslo. 1639. ginn von Bisapur, welche solche durch ihre eigenen Bedienten regieret. Eine Meile **Rajebag** findet man einen sehr schönen Brunnen. Zwei Meilen weiter fließt der **Cugny**; nach welchem man, wenn man eine halbe Meile weiter geht, zur Linken eine **liegen** läßt, Namens **Gottrevy**, um nach den Dörfern **Roctesy** und **Ungar** zu kommen die nur fünfhundert Schritte weit davon sind. Eine halbe Meile von diesen beiden **Fluß Corsena.** fern trifft man den großen Fluß **Corsena** an, welcher durch das Königreich **Bisapur** nach **Masulipatan** geht. Unterhalb Meilen weiter kommt man an das Dorf **Zynan** auf welches in einer kleinen Entfernung **Katerna**, **Tangly** und **Erery** folgen, nach **chen** man den Fluß **Algery** antrifft, der nicht über anderthalb Meilen von dem **tern** ist.

Drey Meilen von dem Flusse geht man durch die Stadt **Atteny**, den allgemeinen Markt des benachbarten Landes; aus welchem man täglich eine große Menge von **mitteln** dahinbringt. Vier Meilen von **Atteny** trifft man das Dorf **Bardgie** an; **Meilen** von **Bardgie** das Dorf **Agger**, welches eben so weit von der Stadt **Talsenghe** ist. Das Dorf **Zunfare** ist auch drey Meilen von **Talsenghe**, und man rechnet **eben** weit von **Zunfare** bis nach **Tieco**, von da man nur noch sechs Meilen bis nach **Bisapur** hat **b**).

Nuraspur **und Sirra-** mens **Nuraspur** und **Sirrapur**, die ihr gleichsam zur Vorstadt dienen, und **pur.** die erste ehemals der ordentliche Sitz der Könige in **Decan** gewesen. Sie ist ganz **ver-** **len**; und man zerstöret sie vollends, um die Materialien des Pallastes und der Häuser zu **neuen Gebäuden** zu **Bisapur** zu gebrauchen.

Beschreibung **von Bisapur.** Die Hauptstadt von **Decan** ist eine der größten Städte in **Asien**. Man giebt **über fünf Meilen** im Umfange. Sie liegt in der Provinz **Cuncan**, an dem Flusse **Ni-** **dova**, vierzig Meilen von **Dabul** und sechzig von **Goa**. Ihre Mauern sind von einer **ßerordentlichen Höhe**, und von schönen gehauenen Steinen. Sie sind mit einem **großen** **Graben** umgeben, und werden von vielen Batterien verteidiget, auf welchen man **über** **tausend Canonen** von allerhand Größe, eiserne und metallene zählt.

Pallast des **Königes.** Der Pallast des Königes steht mitten in der Stadt, von welcher er aber doch **weit** **eine doppelte Mauer** und einen doppelten Graben unterschieden ist. Diese **Einschließung** **hat über dreystausend fünfhundert Schritte** im Umfange. Der damalige Statthalter **ein Italiener**, aus **Rom** gebürtig, welcher den **Turban** mit dem Namen **Mehmud** **Chan** angenommen hatte. Seine Befehlshaberschaft erstreckte sich über die Stadt **über fünftausend Mann**, aus welchen die Besatzung bestand, außer denen zweystausend **Mann**, welche das Schloß bewachten.

Namen der **Vorstädte.** Die Stadt hat fünf große Vorstädte, welche von den vornehmsten Kaufleuten **bewohnt** **net werden**; vornehmlich die Vorstadt **Champur**, wo die meisten **Juwelier** ihre **Häuser** **und Läden** haben. Die andern heißen **Gurapur**, **Ibrahimpur**, **Mapur** und **Bom-** **nemaly**. Die Religion der Einwohner ist theils **muhammedanisch**, theils **benjanisch** **theils auch abgöttisch i**).

Nachdem die Sachen der Gesellschaft zu **Bisapur** zu Ende gebracht worden: so **zog** **vermuthlich** noch andere Angelegenheiten **Methwolden** nach **Dabul**, wohin ihn **Man-** **del-**

Welslo zu begleiten die Gelegenheit nicht verabsäumete. Er beschreibt den Weg eben so sorgfältig. Man nahm solchen bis nach der Stadt Atenny, von da man sich nach dem Dorfe Agello begab, welches zwey Meilen davon entfernt ist, und von da gieng man nach einer Stadt, Namens Arect, siebenthalb Meilen von Agello. Von Arect gieng man drey Meilen bis nach der Stadt Bereck; und von Bereck noch drey Meilen bis nach Myrsie.

Myrsie, welches auch noch Mirdsie und Mirisgie heißt, ist eine große Stadt, die schlecht bevölkert ist. Sie hat an der Nordseite ein so wohl-befestigtes Schloß, daß der große Mogel, welcher es mit aller seiner Macht belagert hatte, gezwungen worden, die Belagerung aufzuheben. Man sieht in dieser Stadt zwey Gräber, welche über fünfshundert Jahre alt sind und von allen Einwohnern des Landes sehr verehret werden.

Von Myrsie hat man drey Meilen bis zu dem Dorfe Epur; und von da noch drey Meilen bis zu der Stadt Graen, welche an den Ufern des Corsena liegt. Dieser Fluß theilet solche durch seine Breite, welche ungefähr achthundert Schritt groß ist; und machet auf beyden Seiten zween so ansehnliche Theile, daß sie für zwey gute Städte können gehalten werden. Von dem Flusse Corsena bis an das Dorf Tonk rechnet man dritthalb Meilen; und von da eine Meile bis nach dem Dorfe Astacka, von da man noch zwey Meilen bis an die Stadt Asta geht. Zwischen Astacka und dieser Stadt findet man ein Dörfchen, welches Bary heißt, mit welchem Namen, wie man schon angemerkt hat, diejenigen Dörter belegt werden, die keinen Namen haben. Asta ist eine Handelsstadt, die wegen ihres Marktes berühmt ist, auf welchem man allerhand lebensmittel findet. Sie liegt auf dem halben Wege zwischen Wisapur und Dabul, fünfzehn Meilen von beyden. Die Kriegesheere des großen Mogols, welche zuweilen bis in dieses Land gekommen sind, haben Spuren von ihrer Verheerung daselbst gelassen.

Wenn man von Asta weggeht, so findet man drey Meilen davon eine große Stadt, Namens Ballua; und drey Meilen weiter die Städte Veren und Isselampur, die nur einen Canonenschuß weit von einander entfernt sind. Die erste läßt man zur Rechten und die andere zur Linken. Isselampur wird von einem guten Schlosse vertheidiget. Zwey Meilen davon findet man das Dorf Tasset, und drey Meilen weiter das Dorf Kassegam, von da man noch zwey Meilen bis nach der Stadt Callur rechnet, die fast ganz versallen ist. Zwey Meilen weiter trifft man ein kleines Dorf an, welches Galoure heißt, von da man durch das Dorf Winge und dann durch die Stadt Qualampur geht, wo viel Zeug gemacht werden. Man geht darauf durch Domo nach Tamba, welches sechs Meilen von Galoura ist.

Tamba ist eine ziemlich große und volkreiche Stadt. Sie liegt an einem Flusse, dessen Namen Mandelslo nicht erfahren können. Denn Coyur, womit ihn die Einwohner benennen, ist ein allgemeiner Name, welcher ein großer Fluß heißt. Ihre Einwohner, welche Benjanen oder Heiden sind, leben vom Handel oder dem Ackerbaue. Von Tamba bis an das Dorf Morel rechnet man zwey Meilen; von da bis nach Suppera noch zwey, von Suppera bis nach Belur viere, und noch zwey bis zu dem Flecken Verad. Dieser Flecken liegt neun Meilen von dem Gebirge Gate. Nicht weit davon zeigt man ein Dorf, Namens Patan, welches der Aufenthalt eines berühmten Räubers gewesen,

Mandelsto. der lange Zeit das Land ungestraft verheeret hat, weil er bey der geringsten Nachricht, ^{1639.} man etwas wider ihn unternehmen wollte, seine Sicherheit in dem Gebirge fand.

Fluß Haleve- Von Verad bis zu dem Dorfe Halevecko und dem Flusse dieses Namens, rechn
cko oder Coyna. man drey starke Meilen. Dieser Fluß, welcher von der Stadt Chaury, sechs und drey-
ßig Meilen von Halevecko herab kömmt, führet gemeinlich den Namen dieses Dorfes, ^{1639.}
wiewohl man ihn auch Coyna nennet, welches ein großer Fluß heißt, weil er in der That
größte Fluß in dem Königreiche ist. Von seinen Ufern bis zu dem Dorfe Gatta:man
welches in dem Gebirge Gate ist, rechnet man drey Meilen; und noch dreye von da bis an
Dorf Poly, welches an dem Fuße des Gebirges liegt, wo der Zugang an diesem Orte
beschwerlich ist. Man hat darauf noch zwey Meilen bis zu dem Dorfe Camburley, ^{1639.}
noch zwey von Camburley bis nach Chipolone. Dieses letzte Dorf liegt an dem Flu-
ß Ghophber, welcher in dem Halevecko fällt, und die Bequemlichkeit hat, daß man
solchem bis nach Dabul zu Schiffe fahren kann, das ist ungefähr sechzehn Meilen.
Er dienet auch, die Kaufmannswaaren aus allen Theilen des Königreichs fortzuführen.

Beschreibung Dabul liegt an dem Flusse Halevecko, im siebenzehnten Grade fünf und vierzig
von Dabul; nnten Norderbreite. Linschotten hat sich geirret, da er es in den achtzehnten Grad set-
te. Es ist eine von den ältesten Städten in Decan; heutiges Tages aber ohne Thore und We-
ren. Ihre Befestigungswerke bestehen aus zweyen Batterien, welche an der Flußseite
geworfen sind, und worauf man vier eiserne Canonen stehen sieht. Das Holz, wel-
ches man zur Linken antrifft, wenn man über den Fluß gegangen, stellet ein großes Schloß
welches nicht mehr vorhanden ist. Man sieht daselbst nur noch einen weißen Thurm, ^{1639.}
welcher den Benjanen zur Pagode und den Schiffleuten zum Leuchthurme dienet, um
Sandbänke zu vermeiden, womit die Einfahrt des Flusses hin und wieder besetzt ist.
Diejenige, welche man in der Mündung selbst wahrnimmt, bleibt nach der Ebbe trocken.

deren Rhede. Erfahrung lehret, sich stets gegen Mittag zu halten, weil man daselbst in der niedri-
gen Ebbe bis auf fünf oder sechs Faden Wasser findet, jedoch die Mündung selbst ausgenom-
men, die niemals über zwölf oder vierzehn Fuß hat. Die Rhede, ob sie gleich eine Me-
ile weit von dem Flusse ziemlich gut ist, ist dennoch so gut nicht, als in der Bay Tan-
zara, welche vier Meilen davon ist. Zwölf Meilen von solcher findet man die Bay Or-
tapur, die von Goa etwa zwanzig Meilen entfernt ist, im siebenzehnten Grade zehn Minu-
ten Höhe liegt, und für die beste von der ganzen Küste gehalten wird, weil man hinter der In-
sel, welche sie bedeckt, vor allen Winden sicher liegt. Drey Meilen weiter zeigt sich
Stadt Raziapur, eine von den besten Seestädten in Decan. Der Bay Vingur
welche neunzehn Meilen von Raziapur und drey Meilen von den Islas Quemad
liegt, fehlet es an keinen Bequemlichkeiten.

Handel zu Der vornehmste Handel zu Dabul wird mit Salze getrieben, welches man von Or-
Dabul. muhammara daselbst hiebringt; und mit Pfeffer, welchen die Einwohner ehemals nach
dem persischen Meerbusen und dem rothen Meere versühreten. Sie schickten damals eine
große Anzahl Fahrzeuge aus: sie sind aber von diesem blühenden Zustande in einen solchen
Verfall gerathen, daß sie, nach des von Mandelsto Anzeige, jährlich nicht mehr als drei
oder vier Fahrzeuge nach Bander-Abassy schicken können. Die Abgaben, welche die
Kaufmannswaaren in diesem Hafen zahlen, sind drey und ein halb vom Hundert.

Ueberhaupt haben die Einwohner, welche der Verfasser Decaner nennet, in ihren Mandelslo. 1639.
Sitten, Heirathen, Begräbnissen, Reinigungen und andern Gebräuchen, viele Aehnlichkeit mit den Benjanen des Königreichs Gufuratte. Dennoch aber beobachtete Mandelslo Einwohner in Decan.
einigen Unterschied. Die Häuser der decanischen Benjanen sind aus Stroh gemacht, und die Thüren an denselben so niedrig, und so enge, daß man nicht hinein kommen kann, ohne sich zu bücken. Statt alles Hausgeräthes sieht man daselbst eine Matte, worauf sie schlafen, und eine Grube in der Erde, worinnen sie Reiß stoßen. Ihre Kleidung gleicht der andern Benjanen ihrer: ihre Pantoffeln aber, welche sie Alparcas nennen, sind von Holze, und sie pflegen solche mit Riemen über den Knöchel des Fußes fest zu binden. Ihre Kinder gehen bis ins siebente oder achte Jahr nackend. Die meisten sind Goldschmiede oder Kupferarbeiter. Indessen haben sie doch auch Aerzte, Barbier, Zimmerleute und Maurer unter sich, welche ohne Unterschied der Religion jedermann dienen. Ihr Gewehr ist fast eben so wie der Mogolen ihres, und Mandelslo bemerkt, wie in Indostan, daß es nicht so gut ist, als das türkische und europäische 1).

Ihre vornehmste Handlung ist mit Pfeffer, welcher zur See nach Persien, nach Sumatra, und sogar nach Europa verführt wird. Der Ueberfluß an Lebensmitteln daselbst setzt sie in den Stand, alle benachbarte Länder damit zu versorgen. Sie machen viele Zeuge, die man ebenfalls zur See ausführt; welches aber den Handel zu Lande mit den Mogolen, und den Völkern von Golkonda und an der Küste Coromandel nicht hindert, denen sie baumwollene und seidene Zeuge zuführen.

Man findet zu Bisapur eine große Anzahl Juwelier, und eine Menge Perlen: man muß sie aber weder in dieser Stadt, noch in dem Lande für einen guten Preis suchen, weil die Perlen von andern Orten dahin kommen. In den Gebirgen Gate wird viel Lack gemacht, ob es wohl nicht so gut ist, als das von Gufuratte. Die Portugiesen treiben starken Handel in Decan, vornehmlich mit den Kaufleuten aus Diteauli und Bonda. Sie kaufen von ihnen den Pfeffer für sieben bis acht Piafter den Zentner, und geben ihnen Zeuge und allerhand kleine europäische Waaren dafür zur Bezahlung. Man unterscheidet unter ihnen durch den Namen Venesaren eine Art von Kaufleuten, welche den Reiß und das Korn kaufen, um es in Indostan und in andern benachbarten Ländern in Cassilas oder Caravanen von fünf, sechs und zuweilen neun bis zehntausend Lastthieren, wieder zu verkaufen. Sie führen ihre ganze Familie mit sich, vornehmlich ihre Weiber, welche eben so geschickt Bogen und Pfeile führen, als die Männer, und sich dadurch den Räubern so fürchtbar machen, daß sich solche niemals getrauet haben, sie anzugreifen 2).

Außer den in Indien gemeinen Münzen, hat eine jede Stadt und fast ein jedes Dorf in dem Königreiche Decan seine eigene mit seinem Stempel bezeichnete Münze, welches die Münze in Schätzung des Werths im Handel und Wandel ungemein schwer macht. Es findet sich darunter so viele falsche Münze, daß, ungeachtet der Gesetze, nach welchen die Bezahlung in Gegenwart eines Cheras oder Wechslers, geschehen soll, man dennoch Mühe hat, sich vor dem Betrüge in Acht zu nehmen. Die Cherasen selbst tragen zu dieser Unordnung etwas bey, indem sie die bösen Stücke mit unter diejenigen schießen, die sie bezahlen lassen, ungeachtet eine Strafe darauf gesetzt ist, die mit vieler Schärfe ausgeübt wird 3).

Man

1) Ebendas. a. d. 223 S.

2) Ebendas. a. d. 224 S.

Mandelslo.

1639.

Gewicht.

Man bedienet sich hier eben des Gewichtes, welches in Gufuratta gebräuchlich ist, aber daß zwanzig surattische Maonen sieben und zwanzig in dem Königreiche Decan machen. Der ordentliche Maon, welcher vierzig Ser und sechzehn Peysen ist, machet sieben und zwanzig Pfund, ein jedes zu zwei Marren. Die Decaner haben ein besonderes Pfeffergewicht, welches sie Gociny nennen, und zwölf Maonen wiegt. Vier Maonen machen einen Zentner, und zwanzig ein Candy o).

Macht des
Königes in
Decan.

Der König in Decan, oder Cuncan, oder Bisapur; denn diese drey Namen führen es, ist dem großen Mogol, durch einige Reichsveränderungen zinsbar geworden, deren Ursprung man bereits erzählt hat. Er behält dem ungeachtet noch Macht genug, ein Heer von zweymal hunderttausend Mann ins Feld zu stellen, mit denen er sich zuweilen dem Sultan zu Agra fürchtbar machet, ob solcher gleich viele Städte in den Landen dieses Herrn besitzt.

Seine Kriege
mit den Por-
tugiesen.

als Chaul, Kerby und Doltabad. Man liest bey den portugiesischen Geschichtschreibern, daß Adelfan Schach, Urgroßvater des Idal Schach, welcher zu des von Mandelslo Zeiten regieret, im Jahre 1586 die Stadt Goa ihrem Volke zweymal weggenommen hat: er sich aber durch diesen Krieg zu Grunde gerichtet sah: so wurde er mit ihnen einig, er wollte ihnen das Land Salsette mit sieben und sechzig Dörfern, das Land Bardes mit zwey Dörffschaften, und das Land Tiswary mit dreyßig Dörffschaften zu eigen abtreten, unter der Bedingung auf der einen Seite, daß die Einwohner in seinem Königreiche einen freien Handel in ganz Indien treiben, und auf der andern Seite gehalten seyn sollten, allen ihren Pfeffer den Kaufleuten zu Goa zu verkaufen. Dieser Vertrag wurde nicht so treulich in Werk gerichtet, daß nicht zuweilen Zwistigkeiten unter den Nationen entstanden. Einige Jahre vor der Ankunft des Verfassers in Indien ließen die Portugiesen, welche Nachrichten erhalten, daß drey oder vier mit Pfeffer beladene Fahrzeuge des Königes in Decan nach Mokka und Persien abgegangen wären, vier Fregatten in die See laufen, welche keine Schonrigkeit machten, sie anzugreifen. Das Gefecht war blutig, und die Portugiesen verloren einen von ihren vornehmsten Befehlshabern dabey. Weil sich indessen doch der Sieg für sie erklärte: so bemächtigten sie sich vier Fahrzeuge und führten sie nach Goa, woselbst sie mit kaltem Geblüte alle die Indianer tödteten, die am Vorbe geblieben waren. Der König in Decan stellte sich, als ob er von dieser Beleidigung nichts wüßte: man zweifelte aber bey des von Mandelslo Ankunft nicht, daß er unter dieser Verstellung nicht Zeit suchte, seine Macht zusammen zu bringen, und der Stadt Goa den Krieg anzukündigen p).

Großes
Stück.

Indien hat keinen Fürsten, welcher reicher an Geschütze ist. Man wird, wenn man will, es auf des von Mandelslo Zeugniß glauben, daß er unter vielen außerordentlichen Stücken, auch ein gegossenes hat, welches eine Kugel von fast achthundert Pfund mit fünf hundert und vierzig Pfund seinem Pulver schießt; und daß der erste Schuß, den man damit gegen die Festung Salpur gethan, bey deren Belagerung es gebraucht wurde, fünf und vierzig Fuß von der Mauer eingeworfen. Der Stückgießer war ein Italiener aus

n) Ebendasselbst.

p) Siehe die Beschreibung von Golkonda im X Bände.

q) Ebend. a. d. 232 S.

r) Drey Viertel von dem unter seinem Namen herausgegebenen Werke sind also nicht von

ihm. Man hat es auch noch im Französischen durch ein sehr großes Register von einer besondern Art und Einrichtung vergrößert. Wir wollen es durch einige von ungefähr genommene Artikel erkennen geben: Aa, ein Fluß, wo, was er thut; Aboboe Godanne, was für ein Herr, seine Eigenschaften.

Rom gebürtig, der boshafteste Mensch auf der Welt, welcher so unmenschlich gewesen und seinen eigenen Bruder umgebracht hatte, um durch sein Blut dieses ungeheure Stück zu weihen. Darauf ließ er einen Schatzmeister des Hofes, welcher von dem Aufwande Rechnung von ihm haben wollte, in seinen Schmelzofen werfen 9).

Mandelslo.
1639.

Des von Mandelslo Aufenthalt zu Goa und die Geschichte seiner Rückreise nach Europa mit der englischen Flotte, nehmen nicht über zwanzig Seiten in seiner eigenen Erzählung ein, und biethen weder etwas angenehmes noch nütliches dar. Allein, es haben die Herausgeber oder Buchhändler, um nur vermuthlich ein dicker und theurer Buch zu machen, alles dasjenige hinzugesetzt, was sie von denjenigen Ländern in Asien, die Mandelslo nicht gesehen hatte, aus verschiedenen Reisebeschreibungen haben zusammen bringen können; so daß seine Reisebeschreibung unter einer großen Anzahl Beschreibungen und historischen Untersuchungen gleichsam begraben ist, an denen er nicht den geringsten Antheil hat^{r)}. Es wird, um diesen Artikel zu endigen, genug seyn, wenn man hinzusetzt, daß Mandelslo, nachdem er an der englischen Küste einen grausamen Sturm ausgestanden, welcher ihn mehr, als alle Gefahr einer langen Schifffahrt erschreckt, den 26sten des Wintermonats, in der Grafschaft Kent s) glücklich ans Land gestiegen; daß er, in denen dreien Monaten, die er aus Neugier zu London zubrachte, daselbst die allen Reisenden gemeinen Beobachtungen machte; daß, nachdem er den 20sten März 1640 daselbst abgereiset t), er durch Flanden und Holland gegangen, wo er sich den 29sten des Aprils nach Hamburg einschiffete; und von da begab er sich nach Gottorp, woselbst er den 1sten May ankam u).

Mandelslo
reiset zurück.

Olearius, ein Freund des von Mandelslo und der erste Herausgeber seiner Reisen, befehret uns, daß er sich nicht lange nach seiner Zurückkunft aus Indien nach Frankreich begeben, um daselbst Dienste zu suchen. Er erhielt auch eine Compagnie Reuter bey dem Regimente des Marschalls von Rangan: er starb aber fast eben so bald an den Kinderblattern zu Paris. Unter vielen Lobsprüchen meldet Olearius auch, daß, nachdem er seine Erzählung sorgfältig untersucht, habe er nichts gefunden, was nicht der Wahrheit gemäß sey. Er machet ihm ein Verdienst daraus, daß er nicht nur die Anmerkungen anderer von seinen eigenen Beobachtungen abgefondert; sondern auch den Grad des Vertrauens abgewogen habe, den man diesen fremden Erzählungen beylegen müsse, und daß er oftmals gemeldet, er gäbe denselben keinen Glauben. Einige Beyspiele werden die Gerechtigkeit dieses Lobsprüches zu erkennen geben.

Mandelslo
stirbt in französischen
Diensten.

„Man saget, es sollen zu Macassar die Weiber oftmals nebst einem Kinde auch mit einem Alligator oder Crocodile niederkommen. Ein angesehenener und glaubwürdiger Kaufmann, welcher von Macassar nach Suratta gekommen; bekräftigte uns dieses Wunder, und versicherte uns, man hätte zu seiner Zeit viele von diesen wunderbaren Geburten gesehen. Er setzete hinzu, man begegnete denen mit den Crocodilen gebohrnen Kindern mit vieler Ehrerbietung und schätzete sie sehr hoch; weil man sie für fähig hielte, dem Lande

„große

künste, welche? Achem, eine Stadt, wo, was für eine? ihre Wälder, welche, ihre Einwohner, welche, ihre Kleider, was für welche, ihre Häuser, welche? Ada, was für ein Wort? Adelle, Dorf, wo? Agery, Fluß, wo? Agger, Dorf, wo? Agurasi, wer? Agalle, Stadt, wo? Ains,

Herrschaft, wo? Alia, was? Amboiner, die, wer sie sind? Dieses lächerliche Register machet wenigstens ein Viertel von dem zweyten Theile aus.

s) Ebendas. a. d. 723 S.

t) Ebendas. a. d. 754 S.

u) Ebendas. a. d. 808 S.

Allgem. Reisebesch. XI Band.

N

Mandelslo.
1639.

„große Dienste zu leisten. Er erzählte auch, er hätte eine von diesen Frauen gekannt, welche nahe an einem Flusse gewohnt, und einen Crocodilernährer hatte, der mit ihrem Kinde von ihr gebohren worden: dieses Thier habe täglich seine Nahrung gebohret, und wenn es gefressen, so wäre es wieder in den Fluß zurück gekehret.“ Mandelslo sagt, diese Erzählung scheine ihm unglaublich zu seyn; oder wenn sie wahr ist, sagt er, so kann so ein wunderbares nicht anders als durch Zauberey geschehen.

Man erzählte ihm: „in der Landschaft Siam sollten unter andern wilden Thieren wilde Säue gefunden werden, welche ohne Zuthun des Ebers oder Männlein ihre Erzeugnisse fortsetzen könnten. Ist fast unglaublich und wider die Natur. Ich habe es aber von vornehmen Leuten bekräftigen hören, sonderlich von dem englischen Präsidenten, der in einem holländischen Schiffe eine von solchen Säuen gesehen; nachdem sie ein halb Jahr und noch darüber im Schiffe gewesen, und ganz zu keinem Eberschweine gekommen, haben sie ihre Jungen geworfen.

„Ingleichen, die Tiger seynd gar grimmige Thiere, schonen weder Menschen noch Vieh. Man sagt, daß die in Ostindien einen Unterschied zwischen weiße und schwarze Leute machen. Denn der Tiger nicht leicht einen weißen Menschen angreifen soll. Sie wollen auch zum Exempel anführen: daß einst ein weißer Europäer und ein schwarzer Indianer sich zusammen in einen Busch schlafen gelegt, da ist ein Tiger gekommen, hat den Schwarzen von der Seiten des Weißen hinweg gerissen, gewürget und von ihm gefressen, dem weißen Ausländischen aber hat er kein Leid gethan. Man sagt auch von dem Tiger, daß er sein Lebtag nicht mehr als einmal sich mit der Tigerinn belause. Denn soll nach der Vermischung gleich als ein Hund fest bleiben, und zwar etliche Tage, bis ihm das männliche Glied schadhast wird, und ihm anfängt zu faulen; er scheidet also mit großem Hasse und Verluste seiner männlichen Kraft von der Tigerinn. Man sagt auch, daß die langen steifen Haare, die an des Tigers Munde, als an den Rassen, heraustragen, das ärgste Gift seyn, mit welchen man einen vergeben kann.

„Desgleichen hat man mir auch sagen wollen, daß in Indien ein Ort sey, wo die Hörner der Thiere als von den Ochsen, Kühen, und Ziegenböcken, wenn sie auf das Erdreich geworfen würden, wachsen, und Wurzeln in die Erde setzen sollten, daß sie steif stünden, als wenn sie aus der Erden gewachsen, und man kann solche kaum mit Gewalt heraus ziehen.

„Dieses schreibt Hugo von Lindshotten ausdrücklich, und giebt es für eine wahrschätliche Sache aus, daß es auf der Insel Goa geschehen, an einem steinigten Orte, woselbst die Schlächter die Hörner als nichtswürdige Dinge hinwerfen, und er selbst habe welche aus der Erden gezogen, welche zwey und drey Spannen lange Wurzeln in die Erde geschlagen hatten; sie sollen sonst nirgends als bey Goa gefunden werden. Er meynet, daß es derowegen kein Wunder wäre, wenn es unter den Portugiesen daselbst so viel Gehörrenes giebt. Wie hiervon zu lesen in den indianischen Schiffahrten Arthus und de Bry im IVten Theile 17ten Cap.

Des Heraus-
gebers Olearius Anmerk-
ung.

Wir müssen indessen dennoch anmerken, sezet sein Herausgeber hinzu, daß seit der Niederlassung der Europäer in Indien nicht weniger Veränderungen in demjenigen vorgegangen sind, was die Natur betrifft, als in den Sitten und Gebräuchen und in der Regierungsform. Wir haben nicht allein unsere Grundsätze der Religion und Staatskunst, sondern

dern auch unsere Sitten, unseren Geschmack, unsere Künste, unsere Art, die Pflanzen und Gewächse zu warten und zu bauen, und alle Geschöpfe zu unterrichten, welche sich ziehen lassen, hineingebracht. Linschoten und alle die alten Reisebeschreiber würden die meisten Derter heutiges Tages nicht mehr kennen, von denen sie so genaue Beschreibungen geliefert haben, und alle ihre Geschichte würden ihnen nur Träume zu seyn scheinen.

Der Eifer des Olearius für die Ehre seines Freundes machet, daß er auch hinzusetzt, man habe dem Mandelslo die meisten Figuren zu danken, die sich in seiner Reisebeschreibung befinden. Sie sind mit seiner eigenen Hand, oder unter seinen Augen von verschiedenen Malern verfertigt worden, die er unterwegs antraf *).

Wicquefort, dem man diese Uebersetzung zu danken hat, bemerkt auch, daß sich Mandelslo habe unterrichten lassen, wie man das Astrolabium gebrauchen solle, und eine ziemliche Kenntniß davon erlangt habe, um die Beobachtungen von der Länge und Breite damit anzustellen, welche in seinem Tagebuche vorkommen. Er lobet auch eben so wohl seine anderen Einsichten. Indessen schließt er doch bey Gelegenheit einiger nachtheiligen Anmerkungen, die er ihm wider die Holländer vorwirft, von denen er lauter Wohlthaten und Höflichkeiten empfangen hat, mit einem Ausspruche, der eben nicht verbindlicher gegen das Land ist, in welchem Mandelslo gebohren worden. „Die Wahrheit zu sagen, schreibt er, so ist es lächerlich, daß ein Mensch, der mitten unter den Wandalen gebohren und unter den Cimbern erzogen worden, diejenigen für unhöflich und grob ausgiebt, welche seit so vielen Jahren die Schule des Mars und der Minerva für die Fremden eröffnet haben, und in dem Besitze sind, daß sie die Künste und Wissenschaften zu ihrer höchsten Vollkommenheit bringen.“

1639.

Anmerkung
des französischen
Uebersetters.

Das XXIV Capitel.

Reise des Herrn Bernier in das Königreich Kachemir.

Bernier.
1664.

Ein berühmter Arzneygelehrter; ein Philosoph, der über die Gemeinen weit erhoben ist, ein so aufmerksamer als einsichtsvoller Beobachter, welcher in der Absicht reiset, sich selbst zu unterrichten, und sich geschickt zu machen, andere zu unterrichten, verdient unstreitig in dieser Sammlung eine ansehnliche Stelle. Aus allen diesen Ursachen werden Berniers Anmerkungen über das Reich Mogol besonders hoch gehalten.

Aus Neugier, die Welt zu sehen, war er schon in Palästina und Aegypten gewesen. Hier machte er sich von neuem auf den Weg. Er begab sich von groß Cairo, wo er sich über ein Jahr aufgehalten hatte, in zwey und dreyßig Stunden nach Suez, um daselbst auf eine Galeere zu treten, die ihn den 17ten Tag nach Gedda, dem Hafen von Mecca, brachte, von da führte ihn ein kleines Fahrzeug nach Mokka; und er war Willens, nach Gonder, der Hauptstadt von Aethiopien, zu gehen. Weil ihn aber die Art, wie man den Römisch-katholischen daselbst begegnete, abschreckte: so trat er in ein indisches Schiff, worinnen er glücklich im Hafen von Surate 1655 anlangte. Der Monarch, welcher damals auf dem mogolischen Throne saß, war noch Schach Jehan, ein Sohn Jehan Guir, und des Eckbar Enkel. Bernier begab sich an den Hof von Agra. Verschiedene Begebenheiten, die er

N 2

nicht

*) Wicqueforts Vorrede zu seiner Uebersetzung.

Bernier.
1664.

nicht für gut fand, hier mit zu erzählen, brachten ihn gleich anfangs in die Dienste des großen Mogols als Arzt. Nachgehends begab er sich zum Danneck Mend Kam, dem gelehrtesten Manne in Asien, welcher Bakhis, oder Großmeister der Reuterey gewesen, und ehemals einer von den vornehmsten Herren des Reiches war; und hier war Bernier ein Zeuge der blutigen Unruhen, die sich an diesem Hofe ereigneten, und den Aureng Zeb auf den Thron brachten.

Sein erster Theil enthält die Geschichte derselben. Der zweyte hat eben so wenig sich, das in eine Sammlung von Reisen gehörte. Nachdem er aber mehr als neun Jahre am Hofe zugebracht hatte: so sah er eine Gelegenheit, die er lange gewünscht hatte, eine Landschaften des Reiches mit seinen Herren, d. i. in Begleitung des Kaisers und des Danneck Mend Kam, zu besuchen. Des letzten Hochachtung und Gewogenheit versprachen ihm bei diesem Unternehmen nichts als lauter Vergnügen.

Diese Nachricht, die einzige von seinen Erzählungen, welche den Namen einer Reise verdienet, machet einen Theil des vierten Bandes aus. Das Uebrige gehöret nur zu einer allgemeinen Beschreibung von Indostan x).

Der I Abschnitt.

Reise des mogolischen Hofes nach dem Königreiche Kachemir.

Abreise des mogolischen Hofes. Doppelte Artillerie, die ihm folget. Gemüthsart des Danneck Mend Kam. Zurüstung des Verfassers. Schlechtes Brodt und Wasser. Doppeltes Lager. Verschiedene Zelte; das kaiserliche; der Officier ihre. Allgemeines Lager. Kaiserliche Bazare. Besondere Bazare. Unordnung in dem mogolischen Lager. Vorsichtigkeit wider die Räuber; wie sich der Mogol tragen läßt. Kaiserliche Begleitung. Zug der Prinzessinnen und anderer Frauenzimmers. Jagden unterwegs. Gazellenjagd mit Leoparden. Kranichjagd. Löwenjagd. Veschwerlichkeiten bey dem Uebergange über die Flüsse. Unterhaltung des Hofes. Berniers Beobachtungen zu Lahor. Weg von Lahor nach Dember. Große Hitze. Stadt Dember. Angenehme Verwandlung eines Landes ins andere. Plötzliche Veränderung vom Sommer in Winter. Einsiedler auf dem Berge.

Abreise des mogolischen Hofes nach dem Königreiche Kachemir. Aurengzeb folgete der Staatsklugheit, die ihm hätte verbiethen sollen, sich zu entfernen, lange er seinen Vater Schach Jehan gefangen zu Algra hielt, nicht so sehr, als dem, die Aerzte zu seiner Gesundheit für nöthig hielten. Er faßte also den Entschluß, sich nach Lahor, und von Lahor nach Kachemir zu begeben, um die außerordentliche Hitze des Sommers zu vermeiden. Er gieng den 6ten des Christmonats 1664 ab, in der Stunde, welche die Sterndeuter als die glücklichste ausgelesen hatten. Eben die Ursache nöthigte ihn, in zwei Meilen von Dehli auf einem seiner Lusthäuser aufzuhalten, welches Cha Limar hieß. Dasselbst brachte er sechs ganze Tage mit den Vorbereitungen zu einer Reise zu, die anderthalb Jahre dauern sollte. Nachgehends lagerte er sich auf dem Wege von Lahor, dasselbst den Rest seiner Begleitung zu erwarten.

Doppelte Artillerie, die dem großen Mogol folget. Er führte fünf und drehzigtausend Mann Reuterey mit sich, die er allezeit nahe bei seiner Person behielt, und zehntausend Mann Fußvolk, nebst den beyden kaiserlichen Artillerien, der schweren und der leichten. Die letztere heißt auch die Steigbügelartillerie.

x) Das Werk enthält vier Theile in 12mo unter verschiedenen Titeln. Die beyden ersten sind 1670, die beyden letzten 1671 in Paris bey Claude Barbin herausgekommen.

weil sie von des Kaisers Person ungetrennt bleibt; da gegentheils die schwere sich zuweilen absondert, die großen Straßen zu suchen, wo sie besser fortkömmt. Die große besteht aus siebenzig Canonen, meistens gegossene; deren viele so schwer sind, daß man zwanzig Paar Ochsen brauchet, sie zu ziehen. Man füget Elephanten hinzu, welche den Ochsen behülflich sind, indem sie die Räder der Wagen mit ihren Rüsseln und Köpfen ziehen und stoßen; wenigstens bey beschwerlichen Wegen und auf Gebirgen. Die leichte Artillerie besteht in fünfzig oder sechzig kleinen Feldstücken, alle von Metall, und jedes auf einem kleinen Wagen liegend, die mit verschiedenen Gemälden und kleinen rothen Banderollen gezieret sind. Zwey sehr schöne Pferde ziehen jeden Wagen, und der Canonier dienet als Kutscher; ein drittes Pferd wird von ihm zum Ablösen beyher geführt. Alle diese Wagen fahren beständig sehr schnell, um sich allezeit in Ordnung vor dem Zelte des Kaisers zu finden, und den Augenblick, den er anlanget, zu feuern y).

Bernier.
1664.

Eine so große Zurüstung veranlaßte den Argwohn, an statt der Reise nach Kachemir, sey der Kaiser vielleicht entschlossen, die wichtige Stadt Candahar, die der Gränzplaz von Persien, Indostan und Usbeck ist, zu belagern. Diese Stadt ist außerdem die Hauptstadt eines sehr reichen und schönen Landes, und hat zu allen Zeiten blutige Kriege zwischen den Persern und den Mogolen veranlaßt. Bernier, welcher Dehli noch nicht verlassen hatte, konnte seine Abreise nicht länger aufschieben, ohne sich der Gefahr auszusetzen, daß er zu weit von dem Heere zurück bliebe. Er wußte auch, daß Daneck Mend Kam, sein Nabab, ihn mit Ungeduld erwartete. „Dieser Herr, saget er, könnte sich so wenig enthalten, den Nachmittag ganz und gar mit Philosophiren über die Bücher Gassendi, und Descartes über die Erdkugel, die Himmelskugel, oder die Zergliederung zuzubringen, als den ganzen Vormittag den großen Reichsgeschäften als Staatssecretär der ausländischen Sachen, und Großmeister der Reuteren, zu widmen z).

Daneck
Mend Kam
Abschilderung

Bernier versah sich zur Reise mit zweyen schönen tartarischen Pferden a), einem persianischen Kameele, von den größten und stärksten, einem Kameelführer und einem Stallknecht, einem Koche und einem andern Bedienten, der nach landesgebrauche vor seines Herrn Pferde hergehen, und eine Wasserflasche in der Hand tragen muß. Die nöthige Geräthschaft vergaß er eben so wenig, als ein Zelt von mittelmäßiger Größe, einen Fußteppich, ein kleines Riemenbette, das aus vier starken und leichten Röhren bestand, nebst einem Kopfkissen, zwey Decken, davon eine viersach zusammen gelegt zur Matrazze dienet, einem Soufra oder einem runden lederen Tischtuche, worauf man ißt, einigen Servietten von gemalter Leinwand, und drey Säckchen mit Küchengeräthe, die man in einen größern Sack ordnet, so wie dieser große Sack in einen Wadsack von Riemen kömmt, welcher allen Vorrath, die Wäsche und die Kleider des Herrn und der Bedienten enthält. Er hatte sich auch mit vortreflichem Reitze versorget, weil er befürchtete, denselben nicht so gut zu finden, imgleichen mit etwas süßem Zwiebacke mit Zucker und Anis, einem Leinwandsacke mit seinen eisernen Haaken, das Dags oder die geronnene Milch heraus tröpfeln zu lassen und zu erhalten, auch vielen Limonien und Zucker, Limonade zu machen; denn das Dags und die Limonade sind der Indianer Erfrischungen. Alle diese Vorsichtigkeit ist bey solchen Reisen desto nöthiger, weil man daselbst auf tartarische Art sich lagert, und lebet, ohne Hoffnung

Zubereitung
gen des Ver-
fassers.

Sein Vor-
rath.

N 3

einige

y) Geschichte von Bernier IV Th. a. d. 10 und vorherg. S.

z) Ebendas. a. d. 11 S.

a) Er empfing dafür monatlich hundert und fünfzig Thaler Besoldung.

Bernier.
1664.

Uebele Beschaffenheit
des Wassers
und Brodtes.

Doppeltes
Lager, das
man Peiche
Kanes nen-
net.

einige andere Wohnungen zu finden, als Zelte. Der Verfasser tröstete sich aber mit der Vorstellung, daß man nach Norden zu gehen würde, und die Abreise erst nach der Regenzeit geschähe, welches in Indien die bequemste Zeit zu reisen ist, ohne noch dabey zu rechnen, daß er sich vermöge des Ansehens seines Nabab versprechen durfte, täglich ein frisches Brod und Wasser vom Ganges zu bekommen, damit die Herren des Hofes stets verschiedene meele beladen haben, und solche mit sich führen. Diejenigen, welche das Kaufbrod essen müßten, das sehr schlecht gebacken ist, und genöthiget sind, das Wasser zu trinken, wie man es antreibt, wo die Menschen und die Thiere allen Unflath hinein gelassen haben, sind gefährlichen Krankheiten ausgesetzt, aus denen sogar einige Würmer in den Schenkeln entstehen. Diese Würmer verursachen anfangs eine Entzündung, die von einem Fieber begleitet wird. Sie gehen auch gleich ordentlich am Ende der Reise heraus, so bleiben doch manche mehr als ein Jahr in der Wunde. Sie sind so dick, als eine Violinensaiten, so daß man sie nicht sowohl für einen Wurm als für einen Nerven halten sollte. Man befreiet sich von ihnen, wie in Africa, indem man sie um ein Stück Holz, so stark als eine Stachnadel, wickelt, und sie von Tage zu Tage weiter heraus zieht; dabey man sich sehr in Acht nehmen muß, daß sie nicht zerreißen b).

Ob man wohl nicht mehr als funfzehn oder sechszehn Tagereisen von Dehli nach Calcutta d. i. ungefähr hundert und zwanzig unserer Meilen rechnet: so brauchte der Kaiser mehr als zween Monate dazu. Es ist wahr, daß er sich auch oft mit einem Theile seines Heeres von der Straße entfernte, sowohl das Vergnügen der Jagd zu genießen, als auch bequem Wasser zu haben. Wenn dieser Herr fortzieht, so hat er allezeit zwey Lager, jedes zweene Haufen Zelter, die wechselsweise aufgeschlagen, und weggenommen werden, so daß er gleich bey der Abreise aus einem, wieder ein anderes findet, das ihn aufnehmen kann. Sie heißen daher Peiche Kanés, vorhergehende Häuser. Diese beyden Peiche Kanés sind einander beynahe ähnlich. Man brauchet eines zu tragen mehr als sechzig Elephanten, hundert Kameele, und hundert Maulesel nebst einer großen Anzahl Menschen. Elephanten tragen die großen Lasten, als die größten Zelter nebst ihren Pfeilern, die in drey Stücken zerlegen kann. Die Kameele dienen bey den mittlern Zelten, und die Maulesel für das Geräthe und die Küche. Alle leichte und zerbrechliche Sachen, als Porcellan zur kaiserlichen Tafel, die gemalten und vergoldeten Betten, und die reichen Gewandstücken, welche bald sollen beschrieben werden, giebt man Lastträgern. Sobald eines von diesen Peiche Kanés an dem Orte, wo man sich lagern will, angelangt ist: so erwählet der Quartiermeister einen bequemen Ort für den König, woben er doch so viel, als möglich, ein gutes Ansehen und die Ordnung des ganzen Heeres beobachtet. Er läßt ein Bierdegen zeichnen, dessen jede Seite mehr als dreyhundert ordentliche Schritte lang ist. Hundert Arbeiter machen diesen Platz rein und eben, und verfertigen Erdbdivans, d. i. viereckichte Wohnungen, auf welchen sie die Zelte aufschlagen. Sie umgeben das Hauptquartier mit Kanates oder Windschirmen, sieben bis acht Fuß hoch, die sie vermittelst Seile befestigen, welche an Stangen gebunden sind; wie sie denn auch dazu allemal zwey und zwey Stangen von zehn zu zehn Schritten in die Erde stecken, deren eine auswärts, die andere einwärts geht, und die gegeneinander geneigt sind. Diese Kanates bestehen aus starker Leinwand, die auf indianische Art gesütert ist, oder aus Leinwand, die mit Portagen gemalt ist, nebst einer

b) Ebendasselbst a. d. 18 und vorherg. S.

einem großen Blumentopfe. Mitten in einer Seite des Viereckes ist das große und majestätische königliche Thor. Die indischen Zeuge, aus denen es besteht, und die, welche das Aeußere dieser Seite des Viereckes ausmachen, sind schöner und reicher, als die andern.

Bernier.
1664.

Das erste und größte Zelt, welches man in diesem Umfange aufschlägt, heißt **Un Ras**. Hier versammeln sich der Kaiser und alle vornehme Kriegesbedienten gegen neun Uhr des Morgens; wenigstens wenn man sich eine Zeitlang in einem Lager aufhält, oder im Felde selbst; denn die Kaiser entziehen sich diesem Gebrauche selten, sich des Tages zweymal in der Versammlung zu finden, wie sie solches in ihrer Hauptstadt thun, Staatsachen zu ordnen, und die Gerechtigkeit zu verwaltten.

Erstes Zelt.

Das zweyte Zelt, welches nicht kleiner ist, aber weiter hinein steht, heißt **Gosel Kane** e), d. i. Ort sich zu waschen. Hier versammeln sich alle Herren des Abends, und machen dem Kaiser ihre Aufwartung, wie in der Hauptstadt. Diese Abendversammlung fällt ihnen sehr beschwerlich; aber nichts ist für die Zuschauer so prächtig, als bey einer dunkeln Nacht mitten auf einem Felde unter allen Zelten eines Kriegesheeres, lange Reihen Fackeln zu sehen, welche alle Omrahs zum kaiserlichen Quartiere führen, oder zu ihren Zelten zurück bringen. Diese Fackeln sind nicht von Wachse, wie die unserigen, aber sie dauern sehr lange. Sie bestehen aus einem Eisen, das in einem Stabe als Griff befestiget ist; um dessen Ende wickelt man ein alt Stück Leinwand, welches der Masalk oder Fackelträger von Zeit zu Zeit mit Oele beneket. In dieser Absicht hat er eine kupferne oder blecherne Flasche mit einem sehr langen und engen Halse in der Hand.

Zweytes Zelt.

Das dritte, kleinere Zelt, welches noch tiefer hinein steht, heißt **Kalut Kane**; **Absonderungsort**, oder Saal des geheimen Rathes, weil dahin nur die vornehmsten Reichsbedienten kommen, und die wichtigsten Sachen da abgehandelt werden. Weiter hin sind die besondern Zelten des Kaisers, mit kleinen Kanaten von Mannshöhe eingefasset, und mit indischen mit dem Pinsel gemalten Zeugen umgeben, nämlich mit den schönen indischen Zeugen von Masulipatan, welche allerley Blumen vorstellen; manche sind mit blumichtem Satin gefüttert, und haben große seidene Fransen. Nachgehends findet man die Zelter der Begums, oder der Prinzessinnen, und anderen Frauenzimmers des Serails, auch mit reichen Kanaten umgeben, zwischen welchen die Gezelte der dienenden Weibspersonen nach der Ordnung ihres Dienstes ausgeheilet sind.

Kaiserliche Zelter.

Die Umkas, und die fünf oder sechs vornehmsten Gezelte sind sehr erhoben, sowohl damit man sie von ferne sehen kann, als damit sie nicht so heiß werden. Das Aeußere ist then nur ein grober und starker rother Zeug, doch aber mit großen Streifen gezieret, die in verschiedene Gestalten geschnitten sind, welche noch ziemlich gut in die Augen fallen. Das Innere ist mit den schönsten indischen Zeugen gefüttert, oder auch mit schönem Satin, mit reichen Vordrungen von Seide, Gold und Silber, und großen Fransen. Die Pfeiler, welche diese Gezelte tragen, sind gemalt und vergoldet. Der Fußboden ist überall mit reichen Teppichen bedeckt, welche Decken von Cattun, drey bis vier Quersfinger dick, über sich haben; und um welche man große Küssen von Goldbrocade antrifft, darauf zu ruhen. In jedem der beyden andern Zelte, wo die Versammlung gehalten wird, richtet man eine sehr kostbare Bühne auf, wo der Kaiser unter einem großen Thronhimmel von Sammet oder Brocade Gehör giebt. Jedes kaiserliche Zelt hat seinen Thronhimmel. Man sieht auch daselbst

Ihre Zierra.

Karguais

e) Rhoe nennet dieses Guzalkan. So nennet jedes Volk die fremden Namen nach seiner Aussprache.

Bernier.
1664.

Karguais.

Karguais aufgerichtet, d. i. Cabineter, deren kleine Thüren mit einem silbernen Schloß verwahrt werden. Um sich einen Begriff davon zu machen, saget Bernier, man sollte zwey kleine Vierecke unserer Windschirme vorstellen, die man übereinander gelegt hätte, die vermittelt einer seidenen Einfassung ringsherum, zierlich zusammen verbunden wären, doch so, daß sich das Äußere der Seiten des Obersten zusammenneigte, damit so eine Art eines kleinen Daches daraus würde. Der ganze Unterschied ist, daß die Seiten der Karguais von sehr dünnen und leichten Fichtenbrettern außen gemalt und vergoldet, mit goldenen seidenen Fransen ringsherum gezieret, und mit Scharlach, oder blühmigtem Satine oder Brocade gefüttert sind d).

Äußeres des
kaiserlichen
Quartiers.

Außer dem großen Vierecke zeigen sich zuerst auf beyden Seiten des großen Einganges oder des königlichen Thores zwey artige Zelte, wo man beständig einige auserlesene Pferde gesattelt, reich gezieret, und auf den ersten Wink fortzugehen bereit findet. Auf beyden Seiten eben dieses Einganges sind die funfzig oder sechzig Feldstückchen in Ordnung gestellt, welche das leichte Geschütz oder die Steigbügelartillerie ansmachen, und wenn der Kaiser in sein Zelt tritt, insgesammt abgefeuret werden, ihn zu bewillkommen. Vor dem Eingange selbst läßt man allezeit einen leeren Raum, an dessen Ende Pauken und Trompeten in einem großen Zelte versammelt sind. Unweit dessen sieht man ein anderes, Thron genannt, wo die Omrahs, nach der Reihe, jede Woche einmal vier und zwanzig Stunden wachen. Die meisten lassen sich doch ebendasselbst ein eigenes Zelt, um mehr Bequemlichkeit willen, aufschlagen.

Zelte der Befehlshaber.

Um die drey andern Seiten des großen Viereckes sieht man alle Zelte der Befehlshaber immer in einerley Ordnung, so viel die Beschaffenheit des Ortes zuläßt. Sie haben von ihrem verschiedentlichen Gebrauche eigene Namen. Eines ist für die Waffen des Kaisers bestimmt, das andere für die reichsten Pferdezeuge, ein anderes für die Brocade, welche der Kaiser zum Geschenke giebt. Man unterscheidet besonders vier Zelte, das erste gehöret für die Früchte, das zweyte für eingemachte Speisen, das dritte für das Wasser des Ganges und den Salpeter, der zu dessen Abkühlung dient, und das vierte für den Betel. Auf diese vier Zelte folgen funfzehn oder sechzehn andere, welche die Küchen und was dazu gehöret, ausmachen. Auf einer andern Seite sind die Zelte der Verschnittenei, und einer großen Menge Bedienten, nach denen man vier oder fünf Zelte findet, welche zu den Handpferden dienen, auch viel andere für die Elephanten von beiderley Werthe, und alle die, welche zur Jagd gerechnet werden. Denn man nimmet allerley Thiere, die zur Jagd eine Menge Raubvögel, Hunde, Leoparden, die Gazellen zu fangen, Nilgähe, eine Art grauer Ochsen, die Bernier für eine Art Elendthiere hält, mit; der Pracht wegen führt man auch Löwen, Nashörner, große bengalische Büffel, die mit den Löwen kämpfen, und zahme Gazellen, welche man vor dem Kaiser kämpfen läßt, mit. Alle diese Thiere haben ihre Führer, und ihren Aufenthalt. Man begreift leicht, daß dieses große Quartier, welches sich allezeit im Mittel des Kriegsheeres befindet, ein sehr schönes Aussehen haben muß.

Thiere, die zur Pracht mitgeführt werden.

Allgemeines Lager.

Sobald der Oberquartiermeister das kaiserliche Quartier abgezeichnet, und das Amt oder das höchste Zelt, nach welchem er sich wegen Unordnung des übrigen Heeres richtet, aufschlagen lassen: so bestimmt er die Bazards, deren der erste und vornehmste eine

Kaiserliche Bazarde.

ganz große Bazarde.

d) Ebendasselbst a. b. 39 u. f. S.

Gasse, und einen großen Weg ausmachen muß, welcher quer durch das Heer Lager geht, und allemal so gerade als möglich nach dem Lager des folgenden Tages gerichtet ist. Die andern Bazare sind weder so lang noch so breit; sie gehen ordentlich quer durch den ersten, über und unter des Kaisers Quartier. Alle sind durch sehr hohe Röhre bezeichnet, welche von drey hundert zu drey hundert Schritten in die Erde gepflanzt werden, und rothe Fähnchen, und Schwänze von Kühen aus groß Thibet haben. Die letzten sollte man oben auf diesen Röhren für alte Perücken ansehen. Darauf bestimmet der Großmarschall den Platz der Omrahs, welche allezeit in einerley Ordnung nicht weit vom kaiserlichen Quartiere liegen. Ihre Quartiere, wenigstens der Vornehmsten ihre, sind den kaiserlichen sehr ähnlich. Sie haben nämlich ordentlich zweene Peiche Kanen mit einem Vierecke von Kanates, welches ihr vornehmstes Zelt, und die Gezelte ihrer Weiber einschließt. Dieser Raum wird von den Gezelten ihrer Bedienten und ihrer Reuterey umgeben, und hat einen besondern Bazar, der eine Reihe kleiner Zelte ausmachet, worinnen sich die Leute aufhalten, welche dem Heere folgen, undes mit der Fütterung, Getraide, Reis, Butter, und andern Nothwendigkeiten versehen. Diese kleine Bazare erspahren den Bedienten die Mühe, beständig zum kaiserlichen Bazar zu gehen, wo man alles in eben solchem Ueberflusse findet, als in der Hauptstadt. Jeder kleine Bazar ist wie die großen durch zwey hohe Röhre bezeichnet, die an beyden Enden gepflanzt sind; ihre Fähnchen dienen, die Quartiere zu unterscheiden. Die großen Omrahs suchen eine Ehre darinnen, sehr hohe Gezelte zu haben. Indessen dürfen sie hiersehl des Kaisers umreißen zu sehen. Eben aus dem Grunde muß das Außere nicht gänzlich roth seyn, aber sich nach dem Amkas oder kaiserlichen Quartiere kehren.

Bernier.
1664.Quartiere
der Omrahs.Besondere
Bazars.

Der übrige Platz, welcher sich zwischen dem Quartiere des Kaisers, der Omrahs ihren und den Bazaren findet, wird von den Mansebdars oder kleinen Omrahs eingenommen; wie auch von einer Menge Kaufleute, die dem Heere folgen, den Personen, welche die Aemter verwalten und die Gerechtigkeit handhaben, und den Ober- und Unterbefehlshabern, die zum Geschütze gehören. Ob diese Beschreibung gleich eine erstaunliche Menge von Zelten zum Voraus sehet, die folglich ein sehr großes Stück Landes einnehmen: so glaubet Bernier doch, daß ein Lager, das in einer schönen Ebene nach gewöhnlicher Art, beynahe in runder Gestalt aufgeschlagen worden, wie er auf diesem Wege zu verschiedenenmalen gesehen, nicht mehr als zwey, oder zwey und eine halbe Meilen im Umfange haben würde, wo man doch noch verschiedene leere Plätze antreffen würde. Man muß aber bemerken, daß das schwere Geschütz, welches sehr viel Platz einnimmt, ordentlich einen oder zween Tage voraus geht e).

Raum, den
ein Lager ein-
nimmt.

Obgleich die kleinen Fahnen jedes Quartiers, die leicht von weitem zu sehen, und zu unterscheiden sind, denen, welche diese Ordnung wissen, zu Wegweisen dienen: so machet der in diesem Lager Verfasser doch eine sonderbare Abschilderung von der Unordnung dieses Lagers. „Alle diese Merkmale, saget er, verhindern nicht, daß man nicht zuweilen in ziemliche Verwirrung geräth, selbst an hellem Tage, besonders aber des Morgens, wenn alle ankommen, und jeder seinen Platz einnehmen will. Oft erhebt sich so viel Staub, daß man das Quartier des Kaisers, die Standarten der Bazare, und die Gezelte der Omrahs, nach denen man sich zu richten pfliget, nicht erkennen kann. Man verwickelt sich unter den Gezelten, die nur „aufge-

N. d. 53 und vorherg. S.

Allgem. Reisebeschr. XI Band.

Bernier.
1664.

„aufgeschlagen werden, oder unter denen Seilen, welche die kleinen Omrahs, die keine Kane haben, und die Manschdars, ziehen, ihre Quartiere zu bemerken und zu verhindern, daß bey ihnen nicht ein Weg gemacht wird, oder Unbekannte sich an ihre Zelte lagern, sie bisweilen ihre Weiber haben. Suchet man einen Durchgang, so findet man ihn bey diesen gespannten Seilen verschlossen, und eine Menge Knechte mit großen Prügeln beyden solche, und wollen sie nicht niederlassen. Will man seinen Weg zurück nehmen, ist die Straße, wo man herkam, auch schon verschlossen. Da muß man schreyen, beschimpfen, mit Schlägen drohen, aber sich wohl halten, nicht auszuschlagen, den Knechten die Mühe lassen, sich zu zanken, und selbst die Mühe über sich nehmen, sie zu vermeiden, kurz sich alle mögliche Mühe geben, mit seinen Kameelen durchzukommen. Das verdrießlichste aber ist, wenn man des Abends weit gehen soll, weil der stinkende Rauch des grünen Holzes und Viehmistes, den das gemeine Volk zum Kochen brauchet, einen dicken Nebel machet, daß man nichts unterscheiden kann. Ich habe mich darinnen dreimal viermal verirret, ohne daß ich wußte, was ich anfangen sollte. Vergebens fragte ich den Weg. Ich konnte nicht zehn Schritte hinter einander gerade fortgehen, und nichts, als mich immer wenden. Besonders einmal mußte ich warten, bis der Mond gieng, daß ich sehen konnte. Ein andermal mußte ich nach dem Agacydie gehen, unten an selbigen legen, und mit meinem Knechte und meinem Pferde da die Nacht bringen. Der Agacydie f), ist ein großer schlanker Mast, den man nach des Rauchs Quartiere zu pflanzet, unweit eines Zeltes. Das Nagor Kane genennet wird. Des Nagors erhebt man eine Laterne darauf, welche die ganze Nacht durch brennet. Diese Erfindung ist sehr bequem, weil man sie von weitem sieht, und wenn man sich verirret hat, nur den Fuß dieses Mastes gehen darf, von der man in die Bazards kommen, und nach dem Wege fragen kann. Man kann auch die Nacht da zu bringen, ohne daß man sich fürchten dürfte g).

Vorsichtigkeit
wider die
Räuber.

Räubereyen zu verhindern, soll jeder Omrah sein Lager die ganze Nacht durch bewehrten Leuten bewahren lassen, die beständig herumgehen und rufen Raberdar: Nehme sich in Acht. Außerdem stehen auch rings um das Heer von fünf hundert zu hundert Schritten ordentliche Wachen, die Feuer halten, und eben so rufen. Der Kommandant oder dasige Oberprovost schicket die ganze Nacht durch, ins Innere des Lagers Mannschaften, die er gefest ist, welche die Bazards mit Rufen und Trompetenblasen durchlaufen: was verhindert doch nicht, daß sich nicht immer einige Unordnung ereignet.

Wie sich der
große Mogol
tragen läßt.

Der Kaiser Murengzeb, ließ sich auf seinem Zuge von acht Mann auf den Schultern in einem Tacra van, oder einer Art von Throne sitzend, tragen. Bernier nennet einen Feldthron. Es ist ein prächtiges gemaltes und vergoldetes Gehäuse mit Glasfenstern verschlossen. Die vier Arme an der Trage, waren mit Scharlache bedeckt, und jeder von zweene prächtig bekleidete Träger, denen andere folgten, sie abzulösen. Murengzeb trug auch bisweilen, besonders, wenn der Tag zur Jagd gut war. Manchmal stieg er auch auf einen Elephanten, der den Nickdember oder Hauze, trug. So zeigt er sich in dem größten Pracht; denn der kaiserliche Elefant ist allezeit mit einem kostbaren Schmucke bedeckt. Der Nickdember ist ein viereckichtes hölzernes Thürmchen, bloß mit Malern

Nickdember
und Hauze.

f) Die beyden Wörter bedeuten: Licht des Himmels, weil die Laterne von weitem wie ein Stern ansieht.

N^o 4.

RAUCHENARA BEGUM .



T. H. A.

Vergoldung gezieret. Der Hauze ist ein länglichter Sitz mit einem Thronhimmel auf Pfei- Bernier:
1664.
lern ^{b)}). Bei diesen verschiedenen Zügen ward der Kaiser beständig von einer großen Zahl Rajas und Omrahs begleitet, die ihm unmittelbar zu Pferde folgten, aber nur unordentlich. Diese Art, dem Kaiser aufzuwarten, schien dem Bernier sehr beschwerlich zu seyn, besonders an Jagdtagen, wo sie, wie schlechte Soldaten, der Sonne und dem Staube ausgesetzt waren. Diejenigen, welche nicht genöthiget waren, dem Kaiser zu folgen, befanden sich sehr bequem in ihren wohlverschlossenen *Palecks*, wo sie wie in einem Bette schlafen konnten. Sie langten zu rechter Zeit in ihren Zelten an, wo sie alle Arten von Bequemlichkeiten fanden. Um die Omrahs der Begleitung, und selbst unter ihnen, sah man allezeit eine Menge wohlberittene Leute, welche eine Art silberne Streitkolben führten. Man sah dergleichen auch auf den Flügeln, welche vor dem Kaiser her giengen, nebst verschiedenen Bedienten zu Fuße. Diese Reuter, die man *Gourzeberdars* nennet, sind auserlesene Leute, was die Länge und das gute Ansehen betrifft. Sie müssen die Befehle überbringen, und das Volk auf die Seite treiben. Nach den Rajas sah man die *Coursi* unter einem Gemische von Pauken und Trompeten ziehen. Dieses sind eine große Anzahl silberne Bilder von fremden Thieren, Händen, Wagen, Fischen, und andere geheimnißvolle Dinge, die man oben auf großen silbernen Stäben trägt. Ihnen folgte ein Haufen *Mansebdars* oder kleine Omrahs, die in viel größerer Menge sind, als die Omrahs ⁱ⁾).

Die Prinzessinnen und das vornehmste Frauenzimmer des *Seraills* ließen sich auch auf Zug der Prin- verschiedene Art tragen, manche wie der Kaiser auf den Schultern verschiedener Leute in einem *Jessinnen* und *Thaoudoul*, welches eine Art von gemalten und vergoldeten *Tactravan* ist, der mit einem prächtigen *Nesse* von hinter Seide mit Bordirung, Franzen und großen herunterhängenden Quasten ge- des andern
Frauenzim-
mers.
zieret, bedeckt ist; andere in eben so kostbaren *Paleks*, manche in großen und weiten Sänften, auf zween starken Kameelen oder von zween kleinen Elephanten statt der Maulesel. Bernier sah die *Rauchenara Begum* so ziehen. Er bemerkte eines Tages vorn an ihrer Sänfte, die offen war, eine kleine wohlgekleidete *Sclaviin*, die sie vor Fliegen und dem Staube schützte, wozu sie einen Pfauenschwanz in der Hand hatte. Andere lassen sich auf dem Rücken der Elephanten tragen, die reich gezieret sind, kostbar bordirte Decken und silberne Gitterchen haben. Sie sind daselbst wie in die Luft erhoben, und sitzen vier und vier beysammen in *Nickdembers* mit Gittern, die allezeit mit einem seidnen *Nesse* bedeckt sind, und so prächtig als die *Thaoudouls* und *Tactravans* aussehen.

Bernier beschreibt diesen prächtigen Zug des *Seraills* mit Bewunderung. Er ergoß sich manchmal auf dieser Reise, zu sehen, wie *Rauchenara Begum* voran zog. Sie saß auf einem großen Elephanten aus *Pegu* in einem kostbaren *Nickdember*, der von Gold und Azur glänzte; ihr folgten fünf bis sechs andere Elephanten, mit fast eben so kostbaren *Nickdembers*, darinnen sich die vornehmsten Frauenzimmer, die ihr angehörten, befanden. Einige *Verschnittene* in kostbaren Kleidern ritten auf schönen Pferden nebenher, mit Röhren in der Hand, ein Haufen tartarischer und kachemirischer *Sclavinnen* befanden sich um sie, in seltsamen Kleidungen auf schönen Zelten: den Schluß machten verschiedene *Verschnittene* zu Pferde, in Begleitung einer großen Menge Bediente zu Fuße mit großen Stäben, die Neugierigen abzutreiben. Nach der Prinzessin *Rauchenara* zeigte sich eine der vornehmsten Damen

D 2

^{f)} A. d. 58 u. f. C.
^{h)} A. d. 61 C.

i) A. d. 62 C.

Bernier.
1664.

Damen ihres Hofes in einem Aufzuge, der ihrem Range gemäß war. Dieser folgten verschiedene andere, bis zu funfzehn oder sechzehn, alle nach ihrer Verschiedenheit, mehr oder weniger prächtig. Dieser lange Zug Elephanten, deren Zahl manchmal auf sechzig stieg, welche mit abgemessenen Schritten giengen, alle diese Begleitungen, und diese prächtigen Zierrathen hatten so was edles und erhabenes, daß Bernier ohne die Behülfe seiner Philosophie, wie er sagt, in die ausschweifende Meinung der meisten indianischen Dichter verfallen seyn, welche behaupten, alle diese Elephanten trügen verborgene Göttinnen. In der That sind sie den Augen der Menschen fast eben so sehr entzogen, und das größte Glück, das einer Mannsperson, wer sie auch wäre, begegnen könnte, würde seyn, sich zu ihnen zu finden. Diese trostigen und nichtswürdigen Verschnittenen und Bedienten, denen nichts mehr als Gelegenheit und Vorwand, ihre Köhre zu brauchen. Ich erinnere mich, sehet Bernier hinzu, daß ich einst dabey sehr übel angekommen bin. Ich will die ärgste Begegnung haben ausstehen müssen, wenn ich nicht den Entschluß gefaßt hätte, mir eher den Weg mit dem Degen in der Hand zu öffnen, als mich durch diese Elemente prügeln zu lassen, wie sie sich dazu fertig machten. Mein vortreffliches Pferd brachte mich aus dem Gedränge, und ich sehet nachgehends eben so glücklich durch einen Streich. Die Mogolen sagen auch gleichsam sprichwortsweise: man müsse sich besonders vor drei Dingen in Acht nehmen: erstlich sich unter einem Haufen auserlesener Handpferde einzufinden, wo es nie an Schlägen fehlete; zweitens sich an den Orten einzufinden, wo der Kaiser Jagd ausübete; drittens den Weibesbildern des Serails zu nahe zu kommen. 1).

Jagden, die
der Verfasser
unterwegens
sah.

Was die Jagden des großen Mogols betrifft, so konnte sich der Verfasser schwerlich bilden, wie er doch oft gehört hatte, daß der Monarch dieser Ergebung sich an der Spitze von hundert tausend Mann bediente. Aber er begriff auf seiner Reise, daß er hätte zu hundert tausend dazu führen können. In den Gegenden um Agra und Dehli, längst dem Flusses Gemene, bis an das Gebirge, und auf beyden Seiten des Weges, der nach Lohp führt, findet man sehr viel ungebautes Land; manches walddicht, manches mit hohen Kräutern bewachsen, die eine Manneshöhe erreichen. Hier sind Wachten, die niemand hin lassen, außer Hasen und Wachteln, welche die Indianer mit Netzen zu fangen wissen. Folglich trifft man daselbst eine sehr große Menge allerley Wildpreys an. Dem Oberjägermeister, welcher den Kaiser begleitet, wird Nachricht gegeben, wo das meiste zu finden ist. Man stellet Wachen dahin, vier bis fünf Meilen weit, oder der Kaiser geht in diese Gegenden mit so viel Jägern, als er zu seinem Gefolge haben will, da indessen das Kriegesheer ruhe fortzieht, ohne an diesen Ergehungen Theil zu nehmen m).

Gazellenjagd
mit dem Leopard.

Auf dem Wege sah Bernier eine merkwürdige Jagd der Gazellen mit gezähmten Leoparden. Man findet in Indien viel solcher Thiere, die unsern Hirschkälbern sehr gleichen. Sie gehen ordentlich haufenweise von einander abgesondert, und jeder Haufen, der nie mehr als fünf oder sechs begreift, wird von einem Männchen allein begleitet, das an seiner Fährtenkennlichkeit ist. Wenn man einen Haufen Gazellen entdeckt hat: so sucht man zu machen, daß der Leopard sie merket, den man auf einem kleinen Karne gefesselt hält. Dieses listige Thier überläßt sich nicht sogleich der Hitze, sie zu verfolgen. Es wendet, verbirgt, krümmt sich, ihnen zu nähern und sie zu überfallen. Wie es unglaublich leicht springt, so sehet es auf sie, wenn es nahe genug ist, erwürgt sie, und sättiget sich mit ihrem Blute. Fehlet ihm dieser Streich, wie es oft geschieht,

so machet es nicht die geringste Bewegung mehr, die Jagd wieder anzufangen, und Bernier. 1664.
 nier glaubet auch, diese Mühe würde vergebens seyn, weil die Gazellen länger und schneller
 laufen, als der Leoparde. Sein Führer nähert sich ihm gelinde, schmeichelt ihm, wirft
 ihm Stücke Fleisch hin, und beobachtet einen Augenblick, da er ihm die Brillen, wie es
 der Verfasser nennet, über den Kopf werfen kann, die Augen damit zu bedecken, worauf
 er das Thier fesselt und wieder auf den Wagen bringt.

Die Jagd der Nilgaus schien dem Bernier nicht so sonderbar. Man schließt diese Jagd der
 Thiere in große Netze ein, die man nach und nach verengert, und wenn sie in einen sehr Nilgaus und
 kleinen Raum sind gebracht worden, gehen der Kaiser und die Omrahs mit den Jägern hin- Kraniche.
 ein, und tödten sie ohne Mühe und ohne Gefahr mit Pfeilen, mit halben Picken, Säbeln
 und Musquetons, und manchmal in so großer Anzahl, daß der Kaiser Vierteltheile davon
 unter alle Omrahs austheilet. Die Kranichjagd hat mehr Ergehnendes. Es ist ein Ver-
 gnügen, wenn man sieht, wie sie alle Kräfte anwenden, sich in der Luft gegen die Raub-
 vögel zu schützen. Sie tödten deren einige manchmal. Wie es ihnen aber an Geschicklichkeit
 sich zu wenden mangelt: so werden sie von vielen guten Vögeln zuletzt allemal hin-
 gerichtet.

Unter allen diesen Jagden fand Bernier die Löwenjagd am sonderbaresten und edelsten. Löwenjagd.
 Sie ist dem Kaiser und den Prinzen von Geblüte allein vorbehalten. Wenn er im Felde
 ist, und die Jagdwache eine Löwenhöhle entdeckt: so binden sie in einem benachbarten Orte
 einen Esel an, den der Löwe zu fressen nicht ermangelte, worauf er ohne andern Raub zu su-
 chen, zu trinken geht, und alsdann sich in seiner Höhle niederleget, bis den andern Tag,
 da man ihm wieder einen Esel anbindet. So locket man ihn verschiedene Tage. Wenn
 endlich Seine Majestät näher kommen: so bindet man an eben dem Orte einen Esel an, wel-
 chen man viel Opium hat fressen lassen, damit sein Fleisch den Löwen schläfrig mache. Die
 Wachen stellen mit allen Bauren der Gegend daherum weite Netze auf, die sie nach und nach
 vermehren. Der Kaiser nähert sich den Netzen von außen, auf einem mit Eisen bewehr-
 ten Elephanten, in Begleitung des Oberjägermeisters und einiger Omrahs, auch auf Ele-
 phanten, sehr vieler Gourzeberdars zu Pferde, und verschiedene Jagdwachen mit halben
 Picken bewehret. Er schießt auf den Löwen; sobald sich das grimmige Thier verlegt füh-
 let, geht es gerade nach dem Elephanten zu, fällt aber in das Netz und verwickelt sich dar-
 innen, und der Kaiser schießt so vielmal, bis er ihn endlich tödtet. Indessen sah Bernier
 einen bey der letzten Jagd, der über die Netze sprang, und sich an einen Reuter machte, dem
 er das Pferd tödtete. Die Jäger hatten nicht wenig Mühe, ihn wieder in die Netze zu
 treiben n).

Diese Jagd brachte das ganze Kriegesheer in eine entsetzliche Verwirrung. Bernier Unordnun-
 meldet, man habe drey bis vier Tage zugebracht, sich aus den Strömen zu helfen, die gen bey Gese.
 von den Bergen zwischen Gehölzen und großen Kräutern, wo man die Kameele fast nicht sah, genheit dieser
 herabstürzten. „Glücklich, saget er, waren die, die sich mit Lebensmitteln versorgt hat- Jagd.
 ten; denn alles befand sich in Verwirrung. Man hatte die Bazars nicht ordnen können.
 „Die Flecken und Dörfer waren entfernt. Eine besondere Ursache hielt das Kriegesheer auf.
 „Die Furcht, der Löwe möchte dem Gewehre des Kaisers entkommen seyn. Wie es ein glückliches
 „Zeichen ist, wenn er einen Löwen tödtet: so ist es ein sehr schlimmes, wenn derselbe ihn

m) A. d. 76 S.

Bernier. „entrinnt. Man würde alsdenn glauben, der Staat sey in Gefahr. Daher wird er
 1664. „der Erfolg dieser Jagd von vielen großen Ceremonien begleitet. Man bringt den Tod
 Der Tod „Löwen vor den Kaiser in die allgemeine Versammlung der Omrahs; man untersucht
 eines Löwen „man mißt ihn; man zeichnet in den Archiven des Reichs auf, den und den Tag habe der
 wird in den „der Kaiser einen Löwen von der und der Größe und Farbe getödtet. Man vergift das M
 Archiven „seiner Zähne und Klauen nicht: so wenig als die geringsten Umstände einer so großen
 aufgezeichnet. „gebenheit.“ Das Opium betreffend, das man den Esel fressen läßt, setzt der Verf
 hinzu, er habe darüber einen der obersten Jäger befraget, und von solchem erfahren, d
 es ein Märchen des gemeinen Volkes sey, und ein wohlgesättigter Löwe ohne weitere K
 stücke einschlafe o).

Beschwer- Außer der Beschwerlichkeit dieser Jagden ward auch der Zug bisweilen durch den U
lichkeiten bey bergegang über große Flüsse aufgehalten, die ordentlich ohne Brücken sind. Man mi
dem Ueber- verschiedene Schiffbrücken machen, die zwey hundert bis drey hundert Schritte von ein
gange über der waren. Die Mogolen besitzen die Kunst, solche zu verbinden, und zu befestigen.
Flüsse. bedecken sie mit einem Mengsel von Erde und Stroh, dadurch der Weg darauf, für
 Thiere sicher gemacht wird, daß sie nicht ausglitschen. Nur der Eingang und Ausg
 sind gefährlich, denn außer dem Gedränge und der Unordnung finden sich daselbst oft
 ben, daß Pferde und Ochsen mit unsäglicher Unordnung hinein fallen. Der Kaiser war
 mals nur eine halbe Meile von der Brücke gelagert, und hielt sich einen oder zween
 auf, damit das Heer gelassener hinübergehen konnte p). Die Menge der Leute, daraus es
 stand, ließ sich nicht so leicht beurtheilen. Bernier glaubet überhaupt, an Kriegesleu
 und Gefolge wären nicht weniger als hundert tausend Reuter, aber mehr als hundert
 funfzig tausend Pferde, Maulesel und Elephanten gewesen: fast funfzig tausend Kame
 und beynahе eben so viel Ochsen und Klepper, die man brauchet, den Vorrath der
 Zahl des Heer- zars, nebst den Weibern und Kindern zu tragen; denn die Mogolen haben den tartari
 res und Ge- Gebrauch beybehalten, alles mit sich zu schleppen. Rechnet man die Bedienten darzu
 folges. einem Lande, wo nichts anders, als durch Bediente verrichtet wird, und wo der Ver
 selbst, dessen Rang nicht weiter als unter den Reutern mit zween Pferden gieng, drey
 diente im Lohne hatte: so wird man leicht glauben, daß das Heer nicht weniger als
 hundert tausend oder vier hundert tausend Personen enthielte. Man müßte sie diese
 gezählt haben, sagt Bernier; aber, nachdem er erwähnt hat, daß die Zahl erstaun
 und fast unglaublich wäre, so setzt er, die Verwunderung zu vermindern, wieder hinzu: es w
 die ganze Stadt Dehli gewesen; denn da die Einwohner derselben bloß vom Heise und dem He
 lebten, so würden sie verhungern, wenn sie dem Kaiser nicht folgten, besonders auf langen Reisen.

Wie sich sol- Fraget man, woher ein so zahlreiches Heer Unterhalt findet? so antwortet Bernier:
ches unterhält. Indianer wären sehr mäßig, und von dieser Menge Reuter dürfte man nicht den zwanzigste
 Theil rechnen, die auf dem Zuge Fleisch assen. Das Kircheri, ein Mengsel von
 und Hülsenfrüchten, worauf man rothe Butter gießt, nachdem man es hat kochen
 ist der Mogolen ordentliche Nahrung. Die Kameele können, wie bekannt, Arb
 Hunger und Durst ausstehen: sie leben von etwas Wenigem, und fressen was sie nur
 kommen. Sobald das Heer anlangt, führet man sie auf die Felder, wo sie sich von alle
 nähren

o) A. d. 87 S.

p) A. d. 83 S.

q) A. d. 91 S.

r) A. d. 94 S.

nähren, was sie finden können. Ueberdieses müssen eben die Kaufleute, welche die Bazars zu Dehli halten, sie auch im Felde versehen. Endlich geht der gemeinste Pöbel beständig in die Dörfer um das Lager herum, Fütterung zu kaufen, woben es etwas gewinnt. Die allerärmsten scharen mit einer Art Schaufeln ganze Felder ab, die kleinsten Kräuter abzunehmen, welche sie sorgfältig waschen, und manchmal theuer genug verkaufen ¹⁾).

Bernier entschuldigt sich, daß er die Städte und Flecken zwischen Dehli und Lahor nicht angezeigt hat. Er sah fast keine. Er zog immer über Felder, und bey Nachte. Da sein Aufenthalt nicht mitten in dem Heere, wo die Heerstraße oft durchgeht, sondern auf dem rechten Flügel, weit hinein wäre, so richtete er sich nach den Sternen, um sich dahin zu finden: auf die Gefahr, sich manchmal sehr zu verirren, und fünf bis sechs Meilen zu gehen, da die Entfernung von einem Lager zum andern ordentlich nur drey bis vier Meilen ist. Aber der Anbruch des Tages half ihm allemal aus dem Irrthume ²⁾).

Bei seiner Ankunft zu Lahor, ersuhr er, daß das Land, wovon dieser Ort die Hauptstadt ist, Penjab, das ist Land von fünf Wasser heißt, weil es fünf ansehnliche Flüsse hat, die von den großen Bergen um Kachemir herum, herabkommen, in den Indus fallen, und mit ihm in den Ocean gegen den Eingang des persischen Meerbusens gehen. Einige halten Lahor für die Stadt, welche Alexander der Große seinem Vncephalus zu Ehren gebauet hat. Den Mogolen ist dieser Eroberer unter dem Namen Sekander Silifous, welcher so viel heißt, als Alexander Philipps Sohn, bekannt: den Namen des Pferdes aber wissen sie nicht. Die Stadt ist an einen der fünf Flüsse gebauet, der nicht kleiner als die Loire ist. Man sollte ihn mit einem Damm einfassen; denn er tritt oft aus und verändert sein Wasserbette. Seit einigen Jahren hatte er sich eine große Viertelmeile zurück gezogen. Die Häuser zu Lahor sind viel höher, als zu Dehli und Agra, aber in Abwesenheit des Hofes, welcher diese Reise mehr als in zwanzig Jahren nicht gethan hatte, waren die meisten verfallen. Nur fünf oder sechs Gassen waren noch übrig, die einige Betrachtung verdienen; und auch da sah man viel eingefallene Häuser. Der kaiserliche Pallast stand nicht mehr am Ufer des Flusses, weil sich solcher zurück gezogen hatte, Bernier fand ihn sehr prächtig, ob wohl unter denen zu Agra und Dehli ¹⁾).

Der Kaiser hielt sich da länger, als zween Monate auf, bis der Schnee geschmolzen wäre, welcher den Weg durch die Gebirge verschloß. Man erinnerte den Bernier, sich mit einem kleinen kachemirischen Gezelte zu versehen. Seines war groß und schwer; und wenn die Kameele nicht über die Berge kommen können, so hätte er es mit viel Bemühen und Kosten von Trägern müssen fortbringen lassen. Er bildete sich ein, da er die Hitze von Mecca und Babelmandel überstanden hatte, so würde er sie überall auf der Erde ausstehen können. Aber die Erfahrung belehrte ihn bald, daß die Indianer selbst sich nicht ohne Grund vor elf oder zwölf Tagen fürchten, so lange man nämlich den Zug von Lahor nach Bember, das ist, bis zum Eingange der Gebirge von Kachemir rechnet. Diese außerordentliche Hitze rühret, wie er saget, von der Lage der hohen Gebirge her, die sich nordwärts des Weges befinden, die frischen Winde aufhalten, die Sonnenstrahlen auf die Reisenden zurück werfen, und im Felde eine brennende Hitze lassen. Er dachte den Ursachen dieses Uebels nach, und rief an dem vierten Tage des Zuges, dabey aus: „Was hilft es mir, zu philosophiren, und Ursachen von einer Hitze zu suchen, die mich vielleicht morgen hinrichten wird.“ ²⁾

Bernier.
1664.

Bemerkungen des Verfassers zu Lahor.

Weg von Lahor nach Bember.

Große Hitze, und was Bernier aussteht.

Den

¹⁾ N. d. 95 C.

²⁾ N. d. 100 u. f. C.

^{u)} N. d. 104 C.

Bernier.
1664.

Den fünften Tag gieng er über einen der großen Flüsse Indiens, Namens Tchernai. Das Wasser desselben ist so gut, daß die Omrahs ihre Kameele damit beladen lassen, des Ganges Wassers, das sie bis dahin trinken. Aber die Kraft hatte es doch nicht, Bernier vor den Beschwerlichkeiten des Weges zu schützen. Er machet eine gräßliche Schilderung desselben. Die Sonne war seit dem ersten Augenblicke ihres Aufganges unträglich. Man sah kein Wölken. Man fühlete nicht den geringsten Wind. Pferde, welche von Lahor her kein Gras gesehen hatten, konnten kaum mehr fort. Indianern selbst, in ihrer schwarzen, trockenen und harten Haut, fehlte es an Kraft und Athem. Man fand Todte auf dem Wege. Des Verfassers Gesicht, Hände, Füße schälten sich ab. Sein ganzer Leib war mit rothen Bläschen bedeckt, die wie Nadeln stechen. Den zehnten Tag des Zuges zweifelte er, ob er den Abend noch erleben würde. Seine ganze Hoffnung beruhete auf ein wenig trockner geronnener Milch, die er mit etwas Zucker im Wasser zergehen ließ, und vier oder fünf Limonen, die ihm noch zur Limonade übrig geblieben x).

*Stadt Bember
ber am Ein-
gange des Gebirges.

Gleichwohl langte er, die Nacht des zwölften Tages, am Fuße eines steilen schneeigen und brennenden Berges an, wo Bember liegt. Das Lager ward auf einem großen Platze voll Kiesel und Sand aufgeschlagen. Es war ein rechter Feuerofen, aber ein wenig kühlte die Luft den folgenden Morgen ab. Der Kaiser hatte diese Linderung voraus sehen können, und war die Nacht mit einem Theile seines Frauenzimmers und

Vorsichtig-
keit des Kai-
sers, dadurch
zu kommen.

vornehmsten Bedienten abgegangen. Um das kleine Königreich Kachemir nicht auszufern, hatte er nur seine vornehmsten Weiber und die besten Freundinnen der Kaiserin mitgenommen, auch so wenig Omrahs und Soldaten als nur möglich war. Die Omrahs, welche die Erlaubniß hatten, ihm zu folgen, nahmen nur den vierten Theil ihrer Reuterei mit sich. Auch die Zahl der Elephanten ward eingeschränket. Diese so schweren Thiere haben doch einen festen Tritt. Sie fühlen in gefährlichen Wegen überall, wo sie fortkommen können, und müssen allemal einen Fuß fest stehen haben, ehe sie den andern bewegen. Man nahm auch etliche Maulesel mit: aber alle Kameele, deren Beystand doch nöthiger gewesen wäre, mußten zurück bleiben. Ihre langen und steifen Füße können sich auf den beschwerlichen Wegen in den Gebirgen nicht erhalten. Statt ihrer mußte man eine große Menge Träger brauchen, welche die Befehlshaber und Rajas daherum versammelt hatten, und bekamen, vermöge eines kaiserlichen Befehls, für jedes hundert Pfund zehn Thaler. Man zählte ihrer über dreißig tausend, ob der Kaiser und die Omrahs gleich schon vor mehr einem Monate ihr Geräthe und Kaufleute zum Theil voraus geschickt hatten. Die Soldaten, welche zur Reise ernannt waren, hatten Befehl, jeder nach seiner Ordnung abzugehen, welches das einzige Mittel war, die Verwirrung zu vermeiden, da dieser gefährliche Zug fünf Tage dauerte. Der ganze übrige Hof mit dem Geschütze und der Mannschaft größtentheils sollten drey bis vier Monate, im Lager bey Bember, gleichsam Wache halten, bis der Monarch, nachdem er das Ende der Hitze abgewartet, zurück käme y).

Berniers
Fortreise.

Daneck Mend kam die folgende Nacht an die Reihe, und Bernier gieng in seine Gefolge. So bald er die entsetzliche Mauer der Welt z); das ist einen hohen, schneeigen, öden Berg überstiegen hatte, so fühlete er beym Heruntersteigen auf der andern Seite

x) A. d. 113 S.

y) A. d. 122 u. f. S.

z) Weil er Kachemir als das irdische Paradies ansieht.

Luft frischer und gemäßiger. Nichts aber erregte ihm bey diesen Gebirgen mehr Verwunderung, als daß er sich plötzlich wie aus Indien nach Europa gebracht sah. Er fand die Erde mit allen unsern Pflanzen und Bäumchen bedeckt, nur Jssop, Thymian, Majoran und Rosmarin ausgenommen, und glaubte, er wäre in gewissen Gebirgen von Auvergne, mit den in einem Walde von Fichten, grünen Eichen, Ahornen und Maschholdern; seine Verwunderung war desto lebhafter, weil er bey dem Ausgange aus den brennenden Feldern von Indostan, nichts gefunden hatte, das ihn zu dieser Verwandlung vorbereiten konnte a).

Bernier.
1664.

Angenehme
Verwande-
lung eines
Landes in das
andere.

Besonders bewunderte er, anderthalbe Tagereise von Bember einen Berg, der auf beyden Seiten voll Pflanzen stand, mit dem Unterschiede, daß südwärts nach Indien zu, eine Vermischung von indianischen und europäischen, nordwärts aber nach Europa zu, nur europäische in die Augen fielen, als hätte die erste Seite an beyder Länder Witterung Theil genommen, und wäre die letzte ganz europäisch gewesen. An den Bäumen bemerkete er beständig eine natürliche Reihe von Erzeugungen und Zerstörungen. In diesen jähen Bergen, wo nie ein Mensch hinunter gestiegen war, sah er Pflanzen zu hunderten, die umgefallen waren, oder noch vor Alter umfielen, und andere, die jung und frisch aus ihren Stämmen herauswuchsen. Er sah auch einige verbrannte, sie mochten nun vom Blitze getroffen seyn, oder sich im stärksten Sommer durch ihr Aneinanderreiben bey einem warmen und starken Winde entzündet haben, oder der Stamm mochte sich, nach der Einwohner Gedanken, bey einer starken Austrocknung im Alter selbst entzünden können. Bernier konnte sich auch an den natürlichen Wasserfällen nicht satt sehen, die er unter den Felsen entdeckte. Er fand einen, der ganz unvergleichlich war. Von weitem sieht man auf den Abhängen eines hohen Berges einen Wasserstrom, der einen langen Canal, welcher dunkel und mit Bäumen bedeckt ist, herabsteigt, und sich plötzlich mit erstaunlichem Getöse an dem Fuße eines steilen geraden Felsens von erstaunlicher Höhe herabstürzt. Nahe dabey auf einem andern Felsen, den der Kaiser Jehan Guir besonders dazu hatte ebenen lassen, sah man eine große Bühne in völligem Stande, wo sich der Hof im Vorbeygehen aufhalten konnte, um dieses Wunder der Natur zu betrachten b).

Erzeugungen
und Zerstör-
ungen.

Natürliche
Wasserfälle.

Bei diesen Ergehnissen begegnete ihm ein sehr sonderbarer Vorfall. Den Tag, da der Kaiser Pire penjale, den höchsten aller dieser Berge, hinauf gieng, von welchem man in der Entfernung das Land Rachemir entdeckt, gerieth einer der Elephanten, welche die Weiber in Rickdembers und Embarys trugen, in Schrecken, und lief wider den zurück, der ihm nachfolgte. Der zweyte lief wider seinen Nachfolger. Und so machte es die ganze Reihe von fünfzehn Elephanten. Da sie sich in einem steilen und engen Wege nicht wenden konnten: so fielen sie alle über einander auf den Boden des Absturzes, der zu allem Glück nicht eben der tiefste und steilste war. Nur drey oder vier Weiber blieben todt, aber alle Elephanten kamen um. Bernier kam zween Tage darnach dahin, sah sie im Vorbeygehen, und glaubte zu erkennen, daß verschiedene noch ihren Rüssel bewegten. Dieses Unglück verursachte sehr viel Verwirrung bey dem ganzen Heere, welches in einer Reihe an den Seiten, durch sehr gefährliche Stege zog. Man ließ den übrigen Tag und die ganze Nacht halten, damit die Weiber, und was sich von diesem Falle retten ließe, konnten heraus-

Fünfzehn
Elephanten
fallen in ei-
nen Absturz.

a) N. d. 154 S.

b) N. d. 158 u. vorherg. S.

Bernier.
1664.

ausgezogen werden. Jeder mußte an dem Orte bleiben, wo er sich befand, weil man in der vor sich noch hinter sich konnte. Außerdem hatte niemand seinen Träger mit seinen Zelten und seinen Lebensmitteln bey sich. Bernier war noch nicht der Unglücklichste. Er fand ein Mittel, aus dem Wege heraus zu klettern, und sich einen kleinen bequemen Weg auszumachen, wo er die Nacht mit seinem Pferde zubrachte. Einer seiner Bedienten war so treu, ihm zu folgen, und hatte ein wenig Brodt, welches sie theilten. Sie wälzten die

Der Verfasser ge Steine da fort, und fanden einen großen schwarzen Scorpion, den ein junger Mensch nimmt einen in die Hand nahm und drückte, ohne von ihm gestochen zu werden. Bernier war auf dem Scorpion ob- Wort dieses Menschen, der sein Freund war, und sich rühmte, den Scorpion mit einer seiner Schanden in le des Coran beschworen zu haben, eben so kühn c).

Plötzliche Veränderung vom Sommer in Winter. Bey dem Uebergange über diesen Berg Dircpenjal hatte er, wie er sagt, dreymal Gelegenheit, sich seiner philosophischen Begriffe zu erinnern. Erstlich empfand er, in weniger als einer Stunde, Winter und Sommer hinter einander. Nachdem er stark geschwehelt hatte, um Wege hinauf zu steigen, wo jedermann zu Fuße gehen mußte, und wo man eine brennende Sonnenhitze ausstrahlte: so fand er oben auf dem Berge gefrohrenen Schnee durch den man einen Weg geöffnet hatte. Es war ein sehr dickes Glätteis, und der Wind wehete so kalt, daß die meisten Indianer, die nie weder Schnee noch Eis gesehen hatten, zitternd liefen, in wärmere Luft zu kommen. Zweytens fand Bernier, in einem Thale von weniger als zwey hundert Schritten, zwey gerade einander entgegen stehende Winde einen nordlichen, der ihm beym Hinaufsteigen ins Gesicht blies, und einen südlichen, der ihm beym Hinuntergehen in den Rücken wehete, als hätte sich aus den Ausdünstungen dieses Berges ein Wind erzeugt, der verschiedene Richtungen nähme, nachdem er in beyden gegenüberstehenden Thälern glenge.

Winde, die einander zuwider sind.

Einsiedler auf dem Berge.

Drittens traf der Verfasser auf dem Gipfel des Berges einen alten Einsiedler an, von Jehan Guirs Zeiten daselbst gelebet hatte. Man wußte nicht, von was für einer Religion er war, ob man ihm wohl Wunderthaten zuschrieb: z. E. daß er den Wind nach seinem Gefallen lenken, Regen, Schnee und Stürme hervorbringen könnte. Er hatte ein wildes Ansehen. Sein Bart war lang, weiß, und schlecht gekämmt. Er forderte Almosen trozig, aber er verstattete, Wasser in irdenen Gefäßen zu nehmen, die er umgestellt hatte. Er gab mit der Hand ein Zeichen, man sollte geschwind vorbey gehen ohne sich aufzuhalten. Er schmähte auf die, welche Geräusche machten. Bernier war so neugierig, in seine Höhle zu gehen, nachdem er ihm das Gesicht durch ein Geschenk heitert hatte, und fragte ihn, warum er so viel Widerwillen gegen das Geräusche habe. Seine Antwort war, es erregte heftige Ungewitter um den Berg; Aurengzeb wäre weise gewesen, daß er allezeit seinem Rathe gefolget hätte, Scha Jehan hätte es eben gemacht, und Jehan Guir wäre einmal bald mit seinem Heere umgekommen, weil er seine Erinnerung verspottet, und mit Trompeten und Pauken hätte Lärmen machen lassen.

a) A. d. 152 S.

d) A. d. 166 n. vörberg. S.

e) Bernier hat einen Auszug derselben, S.

Der II Abschnitt.

Beschreibung des Königreichs Kachemir.

Bernier.

1664.

Ehemalige Beschaffenheit des Landes. Seine Größe und Lage. Beschaffenheit der Berge umher. Schönheit der Ebene. Fruchtbarkeit der Stadt Kachemir. See und Inseln. Gärten. Verniers Urtheil von Kachemir. Einwohner. Wunderbrunn. Lusthaus der alten Könige in Kachemir. Fische mit goldenen Ringen in der Nase. Wunder von Baramoulay. Deffnung von Baramoulay. Außerordentliche

Quelle. Steinwüchse. Berge und Länder bey Kachemir. Es gränzet an Tibet. Wie Vernier Nachricht davon erhält. Der Mogol will Groß Tibet erobern. Es kommen Gesandten zum Aurengzeb. Arzt aus Lassa. Alte Caravane von Kachemir. Gesandtschaft aus Aethiopien an den großen Mogol. Zubereitung und Geschenke. Reise der Gesandten. Wie ihnen begegnet wird. Ihre Nachrichten vom Nil.

Man liest in der Geschichte der alten Könige von Kachemir e), daß dieses Land vordem nur ein großer See gewesen, dessen Wasser ein heiliger Alter, Kacheb, durch ein Wunderwerk fortgeschafft, indem er einen Felsen, Namens Baramoule zertheilet habe. Vernier beredete sich leicht, daß diese Gegend mit Wasser bedeckt gewesen, wie man von Thesfallen und einigen andern Gegenden erzählt, aber die Deffnung des Baramoule konnte er nicht für ein Menschenwerk halten, weil dieser Berg sehr hoch und breit ist. Er stellte sich lieber vor, die Erdbeben, denen diese Gegenden sehr unterworfen sind, hätten vielleicht einen Abgrund geöffnet, da der Berg selbst hinein gestürzt wäre. So hat sich nach der Araber Meynung die Enge von Babelmandel vordem eröffnet, und Berge und Städte sind in großen Wälbern versunken.

Was man auch davon glauben mag, so ist Kachemir nun keinem See mehr ähnlich. Seine Größe Es ist eine sehr schöne Landschaft voll vieler kleinen Hügel, die nicht weniger als dreißig Meilen Länge, und zehn oder zwölf Meilen Breite hat. Es liegt am äußersten von Indostan, nordwärts Lahor, und recht von den Bergen des Caucasus, und zwischen die Gebirge von groß und klein Tibet und Raja-Gamon eingeschlossen. Die ersten Berge, die es begränzen, das ist, die an die Ebene reichen, sind von mittelmäßiger Höhe, mit Bäumen und Viehweiden bedeckt, wo man allerley Vieh, als Kühe, Schafe, Ziegen, und Pferde findet. Unter verschiedenen Arten von Wildprete, als Rebhühner, Hasen, Gazellen, und einigen der Thiere, die Muscus haben, sieht man auch viele Bienen. Aber, welches in Indien sehr selten ist: so findet man da nie Schlangen, Tyger, Bäre und Löwen. „Da- her Vernier glaubet, man könnte sie die unschuldigen Berge nennen, auf denen Milch und Honig flösse, wie im gelobten Lande f).

Ueber diese erheben sich andere höhere, deren Gipfel allezeit mit Schnee bedeckt ist, und stets über die Gegend der Wolken und Nebel erhoben, ruhig und helle scheint. Von allen diesen Bergen fallen überall unzählige Quellen und Bäche herab, welche die Einwohner in ihre Reißfelder zu theilen, und selbst durch große Erddämme, auf ihre Hügel zu leiten wissen. Nachdem diese schönen Gewässer viel Wasserfälle und Bäche gemacht haben: so vereinigen sie sich endlich, und machen einen Fluß von der Größe der Seine aus, welcher ganz langsam das Königreich umfließt, durch die Hauptstadt geht, und seinen Ausgang zu Baramoule zwischen zween steilen Felsen findet, von da er sich in verschiedene Abstürze zer-

P 2

zer-

auf Befehl Zehan Guirs gemacht worden, aus dem Persischen überseht. f) N. d. 127 S.

Bernier. zertheilet, und im Vorbeygehen eine Menge kleiner Flüsse in sich nimmt, die von den Bergen herab kommen, endlich aber gegen Ateck in den Indus fällt g).

1664.

Fruchtbarkeit.

So viel Bäche, die von allen Bergen herunter kommen, machen die Felder und Hügel ungemein fruchtbar; man sollte alles für einen großen Garten ansehen, in welchem sich Flecken und Dörfer befänden, deren man eine große Menge zwischen den Bäumen entdeckt. Zur Abwechslung sieht man Wiesen, Reisfelder, Felder voll Getraide, Hanf, Safran, und allerley Hülsenfrüchte, unter welchen Canäle in allerley Gestalten sich durchschlingen. Ein Europäer erkennet da überall unsere Pflanzen, Blumen, und Bäume, Apfelsbäume, Birnbäume, Pflaumen, Abricosen, Nüsse und Weinstöcke, mit ihren Früchten beladen. Die besondern Gärten sind voll Melonen, Zuckerrüben, schöne Rüben, die meisten Küchenkräuter unserer Gärten, und auch einige, die in Europa mangeln. Zwo sah Bernier da nicht so viel verschiedene Früchte, wie bey uns, und fand sie auch nicht so gut; aber er schreibt dieses nicht dem Erdreiche zu, sondern bedauert, daß die Einwohner keine bessern Gärtner haben h).

**Stadt
Kachemir.****Ihre An-
nehmlichkeit.**

Die Hauptstadt führet den Namen des Königreiches. Sie ist ohne Mauern, aber nicht unter drey viertheil Meilen lang, und eine halbe breit. Sie liegt zwo Meilen von den Bergen, die einen halben Kreis um sie machen, am Ufer eines Sees von süßem Wasser, der vier oder fünf Meilen im Umfange hat, und von denen Quellen und Bächen entsteht, welche die Berge herablaufen. Er fällt durch einen schiffbaren Canal in den Indus. Dieser Fluß hat zwo hölzerne Brücken in der Stadt, die beyden Hälften, die er von einem der sonder, dadurch zu vereinigen. Die meisten Häuser sind von Holze, aber wohl gebaut, und sogar zwey bis drey Geschöß hoch. Ob dem Lande wohl gute Bausteine nicht fehlen, und viel alte Tempel und Gebäude von Steinen noch übrig sind: so hat man doch die Bauart mit Holze der mit Steinen vorgezogen, weil man das erste so häufig, vermittle der kleinen Flüsse, von den Bergen herunter haben kann. Alle Häuser an dem Flusse haben meist einen kleinen Garten am Ufer. Dieses sieht sehr schön aus, besonders in der angenehmen Jahreszeit, da man auf dem Wasser spazieren zu fahren pfleget. Auch die, welche nicht so angenehm liegen, haben doch ihren Garten, und verschiedene einen kleinen Canal, der vom See herkömmt, und ein kleines Fahrzeug zum Spazierenfahren i).

Eine Seite der Stadt liegt nach einem Berge zu, der von allen den andern abgetrennt ist, und sehr angenehm aussieht, weil er auf seiner abhängenden Seite verschiedene schöne Häuser mit ihren Gärten zeigt; und weil man oben auf seinem Gipfel eine Moschee mit einer Einsiedlerey und vielen schönen Bäumen, die sie gleichsam krönen, entdeckt. Er heißt auch in der Landessprache Zaryperbet, grünender Berg. Ihm entgegen entdeckt man einen andern, worauf sich auch eine Moschee mit ihrem Garten, und einem sehr alten Gebäude befindet, welches wohl ein Götzentempel gewesen ist; ob man es gleich Salomons Thron nennet; denn die Einwohner schreiben es diesem Könige zu, welcher eine Reise nach Kachemir soll gethan haben k).

**Schönheit
des Sees, In-
seln, Gärten.**

Die Schönheit des Sees wird durch eine Menge kleiner Inseln vermehret, die gleichsam so viel allezeit grüne Gärten vorstellen, weil sie voll Obstbäume und mit großem terichten Aspen eingefaßt sind, von denen man die dicksten noch umklustern kann, alle aber haben

g) A. d. 129 S.

h) A. d. 134 S.

i) A. d. 135 S.

k) A. d. 136 S.

haben sie eine erstaunliche Höhe, und nur einen Busch Aeste am Gipfel, wie die Palmen. Ueber dem See, auf den Abhängen der Berge, entdecket man nichts als Lusthäuser und Gärten. Die Natur scheint so schöne Derter nur zu diesem Gebrauche bestimmt zu haben. Sie sind voll Quellen und Bäche. Die Luft ist daselbst allezeit rein, und man hat von allen Seiten die Aussicht auf den See, die Inseln und die Stadt. Der schönste dieser Gärten ist der Chalimar, oder Königliche. Man geht in denselben, vermitteltst eines großen mit Rasen eingefassten Canals, der sich fünf hundert Schritte weit zwischen zwei schönen Alleen von Pappelbäumen strecket. Er führet an den Fuß eines großen Cabinets, das sich in der Mitte des Gartens befindet, und da fängt ein anderer viel prächtigerer Canal an, der bis an das Aeußere der Einfassung geht. Dieser zweyte Canal ist mit großen Bruchsteinen gepflastert. Seine Ufer von eben dem Steine erheben sich schief; und in der Mitte sieht man von funfzehn zu funfzehn Schritten, eine lange Reihe von Wasserkünsten, ohne viel andere mit zu rechnen, die hier und dar in verschiedenen runden Wasserbehältnissen, mit denen er eingefast ist, springen. Er endiget sich am Fuße eines andern, jenem sehr ähnlichen Cabinets. Diese Cabinetter sind wie runde Thürmchen bedeckt, und auf dem Wasser selbst, zwischen den beiden großen Alleen von Pappelbäumen erbauet; sie haben eine Galerie, die rings um sie geht, und vier einander gegenüberstehende Thüren. Zwei derselben gehen nach den Alleen, mit Brücken hinüber zu kommen, zwei andere auf die gegenüberstehenden Canäle. Jedes Cabinet besteht aus einem großen Saale, in der Mitte von vier Kammern, welche die vier Ecken ausmachen. Alles ist inwendig gemalet, und vergoldet, und mit Sprüchen mit großen persischen Buchstaben gezieret. Die vier Thore sind sehr kostbar. Sie bestehen aus großen Steinen, und werden von Säulen der alten Gögentempel, die Scha Jehan zerstören ließ, unterstützt. Man kennt die Materie dieser Steine so wenig, als ihren Werth: aber sie sind schöner, als Marmor und Porphyr 1).

Bernier.
1664.Königlicher
Garten.

Bernier thut kühn den Ausspruch, kein Land in der Welt habe in einem so kleinen Umfange soviel Schönheiten, als das Königreich Kachemir. „Es verdiente noch, sehet er hinzu, alle die Gebirge zu beherrschen, die es umgeben, bis an die Tartarey, und ganz Indostan, bis an die Insel Ceylan. Die Mogolen nennen es nicht ohne Ursache das irrdische Paradies von Indien; und Kaiser Eckbar wandte deswegen soviel Mühe an, es seinen natürlichen Königen zu entreißen. Jehan Guir, sein Sohn und Nachfolger, fand an diesem schönen Stücke Erdreich soviel Gefallen, daß er nicht aus demselben kommen konnte; und oft versicherte, der Verlust seiner Krone würde ihm nicht so empfindlich seyn, als der Verlust dieses Landes. Als wir daselbst angekommen waren: so bestrebeten sich alle wüthige Köpfe unter den Mogolen, die Reizungen desselben durch verschiedene schöne Gedichte zu preisen, die sie dem Kaiser überreichten, welcher sie großmüthig belohnete m).

Berniers Urtheil über das
Königreich
Kachemir.

Die Kachemirier n) werden für die geistreichsten und wüthigsten Indianer gehalten. Sie haben zu der Dichtkunst und den Wissenschaften soviel Neigung, als die Persianer, und mehr Fleiß und Arbeitsamkeit. Sie machen Palekis, hölzerne Betten, Cabinetter, Schreibzeuge, Kästchen, Löffel, und verschiedene Arten kleiner Werke, die ihrer Schönheit wegen durch ganz Indien gesucht werden. Sie tragen einen Firniß darauf, der ihnen eigen ist. Ihr Fleiß und ihre Künste.

P 3

n) Bernier nennet sie manchmal Kachemyris.

1) A. d. 140 S.

2) A. d. 141 S.

Bernier.
1654.

Chales, Arten
von Zengen.

ist. Besonders bewundert man ihre Geschicklichkeit, eines gewissen Holzes sehr schöne Aehren verfolgen und nachzuahmen, worauf sie Goldfäden legen. Nichts aber ist ihnen eigen und durch die Handlung einträglicher, als eine Art Zenge, mit der sie selbst ihren Kindern Arbeit verschaffen. Man nennet sie Chales. Es sind Stücke von anderthalb Elle lang und einer breit, auf dem Stuhle an beyden Enden bordiret. Die Mogolen und die meisten Indianer von beyden Geschlechtern tragen sie den Winter auf dem Kopfe, daß sie ihnen wie ein Mantel auf der linken Achsel herabhängen. Man unterscheidet zwey Arten davon: eine aus Landwolle, die feiner als die spanische ist, die andere aus einer Wolle oder vielmehr einer Haare, Touz genannt, das man von der Brust der wilden Ziegen von groß Tibet nimmt. Die Chales der zweyten Art sind viel theurer, als jene. Kein Diber ist härter. Aber wenn man sie nicht beständig lüftet und in Acht nimmt, so kommen leicht Würmer hinein. Die Dibras bestellen welche, die zu hundert und funfzig Rupien kosten; die schönsten aus der Landwolle kommen nie über funfzig o). Bernier bemerkt wegen der Chales, daß die Arbeiter von Patna, Ayra und Lahor, ihnen nie so viel Schönheit und Härte geben können als die in Kachemir, welchen Unterschied man dem Wasser des Landes zuschreibt, wie man zu Masulipatan die schönen Chites oder mit dem Pinsel gemalten Zenge machet, die noch schöner durch Waschen werden.

Bildung der
Kachemirer
und Schön-
heit des Frau-
enzimmers.

Auch die Schönheit des Leibes rühmet man an den Kachemiriern. Meistens sind sie so wohlgebildet, als die Europäer, ohne etwas von der tartarischen Gesichtsbildung, und die gequetschten Nase und den kleinen Schweinsaugen zu haben, die man in Kachegar und Großtibet findet. Das Frauenzimmer in Kachemir, ist seiner Schönheit wegen so sehr rühmt, daß die meisten Fremden, die in Indostan anlangen, sich vergleichen zu verschaffen suchen, in Hoffnung, von ihnen weißere Kinder, als die Indianer sind, zu bekommen, für wahre Mogolen angesehen würden p).

Wunderbrun-
nen.

Bei verschiedenen Gelegenheiten, die der Verfasser hatte, einige Theile dieses Königreiches zu besuchen, machte er Betrachtungen, die er seiner Nachricht beyfüget. Dem Münd Kam, sein Nabab, schickte ihn einst mit zweyen Reutern zur Bedeckung, drey Tage ne Tagereisen von der Hauptstadt, und folglich ans äußerste des Königreiches, ein

o) N. d. 147 S.

p) N. d. 149 S. Wir wollen einige andere Umstände von Berniers Erzählung hier in der Anmerkung vortragen. „Wenn man von der Schönheit des verborgenen und eingesperrten Frauenzimmers, saget er, nach den Weibsbildern des gemeinen Volkes urtheilen darf, die man auf den Gassen und in den Läden sieht: so muß man glauben, daß es sehr schöne darunter giebt. In Lahor werden sie den Ruhm einer schönen Leibesgestalt haben, daß sie geschlank, und die schönsten braunen Indianerinnen sind. Weil sie es wirklich sind: so habe ich mich eines den Mogolen gewöhnlichen Kunstgriffes bedient, einem Elephanten, vornehmlich einem reich geschmücketen nachzufolgen: denn sobald sie die beyden silbernen Glöckchen hören, die ihm an bey-

den Seiten hängen, so kommen sie alle mit den Köpfen in die Fenster. Eben so habe ich es in Kachemir gemacht, und auf eine andere Art es mir noch besser gelungen. Ein alter Schachmeister, den ich angenommen hatte, mit neuen persischen Poeten verstehen zu helfen, hatte diese Erfindung. Er ließ mich viel Confect kochen; und da er überall Bekanntschaft und Zuneigung hatte: so führte er mich als seinen Verwandten, der nur aus Persien gekommen, reich, und noch zu verheirathen wäre, in mehr als funfzehn Häuser. So bald wir in einem waren, theilte er mein Confect den Kindern aus, und sogleich lief alles zu, Weiber und Mägdechen, große und kleine, etwas zu bekommen, oder sich sehen zu lassen. Diese thörichte Neugier kostete mich doch etliche gute Rupien, aber ich zweifelte auch nachgehends nicht, daß

Bernier.

1664.

Brunnen zu besuchen, dem man wunderbare Eigenschaften zuschrieb. Während des Mayes, zu welcher Zeit der Schnee völlig schmelzt, fließt er, und hält ordentlich drey mal des Tages inne. Dieses geschieht mit Aufgange der Sonne, zu Mittage, und bey ihrem Untergange. Ordentlich fließt er drey Viertel Stunde. Er ist stark genug, ein viereckichtes Behältniß von zehn bis zwölf Fuß Breite, und soviel Tiefe zu füllen. Dieses dauret vierzehn Tage, worauf sein Lauf unordentlicher und schwächer wird, und gegen das Ende des Monats gar aufhöret, da er denn das ganze Jahr sich nicht wieder zeigt, außer bey einem großen und langanhaltenden Regen, da er ohne Unterlaß und ohne Regel, wie andere Quellen, zu laufen anfängt. Bernier versicherte sich von der Wahrheit dieses Wunders mit seinen Augen.

Erklärung
des Verfassers

Die Heiden haben am Ufer des Wasserbehältnisses einen kleinen Götzentempel ^{q)}, wohin sie von allen Orten kommen, um sich in einem Wasser zu baden, das sie ihren Gedanken nach heiligt. Sie geben verschiedene fabelhafte Erklärungen davon. Fünf bis sechs Tage bestrebte sich Bernier, wahrscheinlichere zu finden. Er betrachtete die Lage des Berges sehr genau, stieg mit vieler Mühe auf desselben Gipfel, und richtete seine Aufmerksamkeit nach allen Seiten. Er bemerkete, daß sich selbiger, der Länge nach, von Norden nach Süden strecket, von den andern, gleichwohl nahen Bergen abgesondert ist, zuo abhängige Seiten hat, die sich oben in einer Schärfe zusammen schließen, daß sein sehr langer Gipfel nicht mehr als hundert Schritte in der größten Breite hat, daß eine seiner Seiten, die nur mit grünen Kräutern bedeckt ist, der aufgehenden Sonne ausgesetzt steht, andere entgegenstehende Berge aber die Stralen nur gegen acht Uhr des Morgens darauf fallen lassen, daß endlich die Abendseite mit Bäumen und Gebüsch bedeckt ist. Nach diesen Anmerkungen setzte er sich in den Stand, dem Danek Mend Nachricht von einer Seltsamkeit zu geben, deren Ursache er nicht mehr bewunderte ^{r)}.

Achiavel,
Lusthaus der
alten Könige
von Kachemir.

Auf der Rückreise von diesem Brunnen, der Send-Brary heißt, wich er ein wenig aus dem Wege, Achiavel, das Lusthaus der alten Könige von Kachemir zu sehen. Des sen größte Schönheit besteht in einer lebendigen Quelle, die sich außen um das Gebäude und die Gärten, durch sehr viele Canäle austheilet. Sie springt aus dem Erdboden eines

Brun-

„nicht mehr, daß es zu Kachemir nicht so schöne
„Gesichter giebt, als irgendwo in Europa.“ Eben-
dasselbst.

^{q)} Dem Brare, einer der Dentas oder Gott-
heiten des Landes geheiligten, daher der Quell
Send Brary, Wasser des Brary heißt. Eben-
dasselbst a. d. 169. S.

^{r)} Nach Ueberlegung alles dieses, saget er, ur-
theilte ich, die Wärme der Sonne, nebst der be-
sondern Lage und innern Einrichtung des Berges
verursachten das Wunder. Die Morgen-sonne fiel
auf die ihr ausgesetzte Seite, erhitzte und schmelzte
einen Theil des gefrorenen Wassers, das den
Winter in die Erde gedrungen ist, da alles mit
Schnee bedeckt war. Dieses Wasser dringt nach-
gehends durch, und läuft nach und nach unten hin,
bis an gewisse Schichten Felsen, die es aufhalten,

und nach dem Brunnen führen, wodurch der Mit-
tagsfluß vorgebracht wird; indem sich aber die Son-
ne zu Mittage erhebt, und diese Seite verläßt, die
sich abkühlet, der Gipfel aber senkrecht erwärmet
wird: so schmelzet wieder gefrorenes Wasser, das
sich nach und nach wie das andere senket, bis es
an eben die Felsenlagen kömmt, woraus der Abends-
fluß entsteht. Endlich erwärmet die Sonne auch
die Abendseite, wirkt eben so, und verursacht den
dritten Fluß des Morgens früh. Er ist langsa-
mer, als die beyden andern, entweder weil diese
Abendseite von der Morgen-sonne, wo sich der Quell
befindet, entfernt ist; oder weil sie mit Holz be-
deckt ist, und sich also nicht so schnell erhitzet, viel-
leicht auch wegen der Nachtkälte. Alle Umstände
sind dieser Meynung vortheilhaft. A. d. 174. und
vorherg. S.

Bernier.
1664.

Fische mit gol-
denen Ringen
in der Nase.

Wunder von
Baramoulay.

Brunnen mit so außerordentlicher Gewalt, Stärke, und Geräusche heraus, daß man ihn besser einen Fluß, als einen Brunnen nennen könnte. Das Wasser ist ungemein schön, und so kalt, daß man kaum die Hand darinnen halten kann. Der Garten besteht aus schönen Gängen von allerley Obstbäumen. Seine Zierrathen sind eine Menge Springbrunnen von allerley Gestalt, Wasserbehältnisse voll Fische, und besonders ein hoher Wasserfall, der ein großes ausgebreitetes Tuch von dreyßig bis vierzig Fuß lang mit seinem Wasser vorstellte. Ben Nacht sieht derselbe noch viel vortreflicher aus, wenn man unter dieses Tuch eine Menge Lampen in die Vertiefungen der Mauer gesetzt hat, die da eine sehr artige Erleuchtung machen s). Von Achiavel wich Bernier wieder aus dem Wege, noch einen königlichen Garten zu besuchen, in welchem man ihm, nebst eben den Annehmlichkeiten, einen Canal voll Fische zeigte, die aus Rufen kommen; die größten von ihnen hatten goldene Ringe mit Schriften in der Nase. Man schrieb diese Seltsamkeit der berühmten Nurmahal, Jechan Guirs, der Aurengzebs Großvater war, seiner Favoritinn zu z).

Danek Mend war mit Berniers Erzählung sehr wohl zufrieden, und ließ ihn noch eine andere Reise unternehmen, ein so gewisses Wunder zu sehen, daß er ihn durch dasselbe bald zur muhammedanischen Religion zu bekehren glaubte. Gehe, sagte er, nach Baramoulay; da wirst du das Grab eines unserer Heiligen finden, welcher durch Heilung der Kranken, die sich von allen Seiten dahin versammeln, beständige Wunder thut. Wie leicht wirst du dich nach allen diesen Wundern, die du doch selbst sehen kannst, nicht begeben, aber du wirst einem nicht widerstehen können, das sich immer erneuert, und vor den neuen Augen geschehen wird. Du wirst einen großen runden Stein sehen, den der stärkste Mann kaum erheben kann, den gleichwohl eilf Dervis, nachdem sie ihr Gebeth an den Heiligen gerichtet haben, nur mit den Spitzen ihrer eilf Finger, wie Stroh erheben. Bernier machte sich mit seiner ordentlichen Bedeckung auf den Weg. Er begab sich nach Baramoulay, wo ihm die Gegend sehr angenehm vorkam. Die Moschee ist wohl gebaut und es mangelt des Heiligen Grabe nicht an Zierrathen. Viel Pilgrimme, die es umgaben, nannten sich krank. Man sah aber bey der Moschee eine Küche mit großen Kesseln voll Fleisch und Reiß, die der Eifer gewisser Frommen gestiftet hatte, und diese hielt der Verfasser für den Magnet, der die Kranken herzog, und sie wunderthätig heilte. Auf der andern Seite sah er den Garten und die Zimmer der Mullahs, die vermittelst des Heiligen, in einem glücklichen Ueberflusse leben, und dessen Macht und Tugenden preisen. Weil er sich zu Baramoulay aufhielt: so sah er kein Wunder. Er war in solchen Dingen immer unglücklich. Eilf Mullahs aber, die einen dichten Kreis schlossen, und mit ihren langen Röcken verhinderten, daß man nicht wohl sehen konnte, wie sie den Stein anfaßten, erhoben ihn in der That, und versicherten alle, sie berührten ihn nur mit dem Aeußersten ihrer Finger, und er sey so leicht, als eine Feder. Der Verfasser, welcher die Augen ansehe, und alles sehr nahe ansah, bemerkte wohl, daß sie viel Mühe anwendeten, und glaubte zu beobachten, daß sie den Daumen nebst den andern Fingern gebrauchten. Indessen mußte er auch mit Karamet, Karamet, das ist, Wunder, Wunder, wie die Mullahs und alle Umstehenden rufen. Er gab aber den Mullahs eine Roupie, und ersuchte sie um die Gefälligkeit,

s) A. d. 176 S.

z) A. d. 177 und vorherg. S.

u) A. d. 184 u. vorherg. S.

x) Er bildete sich ein, der Sand verstopfe im Zurückfallen die enge Oeffnung dieses schwachen und

Bernier.
1664.

teit, daß er einer von den Eissen seyn dürfte, welche den Stein erheben. Eine zweyte Rupie, die er ihnen noch gab, nebst der Verstellung, als ob er das Wunder fest glaubete, bewegte sie, obwohl mit Mühe, ihm einen Platz einzuräumen. Sie bildeten sich vermuthlich ein, ihrer zehn dicht beisammen, würden zureichen, die Last zu erheben, ob er gleich sehr wenig dazu beitrüge; und wenn sie sich geschickt zusammenstellten, würde er es nicht merken: aber sie sahen sich betrogen, als der Stein, welchen Bernier nur mit dem Aeußersten seines Fingers halten wollte, sich sichtbarlich nach seiner Seite senkete. Jedermann sah ihn sehr zornig an; unterdessen rief er aber doch Karamet, und warf noch eine Rupie hin, aus Furcht, sie möchten ihn steinigen. Nachdem er sich aber gelassen fortgemacht hatte, eilte er, sich zu Pferde zu setzen, und zu entfernen u).

Im Vorbeygehen, bemerkete er die berühmte Oeffnung, wodurch alles Wasser. Oeffnung von des Reiches geht. Nach diesem verließ er den Weg, um sich einer großen See zu nähern, der ihm von weitem ins Gesicht gefallen war. Der Fluß, der bey Baramoulay herunter kömmt, geht durch. Er ist voll Fische, besonders Aale, und mit Enten, wilden Gänsen, und verschiedenen Flußvögeln bedeckt. Der Befehlshaber des Landes ergötzt sich daselbst im Winter mit der Jagd. Mitten auf diesem großen Wasser sieht man eine Einsiedelung mit ihrem kleinen Garten, der auf dem See zu schwimmen scheint. Ein alter König von Kachemir, ließ beydes auf starke Pfosten bauen, welche diese doppelte Last schon lange Zeit halten.

Von dar besuchte Bernier einen Quell, der ihm eben so sonderbar schien. Er quillt Außerordent- gelinde hervor, steigt aber mit einer Art von Heftigkeit in die Höhe, bildet kleine Ru- liche Quelle. geln voll Wasser, und bringt einen sehr feinen Sand auf die Oberfläche, der so, wie er gekommen ist, zurück kehret, weil das Wasser einen Augenblick darauf inne hält, und zu strudeln aufhört; es fängt aber darauf eben diese Bewegung, nach einem ordentlichen Zwischenraume wieder an. Man behauptet, das größte Wunder dabey sey, das geringste Geräusch, das man machet, indem man redet, oder die Erde mit dem Fuße stößt, erzeuge das Wasser, und veranlasse es, zu strudeln. Bernier aber versicherte sich, daß diese beyden Umstände nichts veränderten, und die Begebenheit bey dem größten Stillschweigen immer mit eben den Umständen wieder kam x).

Nachdem er diesen Quell bewundert hatte: so gieng er in die Berge, daselbst einen großen See zu sehen, wo sich das Eis im Sommer erhält. Die Winde reißen Haufen desselben nieder, bringen sie wieder zusammen, und vereinigen sie von neuem, wie in einem kleinen Eismeere. Von dar gieng er nach Seng Safed, oder weißer Stein, wo man während des Sommers einen natürlichen Ueberfluß von Blumen sieht, die ihm ein ungemein schönes Ansehen geben. Man hat allemal bemerkt, wenn sich viel Leute da einfänden, und ein so starkes Geräusch entsteht, daß die Luft beweget wird, daß alsdann sogleich ein starker Regen fällt. Bernier versichert, Scha Jehan wäre bey seiner Ankunft beynähe da angekommen, und dieses stimmt mit der Nachricht, des Einsiedlers von Pire Penjal überein y).

und kleinen Quells, bis das zurückgehaltene Wasser mit Gewalt durchbroche, oder ein in den Canal der Quelle verschlossener Wind zu wiederholten Malen heraus käme, wie bey den künstlichen Springbrunnen geschieht. Ebendas. a. d. 187 S. y) A. d. 189 S.

malen heraus käme, wie bey den künstlichen Springbrunnen geschieht. Ebendas. a. d. 187 S. y) A. d. 189 S.

Bernier.

1664.

Berge und
Länder, die
Kachemir be-
nachbart sind.

Er wollte eine Höhle voll wunderbarer Steinwüchse besuchen, die zwei Meilen von diesem Orte ist, als er die Nachricht erhielt, daß Danek Mend anfangs, sich seiner Abwesenheit wegen zu beunruhigen: er bedauerte sehr, daß er nicht alle nöthige Erläuterungen wegen der benachbarten Berge einziehen konnte. Indessen erfuhr er, daß die Kaufleute des Landes, jährlich von einem Berge zum andern gehen, die feine Wolle zu sammeln, die sie zu den Chales brauchen, und die, welche er fragte, versicherten ihn, man träre zwischen den zu Kachemir gehörigen Bergen, sehr schönes Land an. Sie rühmten eine Gegend, die ihre Abgaben in Leder und Wolle bezahlet, welche der Befehlshaber jedes Jahr einfordert, läßt, und wo die Weiber sehr schön, keusch und arbeitsam sind. Man sagte ihm auch von einer andern, die von Kachemir weiter entfernt ist, ihre Abgaben auch in Häuten und Wolle giebt, und kleine fruchtbare Ebenen und angenehme Thäler voll Getraide, Äpfel, Birn, Abricosen, Melonen, und selbst Trauben, die vortrefflichen Wein geben hat. Die Einwohner haben sich ihrer Lage wegen bisweilen von dem Tribute los machen wollen: man hat sie aber allezeit zu bändigen gewußt. Bernier erfuhr von eben den Kaufleuten, daß sich zwischen noch weiter entfernten Bergen, die nicht mehr unter Kachemir stünden, andere angenehme Länder befänden, deren Einwohner weiß und wohlgebildet wären, aber nicht aus ihrem Vaterlande giengen. Ein alter Mann, der eine Person aus dem Hause der vormaligen Könige von Kachemir geheirathet hatte, erzählte ihm: zu der Zeit da Jehan Guir alle Ueberbleibsel dieses unglücklichen Stammes hätte aufsuchen lassen, wäre er aus Furcht, in denselben Hände zu fallen, mit drey Bedienten durch die Berge geflohen, ohne den Weg zu wissen: nachdem er in dieser Einöde geirret, so hätte er sich in einer sehr schönen Gegend befinden, wo ihn die Einwohner auf erhaltene Nachricht von seiner Ankunft sehr höflich aufgenommen, und beschenkt hätten: überdieses hätten sie ihm einige ihrer schönsten Frauenzimmer zur Wahl gebracht, weil sie gern sein Geblüte haben wollten: in einer andern nicht weit davon entlegenen Gegend hätte man ihm eben so viel Achtung bezeugt, aber die Einwohner hätten ihm ihre eigenen Weiber gebracht, und gesagt, jene wären nicht klug gewesen; denn die Töchter nähmen ja sein Geblüte in diejenigen Familien mit, die sie heiratheten z).

Kachemir
gränzt an Ti-
bet.

Andere Nachrichten ließen dem Bernier keinen Zweifel übrig, daß Kachemir nicht an Tibet gränzte. Man hat diese Anmerkung schon beim Artikel von Tibet gebraucht, da eine für die Erdbeschreibung so wichtige Anmerkung, verdienet hier als an ihrer eignen Stelle weiter ausgeführt zu werden z). Einige Jahre zuvor hatten die Spaltungen der königlichen Familie von Kleintibet einen von denen, die nach der Krone strebten, veranlaßt, heimlich Hülfe bey dem Befehlshaber in Kachemir zu suchen; der ihn auf Befehl des Schahs Jehan in diesem Staate fest gesetzt hatte, doch mit dem Bedinge, dem Mogel einen jährlichen Tribut an Crystall, Must, und Wolle zu bezahlen. Dieser kleine König konnte sich nicht entbrechen, dem Aurengeeb seine Unterthänigkeit zu bezeugen, da der Hof zu Kachemir war, und Danek Mend; der gern mit ihm sprechen wollte, ließ ihn eines Tages bey sich speisen. Bernier hörte ihn erzählen, daß sein Land auf der Morgenseite an groß Tibet gränzte, die Breite wäre dreyßig bis vierzig Meilen; ein wenig Crystall, Must und Wolle von erhält.

z) A. d. 94 u. vorherg. S.

a) A. d. 196 S.

b) Man sehe den VIIten Theil dieser Sammlung, wo diese Stelle Berniers mit merkwürdigen Erläuterungen wegen Tibets angeführt wird.

Bernier
1664.

ausgenommen, wäre es sehr arm; es hätte keine Goldgruben, wie man vorgäbe, aber in einigen Gegenden brächte es sehr gute Früchte hervor, besonders vortreffliche Melonen; der Schnee machte den Winter daselbst sehr lang und strenge; das Volk hätte vor dem Gößen angebetet, und iho die persische muhammedanische Secte angenommen. Der König von klein Tibet hatte eine so elende Begleitung, daß ihn Bernier nie würde für einen Monarchen angesehen haben.

Damals war es siebenzehn oder achtzehn Jahre, daß Schach Jehan unternommen hatte, seine Eroberungen bis in Großt Tibet zu erstrecken, wie die alten Könige von Kachemir gethan hatten. Nachdem er fünfzehn Tage mit großer Beschwerung durch Berge gezogen war, hatte sein Heer ein Schloß eingenommen. Er hatte nur noch über diesen Fluß zu gehen, um an die Hauptstadt zu gelangen; und das ganze Königreich war in Schrecken; da es aber schon weit ins Jahr hinein war, so fürchtete er, der Schnee möchte ihn überfallen, und entschloß sich daher, gerades Weges zurück zu ziehen, nachdem er im Schlosse einige Maunschaft gelassen hatte. Diese Befassung hatte, aus Furcht vor dem Feinde oder aus Mangel an Lebensmitteln, wieder den Weg nach Kachemir genommen; daher hatte der Feldherr sein Vorhaben nicht bewerkstelliget, den folgenden Frühling wieder dahin zu kommen.

Der Mogol
unternimmt,
groß Tibet zu
erobern.

Da der König von groß Tibet erfuhr, daß Aurengzeb sich zu Kachemir aufhielt: so glaubete er, dieses drohe ihm einen neuen Krieg. Er schickte einen Gesandten an ihn mit Lan- desgeschenken, als Krystallen, Schwänzen gewisser weißen Kühe, die sehr kostbar sind c), zum Aureng- viel Musk und Jachem, welches ein sehr theurer Stein ist. Der Jachem ist ein grünlicher Stein mit weißen Adern, so hart, daß man ihn nur mit Diamantpulver bearbeitet. Man machet Tassen, und andere Gefäße daraus, die man mit Goldfäden, und Edelgesteinen zieret. Des Gesandten Begleitung bestand aus vier Reutern, und zwölf großen dünnen mageren Leuten mit drei oder vier Haaren im Barte, wie Chineser, und schlechten rothen Mützen. Ihre übrige Kleidung war diesen gemäß. Manche trugen Säbel, aber die übrigen folgten ihrem Führer unbewehrt. Dieser Minister pflog Unterhandlung mit dem Aurengzeb, und versprach ihm, sein Herr sollte eine Moschee in der Hauptstadt bauen lassen, ihm einen jährlichen Tribut zahlen, und künftig seine Münzen mit mogulischem Gepräge bezeichnen. Man war aber versichert, setzet Bernier hinzu, nach des Aurengzeb Abreise würde dieser Fürst nur über den Vergleich lachen, wie er bey dem Schach Jehan sonst schon gethan hatte d).

Es kommen
Abgesandte
zum Aureng-
zeb.

Der Gesandte hatte einen Arzt mitgebracht, der sich aus dem Königreiche Lassa und dem Stamme Lamy oder Lama nannte, welches die Priester oder Gesetzgelehrten dieses Landes, wie die Braminen in Indien sind, nur mit dem Unterschiede, daß die Braminen keinen Pabst haben, die von Lassa aber einen erkennen, der durch die ganze Tatarey als ein Gott verehret wird e). Dieser Arzt hatte ein Receptenbuch, das er aber dem Bernier nicht verkaufen wollte; die Züge desselben hatten einige weitläufige Ähnlichkeit mit unsern. Bernier bath ihn, das Alphabet davon aufzuschreiben, aber er schrieb so langsam, und seine Schrift war in Vergleichung der Schrift des Buches so schlimm, daß er keinen hohen Begriff von seiner Gelehrsamkeit erregte. Er war der Seelenwanderung sehr ergeben, und erklärte die Lehre derselben, mit sehr viel Tadeln f). Bernier besuchte ihn insbesondere mit einem

Arzt aus dem
Lande Lassa.

D. 2

Kauf-

c) Sie sind diesem Lande eigen, man zieret der Elephanten Ohren damit.
d) N. d. 201 S.

e) Man sehe was den großen Lama betrifft im VIIten Theile.

f) Man sehe den VIIten Theil.

Bernier.
1664.

Kaufmann von Kachemir, welcher die Sprache von Tibet wußte, und ihm zum Dolmetscher diente. Er stellte sich, als wollte er einige Zeuge kaufen, die der Arzt zu verkaufen mitgebracht hatte, und unter diesem Vorwande that er verschiedene Fragen an ihn, worauf er wenig Erläuterungen erhielt. Gleichwohl brachte er soviel heraus, daß das Königreich groß Tibet ein elendes Land wäre, das fünf Monate lang des Jahres mit Schnee bedeckt liegt und daß der König zu Lassa oft mit den Tataru Krieg führte, aber er konnte nicht erfahren mit was für welchen.

Alte Caravanen von Kachemir.

Unterbrechung dieser Reisen.

Noch nicht vor zwanzig Jahren, hatte man, nach der Kachemirer Zeugnisse, jährlich aus ihrem Lande verschiedene Caravanen abgehen sehen, welche über alle diese Berge groß Tibet gegangen, in die Tataren gereiset, und in ungefähr drey Monaten nach Kachemir gelangt waren; so beschwerliche Wege auch hier vorkommen, besonders wegen verschiedener reißender Bäche, über die man auf gespannten Seilen von einem Felsen zum andern, setzen mußte. Sie brachten Must, Eichenholz, Rheubarber, und Mamiron, eine kleine Wurzel, die für die Augen vortreflich ist. Auf dem Rückwege durch groß Tibet nahmen sie auch verschiedene Waaren, Must, Krystall und Jachem, besonders aber viel sehr feine Wolle, theils von Schafen, theils die andere, die man Touz nennet, und die schon erwähnetermaßen in Tibet näher kömmt, als Wolle. Seit Schah Jehans Unternehmung hatte der König groß Tibet diesen Weg verschlossen, und verstattete von der Seite von Kachemir nicht mehr, in sein Land zu kommen. Die Caravanen giengen von Patna am Ganges ab; und um seine Lande zu vermeiden, ließen sie solche zur Linken, und begaben sich gerades Weges nach dem Königreiche Lassa g). Einige Kaufleute aus dem Lande Kachegar oder Kashgar, die nach Kachemir kamen, weil sich Aurengzeb da aufhielt, eine große Menge Sklaven da zu verkaufen, bestätigten es dem Bernier, daß der Weg durch groß Tibet verschlossen sey, und daß durch klein Tibet gehen müßten, in Kachemir aber durch eine kleine Stadt Gurtche, der ersten Ort, der darunter gehöret, vier Meilen, von der Hauptstadt kämen h). Bernier ließ auf Ansuchen des berühmten Thevenot viel Untersuchungen an, zu entdecken, ob im Innersten dieser Berge keine Juden befänden, wie die Missionarien uns belehret haben, daß man welche in China austräfe. Er versichert zwar, daß alle Einwohner von Kachemir Heiden, oder Muhammedaner sind, bemerkt aber doch bey ihnen verschiedene Spuren des Judenthums i). Man kann sich vorstellen, saget er, daß die Juden im Ablaufe so vieler Jahrhunderte Götzendiener geworden sind, und nachgehends Muhammeds Lehre angenommen haben, ohne zu rechnen, daß ihrer auch eine große Menge in Persien und Indostan gegangen ist. Er setzt hinzu, man finde welche in Aethiopien, deren einige so mächtig wären, daß funfzehn oder sechzehn Jahre vor seiner Ankunft, einer unternommen hätte, die Berge, zu denen man sehr schwer kommen könnte, ein kleines Königreich aufzurichten.

g) Man sehe den VIIten Theil.

h) Die Reisebeschreibung von Kachemir nach Kashgar, und von Kashgar nach Katay ist im VIIten Theile a. d. 409 S. geliefert worden.

i) Auf das Zeugniß eines Reisenden wie Bernier, sind so sonderbar. Die erste ist, daß ihm bey dem Eingange in dieses Reich, nachdem er über den Berg Pire Penjal gekommen war, alle Einwohner

in den ersten Flecken, ihrem Bezenaen und ihrem Ansehen nach, kurz nach dera. Merkmaale, die man nicht angeben kann, und daran man doch die Völker unterscheidet, Juden zu seyn schienen. Er hatte nicht allein diese Gedanken. Ein Jesuit, den er nicht nennet, und viele Europäer hatten ihn zuvor gehabt. 2. Bemerket er, daß unter dem Volke von Kachemir, ob es gleich Muhammedaner sind,

Er hatte diese Nachricht von zween Gesandten des Königes von Aethiopien, die er am Hofe Bernier. des Mogols vor kurzem gesehen hatte k).

1664.

Gesandtschaft
ans Aethio-
pien an des
Mogols Hof.

Diese Gesandtschaft, die ihm noch andere Nachrichten mittheilte, scheint zu verdienen, daß man nach seiner Anleitung, ihre Veranlassung erzählet l). Der König von Aethio-
pien erhielt Nachricht von der Staatsveränderung, die den Aurengzeb auf den Thron ge-
setzt hatte, und faßte den Entschluß, seine Größe und Pracht in Indostan durch eine an-
sehnliche Gesandtschaft bekannt zu machen. Er wählte zwei Personen, die er zu seinen Ab-
sichten für geschickt hielt. Der erste war ein Muhammedaner, welchen Bernier zu Mosca ge-
sehen hatte, als er aus Aegypten durch das rothe Meer gekommen war, und der sich da-
selbst von wegen des Königes befand, viel Slaven zu verkaufen, für den Preis er indiani-
sche Waaren nehmen sollte. Der zweyte war ein christlicher armenischer Kaufmann, der
in Aleppo gehohren und verheirathet, und unter dem Namen Murat bekannt war. Bernier
hatte ihn auch zu Mosca gekannt, wo sie in einem Hause gewohnet hatten, und war durch
desselben Rath bewogen worden, die Reise nach Aethiopien fahren zu lassen. Murat be-
gab sich jährlich in diese Stadt, das Geschenk dahin zu bringen, welches der König den
Directoren der englischen und holländischen Gesellschaften schickte, und deren Gegenge-
schenke zu überliefern.

Der äthiopische Hof glaubete, nichts bey den Kosten der Gesandtschaft zu sparen, wenn
man den Gesandten zwey und dreyßig kleine Slaven von beyden Geschlechtern gäbe, die sie zu
Mosca zu Bestreitung dieser Kosten verkaufen sollten m). Man gab ihnen auch fünf und
zwanzig ansehnliche Slaven, welche den vornehmsten Theil des Geschenkes ausmachten, das
man dem großen Mogol bestimmte, und unter diese Zahl that man auch neun oder zehn sehr
junge, Verschnittene daraus zu machen, ein Geschenk, nach Berniers Anmerkung, welches
eines Königes sehr würdig war, besonders eines christlichen Königes, der es einem Muham-
medaner schickte. Seine Gesandte empfingen noch für den großen Mogol funfzehn Pferde,
daraus die Indianer eben soviel machen, als aus den arabischen, und eine Art eines kleinen
Maulesels, dessen Haut Bernier bewunderte. Kein Zieger, saget er, ist schöner gezeich-
net, und die gestreiften seidenen Zeuge, die Machas, haben nicht soviel Mannigfaltigkeit,
Ordnung, und gute Verhältniß. Man fügete zween Elephantenzähne von so erstaunlicher
Größe hinzu, daß der stärkste Mann einen nicht ohne viel Mühe erheben konnte, nebst ei-
nem erstaunlichen Ochsenhorne, das mit Zibeth erfüllet war. Bernier fand die Doffnung
zu Dehly über einen halben Fuß weit.

Zubereitun-
gen und Ge-
schenke.

Mit diesen Reichthümern giengen die Gesandten von Gonder, der Hauptstadt Aethio-
piens in der Landschaft Dumbia, ab, und begaben sich nach einem zweimonatlichen Zuge
durch sehr elende Länder, nach Belloul, einem verlassenen Hafen, Mosca gegen über.
Verschiedene Besorgnisse hatten sie verhindert, den ordentlichen Weg der Caravanen zu neh-
men,

N. 3

men,

find, der Name Mousa, Mosi, sehr im Ge-
brauche ist. 3. Die Kachemir geben vor, Salo-
mo sey in ihr Land gekommen, und habe den Berg
Daramoulay geöffnet, dem Wasser Durchlaß zu
verschaffen. 4. Sie sagen, Mosi sey zu Kachemir
gestorben, und zeigen sein Grab eine Meile von
der Stadt. 5 Sie versichern, das sehr alte Ge-
bäude, das man aus der Stadt auf einem hohen

Berge sieht, sey vom Könige Salomon erbanet, dessen
Namen es führet, a. d. 215 u. f. S.

k) A. d. 218 S.

l) Memoires de Bernier Tom. II. a. d. 39 und
folgenden S.

m) Der Verfasser trägt seine Erzählung in
ner ironischen Schreibart vor, die dem äthiopischen
Hofe nicht zur Ehre gereicht.

Bernier.

1664.

Ihr Unglück.

men, den man in vierzig Tagen leicht zurücklegt, bis man nach Arkista kommt; von dar geh man nach dem Eylande Massonva. Während ihres Aufenthaltes zu Belloul, wo sie Gelegenheit erwarteten, über das rothe Meer zu gehen, starben ihnen einige Sklaven. Bey der Ankunft zu Mocca erinangelten sie nicht, diejenigen zu verkaufen, von denen sie die Kosten streiten sollten, aber zum Unglücke waren die Sklaven dieses Jahr wohlfeil. Sie erhielten indessen einen Theil von ihrem Preise, und giengen in ein indisches Schiff, sich nach Surata zu begeben. Sie schifften glücklich genug, und waren nur fünf und zwanzig Tage auf dem Meere: aber sie verlohren verschiedene Pferde und einige Sklaven vom Geschenke, nicht dem kostbaren Maulthiere, von dem sie die Haut retteten. Bey der Ankunft im Hafen fanden sie Surata von dem berüchtigten Sevagi beängstigt, ihr Haus ward mit der übrigen Stadt geplündert, und sie konnten nichts retten, als einige franke Sklaven, ihre Credebrieife, ihre äthiopischen Kleider, die ihnen kein Mensch misgönnete, die Maulthierhaut nach welcher der Sieger wenig fragete, und das Ochsenhorn, das schon von Ziebeth war. Sie vergrößerten ihren Verlust sehr, aber die Indianer, die von Natur Späher sind, und sie hatten ohne Lebensmittel, Geld und Wechselbrieife anlangen sehen, behaupteten, sie wären bey ihrem Zufalle sehr glücklich, und sollten sich über die Plünderung von Surata freuen, welche ihnen die Mühe ersparete, ihr elendes Geschenk nach Dehli zu bringen, und ihnen einen Vorwand gäbe, eines andern Grofmuth anzusehen. In der That unterhielt sie der Befehlshaber zu Surata eine Zeitlang, und verschah sie mit Gelde und Waren, ihre Reise fortzusetzen. Adrican, der Oberste des holländischen Kaufmannshauses, gab ihnen ein Empfehlungsschreiben an Bernier, welches ihm Murat überlieferte, ohne zu wissen, daß es sein alter Bekannter von Mocca wäre. Sie erkannten einander, umarmten sich, und Bernier versprach, ihnen bey Hofe zu dienen. Aber dieses war etwas schweres, da ihnen von ihrem Geschenke nichts als die Maulthierhaut und das Ochsenhorn übrig geblieben; und da man sie auf den Gassen ohne Palefy und ohne Pferde, nur mit sieben oder acht Sklaven sah, die nackt giengen, oder statt aller Kleidung eine elende Binde hatten, die zwischen den Beinen zusammen gebunden war, und einen Lappen auf der linken Achsel trugen, der unter der Rechten wie ein Sommermantel durchgezogen war, so hielt man sie nur für elende Glückselinge, die man mit keinem Blicke beachtete. Indessen stellte Bernier die Größere des Herrn dem Danek Mend, Minister der auswärtigen Geschäfte, so oft vor, daß ihm derselbe eine Audienz beym Aurengzeb verschaffte. Man gab ihnen nach Gewohnheit eine Weste von Brocad, mit einer gestickten seidenen Binde, und den Turban. Man sorgte für ihren Unterhalt, und der Kaiser fertigte sie bald mit mehr Ehrenbezeugungen ab, als sie selbst erwarteten.

Wie ihnen
bey den Mo-
golen begegnet
wird.

n) Weste von Brocard.

o) Sie legten solches auch, wie Bernier meldet, an feinen Catunzenen an zu Hemden für ihren König und ihre Königin, an Mallas und seidenen Zungen mit goldenen und silbernen Streifen, Sommerwesten und Beinkleidern für den König, an englischen grünen und rothen Scharlach zu arabischen Westen, und an andere gröbere Zeuge für das Frauenzimmer seines Serails, und die Kinder, die er von ihnen hatte. Mit aller Freundschaft, die ich für den Murat hatte, saget der Verfasser, be-

dauerte ich doch meine ihm geleisteten Dienste um dreier Ursachen willen. Er hatte mir für fünfzig Rupien seinen Sohn zu lassen versprochen, der sehr wohl gebildet, von einer feinen schwarzen Farbe war, und der Äthiopier gequetschte Nase und große Backen nicht hatte. Er hielt sein Wort nicht, und wollte ihn unter drey hundert Rupien nicht lassen. Ich hatte immer noch Lust, ihn für diesen Preis wegen der Seltsamkeit zu nehmen, daß mir ein Vater sein Kind verkauft hätte. Zweitens entdeckte ich, daß Murat und sein Geselle den Mo-

golen

Bernier.
1664.

erwartet hatten, woben er ihnen für sie selbst ein Geschenk von sechstausend Rupien gab. Für ihren Herrn gab er ihnen eine sehr reiche Serpah ⁿ), zween große silberne vergoldete Becher, zwo silberne Pauken, einen Dolch mit Rubinen besetzt, und ungefähr zwanzigtausend Franken Werth an Rupien von Gold und Silber, um dem Könige von Aethiopien Münzen sehen zu lassen, da er selbst keine in seinen Staaten hat. Aber man wußte nicht, daß diese Summe nicht aus Indostan kommen, sondern zu Erkaufung indianischer Waaren gebraucht würde ^o).

Die Zeit über, da sie sich zu Dehly aufhielten, ließ sie Danes Meud, der allezeit lehrbegierig war, oft in Verniers Gegenwart zu sich kommen, und befragte sich von dem Zustande ihres Landes. Sie redeten von der Quelle des Nils, den sie Abvabile nennen, als von einer Sache, derentwegen die Aethiopier keinen Zweifel haben ^p). Murat selbst und ein Mogol, der mit ihm von Gonder gekommen war, waren in der Gegend gewesen, wo dieser Fluß entspringt. Sie stimmten darinn überein, daß er im Lande der Agans mit zwei Quellen, die strudelnd herausdringen, und nahe beysammen sind, hervortritt. Sie machen einen kleinen See von dreyßig oder vierzig Schritten. Wenn er aus diesem See herausgelaufen ist, so ist er schon ein mittelmäßiger Fluß, und es fallen inuner mehr und mehr Gewässer in ihn; so fährt er fort zu fließen, und wendet sich so sehr, daß er so zu reden eine große Insel macht, fällt nachgehends von verschiedenen steilen Felsen herunter, worauf er in einen großen See geht, wo man fruchtbare Inseln, viel Krocodille und Meerfälder sieht, die keinen Ausgang für ihren Unflath, als die Kehle, haben ^q). Diese See ist im Lande Dumbia, drey kleine Tagereisen von Gonder, und vier oder fünf von den Quellen des Nils, welcher aus der See mit Wasser von Flüssen und Bächen sehr bereichert herausgeht. Dieses Wasser kommt besonders in der Regenzeit in der See, und die Regenzeit fängt ordentlich wie in Indien, gegen das Ende des Heumonats an, welches sehr viel Aufmerksamkeit verdient, weil man darinnen die überzeugende Erklärung des Austretens dieses Flusses findet. Der Fluß geht alsdenn durch Samuar, die Hauptstadt des Königreiches der Junges oder Bakberis, die dem Könige von Aethiopien zinsbar sind, und senket sich endlich in die Ebenen von Nesi oder Aegypten ^r).

Um ungefähr von dem wahren Orte der Quelle des Nils zu urtheilen, fragte sie Bernier, nach welcher Weltgegend das Land Dumbia zölge, von Babelmandel gerechnet ^s). Sie antworteten, man gieng sicherlich allezeit nach Abend. Der muhammedanische Abgesandte, welcher die Weltgegenden besser kennen mußte, als Murat, weil ihn seine Religion verband, sich beim Bethen allemal nach Mecca zu wenden, versicherte besonders, man dürfte

Falsche Lage
des Ursprungs
des Nils.

golen versprochen hatte, ihren König dahin zu bringen, daß er verstattete, in Aethiopien eine alte Woschee wieder aufzubauen, die seit der Portugiesen Zeiten zerstört war, und dieserwegen hatten sie zweitausend Rupien von Aurengeeb erhalten. Endlich erfuhr ich, daß sie wegen ihres Königes einen Kothern unter den Muhammedanern gefordert hatten. Dieses schlen mir für einen christlichen König, und dessen Gesandten sehr niederträchtig. Es bestätigte mir, was ich schon erfahren hatte, daß das äthio-

pische Christenthum dem muhammedanischen Aberglauben sich sehr nähert, besonders, seit dem die Portugiesen mit dem Patriarchen, den sie von Goa gebracht hatten, und der ein Jesuit war, sind getödtet oder versaget worden. Ebendas. a. d. 54 und vorherg. S.

p) N. d. 55 S.

q) N. d. 57 S. Eine merkwürdige Sache, sagt der Verfasser, wenn sie wahr ist.

r) N. d. 58 und vorherg. S.

s) Bernier IV Th. a. d. 270 S.

Bernier. dürfte nicht daran zweifeln. Dieses ist bewundernsworth; denn nach ihrer Nachricht muß die Quelle des Nils weit diesseits der Linie seyn, da alle unsere Karten mit dem Protopäus sie weit jenseits setzen ^{1664.} z). Er fragte sie, ob es viel in Aethiopien regnete, und ob die Regen da ihre gesetzte Zeit hätten, wie in Indien. Sie meldeten ihm, auf der Küste des rothen Meeres regnete es fast wie von Suaken, Arkiko und dem Eylande Masonva an bis Babelmandel so wenig, als zu Mokka, auf der andern Seite im glücklichen Arabien aber tief im Lande, in den Landschaften der Agans, Dumbia, und den benachbarten, sie le in den beyden wärmsten Sommermonaten, da es auch in Indien regnete, viel Regen. Dieß war nach seiner Rechnung die wahre Zeit des Wachsthums des Nils in Aegypten. Sie setzten auch hinzu, es wäre ihnen sehr wohl bekannt, daß die äthiopischen Regen den Nil vergrößerten, Aegypten überschwemmten, und das Erdreich mit dem Schlamm, den sie dahin führen, befruchtete: die Könige von Aethiopien gründeten darauf Ansprüche wegen eines Tributs von Aegypten; und als sich die Muhammedaner dieses Landes bemächtig hätten, hätten die Aethiopier den Nil in den arabischen Meerbusen leiten wollen, Aegypten zu verderben und unfruchtbar zu machen: aber sie hätten dieses Unternehmen seiner Schwierigkeit wegen unterlassen müssen u). Das Ende dieser Erzählung meldet uns weder die Zeit, noch die Umstände der Rückkehr des Aurengeb. Man muß sich also vorstellen, daß Bernier nach der Reise nach Kachemir glücklich wieder in Dehly angelangt ist, andere Beobachtungen daselbst anzustellen, die er uns in verschiedenen Theilen seiner Nachrichten hinterlassen hat, die aber meistens mehr zur Geschichte von Indostan, als zur Geschichte der Reisen gehören x).

Das XXV Capitel.

Reisen des Taverniers im Indostanischen.

Einleitung.

Einleitung. Der Name dieses berühmten Reisenden ist zwar schon in den vorigen Theilen dieses Werkes, öfter als einmal zum Vorscheine gekommen, und hat zuweilen ein großes Lob, zuweilen ein strenges Urtheil empfangen. Doch vorist soll er noch einmal mit aller ihm gebührenden Achtung aufgeführt werden; indem wir gesonnen sind, an dem gegenwärtigen Orte alles zusammen zu fassen, was dem Leser sowohl von seiner Person als von seinem Werke einen richtigen Begriff beybringen kann.

z) Ebendasselbst.

u) Ebendaf. a. d. 272 S.

x) Man hat das, was den Nil betrifft, nur hierher gesetzt, um zu zeigen, wie viel Mühe sich Bernier in seinen Untersuchungen gegeben; sonst wäre hier nicht der Ort dazu. Außerdem weiß man, und es wird anderswo erwähnt werden, daß der Ursprung dieses Flusses den Europäern seit

1618 durch die Untersuchungen des Jesuiten, P. Pais bekannt geworden ist.

y) Ausgabe von 1681. zu Paris bey Clausier 4 Bände in 4to. Es ist die zweyte. Sie wurde von dem Verfasser wieder übersehen und verbessert. der damals in seiner Baroncy Aubonne wohnte. Einige Genfer haben mich versichert, als er einmal zu Versailles gewesen, so habe ihn Indou der XIVte gefragt, warum er sich außerhalb sei

Von seinen jüngern Jahren giebt er selbst oder vielmehr ein anderer Schriftsteller seiner Zeiten, dessen Feder er entlehnet hatte, die Nachricht, es hätten ihn allerley kleine Reisen und Abenteuer von geringer Wichtigkeit gleichsam stufenweise zu der Rolle eines großen Reisenden, die er nachgehends beynähe vierzig Jahre lang spiclete, vorbereitet. „Ist die „Auserziehung die zweyte Natur, saget er: so brachte Tavernier die Lust zu reisen schon mit „auf die Welt. Die täglichen Unterredungen gelehrter Männer mit seinem Vater von allerley die Erdbeschreibung betreffenden Materien, als welche selbiger ungemein gut verstand, pflanzeten ihm gleich in der ersten Jugend die Begierde ein, die Länder, welche man ihm auf der Karte zeigte, mit Augen anzusehen. Dieser Besichtigung wurde er niemals müde. In seinem zwey und zwanzigsten Jahre, hatte er bereits die schönsten Länder von ganz Europa durchstrichen, und die in unserm Welttheile am meisten üblichen Sprachen, größtentheils erlernt.“

Johann Baptist Tavernier wurde im Jahre 1605 zu Paris gebohren, woselbst sein Vater, der von Antwerpen dahin gezogen war, mit Landkarten handelte. Weil nun die Liebhaber, wenn sie etwas kauften, sich zuweilen in ein Gespräch von fremden Ländern einließen: so wurde des jungen Taverniers natürlicher Trieb zum Reisen, durch diese Gespräche nicht weniger angefeuert, als durch die große Menge Landkarten, die er beständig vor dem Gesichte hatte. Er machte auch schon in den jüngsten Jahren den Anfang, besagtem Triebe zu folgen, und sein Beyspiel lehret, daß man es durch Fleiß und Eifer, auch bey einem schlechten Vermögen weit bringen könne. Er gewann auf seinen morgenländischen Reisen, mit dem Juwelenhandel dermaßen viel, daß er nach seiner Rückkunft von Ludwig dem Vierzehnten nicht nur den Adelstand erhielt, sondern auch im Jahre 1668 die am Genfer-See im Bernischen liegende Herrschaft Aubonne *y*) an sich kaufte. Doch nachgehends gerieth er durch Untreue eines jungen Veters, dem er eine Ladung für zweymal hundert zwey und zwanzig tausend livres anvertraute, und mit selbiger im Morgenlande über eine Million zu gewinnen verhoffte, in großen Verfall, und mußte, entweder um seine Gläubiger zu befriedigen, oder um Geld zu einer neuen Unternehmung aufzubringen, besagtes Gut an den Herrn von Quesne, ältesten Sohn unseres berühmten Seehelden, verkaufen. Hierauf wagte er eine neue Reise, in Hoffnung, den erlittenen Verlust wieder zu ersetzen, starb aber im Heumonate des 1689sten Jahres zu Moscau, in einem Alter von 84 Jahren *z*).

Herkunft,
Stand und
Gemüthsbe-
schaffenheit
des Tavernier.

Er hatte die vierzig Jahre über, in welchen er sechs Reisen nach Turkey, Persien und Indien verrichtete, eine große Menge Nachrichten gesammelt: allein bey diesem langwierigen Umgange mit Ausländern war ihm seine eigene Muttersprache dermaßen fremd geworden, daß er seine Reisebeschreibung nicht einmal selbst aufsetzen konnte *a*) Was die Begebenheiten

nen Staaten niedergelassen hätte. Tavernier antwortete ihm, er liebete die Freyheit; worauf ihm Ludwig der XIVte so gleich den Rücken zugewandt. *z*) Es betriefft sich demnach der Verfasser des *Mémoire historique*, wenn er im Hornung des 1690sten Jahres meldet, Tavernier sey zur Zeit seines Todes neun und achtzig Jahre alt gewesen. *a*) Die erste Ausgabe erschien im 1579sten Jahre zu Paris in zweyen Quartbänden, und wurde

sogleich in Holland in Duodez nachgedruckt. Ein gleiches wiederfuhr auch der Auflage von 1681, die wir gegenwärtig gebrauchen, noch eben in selbigem Jahre. Der dritte Theil kam nach den beyden ersten besonders heraus. In diesem letztern Theile geht er hauptsächlich über diejenigen los, welche die Geschäfte der holländischen Handels-gesellschaft verwalten. Unter dessen bringen wir hier eine Stelle bey, aus der so betiteltten *Défense*

Allgem. Reisebesch. XI Band.

R

de Sa-

Einleitung. heiten betrifft, die er auf anderer Leute Treue und Glauben erzählet b): so kann man mit Ver-
 ten zugeben, daß sie mit vielen Erdichtungen vermischet sind, die man ihm als einem leichtgläu-
 bigen Manne aufgebunden hatte: allein da ihn übrigens niemand eines Mangels an Re-
 lichkeit oder an gesundem Verstande beschuldiget, so wird sein Zeugniß von solchen Dingen
 die er mit eigenen Augen gesehen hatte, durch die Klagen derjenigen, denen gewisse Ergä-
 lungen c) ziemlich verdrießlich fallen, keinesweges vernichtet, absonderlich da bereits
 wähtermaßen, die Berichte der allerberühmtesten Reisenden, mit den seinigen, in so fer-
 ne sie einerley Sache betreffen, allemal übereinstimmen d). In der That ist die Leich-
 gläubigkeit, die man ihm vorwirft, vielmehr ein Merkmaal eines aufrichtigen ehrlichen Gemü-
 thes, das niemanden einigen Betrug zutrauet, weil es selbst dergleichen niemals begeht.
 Dieser Gedanke richtig, so darf man dem Tavernier in allem, was er selbst gesehen oder
 gehört hat, um so viel vollkommener trauen, gleichwie man hingegen desto weniger
 auf dasjenige, was er vom Hörensagen hat, machen darf, und die ganze Beschwerlichkeit
 besteht nur darinnen, daß man beyderley Begebenheiten genau von einander unterscheiden
 Kurz, wenn Tavernier ein Betrüger ist; warum hat man denn nicht, gleichwie Babel
 saget, „an statt seine Person auf das heftigste zu verunglimpfen, seine Berichte durch
 „sere Nachrichten widerleget, und die wahre Beschaffenheit der Sache an das Tagelichte
 „bracht

de Samuel Chapuzeau, gegen den Verfasser der
 berichtigten Schrift: L'Esprit de Mr. Arnauld
 genannt, welche jenen dafür, daß er dem Taver-
 nier seine Feder gelehnet hatte, heftig herunter
 machte. Denn sie enthält einige zu dieser Mate-
 rie dienliche Erläuterungen. Chapuzeau saget al-
 so: „Weil Herr Tavernier nach seiner im
 „1668sten Jahre erfolgten Heimkunft ein schönes
 „Vermögen besaß: so fiel ihm ein, er wolle die
 „Herrschaft Aubonne kaufen. In dieser Absicht
 „kam er nach Genf, und wohnte eine Zeitlang
 „in meinem Hause. Unsere alte Freundschaft
 „wurde bey dieser Gelegenheit erneuert, wiewohl
 „unter einer sehr beschwerlichen Bedingung, ich
 „sollte nämlich sein Chaos in Ordnung bringen,
 „als welchen Namen die durch einander gewor-
 „senen Aufsätze von seinen sechs Reisen, darunter
 „auch einige, von einem seit langer Zeit zu Ispa-
 „han lebenden Capuciner, Vater Raphael, er-
 „haltene Nachrichten waren, eurem Ausdrucke
 „gemäß, mit allem Rechte und in der That ver-
 „dieneten. Ich hielt ihn ungefähr zwey Jahre,
 „mit dem Versprechen, ihm meine Feder zu leihen,
 „auf: allein endlich verlohr er die Geduld; und
 „als ich einstens meiner Geschäfte wegen nach
 „Paris kam, so nöthigte er mich endlich durch hohe
 „Hand dazu, indem ich aus mehr als einer Ursa-
 „che höchst ungern daran gieng, gleichwie mir
 „viele gute Freunde das Zeugniß geben können.
 „Er steckte sich nämlich hinter den ersten Parle-

„nentspräsidenten von Lamoignon, welcher
 „Sache dem Könige vortrug, und mich nach-
 „hends bedeutete: Seine Majestät verlangten
 „Reisen des Taverniers im Drucke zu sehen; und
 „weil dieser Mann sonst niemanden wisse, so
 „ihm diese Arbeit nach seinem Sinne zu verfer-
 „gen, vermöge: so mußte ich ihn nicht länger
 „gehlisch aufhalten. Sowohl Lamoignon, als
 „dessen Sohn, der Herr von Baviile, hörten
 „ungemein gern zu, wenn er etwas von seinen
 „Reisen erzählete; hierzu kam noch dieser Umstan-
 „d, daß der Präsident ein großer Liebhaber von Ma-
 „nuskripten war; und Tavernier, nach seinem eige-
 „nem Geständnisse gegen mich, ihm eine gute An-
 „zahl verlehret hatte, folglich er es für seine Schul-
 „digkeit achtete, ihm wieder zu dienen. Wenn
 „ich wüßten, mein Herr, was für Verdruß, ja
 „darf wohl sagen Quaal, ich das Jahr über
 „da diese verwünschte Arbeit dauerte, von dem
 „polternden Besen des Mannes, und von den ab-
 „geschmackten Einfällen der Frau, auszustehen ha-
 „tte: so würden sie mir eine Sache, die ich
 „bloßem Zwange, mit äußerstem Widerwillen, ja
 „noch dazu ohne den geringsten Nutzen, unter-
 „nehmen mußte, für wahr nicht übel nehmen. Aber
 „dieses muß ich Ihnen noch folgendes vorsetzen
 „machen; als es auf das Capitel von der Hollän-
 „der ihrer Auführung in Asien kam, und er von
 „Aufsatz, so wie er mir denselbigen in laudernem
 „schem Französisch vorgesaget hatte, indem er die
 „Mach-

„bracht? Das Allerseitsamste bey der ganzen Sache ist dieses, fährt besagter Gelehrter fort, daß sein Hauptwidersacher mit wenig Worten beynähe eben so viel Böses von den Holländern gesagt hat, als er selbst,“ c).

Einleitung

Der I Abschnitt.

Erste Reisen des Taverniers.

Tavernier.

Seine erste Ausflucht nahm er nach England, wo damals König Jakob der Erste regierte, und sich einen König von Großbritannien nennen ließ, damit er sowohl die Engländer, als die Schottländer, vermittelst eines ihnen beyden gemeinschaftlichen Titels, vergnügen möchte. Aus England segelte er nach Flandern; hier besah er seines Vaters Geburtsstadt, Antwerpen, und reisete hernach in die vereinigten Niederlande, woselbst seine Lust zu reisen nicht wenig angefeuert wurde, als er die große Menge Ausländer, welche aus allen Theilen der Welt nach Amsterdam kommen, erblickte.

Nachdem er die siebenzehn Provinzen gesehen hatte: so nahm er seinen Weg nach Deutschland, und gieng über Frankfurt und Augspurg nach Nürnberg. Als nun eben damals viele Völker nach Böhmen zogen, und Prag in Besiz nehmen wollten: so kriegte er Lust, das

R 2

Solda-

„Nachrichten des Capuciners ausgenommen, sonst nichts Geschriebenes hatte, sondern alles aus selbstem Gedächtnisse nahm, seinen guten Freunden zeigte: so riethe sie es ihm alle mit einander, er möchte diese Sayte unberührt lassen. Ich selbst that ein gleiches; indem aber keine Vorstellung das geringste veranlassen wollte: so sagte ich endlich rund heraus, er möchte sich zu dieser Arbeit um jemand anders umsehen. Wie wäre es auch möglich, daß ich meine Gesinnung ohne alle Ursache und auf eine niederträchtige Weise verändern könnte, nachdem ich der holländischen Nation vor etwa zwanzig Jahren in dem ersten Theile meines jetzt lebenden Europa, aus schuldiger Dankbarkeit ein so großes und billiges Lob beygelegt hatte? Weil ich mich also nicht dazu verstehen wollte, und wir darüber auf einige Tage mit einander zerfielen, ja beynähe niemals wieder gute Freunde geworden wären: so nahm M. Tavernier seine Zuflucht zu den Präsidenten La Moignon Secreter, dem Herrn de la Chapelle. Dieser lehnete ihm seine Feder, und verteilte den dritten Theil der tavernierschen Reisebeschreibung, in welchem die Geschichte von Japon steht, als ich gar nicht mehr zu Paris, sondern schon wieder in Genf war. Diese meine Abwesenheit, und daß ich mit meinem ganzen Hause zu der Zeit, als der dritte Theil geschrieben und gedruckt wurde, mich zu Genf, keinesweges, aber zu Paris befand, kann ich, wenn es nöthig

„seyn sollte, sehr leicht beweisen. S. Defense de „Chapuzeau, a. d. 7 und folg. S. Was man aus der angeführten Stelle folgern kann, ist dieses: daß Chapuzeau mit dem dritten Theile des Taverniers nichts zu thun hatte; unterdessen ob er ihm gleich Unvorsichtigkeit oder Nachgier Schuld giebt, so wirft er ihm doch nirgend vor, daß er mit Unwahrheit umgehe.

b) Zum Beyspiele in seiner Nachricht von Tonquin. Man sehe die Reise des Barons im Xten Theile dieses Werkes.

c) Dem Ansehen nach, hat das Mistranen gegen den Tavernier wirklich keinen andern Grund, als die Klagen einiger Gelehrten, als zum Beyspiele des Jurien und einiger andern.

d) Wer den Tavernier des Ausschreibens beschuldiget, der thut ihm bey weitem keinen Schaden, sondern vertheidiget ihn vielmehr gegen die Beschuldigung, als ob er mit Unwahrheit umgehe. Man beruft sich absonderlich auf Hyde, welcher ihm vorwirft, er habe aus einer 1671 gedruckten morgenländischen Reisebeschreibung des Capuciners Paters Gabriel von Chinon, welcher dreißig Jahre in Persien gelebet hatte, eine sehr lange Stelle ausgeschrieben. Unterdessen aber wird doch niemand vorgeben, diese Stelle wäre erst durch des Taverniers Abschreiben fabelhaft geworden. Hyde de relig. veter. Persar. a. d. 335 und folg. S.

e) Dictionaire critique T. IV. a. d. 325 S.

Tavernier.

Soldatenleben zu versuchen. Ohnweit Nürnberg traf er einen Reuterobersten, Namens Hans Brenner, an, einen Sohn des Grafen Philipp Brenner, und Statthalter zu Wien. Dieser nahm ihn mit nach Böhmen. Tavernier überläßt aber der Geschichte die Erzählung dieses Krieges, und meldet nur, er sey nach einigen Jahren mit eben diesem Obersten nach Wien gereiset, und von ihm, seinem Oheime, dem Statthalter von Raab, welchen Titel eines Unterköniges führete, vorgestellet worden. Dieser Statthalter oder Unterkönig nun, machte ihn zu seinem Edelknaben. In Deutschland kann man bis ins fünf und zwanzigste Jahr Edelknabe bleiben, und bekömmt sodann eine Fahne oder Standarte. Als der junge Tavernier fünfzehalb Jahre an des Unterköniges Hofe gewesen war: so kam der Herzog von Mantua in die Hauptstadt des deutschen Reiches, und wollte die Angelegenheiten seines Vaters zur Richtigkeit bringen: allein seine Staatsklugheit konnte den gewünschten Ausgang derselbigen nicht zuwege bringen, und der französische Abgesandte M. de Sabran konnte mit denen Vorstellungen, die er zu seinem Vortheile machen mußte, eben so wenig aufrichten. Unterdessen erwählte sich der Unterkönig zu seiner zweyten Gemahlinn eine Schwester des Grafen von Arco und obersten Staatsraths des Herzoges von Mantua, welcher mit seines Herrn Sohne nach Wien gekommen war. Weil nun der Graf nicht umhin konnte seinen Schwager zu besuchen, so hatte Tavernier während dessen Aufenthaltes zu Raab, die Aufwartung bey ihm. Als der Graf von Arco abreisen wollte: so bath er sich den Tavernier, für die Zeit, die er in Wien bleiben mußte, von dem Unterkönige zu seiner Beibehaltung aus, weil er niemanden um seine Person habe, der deutsch verstehe. Diese Bitte wurde ihm verwilliget. Tavernier folgte dem Grafen an den kaiserlichen Hof. Er hatte das Glück, daß ihm der Prinz gewogen wurde, und ihm seinen Schutz zu Mantua versprach. Nichts brauchte es nicht, ihm Lust zu einer Reise nach Wälschland zu machen.

Von dem Unterkönige erhielt er die Erlaubniß dazu, und wegen seiner bisherigen treuen Dienste einen gnädigen Abschied, indem er ihm nach deutschem Gebrauche einen Degen, ein Pferd, und ein Paar Pistolen schenkte, wozu noch ein Beutel voll Ducaten kam. M. de Sabran reisete damals nach Venedig, und hatte einen Franzosen nöthig, der Deutsch verstände. Tavernier both sich an, und wurde nach Venedig mitgenommen. Hier besah sich damals der Graf d'Avaux als französischer Botschafter. Dieser empfing den Herrn von Sabran mit vieler Hochachtung, und die Republik, welcher an der mantuanischen Sache eben so viel gelegen war, als dem Hause Gonzaga selbst, verehrete ihm acht große Schalen mit eingemachten Früchten, nebst einer goldenen Kette, die er auch auf einige Augenblicke um den Hals hing. Weil damals der Herzog von Rohan nebst seinem ganzen Hause zu Venedig war: so mußte Tavernier der Mademoiselle de Rohan sechs von den besagten Schalen überbringen, welche auch geneigt angenommen wurden. Während seines Aufenthaltes zu Venedig besah er die Merkwürdigkeiten dieser berühmten Stadt, und

f) Er leget sich selbst folgendes Zeugniß bey:
 „Wir nöthigten, saget er, die Kaiserlichen, daß sie
 „die Belagerung aufheben mußten, und es geschah
 „solches am Weihnachtsabend. Hier muß ich
 „erwähnen, daß einstens unser achtzehn ausgeschicket
 „wurden, um die Tiefe und Breite eines ge-
 „wissen Grabens anzukundschaften, den der Feind
 „nach durchstochener Damme, zu Vertheidigung

„einer uns abgenommenen Schanze, gemacht hat-
 „te. Weil nun acht Reuter von unserer Compag-
 „nie mit dazu genommen wurden: so erlaubte
 „der Prinz endlich, daß ich einer von den acht
 „seyn durfte, wiewohl er sehr ungern daran kam,
 „und mir aus besonderer Gnade ingeheim sagte,
 „er sähe zum Voraus, wir würden ein starkes
 „Feuer ausstehen müssen. Es kamen auch von uns

weil sie an Lage, Größe, Pracht, Handlung und ungemeinem Zulaufe der Fremden, eine große Ähnlichkeit mit Amsterdam hatte, trug sie zu Vergrößerung seiner Reisebegierde, nicht wenig bey. Tavernier.

Von Venedig gieng er mit dem Herrn von Sabrau nach Mantua. Der Prinz bezeugte einiges Vergnügen, ihn wieder zu sehen, und gab ihm die Wahl, ob er lieber eine Fahne, oder eine Stelle unter der Ordnonanzcompagnie des alten Herzoges haben wollte? Tavernier wählte das letztere, weil er lieber unter dem Grafen von Guiche, damaligem Rittmeister dieser Compagnie, und nachmaligem Marschalle von Grammont, als unter einem andern Befehlshaber, dienen wollte. Zwar schickte sich ein langes Verweilen in Mantua nicht wohl zu seiner Begierde nach Reisen. Als aber die Kaiserlichen vor die Stadt rücketen: so hätte er sich vor seinem Abschiede gern hervorgethan, und das Glück schaffte ihm Gelegenheit dazu. Einige Zeit hernach gab ihm der Prinz nicht nur seinen Abschied, weil er ihm solchen auf jedesmaliges Begehren zu ertheilen versprochen hatte, sondern auch einen guten Reisepaß nach Venedig. Von da gieng er nach Loreto, von Loreto nach Rom, und von Rom nach Neapel, aus welchem Orte er wiederum über Rom nach Florenz, Pisa, Livorno und Wien reisete. Hernach schiffte er sich nach Marseille ein, und gieng gerades Weges nach Paris: doch hier blieb er nicht lange. Die Lust, Polen zu besuchen, trieb ihn durch die Schweiz, wo er die vornehmsten Orte besah, nach Deutschland. Er fuhr den Rhein herab nach Breysach und Straßburg, wendete sich hernach in Schwaben, und kam über Ulm und Augsburg nach München. In dieser Hauptstadt des Herzogthums Bayern sah er den prächtigen Pallast, zu dessen Erbauung Wilhelm der Fünfte den Anfang gemacht, und den sein Sohn Maximilian mitten im Kriege, der ganz Deutschland verheerete, zur Vollkommenheit gebracht hatte. Von da gieng er zum zweytenmale nach Nürnberg und Prag, sodann aus Böhmen nach Schlesien, setzte bey Breslau über die Oder, und begab sich nach Cracau, einer der größten Städte in ganz Europa, oder vielmehr einem Inbegriffe dreier Städte, und ehemaligen Sitze der polnischen Könige. Hernach nahm er seinen Weg auf Warschau, an der linken Seite der Weichsel, und bewunderte in besagter Stadt den Hof des Königes Sigismund. Von Warschau kehrte er nach Breslau zurück, schlug sich gegen Niederschlesien herab, und wollte einen der vornehmsten Bedienten des kaiserlichen Hauses, mit dem er in guter Freundschaft stand, besuchen. Doch zwei Meilen von Glogau änderte er diesen Vorsatz auf Zureden des Obersten Butlers, eines Schottländers, welcher ein kaiserliches Regiment zu Pferde anführte, und nachgehends den berühmten Wallenstein niederstoßen half. Seine Gemahlinn hatte die Franzosen gern; und weil sie alle beyde dem Tavernier zuredeten, er möchte bey ihnen bleiben, so konnte er dieses freundschaftliche Begehren nicht abschlagen. Unterdessen erfuhr er nach einigem Verweilen bey ihnen, der Kaiser gehe mit seinem Prinzen Ferdinand dem Dritten nach Regensburg, und wollte ihn da-

R 3

selbst

„uns achtzehn in der That nicht mehr als viere
„zurück. Denn als wir uns an dem Damme
„zwischen den Binsen hinangeschlichen hatten, und
„nun am Rande des Grabens waren: so bewillkom-
„mete uns der Feind mit einer so starken Salve,
„daß wir nicht wußten, wie uns geschah. Ich
„hatte einen zwar leichten aber ungemein gut ge-
„härtenen Kürass aus dem Zeughause mitgenom-

„men, und dieser rettete mir das Leben; denn es
„trafen mich zwei Kugeln, eine gerade auf der lin-
„ken Brust, die andere gleich drunter; und weil sich
„das Eisen vom Kürasse einbog, so verursachte mir der
„Schuß einige Schmerzen. Als der Graf von Gu-
„che sah, was für ein guter Kürass dieser war, ließ
„er ihn schön auszieren, und behielt ihn selber, wor-
„nach ich ihn weiter nicht mehr gesehen habe. Abend-

Tavernier. selbst zum römischen Könige krönen lassen. Weil er nun seine böhmische und ungarische Krönung gesehen hatte: so wünschte er auch, diese dritte zu sehen. Er that es, und mußte die Pracht dieser Handlung in der That bewundern.

Doch gefiel ihm nichts so wohl, als die Turniere, auf welchen unterschiedliche junge Herren ihre Geschicklichkeit zeigten. Gegen der Stechbahn über, hatte man zwei Bühnen aufgerichtet. Die größte gehörte für den Kaiser, die Kaiserin und das gesammte Hof-
 frauenzimmer. Die zweite schien einer mit vielen Kostbarkeiten angefüllten Juweliererbude ähnlich. Einige Kleinodien waren mehr als zehntausend Thaler werth. Sieben bis acht Ritter schlugen sich zusammen, und zeigten mit einem langen Stäbchen, auf das Kleinod, darum sie rennen wollten: der Sieger bekam es umsonst; seine Mitrenner hingegen mußten es den Juweliern bezahlen. Der erste kaiserliche Minister, Fürst von Eggenberg, stellte es ihm zu, der Ritter steckte es an die Lanzenspitze, und bot es der Kaiserin an. Weil es nun diese nicht annahm: so stund es ihm frey, eine Hofdame damit zu beschenken.

Als die Krönung vorbey war: so erfuhr Tavernier, der Kaiser wollte einen Residenten an die ottomanische Pforte senden. Mehr war nicht nöthig, ihn lust zur Reise nach Constantinopel zu machen. Die Freygebigkeit des Obersten Butlers hatte ihn mit einem schönen Stücke Geldes versehen. Aber da er sich fertig machte, mit den Deutschen abzureisen, so that ihm der berufene Vater Joseph, welcher in Frankreichs Namen zu Regensburg war, den Vorschlag, er sollte entweder mit dem Herrn Bachelier, welcher nach Mantua abgeschicket wurde, oder mit dem Abt de Chapes, einem Bruder des Marschalls d'Alumont, und dem Herrn de Saint Lieban, nach Constantinopel und dem gelobten Lande reisen. Dem Tavernier gefielen zwar beyde Vorschläge wohl: doch wählte er den zweyten. Seine beyden Gönner wollten vorher den sächsischen Hof besuchen, ehe sie Deutschland verließen. Dementsprechend reisten sie mit einander durch Freyberg, eine kleine Stadt, wo die prächtigen Grabmaale der Churfürsten sind. Hernach besahen sie das Schloß Augustusburg, wo man nebst andern Seltenheiten, einen Saal zeigt, welcher von oben bis unten, mit nichts anderm als mit einer erstaunlichen Menge Hörner von allerley Thieren ausgezieret ist g). Von hier giengen sie nach Dresden, und wurden von dem Churfürsten gnädig empfangen. Von Dresden kamen sie nach Prag, welche Stadt Tavernier zum drittenmale sah. Sie reisten mitten durch Böhmen, berührten eine Ecke von Mähren, und betraten hierauf Oesterreich, in der Absicht, sich ohne langes Verweilen einzuschiffen, weil es bereits frostig zu werden begann. Tavernier hatte innerhalb wenigen Jahren so große Erfahrung, und so viele gute Freunde erworben, daß ihm seine Gönner die Vorkehrung ihrer Reiseanstalten überließen, und er wirklich im Stande war, ihnen kräftige Empfehlungsschreiben an den ungarischen Unterkönig, von welchem sie ihre Reisepässe bekommen mußten, zu verschaffen. Bey ihrer Abreise von Wien begegnete man ihnen nicht nur mit aller Höflichkeit, sondern gab ihnen auch zwey Fahrzeuge; eines mit einer Stube, für ihre Personen, und das andere für ihre Küche. Erstlich kamen sie nach Presburg, hernach nach Altenburg, einer dem Grafen von Harrach gehörigen Stadt und Grafschaft. Es war solche zuvörderst der Wittumssitz einer ungarischen Königin gewesen, von ihr aber auf dem Todtbede dem Grafen geschenkt worden, unter der einigen Bedingung, er sollte jederzeit eine gewisse

g) Unter andern war ein Hasenkopf mit zwey Hörnern darunter, welchen der König von Dänemark, dem Churfürsten, als eine kostbare Seltenheit verehret hatte. Der Brunn auf diesem Schlosse

gewisse Anzahl Pfauen, die sie ungemein liebete, auf dem Schlosse unterhalten, und wenn dieses nicht geschähe, sollte die Grafschaft der Krone wieder heimfallen. Von Altenburg fuhren unsere drey Reisende nach Siget hinab, wo Tavernier auf einem Nachen nach Raab, welches auch den Namen Javarin trägt, voraus fuhr. Hier fand er den ungarischen Unterkönig, in dessen Diensten er einige Jahre zugebracht hatte, und wurde mit vielem Vergnügen von selbigem aufgenommen. Eben diese gute Zuneigung nebst den Schreibern des wienerischen Hofes, bewogen den Unterkönig, daß er des folgenden Tages den Herren de Chapes und Saint Liebau drehundert Reuter und zwey Kutschen entgegen schickte. Sie mußten zehn Tage auf des Bassa zu Ofen Antwort warten, bey welchem der Statthalter zu Comorra durch einen eigenen Boten um freyen Durchgang für zweyen französischen Edelleute und ihr Gefolge angesuchet hatte. Man hatte sie für Anverwandte des Herrn de Cessy französischen Botenschafsters bey der Pforte ausgegeben, und war damit allen Schwierigkeiten zuvor gekommen. Endlich schien der Bassa geneigt zu seyn, sie wohl aufzunehmen. Sie fuhren also nach Comorra, wo ihnen der Statthalter andere Fahrzeuge gab, und sie bis auf den halben Weg nach Ofen führen ließ. Dasselbst fanden sie wieder andere von dem Ofner Bassa entgegengeschickte Schiffe für sich. Es sind diese Fahrzeuge eine Art von Brigantinen, wohl bewaffnet, sehr bequem, und leicht; um welcher letztern Ursache willen man durch Rudern geschwind damit fortkömmt. Zwischen Comorra und Ofen, das ist an der Gränze beyder Reiche, werden die beyderseitigen zu Erneuerung des Friedens abgeschickten Botenschafter gegen einander ausgewechselt, und muß die Anzahl der Personen auf beyden Seiten allezeit gleich groß seyn *b*).

Von Wien bis Raab hatten die Franzosen drey Tage auf dem Wasser zugebracht, weil die vielen Krummen der Donau diesen Weg, den man zu Lande in zwey Stunden endigen kann, gewaltig verlängern. Von Raab gelanget man in einem Tage nach Comorra, und von Comorra bey nahe in zweyen bis nach Ofen. Man reiset von Raab nach Ofen selten zu Lande. Denn man könnte wegen Nähe der Gränze den streifenden Parteyen von einer oder der andern Seite in die Hände fallen, welches gefährlich wäre. Im Sommer kömmt man in weniger als acht Tagen Zeit von Ofen nach Belgrad: allein, damals konnte man wegen der Kälte und des Schnees nicht so geschwind fortrücken, und unsere drey Reisende hatten bis Constantinopel, dahin sie von Belgrad aus, in neun und zwanzig Tagen kamen, beständig dergleichen Wetter. In Ungarn, absonderlich in solchen Städten, dahin selten Ausländer kommen, bezahlt man weder Zeche noch Schlafgeld; sondern der Fremde wird von einem Bürger auf der Stadt Unkosten beherberget und gespeiset; indem der Wirth, wenn das Jahr um ist, das Ausgelegte aus dem gemeinen Pfennigkasten wieder ersetzt bekömmt. Hingegen meldet Tavernier auch, die Ungarn würden von Ausländern nicht sonderlich überlaufen, und die Lebensmittel wären in ihrem Lande, als einem der besten von ganz Europa, dermaßen wohlfeil, daß zu Belgrad vierzehn Personen den Tag über nicht einmal zweyen Thaler verzehren konnten.

Ofen liegt an der rechten Seite der Donau, und eine halbe französische Meile vom Flusse. Sobald der Bassa die Ankunft der Franzosen vernahm, so schickte er ihnen seinen Stallmeister entgegen, mit einigen von Sklaven an der Hand geführten Pferden, und ließ sie

Schlosse ist so tief, daß man das Wasser unter ei- daselbst.
ner halben Stunde nicht heraufziehen kann. Eben: sechs Jahre.

b) Es geschah vor Zeiten alle

Tavernier. sie einholen. Unter besagten Sklaven waren zween Pariser, für welche die Herren de Chapes und Saint Liebau bis achthundert Thaler, wiewohl vergeblich, boten. Es liefen wegen des Bassa Unpäßlichkeit zwölf Tage vorbei, ehe er die drey Reisenden zum Gehöre lassen konnte; unterdessen schickte er ihnen doch alle Morgen einen Schöps, Hühner, Reiß, Butter und Brodt, nebst zwey Zechinen für die übrigen Ausgaben. Hingegen schenkten sie ihm eine Taschenuhr, deren Gehäuse mit Diamanten besetzt war. Der Bassa sah sehr gut aus, empfing sie bey dem Gehöre sehr höflich, und versprach, er wollte sie der Mühe, sich nach einem Fuhrwerke umzusehen, überheben. Er schickte ihnen auch wirklich sechs Calaschen unter der Aufsicht zweener Spahis, welche sie unterwegs überall auslösen sollten: allein unsere Reisende bedieneten sich dieser Großmuthigkeit nicht.

Bei ihrer Ankunft zu Belgrad, wurden sie in eine alte Caravansera geführt, die ihnen keine sehr bequeme Herberge versprach. Es kamen aber vier Kaufleute aus Ragusa, und verschafften ihnen ein gutes Haus. Die Raguser führen Tuch nach Belgrad, und holen dagegen Wachs und Quecksilber ab, welches aus Oberungarn und Siebenbürgen kömmt. So vergnügt Tavernier und seine Reisegefährten mit dem Ofener Bassa gewesen waren, so sehr mußten sie über den Sangiac von Belgrad klagen. Zum Willkommen verlangte er von der Person zweyhundert Ducaten als ein Geschenk für die Erlaubniß des Durchzuges. Doch verminderte er diese Summe, auf Vorstellung der ragusischen Kaufleute, bis den vierten Theil. Allein Tavernier hielt auch dieses noch für übermäßig, sprach also durch den Dollmetscher selbst mit ihm. Anfanglich nun, gebrauchte er alle mögliche Höflichkeit. Als aber diese nichts helfen wollte, so drohete er, einen eigenen Boten an die Pforte zu schicken, und über dieses unbillige Verfahren gegen zween nahe Anverwandten des französischen Botschafters Klage zu führen. Hierüber erschrak der Sangiac dermaßen, daß er die ganze Forderung überhaupt auf funfzig Ducaten herabsetzte, die man ihm sodann auch auf der Stelle auszahlete. Die vierzehn Tage über, bis man mit dem Sangiac einig wurde, thaten sich die Franzosen bey dem wohlfeilen Preise der Lebensmittel in Belgrad etwas zu gute. Brodt, Wein, und Fleisch, alles ist vortrefflich, und kostet bey nahe gar nichts. Weil die Stadt auf einer Erdspeige und an dem Zusammenflusse zweener großen Ströme, der Donau und der Sau, liegt, so fängt man die größten Karpen und Hechte in erstaunlicher Menge.

Für den Weg nach Adrianopel mußte man sich mit Reutpferden und Wagen versehen. Weil jedweder Freiheit hatte, zu wählen, was ihm am bequemsten fiel: so nahm Tavernier mit gutem Vorbedachte einen Wagen, worauf er sich ins Stroh stecken, mit einem guten Pelze zudecken, und dergestalt gegen die Kälte verwahren konnte. Man reisete durch Sophia, eine große und volkreiche Stadt, ehemaligen Sitz der alten Bulgaren und dormaligen des Bassa von Romelien: von da kamen sie nach Philippopoli, und Adrianopel. Endlich langten die drey Reisenden am zwey und vierzigsten Tage nach ihrer Abreise aus Wien um acht Uhr des Morgens vor die Thore der Stadt Constantinopel. Sie zogen durch die Stadt und nach Galata. Der französische Botschafter, bey welchem sie mitten in Paris zu seyn vermeyneten, verschaffte ihnen nicht weit von seinem Hause, bey einem Griechen, eine Wohnung. Die Herren de Chapes und Saint Liebau, ruheten zween Monate zu Constantinopel, hielten offene Tafel, und ließen wacker aufgehen. Den Winter über, nahmen sie eine kleine Reise nach den Dardanellen und den Ueberbleibseln von Troja vor, hielten aber, weil sie nichts als Steine daselbst antrafen, die Neubegierigkeit eines Reisens

den, durch ihre Besichtigung für schlecht bezahlt. Hingegen führte sie die Begierde, ein auf französische Weise aufgeputztes Gemach in einem türkischen Pallaste zu sehen, in das Serail zu Scutaret. Zweien Verschnittenen, welche die Aussicht darüber hatten, wollten sie lange nicht hinein lassen, und ließen sich theuer genug dafür bezahlen. Gleichwohl war nichts anders da zu sehen, als ein französisches Bette von ziemlich kostbarem Zeuge, Tapeten, und Stühle. Ein anderesmal fuhren sie mit noch mehr guten Freunden auf drey Barken nach Chalcedon, welches am Ufer der See liegt. Man zeigte ihnen eine uralte Kirche, und den Saal, darinnen vor Zeiten die Kirchenversammlung gehalten wurde, nebst eben denselbigen Stühlen, worauf die Väter damals gesessen. Heutiges Tages ist es ein bloßes Kloster. Nachgehends besahen sie die Säule des Pompejus an der Mündung des schwarzen Meeres, und machten eine höchstangenehme Lustreise von einem Serail zum andern, als welchen Namen Tavernier allen Lusthäusern des Großherrn, beygelegt. In einem derselbigen fanden sie einen alten französischen Verschnittenen, der ihnen ungemeine Höflichkeit erwies. Tavernier bemerket von dem Ausflusse des schwarzen Meeres weiter nichts, als daß diese Meerenge zweien einander gerade entgegen laufende Ströme habe; einer auf der europäischen Seite, welcher das Schiff ins schwarze Meer führet, den andern auf der asiatischen Seite, der sich ins mittelländische Meer ergießt. So oft man also eine Lustreise von Constantinopel nach der Mündung der Enge vornehmen will, hat man sowohl in der Hin- als in der Herfahrt einen Strom zum Vortheile.

Als der Winter vorbey war, so mietheten die Herren de Chapes, und de Saint Liez eine Brigantine, und fuhren unter dem Geleite zweener Spahis nach dem Hafen Alexandretta. Tavernier erfuhr nachgehends, sie hätten alle Merkwürdigkeiten des Archipelagi, und der natolischen Küste besichtigt, wären von Alexandretta nach Aleppo von Aleppo an den Euphrat, und sodann zurück nach Damascus, und von Damascus nach Jerusalem gereiset. Er seines Ortes hatte weit wichtigere Reisen im Kopfe, und verweilte beynahe ganzer eifß Monate zu Constantinopel, weil man ihn beständig mit einer anständigen Gelegenheit nach Persien zu reisen, tröstete. Er wußte damals noch nicht, daß alle Jahre fünf bis sechs Caravannen von Barsa dahin abgehen, und er sich nach Belieben zu einer hätte schlagen können. Ja man hatte ihm nicht einmal gesagt, daß öfters nur acht bis zehn Kaufleute in Gesellschaft treten, und die Reise nach Ispahan in aller Sicherheit verrichten. Diese Unwissenheit brachte ihn um viele Zeit. Doch sah er unterdessen den Herrn von Marcheville, bey der Pforte ankommen. Er sollte den Herrn von Cesi ablösen, ja er kam wirklich als französischer Botschafter zum Gehöre bey dem Großherrs. Allein, weil Cesi nicht Lust hatte, sein Amt nieder zu legen, so machte er dem Neulinger so viele krumme Sprünge, daß, da die Gewogenheit der ottomanischen Pforte gegen ihn noch dazu kam, jener genöthiget wurde, auf eben dem Schiffe, das ihn gebracht hatte, wieder nach Hause zu segeln. Endlich schlug sich Tavernier zu einer schönen und zahlreichen Caravane, welche von Constantinopel nach Ispahan abgieng, und von dieser Zeit beginnt er eigentlich die Geschichte seiner Reisen. Er rechnet ihrer sechs nach Asien. „Ich habe Zeit genug gehabt, saget er: die Beschaffenheit des Landes und die Gemüthsart der Einwohner aus dem Grunde kennen zu lernen. In den drey letztern kam ich bis jenseit des Ganges, und bis in die Insel Java. Innerhalb vierzig Jahren habe ich mehr als sechzig tausend französische Meilen zu Lande gereiset, indem ich nicht öfter als ein einziges Allgem. Reisebesch. XI Band.

Tavernier.
1665.

„mal auf dem Weltmeere aus Asien nach Europa zurück geschifft bin. Demnach habe ich auf meinen sechs Reisen die ganze Türkei, Persien und ganz Indien, zur nütze besichtigt, absonderlich aber die berühmten Diamantgruben, dahin noch kein einziger Europäer vor mir gekommen war i). „

Der II Abschnitt.

Reisen des Taverniers nach Indostan.

Straßen aus Persien nach Indien. Zeit zur Abfahrt von Ormus. Taverniers Methode nützet der Erdbeschreibung. Reise von Surata nach Agra. Caravanen der Begum. Wohlriechender Reis. Stadt Brampur und ihre Handlung. Trauriges Ende des Statthalters. Indostanische Gasthöfe. Stadt Seronge. Durchsichtige Zeuge für Frauenzimmer. Vorseit eines Elephanten. Paß Gate. Abenteuer mit einer Schlange. Schrecklicher Weg. Stadt Nader. Festung Gwalor. Allerley Flüsse. Unglaubliche Taschenspielerkünste. Sonderbare Begebenheit mit einem Kinde. Aufführung gegen die Affen und Löwen. Er begegnet vielen Fakirs. Lager der Dervis. Nahe einer Prinzessin.

Um die in jedweder Vorrede des gegenwärtigen Werkes angeführte Ordnung zu beachten, lassen wir die persische Reise weg, und sparen sie in die Sammlung der Reisen zu Lande. Nur bemerken wir zu des Taverniers Ruhme, daß wenige Reisende werden, welche zu der Landbeschreibung dieses großen Landstriches mehr beygetragen hätten als er, vermittelst der genauen Aufzeichnung der Straßen und Entfernungen, gethan hat. Zwar bemerkt er die Straße von Ispahan nach Agra über Candahar mit gleicher Sorgfalt; doch da sie eigentlich zu Persien gehört, so ist es Zeit, daß wir ihn vorstellen, wo er seine erste Reise endiget, und mit Beschreibung neuer Begebenheiten beschäftigt ist.

Straßen aus
Persien nach
Indien.

Wir nehmen demnach vorist den Tavernier bey seiner Abreise aus Persien, und völliger Vereitschaft, sich nach Indostan einzuschiffen, vor uns. Vor allen Dingen beschreiben wir, als ein geübter Reisender, die Wege, welche dahin führen. Ungeachtet die indische Gränze, so weit sie an Persien stößt, das ist vom Weltmeere bis an die lange Gebirgskette, welche Asien vom Abend gegen Morgen durchschneidet, und dem Alterthume unter dem Namen des taurischen oder caucasischen Gebirges bekannt war, mehr als vierhundert französische Meilen beträgt: so sind doch weit mehr Straßen aus der Türkei nach Persien, als aus Persien nach Indien, weil zwischen beyden letzteren lauter ungeheure Wüsten neyen voll Sand, und ohne den geringsten Tropfen Wasser anzutreffen sind. Daher geht man von Ispahan nach Agra nicht mehr als zweyen Wege, einen über Ormus, wo man zu Schiffe geht, den andern über Candahar, welcher beständig zu Lande dahin führt, folglich zu den Sammlungen der Landreisen gehört.

Zeit zur Ab-
fahrt von Or-
mus.

Weil nicht alle Jahreszeiten zur Schifffahrt nach Indien bequem fallen: so schifft man sich nur allein im Winter- und Christmonate, im Jänner, Hornung und März zu Ormus nach Surata, und zu Surata nach Ormus ein, doch mit diesem Unterschiede, daß die Abreise von Surata nicht viel länger, als bis zu Ende des Hornungs verschiebt, dahin gegen man zu Ormus bis zu Ende des Märzens, ja bis auf den 15ten April damit warten kann, weil sodann der Westwind, welcher den Indianern die Regenzeit bringt, zu blasen anfängt. Die ersten vier Monate, regieret erstlich der Nordost, mit welchem man in fünf

i) In dem vorigen Theile hat man gezeigt, daß er sich in diesem Stücke irrete.

N^o 5.

BEGUM SAHEB.



funfzehn bis zwanzig Tagen von Surata nach Ormus fährt. Hernach drehet er sich in Norden, und ist sowohl denen, die nach Surata wollen, als denen, die von da ausfahren, dienlich. Zu solcher Zeit bringt man dreyßig bis fünf und dreyßig Tage auf dem Wasser zu: will man aber in vierzehn bis funfzehn Tagen von Ormus nach Surata kommen, so muß man im März, oder in der ersten Hälfte des Aprils zu Schiffe gehen, weil man sodann den Westwind beständig im Rücken hat k).

Die von Ormus auslaufenden Schiffe halten gegen Mascate auf der arabischen Küste, damit sie der persischen nicht zu nahe kommen; auch die von Surata kommenden, halten sich nahe an der Mündung des Seebusens: aber weder diese noch jene legen bey Mascat vor Anker, weil man dem arabischen Fürsten, welcher den Portugiesen diese Stadt weggenommen hat, Zoll bezahlen muß. Ueber dieses, machet ihre Lage den Zugang sehr beschwerlich, indem sie am Strande, und dreyen Klippen gegenüber liegt. Auf der Fahrt nach Surata, geht man Diu und die Johannesspitze vorbey, und wirft auf der Rhebe bey Souali, das ist vier französische Meilen, nördlich, von dem suratischen Flusse, Anker.

Tavernier hält sich mit Beschreibung dieser Stadt nicht auf, wohl aber nach seiner zum Aufnehmen der Landbeschreibung sehr nützlichen Gewohnheit, mit Anführung der Straßen, von Surata nach verschiedenen Orten desjenigen Reiches, welches er entweder aus Neugierigkeit oder wegen seiner Geschäfte besichtigte. Von Surata nach Agra, dahin er zuerst verlangte, findet man nicht mehr, als zwei Straßen. Er meldet sie alle beyde nach einander, und zwar mit desto größerer Zuverlässigkeit, weil er sie nachgehends öfter als einmal bereisete. Allein die Zeit, wenn solches geschah, meldet er nicht, sondern sagt, es sey genug, daß die Orte richtig angegeben wären l). Und um dieser Ursache willen sind wir gezwungen, sein letztes Reisejahr, für das laufende der gegenwärtigen Reise, oben am Blatte anzusehen, wiewohl wir, was seine Beobachtungen, und die von ihm angeführten Begebenheiten betrifft, die Tage eben also, wie er selbst, beybringen wollen.

Von den beyden Straßen von Surata nach Agra, geht eine über Brampur und Seronge, die andere über Amadabath.

Tavernier beliebte anfänglich die erste, und legte vierzehn Cossen bis an einen großen Flecken, Namens Barnoly, zurück, wo man vermittelt einer Furth, über einen Fluß setzt. Diesen Tag reisete er durch eine Gegend, welche bald Holzungen, bald Korn und Reisfelder aufzuweisen hatte. Von Barnolynach Valor, einem andern großen Flecken, waren zehn Cossen. Es liegt selbiger an einem großen Teiche, der beynabe eine französische Meile im Umkreise, neben sich aber eine kleine Festung hat, die schlecht unterhalten wird. Drey Viertel Meilen, jenseit Valor, muß man durch einen Bach setzen, der wegen seiner vielen Klippen und Rieselsteine, das Fuhrwerk einiger maßen in Gefahr setzt. Diese zweyte Tagereise wurde beynabe gänzlich durch Wälder verrichtet.

Von Valor nach Kerko, welches auch die Caravanseira der Begum oder der Prinzessin heißt, legte er fünf Cossen zurück. Es ist diese Caravanseira groß und bequem. Sie wurde durch die Großmuth der Begum Sahab, Tochter des Schah Jehan, erbauet; indem man ihr vorstellte, die Tagereise von Valor nach Navapura sey zu groß, und weil dieser Ort an der Landesgränze einiger Rajas liege, welche dem großen Mogol nicht allemal gehorchen, ungeachtet sie seine Lehnteute sind, so kämen wenige Caravanen da-

Tavernier.
1665.

Taverniers
Methode nüt-
zet der Erdbes-
chreibung.

Reise von
Surat nach
Agra.

Caravanseira
der Begum.

§ 2

hin,

k) Taverniers Reisen IX Th. a. d. 2 S.

l) A. d. 3 u. f. S.

Tavernier.
1665.

Wohlriechen-
der Reiß.

hin, denen nicht übel begegnet werde. Zwischen der Caravanfira und Navapura sehet man durch zween Flüsse, darunter einer nicht weit von dem letzten Flecken ist.

Navapura, das man nach zurückgelegten funfzehn Cossen von Kerfoa erreicht, ist ein großer Flecken voll Weber, ungeachtet die hauptsächlichste Handlung in dieser Gegend auf dem Reiß beruhet. Es läuft ein Fluß durch, welcher den Boden vortreflich macht. Der hiesige Reiß ist nur halb so groß, als der gewöhnliche, wird aber im Kochen unvergleichlich schön weiß, um welcher Ursache willen man ihn sehr hoch hält. Nicht weniger hat er einen Biesamgeruch, und die vornehmen indianischen Herren essen keinen andern. Ja so gar in Persien hält man einen Sack voll dergleichen Reiß, für ein angenehmes Geschenk. Aus dem Fluße, der bey Kerfoa vorbeyst, und aus den übrigen, durch welche man auf dieser Straße setzen muß, erwächst der bey Surata vorbeystromende.

Von Navapura rechnet man neun Cossen nach Nasarbar; von Nasarbar nach Dolmedan, vierzehn; von Dolmedan nach Senquera, sieben; und zehn von Senquera nach Tallener, wo man über einen Fluß sehet, der über Baroch nach dem cambaischen Seebusen läuft, und an dem besagten Orte sehr breit ist. Von Tallener nach Schuper sind funfzehn Cossen; von Schuper nach Senquelis dreyzehn; von Senquelis nach Nabir zehn; und von Nabir nach Badelpur neun. An diesem letztern Orte bezahlen die mit Waaren beladenen Fuhren den brampurschen Zoll. Das Land steht allenthalben voll Getrende, Reiß und Indigo.

Stadt Bram-
pur und ihre
Handlung.

Brampur liegt nur fünf Cossen von Badelpur, und ist eine große zerstörte Stadt, darinnen die meisten Häuser nur mit Stroh gedeckt sind. Mitten auf dem Marktplatz steht noch ein großes Schloß, darinnen der Statthalter wohnet. Die Statthalterschaft dieser Landschaft ist dermaßen ansehnlich, daß sie allemal einem Sohne oder Oheime des Kaisers gegeben wird. Der damals lebende Kaiser, Aurengzeb, hatte bey seines Vaters Lebzeiten lange Zeit zu Brampur regieret: allein Tavernier bemerkt, man habe nachgehends die Wichtigkeit der Landschaft und des ehemaligen Königreiches Bengalen eingesehen, und solche zur vornehmsten Statthalterschaft des Reiches gemacht. Die Handlung blühet zu Brampur. Es wird sowohl in der Stadt als in der Gegend eine erstaunliche Menge ungemein feine baumwollene Zeuge gemacht, und solche nach Persien, Törken, Rußland, Pohlen, Arabien, Cairo und andere Orte verführet. Einige sind mit allerley farbichten Blumenzügen gezieret, und dienen zu Schleyern und Schürzen für das Frauenzimmer, zu Bettdecken und Schnupftüchern: andere sind ganz weiß, aber mit einem goldenen oder silbernen Streifen gezieret, welcher das Stück am Rande und beyden Enden einfasset, und einen, bis zwölf ja funfzehn Zolle breit ist; das ist, er hat bald eine große bald eine kleine Breite. Es besteht diese Einfassung eigentlich aus einem Gewebe von Seide und Golde oder Silber mit Blumen, die auf beyden Seiten gleich schön sind. Hätten diejenigen, die man nach Pohlen führet, woselbst starker Handel damit getrieben wird, an beyden Enden nicht wenigstens einen drey bis vier Zoll breiten goldenen oder silbernen Rand, oder es ließe dieses Gold oder Silber an, wenn es zur See von Surata nach Ormus, und von Trapezunt nach Mangalia oder in einen andern Hafen des schwarzen Meeres gebracht wird: so müßte man sie mit großem Verluste hingeben. Noch andere Zeuge sind strichweise, halb von Baumwolle, halb von Gold und Silber gewebet, und diese Gattung trägt den Namen Ornis. Man findet sie

Tavernier.
1665.

sie von fünfzehn bis zwanzig Ellen in die Länge, und der Preis ist zuweilen hundert bis hundert fünfzig Rupien: allein, die geringsten sind wenigstens zehn oder zwölf Ellen lang. Mit einem Worte, keine einige indianische Landschaft hat solchen Ueberfluß an Baumwolle, als Brampur m).

Bei dem Ausgange aus der Stadt, sehet man über einen Fluß, der jedoch von demjenigen, worüber der Verfasser schon zuvor gesagt hatte, unterschieden ist. Er zählt hundert zwey und dreyßig Cossen von Surata nach Brampur: sie gehören aber unter die kleineren in ganz Indien, und brauchet man nicht einmal eine volle Stunde zu einer. Tavernier meldet von einem erstaunlichen Aufruhr, den er auf seiner ersten Rückreise von Agra nach Surata, zu Brampur mit ansah. Der Landesstatthalter war von Mutterseite ein Vetter des Kaisers, und hatte eine strafwürdige Gewogenheit auf einen seiner Edelknaben gewonnen. Der junge Mensch widersezte sich seinem Zumuthen lange Zeit; endlich trug er auf Einrathen seines Bruders, der ein Dervis war, ein großes Messer bey sich: und als ihm der Statthalter einstens mit Gewalt zusezte, und wegen Verschaffenheit des Ortes, kein anderes Mittel mehr übrig war, so versetzte er ihm einige Stiche damit, davon er auf der Stelle todt blieb. Nachgehends gieng er ohne das geringste Zeichen einer Bestürzung aus dem Gemache hinaus, und die am Thore stehende Wache vermeynte, er habe irgend einige Vorschafft auszurichten. Um nun das schandbare Vorhaben des Statthalters zu entdecken, und ihn dadurch von der Todesstrafe zu befreien, ergriff sein Bruder, der Dervis, nebst seinen Untersbrüdern, die um die Moschee gepflanzte Mahometsfahnen, rief: wer ein aufrichtiger Muselman sey, der sollte ihm folgen; und brachte durch dieses Geschrey in kurzer Zeit den Pöbel in großer Menge zusammen. Mit diesem Gefolge zogen die Dervisen vor die Thore des Pallastes, und schryen aus allen Kräften n): „Wir wollen entweder für den Mahomet sterben, oder man soll uns den Schandbuben, den Statthalter, ausliefern, damit er von den Hunden gefressen werde, weil er keiner Begräbniß unter Muselmännern würdig ist.“ Die Wache war nicht im Stande, den Aufruhr abzuhalten, und es hätte endlich nach ihrem Willen gehen müssen, wenn sich nicht einige Vornehme aus der Stadt ins Mittel geleeget, und durch die Vorstellung, man müsse gegen einen Vetter des Kaisers doch gleichwohl einige Ehrerbiethung beweisen, den Lärm gestillet hätten. Gleich die folgende Nacht, wurde die Leiche des Statthalters nebst seinem Harem nach Hofe geschickt; und weil der Kaiser von allen seinen Unterthanen erbet, so vernahm er diese Nachricht, die ihm erstaunliche Reichtümer zusprach, mit aller Gelassenheit, ja er belohnete vielmehr die Zugend des Edelknaben, mit einer kleinen Statthalterschaft im Bengalischen o).

Ehe der Verfasser seinen Weg weiter fortsetzet, erinnert er, man müsse sich alle Orte, Indostanische deren Namen auf Sera ausgehen, als einen großen mit einer Mauer oder einem Zaun umschlossenen Bezirk vorstellen, in welchem fünfzig bis sechzig mit Stroh gedeckte Hütten im Kreise herum stehen. Diese Gattung von Herbergen ist weit schlechter, als die persianischen Caravanseras; man findet einige Männer und Weiber darinnen, welche Mehl, Reis, Butter und Gemisefrüchte verkaufen, auch den Reisenden ihr Brodt backen, und ihren Reis kochen. Gleichfalls reinigen sie die Hütte, die jedweder nach seinem Belieben aussuchet, setzen ein kleines Gurbette hinein, darauf man seine Matraße wirft, als welche man bey sich haben muß, wofern man nicht reich genug ist, ein Gezelt mitzuführen. Ist ein

S 3

Mu.

n) A. d. 30 S.

o) Ebendasselbst.

Tavernier.

1665

Seronge.

Durchsichtige
Zeuge für
Frauenzim-
mer.

Muhammedaner mit unter der Reisegesellschaft, so holet er aus dem nächsten Flecken oder Dorfe, Schöpfen und Hühner, und giebt für den ausgelegten Preis, gern davon ab.

Tavernier nennet hier auf zwanzig Orte p), von Brampur bis nach Seronge, doch ohne sie zu beschreiben, noch sonst etwas von ihnen zu melden; nur sagt er, zu Andy setzt man über einen Fluß, der zwischen Banaron und Patna in den Ganges falle. Seronge beschreibt er als eine große von Benjanen bewohnte Stadt, welche meistens vom Vater auf den Sohn Handwerksleute sind, und deswegen Häuser von Bruch- und Ziegelsteinen bauen. Es wird daselbst starke Handlung mit den so genannten Chites oder gemalten Zeugen getrieben, darein sich in Türken und Persien alle gemeine Leute kleiden, und die anderswo zu Bettdecken und Tafeltüchern gebraucht werden. Zwar werden dergleichen Zeuge auch anderswo als zu Seronge verfertigt: allein die Farbe ist nicht so lebhaft, geht auch vom Waschen aus, da hingegen die dasigen in jedweder Wäsche schöner werden. Diese lebhafteste Farbe wird dem Wasser des durch die Stadt fließenden Flusses zugeschrieben. Während der Regenzeit, welche vier Monate lang dauert, drucken die Handwerksleute ihre Zeuge nach Anweisung der Muster, die sie von den ausländischen Kaufleuten dazu erhalten; und so bald der Regen aufhört, waschen sie dieselbigen ohne Verzug im Flusse q); denn je trüber sein Wasser ist, desto heller und dauerhafter wird die Farbe. Man verfertigt auch zu Seronge eine Art von Flor, oder so feinem baumwollenen Zeuge, daß die Haut eben so gut durch selbige zu sehen ist, als ob man gar nichts am Leibe hätte. Kein Kaufmann darf dergleichen aus dem Lande führen; sondern der Statthalter nimmt sie alle mit einander für das kaiserliche Serail, und die vornehmsten Herren des Hofes. Die Sultaninnen und mogolschen Frauen machen sich Hemden und Röcke daraus, weil der Kaiser und die Großen des Hofes ihre Freude daran haben, wenn sie bey großer Hitze darinnen herum gehen r).

Die hundert und eine Cossen, welche der Verfasser von Brampur nach Seronge zurück legte, kamen ihm weit größer vor, als die von Surata nach Brampur. Er brauchte mit seinem Fuhrwerke nicht mehr als fünf viertel Stunden zu einer einzigen. Er reisete ganze Tage lang durch fruchtbare, und der Landschaft Beausse sehr ähnliche Gegenden. Wälder sah er wenig, hingegen die Dörfer lagen sehr nahe beysammen s). Der Reisende kann stille halten, wenn er will; und den ganzen Weg mit aller Bequemlichkeit zurück legen.

Callabas ist ein großer Flecken, und ehemaliger Sitz eines dem Mogol zinsbaren Raja. Alle Caravanen, die durch sein Gebieth zogen, wurden entweder bestohlen, oder sonst mit übermäßigen Zöllen gequälet. Aber, als Aurengzeb den Thron bestieg, so ließ er diesen

p) Diese Orte würden in dem Texte selbst, einen schlechten Aufzug machen, allein weglassen dürfen wir sie deswegen nicht. Von Brampur bis nach Piombisera legte der Verfasser fünf Cossen zurück.

Drey von Piombisera bis nach Pander.

Sechs von Pander nach Balki Sera.

Fünfe von Balki Sera nach Nevelli Sera.

Fünfe von Nevelli Sera nach Cusamba.

Fünfe von Cusamba nach Schenipur.

Achte von Schenipur nach Scharua.

Achte von Scharua nach Bischola.

Viere von Bischola nach Andy.

Viere von Andy nach Onkenas.

Fünfe von Onkenas nach Tikeri.

Fünfe von Tikeri nach Toolmeden.

Viere von Toolmeden nach Nova Sera.

Viere von Nova Sera nach Ischarur.

Fünfe von Ischarur nach Signor.

Drey von Signor nach Schetäpur.

Drey von Schetäpur nach Duräh.

Drey von Duräh nach Aterkara.

Tavernier.
1665.

diesem Peiniger der Reisenden nebst einer großen Anzahl seiner Unterthanen die Köpfe weg- schlagen. Man bauete hernach unweit des Fleckens, gleich an der Landstraße einige Thür- me mit vielen Fenstern auf, und stellte diese Köpfe, je einen zwey Schuh weit vom andern hinein. Im 1665ten Jahre, das ist, bey der letzten Reise des Taverniers mußte diese Hin- richtung erst seit kurzem vorgegangen seyn, weil die Köpfe noch ganz waren, und einen hef- tigen Gestank von sich gaben 1).

Collasat ist eine kleine von Heiden bewohnte Stadt. Als Tavernier auf seiner leh- zehnten Reise dahin kam: so brachte man acht schwere Stücke hinein, davon einige acht und vier- zig, die andern sechs und dreyßig Pfund schossen, und jedes von vier und zwanzig Paar Och- sen gezogen wurde. Hinter dem Geschütze gieng ein Elephant, der es mit dem Rüssel fort- schieben half, wenn die Ochsen wegen allzu schlimmen Weges nicht allein damit fortkom- men konnten. Nun stehen außen vor der Stadt sehr viele große Bäume, die man Man- gus nennet, an der Landstraße, und zwischen ihnen, hier und dort kleine Pagoden, mit einem Götzenbilde vor der Thüre. So oft nun der Elephant vor einer solchen Pagode vor- bey gieng, ergriff er das Bild mit seinem Rüssel, und schleuderte es mit solcher Gewalt, wer- weis wie weit davon, daß es nothwendig zerbrechen mußte. Nach allem Vermuthen muß- te ihn der Muhammedaner, der ihn regierte, durch irgend ein Zeichen dazu angereizet haben: allein die Benjanen schienen sehr betrübt über diesen unhöflichen Scherz zu seyn. Gleichwohl hatten sie das Herz nicht, sich zu regen, indem die den Stücken zugegebene Be- deckung von zwey tausend Mann, mit Ausnahme der Constabler, welche Franken, das ist: Franzosen, Engländer und Holländer waren, aus lauter Muhammedanern bestand. Der Kaiser schickte dieses Geschütz nach Decan zu seinem Heere, damit er den beschriebenen Auf- rührer Seragy, welcher das Jahr zuvor Surata ausgeplündert hatte, bekriegete 2).

Die Gate ist eine enge Straße durch das Gebirge, eine halbe Viertel Meile lang, und führet Berg ab nach Agra. Bey dem Eingange sieht man noch die Steinhäusen von zwey bis drey Schlössern. Der Weg selber ist dermaßen enge, daß schwerlich zween oder drey Wagen neben einander darauf fort kommen könnten. Kommt man von Mitta- ge her, als zum Beyspiele von Surata, Goa, Bisapur, Golkonda, Masulipatan, und vie- len andern Orten mehr, so ist dieser gefährliche Weg nicht zu vermeiden, es sey dann, man reise über Amadabath. Vor Zeiten war er an jedwedem Ende mit einem Thore verschlo- sen, es ist auch das an dem Ende gegen Agra befindliche noch ist mit einigen Benjanen- häusern besetzt, da man Mehl, Butter, Reiß und Gemüse kaufen kann. Als Tavernier an diesem Orte auf die Fuhren wartete, weil man in besagtem Wege absteigen muß: so mit einer

Paß Gate.

Abentheuer
wurde Schlange.

Viere von Aterkara nach Telor.
Drey von Telor nach Santokra.
Zwölff von Santokra nach Seronge.
1) Ebendasselbst a. d. 32 S.

2) Sie tanzen in diesen Hemden; daher es denn vermuthlich kommt, daß Rhoe und Mandelslob sagen, sie tanzen nackt.

3) Von Seronge nach Magalki Sera rechnet man sechs Cossen.

Zwey von Magalki Sera nach polki Sera.

Drey von Polki Sera nach Kasariki Sera.
Sechs von Kasariki Sera nach Chadolki Sera.

Sechs von Chadolki Sera nach Callabas.
Sechs von Callabas nach Akmat.

Achte von Akmat nach Collasat.

Sechs von Collasat nach Sansel.

Viere von Sansel nach Dongey.

Drey von Dongey nach Gate.

2) A. d. 33 S.

2) Man sehe die erstern Reisen im Xten Theile.

Tavernier.
1665.

wurde er eines fürchterlichen Aublickes gewahr. Nicht weit davon stand ein Haus, darin
nen die Benjanen ihren Vorrath an Getreide und Reis verwahrten. Als nun eine Fran-
etwas herausholen wollte: so wurde sie von einer dreyzehn bis vierzehn Schuh langen, und
nach Verhältniß dicken, Schlange, die hinter den Säcken lag, gebissen. Sie kam mit
großem Zetergeschrey zurück. Man band ihr zwar den Arm oberhalb des Bisses, in Hoff-
nung, das Gift zu hemmen: allein sie geschwoll gleich im Gesichte, bekam blaue und gelbe
Flecken darinnen, und starb ehe eine Stunde verlief. Als alle Anwesende noch voll Bestün-
zung über diesen kläglichen Zufall waren, kamen vier berittene Rasbuten x) dazu, welche
leute man für die streitbaresten unter allen Indianern hält, gleichwie sie denn, ungeachtet
sie übrigens Benjanen sind, kein Bedenken tragen, ihren Feind sowohl im Angriffe, als in
der Vertheidigung zu tödten. Diese drangen mit dem Säbel und der Lanze in der Hand
sogleich in das Vorrathshaus hinein. Tavernier hatte zwar nicht Lust, dem Kampfe zuzuse-
hen: doch sah er sie mit Siege heraus kommen. Die Schlange wurde vor das Dorf hin-
ausgeworfen; und weil im Augenblicke ein ganzer Schwarm Räubvögel bey der Hand war
so sah man in kurzer Zeit nichts mehr von ihr.

Schrecklicher
Weg.

Weil der Fluß, welcher unten an der Gate vorbey läuft, von dem Regenwasser ungemein
aufgeschwollen war: so mußte der Verfasser zween Tage an diesem Orte liegen bleiben, und
warten, bis er durch die Furth setzen konnte. Denn sonst muß man die Wagen nicht
abladen, sondern wohl gar aus einander nehmen, und dergestalt alles zu Schiffe bringen.
Es erstreckt sich dieser Weg auf eine halbe Meile weit, ist voll großer Klippen, und läßt
zwischen dem Berge und dem Flusse so schmachl dahin, daß man sich nichts gefährlicheres
vorstellen kann. Zwar fehlet es den dasigen Einwohnern weder an Steinen noch am Holz
zu Erbauung einer Brücke: allein sie finden mehr Vortheil dabey, wenn sie den Reisenden
auf andere Weise dienen. Vier Cossen von der Gate findet man Nader y), eine große

Nader, eine
große Stadt
und Halbinsel.

auf dem Abschusse eines Berges liegende Stadt. Oben auf dem Gipfel steht die Festung
wiewohl der ganze Berg, weil er mit Mauern umgeben ist, eine Festung vorstellt. Von
der Stadt sind viele große, und vor Zeiten mit Werkstücken ausgefüllt gewesene Teiche
an denen man aber die Unterhaltungskosten gespart hat. Hingegen wendet man desto grö-
ßere Sorgfalt auf einige schöne, und eine französische Meile davon befindliche Grabmäler.
Eben derjenige Fluß, über den man den Tag zuvor gefehet hat, und darüber man vier bis
fünf Cossen dießseits von Nader noch einmal setzen muß, umgiebt die Stadt und den Berg
auf dreyen Seiten, machet folglich eine Halbinsel daraus, und fällt endlich, nachdem er
lange genug durch das Land geschlungen hat, in den Ganges. Man verfertigt zu Nader
schöne ausgehäthete Decken, sowohl weiße, als mit goldenen, silbernen und seidenen Blumen
gestickte.

Festung Gwa-
lor, Staatsge-
fängniß.

Gwalor ist eine kleine schlechtgebauete, und von einem durchlaufenden Flusse in zwey
Theile unterschiedene Stadt. Gegen Westen liegt sie an einem Berge, welcher von einer
Mauer

x) N. d. 34 S.

y) Vier Cossen von der Gate nach Nader.

Neune von Nader nach Barki Sera.

Drey von Barki Sera nach Try.

Drey von Try nach Gwalkor.

Drey von Gwalkor nach Paterki Sera.

Zehne von Paterki Sera nach Quarinadi.

Sechs von Quarinadi nach Dolpur.

Sechs von Dolpur nach Minaski Sera.

Achte von Minaski Sera an die Brücke bey

Chaulkapur.

Vier von der Brücke bey Chaulkapur nach

Agra.

z) N. d. 36 S.

Tavernier.
1665.

Mauer mit vielen Thürmen umschlossen wird. In diesem Bezirke sind einige Leiche, welche das Regenwasser füllet; man bauet auch gewöhnlicher Weise so viel Getreyde darinnen, als die Besatzung zu ihrem Unterhalte bedarf; daher rechnet man diese Festung mit unter die besten von ganz Indien. Gegen Nordwest liegt ein von Schah Jehan erbauetes Haus auf dem Abhange des Berges. Es dienet statt eines Schlosses, weil man die ganze Stadt daraus bestreichen kann. Tavernier verwunderte sich gewaltig, als er unterhalb dieses Gebäudes einige halberhabene Teufelsgestalten in den Felsen eingehauen sah. Insonderheit war eine darunter außerordentlich groß. Seit dem die Mogolen Herren dieser Gegend sind, ist Gwalor gleichsam das Staatsgefängniß geworden. Weil sich Schah Jehan bloß durch seine Kunstgriffe auf den Thron geschwungen hatte: so nahm er nach und nach alle Prinzen und Vornehme, denen er wegen ihrer Macht oder Gemüthsart wenig Gutes zu trauete, bey dem Kopfe, und schickte sie nach Gwalor. Unterdessen ließ er ihnen doch das Leben und den Genuß ihres Vermögens; dahingegen Aurengzeb seine Gefangenen nur zu dem Ende dahin schickte, damit er sie nach weniger Zeit mit Gifte hinrichten konnte, sogar sein jüngster Bruder Morat Badke fand sein Lebensende an diesem Orte. Man hat ihm ein prächtiges Grabmaal in der Stadt aufgerichtet, und zu diesem Ende eine Moschee erbauet, die einen großen mit Schwibbogen und Kaufmannsbuden rund eingefasseten Bezirk um sich hat. Der indianische Gebrauch bringt es also mit sich, daß man bey jedweden öffentlichen Gebäude einen Marktplatz, und eine Stiftung für die Armen anleget z).

Fünf Meilen von Gwalor setzet man durch den Fluß Lantkeh, und bey Patarki Sera über den Quarinadi, aber vermittelst einer Brücke von sechs Schwibbogen. Ueber den Chamelnadi, den man bey Dolpar antrifft, fährt man in einem Schiffe. Er fällt zwischen Agra und Halabas in den Gemena. Der Sagunadi zwischen Minaski Sera und Agra, hat eine sehr lange von Werkstücken gebauete Brücke, welche den Namen Jaulkaspur trägt. Nach des Verfassers Rechnung zählet man von Seronge nach Agra hundert und sechs Tossen a).

Es wäre unnöthig, die Straße über Amadabath, welche bereits aus dem Mandelslo beygebracht worden ist, auch aus Taverniers Buche hieher zu setzen, wofern der letztere nicht die Entfernungen dazu setzte, auch manche von jenem nicht angeführte Orte erwähnete, woraus man doch wenigstens eine nützliche Anmerkung machen kann b). Ob er gleich die Zeit nicht meldet, wenn er diese Reise that: so mischet er doch eines und das andere unter seine Nachrichten, was Mandelslo nicht beobachtet hatte, gleichwohl aber werth ist, daß man es hier anführe.

Bev seiner Durchreise durch Baroche nahm er seine Einkehr bey den Engländern; in dem sie ein sehr schönes Kaufhaus in dieser Stadt besäßen. Weil nun einige indianische Taschenspieler sich anerbothen, der Gesellschaft eine Zeitkürzung zu machen: so wollte er doch sehen, wie weit ihre Künste giengen. Erstlich nun, zündeten sie ein großes Feuer an, lie-

Unglaubliche
Taschenspie-
lerkünste der
Indianer.

ßen

a) Zählet man die hundert und zwey Tossen von Surata nach Brampur, und die hundert und eine von Brampur nach Seronge noch dazu: so beträgt der Weg von Surata nach Agra in allem drey hundert und neun Tossen.

b) Von Surata nach Baroche rechnet man zwey und zwanzig Tossen.

Zwey und zwanzig von Baroche nach Brodra.
Achtzehn von Brodra nach Meriad.
Zwanzig von Meriad nach Amadabad.
Dreizehn von Amadabad nach Panfer.
Vierzehn von Panfer nach Masana.
Vierzehn von Masana nach Chirpur.
Zwölf von Chirpur nach Balampur.

I

Eilf

Tavernier.
1663.

ßen einige Ketten darinnen glühend werden, und wunden sie hernach ohne die geringste Beschädigung um ihren bloßen Leib herum; hernach steckten sie ein Stäbchen in die Erde, und fragten: was für Früchte es tragen solle? Man verlangte Mangues. Hierauf deckete einer von den Gauklern ein großes Tuch über sich, und bückete sich fünf bis sechsmal auf die Erde nieder. Weil Tavernier gern gewußt hätte, wie es mit dieser Sache zugehe: so wußte er eine Stelle, da er des Kerls Vornehmen durch eine Oeffnung des Tuches beobachten konnte: allein, seine Erzählung scheint ein starkes Vertrauen auf das Zeugniß seiner Augen zu erfordern c).

Auf der kleinen Reise, die er fünf oder sechs Cossen weit seitwärts nach Cambaja machte, beobachtete er nichts, was Mandelslo nicht ebenfalls beschrieben hätte; aber bey der Rückreise kam er durch ein von besagter Stadt drey Cossen weit entferntes Dorf, worinnen eine Pagode steht, dahin die meisten Tänzerinnen aus ganz Indien ihre Geschenke bringen. Sie ist voll nackender Vilder, und sah der Verfasser absonderlich ein großes, das er für den Apollo hielt, in einer sehr unehrbarren Stellung. Die alten Tänzerinnen, die in ihrer Jugend etwas gesammelt haben, kaufen junge Selavinnen, und lehren sie alle zu ihrem Handwerke nöthige Künste. Sobald diese Mägdchen eils bis zwölf Jahre alt sind, werden sie von ihren Gebietherinnen in die Pagode geführt, und dem Wilde vorgestellet, welches sie für ein großes Glück halten d). Dieser schändliche Tempel steht sechs Cossen von Chid Abad, wo Mandelslo einen schönen Garten des Mogols besichtigte.

Sonderbare
Begebenheit
mit einem
Kinde.

Bei Gelegenheit des Flusses bey Amadabath, der keine Brücke hat, sondern darüber die Bauern mit Hilfe eines aufgeblasenen und zwischen der Brust und dem Bauche an den Leib gebundenen Boockfelles schwimmen, saget er, wenn sie ihre Kinder mitnehmen wollten, so setzten sie dieselbigen in irdene Töpfe mit einem vier Zoll hohen Rande, und stießen sie vor sich her. Damals nun, als er in besagter Stadt war, sey einstens ein Bauer mit seiner Frau und einem zweyjährigen Kinde übergeschwommen, welches letztere er in einem solchen Topf setzete, also daß nichts als der Kopf von ihm zu sehen gewesen. Mitten in dem Flusse fanden sie eine kleine Sandbank, und auf solcher einen vom Wasser darauf geschwemmten großen Baum: sie trieben also ihren Topf darauf zu, damit sie ein wenig ausruhen möchten. Wie sie aber an den Baum kamen, dessen Stamm etwas über dem Wasser herausragete: so schoß eine Schlange zwischen den Wurzeln heraus, und in den Topf hinein. Vater und Mutter ließen vor Schrecken den Topf fahren, und ehe sie sich wieder besinnen konnten,

Eils von Balampur nach Antivar.
Siebenzehn von Antivar nach Bargant.
Fünfzehn von Bargant nach Bimal.
Fünfzehn von Bimal nach Modra.
Zehn von Modra nach Chalaür.
Zehn von Chalaür nach Cantap.
Fünfzehn von Cantap nach Setlana.
Vierzehn von Setlana nach Palavafeny.
Eils von Palavafeny nach Pipars.
Eils von Pipars nach Mirda.
Zwölf von Mirda nach Boronda.
Achtzehn von Boronda nach Coetschiel.
Vierzehn von Coetschiel nach Bandar Son-
nery.

Sechzehn von Bandar Sonner nach Ladona.
Zwölfe von Ladona, einer Stadt, nach Chasub.
Siebenzehn von Chasub nach Nuali.
Neunzehn von Nuali nach Hindu.
Zehn von Hindu nach Baniana.
Vierzehn von Baniana nach Wettapur, einer walden Stadt, da man Tapeten von Wolle machet.
Zwölfe von Wettapur nach Agra; alles zusammen beträgt für die Länge dieser Straße von Surata nach Agra, vier hundert und fünfzehn Cossen. Gemeiniglich bringt man fünf

Tavernier.
1665.

konnten, hatte ihn der Strom des Wassers wohl zwei Meilen weit weg, und bis an einen Ort geführt, wo ein Banian mit seiner Frau und seinem Kinde eben im Begriffe waren, sich nach ihrer Gewohnheit vor der Mahlzeit zu waschen. Diese sahen den Topf schon von weitem daher schwimmen, und das Kind mit dem halben Kopfe oben heraus sehen. Der Banian machte sich gleich in das Wasser, und trieb ihn nach dem Ufer; seine Frau eilte nebst ihrem Kinde gleichfalls herbei, und wollte dem andern aus seinem Topfe helfen; allein die Schlange, welche diesem letztern nicht das geringste Leid zugefüget hatte, schoß wie der Blitz auf des Benjanen Kind los, schlang sich etlichemal um seinen Leib herum, und biß es auf der Stelle todt. Beide Eltern sahen nach ihrer abergläubischen Einfalt diesen Zufall für eine geheime Verordnung des Himmels an, welcher ihnen ihr Kind habe wegnehmen, und ein anderes dafür geben wollen. Unterdessen breitete sich das Gerücht von dieser seltsamen Begebenheit in der ganzen Gegend aus. Die leiblichen Eltern des Kindes bekamen gleichfalls Nachricht davon, und wollten es wieder haben; hierüber entstand ein heftiger Streit, der endlich des Kaisers eigenem Ausspruche heimgestellt wurde, und zu Folge desselben bekamen die rechten Eltern ihr Kind wieder e).

Tavernier bringt zwar noch mehr Geschichte bey, die man ihm in eben dieser Stadt erzählte: allein die Liebe zur Wahrheit heißt uns unter dem, was er mit eigenen Augen sah, und was er auf anderer Leute Treu und Glauben erzählt, einen billigen Unterschied machen. Er bestärket des Mandelslo Bericht von der gewaltigen Menge Affen, die man auf diesem Wege antrifft, und daß es allemal gefährlich sey, sie zu reizen. Einstens schoß ein Engländer einen todt, es kamen aber im Augenblicke wohl sechzig andere von den Bäumen herab, fielen über ihn her, und hätten ihn erwürgt, wenn ihn seine vielen Bedienten nicht noch mit Mühe gerettet hätten. Zu Chitpur, einer feinen Stadt, die ihren Namen von dem Handel mit gemaltem baumwollenen Zeugen oder so genannten Chiten hat, sah Tavernier einige Löwen, die man zahm machen wollte, auf den Marktplatz führen. Die Indianer fangen es damit auf eine sonderbare Weise an. Man bindet die Löwen mit den Hinterfüßen an fest eingeschlagene Pfähle, je einen zwölf Schritte weit von dem andern. Um den Hals leget man ihnen ebenfalls einen Strick, den aber der Meister in der Hand behält. Die Pfähle stehen alle in gerader Linie neben einander, und zwanzig Schritte weit davon spannet man ein Seil aus, das so lang ist als der Raum, in welchem sich die Löwen befinden, und was den Zuschauern statt der Schranken dienet; denn weiter können

Affen muß
man nicht er-
zürnen.Wie man die
Löwen zahm
machet.

Z 2

neu

fünf und dreyßig bis vierzig Tage damit zu.

Ebendaf. a. d. 51 und vorherg. S.

c) „Ich nahm wahr, saget er: daß der Kerl sich mit einem Scheermesser unter der Achsel ins Fleisch schnitt, und das hölzerne Stäbchen mit dem Blute rieb. So oft er sich nun in die Höhle richtete, wuchs selbiges zusehends; bey dem drittenmale trieb es Keste und Knospen. Bey dem vierten schlugen die Blätter aus, bey dem fünften blüthete es. Ein dabey anwesender englischer Prediger hatte es gleich anfänglich für unschicklich gehalten, daß Christen einem solchen Schauspiele beywohnen sollten. Als er nun nachgehends sah, daß diese Leute innerhalb einer

„kleinen halben Stunde aus einem ganz bürren Stäbchen, ein Bäumchen vier bis fünf Schuh hoch, auch so voll Blätter und Blüthen, als es immermehr zur Frühlingszeit haben könnte, zuwege brachten, wollte er es entzwey brechen, und sagte rund heraus: er werde diejenigen, welche dergleichen Dinge länger ansehen würden, nimmermehr zum heiligen Abendmahle lassen. Dieses nöthigte diese Engländer, die Gaule mit einem Geschenke von zehn bis zwölf Thalern abzusetzen, damit sie sehr vergnügt waren.“ Ebendafelbst a. d. 37 und 38 S.

d) Ebendafelbst a. d. 39 S.

e) A. d. 42 und vorherg. S.

Tavernier.
1665.

nen die Thiere wegen der Seile an den Hintersüßen nicht kommen. Das herbeylaufende Volk wirft mit kleinen Steinen oder Holzstückchen nach dem Löwen, und dieser springt auf seine Beleidiger los, wird aber von dem Meister mit seinem in der Hand habenden Seile wieder an seinen Pfahl zurück gezogen. Dergestalt wird er unvermerkt ganz zahm, und der Verfasser sah diese Uebung zu Chitpur mit an, ohne aus seinem Wagen zu steigen f).

Er trifft viele
Fakirs an.

Den folgenden Tag genoß er einer andern Zeitkürzung, als ihm ein Haufen Fakirs oder muhamedanische Dervisen begegnete. Er zählte sieben und funfzig dieser Kerl und war ihr Oberhaupt, oder Anführer, ehemals Großstallmeister bey dem Kaiser Jehan Guir gewesen; nachgehends aber, als dieser Monarch seinen Enkel erdrosseln ließ, des Hoflebens überdrüssig geworden. Vier andere, und im Range gleich nach ihm folgende Fakirs, hatten gleichfalls wichtige Stellen am Hofe bekleidet. Die Kleidung dieser fünf Vornehmen bestund in einigen Ellen pommeranzfarbigem Cattune, den sie wie eine Leibe binde um sich banden, den Zipfel zwischen den Beinen durchzogen, und hinten bis an den Rücken aufstecketen. Ueber die Schultern hing eine unter dem Kinn zugesteckte Tiegerrhaut. Vor ihnen her wurden acht schöne Handpferde geführt; drey davon hatten Zügel und Sättel mit Goldbleche beschlagen, die fünf übrigen aber nur mit Silberbleche, doch war über jeden Sattel eine Leopardenhaut gedeckt. Die gemeinen Dervise hatten am ganzen Leibe weiter nichts, das man für ein Kleidungsstück ausgeben könnte, als einen Strick den sie statt eines Gürtels um die Hüften, und an solchem zum Behufe der Ehrbarkeit ein kleines Läppchen Cattun trugen. Die Haare hatten sie in Zöpfe geflochten, um den Kopf gewunden, und sich dergestalt so etwas wie einen Turban daraus gemacht. Doch waren sie bewaffnet, und zwar meistens mit Bogen und Pfeilen; so hatten auch einige unter ihnen Schießgewehr, andere aber halbe Piquen, nebst einem in Europa gänzlich unbekanten

Unbekanntes
Gewehr der
selben.

ten Gewehre, welches nach des Verfassers Beschreibung in einem schneidenden eisernen Reifen, in Gestalt eines Schlüsselrandes, besteht. Dergleichen tragen sie acht bis zehn um den Hals wie etwa einen Kragen. Wollen sie sich damit wehren, so nehmen sie einen herab, und werfen ihn, wie wir etwa mit einem Zeller thun möchten; aber mit solcher Gewalt auf ihren Feind los, daß sie ihm den Leib beynahe in zwey Stücke theilen g). Jeder dieser Dervise hatte überdieses eine Gattung von Hüsthorne bey sich, um denen Orten, wohin sie kamen, ihre Ankunft zu vermelden, nebst noch einem eisernen Geräthe in Gestalt einer Mauerfelle. Dieses Werkzeug führen die Indianer auf ihren Reisen gemeiniglich bey sich, um zu befragen und reinigen den Erdboden an der Stelle, darauf sie sich niederlassen wollen, damit sie desto saunter ruhen. Drey von diesen Dervisen trugen lange Stößdegen, und hatten sie vermuthlich von den Portugiesen oder Engländern gekauft. Ihr Geräth bestund aus vier Kisten voll arabischer und persianischer Bücher, nebst einigem Küchengeschire. Den Nachzug machte ein Duzend Ochsen, auf welchen man die Kranken oder Schwachen setzen schaffete.

Lager der
Dervise.

Als dieser Mönchschwarm an den Ort kam, wo Tavernier mit funfzig Personen die er theils zur Begleitung, theils zur Bedienung bey sich hatte, stille hielt: so fragte der

Prior bey dem Anblicke eines so starken Gefolges, wer dieser Aga sey? und ließ ihn nachgehends bitten, er möchte ihm den Platz räumen, weil er seinen Dervisen bequem falle, sich darauf zu lagern. Als der Verfasser von dem Range der fünf Oberhäupter Nachricht bekam: so erzeigte er ihnen diesen Gefallen mit aller Bereitwilligkeit. Sogleich wurde der Platz mit Wasser besprenget, und sorgfältig abgetrahet. Man schürte wegen damaliger Winterszeit und ziemlichen Frostes, für die fünf Hauptpersonen zwey Feuer an, damit sie sich zwischen selbige hinein setzen, folglich vorne und hinten erwärmen konnten. Noch diesen Abend besuchte sie der Befehlshaber aus der nächsten Stadt, und beschenkte sie mit Reiß und andern Lebensmitteln. Sie schicken allezeit, wenn sie in dem Lande herumziehen, einige aus ihrem Mittel in die nächsten Orte. Was nun diese erbetteln, das wird unter den ganzen Haufen gleich ausgetheilet. Jeder kochet seinen Reiß für sich. Was übrig bleibt, theilen sie den Armen aus, und verwahren niemals das geringste bis auf den andern Tag h).

Tavernier.
1665.

Bargant gehöret einem Raja, dessen Unterthanen den Reisenden sehr auffällig, oder mit einem Worte, beschriebene Buschflöpfer sind. Unterdessen machte Tavernier ihre Anführer durch einige Geschenke zu ganz artigen Leuten, ja sie gaben ihm sogar eine Begleitung gegen ihre Herren Collegen mit. Die ganze Gegend zwischen Antivar und Mirda ist eben so wenig sicher. Man muß drey Tage durch Gebirge reisen, welche einigen dem Mogol zinsbaren Rajas gehören, wiewohl ihnen der Kaiser dagegen Kriegesbedienungen giebt, die ihnen um ein ziemliches mehr eintragen, als ihm ihr Tribut. Mirda ist eine große aber schlecht gebauete Stadt, wo Tavernier zu seinem großen Verdrusse alle Caravanseras angefüllet fand, weil gleich damals des Kaisers Ruhme, und des Chahs Rham Gernahlinn, mit ihrer Tochter durchreisete. Der Verfasser mußte sein Zelt bey einem mit großen Bäumen besetzten Damme aufschlagen lassen. Doch, er hatte kaum ein Paar Stunden an diesem Orte zugebracht, so kamen wohl bis zwanzig Elephanten zugleich an-Prinzessinn. Gestiegen, brachen die Bäume, die ihnen misfällig waren, mit dem Rüssel entzwey, oder rissen zum Zeitvertreibe die allerstärksten Aeste herab, wie wir mit einem kleinen Zweige etwa zu thun pflegen. Unterdessen thaten sie alles nur auf Befehl der Prinzessinn, welche die Vürger dafür züchtigen wollte, daß sie ihr weder mit genugsamer Ehrerbiethung, noch mit ziemenden Geschenken begegnet hatten. Nuali und Hindu sind zwey Städte, in welchen, gleichwie auch in der umliegenden Gegend, die platten Indigballen verfertigt werden, welche man für die besten in ganz Indien hält, und deswegen am theuersten bezahlet i).

Tavernier.

1665.

Der III Abschnitt.

Fortsetzung von Taverniers Reisen in Indostan.

Kaiserlicher Pallast zu Agra. Tavernier darf ihn besuchen. Höfe desselben. Prächtiges Vorhaben. Pracht der Grabmäler zu Agra. Jesuiten an das mogolsche Grab gemalt. Ihre Glocke dem Elephanten angehängt. Weg nach Dehli. Lage dieser Stadt. Pallast zu Jehanabad. Gehörssaal. Kaiserlicher Thron. Musik währenden Staatrathes. Graben vor dem Throne. Kaiserliche Hofmusik. Marktfälle des Mogols. Tavernier und Vernier besuchen

einige Städte. Zahmes Nashorn. Wirkung des Ganges Wassers. Palabas und sein Statthalter. Banaru. Pagode daselbst. Götzenbilder. Selbe Salbung der Benjanen. Schule von Raja Jessung. Pagode des Rischurdas. Alte Jungfernpagode. Gräber zu Banaru. Stadt Sasron. Beschreibung der Stadt Patna. Flüsse, die in den Ganges fallen. Stadt Monghen.

Sa wir mit Beschreibung dieser Straße zu Stande sind: so versetzen wir den Tavernier in die kaiserliche Hauptstadt Agra. Diese liegt nach seinem Angeben auf sieben und zwanzig Grade, ein und dreyßig Minuten Norderbreite, in einer sandigen Gegend, welche die Sommerhitze beynahe unerträglich machet. Sie ist die größte Stadt in ganz Indien, und der gewöhnliche Sitz der mogolischen Kaiser. Die vornehmen Häuser sind schön und wohl gebauet; allein die Häuser des gemeinen Mannes haben hier eben so wenig viele Annehmlichkeiten aufzuweisen, als in dem ganzen übrigen Indien. Jedwedes ist von dem andern abgerückt, und mit hohen Mauern verdeckt, damit man das Frauenzimmer nicht zu Gesichte bekomme, um welcher Ursache willen die Städte hier zu Lande das prächtige Ansehen bey weitem nicht haben, als die europäischen.

Kaiserlicher
Pallast zu
Agra.

Die merkwürdigsten Gebäude zu Agra sind der kaiserliche Pallast, und einige Grabmäler. Der Pallast ist ein großer Bezirk, mit doppelten Mauern umgeben, welche hier und dort von einem Bollwerke, darauf man Wohnungen für Hofbediente gebauet hat, vertheidiget werden. An diesem Bezirke fließt die Geminna vorbey. Doch hat man zwischen der äußern Mauer und dem Flusse einen geräumlichen Platz angeleget, worauf die Elephanten kämpfen. Tavernier bemerket, man habe diesen Platz deswegen nahe am Wasser ausgesuchet, weil der siegreiche Elephant schwer zu bändigen seyn würde, wosern man ihn nicht ins Wasser sprengete. Es geschieht dieses durch den Kunstgriff, daß man Schwärmer und Raketen an eine halbe Pike hängt, selbige anzündet, und ihn also nach dem Flusse treibt. Raum steht er zwey bis drey Schuh tief im Wasser, so ist sein Grimm schon gestillet k).

Tavernier
darf ihn be-
suchen.

Zwischen der Mauer und dem Pallaste findet man ebenfalls einen geräumlichen Platz. Das erste Thor hat weiter nichts prächtiges aufzuweisen, und wird von einigen Soldaten verwachet. Wenn die große Hitze den Kaiser zu Agra nöthiget, seinen Hof nach Dehli zu verlegen, oder wenn er zu Felde zieht: so übergiebt er seinen Schatz dem Getreuesten unter seinen Umwäls in Verwahrung, welcher sodann weder Tag noch Nacht von diesem Thore weicht, sondern seine Wohnung daselbst hat. Als der Kaiser auf eine dergleichen Weise einstens abwesend war: so bekam Tavernier die Erlaubniß, den Pallast zu besuchen. Der ganze Hof war nach Dehli verreisct, und die Verwahrung des Schlosses einem den Europäern sehr geneigten Herrn anvertrauet. Der Aufseher des holländischen Kaufhau-

k) A. d. 60 S.

l) A. d. 61 S. Diese Beschreibung ist ausführlicher, als des Rhoe und Man

Tavernier:
1665.

ses, Namens Velant, machte ihm sogleich seine Aufwartung, und both ihm an Gewürze, japanischen Schränken und feinem holländischen Tuche, ein Geschenk von beyläufig sechs tausend Thalern am Werthe, an. Tavernier war dabey gegenwärtig, und mußte bey dieser Gelegenheit die mogolsche Großmuth bewundern. Befagter Herr nahm zwar den Besuch mit aller Höflichkeit an, allein das Geschenk gar nicht, sondern gab es den Holländern wieder mit nach Hause. Doch behielt er von sechs ihm angebothenen Spazierröhren eines, um, wie er sagte, zu zeigen, daß er die Franken werth schätzete. Es war ein japanisches Rohr mit vielen kurzen Schüssen. Doch mußte man zuvor das goldene Beschlage wegnemen, weil er es nicht anders, als in seiner natürlichen Gestalt, annehmen wollte. Nach geendigten Höflichkeiten, fragte er den holländischen Aufseher, womit er ihm dienen könnte? und als dieser um Erlaubniß bath, daß er nebst dem Tavernier, bey gegenwärtiger Abwesenheit des Hofes, den Pallast besuchen dürfte, so bekam er sie, und man gab ihnen sechs Personen mit, die sie herumführen sollten.

Das erste Thor, in welchem der Befehlshaber wohnet, ist ein langes und finsternes Gewölbe, aus welchem man in einen großen und gleich dem Königsmarkte zu Paris mit bedeckten Gängen umgebenen Platz tritt. Der gleich gegenüberstehende Gang ist breiter und höher, als die übrigen, und ruhet auf drey Reihen Säulen. In denen Gängen, welche die übrigen drey Seiten des Hofes einschließen, und wie gesagt, schmaler und niedriger als jener sind, hat man viele kleine Zimmer für die Leibwache angeleget. Mitten in dem großen Gange, ist eine Vertiefung in der Dicke der Mauer, gleich einer Bilderblende, angeleget, dahin der Kaiser vermittelst einer heimlichen Treppe kommen kann; und wenn er darinnen sitzt, sieht man ihn nur bis an den halben Leib, wie etwa ein Brustbild. Sodann hat er keine Wache um sich, indem diese Stelle von allen Seiten unzugänglich ist, und er folglich nichts zu befürchten hat. Nur steht bey heißem Wetter ein Verschnittener, oder auch eines von seinen Kindern bey ihm, und machet ihm Wind. Die Großen des Hofes stehen in dem unterhalb dieser Vertiefung befindlichen Gange 1).

Am Ende des Hofes zur linken Hand, findet man ein anderes Portal, dadurch man in einen andern sehr geräumigen, und gleich dem ersten, mit bedeckten Gängen umfaßten Hof tritt. Wie denn auch in den Gängen Zimmer für Hofbediente angeleget sind. Aus dem zweyten Hofe kömmt man in den dritten, welcher die kaiserlichen Gemächer in sich begreift. Schah Jehan machte den Anfang dazu, das ganze Gewölbe eines zur rechten Hand befindlichen großen Ganges mit Silber zu decken, und hatte die Bewerksstellung dieses prächtigen Unternehmens einem gewissen Franzosen, Augustin von Bourdeaux genannt, aufgetragen. Weil er aber nachgehends einige Angelegenheiten zu Goa bekam, die einen gestügten Kopf erforderten: so schickte er diesen Künstler, um sie zu besorgen, dahin; den Portugiesen hingegen schien dieser Mann wegen seines scharfen Verstandes allzugefährlich: sie räumten ihn also zu Cochin mit Gifte aus dem Wege m). Der Gang blieb folglich in dem Zustande, wie er gegenwärtig ist, mit goldenem und blauem Laubwerke ausgemalt. Der ganze Boden ist mit Teppichen belegt. Zur Seite sind die Thüren in viele viereckichte, aber sehr kleine Zimmer. Tavernier ließ nur zwey öffnen, weil man ihm sagte, es sey ein Zimmer wie das andere. Die drey übrigen Seiten des Hofes sind nicht bedeckt, sondern nur mit einer bloßen Mauer, halben Mannes hoch, eingefasset. Auf der Seite

Prächtiges
Vorhaben.

gegen

Handelsloß, nur gebrauchet Tavernier nicht eben dieselbige Benennungen. m) A. d. & S.

Tavernier.
1665.

gegen den Fluß findet man einen Divan oder einen Altan über die Mauer heraus gerückt, worinnen der Kaiser seine Brigantinen, oder den Thierkampf ansieht. Statt des Vorzimmers ist ein bedeckter Gang dabey, den Schah Jehan mit einem Weinstocke auszieren wollte, dessen Trauben theils noch grün, theils reif seyn, und mit Smaragden und Rubinen nach dem Leben vorgestellet werden sollten. Doch dieses Vorhaben, davon man so viel WeSENS in der Welt gemachet hat, ist nicht zur Vollkommenheit gediehen, es hätte auch weit größere Reichthümer erfordert, als ganz Indostan zu liefern vermag. Es sind nur zwey bis drey dergleichen goldene Weinranken, als die übrigen sämmtlich werden sollten, gegenwärtig vorhanden. Sie zeigen nebst ihren Blättern ihre natürliche Farbe von Schmelz und es hängen Smaragden, Rubine und Granaten daran, welche die Trauben vorstellen. Mitten im Hofe sieht man ein großes Wasserbecken, das vierzig Schuhe im Durchschnitte hält, inwendig und auswendig Stufen zum Auf- und Absteigen hat, nichts destoweniger aber aus einem einzigen Steine von graulichter Farbe gehauen ist ⁿ⁾).

Dem Ansehen nach, wurden der Neugierigkeit des Taverniers an diesem Orte Schranken gesetzt, gleichwie denn solches auch mit dem Zeugnisse anderer Reisenden übereinstimmt, als welche sämmtlich die kaiserlichen Gemächer für einen unzugänglichen Ort ausgegeben. Warum die Grabmaale zu er wendet sich zu den Grabmaalen in Agra, und der umliegenden Gegend, und giebt sie für Agra prächtig ungemein prächtig aus. Fast alle Verschnittene bey Hofe lassen sich aus einem besondern Ehrgeize prächtige Grabmaale bauen. Die meisten, wenn sie ein ziemliches Vermögen zusammengescharret haben, bekommen Lust, nach Mecca zu reisen, und prächtige Geschenke dahin zu verehren: allein, weil der große Mogol das Geld nicht gern aus seinem Lande läßt, so ertheilet er die Erlaubniß gar selten. Indem ihnen nun auf diese Weise ihr Reichthum zu nichts hilft: so verwenden sie ihn größtentheils auf dergleichen Gebäude, damit doch ihres Namens Gedächtniß hinterlassen ^{o)}).

Beschreibung des schönsten. Das schönste Grabmaal in ganz Agra ist der Gemahlinn des Kaisers Schah Jehan ihres. Dieser Monarch ließ es bloß deswegen, damit es destomehr bewundert werden möchte; an dem Tasimakan oder Hauptmarkte, wo alle Ausländer zusammen kommen, aufrichten. Besagter Bazar oder Hauptmarkt besteht aus sechs mit gewölbten Gängen eingefassten großen Höfen. Die Gänge sind mit Kaufmannsbuden und Gewölbern angefüllet, und es wird daselbst ein erstaunlicher Handel mit Cattunen getrieben. Das Grabmaal der Kaiserinn steht der Stadt gegen Morgen, und am Flusse in einem großen mit einer Mauer umfassten Bezirke. Oben an die Mauer läuft ein kleiner bedeckter Gang herum. Der Bezirk selbst stellet einen Garten vor, welcher, gleich unsern Luststücken, in Felder abgetheilet ist: doch mit dem Unterschied, daß man statt des Sandes weißen und schwarzen Marmel dazu gebrauchet hat. Man tritt durch ein großes Thor hinein. Zur Linken, das ist auf der Seite gegen Mecca, sieht man einen schönen bedeckten Gang, nebst drey bis vier Vertiefungen in der Mauer, dahinein sich der Musti zu gewissen Stunden begiebt, und sein Gebeth verrichtet. In der Mitte des inwendigen Bezirkes steht ein Gebäude von drey Stockwerken; jedweder Stock hat vier Thürme, von welchen man die Leute zum Gebethe ruft. Oben hat das Gebäude eine Kuppel, die an Schönheit der zu Val de Grace, nichts nachgiebt. Innen und außen ist alles von weißem Marmor. Unter dieser Kuppel hat man das Grabmaal

ⁿ⁾ Ebendasselbst.

^{o)} A. d. 62 S.

^{p)} A. d. 63 S.

^{q)} Ebendasselbst.

maal aufgerichtet, wiewohl die Kaiserinn selbst in einem Gewölbe, unter dem ersten Stockwerk liegt. Unterdessen beobachtet man bey dem Grabmaale, unter der Kuppel eben die Gebräuche, als in dem unterirdischen Gewölbe, das ist, man verwechselt von einer Zeit zur andern die Teppiche, die Leuchter und andere Zierrathen. Auch sind beständig einige Mullahs daselbst im Gebethe begriffen. Tavernier sah dieses große Gebäude anfangen und vollenden, versichert auch, es hätten zwanzig tausend Personen ganzer zwey und zwanzig Jahre lang, beständig daran gearbeitet p). Man giebt vor, wie er saget, das bloße Gerüste habe mehr gekostet, als das ganze Gebäude, weil man es, gleich den Unterlagen für die sämtlichen Gewölbe, von Ziegelsteinen aufführen mußte, welches erstaunliche Kosten und Arbeit erforderte. Auf der andern Seite des Flusses hatte Schah Jehan ein Grabmaal für sich selbst zu banen, angefangen; doch, dieses Vorhaben wurde durch den Krieg mit seinen Söhnen unterbrochen, und sein Nachfolger, der glückliche Aurengzeb, erachtete sich nicht für schuldig, es auszuführen. Das Grabmaal der Kaiserinn, nebst dem Tasimakan, wird beständig von zwey tausend Mann unter der Aufsicht eines Verschnittenen bewachtet q).

Tavernier.
1667.

Die Grabmaale der Verschnittenen sind nur ein einziges Stockwerk hoch, mit vier kleinen Zimmern an den vier Ecken. Eine französische Meile weit von Agra steht des Kaisers Eckbar Grab. Auf der Seite gegen Dehly findet man neben einem großen Bazar einen Garten, welchen des Schah Jehan Vater, Jehan Guir, anlegen ließ. Oben über dem Thore steht ein Gemälde, welches sein Grab mit einem großen schwarzen Tuche bedeckt, nebst vielen weißen Wachskerzen, und an beyden Enden zween Jesuiten, vorstellt. Da die muhammedanische Lehre keine Bilder leidet: so muß man sich wundern, warum Schah Jehan dieses zu machen erlaubte. Tavernier sieht es für ein Merkmaal seiner Dankbarkeit an, weil sowohl er selbst, als sein Vater, von den Jesuiten einigen Unterricht in der Mathematik empfangen hatte. Doch saget er zugleich auch, Schah Jehan habe nicht allemal so viele Nachsicht gegen sie gebraucht. Eines Tages hatte er einen gewissen Armenier, Namens Corgia, besucht, der in ungemeinen Gnaden bey ihm stund, damals aber krank lag. Zum Unglücke fiel es den Jesuiten, die ihr Kloster in der Nachbarschaft hatten, ein, ihre Glocke zu lauten. Weil nun der Kaiser glaubte, dieses Geschelle möchte dem Armenier nachtheilig fallen: so gerieth er in heftigen Zorn, und befahl, man sollte die Glocke auf der Stelle wegnehmen, und sie seinem Elephanten an den Hals hängen. Als er aber nach einigen Tagen das Thier mit dieser Last herum gehen sah: so besorgere er, sie möchte ihm schaden, und ließ die Glocke nach dem Kutualplaze bringen, wo sie noch liegt. Corgia stund im Rufe eines unvergleichlichen Dichters. Er war mit Schah Jehan aufgewachsen, welcher seinen Verstand hochschätzte, und ihn deswegen mit Ehre und Reichtume recht überhäufte, zum muhammedanischen Glauben aber niemals, weder mit Bitten noch Drohen, bewegen konnte r).

Jesuiten an
das mogolsche
Grab gemalt.

Ihre Glocke
dem Elephan-
ten angehängt

Tavernier, der sich an keine Ordnung bindet, beschreibt hierauf die Straße von Agra nach Dehly, aber ohne zu sagen, wenn, noch, warum er diese Reise gethan habe. Er rechnet die Entfernung beyder Städte auf acht und sechzig Cossen s). Zu Gudki Sera, eils Cossen von Agra, sah er eine von den allergrößten Pagoden in ganz Indien,

Beg nach
Dehly.

zu

r) A. d. 64 S.

s) Von Agra nach Gudki Sera rechnet man
Allgem. Reisebesch. XI Band.

sechs Cossen, von Gudki Sera nach Chetki Sera
fünfe: sechzehn von Chetki Sera nach Kottki Se-
ra;

Tavernier.
1665.

Lage dieser
Stadt.

zu welcher ein Hospital für Affen gehörte. Vor Zeiten stand diese Pagode, welche den Namen Matura trägt, in weit größerer Achtung, als heute zu Tage. Die Ursache dieser Veränderung liegt bloß an dem veränderten Laufe des Gemenasslusses, welcher vor Zeiten an dem Flecken vorbeylet, nun aber auf eine starke Crosse nordwärts abgewichen ist, folglich den wallfahrenden Benjanen die Bequemlichkeit, sich vor dem Eintreten in die Pagode zu baden, benommen hat.

Dehli ist eine große an dem Gemenassluffe liegende Stadt. Es läuft selbiger anfänglich von Norden nach Süden, wendet sich hernach von Westen gegen Osten, und fällt endlich wenn er Agra und Radioda bewässert hat, in den Ganges. Weil Schah Jehan der großen Hitze zu Agra überdrüssig wurde: so legte er gleich neben Dehli eine neue Stadt an und hieß sie Jehannabad das ist des Jehans Stadt. Die Hitze ist daselbst etwas weniger. Allein seit diesem Baue ist Dehli beynahe ganz eingegangen, und wird von lauter armen Leuten bewohnt, nur mit Ausnahme einiger wenigen Herren, welche, wenn der Hof sich zu Jehannabad aufhält, einige mit Mauern umfängene geräumliche Bezirke zu ihrem Aufenthalte wählen, und ihre Zelte darinnen aufschlagen. Nebst dem nahm auch ein Jesuit, der an des Aurengzebs Hofe lebte, seine Wohnung zu Dehli.

Jehannabad, oder wie das gemeine Volk verdorbener Weise ausspricht. Jannabad, ist zu einer sehr großen Stadt gediehen, und von der andern nur durch eine Mauer abge sondert. Jedwedes Haus steht mitten in einem großen Hofe. Auf der Seite gegen Dehli geht man durch eine lange und breite Straße, mit Schwibbügen eingefasset, darinnen sich die Kaufleute aufhalten. Oben sind diese Schwibbügen mit einem platten Dache versehen. Zu Ende der Straße ist ein großer Marktplatz, und auf solchem der kaiserliche Pallast. Man geht auf eben diesen Platz, aber gegen ein anderes Thor des Pallastes, eine andere schmale gerade und sehr breite Straße, darinnen lauter Grossirer wohnen, die keinen Laden öffnen.

Pallast zu
Jehannabad.

Der kaiserliche Pallast hat wenigstens eine halbe französische Meile im Umkreise. Die Mauern sind von schönen Werkstücken, mit Zinnen und Thürmen aufgeführt: die Gräben voll Wasser, und mit eben dergleichen Steinen ausgefüllt. Das Hauptthor am Pallaste zeigt weiter nichts prächtiges an sich, eben so wenig als der erste Hof, bis in welches es den Vornehmen erlaubet ist, auf ihren Elephanten zu reiten. Allein aus diesem Hofe kömmt man in einen einer Gasse ähnlichen Durchgang, mit schönen Bogenstellungen beyden Seiten, worunter kleine Kammern für einen Theil der Leibwache zu Pferde angebracht sind. Besagte Seitengänge sind etwa zween Schuh hoch von der Erde erhaben. Die Pferde werden außen an Ringe angebunden, und haben ihre Baaren am Rande der Gänge. An einigen Orten sieht man große Thore, welche nach unterschiedlichen Gemächern führen. Ungeachtet diese Gasse durch einen schönen Canal voll Wasser gleichsam in zwei Gassen getheilet wird, so ist doch jedwede breit und schön genug. Der Canal selbst ist hier und dort in Gestalt eines Wasserbeckens ausgeschweifet, und stehen solche sämmtlich gleich weit von einander. Diese Gasse führet in einen großen Hof, wo die Umrahnte Person Wache halten. Um diesen Hof sind ziemlich niedrige Wohnzimmerchen gebaut, und die Pferde werden außen vor den Thüren angebunden. Aus diesem zweyten Hofe geht man durch ein großes Portal in den dritten. An der Seite des Portals ist ein kleiner

ra; funfzehn von Kotki Sera nach Pelvelki
Sera; achtzehn von Pelvelki Sera nach Balder-

pur, und achte von Balderpur nach Dehli a. d.
59. und 60 S.

zween bis drey Schuh hoch vom Boden erhabener Saal, darinnen man die Westen anzieht, mit welchen der Kaiser seine Unterthanen oder die Ausländer beehret. In einiger Entfernung von diesem Saale, wiewohl noch unter eben diesem Portale, ist der Ort für die Trommelschläger, Trompeter und Hoboisten, welche sich einige Augenblicke zuvor, ehe der Kaiser öffentlich erscheint, oder sich zurück begeben will, hören lassen. Zu Ende dieses dritten Hofes erblicket man den Divan oder den Gehörsaal, welcher vier Schuh über den ebenen Boden erhaben, und an dreyen Seiten gänzlich offen ist. Das Gewölbe ruhet auf zwey und dreyßig Marmorsäulen, die etwan vier Schuhe ins Gevierte, dabey auch ihre Fußgestelle und Capitale haben. Schah Jehan war Willens, diesen Saal mit der schönsten mosaïschen Arbeit, auf Art der Capelle zu Florenz, auszuführen: allein, nachdem er es an zweyen bis dreyen Säulen versucht hatte, ließ er die Hoffnung fahren, so viele Edelgesteine als diese große Unternehmung erfordert haben würde, aufzutreiben; und weil ihm der große Aufwand nicht weniger verdrießlich fiel, so ließ er es bey gemalten Blumen bewenden.

Tavernier.
1665.

Gehörsaal.

Kaiserlicher
Thron.

Mitten in diesem Saale und an demjenigen Rande desselbigen, welcher wie etwa eine Schaubühne in den Hof sieht, wird der Thron aufgerichtet, auf welchem der Kaiser Gehör ertheilet, und Recht spricht. Er ist eigentlich ein kleines Bette, in der Größe unserer Betten, mit seinen vier Säulen, einem Himmel, einem Kopfküssen, Pfühl und Decke. Alle diese Stücke sind mit Diamanten besetzt. Wenn aber der Kaiser Platz darauf nimmt, so wird eine Decke von Goldbrocade, oder einem andern kostbaren ausgehäteten Zeuge über das Bette gebreitet. Er steigt auf drey kleinen zween Schuh langen Stufen hinauf. An eine Seite wird ein Sonnenschirm an einem Stiele von der Länge einer halben Pike hingesteckt, aber an jedwede Bettensäule hängt man ein Stück von des Kaisers Rüstung, das ist seinen Schild, Säbel, Bogen, Köcher und Pfeile.

In dem Hofe unter dem Throne ist ein Platz von zwanzig Schuhen ins Gevierte mit einem Geländer eingefasset, und dieses Geländer theils mit Gold-, theils mit Silberbleche beschlagen. An den vier Ecken dieses Bezirkes haben die Staatssecretarien ihre Stelle, welche zugleich, sowohl in gemeinen als peinlichen Sachen, das Amt der Anwalde versehen. Rings herum am Geländer stehen die vornehmen Herren und die Spielleute; denn die letztern spielen auch so gar während den Divans beständig fort, wiewohl ganz sachte, und ohne daß der Klang die Aufmerksamkeit stören könnte, die Geschäfte möchten so viel Nachdenkens erfordern, als sie wollten. Der Kaiser sitzt auf seinem Throne, und hat einen der vornehmsten Herren, oder auch nur seine Kinder um sich. Zwischen eilf und zwölf Uhr zu Mittage, kömmt der Großvogt des Reiches, und trägt ihm alles vor, was in der Rathstube, darinnen er den Vorsitz hat, und welche an dem Eingange des ersten Hofes befindlich ist, vorkam. Sobald er seinen Bericht abgestattet hat, steht der Kaiser auf. Allein, so lange er auf seinem Throne sitzt, darf niemand aus dem Pallaste gehen. Tavernier macht sich sehr groß damit, daß man ihn mit einer Ausnahme von diesem Gebrauche beehrete²⁾.

Musik wäh-
renden
Staatsra-
thes.

Ungefähr mitten durch den Hof geht ein schmaler und nur sechs Zoll breiter Gra-Graben, statt ben, an welchem, so lange der Kaiser auf seinem Throne sitzt, jedweder, der Gehör ver-
langen, stehen bleiben muß. Es darf niemand darüber schreiten, er werde denn gerufen, ja
Throne.

II 2

²⁾ „Einstens, saget er, als mich gewisse drin-
gende Geschäfte zu eben der Zeit, da der Kaiser

„im Divan war, heraus zu gehen nöthigten, er-
griff mich der Hauptmann von der Leibwache
„bey

Tavernier.
1665.

ja die Bottschaster selbst, sind von diesem Befehle nicht ausgenommen. Sobald ein Bottschaster bis an den Graben kömmt, ruft der Hofmarschall gegen den Divan, wo der Kaiser sitzt, der Abgesandte dieser oder jener Macht verlange Seine Majestät zu sprechen. Hierauf giebt ein Staatssecretär dem Kaiser Nachricht davon, welcher zuweilen thut, als ob er es nicht höre: nach einiger kurzen Zeit aber, schlägt er die Augen auf, thut als ob er des Bottschasters erst gewahr würde, und befiehlt dem vorigen Secretario, er solle ihm herbey winken.

Kaiserliche
Hofmoschee.

Aus dem Divansaale, tritt man zur Linken auf einen Rasenhügel, von welchem man die Aussicht nach dem Flusse hat, und vermittelt einer Thüre in ein kleines Zimmer kömmt, dadurch der Kaiser seinen Weg nach dem Serail nimmt. Zur Linken an eben diesem Hofe, steht eine kleine, sehr schön gebauete Moschee, mit einer bleyerne, aber dermaßen stark vergoldeten Kuppel, daß man sie für pures Gold ansehen sollte. In dieser Capelle verrichtet der Kaiser alle Tage sein Gebeth, ausgenommen des Freytages, da er die Hauptmoschee besuchen muß. An besagtem Tage wird ein großes, fünf bis sechs Schuhe hohes Netz vor den Stufen der Moschee ausgespannet, theils um die Elephanten zurück zu halten, theils aus Ehrerbietung gegen die Moschee selbst. Tavernier lobet die Schönheit dieses Gebäudes. Es steht auf einem Sockel, der die Häuser in der Stadt an Höhe übertrifft, und man hat mehr als eine Treppe hinauf zu steigen.

Marställe des
Mogols.

Die rechte Seite des Thronhofes ist mit Bogenstellungen eingefasset, welche einen langen und ungefähr anderthalb Schuhe über den Boden erhöhten Gang vorstellen. In diesem Gange sind viele Thüren in die kaiserlichen Marställe, welche jederzeit mit den schönsten Pferden angefüllt sind. Tavernier versichert, das schlechteste sey nicht unter dreymal hundert Thaler gekauft worden, ja es wären einige für zehntausend Thaler darunter. Vor jeder Thüre hängt eine Matte von Bambus, der sich eben so zart spaltet, als unsere Weiden: allein anstatt daß unser Weidenflechtwerk mit nichts anders, als Weiden, durchflochten wird, so sind diese Matten mit gewiruter Seide, die allerley Blumen vorstellt, durchflochten. Diese Arbeit ist sehr künstlich zu machen, und erfordert große Geduld. Der Endzweck dieser Matten ist, die Fliegen abzuhalten, damit sie die Pferde nicht quälen. Nebst dem hat jedwedes Pferd zween Stallknechte, davon der eine sonst nichts zu thun hat, als ihm die Fliegen zu wehren. Vor den Bogenstellungen hängen eben dergleichen Matten, als vor den Thüren; man zieht sie auf und läßt sie fallen, nachdem es nöthig ist. Der Bogen des Ganges ist mit schönen Teppichen belegt, die man aber des Abends wegnimmt, und dagegen den Pferden ihre Streu dahin machet. Diese Streu besteht bloß aus ihrem eigenen Mist, den man an der Sonne trocknet, und sodann zerreibt. Wenn ein Pferd aus Persien, Arabien oder dem Lande der Usbecken, nach Indien gebracht wird, muß es

„bey dem Arme, und sagte ziemlich ungestüm,
„ich müßte hier bleiben. Ich stritt eine Zeitlang
„mit ihm. Als er mir aber grob begegnete, griff
„ich nach dem Cangiar, und hätte ihm im Zorne
„eines verfehlt, wenn mich nicht einige von der
„Leibwache zurück gehalten hätten. Zu meinem
„Glücke gieng eben der Nabab oder Großvogt
„des Reiches, welcher des Kaisers Oheim war,
„vorbey; er erkundigte sich nach der Ursache un-

„fers Streites, und befahl dem Hauptmanne, er
„sollte mich hinausgehen lassen. Nachgehends
„trug er dem Kaiser diesen Vorgang vor, und ließ
„mir des Abends durch einen Bedienten sagen:
„Seine Majestät erlaubeten mir, daß ich, so lange
„sich dieselbe im Divan befände, nach Belieben
„in dem Pallaste aus- und eingehen könnte.
„für ich mich des folgenden Tages bey dem Groß-
„vogt bedankete. a. d. 87 S. „ Es fällt schwer

es sich an ein ganz anderes Futter gewöhnen. Denn weder im Indostanischen, noch im ganzen übrigen Indien, weis man das geringste von Heu und Haber. Jedwedes Pferd bekommt des Morgens zu seinem Futter zween bis drey Klümpe von Weizenmehle und Butter, in der Größe eines Dreyerbrodtes. Es geht schwer damit zu, bis sie sich daran gewöhnen, ja es will ihnen zuweilen ganzer vier oder fünf Monate nicht zu Halse. Der Stallknecht muß ihnen mit einer Hand die Zunge halten, und mit der andern den Klump in den Hals stecken. Wenn es Zucker- oder Hirsenrohre giebt: so bekommen sie zur Mittagszeit dergleichen. Des Abends, ein Paar Stunden vor Sonnenuntergange, giebt man ihnen ein Maas Erbsen, die man zuvor zwischen zween Steinen gedrückt, und in Wasser weicht u).

Tavernier.
1665.

Den 25ten des Wintermonats 1665, reisete Tavernier von Agra ab, um einige Städte dieses Reiches zu besuchen. Bernier reisete mit ihm, den er beständig einen kaiserlichen Leibarzt nennet x), ungeachtet wir aus desselbigen eigener Reisebeschreibung wissen, daß er damals die kaiserlichen Dienste schon verlassen, und in des Danek Mend Schah, Secretärs der ausländischen Geschäfte, seine, getreten war. Das Tagebuch von ihrer Reise ist um desto merkwürdiger, weil die darinnen befindlichen Beobachtungen ihnen beyden gemeinschaftlich sind, folglich als eine Ergänzung der bernierischen Nachrichten, welche zu unserm Leidwesen nicht gänzlich zum Vorscheine gekommen sind, angesehen werden können y).

Tavernier
und Bernier
besuchen einige
Städte.

Den ersten Tag reiseten sie drey Cossen weit, und kamen bis an eine schlechte Caravanseira. Den andern Tag reiseten sie sechs Cossen, bis nach Beruzadab, einer kleinen Stadt, wo Tavernier achttausend Rupien, die ihm ein mogulischer Herr für Waaren schuldig war, ausgezahlt bekam. Die fünf folgenden Tage kamen sie durch Morlide, das neun Cossen von Beruzadab liegt, durch Estanja, vierzehn Cossen von Morlide, durch Rajimal, zwölf Cossen von Estanja; durch Sekandera dreyzehn Cossen von Rajimal, und durch Sankal, das vierzehn Cossen von Sekandera liegt z). Den 1sten des Christmonats begegneten ihnen hundert und zehn Wagen, jeder mit sechs Ochsen bespannet, und mit funfzigtausend Rupien beladen. Es waren dieses die Einkünfte von der Landschaft Bengalen, als welche nach Abzuge aller Unkosten, und dessen, was nicht in des Statthalters Beutel geht, noch fünf und funfzigmal hundert tausend Rupien betragen. Eine Meile dießseits Sankal, setzet man, vermittelst einer steinernen Brücke, über den Saingurfluß, welcher eine halbe Meile jenseits in den Gernena fällt. Wer von Bengalen nach Seronge und Surata will, der kann zehn Meilen am Wege ersparen, wenn er von der Straße nach Agra abweicht, auf diese Brücke zureiset, und hernach in einem Schiffe über den Gernena setzet. Unterdessen wählet man doch lieber den Weg über Agra; denn

II 3

auf

zu begreifen, unter welchem Vorwande ein gemeiner Mann, gleich dem Verfasser, welcher in dieser ganzen Reise bloß als ein Juwelierer auftritt, sich unterstehen durfte, ein Reichsgesetz zu brechen. Die ihm zugestandene Begünstigung machet weniger Schwierigkeit. Sie gereicht der Nachsicht des Aurengzebs gegen Ausländer zur Ehre.

y) Er saget zum Beschlusse derselbigen, was seine übrigen Abentheuer betreffe, welche Herr Thevenot gern hätte wissen mögen, so hoffte er sie mit der Zeit in seinem geschriebenen Aufsatze noch zu finden. IX Theil a. d. 283 S.

z) Der Verfasser hängt bey den vier ersten Orten das Wort Serail noch mit an, dadurch er ein kaiserliches Lusthaus versteht.

u) A. d. 59 S.

x) A. d. 66 S.

Tavernier. 1665. auf jenem muß man nicht nur fünf bis sechs Tage lang durch eine steinigete Gegend reisen, sondern auch durch das Gebieth einiger Rajas, von deren Buschklöpferey jedermann zu erzählen weis.

**Zahmes Nas-
horn.**

Beide Franzosen legten von Santal nach Cherrurabad zwölf Cossen zurück. Auf halbem Wege fanden sie ein Städtchen, Namens Giamabad, und bey selbigem ein Nas-horn, das Hirsenstengel fraß. Sie wurden ihm von einem neun bis zehnjährigen Jungen gereicht; und als Tavernier einige in die Hand nahm, trat das Thier zu ihm, und fraß sie ihm gleichfalls aus der Hand. Den 2ten gieng die Tagereise zwölf Cossen weit, bis nach Chagenda; den folgenden Tag dreyzehn, bis nach Uraka, und den folgenden neun, bis nach Nurengabad. Dieser letztere Flecken trug ehemals einen andern Namen. Weil aber Nurengzeb den Sieg, der ihn auf den Thron setzte, über seinen Bruder, den Sultan Sjah, an diesem Orte erfocht: so legte er ihm nicht nur seinen Namen bey, sondern ließ auch einen schönen Pallast, mit einem Garten und einer Moschee zum Andenken seines erworbenen Ruhmes dabey anlegen.

**Wirkung des
Ganges Was-
sers.**

Den 6ten kamen beyde Reisende nach zurückgelegten neun Cossen nach Alcinchan. Zwey Meilen von diesem Flecken findet man den berühmten Gangesstrom. Vernier verwunderte sich trefflich, daß er nicht breiter war, als die Seine bey dem Louvre. Ja er hat vom März bis in den Brach-, oder Heumonath; das ist, bis die Regenzeit eintritt, so wenig Wasser, daß kein Fahrzeug aufwärts fortkommen kann. Als unsere Franzosen ans Ufer kamen, so tranken sie ein Glas Wein, mit Wasser aus dem Flusse vermischt, empfanden aber einiges Reitzen im Leibe davon. Ihre Bedienten aber empfanden noch größere Beschwerden, weil sie das Wasser pur getrunken hatten. Es lassen auch um dieser Ursache willen, die Holländer, welche an den Ufern des Ganges einige Kaufhäuser haben, sein Wasser allezeit vorher abkochen, ehe sie es trinken. Doch den Landeseinwohnern bekümmert es der Gesundheit wegen so wohl, daß der Kaiser selbst, und seine ganze Hofstaat kein anderes Wasser trinkt, es wird auch ohne Unterlaß auf Kameelen abgeholt, und anders wohin verführet.

**Halabas und
sein Statt-
halter.**

Halabas, dahin man von Alcinchan neun Cossen rechnet, ist eine schöne Stadt, und liegt auf einer Erdzunge, bey dem Zusammenflusse des Ganges und des Gernan. Das Schloß ist von Werkstücken gebauet, auch mit einem doppelten Graben umgeben, und dienet dem Statthalter zur Wohnung. Damals verwaltete einer von den vornehmsten Herren des Reiches dieses Amt. Wegen seiner schlechten Gesundheit hatte er eine Menge Aerzte in seinen Diensten, sowohl Indianer als Persianer, ja auch einen aus Bourges gebürtigen Franzosen, Namens Claudius Maille, welcher einen Arzt und Wundarzt zugleich vorstellte a). Der Vornehmste von seinen persianischen Aerzten stieß einstens in eifrigem Grimme seine Frau vom Dache herab. Sie brach aber nur ein Paar Rippen entzwey. Ihre Anverwandten verklagten ihn hierauf bey dem Statthalter, und dieser gab ihm seinen Abschied. Doch da er kaum einige Tagereisen weit weg war: so wurde es mit dem Statthalter schlimmer, und der Arzt wurde zurück berufen. Hierüber wurde der eifersüchtige Kerl von neuem toll, erwürgete nicht nur seine Frau, sondern auch vier mit ihr erzeugte Kinder, nebst dreyzehn Sclavinnen, und kam also vor den Statthalter. Doch dieser that, als wenn er nichts davon wüßte, und nahm ihn aufs neue in seine Dienste. Den

a) Vermuthlich ist es eben derjenige, welchen Tavernier in der Landschaft Carnat antraf, und dessen

Den 8ten schiffte der Verfasser nebst Verniern über den Ganges, doch mußten sie vorher lange genug am Ufer warten, ehe ihnen Maille eine schriftliche Erlaubniß dazu vom Statthalter brachte; denn ohne dergleichen Schein läßt der Zollverwalter niemand hinüber. Diese Tagereise betrug sechzehn Cossen, bis nach Sadul Serail; die folgenden zehn bis nach Jakedil Sera, und die folgende gleichfalls zehn, bis nach Bonraki Sera. Den 17ten reifeten sie nochmals zehn Cossen bis nach Banaru, einer großen und schönen Stadt. Die meisten Häuser sind von Ziegel oder Werkstücken gebauet, auch höher als in andern indianischen Städten. Nur sind die Gassen ziemlich enge. Unter vielen andern Caravanseras verdienet insonderheit eine, ihrer Größe und schönen Gebäude wegen, Bewunderung. Ihr Hof wird durch zween bedeckte Gänge, durchschnitten, darinnen man Baumwolle und seidene Zeuge, nebst andern Waaren verkaufet. Man bekömmt sie hier aus der ersten Hand; doch dürfen die Zeugweber nichts zum Verkaufe auslegen, ehe der Oberpachter das kaiserliche Siegel darauf gedrückt hat, und wird der Uebertreter dieser Verordnung scharf gestraft. Der Ganges fließt an der Stadtmauer vorbei, und nimmt zwei französische Meilen weiter unten an der Abendseite einen andern großen Fluß zu sich. Die Banians haben zu Banaru eine von ihren Hauptpagoden, welche der Verfasser nebst Verniern sehr genau besichtigten.

Tabernier.
1665.

Banaru.

Sie ist wie alle andere Pagoden in Gestalt eines Kreuzes gebauet, und alle vier Flügel sind einer so lang, als der andere. In der Mitte steht eine sehr hohe Kuppel, wie etwa ein Thurm mit vielen Ecken, sie laufen aber spitzig zu. An dem Ende eines jedweden Flügels steht wieder ein Thurm, auf welchen man von außen steigen muß. Jedwedes Stockwerk dieser Kuppeln oder Thürme hat verschiedene Altane und kleine Angebände, darinnen man frische Luft schöpfen kann: außen sind sie mit Bildnissen von allerley Thieren, von halberhabener, aber meistens ziemlich schlechter Arbeit gezieret. Unter der Hauptkuppel, in der Mitte der Pagode, steht ein Altar, in Gestalt eines sieben bis acht Schuhe langen, fünf bis sechs Schuhe breiten Tisches, mit zwei Stufen, welche zum Aufstiege dienen, und nach Beschaffenheit des Tages bald mit einem goldenen, bald mit einem seidnen Teppiche belegt werden. Ueber den Altar selbst, decket man Gold- oder Silberbrocad, oder andern kostbaren Stoff. Er steht der Thüre gerade gegenüber; also, daß man ihn nebst allen darauf befindlichen Götzenbildern im Gesichte hat. Denn weil weder Frauen noch Jungfrauen, noch auch ein gewisser Stamm von ihren Glaubensgenossen in die Pagode kommen darf: so müssen sie ihre Anbethung draußen machen. Unter andern auf dem Altare befindlichen Götzenbildern, erblickte der Verfasser nebst Verniern, auch eines, das bis sechs Schuhe hoch war, und ausgerichtet stand: doch sieht man weder die Arme noch die Beine, noch den Leib von ihm, sondern nur Kopf und Hals, indem das übrige mit einem Noth verdeckt ist, der bis auf den Altar herab reicht, und allmählig immer weiter wird. Zuweilen hat das Bild eine goldene Kette, oder eine Schnur von Perlen, oder Rubinen, oder Smaragden um den Hals. Die Person, welche dieses Bild vorstellet, heißt Baidmadu, war vor alten Zeiten auf der Welt, und machte sich durch ihre Tugenden sehr berühmt; wie denn die Banians seinen Namen oft im Munde führen. Zur rechten Seite des Altars erblicket man mit Verwunderung ein Ungeheuer, das zum Theile einem Elephanten, zum Theile einem Pferde und einem Maulesel gleicht. Es ist von purem Golde.

Pagode zu
Banaru.

Gestalt der
Götzenbilder.

Man
besser Geschichte im Xten Theile in der Reise nach den Diamantgruben zu lesen ist.

Tavernier. Man nennet es Gani, und seine Verehrer behaupten, Vainmadu habe darauf geritten, als er die Welt durchzog, und allenthalben die Tugend und guten Sitten einführete. Inwendig in der Pagode linker Hand, zwischen dem Hauptthore und dem Altare, steht ein kleiner Altar, auf welchen ein schwarz marmorner Götze, ungefähr zween Schuhe hoch, mit kreuzweise über einander geschlagenen Beinen sitzt. Ein kleiner Junge, des Hohenpriesters Sohn, stund neben ihm, betrieb das Bild mit Stückchen von Taffend, oder gestrickten Zeugen, die man ihm zuwarf, und stellte selbige den Eigenthümern nachgehends wieder zu. Andere warfen ihm die Rosenkränze zu, welche die Banianen am Halse tragen, und an welchen sie ihre Gebethe abnesteln, imgleichen Corallen und Bernsteinchnüre, Obst und Blumen, welches alles er auf die vorige Weise heiligte. Dieses Bild heist Morli Kam, das ist der Gott Morli, und soll der Bruder des auf dem Hauptaltare befindlichen seyn.

Gelbe Salbung der Banianen.

Unter dem Haupteingange der Pagode, sitzt einer von den vornehmsten Braminen neben einer großen Kufe voll Wasser, darinnen man eine gewisse gelbe Materie zergerhen läßt. Alle Banianen nun treten vor ihm hin, und lassen sich über die Stirne bis an die Nasenspitze herab, imgleichen auf die Arme und die Brust, gelbe Striche machen. In diesem Kennzeichen sieht man, wer sich im Ganges gebadet habe oder nicht; denn wer sich nur zu Hause mit Brunnenwasser gewaschen hat, der hält sich noch nicht für rein genug, noch im Stande, heilig zu essen. Zwar hat jedweder Stamm seine eigene Farbe zum Bestreichen; doch der zahlreichste hält es mit der gelben, und diese Salbung ertheilet auch wie sie glauben, die größte Reinigkeit.

Schule von Raja Jessing gestiftet.

Ganz nahe an der Pagode an der Westseite, steht eine von dem Raja, Jessing, dem mächtigsten heidnischen Fürsten im ganzen Reiche, zu Erziehung der Kinder gestiftete Schule. Der Verfasser sah zween Söhne des besagten Fürsten darinnen. Ihre Lehrermeister waren Braminen, und lehrten sie eine von der Landessprache ganz unterschiedene, lesen und schreiben. Der Hof dieser Schule ist mit einem gedoppelten Gange umfasset. In dem untern Gange wurden besagte Prinzen und andere junge Herren unterrichtet. Es waren viele Braminen bey ihnen, welche allerley mathematische Figuren mit Kreide auf den Boden zeichneten. Sobald Tavernier hinein trat, ließen sie fragen, wer er sey? Als er sich für einen Franzosen ausgab, mußte er näher herbey kommen, und allerley Fragen von Europa, und absonderlich von Frankreich beantworten. Ein Bramin brachte zwei Weltkugeln herbey, die ihnen die Holländer verehret hatten. Tavernier erklärte die Namen der Länder, und zeigte, wo Frankreich liege. Nach einigem Gespräche, setzte man ihn Betel vor. Doch fragte er vor dem Abschiednehmen, zu welcher Stunde er die Schulpagode besuchen könnte? Man hieß ihn des folgenden Tages kurz vor Aufgange der Sonne wieder kommen. Er stellte sich also zu bestimmter Zeit vor der Thüre dieser Pagode ein, welche gleichfalls ein Werk des Jessings ist, und bey dem Eintritte, in dem Hofe zur linken Hand steht. Vor der Thüre war eine Art eines Ganges oder Vorhofes angebracht, der auf Pfeilern stund, und bereits mit einer großen Menge andächtiger Seelen angefüllt war. Hierauf traten acht Braminen mit dem Rauchfasse in der Hand, unter dem Schalle vieler Trommeln und anderer Instrumente an das Thor, und stellten sich, an jedwede Seite desselbigen vier. Zween von den ältesten stimmten einen Gesang an. Das Volk sang mit, und die Instrumente spielten dazu. Jedweder hatte einen Pfauenschwanz, oder einen andern

Tavernier.
1663.

andern Windsächer in der Hand, um sich bis zu Deffnung der Pagode die Fliegen zu wehren. Diese Musik und das Sächern währte länger, als eine halbe Stunde. Endlich klingen die zween vornehmsten Braminen dreyimal mit zwey großen Schellen, die sie in der linken Hand hielten, mit der rechten aber schlugen sie mit einem kleinen Hammer an die Thüre. Sogleich wurde selbige von sechs in der Pagode befindlichen Braminen geöffnet. Tavernier sah hierauf ungefähr acht Schritte weit von der Thüre ein großes Bild auf dem Altare stehen. Es trägt den Namen Ram Ram, und wird für die Schwester des Morli Ram ausgegeben. Zur Rechten hatte es ein Kind, in Gestalt des Cupido, neben sich, das die Banianen Lokemin nennen, und auf dem linken Arme ein Mägdchen, von ihnen Sita genannt. Sobald man die Thüre geöffnet, und einen großen Vorhang vor dem Bilde weggezogen hatte, fielen alle Anwesende zur Erde nieder, legten die Hände auf den Kopf, und berührten dreyimal den Boden. Hernach stunden sie wieder auf, und warfen den Braminen eine Menge Blumensträußer und Rosenkränze zu, welche von selbigen an das Bild gestrichen, und sodann einem jedweden das Seinige, zurück gegeben wurden. Vor dem Altare stand ein alter Bramin, und hielt eine Lampe mit neun brennenden Dächten in der Hand, worein er von einer Zeit zur andern ein gewisses Räucherwerk warf, und die Lampe ganz nahe an das Bild hielt. Nach Endigung aller dieser Gebräuche, welche eine Stunde lang währten, ließ man das Volk nach Hause gehen, und die Pagode wurde verschlossen. Die Ram Ram hatte viel Reis, Mehl, Butter, Del und Milch verehret bekommen, welches alles die Braminen fleißig verwahrten. Weil das Bild eine Frau vorstellet: so wird sie absonderlich von den Frauenspersonen verehret, und als die Schutzgöttin ihres Geschlechtes angesehen. Es hatte dem Jessing mehr als fünf Lackres Rupien, das ist nach unserer Münze sieben hundert und fünfzig tausend livres, theils an Geschenken für die Braminen, theils an Almosen für die Armen gekostet, ehe er das Bild aus der großen Pagode wegnehmen, und in die von ihm erbauete, setzen durfte c).

In eben dieser Straße, und der Schule gleich gegen über, steht noch eine andere Pagode, welche, gleich ihrem vornehmsten Gözen, den Namen Richurda trägt. Doch hat man ihm noch ein kleineres Bild zugesellet, das seinen Bruder Gupaldas vorstellet, auch geringere Ehre empfängt. Von allen diesen Figuren sieht man nichts als das Gesicht, welches aus einem ungemein schwarzen Holze oder Steine besteht; nur ist der Moli Richurda. Ram hiervon ausgenommen, welcher allezeit ganz nackend da steht. Die Ram Ram in des Jessings Pagode hat statt der Augäpfel zween Diamanten, die ihr der Prinz hat einsehen lassen, nebst einer Schnur großer Perlen um den Hals, und einen Himmel auf vier silbernen Säulen über den Kopf.

Acht Tagereisen von Banaru, gerade gegen Norden, kömmt man in ein gebirgiges Land, mit schönen, und zuweilen zwey bis drey Meilen langen Ebenen durchschnitten. Diese Thäler sind sehr fruchtbar an Getreide, Reis und Gemüse: allein die Einwohner können ihre Feldfrüchte kaum vor den wilden Elephanten erretten. Weil man in dieser Gegend keine Caravaneras findet: so müssen sich die Caravanen im freyen Felde lagern: sie würden aber nicht das geringste von ihren Lebensmitteln davon bringen, wenn sie nicht die ganze Nacht über, angezündete Feuer unterhielten, schössen, und ihre Musik erschallen ließen. In eben diesem Lande steht eine uralte und schöne Pagode, welche innen und außen

c) A. d. 367 und vorherg. S.

Tavernier. 1665. außen keine andere als weibliche Bilder hat. Daher wallfahrten auch wenige Mannspersonen dahin. Der Altar steht, gleichwie in allen Pagoden, in der Mitte, und auf solchem ein vier Schuh hohes ganz goldenes Bild einer stehenden Jungfer unter dem Namen **Rain Marion**. Zur Rechten hat sie ein silbernes zween Schuh hohes Bild eines Kindes neben sich. Die Benjanen erzählen, weil diese Jungfer ein sehr heiliges Leben führte, so habe man ihr ein Kind gebracht, und sie gebethen, selbiges zu unterweisen. Innerhalb einigen Jahren wäre es so weise geworden, daß alle Rajas und Fürsten es wegen seines hohen Verstandes beneidet hätten, und endlich wäre es von einem seiner Neider entführt worden, daß man nie erfahren habe, wohin es gekommen sey. Unten an dem Altare zur linken Hand des Bildes, steht das Bild eines alten Mannes, welcher der **Rain Marion** und dem Kinde vormals aufwartete, und hauptsächlich von den Braminen verehret wird. Man wallfahrtet des Jahres über nur einmal nach dieser Pagode, nämlich an dem Neumonde des Wintermonats, ungeachtet die Pagode vor dem Vollmonde nicht geöffnet wird. Diese vierzehn Tage über beobachten alle Pilgrime sowohl von einem, als von dem andern Geschlechte, ein strenges Fasten; sie baden sich alle Tage drey mal, und leiden kein einziges Haar am Leibe. Sie bringen es ohne große Mühe weg, indem sie den Ort nur mit einer gewissen Erde bereiben d).

Gräber zu Banaru. Der Verfasser besah nebst Verniern eine fünf hundert Schritte weit von Banaru gegen Nordwest befindliche Moschee, wo viele muhammedanische Gräber, und darunter einige sehr schön gebauete, zu sehen sind. Die schönsten stehen zwar in einem ummauerten Garten: doch hat die Mauer einige Oeffnungen, durch welche man sie betrachten kann. Eines darunter besteht aus einem großen gemauerten Vierecke, das auf jeder Seite vierzig Schritte in die Länge hat. Mitten auf diesem Vierecke steht eine Säule, aus einem einzigen Stücke, vier und dreyßig bis fünf und dreyßig Schuhe hoch, und so dick, daß drey Männer sie kaum umklammern könnten. Der Stein ist graulicht, und dermaßen hart, daß Tavernier nicht das geringste mit dem Messer davon abtragen konnte. Die Säule läuft oben wie eine Pyramide zu; auf der Spitze steht eine große Kugel, unter der Kugel ist ein Kreis von ziemlich großen Kugeln. Alle Seiten sind mit halberhabenen Bildern von allerley Thieren angefüllt. Einige alte Greise, welche den Garten bewachten, versicherten den Tavernier, dieses schöne Denkmaal wäre ehemals weit höher gewesen, aber seit funfzig Jahren mehr als dreyßig Schuhe tief gesunken. Sie gaben es für das Grabmaal eines Königes von Butan aus, welcher dieses Land erobern wollen, aber darinnen gestorben wäre e).

Die zween Tage über, welche unsere Franzosen in Banaru zubrachten, regnete es unaufhörlich. Dem ungeachtet thaten sie ihrer Neugierigkeit ein Genüge, und setzten unter dem Schutze einer schriftlichen Erlaubniß vom Statthalter über den Ganges. Die Zölle werden hier mit ungemeiner Schärfe eingetrieben. Den 13ten reisten sie zwey Cossen, bis nach **Baterpur**. Des folgenden Tages, acht bis nach **Saoragi Sera**, und den folgenden neun bis nach **Moniarli Sera**. Nachdem sie den 13ten des Morgens zwey Cossen zurückgelegt hatten, setzten sie durch einen Fluß, Namens **Carnasar Su**, und drey Cossen weiter durch den **Saode Su**, und zwar beydemal vermittelt einer Furt. Den 16ten kamen sie acht Cossen weit, bis nach **Gurmabad**, einem am Flusse **Gudera Su** gelegenen Flecken.

d) A. d. 368 S.

e) A. d. 68 S.

ten, darüber eine steinerne Brücke geht. Den 17ten kamen sie vier Cossen weiter, nach Saferon. Saferon ist eine Stadt unten am Gebirge, und am Ufer eines großen Teiches, in dessen Mitte eine kleine Insel mit einer schönen Moschee steht. Es liegt in selbiger ein ehemaliger Statthalter dieses Landes, der Nabab, Selim Rham, begraben. Die Brücke, auf welcher man in die Insel kommt, ist von großen Werkstücken aufgeführt, auch oben damit belegt. An einer Seite des Teiches sieht man einen großen Garten, mit dem Grabmaale eines Sohnes vom Selim Rham, und seines Nachfolgers in der Statthalterschaft. Wer nach der Grube bey Sulmelpur reiset, der weicht hier von der Heerstraße nach Patna ab, und reiset gerade gegen Mittag über Pöberburg, und über die beschriebene Festung Rhodas f).

Tavernier.

1665.

Saferon.

Den 19ten betrug die Tagereise unserer beyden Reisenden neun Cossen, bis nach Deud Nagar Sera; und sie mußten in einem Schiffe über den Son Su sehen, welcher aus dem gegen Mittag gelegenen Gebirge herkömmt. Man bezahlet daselbst einen Waarenzoll. Des folgenden Tages erreichten sie nach zurückgelegten zehn Cossen, Salva Sera, kamen von da den 20sten nach Aga Sera, das nur neun Cossen davon liegt, und hatten sodann noch zehn bis nach Patna, einer der größten indianischen Städte g).

Sie liegt an der Westseite des Ganges. Tavernier giebt ihr wenigstens zwey Cossen Beschreibung der Stadt Patna. zur Länge. Doch sind die Häuser deswegen nicht schöner, als in den meisten indianischen Städten, das ist, sie sind nur mit Bambus oder mit Stroh gedeckt. Die holländische Gesellschaft hat ein Lagerhaus zum Salpeterhandel daselbst angelegt, den sie in einem gewissen großen Dorfe, Namens Chupar, das gleichfalls an dem rechten Ufer des Ganges, und zehn Cossen oberhalb Patna liegt, reinigen läßt. Man lebet hier mit dermaßen vollkommener Freyheit in dieser Stadt, daß da Tavernier und Bernier bey ihrer Ankunft einigen Holländern begegneten, die von Chupar zurück kamen, sie auf öffentlicher Straße still hielten, und einige Flaschen Cyperwein mit einander ausleereten. Die acht Tage über, die sie in Patna zubrachten, wurden sie Zeugen einer gewissen Begebenheit, die ihren ihre irrige Meynung benahm, als ob gewisse Laster bey den Muhammedanern ungestraft hingienge. Ein Minbaki oder Oberster über tausend Reuter, wollte einen jungen Knaben, der in seinen Diensten stand, und seinen Anfällen schon öfters widerstanden hatte, misbrauchen. Er passete hierzu eine Gelegenheit auf dem Lande ab, da kein Widersehen etwas half: allein, der junge Mensch passete seine Gelegenheit sich zu rächen, nicht weniger geschickt ab. Als er einstens mit seinem Herrn auf der Jagd war, und selbiger sonst niemand um sich hatte, legte er ihm den Kopf mit einem Säbelstreiche vor die Füße. Hernach rennete er spornstreichs in die Stadt, und schrie, er habe seinen Herrn entleibet, um sich wegen der schandbaren Beleidigung zu rächen. Wegen den Statthalter selbst, legte er eben dieses Geständniß ab, und wurde darauf ins Gefängniß gesetzt. Nachdem aber die Sache gehörig war untersucht worden: so bekam er seine Freyheit. Zwar drangen die Angehörigen des Entleibten stark auf seine Bestrafung: allein, es unterstund sich kein Gericht, ihm etwas zu thun, aus Vorforg, den gemeinen Mann, welcher seine That ungescheut gut hieß, in den Harnisch zu jagen.

Zu Patna nahmen beyde Reisende ein Schiff, und fuhren den Fluß nach Dacca hin- Flüsse, die in den Ganges unter. Sie hätten zwar schon zu Salabas, oder doch wenigstens zu Banaru zu Schiffe fallen gehen,

F 2

f) A. d. 69 C.

g) A. d. 70 C.

Tavernier.

1665.

gehen können, wenn der Fluß so viel Wasser gehabt hätte, als er während der Regenzeit zu haben pfleget: allein, so fanden sie ihn erst bey Patna schiffbar, und kamen funfzehn Cossen weit bis nach Benoncur Sera, wo sie über Nacht blieben. Fünf Cossen oberhalb dieses Fleckens, fanden sie den Fluß Ponpon Su, der von Mittage herkömmt, und in den Ganges fällt. Den zosten schifften sie siebenzehn Cossen bis nach Prija Sera. Den folgenden Tag, vier bis an den Kaosfluß, der gleichfalls vom Mittage herkömmt, und drey Cossen weiter hinab fanden sie den Chanon, der seinen Lauf aus Norden nimmt. Vier Cossen weiter trafen sie den Erguga an, der in Süden entspringt, und nach andern sechs Cossen, den Artera, welcher von eben dieser Seite herfließt. Diesen ganzen Tag sahen sie gegen Süden große Gebirge, die bald funfzehn bald zwanzig Cossen weit vom Ganges entfernt lagen, und des Abends erreichten sie nach einer Tagereise von achtzehn Cossen Mongher h).

Stadt
Mongher.

1666.

Als sie am neuen Jahrestage 1666, zwei Stunden lang geschifft hatten, sahen sie einen großen Fluß, Namens Gandet, von Norden her in den Ganges fallen. Zu Lande rechnet man zwar von Mongher nach Jangira, nicht mehr als acht Cossen: weil aber der Ganges in diesem Striche viel Krümmen machet, so betrug dieser Weg sie zu Wasser wohl zwey und zwanzig Cossen. Den 2ten sahen sie von sechs Uhr Morgens, bis um eine Uhr, drey Flüsse in den Ganges fallen, welche sämmtlich ihren Weg aus Norden nehmen. Der erste heißt Ronovo; der zweyte Tak; und der dritte Chanau. Sie legten achtzehn Cossen bis an ihr Nachtlager zu Bakalpur zurück. Den 3ten fanden sie nach dreyständiger Schifffahrt den Katara, einen gleichfalls von Norden laufenden Fluß. Die Nacht blieben sie zu Pongangel, einem Dorfe unten am Gebirge, das an den Ganges stößt, und bis dahin von Bakalpur achtzehn Cossen gerechnet werden. Unterhalb Pongangel sahen sie einen großen Fluß, Namens Martnadi, von Norden herkommen, und des Abends hielten sie nach zurückgelegten sechs Cossen, ihren Einzug in Ragi Mohol. Diese Stadt war ehedessen der Sitz der bengalischen Statthalter. Weil aber nachgehends der Fluß seinen Lauf änderte, und sich eine starke halbe Meile von der Stadtmaner entfernete: so bewog diese Ursache nebst der Nothwendigkeit den König von Arakan und die an der Mündung des Ganges herumschwärmenden portugiesischen Vandalen im Zaume zu halten, den Statthalter und die vornehmsten Kaufleute von Ragi Mohol, daß sie nach Dacca zogen, und dadurch die Handlung dieser Stadt in merkliche Ausnahme brachten.

Der IV Abschnitt.

Fernere Fortsetzung von Taverniers Reise.

Tavernier trennet sich von dem Verfasser. Er schießt unter die Crocodile. Theilung des Landes bey Jatratur. Beschreibung von Dacca. Freygebigkeit des Verfassers. Er erhält besondere Vorrechte. Straße von Dacca nach Casam.

bazar. Der große Mogol zeigt dem Tavernier seine Juwelen. Vorsicht dabey. Woraus sie bestehen. Zwei Reisen von Surata nach Golconda. Nachricht von verschiedenen Orten. Schreiben des Schah Es Rams an Tavernier.

Tavernier trennet sich von dem Verfasser.

Den 6ten Jänner, sechs Cossen von Ragi Mohol, in einem großen Flecken, Namens Donapur, mußte Tavernier zu seinem großen Leidwesen von seinem Reisegefährten scheiden.

b) Die Beschreibung der Städte Mongher und Ragi Mohol, ist nebst ihrem Risse im Xten Theile bey des Graafs Reise zu finden.

Tavernier.
1666.Der Verfasser
schießt unter
Crocodile.Theilung des
Ganges bey
Jatrapur.Beschreibung
der Stadt
Daca.

scheiden, indem selbiger nach Casambazar, und von da nach Ugly reisen, folglich seinen Weg zu Lande nehmen mußte. Denn es verhindert eine vor der Stadt Suticki liegende Sandbank, daß man bey niedrigem Wasser diesen Weg nicht nehmen kann. Indem also Bernier seine Straße zu Lande fortsetzte: so fuhr Tavernier bis nach Tutipur, welches zwey Cossen von Nagi Mohol liegt, auf dem Ganges hinab. An diesem Orte, und zwar des folgenden Tages bey aufgehender Sonne, sah er zum erstenmale eine große Menge Crocodile auf dem Sande liegen. Den ganzen Tag über, bis an den Flecken Acerat, der fünf und zwanzig Cossen von Tutipur liegt, sah er sie ohne Unterlaß in dermaßen großer Menge, daß ihm die Lust ankam, nach einem zu schießen, um zu sehen, ob es wahr sey, was man in Indien vorgiebt, als ob ihnen kein Büchschuß etwas schade? Der Schuß gerieth in den Rinnbacken, welcher zwar davon blutete, doch rettete sich das Thier nichtsdestoweniger ins Wasser. Des folgenden Tages sah er eine eben so große Menge dieser Thiere am Ufer des Flusses liegen, und schoss zwey davon, jedwedes mit drey Kugeln. Sobald sie sich getroffen fühlten, wendeten sie sich auf den Rücken, sperrten den Nachen auf, und verrecketen auf der Stelle i). Tavernier legte siebenzehn Cossen zurück, und kam des Abends nach Duladia. Den gten machte er sechzehn bis Dampur, und fand um zwey Uhr Nachmittages einen Fluß, Namens Gativar, der von Norden herauströmt. Den roten brachte er nach einer Tagereise von fünfzehn Cossen, die Nacht an einem von alten Wohnungen entfernten Orte zu. Den folgenden Tag reisete er zwanzig Cossen, bis an die Stelle, wo sich der Ganges in drey Arme vertheilt, davon einer nach Dacca führt. Er blieb in einem großen Dorfe, Namens Jatrapur, bey der Einfahrt in besagten Arm. Wer wenig Geräthe bey sich hat, kann von Jatrapur zu Lande gerade nach Dacca reisen, und die vielen Krümmen des Flusses vermeiden. Tavernier setzte seine Schifffahrt weiter fort, fuhr den 12ten vor einem großen Flecken, Namens Bargamara, vorbei, und erreichte des Abends Kasiata, einen andern Flecken, eilf Cossen von Jatrapur. Den 13ten zu Mittage, sah er zwey Cossen von Dacca, den Lakiassu, der aus Nordost herkömmt. Gleich gegen der Spitze über, wo beyde Ströme sich vereinigen, steht an jedwem Ufer des Ganges, eine mit vielem groben Geschütze besetzte Schanze. Eine halbe Cosse weiter erscheint ein anderer von Nordost herkommender Fluß, Namens Pangalu, mit einer schönen Brücke von Ziegelsteinen, und noch eine halbe Cosse weiter, abermals einer, Namens Cadantali, gleichfalls mit einer Brücke von Ziegelsteinen. An beyden Seiten des Ganges stehen einige Thürme, in welche eine große Menge Menschenköpfe gleichsam eingemauert erscheinen. Tavernier erreichte diesen Abend Dacca k).

Diese Stadt ist sehr groß, doch besteht diese Größe, weil jedermann am Ganges wohnen will, eigentlich nur in der Länge, und beträgt über zwey Cossen. Ueber dieses noch, gehen die Häuser von der ersten steinernen Brücke bis an die Stadt, in einem Striche weg: sie sind aber alle von einander abgerückt, und meistens von Zimmerleuten, welche Galeassen und andere Fahrzeuge bauen, bewohnt. Alle diese Häuser, ja wie der Verfasser sagt, die zur Stadt selbst, gehörige, haben das Ansehen elender von Leimen und Bambus zusammengefügter Hütten. Des Statthalters eigener Pallast ist nur ein hölzernes Gebäude, wiewohl selbiger in einem zu desselbigen Bezirke gehörigen Hofe Gezelte aufschlagen läßt, und sich gemeinlich darunter aufhält. Die Engländer und Holländer hingegen,

F 3

haben

i) A. d. 72 S.

k) A. d. 73 S.

Tavernier.
1666.

Freugebigkeit
des Verfä-
ssers.

Erhält beson-
dere Vorrech-
te.

haben sich schöne Kaufhäuser gebauet, weil sie ihre Waaren in einem decanischen Gebäude nicht für sicher genug erachteten. Ferner steht eine sehr schöne, von Ziegelsteinen aufgeführte Kirche in der Stadt, welche die Augustiner im Besitze haben 1). Tavernier meldet von den Galeassen, die zu Dacca gebauet werden, man müsse über ihre Geschwindigkeit erstunnen. Einige sind ungemein lang, und haben auf jeder Seite bis funfzig Ruder: man setzet aber nicht mehr als zween Kerl an eines. Einige sind sehr prächtig ausgeschmückt, und es ist weder Gold noch Lasur an ihnen gesparet m).

Weil Tavernier mehr als einerley Handlung trieb: so hielt er bey seiner Ankunft zu Dacca für nöthig, die Gewogenheit des Nababs zu gewinnen. Er besuchte ihn demnach ohne Verzug, und verehrte ihm eine gestickte und mit breiten goldenen spanischen Spitzen eingefasste Decke, eine große Leibbinde, von eben dergleichen Gold- und Silberspitzen, und einen schönen Smaragdring. Diese Freugebigkeit wurde mit Höflichkeit vergolten. Nabab schickte ihm des Abends in das holländische Kaufhaus, darinnen er seine Wohnung genommen hatte, Granatapfel, sinesische Pommeranzen, zwei persianische Melonen, und dreyerley Aepfel. Als Tavernier des folgenden Tages seine Waaren zeigte: so verehrte er des Nababs Sohne eine Uhr mit einem goldenen und geschmelzten Gehäuse, ein Paar mit Silber beschlagene Sackpuffer, und ein Fernglas. Sämmtliche Geschenke kamen ihm auf fünftausend livres zu stehen n). Doch erholte er sich dafür, wie es scheint, an dem Preise seiner Waaren. Ueberdieses fertigte ihm der Nabab einen Paß aus, darinnen er ihn für seinen Hofjunker ausgab, und vermittelst dieser Eigenschaft in den Gewerben einiger, in dem ganzen mogulischen Reiche damit verknüpften besondern Vorrechte theilhaftig zu werden. Die Holländer rietzen ihm, die Zahlung für seine Waaren in Wechselbriefen nach Cassimbazar anzunehmen. Denn, weil man zu Lande durch gewisse Moräste setzen mußte, so fährt man lieber, in einem kleinen Schiffchen, den Ganges hinauf, bis an den Flecken Acerat, ungeachtet man dabey der Gefahr unterworfen ist, daß ein solches Schiffchen bey dem geringsten Sturme umschlagen kann: merken nun die Schiffleute viel baares Geld bey dem Reisenden, so fällt es ihnen nicht schwer, das ihrige zu diesem Unglücke unversehrt beizutragen, indem sie sich darauf verlassen, sie würden das Geld aus dem Grunde auffischen und für sich behalten können.

1) Ebendasselbst.

m) Ebendas.

n) A. d. 74 S. Tavernier rühmet sich an einem andern Orte, einer noch weit größern Freugebigkeit. Als ich nach Jehannabad kam, saget er, machte ich den 12ten des Herbstmonats 1667, dem Kaiser meine Aufwartung, und überreichte folgende Geschenke. 1. Einen Schild von Prinzmetall mit halb erhobener Arbeit, und sehr stark vergolbet, indem das Vergolden allein drey hundert species Ducaten kostete, welche damals ein tausend acht hundert livres betrugen, der ganze Schild aber überhaupt, vier tausend drey hundert und acht und siebenzig livres. In der Mitte war Curtius abgebildet, wie er sich in völliger Rüstung, und zu Pferde in den zu Rom eröffneten Abgrund stürzt. Der Umkreis des Schildes war eine natürliche

Vorstellung der Belagerung von Rochelle. Es war ein Meisterstück von einem der größten Künstler in ganz Frankreich, und auf Befehl des Cardinals Richelien, gefertigt worden. Alle um den Kaiser herum stehende damals befindliche vornehme Herren wunderten die Schönheit dieses Kunststückes, und sagten, man müßte es dem großen Elephanten anhängen, welcher das Reichspanier vor Seiner Majestät her trägt, anhängen. 2. Verehrte ich dem Kaiser einen Streitkolben von Bergcrystall, auf allen Seiten mit Rubinen, und Smaragden gezieret, welcher in Gold gefasset, und in den Crystall eingesetzt waren. Dieses Stück kostete mir zwey tausend ein hundert und neunzehn livres. Ferner einen türkischen Sattel, mit kleinen Rubinen, Perlen und Smaragden verbrämter, der mir zwey tausend

Den 29sten reifete Tavernier ab, und alle Holländer begleiteten ihn zwei Meilen weit, in ihren bewaffneten Schiffchen. Er hatte vierzehn Tage dazu nöthig, bis er den Strom hinauf, nach dem Flecken Acerat kam. Hier ließ er seine Bedienten und Waaren in dem Schiffe, und fuhr auf einem Rahne in das Dorf Nirdapur. Den 12ten des Monats versah er sich zwar mit einem Pferde für seine eigene Person, weil er aber keins für sein Gerath aufstreiben konnte, so mußte er selbiges durch zwei Weiber tragen lassen. Eben an diesem Tage des Abends kam er glücklich nach Casambazar, wo ihn der Oberkaufmann aller holländischen Waarenlager in Bengalen, Namens Wachtenont, sehr höflich empfing. Des folgenden Tages erfuhr er, seine Waaren, und dabey zurück gelassenen Leute, wären entweder wegen heftigen Windes, oder wegen Untreue der Schifflente, in große Gefahr gekommen. Dieses Schrecken war gleichsam der Vorbothe eines andern Unglücks, das er gar nicht vermuthet hatte. Die Holländer hatten ihm ein Palety gelehnt, darinnen er den 12ten nach Madelon Barsaki, einem großen drey Cossen von Casambazar gelegenen Flecken reifete, und das Geld für seine Wechselbriefe einzustreichen verhoffte. Allein, der Verwalter des Nababs schickte einen erst gestern Abends erhaltenen Befehl vor, welcher ihm die Auszahlung untersaget habe. Diese verdrießliche Nachricht wurde nachgehends durch ein Schreiben des Nababs selbst, des mehrern erläutert, indem selbiger sich über Vervorthellung in dem getroffenen Handel, absonderlich wegen einer Perl von außerordentlicher Größe beschwerte, und von dem bewilligten Kauffschillinge zwanzigtausend Rupien abkürzen wollte. Diesen Argwohn hatte man ihm bey Hofe in den Kopf gesetzt, weil Tavernier seiner vielen Geschenke ungeachtet, dennoch das Unglück hatte, daß die drey Juwelierer, welche kraft ihres Amtes alle dem Kaiser angebotene Juwelen schätzeten, nicht mit ihm zufrieden waren. Ueber dieses erbot sich der Nabab, alle erkaufte Waaren zurück zu geben, wenn Tavernier diese Abkürzung nicht bewilligen wollte. Die holländischen Be-
 windhaber stellten zwar vor: „Tavernier sey für einen ehrlichen Mann bekannt; es bringe
 „sonst niemand dergleichen außerordentliche Seltenheiten aus Europa nach Indien, als er;
 „wollte man nun auf solche Weise mit ihm verfahren, so werde er nicht nur ein andermal
 „wegbleiben, sondern auch andern, die außerdem seinem Beispiele gefolget wären, die
 „Lust zur Reise nach Indien vergehen.“ Doch dieses alles half nicht das geringste. Der
 Nabab

Tavernier.
1666.

Straße von
Daca nach Ca-
sambazar.

Unfall des
Verfassers.

tausend acht hundert und zwey und neunzig Livres kostete. Ferner noch einen Sattel mit der Schabracke, alles mit Gold und Silber gestickt, und ein tausend sieben hundert und dreyßig Livres werth war. Dem Nabab Chiafer Kam, des großen Mogols Oheim verehrte ich: 1. einen Schreibtisch, aus neunzehn Stücken bestehend, alles mit Steinen von allerley Farben, welche Blumen und Vögel vorstellten, eingelegt. Dieses Stück war zu Florenz verfertigt worden, und kostete zwey tausend ein hundert und fünfzig Livres. 2. Einen Ring mit einem vollkommen schönen Rubine, welcher auf ein tausend drey hundert Livres zu stehen kam. Dem Großschatzmeister gab ich eine goldene mit kleinen Smaragden besetzte Uhr, sieben hundert und zwanzig Livres am Werthe. Den Thorhü-

terru des kaiserlichen Schatzes, und den Zahlmeister, zwey hundert Rupien. Dem Verschnittenen der großen Begum, Schwester des Aurangzebs, eine Uhr mit einem Gemälde, für zwey hundert und sechzig Livres. Mit einem Worte, was ich zum Anfange verschenkte, belief sich zusammen auf drey und zwanzig tausend ein hundert und sieben und achtzig Livres. Um diesen Bericht wahr-scheinlich zu machen, saget er: wer seine Angelegenheiten bey Hofe durchreiben wollte, es wäre nun in der Turkey oder in Persien und Indien, der müßte vor allen Dingen Geschenke in Vereitschaft haben, und über dieses für die Hofbedienten, mit denen er etwan zu thun haben möchte, den Beutel beynähe ohne Unterlaß offen halten. A. d. 81 und vorherg. S.

Tavernier.
1666.

Nabab hielt es für ein Glück, daß er noch eben zu rechter Zeit, und ehe seine Wechselbriefe bezahlt waren, gewarnet worden sey; und blieb folglich bey seinem Kopfe, und Tavernier mußte endlich einen Abschlag von zehntausend Rupien bewilligen. Hieraus nun läßt sich ermessen, was für erstaunlicher Gewinn bey diesem Handel seyn müsse, indem er dieses ansehnlichen Verlustes, und seines unaufhörlichen Schenkens ungeachtet, dennoch ein reichthum haben, sein Veyspiel als einen Bewegungsgrund zur Vorsichtigkeit vor o).

Als er diese Unbilligkeit verschmerzet hatte: so reiste er den 17ten in einer vierzehnrudrigen Barken, die ihn die Holländer lehneten, nach Ugly ab. Die beyden ersten Nächte schlief er auf dem Wasser. Den 19ten blieb er in einem großen Flecken, Namens Nandi, bis an welchen die Fluth steigt. Der heftige Wind nebst dem hohen Wasser nöthigte die Schiffleute, ihre Barken aus Land zu ziehen. Den 20sten kam er nach Ugly p) und wurde von den Holländern auf das beste empfangen. „Sie waren, saget er, soviel die „Eswaren betrifft, mit den allerschönsten europäischen Gartengewächsen versorget; sie hatten „ten allerley Gattungen Salat, Kohl, Spargel, Erbsen, absonderlich aber Bohnen, die „zu der Saamen aus Japan kömmt. Doch hatten die Artischocken bisher noch nicht fort „kommen wollen „ q).

Der große Mogol zeigt dem Tavernier seine Juwelen.

Den 5ten März reiste Tavernier nach Casambazar zurück, und begab sich von da auf den Weg nach Jehannabad. Vermuthlich nahm er den vorigen; denn er bringt von dieser ganzen Reise überhaupt gar keine Umstände bey. Doch, da er sich an die Beschreibung seiner Reisen gar nicht zu binden pfleget: so liest man in einem andern Theile seiner Reisebeschreibung r), als er sich nach dem Pallaste begeben, und vom Kaiser Abschied nehmen wollen, habe ihm selbiger sagen lassen, er wolle ihm vor seiner Abreise seine Juwelen zeigen. Er wurde wirklich des folgenden Tages in aller Frühe nach Hofe abgehohlet. Die beyden Juwelenbeschauer stellten ihn Seiner Majestät vor, und führten ihn nachgehends in ein kleines Gemach, das an den Saal stößt, wo der Kaiser auf seinem Throne saß, und von solchem alles sehen konnte, was sie machten.

Vorsicht dabey.

Der Großmeister vom Juwelenschatze, Akel Kham, war schon in diesem Gemache, und befahl vier Verschnittenen vom Hofe, die Juwelen herbey zu holen. Dieses geschah hierauf in zwei großen mit Gold lackirten hölzernen Schüsseln. Ueber solche waren zweyen kleine besonders dazu gemachte Teppiche gedeckt, einer von rothem, der andere von grünem gestickten Sammet. Hierauf wurden die Teppiche abgenommen, die Juwelen dreyimal gezählet, und von dreyen Schreibern aufgezeichnet. Die Indianer beobachteten alle diese Wehläufigkeiten mit unermesslicher Geduld und Vorsichtigkeit; und wenn sich jemand in ihrer Gegenwart übereilet oder ärgert, so sehen sie ihn an, ohne ein Wort zu sprechen, und lachen über sein hitziges Wesen, als über eine Thorheit s).

Woraus sie bestehen.

Das erste Stück, welches Akel Kham dem Tavernier in die Hände gab, war ein großer Diamant, und zwar eine runde Rose, auch an einer Seite sehr dick. An der untern Schärfe ist ein kleines Feld, und in solchem ein kleines Federchen. Er hat sehr schönes Wasser.

o) A. d. 77 u. f. S.

p) Die Franzosen hatten damals noch kein Kaufhaus an diesem Orte. Siehe die Nachrichten des Graafs und Quillier im Xten Theile.

q) A. d. 76 S.

r) In eben dem Bande a. d. 226 S.

s) Ebendas. a. d. 227 S.

t) Ein Ratio ist sieben achtel Carat.

Wasser, und wiegt drehundert neunzehn und eine halbe Ratis, welche zweyhundert und achtzig Carat betragen ¹⁾). Er wurde dem Kaiser von dem Mirdginola verehret, als solcher wegen einer an seinem Herrn, dem Könige von Golkonda, begangenen Untreue, Schutz bey ihm suchte ^{u)}). Der Stein war damals roh, wog neunhundert Ratis, das ist siebenhundert sieben und achtzig und einen halben Carat, und hatte unterschiedliche Federn. In Europa würde man ganz anders mit ihm umgegangen seyn, das ist man würde nur einige ansehnliche Stücke abgeschnitten, und ihm auf diese Weise ein größeres Gewicht gelassen haben. Schah Jehan ließ ihn durch einen damals am Hofe lebenden Venetianer, Namens Hortensio Borgis schneiden: der Mann verstund aber das Wert sehr schlecht, daher wurde er auch schlecht dafür belohnet; man warf ihm vor, er habe den schönen Stein verderben, und zu leicht gemacht: ja Tavernier sehet noch hinzu, er hätte ohne des Kaisers Schaden ein hübsches Stück für sich selbst davon nehmen und behalten können ^{x)}). Er bekam demnach nicht mehr als zehntausend Rupien für seine Arbeit.

Tavernier.
1666.

Nachdem der Verfasser diesen schönen Diamant zur Gnüge betrachtet, und dem Akeel Rham wieder zugestellet hatte, sah er einen andern, in Gestalt einer Birn, sehr schön geschliffen, und von schönem Wasser, nebst drey Tafelsteinen; zween davor waren rein, der dritte hatte schwarze Pünctchen. Jedweder wog fünf und funfzig bis sechzig Ratis, und die Birn zwey und sechzig und ein halbes. Hernach zeigte man ihm ein Kleinod von zwölf Diamanten, jedweder war funfzehn bis sechzehn Ratis schwer, sämmtlich aber zu Rosen geschnitten. Der mittellste ist eine herzförmige Rose, hat schönes Wasser, aber drey kleine Federchen, und mag fünf und drehzig bis vierzig Ratis wiegen. Noch zeigte man ihm ein Kleinod von siebzehn Diamanten, halb Tafel- halb Rosensteine. Der größte wiegt nicht über sieben bis acht Ratis, nur den mittellsten ausgenommen, welcher sechzehn wiegen mag. Alle diese Steine haben das allerschönste Wasser, sind rein, von schöner Form, und mit einem Worte, die schönsten, die man finden kann.

Zwo große birnähnliche Perlen, eine von etwa siebenzig Ratis, auf beyden Seiten etwas platt, von schönem Wasser und guter Gestalt. Eine Knopferle, von fünf und funfzig bis sechzig Ratis, ebenfalls von trefflichem Wasser und schöner Form. Eine runde Perle, so schön als möglich, an einer Seite etwas platt, und sechs und funfzig Ratis schwer. Diese wurde dem großen Mogol von dem persischen Könige, Schah Abas dem Zweyten verehret, drey andere runde Perlen, jedwede von fünf und zwanzig bis acht und zwanzig Ratis, aber mit etwas gelblichem Wasser. Eine vollkommen runde Perle, sechs und drehzig und einen halben Ratis schwer, mit sehr lebhaftem weißen und höchstvollkommenem Wasser. Dieses einige Kleinod hatte Aurengzeb aus Verwunderung über die große Schönheit desselbigen gekauft. Alle übrige hatten theils seinem ältesten Bruder, dem Dara Schah gehört, und waren ihm, als selbiger seinen Kopf hergeben mußte, zugefallen; theils hatte er sie seit seiner Regierung verehret bekommen. Die Juwelen gefielen ihm nicht so wohl, als Gold und Silber ^{y)}).

Akeel

^{u)} Bernier nennet ihn besser den Emir Jemla, aus welchem Namen das verderbene Wort Mirdginola, entstanden zu seyn scheint. Man

sehe Taverniers Reise nach der Diamantgrube im Xten Theile.

^{x)} A. d. 227 S.

^{y)} A. d. 77 und 128 S.

Tavernier.

1666.

Alfel Kan fuhr immer fort, dem Tavernier ein Stück nach dem andern in die Hand zu geben, und ließ ihm jederzeit hinlängliche Zeit zur Besichtigung. Vorist folgten zwei vollkommen runde und einander ganz ähnliche Perlen; jede wog fünf und zwanzig und ein Viertel Ratis. Eine spielte etwas gelblich, aber die andere hat eine sehr lebhaft, ja das schönste Wasser, das in der Welt seyn kann. Zwar besitzt der arabische Fürst, welcher den Portugiesen Mascate wegnahm, eine Perle, die man für die schönste in der ganzen Welt hält: allein, ob sie gleich vollkommen rund ist, auch eine dermaßen glänzende Weiße hat, daß sie deswegen gleichsam durchsichtig scheint, so wiegt sie doch nicht mehr als vierzehn Carat. Es sind wenige Monarchen in Asien, welche besagtem Fürsten nicht angelegen halten, er möchte ihnen diese Seltenheit verkaufen z).

Tavernier bewunderte insonderheit auch zwei Schnüre, eine von Perlen und Rubinen, die allerley Gestalt hatten, aber wie Perlen durchbohret waren; die andere von Perlen und runden durchbohrten Smaragden. Sämmtliche Perlen haben verschiedenes Wasser, und jede wiegt zehn bis zwölf Ratis. Mitten an der Rubinenschnur hängt ein großer Smaragd aus der alten Grube, er ist nach dem Quadranten geschnitten, auch hoch an Farbe, hat aber einige Federchen. Er wiegt ungefähr dreißig Ratis. Mitten an der Smaragdenkette hängt ein morgenländischer Amethyst. Es ist ein längliches Tafelftein von etwa vierzehn Ratis am Gewichte, und vollkommener Schönheit.

Ein blasser ungeschnittener Rubin, von schöner Farbe und oben durchbohret, wiegt siebenzehn Mescals, davon drei ein Loth machen. Noch ein dergleichen Rubin, von trefflicher Farbe, aber mit einigen Federchen, und oben durchbohret, wiegt zwölf Mescals. Ein morgenländischer Topas von sehr hoher Farbe, zu acht Flächen geschnitten, wiegt sechs Mescals, hat aber auf einer Seite ein kleines weißes Wölkenchen.

Also waren die kostbaresten Edelgesteine des Mogols beschaffen. Tavernier rühmte die Erlaubniß, daß er solchesehen und in die Hand nehmen durfte, als eine solche Gunstbezeugung, die noch keinem einigen Europäer wiederfahren sey a).

Zwei Reisen
von Surata
nach Golkonda.

Er giebt sodann Nachricht von zweien Reisen, die er im Jahre 1645 von Surata nach Golkonda vorgenommen habe, und welche wegen des Vortheiles, den die Erbschatz

z) Ebendasselbe.

a) A. d. 229 S.

b) Tavernier reiste den 1ten Jänner aus Surata ab, und legte den ersten Tag drei Cossen bis nach Cambari zurück.

Von Cambari nach Barnoli	neun Cossen.
Von Barnoli nach Beara	zwölf —
Von Beara nach Navapur	sechzehn —
Von Navapur nach Kinkula	achtzehn —
Von Kinkula nach Pipelnar	acht —
Von Pipelnar nach Wimpur	siebenzehn —
Von Wimpur nach Patan	vierzehn —
Von Patan nach Secura	vierzehn —
Von Secura nach Bakela	zehn —
Von Bakela nach Diagon	zehn —
Von Diagon nach Dolrabat	zehn —
Von Dolrabat nach Aurenghabad	vier —

Von Aurenghabad nach Pipeli	acht Cossen
Von Pipeli nach Aulear	zwölf —
Von Aulear nach Guismner	zehn —
Von Guismner nach Asti	zwölf —
Von Asti nach Sarver	sechzehn —
Von Sarver nach Lesona	sechzehn —
Von Lesona nach Nadur	zwölf —
Von Nadur nach Patonta	neun —
Von Patonta nach Rakmi	zehn —
Von Rakmi nach Satapur	zehn —
Von Satapur nach Sitanaga	zwölf —
Von Sitanaga nach Satanagar	zehn —
Von Satanagar nach Melvari	sechzehn —
Von Melvari nach Girballi	zwölf —
Von Girballi nach Golkonda	vierzehn —

Diese Straße beträgt drei hundert und vier und zwanzig Cossen, welche der Verfasser in sieben und

von davon haben können, in einer Anmerkung Platz verdienen b). Uebrigens bringen Tavernier. 1666.
wir hiemit die Merkwürdigkeiten bey, welche der Verfasser von einigen an dieser Straße lie-
genden Orten anführet.

Doltabat ist eine der besten Festungen im ganzen mogolschen Reiche. Sie liegt auf Nachricht von allerley Orten.
einem steilen Felsen, und es kann nicht mehr als ein einziges Pferd oder Kameel auf einmal
auf dem Wege, den man im Felsen angebracht hat, fortkommen. Die Stadt liegt unten
am Berge, und hat eine gute Ringmauer. Als die Könige von Visapur und Golkonda,
das mogolsche Joch abwarfen: so gieng dieser wichtige Platz verlohren, wurde aber un-
ter des Schah Jehan Regierung auf eine sehr listige Weise wieder gewonnen. Er ist
mit grobem Geschütze wohl versehen, worüber gemeinlich Engländer oder Holländer die
Aufsicht haben.

Murengabad war ehemals nur ein Dorf, Murengzeb aber machte es, zum Ange-
denken seiner daselbst verstorbenen ersten Gemahlinn, zu einer Stadt. Denn sie war ihm de-
sto werther gewesen, weil alle seine Kinder von ihr herkamen. Sie liegt am Ufer eines
Sees, der zwey Cossen im Umkreise hat, und bis an die Häuser der Stadt geht. Das
Grabmaal der Kaiserinn nebst der dabey befindlichen Moschee und einer schönen Caravanse-
ra, hat unsägliches Geld gekostet; indem man den weißen Marmor, damit beyde Gebäu-
de über und über bekleidet sind, bis von Lahor auf der Achse herbey schaffen mußte, und
dieser Weg allezeit vier Monate Zeit kostete. Dem Tavernier begegneten einstens nicht
weit von Murengabad mehr als dreyhundert Wagen mit dergleichen Marmor beladen, und
war der kleinste darunter, wenigstens mit zwölf Ochsen bespannet c).

Bei Nadur setzet man über einen in den Ganges fallenden Fluß, wozu man eine
schriftliche Erlaubniß vom Statthalter erwarten, und noch dazu für jedwede Fuhre, vier
Rupien Fährgehd bezahlen muß.

Zu Satnagar kömmt man in des Königes von Golkonda Gebiethe. Ennek Tenke
ist eine gute Festung, welche ihren Namen von zwey indianischen Prinzessinnen hat. Sie
liegt auf einem von allen Seiten steilen Felsen, den man sonst nirgend als auf der einzigen
Seite, vermittelst eines schmalen Steiges, betreten kann. In dem Bezirke der Festung
ist

2

und zwanzig Tagen reisete. Im 1633sten Jah-
re nahm er einen andern Weg von Pipelnar
aus: er bemerket aber die Anzahl der Cossen
zwischen Pipelnar und Birgam nicht, den
12ten März.

Den 1sten März von Birgam nach Omberat.
Den 14ten — von Omberat nach Ennek
Tenke.

Den 15ten — von Ennek Tenke nach Cherul.

Den 16ten — von Cherul nach Lazur.

Den 17ten — von Lazur nach Murengabad.

Den 18ten — von Murengabad nach Pipel-
gan oder Pipely.

Den 19ten — von Pipelgan nach Ember.

Den 20ten — von Ember nach Degan.

Den 21ten — von Degan nach Parris.

Den 22ten März von Parris nach Bagan,
Den 23ten — von Bagan nach Palam.
Den 24ten — von Palam nach Kandear.
Den 25ten — von Kandear nach Bagan.
Den 26ten — von Bagan nach Naguni.
Den 27ten — von Naguni nach Indor.
Den 28ten — von Indor nach Indelvahi.
Den 29ten — von Indelvahi nach Regi-
vahi.

Den 30ten — von Regivahi nach Masap-
kipet.

Den 31ten von Masapkipet nach Mirel Mo-
lakipet.

Den 1sten April nach Golkonda.

Von Agra nach Golkonda geht man über Bram-
pur, und von Brampur nach Doltabad, das
nur fünf bis sechs Tagereisen davon liegt.

c) N. d. 83 C.

Tavernier.
1666.

ist ein Teich nebst so vielem Ackerfelde, daß fünf bis sechshundert Personen von dem Anbau leben können, vorhanden.

Vor Lazur fließt ein Fluß vorbei, von dessen östlichem Ufer eine der größten Pagoden im ganzen Lande nur etwa einen Strichschuß weit entfernt liegt. Es wird ohne Unterlaß dahin gewallfarteth.

Candear ist eine große Festung, wird aber von einem andern Berge bestrichen.

Zwischen Indelwahi und Regivali sehet man über einen kleinen Fluß, welcher das mogolsche und golfondische Gebieth von einander scheidet d).

Schreiben
des Schah Est
Kams, an den
Tavernier.

Zu einer von besagten Reisen erhielt Tavernier von des Mogols Oheime, dem Nabab Schah Est Kham einen Paß und einige Schreiben, welche ihm diejenige Eigenschaft beylegen, die er durch den Titel eines Hofsunkers ausdrückt, obgleich der Paß selbst nur von einem Bedienten redet. Wir wollen einige von diesen Schreiben hieher setzen, und zwar aus eben der Ursache, aus welcher Tavernier sie alle mit einander beygebracht hat, nämlich damit man die Schreibart und Einrichtung dieser morgenländischen Gnadenbezeugungen daraus ersehen möge e).

Als er nach Nurengabad kam, dahin die letzten Schreiben des Nababs ihn beriefen: so war der Nabab mit seinem Heere bereits nach Decan aufgebrochen, und belagerte Supar, eine dem beschriebenen Sevagi zugehörige Stadt. Er begab sich also in das Lager, und der Nabab kaufte ihm alles ab, was er mitgebracht hatte. Er schickte dem Tavernier alle Tage vier Schüsseln mit viererley Speisen, und vier Schüsseln voll Obst und Zuckerwerk, welches alles seinen Bedienten zu gute kam; indem er selten die Freyheit hatte in seinem Zelte zu speisen. Es befanden sich ein halb Duzend heidnischer Fürsten mit dem Heere, welche ihn wechselsweise zu Gasten bathen; indem aber ihre Speisen mit einer erstaunlichen Menge Pfeffer, Ingwer und andern Gewürzen zugerichtet waren, so fand er

d) A. d. 85 S.

e) Antwort des Schah Est Kams, auf des Verfassers Ansuchen. Gott ist groß! dem Günstlinge des Glückes, und Unterstützer der Tugend, Herrn Tavernier, dem Franzosen, meinem lieben Freunde! Wisset, daß ich euren Brief erhalten habe, darinnen ihr meldet, ihr wäret zu Surata angelanget, und hättet dasjenige mitgebracht, was ich befohlen hatte. Ich habe alles, was ihr schreibt, wohl überlegt, und es mir gefallen lassen. So bald ihr demnach gegenwärtiges Schreiben erhalten, so solltet ihr euch nebst allem, was ihr mitgebracht habet, zu mir verfügen, auch gewiß glauben, daß ich euch alle mögliche Vortheile zuwenden werde. Ueber dieses sende ich euch den verlangten Reisepaß. Je eher ihr kommet, desto besser ist es. Was wäre es nöthig, noch mehr zu schreiben? Geben den 17ten des Monats Chuwal, im 106yten Jahre des Mahomets.

Das folgende war von des Nababs eigener Hand.

Auserwählter meiner werthen Freunde! Euer Bittschrift habe ich erhalten. Gott segne euch dafür, und belohne euch, daß ihr euer Versprechen erfüllt habet. Ihr müßet geschwind kommen, und solltet versichert seyn, daß ihr großes Vergnügen und Vortheil bey mir genießen werdet.

Nings um das Siegel stund; der Fürst der Fürsten. Des Kaisers und Länderbezwingers Nurengzebs Diener.

2. Schreiben. Gott ist groß! dem erfahrensten unter den Ingenieurs, dem Kerne verständigsten Männer, Herrn Tavernier, dem Franzosen! Wisset, daß ich euch unter meine werthesten Günstlinge rechne. Ich hatte euch geschrieben, ihr solltet nach Jehannabad kommen, und die Seltenheiten, die ihr für mich mitgebracht habet, dahin bringen. Ist aber hin ich durch Gunst und Gnade des Kaisers sein Unterkönig und Statthalter des Reichs Decan geworden, habe mich auch den 17ten des Monats Chuwal auf den Weg dahin begeben. Also ist es nicht nöthig, daß ihr nach Jehannabad reiset, sondern trachtet, so bald als möglich nach

bei diesem Schmausen schlechtes Vergnügen. Während seines Aufenthaltes im Lager, ließ ^{Tavernier.} der Nabab eine Mine springen, welche den Einwohnern der Stadt Chupar etwas der- ^{1666.} maßen unerhörtes war, daß sie sich vor Schrecken ergaben. Weil die beyderseits streifen- den Parteyen die Gegend sehr unsicher machten: so bath Tavernier, man möchte ihm sein Geld zu Doltabad auszahlen lassen. Der Nabab bewilligte es sehr gern, und gleich den folgenden Tag nach seiner Ankunft an besagtem Orte, wurde er mit solcher Richtigkeit befriediget, daß er viel Ruhmens davon machet f).

Der V Abschnitt.

Taverniers Reise von Surata nach Goa.

Weg zu Lande dahin. Schicksal eines englischen Kesherrichter. Geschichte des du Velloy und St. Schiffs. Mungrela, ein schöner Flecken. Ur- Amand. Tavernier wird in des du Velloy Sa- theil des Verfassers von Goa. Unterkönig Ma- che mit verwickelt. Geschichte des Des- Ma- scarenhas. Taverniers Unterredung mit dem rets. Entdeckung einer unbekannten Bay.

Zwo Reisen, welche der Verfasser von Surata nach Goa that, eine im Jahr 1641, die ^{Weg zu Lande} andere im Jahre 1648, geben ihm Gelegenheit, den Weg zu Lande dahin zu beschreiben g). nach Goa. Er ist an sich selbst sehr schlimm, absonderlich von Daman bis nach Rejapur. Daher machen ihn auch die Reisenden meistens zur See in einer solchen Ruderbarke, die den Namen Almadias tragen, und die Küste selten aus dem Gesichte lassen. Hingegen steht man bei dieser miewohl kurzen Schiffahrt in Gefahr, in die Hände der Malabaren zu verfallen, welche vom Seerauben ihr Handwerk machen, und die Christen bis auf den Tod hassen. Tavernier sah einen Carmeliter, den sie um sein Lösegeld desto geschwinder aus- zupressen, dermaßen gepeinigt hatten, daß er Zeit lebens an einem Arme und einem Bei- ne

N 3

nach Brampur zu kommen, da ich mit Gottes Hülfe vor Ablauf zweener Monate seyn werde. Ich hoffe, ihr werdet thun, was ich euch schreibe. 3. Schreiben. Gott ist groß! dem werthesten unter meinen Günstlingen, Herrn Tavernier dem Franzosen! Wißet, daß ihr mir stark in dem Gedächtnisse lieget. Euer Schreiben habe ich wohl erhalten. Auch habe ich es von Wort zu Wort mit Bedacht durchgelesen. Ihr schreibt, der Regen und das schlimme Wetter verhinderten eure Reise, ihr wollt aber nach Endigung des Winters zu mir kommen. Nun da das Regenwetter vorbei ist, und ich in fünf und zwanzig oder sechs und zwanzig Tagen hoffentlich zu Aurengabad seyn werde, so wendet Fleiß an, zu mir dahin zu kommen. Ich hoffe, ihr werdet es nicht unterlassen.

Das folgende war von des Nababs eigener Hand. Lieber Freund, unterlasset nicht, zu thun, was ich euch geschrieben habe.

Antwort des Taverniers in gleicher Schreibart. Derjenige, welcher Gott für eure Hoheit, und für

das Wachsthum eurer Größe und Wohlergehens anseheth, Johann Baptist Tavernier der Franzose, überreichet eurer milden Gnade dieses Bittschreiben, euch dem Statthalter des Kaisers, welcher als ein Unverwandter Seiner Majestät alle dero Zepter unterworfenen Königreiche regiret, und die wichtigsten Geschäfte des Reiches in seinen Händen hat, dem unüberwindlichen Fürsten Scha Ist Kam, welchen Gott behüten wolle!

Ich habe die Ehre des Befehles erhalten, da- mit Eurer Hoheit das Glück dero geringsten Dieners zu vergrößern, geruhete. Einen schönen guten Tag dem Herrn Nabab, dem Fürsten der Fürsten! Ich hatte vor einigen Tagen die Ehre gehabt, euch durch einen Käufer von der Hofstaat Eurer Hoheit zu schreiben, daß ich nicht unterlassen wollte, u. s. w. Nun da ihr befehlet, ich sollte nach Aurengabad kommen, will ich diesem Befehle nachleben. Gegeben den 10ten des Monats Raga.

f) N. d. 235 S.

g) Hier zählt man die Entfernungen nach Gos, davon

Tavernier.
1666.

Schicksal
eines engli-
schen Schiffes.

ne lahm blieb. Er erzählet, es sey ein gewisser engländischer Schiffshauptmann, Namens Clarke auf seiner Reise von Bantan nach Surata unter eine ganze Flotte von fünf und zwanzig bis dreyßig malabarischen Räuberbarken gerathen, und von ihnen häufig angegriffen worden. Weil er nun ihrer ersten Wuth unmöglich widerstehen konnte: so legte er Feuer an einige Pulverkasser, die er zu diesem Ende unter das Verdeck gebracht hatte, und schickte damit eine große Menge Seeräuber, die bereits geentert hatten, in die Luft. Weil aber die übrigen nur desto toller wurden: so ließ Clarke, der keinen andern Rath mehr wußte, alle seine Leute in beyde Schaluppen steigen, er selbst gieng ganz allein nach seiner Cajüte, und legte einen langen Zunder bis an die Pulverkammer. Als nun die Seeräuber von allen Seiten ins Schiff kletterten, ließ er diese Gattung einer Mine auffliegen; gleichwohl gab ihm sein unverzagtes Gemüth und seine Geschicklichkeit noch Mittel an die Hand, daß er ins Wasser springen, und seine beyden Schaluppen erreichen konnte, da hingegen seine Feinde unter entsetzlichem Gefrache, lauter entsetzliche Lustsprünge machten. Doch blieben ihrer noch so viel übrig, daß sie die Schaluppen, darinnen ungefähr vierzig Engländer waren, anhalten konnten. Tavernier frühstückte eben bey dem Präsidenten zu Surata, Namens Fremelin, als der Hauptmann Clarke selbigem wissen ließ, er sey mit seinem ganzen Schiffsvolke des Samorins leibeigener geworden. Der Samorin selbst wollte ihn in der Seeräuber Händen nicht lassen, weil mehr als zwölfhundert Frauen, die ihre Männer in diesem Gefechte eingebüßet hatten, durchaus verlangeten, man sollte die Engländer dagegen wieder hinrichten. Unterdessen stellte er sie dennoch zufrieden, als er einer jedweden zwey Piafter zu schaffen versprach, welches ohne das Lösegeld, von viertausend Thalern, noch über zweytausend und vierhundert Thaler betrug. Der Präsident zahlte das Geld in aller Eile aus, und Tavernier sah die Gefangenen sämmtlich ankommen; einige waren gesund, andere krank und elend h).

Mengrela,
ein schöner
Flecken.

Mengrela, welches nur noch vier Gos oder sechzehn französische Meilen von Goa liegt, ist ein großer Flecken im Bisapurschen Gebirge, eine halbe Meile vom Strande. Die Holländer nahmen daselbst frisch Wasser und andere Lebensmittel ein, als sie Willens waren Goa einzuschließen, und sie thun bey ihren Handelsfahrten noch heutiges Tages eben dieses. Man findet nicht nur guten Reiß und treffliches Wasser daselbst, sondern es ist diese Gegend auch wegen der Cordamomen berühmt, welche in den Morgenländern für das allerbeste Gewürz gehalten, und in Indien theuer bezahlet werden, weil man sie sonst nirgend als an diesem einzigen Orte findet. Auch wird grober Cattun, den man im Lande trägt, hier verarbeitet, ingleichen eine Art von Packtüchern, Tori genannt. Allein die Holländer haben nicht sowohl wegen der Handlung als der Lebensmittel wegen ein Kaufhaus an diesem Orte angeleget. Alle ihre Schiffe, welche von Batavia, Bengalen, Ceylan, den moluckischen Inseln, Japon und anderswoher nach Surata, dem rothen Meere, dem persischen Meerbusen, u. s. w. wollen, legen im Vorbeyfahren auf der mengrelischen Rhede vor Anker i).

Urtheil des
Taverniers
von Goa.

Unter andern Anmerkungen, die Tavernier von Goa beybringt, ihm aber mit andern Reisenden gemein sind, machet er auch diese ihm eigene k), daß der Hafen zu Toulon, zu

davon jede beyläufig vier gemeine französische Meilen beträgt. Von Surata nach Daman sieben Gos; von Daman nach Bassim zehn Gos; von Bassim nach Taul neun Gos; von Taul nach Dabul zwölf Gos; von Dabul nach Rejapur zehn Gos; von Rejapur nach Mengrela neun Gos;

Constantinopel, und zu Goa die drey allerschönsten in der gesammten alten Welt seyn. Ehe Tavernier. die Holländer, saget er, die portugiesische Macht in Indien vernichteten, sah man zu Goa 1666. nichts als Pracht und Reichthum: allein seitdem die Gold- und Silberquellen in anderer Herren Hände gerathen sind, ist die ehemalige Herrlichkeit dieser Stadt völlig unsichtbar geworden. „Als ich das zweytemal dahin kam, fährt unser Verfasser fort, kamen einige ehemalige Bekannte, die bey meiner ersten Anwesenheit, jährlich zweytausend Thaler zu verzehren gehabt hatten, des Abends heimlich zu mir, und baten um ein Almosen, doch aber ohne von ihrem Stolge das allgeringste abzubrechen,“ absonderlich das Frauenzimmer, welches sich in einem Paletis tragen läßt, und so lange vor der Thüre stille hält, bis ihr Bedienter ihrentwegen eine höfliche Empfehlung vermeldet hat. Man schicket ihnen, was man will, oder bringt es selbst, wosern man Lust hat, ihr Angesicht zu sehen, wiewohl man dieses Glück selten genießt, weil sie das Gesicht mit einem Schleyer verdecken. Dagegen geben sie dem Gutthäter gemeiniglich einen Schein von irgend einem Mönche zu lesen, in welchem bekräftigt wird, sie wären ehemals sehr reich gewesen, nun aber in das Unglück gerathen. Bey dieser Gelegenheit geräth man mit der Betteldame gemeiniglich in ein Gespräch, und bittet sie Ehrenhalber um Erlaubniß, ihr eine kleine Collation vorzusetzen, welche zuweilen bis an den lichten Morgen währet 1). Es ist unstreitig, fährt Tavernier weiter fort: wären die Holländer nicht nach Indien gekommen, so würde man heutiges Tages bey den meisten Portugiesen zu Goa, nicht das geringste Stückchen Eisen finden, sondern es würde alles und jedes von Golde oder Silber seyn m).“

Tavernier machte vor allen Dingen seine Aufwartung bey dem Unterkönige, Erzbischofe und Großkerrichter, wurde auch allenthalben desto geneigter empfangen, weil er bey seinen Besuchen die Geschenke niemals vergaß. Zu derselbigen Zeit regierte Don Philipp de Mascarenhas, das portugiesische Indien. Er ließ niemanden mit sich speisen, auch seine leibliche Kinder nicht einmal, sondern es war in dem Speisesaale ein kleiner Abschnitt vorhanden, wo man den Tisch für die vornehmsten Beamten, und für seine Gäste deckte. Dieser Stolz war das einzige Ueberbleibsel der ehemaligen Zeiten. Als Tavernier sich bey dem Großkerrichter meldete: so schüzete selbiger anfänglich seine vielen Geschäfte vor, ließ ihm aber doch hernach sagen, er wollte in dem Kegergerichtshause mit ihm sprechen; ob gleich sein Pallast in einem ganz andern Stadtviertel lag. Dieses hätte ihm als einem Protestanten zwar können verdächtig vorkommen, nichts destoweniger begab er sich zur bestimmten Stunde, ohne Bedenken in das Kegergericht. Er wurde von einem Edelknaben in einen großen Saal geführt, und eine Viertelstunde lang allein gelassen. Endlich holte ihn ein Hausofficier ab, führte ihn durch zween lange Gänge, und einige Gemächer in ein kleines Zimmer, wo der Keskerrichter an einem großen, wie eine Billardtafel gestalteten Tische saß, und auf ihn wartete. Nach den ersten Höflichkeiten, fragte der Keskerrichter, was Glaubens er sey? Tavernier bekannte sich zum protestantischen Glauben. Die zweyte Frage betraf den Glauben seiner Eltern, und als Tavernier darauf antwortete: sie wären gleichfalls Protestanten, so gut als er selbst: so hieß ihn der Keskerrichter willkommen, als

Don Phi-
lipp de Ma-
scarenhas.

Taverniers
Unterredung
mit dem Ke-
skerrichter.

Goa; von Mingrela nach Goa vier Goas. Eben-
das. a. d. 100 S.
b) A. d. 101 S.

i) A. d. 104 S.
k) A. d. 105 S.
l) A. d. 106 S.

m) A. d. 114 S.

Tavernier.
1666.

nicht anders, als ob ihn der Zufall seiner Herkunft gerechtfertigt hätte. Hierauf rief der Kegerrichter, man könnte herein kommen. Auf dieses Rufen wurde die Tapezerey an einem Orte der Wand aufgehoben, und es kamen etwan zwölf Personen in dem nächsten Zimmer zum Vorscheine, nämlich zween Augustiner, zween Dominicaner, zween Carmeliter und noch einige andere Geistliche, zu denen der Kegerrichter sagte: Tavernier wäre protestantisch gebohren, er habe aber keine verbotene Bücher bey sich, sondern weil er die Verordnungen dieses Gerichtes wüßte, seine Bibel zu Mengrela gelassen. Hierauf wurde die Unterredung sehr angenehm; und fiel auf die Reisen des Verfassers, davon alle Anwesenden mit Vergnügen erzählen hörten. Drey Tage hernach bath ihn der Kegerrichter in ein sehr schönes, den Carmeliterbarfüßern gehöriges Haus, eine halbe Meile weit von der Stadt, zu Gaste. Es kann für einen schönen Pallast gelten, und ist eins von den schönsten Gebäuden in ganz Indien. Sein Erbauer war ein portugiesischer Edelmann, dessen Vater und Großvater bey der Handlung gewaltige Reichthümer erworben hatten, er selbst war niemals verheirathet, sondern ergab sich den Andachtsübungen, und brachte die meiste Zeit seines Lebens bey den Augustinern hin, auf welche er eine sonderbare Gewogenheit warf; so gar, daß er nachgehends ein Testament machte, und sie zu Erben aller seiner Güter einsetzte, doch mit dem Bedinge, sie sollten ihm nach seinem Tode an der rechten Seite des Hochaltars ein Grabmaal aufrichten. Als ihm aber die guten Mönche vorstellten, diese Stelle gehörte sonst niemanden, als dem Unterkönige, und möchte er sich eine andere wählen: so verdroß ihn dieses dergestalt, daß er allen Umgang mit ihnen aufhob, und sich dagegen mit seiner Andacht zu den Carmelitern wendete, die ihn auch mit offenen Armen empfangen, und die Erbschaft unter obiger Bedingung annahmen ²⁾).

Geschichte des
du Belloy und
St. Amand.

In den drey Monaten, welche Tavernier zu Goa verblieb, brachte er einem gewissen französischen Edelmann, Namens du Belloy, seinen Abschied zu wege. Wir dürfen die Erzählung des Verfassers von diesem Vorgange, um so weniger weglassen, weil sie zugleich die Geschichte einiger andern Franzosen, die wegen ihrer rühmlichen Thaten ein billiges Lob verdienen, in sich begreift.

Du Belloy gieng von Hause weg, und auf Reisen. Weil er aber in Holland allzu tief in den Beutel gegriffen hatte, und ihm kein Mensch etwas vorschießen wollte: so entschloß er sich aus Noth, nach Indien zu gehen. Er nahm folglich unter einer holländischen Compagnie Dienste, und wurde nebst selbiger eben zu der Zeit, als die Holländer mit den Portugiesen auf Ceylan Krieg führten, nach Batavia gebracht. Nach seiner Ankunft schickte man ihn nebst andern nach besagter Insel, um die Stelle der abgängigen Mannschaft zu ersetzen. Diese Verstärkung wurde von einem Franzosen, Namens Saint Amand, einem Manne von großer Herzhaftigkeit und Erfahrung, angeführt, und der holländische General sah sich hierauf im Stande, Negombo anzugreifen, welche Festung die Portugiesen damals nebst andern in Ceylan inne hatten. Man wagte drey Stürme, in welchen zwar alle vorhandene Franzosen sammt und sonders eine bewundernswürdige Tapferkeit erzeigten, absonderlich aber Saint Amand und Jean de Rose, welche alle beyde verwundet wurden. Dem Generale gefielen diese treuen Dienste so wohl, daß er versprach, wenn Negombo übergehe, so solle Saint Amand die Befehlshaberstelle darüber bekommen. Er hielt auch sein Wort. Allein, es erschien nachgehends ein seit kurzem aus Holland angekommen

²⁾ N. d. 105 S.

Tafel hier.
1666.

mener junger Anverwandter des Statthalters zu Batavia, mit einem Befehle von der indianischen Regierung, darinnen ihm besagte Stelle zum Nachtheile desjenigen, der sie durch seine Tapferkeit erworben hatte, zuerkannt wurde. Saint Amant mußte folglich weichen. Dieses verdroß ihn dergestalt, daß er funfzehn bis zwanzig Soldaten, meistens Franzosen, und darunter auch den du Belloy, einen Edelmann aus dem Delphinat, Namens des Marets, und den Jean de Rose auf seine Seite brachte, und nebst ihnen zu den Portugiesen übergieng. Sobald selbige diese, wiewohl geringe, Anzahl tapferer Kriegeshelden, auf ihrer Seite hatten, schöpften sie frischen Muth, griffen Negombo wieder an, und eroberten es im zweiten Sturme.

Damals war Don Philipp de Mascarenhas Statthalter auf der Insel Ceylan, das ist über alle, den Portugiesen gehörige Festungen. Er hatte seinen gewöhnlichen Sitz in der Stadt Colombo, und erfuhr daselbst durch Briefe aus Goa, der Unterkönig sey gestorben, und er selbst zu dessen Nachfolger ernennet worden. Vor seiner Abreise wollte er den Saint Amant und seine Cammeraden sehen, und durch diese Ehre ihre geleistete Dienst vergelten; denn er schätzte ihre Tapferkeit ungemein hoch. Sobald er aber diese Heldegesellschaft erblickete, beschloß er sogleich, sie mit sich zu nehmen, entweder weil er zu Goa bessere Gelegenheit zu ihrer Beförderung voraus sah, oder weil er unterwegs Malabaren anzutreffen besorgte, folglich gern beherzte Leute um sich haben wollte. Auf der Höhe des Vorgebirges Comorin wurde die ganze Flotte durch einen heftigen Sturm zerstreuet, ja es giengen viele Barken gar zu Grunde. Das Schiff des Unterköniges selbst, stand in äußerster Gefahr; die Matrosen suchten es, an das Land zu bringen, aber vergeblich. Als nun Saint Amant und seine Cameraden den unvermeidlichen Schiffbruch vor Augen sahen: so warfen sie sich nebst einigen Seilen und Balken ins Meer, setzten ihren neuen Herrn auf selbige, und brachten ihn glücklich ans Land.

Sobald er nun nach Goa kam, und seine neue Würde in Besiz genommen hatte, ließ er seine Dankbarkeit öffentlich sehen. Er machte den Saint Amant zum Großmeister des Beschützwesens, und General-Intendanten aller portugiesischen Festungen in ganz Indien. Hernach verheirathete er ihn mit einem Frauenzimmer, das ein schönes Vermögen hatte. Alle übrige Franzosen genossen die Wirkung seiner Großmuth ebenfalls. Jean de Rose wollte wieder nach Colombo zurück, wo er eine junge Netiche heirathete, die ein großes Vermögen von ihrem verstorbenen Manne geerbet hatte. Den des Marets machte Don Philipp zum Hauptmanne seiner Leibwache; denn dieser stand in besonderer Gnade bey ihm, weil er ihn auf den Rücken gefasset, und also aus dem Schiffbruche gerettet hatte.

Du Belloy bath um Erlaubniß, nach Macao zu gehen. Denn er hatte erfahren, die portugiesischen Edelleute pflegten gemeiniglich diese Stadt zu ihrem Aufenthalte zu wählen, wenn sie etwas ansehnliches bey der Handlung gewonnen hätten; sie nahmen die Ausländer mit aller Höflichkeit auf, und spielten stark, welches letztere die Hauptneigung des du Belloy war. Dergestalt blieb er zwey Jahre zu Macao, und vertrieb sich die Zeit auf seine Weise. Hatte er sein Geld verspielt, so fehlte es ihm nicht an guten Freunden, die ihm frisches vorschossen. Aber als er eines Tages zwar anfänglich viel gewonnen hatte, nachgehends aber nicht nur den Gewinn, sondern noch dazu sein ganzes Vermögen verlor: so suchte er in unbändigem Zorne über ein gewisses andächtiges Gemälde, das an der Wand hing, und gab vor, selbiges habe ihm Unglück gebracht. Sogleich wurde der Kesserrichter

Tavernier.

1666.

ter davon benachrichtiget. Es befindet sich in jedweder portugiesischen Stadt in ganz Indien ein solcher fürchterlicher Beamter, dessen Macht zwar ihre Schranken hat, der aber doch die Beschuldigten ins Gefängniß setzen, die Zeugen abhören, und den Missethäter mit dem ersten abgehenden Schiffe nach Goa schicken kann, wo es bey dem Großkerrichter steht, ihn zu strafen oder loszulassen. Du Belloy wurde in Ketten und Banden auf ein Schiff von etwa zwölf Stücken gebracht, und damit fortgeschickt. Der Hauptmann mußte zwar für ihn gutstehen: er war aber ein höflicher Mann, der wohl wußte, daß sein Gefangener aus einem vornehmen französischen Geschlechte herpross, folglich ihm die Fesseln abnehmen ließ; ja was noch mehr, ihn an seine Tafel zog, und die vierzig Tage über, so lange die Reise währete, mit Wäsche und Kleidung versorgete.

Den 19ten des Hornungs 1649, kamen sie nach Goa. Der Unterkönig hatte den Saint Amant an den Hafen geschickt, um die an ihn lautenden Briefe abzuholen, und von dem Zustande der chinesischen Angelegenheiten Nachricht einzuziehen. Dieser nun erstaunete ungemein, als er den du Belloy in solchen Umständen sah, und die Ursache seines Unglücks erfuhr. Der Schiffshauptmann wollte ihn zwar nicht vom Borde lassen, ehe der Großkerrichter von seinem Daseyn benachrichtiget worden sey; unterdessen brachte doch Saint Amant durch sein Vielvermögen so viel zuwege, daß er seinen guten Freund mit sich in die Stadt nehmen durfte, wo er ihm seine alten abgetragenen Kleider anzog, und in diesem Anzuge ihn dem Kerrichter vorstellte. Dasselbst sprach er mit allem Eifer eines getreuen Freundes für ihn; und der Kerrichter wurde durch den schlechten Zustand, darinnen er ihn sah, zu solchem Mitleiden bewogen, daß er ihn nur die Stadt zum Gefängniß anwies, doch mit der Bedingung, er solle sich auf den ersten Wink stellen. Weil nun Tavernier, als welcher damals zu Goa anwesend war, nachgehends eine Hauptperson bey diesem Abenteuer vorstellte, so wird es dem Leser nicht zuwider seyn, die ganze Erzählung mit seinen eigenen Worten zu vernehmen.

Tavernier
wird in des
du Belloy Sa-
che verwickelt.

„Bey diesen Umständen brachte Saint Amant den du Belloy zu mir, als ich eben ausgehen und den Bischof von Nire besuchen wollte; indem ich ihn noch als Gardien des Franciscaner Klosters in Galata, zu Constantinopel, hatte kennen lernen. Ich bath sie nur einen Augenblick auf mich zu warten, und hernach bey mir zu speisen. Sie bewilligten es, und ich both dem Herrn du Belloy sowohl mein Haus, als meine Tafel an, welches beydes er auch annahm. Ich ließ ihm drey Kleider nebst der nöthigen Wäsche mitbringen. Allein, ich konnte ihn die acht bis zehn Tage über, die ich noch in Goa zubrachten, niemals dahin bringen, daß er diese Kleider angezogen hätte, sondern er verschob es allzeit auf morgen, ohne mir gleichwohl die Ursache zu offenbaren. Den Abend vor meiner Abreise sagte ich zu ihm, ich wollte vom Unterkönige Abschied nehmen, worauf er mich inständig bath, auch den Seinigen auszuwirken. Dieses gelang mir wirklich. Wir setzten des Abends in eben der Barke weg, in welcher ich angekommen war. Um Mitternacht fing du Belloy an, sich auszukleiden, seine neuen Kleider anzuziehen, und die alten unter heftigem Verwünschen des Kerrichters, in die See zu werfen. Weil ich nun von allem, was mit ihm vorgegangen war, nicht das geringste wußte, so wußte ich nicht, was ihm ankam? doch stellte ich ihm voll Verwunderung über seinen unvermutheten Eifer vor, er sey noch nicht aus der Portugiesen Gewalt, und wir alle miteinander, nämlich er

2) Die Geschichte der beyden Capuciner steht auf der 530 Seite in der Anmerkung 2) in dem Xten Theile

»und ich, nebst einem halb Duzend Bedienten, die ich bey mir hatte, wären viel zu schwach, uns allenfalls gegen die vierzig Kerl, welche die Barke fortruderten, zu wehren. Hernach fragte ich: warum er das Kegergericht dermaßen verfluchte? Er versprach, es mir zu Mingrela zu offenbaren. Wir erreichten das Ufer glücklich, und fanden einige Holländer nebst ihrem Befehlshaber daselbst, welche spanischen Wein tranken, und Austern dazu aßen. Diese fragten mich sogleich: wer der Mann sey, den ich bey mir habe? Ich antwortete, es sey ein Edelmann, der mit einem französischen Vorschafter nach Portugall gekommen sey, nachgehends aber mit einigen andern, noch jezt zu Goa befindlichen Franzosen eine Reise nach Indien gethan habe: weil ihm das Leben in besagter Stadt, und die Gemüthsart der Portugiesen nicht gefallen wollte, so habe er mich ersucht, ihm wieder nach Europa zu verhelfen. Den Abend erzählte er mir seinen ganzen Lebenslauf. Nach einigen Tagen kaufte ich ihm ein hier zu Lande gewöhnliches Neutthier, das ist einen Ochsen, damit er nach Surata kommen konnte, gab ihm auch einen Bedienten mit, nebst einem Schreiben an den Capuziner, Pater Zeno, worinnen ich denselbigen ersuchte, ihm von meinem Mäcker monatlich zehn Thaler zu seinem Unterhalte auszahlen zu lassen, auch von dem engländischen Präsidenten die Erlaubniß auszuwirken, daß er mit dem ersten Schiffe von ihrer Nation abreisen dürfte. Allein, der Pater Zeno war eben im Begriffe, in des Pater Ephraims Angelegenheiten nach Goa abzureisen p); und weil er vermuthlich gern einen Wegweiser bey sich gehabt hätte, so beredete er den du Bellon, mit ihm zu gehen, weil er ohne Zweifel gedachte, selbiger dürfe sich nur freywillig bey dem Kegergerichte melden, und um Vergebung bitten, so werde er sie auch erhalten. Du Bellon erhielt sie auch wirklich; aber nachdem er zuvor zwey Jahre im Kegergerichtsgefängnisse gesessen hatte, von wannen er nebst einem andern Franzosen, Namens Luis aus Bar an der Seine gebürtig, mit einem geschwefelten Hemde, und dem Andreaskreuz vor der Brust, entlassen wurde. In diesem Aufzuge mußten sie nebst einer Menge zum Tode verdammter Missethäter, bis an die Richtstätte mitgehen, und die Hinrichtung derselbigen mit ansehen. Du Bellon begieng allerdings eine gewaltige Unbedachtsamkeit, daß er wieder nach Goa kam: unterdessen that er noch weit thörichter, daß er sich nach Mingrela begab. Denn als die Holländer von ihrem Bewindhaber zu Surata Nachricht erhielten, er sey ehemals aus ihren Diensten entlaufen: so nahmen sie ihn beym Kopfe, und schickten ihn auf einem Schiffe nach Batavia. Zwar gaben sie vor, sie hätten ihn deswegen in die Hände des Generalstatthalters der Gesellschaft liefern müssen, weil die Aburtheilung dieser Sache ihr Vermögen überschreite, und bloß für besagtes Oberhaupt gehöre: allein Tavernier erfuhr von guter Hand, sobald das Schiff auf die hohe See gekommen wäre, hätten sie diesen unglücklichen Edelmann in einen Sack gesteckt, und über Bord geworfen q).

Die Geschichte des Des Marets ist etwas lustiger. Er war aus einem guten Geschlechte des schlechte im Delphinat, nicht weit von Lauriol. Er hatte das Unglück, einen im Zweykampfe zu entleiben, und flüchtete sich hierauf nach Pohlen, wo er sich durch rühmliche Thaten die Gewogenheit des Großfeldherrn erwarb. Eben damals hielt der Großsultan zween polnische Fürsten in den sieben Thürmen gefangen, wiewohl der Verfasser die Ursache ihrer Verhaftung nicht anzugeben weis. Weil nun Des Marets nebst andern trefflichen Eigenschaften

Tavernier.
1666.

schaften auch ein vollkommener Ingenieur war, und der Grossfeldherr seine Geschicklichkeit und seinen Muth bestens kannte: so schlug er ihm vor, er sollte nach Constantinopel gehen und sehen, ob er beyden Fürsten zu ihrer Freyheit verhelfen könnte. Er ließ sich den Vorschlag gefallen, hätte ihn auch vermuthlich erwünscht ausgeführet, wenn ihn nicht einige Türken angegeben hätten, er habe die sieben Thürme genau betrachtet, und ohne Zweifel aus keinem guten Absehen, einen Riß davon aufnehmen wollen. Es hätte ihm vermuthlich das Leben gekostet, wosern nicht der französische Bothschafter, Herr Cessi, die ganze Sache mit einem Geschenke beygelegt hätte, als welches Mittel in der Türken gegen alle Unglück hilft. Besagter Bothschafter gab vor, Des Marets sey ein junger Edelmann, der die Welt gern sehen, und mit der ersten Gelegenheit nach Persien abgehen wollte. Diese Entschuldigung half ihm nun zwar aus der gegenwärtigen Noth, zwang ihn aber, da er in der That nach Persien reisen mußte. Beyde Fürsten, welche der Grossultan niemals los zu lassen gesonnen war, hatten endlich das Glück, den Sohn des Gefängnißmeisters zu bestechen, welchem sein Vater gemeinlich die Schlüssel zu den Hauptthüren anvertrauten. Als die zu ihrer Flucht bestimmte Nacht herbey kam: so stellte sich der junge Mensch, als er alle Thüren verschliesse, nur eine ausgenommen, vor welcher eine Janitscharenwache stand. Allein, er hatte seine Anstalten schon von weitem vorgekehret, und bey guter Zeit zwei Strickleitern besorget, durch deren Hülfe sie eine doppelte Mauer überstiegen. Denn weil man die Fürsten übrigens ganz leidlich hielt: so bekamen sie zuweilen Essen aus des französischen Bothschafters Küche geschicket; und die Köche, welche um den ganzen Handel wußten, schickten ihnen etlichenmale Pasteten voll Stricke, daraus sie die Strickleitern verfertigten. Die ganze Sache wurde dermaßen vorsichtig und glücklich ausgeführet, daß die Fürsten wirklich in Freyheit kamen. Der junge Türk gieng mit ihnen nach Pohlen, nahm den christlichen Glauben an, und wurde auf eine der Wichtigkeit seines geleisteten Dienstes gemäße Art belohnet r).

Unterdessen erreichte Desmarets die persische Hauptstadt, und nahm seine Zuflucht zu den Capucinern, die ihn zum Tavernier führten. Er blieb einige Zeit zu Ispahan und setzte sich durch seine schönen Eigenschaften sowohl bey den dasigen Engländern als Holländern in Achtung. Allein, sein neugieriges und zu verwegenen Unternehmungen geneigtes Gemüth, verleitete ihn zu einem gefährlichen Vornehmen, das ihn und alle zu Ispahan befindliche Europäer in das größte Unglück hätte stürzen können. Nicht weit von der Caravansera, darinnen er sich aufhielt, war ein großes Bad, das sowohl von Männern, als Weibern, wiewohl an verschiedenen für sie bestimmten Tagen, besucht wird, und wozu sich auch die Königin von Visapur, die ihren Rückweg von Mecca über Ispahan genommen hatte, zum öftern begab, bloß um des Vergnügens willen, mit den Frauen der Franzosen zu reden, als welche dieses Bad ohne Bedenken besuchten, weil es an den Gärten ihres Hauses stieß. Dem Desmarets nun kam der thörichte Einfall in den Kopf, daß er sehen wollte, was alle diese Frauen unter einander vorhätten. Weil er nun eine Ritze oben in dem Gewölbe des Bades bemerkt hatte: so stieg er von außen hinauf, in dem es gleich den Gewölbern des Serais oben platt ist, legte sich auf den Bauch nieder, und sah nach Gefallen zu, ohne daß man ihn wahrnahm. Doch offenbarte er diese seine Glückseligkeit dem Tavernier, welcher ihn äusserst abrieth, und die große Gefahr, ein

ein er sich stürzte, nachdrücklich vorstellte: allein, da er diese Warnung in den Wind schlug, so wurde er einstens von einer Weibsperson erblicket, die nebst andern die Wäsche besorgte, und solche oben auf dem Dache an Stangen zum Trocknen aufgehangen hatte. In dem ersten Schrecken, eine Mannsperson auf dem Bauche liegend zu erblicken, that sie einen lauten Schrey, und nahm ihm hernach seinen Huth weg. Zu allem Glücke drückte ihr Desmarets geschwind einiges Silbergeld in die Hand, und stopfte ihr dadurch das Maul. Als er wieder in die Caravansera kam: so bemerkete Tavernier einige Bestürzung in seinem Gesichte, und lag ihm so lange an, bis er seine Verwegenheit gestund. Da nun dieser Handel weit gefährlichere Folgen nach sich ziehen konnte, als Desmarets sich vorzustellen vermochte: so beschloßen alle Europäer einhällig, man mißte ihn ohne den geringsten Zeitverlust fortschaffen. Man versah ihn folglich mit Gelde und einem Maulesel, und schickte ihn nach Bender Abbassi. Der holländische Oberkaufmann both ihm Empfehlungsschreiben an den Statthalter zu Batavia an, welcher beherzte und durchtriebene Leute nöthig hatte: er war aber weder durch gute Worte, noch durch Geschenke zur Einwilligung zu bewegen, weil er es für eine Gewissenssache hielt ¹⁾. Tavernier rieth ihm, nach Surata zu gehen, und strich seine guten Eigenschaften in einem Schreiben an den dasigen Präsidenten der Engländer auf das beste heraus. Es ließ sich auch dieser willig finden, ihm fortzuhelfen, schrieb seinerwegen an den Unterkönig zu Goa, bey welchem er viel vermochte, und meldete absonderlich, um ihn in desto größeres Ansehen zu setzen; die Holländer hätten ihn sehr gern in ihre Dienste gezogen. Desmarets wurde von dem Unterkönige wohl aufgenommen, und auf sein eigenes Ansuchen nach Ceylan geschickt, wo ihm der Statthalter Don Philipp de Mascarenhas sogleich Dienste gab. Seine Ankunft geschah drey Tage hernach, als die Portugiesen Negombo verlohren hatten, und war er bey der Wiedereroberung einer von denen, welche am stärksten verwundet wurden, und die größte Ehre einlegten. Gleichfalls trug er zu des Don Philipps Rettung aus dem Schiffbruche das meiste bey. Als nun dieser Herr in dem Besitze der Unterkönigsstelle war: so glaubete er, das wenigste, was er ihm zu Belohnung seiner Dienste geben könnte, wäre die Hauptmannsstelle über seine Leibwache. Doch, er besaß sie nicht länger, als vier Monate, sondern starb zu großem Leidwesen des Unterköniges, und aller derer, die ihn gekannt hatten. Er vermachte sein ganzes Vermögen einem gewissen Geistlichen, mit welchem er in sehr vertrauter Freundschaft gelebt hatte, und befahl ihm, dem Tavernier die zwey hundert und funfzig Thaler, die ihm selbiger ehemals in Persien vorgeschossen hatte, zu bezahlen. Tavernier bekam sie bey seinem Aufenthalte zu Goa wirklich, wiewohl mit großer Mühe, ausgezahlt ²⁾.

Auf eben dieser Reise erfuhr er von dem Oberaufseher aller portugiesischen festen Plätze in Indien, dem Saint Amant, daß eine von Lissabon ausgelaufene Caravelle, unterwegs eine neue Entdeckung gemacht habe. Auf der Höhe des Vorgebirges der guten Hoffnung, wurde sie von einem Sturme überfallen, der einige Tage fort dauerte, und den Matrosen alle Kenntniß ihrer Straße benahm. Nachdem sie lange ein Spiel der Wellen gewesen, wurden sie endlich in eine Bucht geworfen, die sie zu Folge ihrer Beobachtungen etwa dreyßig französische Meilen von dem Vorgebirge entlegen zu seyn glaubten, und wo sie viele Wohnungen sahen. Raumb hatten sie Anker geworfen, so kamen Alte und Junge

Entdeckung
einer unbekanten
Bucht.

Tavernier.
1666.

in großer Menge an den Strand gelaufen, und schienen über den Anblick bekleideter Leute, weißer Gesichter, und eines Schiffes, wie die Caravelle war, sehr erstaunt zu seyn. Weil man auf beyden Seiten nicht anders, als durch Zeichen, mit einander reden konnte: so boten ihnen die Portugiesen Zwieback und Brandtwein an. Die Geschenke wurden zwar angenommen: allein die Wilden machten sich bald darauf weg, und kamen den ganzen Tag nicht wieder zum Vorscheine. Man glaubte folglich, sie traueten den neu angekommenen wenig Gutes zu. Allein des folgenden Tages brachten sie viele junge Straußen an das Ufer, imgleichen andere großen Gänsen ähnliche Vögel, aber so fett, daß man vor Schmeer kein Fleisch sehen konnte. Ihre Federn waren sehr schön, und absonderlich die am Bauche, sehr tauglich zu Betten. Tavernier kaufte von einem portugiesischen Matrosen ein großes mit dergleichen Federn ausgestopftes Kissen, und ließ sich zugleich den ganzen Verlauf ausführlich erzählen u). Sie blieben sieben und zwanzig Tage in dieser Bucht. Weil sie mit den Landeseinwohnern nicht reden konnten: so gaben sie ihnen von einer Zeit zur andern Messer, Aexte, Corallen und falsche Perlen, um sie zum Handel anzulocken, und zu erfahren, ob sie viel Gold hätten; denn einige trugen kleine, und an beyden Seiten wie Hufnägeln angekuppelte Goldstangen in den Ohren. Einige Weiber trugen welche unten am Kinn, ja an der Nase. Ungefähr neun Tage nach der Portugiesen Ankunft, brachten die Wilden endlich kleine Stückchen grauen Ambra, etwas wenig Gold, und einige, wiewohl kleine Elephantenzähne: imgleichen Hirschen, nebst einer großen Menge Fische. Man suchte auf alle mögliche Weise zu erforschen, woher sie den Ambra bekämen, als welcher ungemein gut war. Der Unterkönig von Goa zeigte dem Verfasser ein Stückchen eines Lothes schwer davon, welches ihm besser zu seyn schien, als aller Ambra, den er noch bisher gesehen hatte. Gleichfalls hätten die Portugiesen gern gewußt, wie diese Leute zum Golde kämen? Was die Elephantenzähne betrifft, so brauchte es keine Erläuterung, weil alle Morgen eine große Menge solcher Thiere an einen in die Bay fallenden Fluß kamen, und daraus tranken. Endlich, als es die Portugiesen auf keine Weise dahin bringen konnten, daß man sie verstanden, und ihnen die verlangte Nachricht erteilt hätte: so beschloßen sie, unter Segel zu gehen; und weil die Wilden endlich so vertraulich wurden, daß beständig einige auf dem Schiffe waren, so nahmen sie zween davon mit sich, in Hoffnung, sie nach Goa zu bringen, und sie entweder die portugiesische Sprache zu lehren, oder ein Kind zugeben, damit es die ihrige lernet. Als das Schiff unter Segel gieng, und die Wilden zween aus ihrem Mittel, welche vermuthlich nicht die schlechtesten waren, davon führen sahen: so rausten sie sich die Haare aus, schlugen sich an die Brust, heuleten und schrien ganz entseßlich. Die Caravelle kam glücklich nach Goa; man pflegte zwar die Gefangenen auf das beste: allein es war nicht möglich, weder sie portugiesisch zu lehren, noch das geringste von der Beschaffenheit ihres Landes zu erfahren. In dem Gegentheile starben sie nach Verlaufe einiger Monate vor Kummer und Sehnsucht, und die Portugiesen hatten von dieser Entdeckung keinen andern Vortheil, als etwan zwey Pfund Gold, und drey Pfund Ambra, nebst etwan vierzig Elephantenzähnen x). Als Tavernier nachgehends zu Batavia war: so erzählte er dem holländischen Generale die ganze Sache, mit allen Umständen; und dieser wendete viele Mühe auf die Entdeckung dieser Bucht, allein ganz vergeblich y).

u) N. d. 124 S.

x) N. d. 125 S.

Der VI Abschnitt.

Taverniers Reise nach Java.

Tavernier.

1666.

Er geht nach Bafanor. Starker Palmwein. Taverniers Standhaftigkeit bey einem Sturme. Eine Schaluppe geht verlohren. Man folget seinem Rathe. Sein Urtheil von der Holländischen Unternehmungen. Wie Tavernier zu Batavia empfangen wird. Theuerung des Weines zu Batavia. Gefährlicher Handel, darein Tavernier mit verwickelt wird. Tavernier trifft seinen Bruder an. Er reiset nach Bantam. Der Herr von Montmorency treibt Handlung. Wie es seinen vier Schiffen geht. Geschichte der beyden Renauds. Taverniers Furcht darüber. Wie er den König von Bantam findet. Pallast des Königes von Bantam. Er ist in Lebensgefahr. Hof des Königes zu Japara. Feindschaft dieses Königes gegen die Holländer. Taverniers Unruhen wegen der Regnungen. Er wird von dem holländisch. Generale hintergangen.

Den Beschluß von Taverniers Tagebuche machet seine Reise nach Batavia, welche die beschwerlichste gewesen, die er je unternahm, wenigstens doch, soviel die Lebensgefahr betrifft, darein er gerieth. Er reisete aus Mingrela im Königreiche Bisapur, auf einem holländischen Schiffe ab, das mit persianischer Seide beladen war, und auf seinem Wege nach Batavia zu Bafanor Reiß einnehmen sollte. Diesen Hafen erreichten sie vier Tage hernach. Weil der Schiffshauptmann ans Land steigen, und sich von dem Könige die Erlaubniß zu handeln ausbitten mußte: so begleitete ihn Tavernier aus Neugierigkeit. Sie schifften den Strom ungefähr drey französische Meilen aufwärts, und fanden endlich den König am Ufer, ehe sie es gedachten; denn es war keine andere Wohnung an diesem Orte zu sehen, als ein Duzend elende Hütten von Palmästen zusammen gestoppelt. Unter dessen vermutheten sie, der König würde anderswo schon eine anständigere Wohnung für sich haben, und er sey nur gesonnen, an dem gegenwärtigen Orte unter dem Schatten der Bäume, und an einigen vorbeystießenden Bächen frische Luft zu schöpfen. Gleichwohl war die Hütte, darinnen er die Europäer führte, mit einigen persianischen Teppichen ausgeschmückt. Auf einen dergleichen setzte er sich nieder; neben ihm stunden ein halb Duzend Frauen. Einige kühlten ihn mit Bindfächern von Pfauenschwänzen ab; andere reicheten ihm Betel, oder stopfeten ihm seine Tobackspfeife. Die übrigen Hütten waren für seine Hofjunkere. Der Verfasser zählte ihrer bey zweyhundert, meistens mit Bogen und Pfeilen gewaffnet. Nicht weit davon stunden zween Elephanten. Der Hauptmann bekam die Erlaubniß, Reiß einzukaufen, ohne Schwierigkeit; hernach schickten ihm Seine Majestät in Dero Schaluppe ein Geschenk von zwölf Hühnern, und sechs Glaschen Palmwein. Tavernier bemerkete, er habe noch nie dergleichen starken Palmwein getrunken; und als er die Einwohner des Weilers, wo er über Nacht blieb, um die Ursache befragte, so gaben sie ihren Gebrauch, Pfeffer um die Palmbäume zu pflanzen, für den Grund dieser außerordentlichen Stärke an z).

Er geht nach Bafanor.

Starker Palmwein. Ursache dieser Stärke.

Als in der Nacht zwischen dem 28- und 29ten April der Wind sich änderte: so erinnerte man den Schiffshauptmann, welcher die indianische Küste noch nicht befahren hatte, er müsse zu Vermeidung alles Unglücks die Anker lichten. Allein, weil er nicht gern ohne völlige Ladung abreisen wollte: so verwarf er diesen Rath, unter dem Vorwande, als fehle es ihm an Wasser. Der Wind blies diese Nacht sehr ungestüm, legte sich aber des Morgens ein wenig, und man fuhr mit dem Reißladen immer fort. Den folgenden Tag ließ es sich zu einem

y) H. d. 415 S.

z) H. d. 407 S.

Tavernier.

1666.

Taverniers
Standhaftig-
keit bey einem
Sturme.

einem so heftigen Sturme an, daß das Schiffsvolk zu murren anfang, und der Hauptmann zwei Schaluppen Wasser zu holen an das Land schickte. Allein, kaum hatten sie die Mündung des Flusses erreicht, so nöthigte sie der tobende Wind, mit großer Mühe und Gefahr wieder umzukehren, ohne daß sie eine einzige Tonne füllen konnten. Wir halten uns deswegen bey dieser Erzählung auf, weil Tavernier bey diesen gefährlichen Umständen, welche die Reisenden in die meiste Verlegenheit setzten, aber auch öfters das allerschönste Stück in ihrer Reisebeschreibung ausmachen, eine sehr rühmliche Standhaftigkeit erzeugte.

Als die Schaluppen an Bord gekommen waren: so hing man sie, wie gewöhnlich, hinten an das Schiff, und besetzte die große mit vierzehn Mann, um sie zu regieren, damit sie durch das heftige Stoßen nicht zertrümmert werden möchte. Hierauf wollte man den Anker lichten: allein, weil unterdessen der Sturm noch ungestümer und widriger geworden war, so schlugen die Windestöcke der großen Winde von denen vierzig Mann, die dabey giengen, vierzehn krumm und lahm. Dem Hauptmanne selbst schlug das Thau, als er es fassen wollte, die Hand beynahe völlig zu nichte. Mit einem Worte, der Sturm nahm dermaßen überhand, daß man statt den Anker zu lichten, noch mehrere auswerfen mußte, weil das Schiff mit aller Gewalt gegen den Strand los trieb. Ehe es noch Mitternacht war, hatte man nach und nach schon sieben Anker eingebüßt. Es war keiner mehr übrig, und alle menschliche Hülfe verlohren. Bey diesen Umständen hielt man, innerhalb zwei Stunden, dreymal Verthunde. Bey Endigung der dritten, riefen die Steuerleute, das Schiff werde in dem aufsitzen; und es sollte sich jeder retten, so gut er könnte. Der Hauptmann konnte, wegen seiner zerquetschten Hand, sich selbst nicht im geringsten helfen, und Tavernier, der auf sein eigenes Bemühen schlechte Hoffnung setzen konnte, lehnete sich an den Schiffsbord, erwartete was aus ihm werden sollte, und sah bey dem damaligen Mondscheine mit großer Betrübnis zu, wie das Schiff von den Wellen gegen die Küste geführt wurde. Indem er also dastand, stieß das Schiff mit Ungestüm auf, und es war aus dem Geschrey des Bootsvolkes zu schließen, es müßte geborsten seyn. In diesem Augenblicke erbothen sich zwey Matrosen, sie wollten ihn retten, wenn er sie rechtschaffen dafür bezahlen wollte. Er bot ihnen fünfshundert Thaler, und für diesen Preis waren sie bereit, ihr Leben seinetwegen zu wagen. Es waren zwey Hamburger, die ihn von Surata aus kannten, und wohl wußten, daß sein größter Handel in Juwelen bestehe, folglich er alle seine Waaren beständig bey sich trüge. Sobald er ihre Belohnung bestimmt hatte, warfen sie ein Stück Holz, in der Dicke eines Schenkels, und ungefähr zwölf Schuh lang, ins Wasser, banden auch an fünf bis sechs Orten dicke Seile von etwa fünf Schuhen in die Länge daran. Tavernier sah ihnen zu, konnte aber nicht begreifen, was sie damit machen wollten. Auf einmal warf er die Augen an das Land, und es schien ihm, als wenn das Schiff nicht mehr gerade davor nach zutriebe. Weil er aber bey nunmehr untergehendem Monde sich in der Dunkelheit zu irren besorgte: so sah er, um dießfalls eine Gewisheit zu haben, nach dem Compaß. Hier sah er nun, daß der Wind völlig umgelaufen war, und vom Lande herkam. Er verkündigte den Matrosen diese glückliche Veränderung mit großem Frohlocken, und machte ihr Schaluppe nen dadurch frischen Muth. Die Freude war der ehemaligen Bestürzung gemäß. Man mit vierzehn rief den vierzehn Matrosen in der Schaluppe: allein es erfolgte keine Antwort, und mit dem anbrechendem Tage sah man, daß ihr Thau zerrissen war. Von ihrem übrigen Schicksale hat man weiter keine Nachricht erhalten a).

a) A. d. 409 S.

Hierauf wurde der Steuermann gewahr, daß sein Steuerruder oben entzwey gebrochen war; und damit man diesem Schaden auf der Stelle abhelfen konnte, ließ er ein kleines Segel spannen, welches man so, wie er es haben wollte, bald da bald dorthin wenden mußte. Endlich wurde der Wind völlig Nordost; und je dunkler die Nacht wegen Untergang des Mondes wurde, desto stärker hielt er auf besagtem Striche. Man dankete dem Himmel durch ein allgemeines Gebeth dafür. Gleichwohl war die Gefahr deswegen noch nicht gänzlich vorüber; denn man mußte drey große über das Wasser hervorragende Klippen vorbey schiffen, konnte sie aber in der Dunkelheit unmöglich sehen. Zwar pflegen die Schiffe dem Hafen sonst nicht so nahe zu kommen, daß sie vor besagten Klippen vorbey müßten: allein, weil der Schiffshauptmann wenig Zeit übrig hatte, so war er der Mündung des Flusses so nahe, als möglich gekommen, damit er desto geschwinder laden könnte. Demnach stund man die ganze Nacht über in großen Sorgen, man möchte der Gefahr, damit das Land gebrohet hatte, nunmehr auf der See entgegen laufen. Allein, der Himmel hatte sie bey anbrechendem Tage wider alles Vermuthen schon bey vier französische Meilen weit vom Lande weggeführt. Man rathschlagte hierauf wegen des Weges, den man nehmen wollte, weil kein Anker mehr vorhanden war. Einige schlugen vor, man sollte zu Goa überwindern: andere sagten, man sollte nach Punto Gallo segeln, welches die erste Stadt ist, die die Holländer den Portugiesen auf Ceylan weggenommen hatten. Sie hatten nach einem Orte ungefähr so weit, als nach dem andern; so war auch der Wind zu beyden Fahrten gleich günstig. Tavernier stellte hierbey vor, gehe man nach Goa, so werde man schwerlich vermeiden können, daß nicht einige Matrosen in der Trunkenheit etwa einen Unfug, der sie dem Resergerichte in die Hände lieferte, begehen sollten. Nebst dem sey die Gelegenheit zum süßlichen Leben in dieser Stadt allzugroß; und wenn der Hauptmann unter Segel gehen wollte, so möchte er vielleicht wenige Matrosen mehr zu Gesichte bekommen b).

Tavernier.
1666.

Man folget
des Taverniers
Einrathen.

Diese wichtigen Gründe verursachten, daß man Punto Gallo wählte. Gleichwohl stunden sie in Sorgen, es möchte irgend ein Sturm entstehen, und das ankerlose Schiff an der Küste zu Trümmern schlagen. Hier fiel es einigen Matrosen, die schon viele Jahre auf diesem Schiffe dienten, bey, es liege unten im Raume ein sehr schwerer Anker, der aber nur einen einzigen Arm habe. Ungeachtet es nun wegen der großen Menge Güter, die das Schiff auf hatte, höchstbeschwerlich zu seyn schien, ihn hervor zu suchen: so ließ man sich doch diese Hinderniß nicht abschrecken, als einige sehr erfahrene Zimmerleute, welche in dem Kaufhause zu Bender Abassi ihren Abschied genommen hatten, und nach Batavia wollten, ihn in brauchbaren Stand zu setzen versprachen. Man legte demnach Hand ans Werk, und einige Kisten schirasser Wein, die man unter die Matrosen austheilte, brachten die ganze Sache zuwege. Acht Tage hernach erreichte man die Höhe von Punto Gallo, mußte aber sogleich alle Segel einnehmen, weil der Eingang in den Hafen wegen der vielen wasser gleich stehenden Klippen höchstgefährlich ist; wie denn der Befehlshaber der Festung jedweden ankommenden Schiffe, zweyen Lootsmänner entgegen schicket, die es in den Hafen bringen müssen. Tavernier fand nichts merkwürdiges an diesem Orte, als die hinterlassenen Spuren von den Stückkugeln und Minen der Holländer bey der Belagerung. Die Gesellschaft wies damals einem jeden, der sich unter ihren Schuß begeben wollte, Felder und Bau-

b) A. d. 410 S.

Tavernier. Bauplätze zu Häusern an. Man hatte auch neue Werke abgesteckt, welche nach des 1666. Verfassers Urtheile diese Stadt zu einem sehr festen Orte machen mußten c).

Sein Urtheil in Besitz gebliebene Plätze wegnahmen, hätten sie vermeynet, es müsse diese Eroberung eine Quelle unerschöpflicher Reichthümer für sie werden. Ihre Hoffnung, saget er, wäre vielleicht auch erfüllt worden, wenn sie ihren ersten Vergleich mit dem Könige von Candy, welcher das Inwendige der Insel beherrscht, genauer beobachtet hätten. Die Abrede war gewesen, sie sollten ihm Puntó Gallo nach geschenehener Eroberung einräumen, und dafür alle Jahre eine gewisse Menge Zinnet empfangen. Aber als er sie an Erfüllung ihres Versprechens erinnerte, so gaben sie zur Antwort, er solle ihnen zuvor die Kriegeskosten bezahlen, die sich auf etliche Millionen beliefen. Drey solche Königreiche, als das seinige, wären nicht im Stände gewesen, nur die Hälfte aufzubringen. Die hauptsächlichste Handlung des Landes besteht in Elephanten und in Zinnet. So lange die Portugiesen Herren im Lande waren, hatten sie den ganzen Vortheil des Zinnethandels genossen. Ob man wohl die ceylanischen Elephanten in ganz Indien sehr hoch schätzt: so fängt man doch das Jahr über, selten mehr, als fünf bis sechs. Dem Könige von Achem hielten die Holländer für seinen geleisteten Beystand eben so wenig Wort d). Allein, dieser rächete sich dafür. Er ließ ihnen nicht nur keinen Pfeffer zukommen, sondern führte auch einen blutigen Krieg mit ihnen, dabey ihnen so übel zu Muth wurde, daß sie um Friede und Erneuerung des ehemaligen Vergleiches bathen e).

Tavernier reiste den 25ten des Brachmonats von Puntogallo ab. Den 2ten des Heumonsats gieng er über die Linie, und den 6ten erblickte er die Insel Nazakor. Den 17ten entdeckte

c) A. d. 411 S.

d) Wir haben bereits angemerkt, daß die Holländer dem Tavernier schuld geben, er rede außerst übel von ihnen, und daß ihre Beschwerden über ihn, insbesondere so, wie sie von dem berühmten Prediger Jurieu vorgetragen wurden, sein Buch sehr verschrien machten. Bayle gesteht zwar den Grund der Klage, saget aber dabey, obgleich Tavernier zwar ein und andere Holländer für ihre Person nicht geschonet habe, so hätte er doch die Ehrerbietung gegen die Regierung nicht aus den Augen gesetzt: welches bey weitem nicht so viel heißt, als ihn der Unwahrheit beschuldigen. Es läßt sich hieraus in dem geringsten nicht schließen, daß er die Begebenheiten, die er beybringt, und besagter Nation nicht sonderlich zur Ehre gereichen, selbst erdichtet habe. Ein anderes ist es, einem seine Fehler vorwerfen, ein anderes, ihn verleumdern.

e) Der Verfasser bringt eine umständliche Erzählung des ganzen Verlaufes bey, welche das Lesen wohl verdienet. „Zu diesem Ende, saget er, schickte man von beyden Seiten Botschafter an einander. Derjenige, welcher in dem Namen

„des Königes von Batavia ankam, wurde mit „großer Pracht empfangen. Als er abreisen „wollte, so gab ihm der holländische General und „der ganze Rath ein prächtiges Mahl. „Frauenzimmer saß auch mit zu Tische, worüber „sich der Muhammedaner ungemein verwunderte, „weil er nicht gewohnt war, Frauenzimmer mit „Mannspersonen essen und trinken zu sehen. Doch „wunderte er sich noch weit mehr, als man zu Ende „der Mahlzeit nebst vielen andern Gesandten „auch der Königin, und wegen Minderjährigkeit „ihres Sohnes damaligen Regentin von Achem „Gesundheit trank; und um solche desto mehr „beehren, die Frau Generalin auf des Herrn „Generals ausdrücklichen Befehl den Abgesandten „küssen mußte. Dagegen empfing der König „und die Königin von Achem, den von Batavia „via an sie geschickten Botschafter nicht weniger „freundlich. Es war selbiger ein Holländer, Namens Croock, der seit funfzehn Jahren beständig „fränkete; also daß man glaubte, er habe ein lang- „sames Gift bekommen. Als der König von Achem bey dem dritten Gehöre erfuhr, daß er „schon so lange Zeit in diesem elenden Zustande „lebte: so fragte er, ob er niemals Bekanntschaft „mit

deckte er die Küste von Sumatra; den 18ten die Insel Iganno; und den 19ten die Insel Fortuna. Den 20sten sah er eine ganze Menge kleine Inseln beisammen, darunter drey den Namen der Prinzen Eylande führen. An eben dem Tage kam die javanische Küste zum Vorscheine; und den 22sten warf er auf der batavischen Rhee glücklich Anker.

Tavernier.
1666.

Damals regierete der General Van der Lin das holländische Indien, und der Ober- bewindhaber Caron f), hatte im Regierungsrathe die nächste Stelle nach ihm. Tavernier wurde von beyden Oberhäuptern so ungemein geneigt empfangen, daß er so zu sagen, gleich nach dem Aussteigen bey dem Generale speisen mußte, bey welchem Gastmahle auch die vornehmsten Beamten nebst ihren Weibern erschienen. Anfanglich wurde sonst von nichts als von seinen Reisen gesprochen: allein hernach nahm ihn der General mit sich in sein Cabinet, und that allerley Fragen an ihn, die ihm statt einer Vorbereitung zu dem Ver- drusse, den er nachgehends von den Holländern ausstehen mußte, dienen konnten. Gleich- wohl ließ man es an äußerlicher Höflichkeit nicht fehlen. Man lud ihn zu einer Spazier- fahrt vor die Stadt ein. Der prächtige Aufzug, den der General bey aller, auch der ge- ringsten Gelegenheit, machet, scheint billig eine Beschreibung zu verdienen. Zween Trom- peter gaben seinen Anzug durch ihr Blasen zu verstehen; „hernach stieg er nebst seiner Gemah- lin und vier andere Frauen in eine große Kutsche mit sechs Pferden bespannet. Weil viele Beamte ritten: so führte man dem Tavernier gleichfalls ein auf persianisch gefattel- tes und geäumtes Pferd vor. Der General hat allezeit vierzig bis fünfzig Reutpferde in seinem Marstalle. Vor der Kutsche zog eine Compagnie Reuter; jedweder Reuter hatte ein Collet und rothe scharlachene Hosen mit Silber verbrämnet, eine Feder auf dem Hüte, einen breiten mit silbernen Spitzen eingefassten Carabinerriemen, ein silbernes De- „genge-

A a 2

„mit einem aus dem Lande gebürtigen Mägdchen
„gehabt, und auf was für Weise er von ihr ge-
„schieden sey? Crok gestund, er habe eine gelie-
„bet, aber nachgehends verlassen, und sich in Hol-
„land verheirathet, von welcher Zeit an er beständig
„sich und ungesund gewesen. Hierauf sagte der
„König zu dreyen von seinen damals gegenwär-
„tigen Leibärzten, sie hätten nun selbst angehört,
„was dem Bothschafter fehle, er gebe ihnen hier-
„mit vierzehn Tage Frist, ihn gesund zu machen;
„wo sie das in besagter Zeit nicht thun würden, so
„wollte er ihnen allen dreyen die Köpfe abschlagen
„lassen. Sie versicherten den König, der Botz-
„schafter würde unfehlbar gesund werden, und
„stünden sie gut dafür, wenn er anders ihre Arzte-
„neyen einnehmen wollte. Crok versprach es.
„Sie gaben ihm also des Morgens einen Trank,
„und des Abends eine Pille. Den neunten Tag
„überfiel ihn ein heftiges Erbrechen, man glaub-
„te, er werde sich zu Tode würgen. Endlich brach
„er ein Büschelchen Haare, in der Größe einer
„Haselnuß, heraus, und kam gleich darauf zu völ-
„liger Gesundheit. Hernach that ihm der König
„die Ehre, und nahm ihn mit sich auf die Nas-
„hornjagd; er mußte auch dem Thiere den Fang

„geben, und bekam das Horn verehret, welches
„der König ablösete. Auf diese Jagd folgte ein
„großes Gastmahl, bey welchem der König auf
„des Generals, und der Generalinn zu Batavia
„Gesundheit trank, hernach eine von seinen Frau-
„en kommen, und selbige den Bothschafter küssen
„ließ. Bey dem Abschiede verehrete er ihm einen
„Kieselstein, in der Größe eines Gänseeyes, der
„mit Goldadern durchflochten war, wie etwan ei-
„ne Menschenhand mit Nerven, wobey er sagte,
„in seinem Lande wachse das Gold auf diese Weise.
„Als Crok nachgehends Oberkaufmann zu Sur-
„ta wurde, ließ er den Kieselstein in zwey Stücke
„schlagen, und schenkte das eine seinem Nachge-
„ordneten, welcher nächst ihm das meiste zu befeh-
„len hatte, und Constant hieß. Ich both sel-
„bigem hundert und fünfzig Pistolen dafür, und
„hatte es in meinem Sinne für den Herzog von
„Orleans bestimmt: allein, er wollte es durchaus
„nicht weggeben. „ Ebenas. a. d. 413 u. 414 S.

f) Eben derselbige, welcher nachgehends das französische Kaufhaus zu Surata anlegte. Man sehe die Reisebeschreibungen in dem VIIIten und Xten Theile.

Tavernier.
1666.

„gingefäße, und dergleichen Sporn; Sattel und Zeug war gleichfalls schön. Neben jedem
„Schlage giengen drey Trabanten mit der Hellebarte in der Hand, und sehr prächtig geklei-
„det; nämlich in einem Wammes von gelbem Satine, roth scharlachenen und mit Silber
„reich besetzten Hosen, gelben seidenen Strümpfen, und sehr schöner Wäsche. Hinter der
„Kutsche folgte eine Compagnie zu Fuß; über dieses war noch eine andere ein Paar Stun-
„den vor dem Generale zur Stadt hinausgezogen, und hatte die umliegende Gegend durch-
„sucht.“ Die Ráthe von Indjen, fährt der Verfasser fort, lassen es ihres Ortes an
Pracht gleichfalls nicht fehlen. Jedweder hat zween Büchschützen zur Wache um sich,
er mag nun zu Hause seyn, oder ausgehen. Haben sie Pferde nöthig, so muß ihnen ein
Bereuter des Generales die beliebigen bringen. Auch haben sie einige kleine Barken, dar-
innen sie auf der See, auf dem Flusse oder auf den Canälen, daran ihre Gärten liegen,
eine Spazierfahrt thun können g).

Beurung
des Weines zu
Batavia.

Tavernier bekam einige Tage lang sehr starken Besuch, der ihm nicht wenig kostete,
weil man dem eingeführten Gebrauche zu Folge, Wein vorsehen muß. Eine pariser Pinte
beträgt nicht mehr als vier holländische Spißgläser. Der spanische Wein ist zu Batavia
sehr wohlfeil, wenn er nicht mehr als einen Thaler kostet. Rheinwein und französischer,
kostet zween. Der Verfasser berichtet ferner, denen, welche dahin reisen wollen, zum Besen.
„Es gehe niemals lustiger in dieser Stadt zu, als an solchen Tagen, wenn Schiffe mit
„Wein oder Bier aus Holland ankommen. Ob es gleich einem jeden erlaubt ist, nach Be-
„lieben davon zu kaufen, so wird doch das meiste von diesen Getränken den Wirthshäusern
„zu Theile; entweder weil die Holländer lieber im Wirthshause als in ihrem eigenen trin-
„ken, oder weil sie daselbst größere Bequemlichkeit haben, sich mit einander lustig zu ma-
„chen. An solchen Tagen, welche bey ihnen Haupttage sind, laufen Frauen und Jung-
„frauen in Menge auf der Straße herum, und bieten einem an, um eine Zechen zu spielen.
„Man mag nun gewinnen oder verlieren, so muß man Ehren halber, wie Tavernier sagt,
„für das Frauenzimmer bezahlen. Es kommen auch noch andere Bekanntinnen dazu,
„denen man um des Wohlstandes willen zutrinken muß. Daher bringt die Unmäßigkeit der
„Einwohner einen Ausländer um vieles Geld.“ h).

Gefährlicher
Handel, dar-
ein man Ta-
vernier verwi-
ckelt.

Der dem Verfasser bevorstehende Verdruß kam bloß von der Gefälligkeit her, die er
einem gewissen holländischen Kaufmanne bey den Waarenlagern zu Bender Albassi und
Surata, Namens Constant, erzeiget hatte; indem er nämlich in den golcondischen Dis-
man-

g) N. d. 415 und 416 S.

h) N. d. 417 S.

i) Man wird es am allerliebsten in seinen ei-
genen Worten lesen: „als ich sagen hörte, er ha-
„be die Gesellschaft betrogen, konnte ich mich
„des Lachens nicht enthalten; worüber jedermann
„sich zu verwundern schien: und der Präsident
„vom Rathe mich fragte, warum ich lachte?
„Ich gab zur Antwort: deswegen, weil er sich
„verwunderte, daß der Herr Constant die Gesell-
„schaft um sechzehn tausend Rupien betrogen hät-
„te, und es verlohne sich kaum der Mühe, viel
„davon zu reden, wenn er nicht mehr mit sich

„weggebracht habe, als dieses; es würden wenige
„Beamte der Gesellschaft seyn, die nicht, wenn sie
„in eben dergleichen Bedienungen, als der Herr
„Constant verwaltet hätte, gestanden wären,
„und Gelegenheit gehabt hätten, ohne Furcht vor
„dem Fiscal für sich zu handeln, wenigstens him-
„dert tausend Thaler Gewinn gemacht haben wür-
„den. Es befanden sich gleich damals einige Per-
„sonen in der Rathversammlung, denen es gar
„nicht unangenehm fiel, dergleichen Reden zu hö-
„ren, und auf welche dieselbigen auch insbeson-
„dere zielten. Denn, wofern man die Wahrheit
„rein heransagen sollte, so verstehen die Bedien-
„haber

mantgruben für sechzehntausend Rupien Steine für ihn erhandelte. Weil selbiger bey des Taverniers Rückkunft schon nach Europa abgereiset war: so händigte er die Diamanten den engländischen Factoren ein, die sie dem Constant auch zuschickten: allein, er wandte sich nur deswegen an die Engländer, weil der holländische Oberkaufmann, ungeachtet er übrigens des Constants guter Freund war, nichts damit zu thun haben wollte, unter dem Vorwande, wenn der General oder der Rath von Indien, Wind davon bekommen sollte, daß er diese Steine in Empfang genommen habe, so möchten sie ihn als den Hehler ansehen, und mit dem Verluste, nicht nur seines Amtes, sondern auch seines Haab und Gutes bestrafen. Man wußte zu Batavia, daß ihm Tavernier besagten Vorschlag gethan hatte. Einstens stellten sich einige Ráthe ungemein freundschaftlich gegen ihn, und fragten hernach: ob er seit seiner golfondischen Reise keinen Briefwechsel mit Constant unterhalten habe? Er sagte nein; hieraus folgerten sie, er habe ihm also die Diamanten nicht einliefern können, und nahmen einander zu Zeugen, daß er nach seinem eigenen Geständnisse für sechzehntausend Rupien Diamanten, die einem holländischen Factore zustünden, in Händen haben mußte. Doch er kehrte sich wenig an diese aufgebürdete Schuld, sondern sagte rund heraus, er habe die Steine schon vor einem halben Jahre zu Lande weggeschicket. Nichts destoweniger wurde er den folgenden Tag auf das Rathhaus gefordert, woselbst der Fiscaladvocat im Namen der Gesellschaft Klage gegen ihn anbringen werde. Er mußte nothwendiger Weise erscheinen. Als er aber sah, daß man diese Sache höchstgefährlich auslegen wollte; ja ungeachtet aller seiner Vorstellungen, wie selbige eigentlich beschaffen sey, endlich das Urtheil sprach, Constant mußte vor Recht gezogen werden, weil er die Gesellschaft betrogen habe, indem er nicht im Stande gewesen sey, von seiner Besoldung für sechzehntausend Rupien Diamanten zu kaufen: so fing er an, anders zu reden, und eines und das andere zu erwähnen, was gewissen Anwesenden nicht angenehm zu hören fiel i).

Ihre Erbitterung hierüber gieng so weit, daß Tavernier nicht nur vier bis fünf Wochen lang gleich einem Missethäter verhört wurde, und über alle vorgelegte Fragstücke Rede und Antwort geben mußte, sondern sogar mit dem Gefängnisse bedrohet ward. Er sagte ihnen aber ins Gesicht hinein: er fragte wenig nach ihren Drohungen, indem er in eines Fürsten Diensten stehe, der ihn aus ihren Händen fordern, und sich wegen der empfangenen Beleidigung rächen könne k). Doch, da sie ihm endlich so stark zusetzten, daß er sich des schlimmsten befahren mußte, so griff er zu einem andern Mittel, darauf er sich starker verließ, als auf seine Unschuld. Er verhehlte nämlich nicht länger, daß er die Diebesgriffe mancher

Aa 3

Her-

„hebbet, und ihre Nachgeordnete die Kunst un-
„vergleichlich wohl, wichtige Summen zu ihrem
„eigenen Vortheile, aber zu der Gesellschaft gro-
„ßem Nachtheile, auf die Seite zu schaffen; und
„weil sie dieses ohne Einverständnis mit dem Rá-
„the nicht thun können: so machet es dieser sei-
„nes Ortes nicht besser, und seine Untergebene
„greifen gleichfalls so weit um sich, als sie kön-
„nen. Ich überschlug einstens, um wie viel Geld
„man die Gesellschaft in jedwedem Waarenlager
„ben dem Verstecken betriegen könnte, und be-
„fand, wenn man sie jährlich um nicht mehr als
„anderthalb Millionen Livres, oder noch hundert

„tausend darüber, bezwackte: so könne sie Gott
„danken. Um nur von Persien allein zu reden;
„so habe ich Oberkaufleute gekannt, die sowohl
„an dem Verkaufe des Gewürzes, als am Ein-
„kaufe der Seide in einem einzigen Jahre mehr
„als hundert tausend Piasters bey Seite legten.
„Sie wissen in diesem Stücke ganz besondere Vor-
„theile, welche die Gesellschaft schwerlich ausgrün-
„den wird.“ Ebendas. a. d. 419. 420 S. Man
sehe die Beschreibung von Batavia im VIIIten
Theile, wo des Taverniers Bericht, von Hollán-
dern selbst bestätigt wird.

k) Der Herzog von Orleans hatte ihm auf-
getra-

Tavernier.
1666.

Herren Rätthe und Oberkaufleute, ja des Generals selbst, bestens wisse. Nur war er so vorsichtig, gegen niemanden als den Präsidenten selbst, und zwar nur unter vier Augen etwas davon zu erwähnen; weil er wohl wußte, die Schuldigen würden auf diese Weise etwas zu vernehmen kriegen, das ihnen eine ziemliche Angst einjagen werde 1). Seine Kühnheit setzte seine Richter zuletzt wirklich in Furcht, und verwandelte ihre Drohungen in gute Worte, gleichwie er es selbst sehr artig erzählt.

Tavernier
trifft seinen
Bruder an.

Zu Batavia traf er seinen Bruder wieder an, der auf einer seiner ersten Reisen mit ihm nach Indien gekommen war, und eine sonderbare Gabe besaß, fremde Sprachen bald zu lernen. In fünf bis sechs Monaten hatte er eine weg. Er redete ihrer acht in größter Vollkommenheit. Nebst dem sah er gut aus, und hatte Herz wie ein Löw. Als er sich zu Batavia mit einem Hauptmanne gebalget, und den Sieg davon getragen hatte: so haben nicht nur der General Vandine, welcher herzhafte Leute liebte, und die vornehmsten Rätthe zu dieser Begebenheit durch die Finger, sondern sie erlaubten ihm auch, auf seine Kosten ein Schiff auszurüsten, und mit allerley beliebigen Waaren, nur das Gewürz ausgenommen, zu handeln. Er kaufte folglich ein Schiff von vierzehn Stücken, und verrietherte unterschiedliche Reisen damit. Die siamische, womit er den Anfang machte, hätte ihm was ansehnliches eingetragen, wenn er nicht mit dem Könige und einigen Großen hätte spielen müssen, als welche großes Vergnügen darüber bezeugten, wofern dem Tavernier

andere

getragen, einige Diamanten und andere Kostbarkeiten für ihn einzukaufen.

1) Wir wollen die Gelegenheit nicht vorbeylessen, die Verleumdungen, welche die Holländer dem Tavernier Schuld geben, hier anzuführen. „Ich wollte, was ich vom Herrn Constant erfahren habe, so wollte ich ihm auch nicht das geringste verschweigen, sollte es auch zum Nachtheile des Generales, mancher Rätthe, ja zu seinem elgeuen, der mich so deswegen quälte, daß ich es sagen sollte, gereichen. Hierauf erzählte ich ihm, denn, als ich in dem Begriffe gewesen sey, von Surata nach den Diamantgruben zu reisen, habe mir der Herr Constant vier und vierzig tausend Rupien mitgegeben, und mich geberthen, dieses Geld an Diamanten zu legen, absonderlich aber an große Steine, meine Provision sollte mir rechtschaffen vergnügt werden; denn dieses Geld gehörte dem Herrn Generale, den er sich gern bey dieser Gelegenheit verbindlich machen wollte. Ferner, so habe auch der Herr General dem Herrn Constant bey seiner Ankunft zu Batavia alle Parteyen abgekauft, die ich ihm damals, als er bey dem Kaufhause zu Surata bedienet war, verkauft hatte: es waren selbiges lauter Steine gewesen, die ich hatte schneiden lassen, und die am Werthe über vierzig tausend Thaler betrugen. Was die Perlen betreffe, die

„Constant bey seiner Anwesenheit zu Ormus für
„den Herrn General eingekauft habe: so sey mir
„zwar die eigentliche Summe nicht recht wissend,
„doch wären zwey birnförmige darunter gewesen,
„sen, die nur allein hundert und siebenzig
„manen gekostet hätten: auch hätte ich ansehnliche
„Summen für den Herrn Carl Renel, für den
„Herrn Kam, und einige andere, in Händen und
„Anweisung gehabt, sie an Steine zu wenden: Er
„selbst, der Präsident werde sich noch zu erinnern
„wissen, daß er dem Herrn Constant, als selbiger
„im Begriffe gewesen, von Batavia nach Persien ab-
„zureisen, und daselbst die Oberkaufmannsstelle anzu-
„treten, sechs und dreyßig tausend Rupien mitgege-
„ben, und ihn zugleich geberthen habe, dieses Geld durch
„einenguten Freund an Diamanten zu legen.
„Herr Constant habe zwar damals nicht Gele-
„genheit gehabt, zu mir zu kommen: Aber, sag-
„te ich weiter zu dem Präsidenten, um ihnen zu
„zeigen, wie sehr er auf ihren Vortheil bedacht
„war: so kaufte er für den größten Theil ihres
„Geldes zu Seronge und Brampur Waaren an-
„ein, dafür man ihm gleich bey seiner Ankunft
„zu Gomron dreyßig von hundert Gewinn an-
„both. Zwar hätte dieser Gewinn nach dem Fuß-
„was andere Kaufleute bezahlten, nur fünf von
„hundert betragen: allein, er hatte, um ihnen zu
„dienen, alles für der Gesellschaft Gut angegeben,
„weil selbige weder auf dem Schiffe Fracht noch

anders hier zu glauben ist m), daß sie einen Europäer so vollkommen maleyisch reden hörten n), ihm aber fünf bis sechstausend Thaler abgewannen.

Tabernier.
1666.

Tabernier, welcher diese Sprache nicht verstand, und von Java nicht abreisen wollte, ohne vorher Bantam zu sehen, bath seinen Bruder, ihm auf dieser Reise Gesellschaft zu leisten. Sie kamen in einer kleinen Barke glücklich dahin. Der König kenne den Hauptmann Tabernier sehr gut. Als er nun erfuhr, dessen Bruder habe kostbare Juwelen bey sich: so war die Ungeduld, selbige zu sehen, so groß, daß er den Hauptmann, der ihm seine Aufwartung zu machen, nach Hofe gekommen war, nicht wieder von sich ließ, sondern auf der Stelle nach seinem Bruder schickte, und ihm alle seine Kostbarkeiten mitzubringen befohl. Diese allzuheftige Begierde kam dem Verfasser etwas verdächtig vor, weil er sich erinnerte, was einem gewissen Franzosen, Namens Renaud, bey gleichen Umständen von dem Könige zu Achem widerfahren war. Die Erzählung, die er davon beybringt, hat mit der Geschichte seiner Reisen, und absonderlich der französischen Handlung nach Indien allzuvielle Verknüpfung, als daß wir sie an diesem Orte nicht einrücken sollten o).

Als der französische Adel allmählig Lust zur Handlung bekam: so schickte der Herr von Montmorency als Oberhaupt einer indianischen Handelsgesellschaft vier Schiffe von Nantes ab, worauf sich nebst andern Handelsleuten, auch zween in der Gesellschaft Dien- stehende Brüder, Namens Renaud, begaben. Ihre Schiffahrt war die kürzeste und glücklich-

zu Gomron Zoll bezahlen darf. Diese beyden Stücke aber einem andern Kaufmanne fünf und zwanzig vom hundert Unkosten verursachen. Da nun das Schiff, darauf er angekommen war, wieder nach Batavia zurück gieng: so schrieb er ihnen, er habe dreyßig vom hundert auf ihre Güter ausgeschlagen, weil er noch mehr daran zu gewinnen verhoffte. Allein, es kamen hernach drey mit einer Menge eben dergleichen Waare beladene Schiffe nach Gomron, also, daß man kaum so viel daraus losen konnte, als sie in Indien gekostet hatten, und er genöthiget war, sie für den läufigen Preis hinzugeben. Gleichwohl war er so großmüthig, daß er ihnen hiervon nichts meldete, ob er mir gleich ingeheim versicherte, er leide für seine Person über funfzehn vom hundert Verlust davon.

Als ich dem Präsidenten dieses alles her erzähler hatte: so schien er ungemein bestürzt darüber zu seyn, und bath mich, kein Geschrey davon zu machen; woran er denn am besten that; denn ich hätte sonst noch mehr erzählen können, indem alle Kunstgriffe der vornehmsten Gesellschaftsbedienten zu meiner Wissenschaft gediehen, ja die großen Summen, die sie an Diamanten gewonnen hatten, meistens durch meine Hände gegangen waren. Der Präsident gieng sogleich in die Festung, vermuthlich zum Generale. Zwischen elf und zwölf Uhr begegnete mir der Fiscal-

advocat, bey welchem wie ich schon wußte, der Präsident, als er aus der Festung kam, gewesen war. Dieser redete mich mit lachendem Munde an, und fragte: wo ich hin wollte? Ich antwortete, auf das Rathhaus, wo ich auf einige seiner Fragstücke Rede und Antwort geben müßte. Ey! fiel er mir geschwind in das Wort, wir wollen diese Sache immer bey Seite setzen, und dafür miteinander zu Mittage essen; gestern bekam ich zween Flaschenkeller verchret, einer ist mit Franz: der andere mit Rheinweine gefüllet; wir wollen versuchen, welcher der beste ist. Ich verlan- ge weiter nichts mehr von ihnen, als einen eigenhändigen Schein, daß sie nichts dem Herrn Constant zugehöriges, in ihrer Verwahrung haben. Dieses bewilligte ich sehr gern, und auf diese Weise bekam der ganze Proceß ein Loch. A. d. 429 S.

m) Dieses ist eben der Bruder, welcher ihm die Beschreibung von Tonquin lieferte, die im IIIten Theile seiner Reisen steht, und im Xten Bande gegenwärtiger Sammlung von Baron Scharf durch die Hechel gezogen wird.

n) Man hat schon öfter als einmal angemerkt, daß diese Sprache in den jenseit des mogolischen Gebietes liegenden Landschaften, eben das sey, was bey uns die lateinische ist.

o) Tabernier giebt das Jahr nicht an.

Tavernier.
1666.

Wie es seinen
vier Schiffen
geht.

glücklichste, davon man je ein Beyspiel gehabt hat. Denn sie kamen in weniger als vier Monaten Zeit, nach Bantam. Der König empfing sie ungemein freundlich, und ließ ihnen so viel Pfeffer, als sie verlangten, um so billigen Preis zukommen, so daß er ihnen zwanzig vom Hundert wohlfeiler zu stehen kam, als den Holländern. Allein, weil sie ihre Gebahren noch weiter gerichtet hatten, als auf den bloßen Pfeffer: so wollten sie auch einen Versuch machen, was mit dem Nelken- Muscatenblüthe- und Nüssehandel zu thun seyn möchte. Sie schickten folglich ihr kleinstes Schiff, mit ihrem meisten Gelde nach Macassar, wo die Waarenhäuser des Königes gewöhnlicher Weise wohl angefüllt waren, ungeachtet die Holländer sich auf das äußerste dagegen setzten, und alle ihre Geschicklichkeit anwendeten, daß der Gewürzhandel durch keine andere, als ihre Hände, gehen möchte. Indem nun den Franzosen während der Abwesenheit dieses Schiffes die Zeit zu Bantam lang wurde: so thaten sie eine Spazierreise nach Batavia, das nur vierzehn französische Meilen davon liegt. Sobald ihr Befehlshaber in dem dasigen Hafen Anker geworfen hatte, so ließ er den holländischen General durch einige Abgesandte begrüßen, bekam auch höfliche Gegenantwort, und wurde nebst den vornehmsten Franzosen ans Land zu treten gebethen. Zu gleicher Zeit schickte der General denen am Bord gebliebenen Franzosen allerley Lebensmittel, absonderlich aber spanischen und Rheinwein im Ueberflusse, und bestellte einige von den Seinigen dazu, daß sie den fremden Gästen scharf auf die Haut trinken mußten. Indem es nun so lustig zugieng: so war es ihnen etwas leichtes, die französischen Schiffe in Brand zu stecken, als wenn sie nicht weniger Befehl hatten, als zum Zutrinken. Weil man nun aus dem Saale, wo der General seine Gäste zu bewirthen pfleget, die ganze Rhebe übersehen kann: so fing einer von den gegenwärtigen Råthen von Indien an, auf einmal mit scheinbarlicher großer Bestürzung zu rufen, es dünkte ihn nicht anders, als ob die drey Schiffe in vollen Flammen stünden. Der General stellte sich gleichfalls ungemein bestürzt über dieses Unglück. Allein, der französische Befehlshaber errieth ohne Mühe, woher selbiges rühren möchte; und weil er sah, daß hier alle Rettungsmittel unmöglich wären, so sah er nur die Gesellschaft ohne weitere Gemüthsänderung an, und sagte zu den Holländern: wir wollen immer wacker herumtrinken, meine Herren; wer die Schiffe in Brand gesteckt hat, der mag sie bezahlen. Allein, im Herzen schwanete es ihm freylich, die Schadloshaltung werde nicht so groß seyn, als der Verlust. Zwar die Leute wurden von den Fregatten, die man ihnen in aller Eile zu Hülfe schickte, sämmtlich gerettet: allein von dem übrigen Verluste bezahlten die Holländer nicht den vierten Theil p). Nichts destoweniger that der General den Franzosen wichtige Anerbietungen: sie wurden aber nicht angenommen. Sie wanderten nach Bantam zurück, und erwarteten die Ankunft ihres kleinen Schiffes. Da es ankam, wußten sie keinen bessern Rath, als selbiges nebst den Waaren an die Engländer zu verkaufen, und das Geld unter sich zu theilen. Zwar erbothen sich die Engländer auch, sie nach Europa zu führen: es wurde aber dieses Anerbieten bloß von dem Befehlshaber, und den vornehmsten angenommen, die übrigen sowohl Handelsleute, als Matrosen, nahmen bey den Portugiesen Dienste, indem zur selbigen Zeit etwas bey ihnen zu gewinnen war.

Geschichte
der beyden
Renauds.

Die beyden Renauds giengen mit ihrem Antheile vom ausgetheilten Gelde nach Goa, und wußten sich mit so außerordentlichem Glücke in des Unterköniges Gnade zu setzen, daß er ihnen erlaubte, an allen Orten, dahin sich die Gewalt der Portugiesen erstreckte, nach Belieben

p) Ein sehr ähnlicher Fall ist in Beaulieus Reise in dem VIIIten Theile zu lesen.

Tavernier.
1666.

lieben Handlung zu treiben. Innerhalb fünf bis sechs Jahren, hatte jedweder bey zehn- tausend Thaler gewonnen. Der Aeltere handelte mit baumwollenen Zeugen, und mit an- derer gemeiner Waare; der Jüngere mit Edelgesteinen. Damals pflegten die Portugie- sen alle Jahre drey bis vier Schiffe in den achemischen Hafen zu schicken, und von da Pfeffer, Elfenbein und Gold abzuholen. Dagegen brachten sie allerley Gattungen Zeuge da- hin, absonderlich aber blane und schwarze. Gleichfalls schickten sie dem Könige einige Edel- gesteine, weil er ein großer Liebhaber davon war. Die beyden Renaud fuhren mit, jed- weder seines eigenen Handels wegen. Einer hatte schöne Zeuge bey sich, der andere schö- ne Juwelen, und unter solchen vier Ringe, von etwa achtzehn tausend Thalern am Werthe. Als sie in der Stadt Achem angekommen waren, so begaben sie sich nebst den Portugiesen nach dem königlichen Pallaste, welcher damals zwey französische Meilen vom Strande lag. Der König bewunderte die vier Ringe, und verlangte, sie zu kaufen, wollte aber an statt der achtzehntausend Thaler, welche Renaud dafür forderte, nicht mehr als funfzehn tausend be- zahlen. Weil sich nun der Kauf über dieser Ungleichheit des Preises zerschlug: so hielt Renaud für das Beste, wieder an Bord zu gehen. Allein, gleich den folgenden Tag wurde er wieder nach Hofe berufen, und ihm zugleich die schönste Versicherung eines vortheilhaf- ten Handels gegeben. Unterdessen wollte er sich lange nicht entschließen, wieder vor dem Kö- nige zu erscheinen, weil ihm das Herz so schwer war, als ob ihm ein Unglück bevor stünde: doch endlich, als ihm alle Officier zuredeten, er sollte es frisch wagen, so gieng er nach dem Pallaste. Der König nahm auch die vier Ringe für achtzehntausend Thaler, und ließ ihm das Geld auf der Stelle auszahlen. Renaud nahm das Geld zu sich und gieng weg: allein niemand hat seitdem erfahren, wohin? und es zweifelte kein Mensch daran, man ha- be ihn an irgend einem Orte im Pallaste unvermerkt auf die Seite geschafft g).

Diese Begebenheit stellte sich Tavernier damals lebhaft vor, als man ihn so drin- gend nach dem bantaniischen Pallaste nöthigte, absonderlich, weil diejenigen, die ihm des Königes Befehl vermeldeten, seinen Bruder nicht bey sich hatten. Unterdessen fastete er doch Herz, und ließ es dabey bewenden, daß er für nicht mehr, als etwa zwölf bis drenzehntau- send Rupien Juwelen zu sich steckte, meistens Ringe von Rosendiamanten, einige mit sieben, andere mit neun Steinen; ingleichen einige Armbänder von Diamanten und Rubi- nen, übrigens empfahl er sich dem Himmel.

Taverniers
Furcht darü-
ber.

Doch, er ließ allen Verdacht fahren, als er bey dem Eintritte in des Königes Ge- mach, seinen Bruder nebst einigen Großen des Hofes auf morgenländische Weise bey dem Könige sitzen sah. Sie hatten fünf große Schüsseln voll Reiß von allerley Farbe vor sich stehen, ingleichen spanischen Wein, Brandwein und Sorbet von mancherley Gattung. Sobald Tavernier den König gegrüßet, und ihm dabey einen Diamantring, nebst einem kleinen Armbande von Diamanten, Rubinen und blauen Saphiren verehret hatte, befahl ihm selbiger, Platz zu nehmen, und ließ ihm eine Schale Brandwein reichen, welche wenig- stens ein halb Rößel hielt. Es befremdete ihn, als Tavernier sich für keinen Liebhaber die- ses Getränkes ausgab, befahl ihm also spanischen Wein zu reichen, und stund vor Unge- duld, die Juwelen zu besichtigen, sogleich von seinem Plaze auf. Er setzte sich in einen Armstuhl, der auf einem kleinen seidenen mit Golde durchwirkten persianischen Teppich stund, und dessen Holzwerk eben also vergoldet war, wie die Rahmen unserer Gemälde. Seine Kleidung

Wie er den
König in Van-
tam findet.

g) N. d. 434 und vorherg. S.

Tavernier.
1666.

Kleidung bestand aus einem Stücke Cattun; ein Theil davon bedeckte ihm den Leib vom Gürtel bis an die Knie, das übrige war wie eine Schürze über den Rücken geworfen. Beine und Füße waren nackend. Um den Kopf war ein dreyzipfelichtes Schnupstuch, und über selbiges, seine Haare gebunden, die sehr lang zu seyn schienen. Neben dem Armstuhle stunden ein Paar Holzsohlen, deren Riemen mit Gold und kleinen Perlen gestickt waren. Hinter ihn stellten sich zween Hofjunker mit Windsäckern. Die Stiele waren wohl sechs Schuh lang, und oben ein großer Büschel Pfauenfedern in der Dicke einer Tonne daran gebunden. Zur rechten Hand befand sich ein altes schwarzes Weib, das Betelblätter in einem kleinen Mörser und mit einem Stößel von Golde zerstiess. Sie mischte auch Arefanüsse und Perlenstaub darunter, welchen man darinnen hatte zergehen lassen. Sobald sie mit einem Munde voll fertig war, klopfte sie den König mit der Hand auf den Rücken. Seine Majestät sperreten unverzüglich das Maul auf, und ließen sich das Zubereitete von dem alten Weibe mit den Fingern einstreichen, wie man einem Kinde den Brey ins Maul streicht. Er hatte schon so viel Betel gekäuet und Toback gerauchet, daß ihm kein Zahn mehr im Munde stund r).

Pallast des
Königes von
Bantam.

Sein Pallast machte der Erfindungskraft seines Baumeisters wenig Ehre. Es war weiter nichts, als ein viereckiger Plaz, den eine große Menge zween Schuh hoher, dünner und mit Firnissen von allerley Farben angestrichener Pallisaden umfingen. Vier dicke Pfeiler machten die vier Ecken, und stunden vierzig Schutze weit von einander. Statt des Fußbodens war eine Matte aufgebreytet, die von der Rinde eines gewissen Baumes geflochten wird, und darauf niemals einiges Ungeziefer bleiben kann. Das Dach war von bloßen Cocoszweigen. Nicht weit davon, unter einem andern auf vier Pfeilern ruhenden Dache stunden sechzehn Elephanten. Die königliche Leibwache von etwa zwey tausend Mann, saß Rottenweise unter einigen schattigten Bäumen. Die Frauenzimmerwohnung schien in des Taverniers Augen nichts sonderliches zu seyn. Die Thüre sah ungemein schlecht aus. Die Ringmauer bestand aus Lattenwerke, mit Leimen und Kuhmiste verstrichen. Zwey alte schwarze Weiber liefen beständig aus und ein, holten des Taverniers Juwelen nach und nach aus des Königs Händen ab, und brachten sie vermuthlich dem Frauenzimmer zur Besichtigung. Weil sie nun niemals etwas zurück brachten: so schloß Tavernier daraus, er dürfte fecklich über dem Preise halten. Er verkaufte wirklich alles, was in das Serail gekommen war, mit großem Vortheile, und wurde noch dazu auf der Stelle bezahlt s).

Tavernier ist
in Lebensge-
fahr.

Wey einer andern Reise, die er nach Hofe that, verkaufte er nicht weniger alles, was er für den König mitgenommen hatte, sehr vortheilhaft. Allein, ein toller Indianer, der erst

r) Ebendaselbst a. d. 435 Seite.

s) Ebendaselbst a. d. 436 Seite.

t) Ebendaselbst a. d. 439 Seite.

„) „Ich erinnere mich, saget der Verfasser, daß „im 1642sten Jahre ein Schiff des großen Mogols „mit einer großen Menge Jaguirs von Mecca zu- „rück kam, und in den suratischen Hafen einlief. „Denn besagter Monarch schicket alle Jahre zwey „große Schiffe nach Mecca, und läßt die Pilgrim-

„me umsonst dahin bringen. Ueberdieses werden „erwähnte Schiffe mit allerley guten Waaren be- „frachtet, die man verkauft, und den Gewinn „unter sie austheilet; das Capital aber, welches „wenigstens sechs hundert tausend Rupien beträgt, „wird wieder zurück gebracht, damit man es das „folgende Jahr auf gleiche Weise nutzen könne. Un- „ter besagten Jaguirs nun, die von Mecca zurück- „kamen, war einer, der gleich bey dem Ausstei- „gen eine teuflische Wuth an sich spüren ließ. „Sobald er sein Gebeth verrichtet hatte, ergiff

erst von seiner Wallfahrt nach Mecca zurück gekommen war, brachte ihn in die äußerste Lebensgefahr. Er gieng nebst seinem Bruder und einem holländischen Wundarzte auf einem ziemlich schmalen Wege, zwischen dem Flusse, und einem umzäuneten großen Garten. Der Mörder lauerte hinter den Zaunpfählen, und stieß zwischen selbigen mit einer Pique heraus, in der Meynung, einen von den drey Ausländern nieder zu setzen. Allein, er war zu hitzig gewesen, und der Stoß gieng vor allen dreyen vorne vorbei, ausgenommen, daß er die weiten Pumphosen des Holländers traf, welcher sogleich die Piquenstange erhaschte. Tavernier hielt sie gleichfalls mit beyden Händen fest, sein Bruder aber, welcher jünger und hurtiger war, sprang in dem Augenblicke über den Zaun, und stieß dem Indianer den Degen etlichmal durch den Leib, daß er sich weiter nicht rührte. Sogleich kamen viele in der Nähe befindliche Chinesen, und heidnische Indianer herbey gelaufen, küßten dem Hauptmanne Tavernier die Hände, und rühmten seine That. Der König selbst, welcher ohne Verzug Nachricht davon erhielt, beschenkte ihn zum Zeichen seiner Dankbarkeit mit einer Leibbinde z). Der Verfasser bringt eine Erläuterung dieser seltsamen Begebenheit bey. Wenn die javanischen Pilgrimme aus dem Pöbelstande, absonderlich aber die Sackirs von ihrer Wallfahrt nach Mecca zurück kommen: so tragen sie gemeinlich eine gewisse Gattung Dolche mit vergifteter Spitze, Cris genannt: ja einige thun ein förmliches Gelübde, sie wollten alle Ungläubige, das ist, alle, die es nicht mit dem Mahomet halten, und ihnen begegnen, nieder stoßen. Diesen vertheuften Vorsatz bewerkstelligen sie auch mit unglaublicher Wuth, so lange bis man sie endlich, wie die tollten Hunde, niederschlägt u). Hierauf werden sie von dem gemeinen Manne für Heilige angesehen, mit großem Gepränge beerdigt, und ihnen ein herrliches Grabmaal aufgerichtet, wozu der Pöbel die Kosten freiwillig beyträgt. Hernach findet sich irgend ein Dervis, der sich eine Hütte bey dem Grabmaale aufrichtet, und die Schuldigkeit aufsetzt, selbiges Zeit Lebens reinlich zu halten, und mit Blüthen zu bestreuen. Die Auszierungen vermehren sich in gleichem Maaße, als die Almosen; denn je schöner das Grab ist, desto größer wächst die Andacht, nebst dem Rufe der Heiligkeit.

Tavernier war Willens gewesen, die drey bis zur Abfahrt der nach Europa bestimmten Schiffe, noch übrigen Monate in Batavia zuzubringen: allein, weil es an diesem Orte höchstlangweilig zu leben ist, indem man, wie er vorgiebt, keinen andern Zeitvertreib daselbst hat, als Spielen und Trinken, so beschloß er, lieber den Hof des Königes von Japara, oder des javanischen Kaisers, wie er ihn nennet, zu besuchen. Vor Zeiten beherrschete dieser Monarch die ganze Insel, und die Könige von Bantam, Jacatra und andere mehr, waren

Bb 2

„er seinen Dolch, und fiel die holländischen Ma-
„trofen damit an, welche vier in dem Hafen lie-
„gende Schiffe ausluden. Ehe sie sich bestim-
„men konnten, hatte der rasende Kerl siebenzehn ver-
„wundet, darunter dreyzehn sterben mußten. Er
„hatte einen Dolch von der Gattung, die man
„Canjar nennet, mit einer oben drey Finger brei-
„ten Klinge. Endlich gab ihm ein holländischer
„Soldat, der vor dem Zelte der Kaufleute Schild-
„wache stand, einen Schuß durch den Bauch, da-
„von er sogleich todt zur Erde sank. Hierauf ka-

„men alle anwesende Squires nebst einer Menge
„anderer Muhammedaner herbey, nahmen die Lei-
„che und begruben sie. Innerhalb vierzehn Ta-
„gen stund ein schönes Grab da. Zwar wird es
„alle Jahre einmal von den holländischen Matro-
„sen zerstört, zu der Zeit nämlich, wenn ihre
„Schiffe in dem Hafen liegen, weil sie sodann die
„Oberhand haben. Allein, sobald sie weg sind, se-
„hen die Muhammedaner alles in den vorigen
„Stand, und pflanzen Fahnen darauf. A. d. 441
und vorherg. S.

Hof des Kö-
nigs zu Japa-
ra.

Tavernier.
1666.

waren nur seine Statthalter: allein nachgehends entzogen sie sich seinem Gehorsame. Wäre diese innerliche Uneinigkeit nicht gewesen, so hätten die Holländer nimmermehr festen Fuß im Lande behaupten können. Allein, wenn sie der König von Japara angreifen wollte, so kam ihnen der von Bantam zu Hülfe, und im Gegentheile stund ihnen jener gegen dieselben bey. Verfielen beyde Könige unter einander in Krieg: so hielten es die Holländer allemal mit dem Schwächsten x).

Der König von Japara hat seinen Sitz in einer Stadt, davon sein Land den Namen Feindschaft trägt, und die ungefähr dreyßig französische Meilen von Batavia liegt. Man geht als dieses Königes lezeit nur zur See dahin, und schiffet anfänglich an der Küste hin, hernach einen schönen gegen die Holländer. Fluß aufwärts und bis in die Stadt. Der Hafen ist gut, auch mit weit schönern Häusern besetzt, als die Stadt; ja der König würde seinen ordentlichen Sitz daselbst nehmen, wenn er sich nur sicher genug schätzte. Allein weil er seit Erbauung der Stadt Batavia einen tödtlichen Haß auf die Holländer geworfen hat: so besürchtet er, sie möchten ihn unversehens überfallen, wenn er sich an einem Orte aufhielt, da er ihnen schlechten Widerstand leisten könnte. Tavernier bringt noch eine andere und neuere Ursache seines Hasses bey, so wie sie ihm ein Rath von Indien zu Batavia erzählt hatte. Der Vater des jetztregierenden Königes wollte, so lange als er lebte, niemals das geringste von einem Frieden mit den Holländern hören. Nun hatte er einige Holländer gefangen genommen. Um solche wieder los zu bringen, nahmen ihm die Holländer eine weit größere Menge von seinen Unterthanen weg, und erbot sich, zehn Japaner gegen einen einzigen ihrer Landesleute auszutauschen, aber vergeblich. Ja, es war nicht einmal mit dem Unerbiethen großer Geldsummen etwas bey ihm auszurichten. Er empfahl vielmehr noch auf dem Todtbette seinem Sohne und Nachfolger, er sollte weder die ihm in Händen habenden Holländer, noch diejenigen, die er künftig etwa gefangen bekommen würde, jemals in Freyheit setzen. Diese Halsstarrigkeit bewog den General dazu, daß er auf Mittel sann, wie er des Königes Eigensinn brechen könnte. Wenn ein muhammedanischer König stirbt, so muß, dem alten Herkommen zu Folge, sein Nachfolger einige Vornehme seines Hofes nebst ansehnlichen Geschenken für den Propheten; nach Mecca abschicken. Diese unvermeidliche Schuldigkeit machte dem neuen Könige viel Kopfbrechens, weil er keine andere als kleine Schiffe hatte, denen überdieses die Holländer ohne Unterlaß auf den Dienst passeten. Er wandte sich also an die zu Bantam befindlichen Engländer, in der guten Hoffnung, die Holländer würden sich an ihren Schiffen nicht vergreifen. Der engländische Präsident versprach ihm auch eines, das so groß und so gut ausgerüstet seyn sollte, als seine Gesellschaft noch jemals eines in dieses Gewässer geschickt habe; doch mit der Bedingung, daß selbige künftig nur die Hälfte der bisher gewöhnlichen Zölle im japanischen Gebiete bezahlen dürfte. Dieser Vergleich wurde feyerlich ausgefertigt, und die Engländer rüsteten wirklich ein sehr schönes Schiff aus, und besetzten es mit vielem Volke und Geschütze. Der König freute sich ungemein darüber, als es in seinem Hafen einlief, und schöpfte das feste Vertrauen, seine Abgesandten würden nunmehr die Reise nach Mecca in aller Sicherheit verrichten. Es schifften sich also neun der vornehm-

x) A. d. 444 S.

y) Damit der Verfasser einen desto deutlicheren Begriff von der Herzhaftigkeit der Japaner, und ihrem Hass gegen die Holländer geben möchte: so

erzählet er, als selbige in dem 1639ten Jahre Batavia belagerten, habe ein holländischer Soldat, der in einem Moraste in dem Hinterhalte lag, etlichen Japanen mit der Pike durch den Leib gestochen.

vornehmsten Herren von seinem Hofe, darunter die meisten seine nahen Anverwandte waren, nebst einem Gefolge von ungefähr hundert Personen darauf ein, nebst einer Menge anderer Leute, die bey dieser günstigen Gelegenheit die heiligste Wallfahrt ihres Gottesdienstes verrichten wollten. Allein, diese Zurüstungen konnten der Wachsamkeit der Holländer unmöglich verborgen bleiben. Weil man nothwendiger Weise vor Bantam vorbeymuß, wenn man durch die Straße laufen will: so hatten die Beamten der Gesellschaft unterdessen drey große Kriegeschiffe ausgerüstet, welche dem engländischen bey Bantam aufpasseeten, und als es zum Vorscheine kam, sogleich ein Stück darauf losfeuerten, damit es die Segel streichen sollte. Da es nicht sogleich wollte, gaben sie ihm die Lage. Wollten die Engländer nicht in den Grund geschossen seyn, so mußten sie die Segel streichen, und wollten sich ergeben. Allein die japorischen Herren und alle am Borde befindliche Javaner, schalten sie für Meineidige, und warfen ihnen vor, sie hätten bey dem geschlossenen Vergleiche mit dem Könige keine andere Absicht gehabt, als sie dem Feinde hinterlistiger Weise in die Hände zu liefern. Endlich, da sie kein Mittel sahen, den Holländern, welche bereits im Entern begriffen waren, zu entfliehen, zogen sie ihre Dolche, überfielen die Engländer mit erstaunlicher Wuth, und stießen sehr viele nieder, ehe sie im Stande waren, sich zu wehren. Da sie hätten vielleicht alles bis auf den letzten Mann niedergemacht, wenn die Holländer nicht an Bord gekommen wären. Einige von diesen verzweifelten Kerlen wollten durchaus kein Quartier haben, sondern giengen an der Zahl bey dreyßig auf die Holländer, die es ihnen anbohren, los, und nahmen sieben bis achte von selbigen mit sich in die andere Welt. Das Schiff wurde nach Batavia gebracht. Der General erzelgte den Engländern viele Höflichkeit, und schickte sie ihrem Präsidenten ohne Verzug zurück. Hernach both er dem Könige von Japara die Auswechselung der beyderseitigen Gefangenen an. Allein, dieser wies das Anerbieten verächtlich von sich, und sein Haß wurde nur desto unversöhnlicher. Dergestalt verlohren die holländischen Gefangenen alle Hoffnung zur Freyheit, und die Javaner starben für Hunger zu Batavia y).

Der Tod des Hauptmanns Tavernier, welcher seinem unmäßigen Trinken mit dem Könige zu Bantam beygemessen wurde z), wird an diesem Orte nur deswegen erwähnt, weil er dem Verfasser Gelegenheit giebt, sich über die zu Batavia üblichen Gebräuche zu beschweren. Er sagt, das Begräbniß seines Bruders habe ihm so vieles Geld gekostet, daß er für nöthig gehalten habe, künftig desto besser für seine Gesundheit zu sorgen, damit er nicht in einem Lande, wo das Begraben so unmäßig vieles kostet, sterben möchte a). Der erste Aufwand geht auf die Personen, welche zur Leiche bitten. Je mehrere man nimmt, desto ansehnlicher ist das Leichenbegängniß. Nimmt man nur einen einzigen Leichenbitter, so giebt man ihm nicht mehr als zween Thaler: nimmt man ihrer zween, so bekömmt jedweder vier Thaler: nimmt man drey, so ist die Gebühr für jedweden sechs Thaler. Dergestalt steigt die Gebühr nach dem igterwähnten Verhältnisse, so wie die Zahl der Leichenbitter wächst, und wenn man ihrer zwölf nähme, immerfort. Tavernier wußte dieses nicht, und hatte, um das Gedächtniß seines Bruders zu beehren, sechs genommen: er verwunder-

Bb 3

ten, dieser aber, an statt zurück zu weichen, und sich von der Pique loszumachen, habe sich selbst noch weiter in den Leib gerennet, und wäre dergestalt mit solcher Geschwindigkeit auf den Hollän-

der los gedrungen, daß er ihm mit zween Dolchen stechen in die Brust, den Caraus machen können.

z) A. d. 448 S.

a) Ebendasselbst.

Tavernier. te sich aber trefflich, als man zwey und siebenzig Thaler dafür forderte. Das Leichentuch, welches über den Sarg gedeckt wird, kostete ihm zwanzig Thaler, wiewohl man eines haben kann, das dreyzig kostet. Man borget es von dem Hospitale. Das geringste von Tuche: die drey übrigen von Sammet; eines ohne Fransen, das andere mit Fransen, das dritte mit Fransen und Troddeln an den vier Zipfeln. Ferner gieng eine Tonne spanischen Wein für zweyhundert Piafter, auf den Leichentrunk, sechs und zwanzig Piafter auf Schinken und Ochsenzungen; zwey und zwanzig auf Gebäckenes; zwanzig auf die Trägen, und sechzehn für das Grab. Für ein Grab in der Kirche fordert man hundert Thaler. Die Gebräuche schienen dem Tavernier seltsam, lächerlich, und um nur die Erben um das Geld zu bringen, ausgedacht ^{b)}.

Taverniers Unruhen wegen der Requeniings. Doch er bekam bald darauf eine weit wichtigere Ursache zum Verdrusse, welche seine Unruhen wegen der Requeniings. ung, über die Holländer zu schmähen, nicht wenig vermehret haben mag. Wir müssen die Quelle derjenigen Unbilligkeit, darüber er Klage führet, mit seinen eigenen Worten beybringen.

Weil ihn der Tod seines Bruders nebst mancherley anderm Verdrusse, auf die Entschließung brachte, wieder nach Europa zu reisen: so beschloß er, seine noch übrigen Diamanten zu verkaufen, und das Geld an andere Waaren zu legen, welche er mit einigem Vortheile in Holland los werden könnte. Nachdem er seine Steine ziemlich gut angebracht hatte: so rieth man ihm, für das Geld von solchen Leuten, die in der Gesellschaft Dienste stehen Requeniings ^{c)} einzuhandeln, das ist die Rechnung, wie viel sie noch gut haben, und bei ihrer Ankunft nach Holland bezahlt kriegen. Weil aber viele, wenn sie ihre Zeit ausgezehret haben, nicht wieder nach Holland verlangen, sondern sich zu Batavia oder an irgend einem andern Orte, als etwa zu Malacca, auf Ceylan, der Küste Coromandel u. s. w. niederlassen: so rechnet man mit ihnen zusammen. Nur ist die Frage, wie sie ihre Bezahlung bekommen sollen, wenn sie dergestalt der Wiederkunft nach Europa absagen. Das einzige in diesem Falle gewöhnliche Mittel war dieses, daß man seine Rechnung an bemittelte Leute, die nicht länger in Indien zu verbleiben gedachten, verkaufte. Damals wurden diese Rechnungen sehr wohlfeil eingehandelt: die theuersten galten nur achtzig für hundert: allein, da allermeisten nur sechzig oder siebenzig, und es weigerte sich kein einziger Notarius, ein Instrument darüber aufzusetzen, und zu bezeugen, der Verkäufer wäre völlig vergnügt worden. Allein, weil nicht allemal Käufer genug vorhanden waren: so geschah es öfters, daß eben diese Rechnungen von den Schenken und Gastwirthen mit vierzig bis fünfzig Gewinn von hundert gekauft, und hernach einem Notario anvertrauet wurden, der sie an irgend einen Oberkaufmann eines Waarenlagers, oder an einen andern Beamten der Gesellschaft, der nach Holland zurück gieng, zu verkaufen suchte; welche gemeinlich achtzig bis neunzig für das Hundert gaben, bloß um dasjenige, was sie der Gesellschaft die Zeit ihres Amtes über abgezacket hatten, in Sicherheit zu bringen. Zwar nimmt die Gesellschaft von jedem Mann, der es ihr bringen will, Geld: und giebt ihm fünf und zwanzig von hundert Vortheil: allein, ihre eigenen vornehmsten Beamten nehmen sich wohl dafür in Acht, daß sie ihr alles, was sie zusammen gescharret haben, einliefern sollten: denn man möchte fragen, wie sie darzu gekommen wären, und Rechnung von ihnen fordern. Der Verfasser bemerkt,

^{b)} A. d. 448 u. f. C.

^{c)} Ist ein holländisches übel geschriebenes Wort, und bedeutet Rechnung.

fer, es wäre nichts rares, daß sie zuweilen vier bis fünf hundert tausend Gulden mit nach Tavernier.
Hause nehmen d). 1666.

Allein zu seinem größten Erstaunen kam einstens der Fiscaladvocat, der ihm doch die Gelegenheit, sie zu kaufen, selbst an die Hand gegeben hatte, und sagte mit vielen höflichen Worten, der General und die hochedlen Rätthe von Indien hätten den Schluß gefasset, diesen Gebrauch aufzuheben, weil es unbillig sey, daß die armen Leute, welche der Gesellschaft viele Jahre lang gedienet hätten, einen so ansehnlichen Verlust an ihrer Besoldung leiden sollten. Er erboth sich hierauf, die Papiere herauszugeben, wenn man ihm sein Geld wieder bezahlen wollte. Nichts destoweniger gerieth es zu großer Weilsüßigkeit; ja er wurde so gar gefänglich angehalten, und mußte die Rechnungen ohne baare Bezahlung wieder heraus geben, und sich mit der Hoffnung, selbige in Holland zu erhalten, abspeisen lassen. Man gab ihm aber nachgehends nicht einmal die versprochenen Schreiben mit, sondern er mußte sich auf das bloße Wort des Generals verlassen, welches jedoch, wie ihn die Erfahrung gelehret, entweder ziemlich unsicher war, oder doch von der Gesellschaft schlecht erfüllt wurde.

Doch, wiewohl ihn dieses unredliche Verfahren um einen Theil seines Vermögens brachte, so genoß er hingegen desto größere Höflichkeit von der holländischen Regierung. Man ließ auf dem Viceadmiralschiffe der nach Europa bestimmten Flotte, ein eigenes Zimmer für ihn bauen. Man bewilligte dem Schiffshauptmanne doppelten Sold, damit er einen Fremden, den die Gesellschaft ohne seine Kosten nach Europa schaffen wollte, desto besser bewirthen könnte. Die Frau Generalinn versorgete ihn mit allerley Vorrathe auf die Reise. Denn, wie er meynet, so fiel ihr bey, was er ihrer Tochter geschenkt hatte. Einige gute Freunde, als sie sahen, daß das vornehmste Frauenzimmer zu Batavia viele Gewogenheit gegen ihn blicken ließ, stifteten ihn an, daß er um Loslassung eines jungen Parisers, den sein lüderliches Leben nach Indien gebracht hatte, anhalten mußte. Er machte demnach der Tochter des Generals ein Geschenk, und brachte vermittelt ihres Schutzes bey dem Major und Fiscaladvocaten zuwege, daß sie zu der Abreise des jungen Menschen durch die Finger sahen e).

Der VII Abschnitt.

Rückreise des Verfassers nach Europa.

Rückreise des Verfassers nach Europa.

Wie es bey dem Einschiffen zugeht. Tavernier geht nach Europa zurück. Seine Beobachtungen am Cap. Gebräuche bey der holländischen Schifffahrt. Schwierigkeit auf der Rhede de St. Helena zu ankern. Andere Gebräuche auf den holländischen Schiffen. Menge weggenommener Wachskerzen aus den Klöstern. Wie es bey dem Ausschiffen zugeht.

Wie es bey dem Einschiffen zugeht. Weil Tavernier noch drey Tage lang auf der Rhede still liegen mußte: so konnte er die Vorsichtigkeit, damit die Holländer bey dem Einschiffen verfahren, desto genauer beobachten. Den ersten Tag kam ein Beamter, welcher alle Waaren, die man an Bord bringt, es sey nun für Holland oder für andere Orte, aufschreiben muß; er liest das Verzeichniß aller dieser eingeschiffen Waaren ab, und läßt es nicht nur von dem Schiffer, sondern auch von allen mit ihm abreisenden Kaufleuten unterschreiben. Dieses Verzeichniß wurde in

4) अ. र. 450 रु.

e) H. d. 456 E.

Tavernier.
1666.

in eben dieselbige Kiste gelegt, worinnen man die Rechnungsbücher, und die Rolle von allem, was in den indianischen Lagerhäusern vorgefallen war, verschließt. Hernach verpackte man das Verdeck, darunter die Waaren lagen. Den zweyten Tag erschien der Stadtmajor nebst dem Fiscaladvocaten und dem Oberfeldscheerer, und besichtigten einen jeden, der nach Holland reisen wollte; der Major deswegen, damit kein Soldat ohne Abschied fortgehen konnte: der Fiscaladvocat, um zu sehen, ob nicht irgend ein Schreiber vor Ablauf seiner Zeit heimlich wegzugehen versuche? der Feldscheerer, damit er alle Kranken, die man aus Indien wegschicket, besche, und es mit einem Eide bekräftige, sie könnten in Indien nicht zur Gesundheit gebracht werden. Der dritte Tag ist den Einwohnern der Stadt, zum Abschiednehmen gegönnet, welche sodann mit ihren guten Freunden sich lesen, und unter dem Schalle der Musik wacker lustig machen f).

Tavernier
geht nach Europa zurück.

Seine Beobachtungen am Cap.

Nach einer glücklichen Fahrt von fünf und funfzig Tagen erreichte die holländische Flotte das Vorgebirge der guten Hoffnung. Hier blieb sie drey Wochen lang liegen, und Tavernier vertrieb sich unterdessen die Zeit mit allerley Beobachtungen. Wir wollen aber nur diejenigen beybringen, die man anderswo nicht findet. Er ist nach seinem Vorgeben überzeugt, daß die schwarze Farbe der Caffern weder von der Luft noch von der Hitze herrühren könne. Ein gewisses junges Mägdchen war in dem Augenblicke, da es auf die Welt kam, ihrer Mutter weggenommen, und nachgehends unter den Holländern erzogen worden: dieses nun war so weiß, als immer ein europäisches Weibsbild. Ein gewisser Franzos machte ihr ein Kind, wollte sie auch heirathen, durfte aber nicht, sondern wurde wegen seines Muthwillens um achthundert Gulden gestraft, die man ihm von seiner Besoldung abzog. Nur besagtes Mägdchen erzählte dem Tavernier, die Caffern wären deswegen schwarz, weil sie sich mit einer Salbe von allerley Kräutern schmieren, und wenn sie dieses nicht zum öftern thäten, würden sie wassersüchtig werden. Er bekräftiget durch das Zeugniß seiner eigenen Augen, die Caffern kenneten die Kräuter sehr gut, und wüßten sie sehr wohl zu gebrauchen. Es waren neunzehn Kranke auf dem Schiffe, die meistens Geschwüre an den Beinen, oder sonst allerley im Kriege empfangene Schäden an sich hatten. Von diesen gab man ihnen funfzehn unter die Hände, welche hierauf in wenig Tagen heil wurden, ungeachtet der Feldscheerer zu Batavia geglaubet hatte, sie könnten ihre Gesundheit sonst nirgend als in Europa erlangen. Jedweder Kranke hatte zweyen Caffern, die ihn verbanden, das ist, welche solche Kräuter, als sie zu dem Zustande seines Geschwürs oder Schadens für dienlich erachteten, aufsuchten, zwischen zweyen Steinen zerquetschten, und hernach auf seinen Schaden legten g). Während des Aufenthaltes des Verfassers wurden einst einige Soldaten um gewisser Berrichtungen willen ausgeschiedt. Weil sie sich nun in das Land hinein wagen mußten: so machten sie des Nachts ein großes Feuer, nicht sowohl um sich dabey zu wärmen, als vielmehr um die Löwen vom Leibe zu halten. Doch dem ungeachtet kam unterdessen da sie schliefen, ein solches Thier angestiegen, und erwischte einen Soldaten beym Arme. Zwar wurde es auf der Stelle todgeschossen: allein, man mußte ihm mit großer Mühe die Zähne aufbrechen, damit man den Arm, welcher durch und durch gebissen war, los machen konnte. Nichts destoweniger heilten die Caffern diesen Soldaten innerhalb zwölf Tagen. Tavernier schließt aus eben dieser Begebenheit, es sey ein Irrthum, wenn man sich einbilde, die Löwen scheueten das Feuer. Er sah eine große Menge Löwen

f) Ebendas.

g) N. d. 460 S.

und Zieger Häute in der holländischen Festung. Doch, was er am meisten bewunderte, ^{Tavernier.} das war die Haut eines von den Caffren getödteten wilden Pferdes; sie war weiß, aber mit schwarzen Querstrichen, und mit solchen Flecken, wie die Leoparden an sich haben, bezeichnet, übrigens ohne Schweif ^{1666.} ^h). Zwo bis drey Meilen weit von der Festung, fanden einige Holländer einen todten Löwen, dem vier Stacheln eines Stachelschweines, und zwar bis auf drey Vierteltheile ihrer Länge in dem Leibe stecken. Man schloß also, das Schwein habe den Löwen getödtet ⁱ). Indem die große Menge dieser Thiere das Land sehr unsicher macht: so haben die Holländer eine artige Erfindung, sie aus dem Wege zu räumen. Sie machen eine Flinte an einem Pfahle fest, und binden ein Stück Fleisch daran, von welchem eine Schnur bis an den Drücker geht. Wenn nun das Thier das Fleisch wegreißen will, so wird dadurch die Schnur angezogen, folglich geht der Drücker los, und die Kugel fährt dem Löwen in den Rachen oder Kopf. Gleichfalls haben sie eine artige List, die jungen Straußen zu fangen. Erstlich geben sie Achtung, wo das Nest ist, und warten bis die Jungen etwan acht Tage alt sind; hernach schlagen sie einen Pfahl in das Nest, und binden die Jungen mit einem Fuße daran, damit sie nicht weglaufen können. Dergestalt werden sie von den Alten immerfort gefüttert, und wachsen allmählig heran. Wenn sie nun groß genug sind, so werden sie von den Holländern abgeholt und verkauft, oder gegessen ^k).

Unter der Regierung des Generals Vandinne, nahmen die Holländer einen jungen Caffer aus einem ziemlich weit von der Festung entlegenen Orte weg, und führten ihn nach Batavia, wo er mit großem Fleiße in Sprachen unterrichtet wurde. Innerhalb etwa acht Jahren, redete er vollkommen holländisch und portugiesisch. Weil er aber Verlangen nach seiner Heimath trug, und der General ihn wider seinen Willen zu nichts nöthigen wollte: so schickte er ihn mit Kleidung und Wäsche bestens versehen, nach dem Vorgebirge zurück, in der Hoffnung, er werde bey den Holländern bleiben, und der Handlung, die sie mit den Caffern treiben, zum Vande dienen. Aber kaum war er auf das Vorgebirge gekommen: so warf er seine Kleider in die See, und lief zu seinen Landesleuten davon, mit denen er roh Fleisch fraß, ohne daß ihm die Dankbarkeit jemals die geringste Neigung gegen seine Wohlthäter eingeblöset hätte ^l).

Tavernier beschreibt hierauf einige bey den Holländern zur See übliche Gebräuche. ^{Gebräuche} So bald man, sagt er, die Segel bey der Abfahrt aufgespannet, und das Gebeth verricht ^{bey der holländischen Schifffahrt:} ^h hatte, riefen sowohl die Soldaten, als die Matrosen, nun wollten sie sich hinlegen, und solches bis nach der Heleneninsel schlafen. Indem nun beständig einerley Wind bläst, und solcher das Schiff gemeinlich in sechzehn bis achtzehn Tagen auf die Rhede besagter Insel führt: so hatte man in der That nicht nöthig, ein Segel anzurühren, weil man den Wind allezeit in dem Rücken behielt. Die einige Bemühung der Matrosen, welche mit dem vierzehnten Tage begann, bestand darinnen, daß sie wechselsweise, nämlich allezeit ein Paar, auf dem großen Masten Wache halten, und nach der Insel aussehen mußten. Diese Vorsichtigkeit ist den Steuerleuten unumgänglich nöthig, weil sie allemal von der Nordseite, und zwar sehr nahe an die Insel zu kommen, und daselbst Anker zu werfen, trachten müssen; indem anderswo kein Grund zu finden ist. Messen sie ihre Anstalten in diesem Stücke nicht auf das genaueste ab, und die Anker wollen nicht Grund fassen: so führt die Gewalt

des

^h) A. d. 461 S.ⁱ) Ebendasselbst.^k) Ebendaf.^l) A. d. 462 S.

Tavernier.
1666.

des Windes und der Ströme das Schiff vor der Rhee vorbehen, und benehmen ihm zugleich die Hoffnung, wieder dahin zu kommen, indem der Wind sich niemals ändert, sondern allezeit widrig bleibt m).

Als man glücklich vor Anker gekommen war: so wurde das sämtliche Schiffsvolk in zwei Hälften getheilet. Der Viceadmiral trat vor den Mast und sagte: „Wir werden zwei und zwanzig Tage hier bleiben. Nun vergleichet euch darum, welche Hälfte am ersten an das Land gehen, sich lustig machen und jagen will; nur aber muß sie den eilften Tag wieder an Bord seyn, damit die andern gleichfalls an das Land gehen können.“ Hierauf ließ er einem jeden, der ans Land wollte, ein Paar Schuh, nebst Reiß, Zwiebacke, Salz und Brandtwein geben. Auch wurden sie mit großen Kochkesseln versorget. Wenn sie am Lande sind, so bleiben drey bis vier unten am Berge, und sammeln Sauerampfer, welcher bis drey Schuhe hoch aufschießt. Hernach helfen sie den andern wilde Schweine jagen, davon die ganze Insel voll läuft, und kochen ihr Wildprät mit Reiß und Sauerampfer, welches eine gute Suppe giebt, welche den Leib allmählig reiniget. Die ganze Zeit über die sie auf dem Lande zubringen, thun sie nichts anders, als singen, essen und trinken: doch müssen sie alle Tage einige Schweine an Bord liefern. Die Schuhe giebt man ihnen deswegen, weil der Berg ungemein steil und rauh ist, folglich man ihnen das beschwerliche Klettern erleichtern muß. Die aus Indien zurückkommenden Schiffe bringen gemeinlich persianische Jagdhunde mit, die sie zur Schweinsjagd gebrauchen, und hernach wenn ihre Dienste gethan sind, ins Wasser werfen n).

Indem die auf dem Lande mit der Schweinsjagd beschäftigt sind, vertreiben sich die auf den Schiffen ihre Zeit mit Fischen. Man giebt einem jedweden eine Maasß Salz, damit er seine Fische einsalzet, und sie hernach an der Luft dorret. Hievon leben sie meistens theils die übrige Zeit der Reise. Ihr Vorrath reichet gemeinlich auf dreyßig bis vierzig Tage, welche Zeit über man ihnen keine andere Lebensmittel reichet, als ein wenig Del und Reiß in Wasser gekocht; folglich erspähret die Gesellschaft eine große Menge Lebensmittel.

Andere Ge-
bräuche auf
den holländi-
schen Schiffen.

Gleichfalls läßt man alle Schweine, Schafe, Gänse, Enten und Hühner, die man noch am Borde hat, ans Land laufen. Sobald diese Thiere den Sauerampfer fressen, reiniget sie eben sowohl reiniget, als die Menschen, so werden sie in wenigen Tagen ungemein fett, absonderlich Gänse und Enten o).

Die holländische Flotte bestand aus eilf Schiffen, welche sich sämtlich an der Insel versammelten. Man rathschlagte darüber, was für eine Straße man nach Holland nehmen sollte? Der Entschluß war, man wollte sich westlich halten, weil man wegen weit verstrichener Jahreszeit, auf dieser Seite vermuthlich günstige Winde antreffen werde. Allein, als man die Linie zurückgelegt hatte: so fand man die Winde der geschöpften Hoffnung demmaßen entgegen zu seyn, daß man nachgehends bis auf den vier und sechzigsten Grad, und die Höhe von Island laufen, und von Norden herab nach Holland kommen mußte. Wir bringen diese Umstände nur deswegen bey, damit wir Gelegenheit haben, noch einige andere holländische Gebräuche, aus den Nachrichten unsers Verfassers zu beschreiben. Bald hernach, als man die isländische Küste entdeckt hatte, bekam man die Insel Ferelle zu Gesicht, bis dahin eine andere holländische Flotte von eben so viel Schiffen der neuanfkom-

menden entgegen gegangen war, und daselbst auf sie wartete: auch ohne Unterlaß einige Stücke abfernte, um den Ort, wo sie vor Anker liege, anzuzeigen.

Sobald beyde Flotten einander zu Gesichte bekamen, feuerte jedwedes Schiff alle sein Geschütz ab, und näherte sich seinem Geleitschiffe, das ist das indianische Admiralschiff blieb immer bey dem holländischen Admiralschiffe, der Viceadmiral bey dem Viceadmirale, und so weiter, jedwedes nach seiner Ordnung. Das erste, was die entgegen kommenden thaten, war dieses: daß sie den indianischen Schiffen eine Menge Lebensmittel an Bord schickten, als nämlich einige Tonnen Bier, geräuchert Fleisch, Butter, Käse, weißen Zwieback, imgleichen für jedwedes Schiff eine Tonne Rheinwein, nebst Franz- und spanischem Weine. Den folgenden Tag legten alle Steuerleute ihr Amt nieder, und ließen die aus Holland entgegen gekommenen an das Ruder. Es waren ihrer für jedwedes Schiff drey, und suchet man bey diesen Gelegenheiten die ältesten aus, welche dieses Gewässer, und die Aenderung der Sandbänke von Grunde aus kennen.

Den folgenden Tag that der Admiral von der Begleitungsflotte drey Stickschiffe, und ließ seinen Wimpel von dem Hintertheile wehen, um dadurch alle Officier von beyden Flotten zum Kriegesrathe zu berufen. Bey dieser Versammlung werden alle auf der Reise vorgefallene Mishandlungen vorgetragen, und die Protocolle vorgelegt. Wenn man sie durchgegangen hat, wird ein Tag bestimmt, an welchem man alle Mißethäter auf das Admiralschiff bringt, und mit der verdienten Strafe bezeuget. Vor Zeiten führte man sie nach Holland. Allein, da hatten sie gute Freunde, und es kamen zuweilen die allerärgersten Bösewichter ungestraft davon. Seitdem man aber dieses neue Kriegesrecht eingeführet hat, so ist das Widersetzen und aufrührerische Beginnen der Matrosen um ein ziemliches seltener geworden, als es ehemals war. Diesemal wurden zween Matrosen gehenket; weil sie ihre Officier mit dem Messer verwundet hatten. Einige wurden unter dem Schiffe durchgezogen; andere bekamen vor dem großen Mast, eine gewisse Anzahl Streiche mit einem Thau, noch andern wurde ihre Besoldung eingezogen p).

Sobald man die holländische Küste zu Gesichte bekam, zündeten die Matrosen von der indianischen Flotte auf dem Hinter- und Vordertheile der Schiffe, eine solche erstaunliche Menge Lichter an, daß man von Ferne gemeynet hätte, sie stünden in vollem Brande. Er giebt ferner. Tavernier zählte nur allein auf seinem Schiffe über siebenzehnhundert Kerzen. Es hat uns auch Nachricht, woher dieser reichliche Vorrath von Wachslichtern rührete. Es hatten nämlich viele auf der Flotte vorhandene Matrosen ehemals auf derjenigen Flotte gedient, welche die Holländer gegen die manillischen Inseln auslaufen ließen. Ob nun gleich diese Unternehmung nicht nach Wunsche ausschlug: so hatten sie doch einige Klöster ausgeplündert, und eine erstaunliche Menge Wachskerzen daraus weggenommen. Zu Puntogallo hatten sie nicht minder eine gewaltige Anzahl gefunden, als der Ort den Portugiesen abgenommen wurde. Weil das Wachs in Indien sehr wohlfeil ist, saget Tavernier, so hat jedwedes Kloster allemal einen großen Vorrath an Wachslichtern. Der geringste Holländer bekam dreyßig bis vierzig auf seinen Antheil, darunter einige so dick, als ein Mannschenkel waren q).

Der Viceadmiral, auf welchem unser Verfasser fuhr, mußte der gemachten Austheilung zu Folge, nach Seeland segeln. Er brachte aber ganzer sieben Tage damit zu, wie es bey

Cc 2

o) Ebendasselbst.

p) A. d. 472 S.

q) A. d. 473 S.

Tavernier.
1666.

er zu Bliesingen einlaufen konnte, weil die Sandbänke sich verändert hatten. Aber sobald er Anker geworfen hatte, war das Schiff, alles Abwehrens ungeachtet, mit einer unfäglichen Menge kleiner Barken umringet. Einer rief diesem Bekannten, der andere fragte nach jenem. Die Eltern erkundigten sich nach ihren Kindern, und ein Bruder oder Anverwandter nach dem andern. Den folgenden Tag kamen zween Bewindhaber auf das Schiff, und ließen das gesammte Volk zwischen dem Hintertheile, und dem Hauptmaste zusammen kommen. Der Hauptmann mußte sich neben sie stellen. Hierauf sagten sie zu dem Bootsvolke: Wir befehlen euch hiemit im Namen der Gesellschaft, uns anzuzeigen, ob euch auf dieser Reise zur Ungebühr mitgefahren worden ist, oder nicht? In der Ungeduld, bald bey ihren Eltern, Anverwandten und guten Freunden zu seyn, die am Ufer stunden, und auf sie warteten, riefen sie, als aus einem Munde, der Hauptmann sey ein braver Mann! In diesem Augenblicke hatte jeder die Freyheit, in die Schaluppen zu springen, und ans Land zu fahren. Die Bewindhaber bezeugten sich gegen den Tavernier ungemein höflich, und fragten ihn gleichfalls, ob er keine Klage über die Schiffsofficier anzubringen habe r)?

Er hatte keine andere Ursache, in Holland länger zu verweilen, als die Bezahlung des Geldes, das man ihm zu Batavia vorenthalten hatte. Doch er konnte seines langwierigen und dringenden Anhaltens ungeachtet, nicht mehr als etwas über die Hälfte herauspressen. War man mir nichts schuldig, ruft er an diesem Orte voller Verdruß aus; warum bewilligte man denn die Hälfte meiner Forderung? Verlangte ich aber das Meinige; warum enthielt man mir einen Theil davon vor? Diese Unbilligkeit muß ihm zur Gelegenheit dienen, daß er ohne Verhehlen entdeckt, wie ungleich es bey Verwaltung der Gesellschaftsangelegenheiten zugehe.



r) N. d. 474 S.

s) In dem Hauptwerke ist diese Beschreibung aus Thomas Rhoe genommen, der bey dem großen Mogol eine Secretärstelle verwaltete; Ednard Terri, ein anderer englischer Reisender bestätigt sie ebenfalls, er hatte an diesem Hofe eben die Gnade. Mandelslo hat solche sich zugeeignet, und nur einige ihm eigene Anmerkungen beygefügt. 2.

Das E. er erinnert bey Gelegenheit des Sinde, daß ein Königreich eben dieses Namens vorhanden gewesen ist, dessen Einwohner sich noch Abint nennen, die Perser und Araber heißen es Diul. Ele nennen den Fluß Indus oder Sinde auch Pengab, weil er nach der Bedeutung dieses Wortes durch fünf andere Flüsse vergrößert wird. Der erste ist Rigab, der bey Kabul entspringt, der zweyte Katab,

Das XXVI Capitel.

Beschreibung von Indostan.

Der I Abschnitt.

Geographische Beschreibung des Landes.

Abtheilung in Provinzen. Landschaft Kandahar; Kabul; Multan; Haja-Kan; Buxor; Tatta; Soret; Jesselmire; Attock; Pengab; Risnir; Sengapur; Semba; Delhi; Wando; Malorway; Ehitor; Gufurate. Städte darin. Einwohner darin. Landschaft Candisch; Berar; Narvar; Gualor; Agra. Hauptstadt derselben. Häuser der Jesuiten und Holländer allda. Landschaft Sambal; War; Nagrakut; Siba; Rakares; Gor; Vi-

tan; Kandwana; Patna; Jesuat; Menat; Ubesa; Bengela; Otters Anmerkung über verschiedene Dörfer in Indostan. Meynungen von dem Laufe des Indus. Otters Anmerkung von Mekran; von dem alten Königreiche Gufurate; von Agra; von Decan. Staaten der zinsbaren Rajas. Der Raja von Jedussio; von Rator; von Chague; und andere. Urtheil über den gegenwärtigen Zustand von Indostan.

Das schöne Land, welches eigentlich Indien heißt, und von den Persern und Arabern den Namen Indostan erhalten hat, wird ostwärts von dem Königreiche Maugh begränzt, welches andere Malvy ¹⁾ nennen, westwärts von einem Theile Persien und dem südlichen Meere, nordwärts vom Caucasus und der Tatarey, südwärts vom Königreiche Decan, und dem Meerbusen von Bengalen. Man giebt ihm nicht weniger als sechshundert Meilen von Osten nach Westen vom Flusse Indus oder Sinde bis an den Ganges, und nicht weniger als siebenhundert von Norden nach Süden; wenn man seine südlichsten Gränzen im zwanzigsten Grade, und die nördlichsten im drey und vierzigsten Grade rechnet ²⁾. In diesem Raume enthält es sieben und dreyßig große Provinzen, die in vor Alters so viel Königreiche waren.

Die erste ist Kandahar, welche den Namen von der Hauptstadt ³⁾ erhalten, oder ihr den ihrigen gegeben hat. Sie liegt am westlichsten, und also Persien am nächsten. Daher veranlaßt sie auch oft blutige Kriege zwischen den Königen von Persien und den Mongolen, wie Bagdat und Erivan zwischen Persien und der Turkey. Ihre Hauptstadt wird durch den Handel aller Caravanen sehr reich; denn sie haben sonst keinen Weg zu Lande nach Indien zu gehen, und die Lage machet sie an sich selbst fest, wie sie noch über dieß eine Citadelle hat, welche für die beste in ganz Asien gehalten wird ⁴⁾.

Die zweyte Provinz von Indostan, Kabul, ist die reichste; auch sie führet den Namen ihrer Hauptstadt, welche wohl gebaut, und mit zwey guten Schlössern wohl befestiget ist ⁵⁾.

Ec 3

Ihre

Katab, der seinen Ursprung in Kachemir funfzehn Tagereisen über Labor, nordwärts hat, der dritte Rary geht an den Mauern von Labor vorbey, und entspringt unweit dieser Stadt. Die beyden andern Via und Usvid kommen viel weiter her, und vereinigen sich bey Bakar, welches fast gleich weit von Labor und von dem Meere ist. Mandelslo 1 Th. a. d. 46 und 47 S.

¹⁾ Mandelslo a. d. 54 S.

²⁾ In fünf und achtzig Grad der Länge, und drey und dreyßig nördlicher Breite.

³⁾ Tavernier liefert den Grundriß davon in dem Iten Theile seiner Reisen a. d. 628 S.

⁴⁾ In dem drey und dreyßigsten Grade, dreyßig Minuten nördlicher Breite.

Beschreibung von
Indostan.

Ihre Gränze ist nordwärts die große Tatarey. Aus dieser Provinz geht der Fluß Nibel heraus, und verwandelt seinen Namen in Begul, und fällt in den Indus. Man glaubet, es sey die Coa oder der Suästus des Ptolomäus. Die usbekischen Tataren bringen jährlich mehr als sechzigtausend Pferde nach Kabul zu verkaufen. Auch aus Persien bringt man viel Schöpfe und anderes Vieh dahin. Die Lebensmittel sind wohlfeil, und man findet Wein da. Tavernier, welcher diesen Weg ebenfalls gereiset ist, beobachtet einen sehr besondern Gebrauch der Völker, die er Augans nennet, welche von Kandahar bis Kabul gegen die Gebirge von Balk zu wohnen, sehr starke Leute, und ihrer Räubereyen wegen sehr berüchtigt sind. Sie pflegen, wie alle Indianer, sich die Zunge zu reinigen und abzuschaben; sie thun dieses alle Morgen, mit einem kleinen gekrümmten Stücke einer Wurzel des Landes; anstatt aber daß dieses bey den andern Indianern ein Brechen verursacht, wodurch sie viel Mureinigkeiten auswerfen, so brechen sich die Augans nicht eher, als bis sie ihre Mahlzeit zu nehmen anfangen. Kaum haben sie zween oder drey Bisse gegessen, so müssen sie gehen und sich brechen; worauf sie mit gutem Appetite essen. Eben dieser Reisende erinnert: ohne denselben Gebrauch, würden sie kaum dreyßig Jahr leben, und wie Wassersüchtig werden z).

Multan.

Die dritte Landschaft ist Multan, deren Hauptstadt, die eben den Namen führet, groß, alt, und reich an Handlung ist. Man machet daselbst viel Zeuge, welche nach Tatta geführt wurden, ehe der Sand die Mündung des Flusses verstopft hatte. Seitdem bringt man sie nach Agra, und von dar nach Surata. Die Fuhrn sind sehr theuer, und der Handel von Multan empfindet solches stark. Aus dieser Stadt kommen alle Banianen her, die ihren Handel in Persien treiben, wie anderer Orten die Juden, denen sie noch im Wehern überlegen sind. Des Gesetzes ungeachtet, das ihrer Secte verbiethet, Fleisch von Thieren zu essen, haben sie ein besonderes, das ihnen verstattet, an gewissen Tagen Hühner zu essen, und für zween oder drey Brüder nur eine Frau zu nehmen; der Älteste ist alsdem Vater zu den Kindern. Aus Multan breiten sich auch viel Seiltänzer oder Baladins von beyden Geschlechtern in ganz Persien aus a). Diese Landschaft liegt längst dem Flusse Indus b), östlich von Persien und Kandahar c).

z) Tavernier Iter Theil a. d. 53 S.

a) Ebendaselbst a. d. 52 S.

b) Die Hauptstadt ist in hundert und funfzehn Grad der Länge, und neun und zwanzig Grad vierzig Minuten Breite.

c) Man kann diese Beschreibung durch die Namen und Weiten der Orter bereichern, die sich in Taverniers Reisen befinden. Von Kandahar gieng er zehn Cossen oder zehn Meilen nach Charisafar, zwölf Cossen von Charisafar nach Zelate, achte von Zelate nach Betazy, sechs von Betazy nach Mezur, siebenzehn von Mezur nach Karabat, siebenzehn von Karabat nach Chakeni Ruze. Von Candahar bis nach dem letzten Flecken steht das Land unter vielen kleinen Herren, die dem Könige von Persien etwas geben.

Von Chakeni Ruze nach Kabul reisete Tavernier vierzig Cossen, wo man unterwegs nur drei elende Dörfer antrifft, da nicht allemal Brodt und Gerste für die Pferde zu bekommen ist. Also muß man solches mit sich führen. In dem Heumonate und Augustmonate herrschet hier ein warmer Wind, der den Odem benimmt, und manchmal plöztlich tödtet. Ebend. a. d. 51 S.

d) Mandelslo nennet die Hauptstadt Bachor Zukon oder Bikanor. Sie liegt in hundert und siebenzig Grad zwanzig Minuten Länge, und acht und zwanzig Grad vierzig Minuten nordl. Breite.

e) Mandelslo oder sein Uebersetzer nennet sie hier Bolaches.

f) In sechs und achtzig Grad Länge, und fünf und zwanzig Grad, zwanzig Minuten nordl. Breite.

Haja Kan oder Hanh Kan, die vierte Provinz, hat ostwärts den Indus zur Gränze, westwärts eine persische Provinz, Lar. Sie hat keine große Stadt, ihre Einwohner sind ein kriegerisches Volk, die Ballocken; daher sie vor Alters das Königreich Ballocky hieß.

Beschreibung von Indostan.

Buckor oder Backar, deren Hauptstadt Buckor Sator heißt d), liegt auch an den Ufern des Indus, der sie mitten durchstreicht, und eines der fruchtbarsten Länder im Reiche aus ihr machet. Gegen Südsüdwest hat sie Tatta, und gegen Westen Hajakan oder die Ballocken e).

Haja Kan.
Buckor.

Tatta, deren Hauptstadt auch so heißt f), wird auch vom Indus durchschnitten; er machet viel schöne Inseln, wodurch die Reise sehr angenehm wird. Ihre Künstler machen sie berühmt, und werden für die geschicktesten im Reiche gehalten. Sonst handelten die Portugiesen stark dahin.

Tatta.

Soret, eine kleine, sehr reiche und stark bevölkerte Provinz. Gegen Osten stößt sie an Gufurate, gegen Westen ans Meer.

Soret.

Jesselmire hat zur Gränze nordwärts Gufurate, westwärts Soret, Buckor und Tatta. Außer ihrer Hauptstadt, die eben den Namen führet, findet man auch da die Stadt Radimpur, und einige andere weniger beträchtliche.

Jesselmire.

Attock, und die Hauptstadt eben dieses Namens g), liegen am Flusse Tibal, der von Westen kommt, und daselbst in den Indus fällt, welcher Attock von Haja Kan absondert.

Attock.

Pengab hat ihren Namen von den fünf Flüssen, zwischen denen diese Landschaft liegt, welche südwärts Lahor in den Indus fallen h). Es ist eine der fruchtbarsten und ansehnlichsten Landschaften im Reiche. Ihre Hauptstadt ist Lahor, der berühmte Ort, dessen Beschreibung man in Mandelslohs und Berniers Nachrichten gelesen hat i).

Pengab.

Rismire, welche die Europäer Kachemir genannt haben, deren Hauptstadt aber nicht eben den Namen führet k), wie die Erdbeschreiber auf Berniers Zeugniß geglaubt haben, sondern Syranakar heißt l), ist eines der schönsten Länder in der Welt. Der Badt bewässert sie, machet viel schöne Inseln, und geht in den Indus.

Rismire.

Kachemir stößt an Kabul. Bankisch liegt ostwärts von Rismire, etwas nach Süden, und wird nur durch den Indus abgesondert m).

Jengaz

f) Neun Grad, fünf und zwanzig Minuten Länge, sechs und zwanzig Grad vierzig Minuten Breite.

h) Neunzig Grad vierzig Minuten Länge.

i) Drey und neunzig Grad dreyßig Minuten Länge, und ein und dreyßig Grad vierzig Minuten Breite.

k) Wir wollen wieder Taverniers Reisebeschreibung von Kabul nach Lahor vornehmen. Von Kabul reisete er neunzehn Cossen bis Variabe, von da siebenzehn bis Nimela, von da neunzehn bis Alybua; von Alybua siebenzehn bis Taka; sechs von Taka bis Kimy; vierzehn von da bis Chaur; vierzehn von Chaur bis Nowekar; neunzehn von Nowekar bis Atok. Atok liegt auf einer Landspitze, wo sich zweien große Flüsse vereinigen.

Es ist eine der besten Festungen in dem mongolischen Reiche. Von Atok waren sechzehn Cossen bis Kalapane; von da sechzehn bis Rupate; von da sechzehn bis Tulapeka; von da neunzehn bis Keraly; von Keraly sechzehn bis Serabad; von da achtzehn bis Imiadab; und von da achtzehn bis Lahor. An oben angeführtem Orte a. d. 53 S.

l) Berniers Zeugniß verdienet hier nicht, dem Khoe und Terri vorgezogen zu werden, welche ihre Nachrichten aus der Geheimschreiberey des großen Mogols hatten. Diese Stadt liegt in drey und neunzig Grad der Länge, und vier und dreyßig Grad vier Minuten Breite.

m) Nicht in den Ganges wie Mandelslo saget a. d. 49 S.

Beschrei-
bung von
Indostan.

Jengapur.
Jemba.

Dehly.

Bando.

Maloway.

Chitor.

Gusirate.

Städte darin-
nen.

Goga.

Jengapur, welches den Namen seiner Hauptstadt führet, liegt am Flusse Kaanl, einen der fünf, die in den Indus fallen, Nordost von Lahor.

Jemba oder Jamba, heißt auch wie ihre Hauptstadt, und stößt ostwärts an Bengale. Das Land ist sehr bergig. Man sieht da eine berühmte Pagode, Illamake genannt, wohin die Banianen wallfahrten.

Dehly, und die Hauptstadt gleiches Namens, liegt zwischen Jemba und Agra, gegen den Ursprung des Jemene, der, nachdem er durch Agra gegangen ist, in den Ganges fällt. Die Stadt Dehly, deren Beschreibung man bey dem Tavernier gesehen hat, ist sehr alt o). Die Ruinen ihrer Palläste, und die Grabmäler ihrer alten Könige, beweisen zulänglich, daß sie vorher die Hauptstadt in Indostan war; und einige glauben, sie sey der Sitz des Königes Porus gewesen. Schah Jehan ließ daselbst im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts eine andere Stadt bauen, die er von seinem Namen, Jehannabad, nennete; es sondert solche durch eine Mauer vom alten Dehly ab. Die Großmogolen nehmen oft ihren Sitz daselbst, wenn die Hitze sie nöthiget, Agra zu verlassen. Der berühmte Thamas Kuli Khan nahm, bey seinem Kriege in Indostan, Jehannabad oder Dehly weg, und bemächtigte sich des unermesslichen Reichthums im kaiserlichen Pallaste.

Bando machet ungefähr das Mittel des Reiches zwischen Jesselnire, Agra und Dehly aus. Außer der Hauptstadt eben des Namens, sind in ihr Turi, Moasir, Godack und Asinere oder Asmire. Diese letzte Stadt p), wo sich der Großmogol zu Rhoes Gesandtschaftszeit ordentlich aufhielt, giebt ihren Namen bisweilen der ganzen Provinz.

Maloway oder Malue, ist sehr fruchtbar. Die Hauptstadt heißt Rantipur; Serampur und Ugen liegen auch darinnen q). Der Fluß Cepra, an dem die Stadt Calçada liegt, wo sich die alten Könige von Maserdoe aufhielten, bewässert einen Theil dieser Landschaft, und fällt in den cambaischen Meerbusen.

Chitor war vordem ein sehr ansehnliches Königreich: aber die Hauptstadt, wovon es den Namen führet, und deren Mauern sonst mehr als sechs Meilen im Umkreise hatten, ist iso nur ein elender Steinhäufen. Sie stößt ostwärts an Kandish und südwärts an Gusirate r).

Gusirate, welches die Portugiesen das Königreich Cambaja, von der Stadt, wohin sie vornehmlich handelten, genannt haben, ist unstreitig eine der schönsten und wichtigsten Landschaften des mogulischen Reiches. Außer den Städten, deren Beschreibung man schon geliefert hat, als seine Hauptstadt, die mitten im Lande liegt s), und eigentlich Zammed Kwad, d. i. Stadt des Königs Zamed, von ihrem Stifter heißt, die man aber verderbt Amadabat, Amadabath nennet, Cambaja, Brodra, Broidtschia, Masadebat und Surate, eine der berühmtesten Städte in der Welt, des Handels wegen, hat Gusirate noch viel andere, deren Namen man in den Reisebeschreibungen zerstreuet antrifft. Goga, eine kleine Stadt, oder vielmehr ein großer Flecken, liegt dreyßig Meilen

n) Mandelslo nennet sie auch Zemipar oder Jemipar; in vier und neunzig Grad der Länge, und dreyßig Grad dreyßig Minuten Breite.

o) Sechs und neunzig Grad Länge, acht und zwanzig Grad zwanzig Minuten Breite.

p) Drey und neunzig Grad Länge, fünf und zwanzig Grad dreyßig Minuten Breite.

q) Mandelslo beschuldiget den Rhoe mit Unrecht, als hätte selbiger Rantipur und Ugen für ein

len von Cambaja, an einem Orte, wo der Meerbusen so klein ist, daß nur wie ein Fluß daraus wird. Sie ist von Vanianen bewohnt, die meistens Weber oder Seeleute sind. Sie hat nur eine Mauer von gehauenen Steinen, nach der Meerseite, wo sich die Portugiesen vordem zu Begleitung ihrer Rauffahrtdenschiffe bis nach Goa versammelten. Pattepane und Mangerol sind zween schöne Flecken, neun Meilen von Goga; beide werden durch die Menge Catun und Zeuge, die man daselbst verfertiget, bereichert. Din, wo die Portugiesen noch drey gute Schlösser haben, liegt an der Gränze des Landes Gufurata, südwärts. Sie nennen es Dive, sprechen aber das e so gelinde aus, daß man es kaum hört. Bisantagan ist eine der größten Städte des ganzen Landes, und liegt fast mitten darinnen. Man rechnet daselbst etwa zwanzigtausend Häuser. Es hat seine ige Größe seiner Fruchtbarkeit zu danken; sonst war es nur ein Dorf. Man hält daselbst erstaunlich vieles Vieh; und Reiß, Korn, Baumwolle, wachsen im Ueberflusse. Pettan hatte sonst über sechs Meilen im Umfange. Da aber verschiedene Ursachen seinen Handel geschwächt haben: so verfällt die schöne Mauer von gehauenen Steinen, die es sonst einschloß, immer mehr und mehr, und von seinen schönsten Gebäuden bleibt nur das Schloß noch übrig, wo sich der Statthalter aufhält. Die Einwohner verfertigen nur grobe baumwollene Zeuge, für das Land. Man heißt die Zeuge Destemals, Sgarderberals, Longis, Allegiens. Mitten in der Stadt sieht man eine Moschee, die für ein altes Werk der Heiden gehalten wird, und die Mandelslo einen der schönsten Tempel der Morgenländer nennet. Das Gewölbe, saget er, wird von tausend und funfzig meist marmornen Säulen getragen. Cheyterpur ist eine andere Stadt, sechs Meilen von Pettan und zwey und zwanzig von Amadabath an dem Ufer eines Flüsschens. Alle Einwohner sind Vanianen, und verfertigen nur baumwollenen Garn. Man hält in der Stadt eine zahlreiche Besatzung, die Caravanen oder Casillas zu bedecken, die diesen Weg nehmen. Messona ist ein großer offener Flecken, mit einem alten Schlosse, wo der Statthalter zweyhundert Pferde zu Bedeckung der Caravanen halten muß. Hier wächst viel Baumwolle. Nassary oder Nassary, Gauduy und Balsara, sind drey Städtchen im Lande von Surata. Das erste sechs Meilen, das zweyte neun, und das dritte vierzehn davon; alle drey zwey Meilen vom Meer. Man verfertiget daselbst viel grobe baumwollene Zeuge, und aus den benachbarten Wäldern nimmt man das Holz, das man im Lande zu Gebäuden und Schiffen anwendet).

Beschreibung von Indostan.

Pattepane und Mangerol.

Pettan.

Cheyterpur.

Nassary, Gauduy, Balsara.

Die alten Einwohner von Gufurata heißen eigentlich Hindoys oder Indus. Sie sind Bogendiener. Muhammeds Religion ist nur mit den Waffen Tamerlans und anderer fremden Sieger daselbst eingedrungen. Jesho ist das Land mit Persern, Arabern, Armeniern, und andern Nationen bevölkert; doch machen die natürlichen Einwohner noch immer die größte Zahl aus. Ueberhaupt sind die Einwohner des Königreichs Gufurata braun-gelb oder Olivenfarbe; aber nach dem Landstriche, bald mehr bald weniger. Die Mannspersonen sind stark und wohl gebildet. Sie haben ein breites Gesicht und schwarze Augen. Sie lassen sich den Kopf und das Kinn scheren bis auf einen Knebelbart, wie die Perser. Die-

Einwohner von Gufurata.

eing gehalten. Der Engländer unterscheidet sie auf seiner Karte.

r) Vier und achtzig Grad Länge, drey und zwanzig Grad Breite.

s) Grad Länge, und Grad Breite.

Allgem. Reisebesch. XI Band.

Mandelslo und Tavernier haben alle diese Städte beschrieben. Man sehe die Artikel, die ihren Namen führen. Siehe die Beschreibung von Surata in den ersten Nachrichten des Xten Theils.

t) Mandelsloß a. d. 155 S.

D d

Beschreibung von Indostan. Diejenigen, welche sich zur muhammedanischen Religion bekennen, kleiden sich auch Persisch, aber sie wickeln ihren Turban anders. Sie tragen die Oeffnung ihrer Weste unter dem linken Arme, da die Perser sie unter dem rechten tragen. Sie binden ihren Gürtel vorne, und lassen die Enden herabhängen, da ihn die Perser nur um den Leib wickeln, und die Enden hinein stecken ^{u)}. In diesem Gürtel tragen die Muhammedaner von Gufurate ihre Dolche, die sie Zimber nennen, und die nicht weniger als ein Fuß lang, und bey dem Griffe breiter, als an der Spitze sind. Manche tragen auch Degen, und alle Soldaten sind mit Säbeln oder Schwerdtern bewaffnet.

Der Weibesbilder.

Die Weibesbilder sind klein, aber wohl gebildet; ungemein reinlich an sich selbst, und prächtig in Kleidung. Ihre Haare fliegen auf die Achsel herum. Einige tragen nur eine kleine Mütze; andere bedecken sich mit einem Flore, der mit Golde gewirkt ist. Die beyden Enden hängen ihnen an den Seiten bis auf die Knie herab. Die vornehmsten tragen kostbare Ohrgehänge von Diamanten, Perlen und andern Edelgesteinen. Am Halse hängen sie große runde Perlen, die auf der brannen Farbe nicht übel aussehen. Manchmal hängen sie auch Ringe in die Nase, ohne einige Beschwerlichkeit, weil sie sich fast nicht schnäuzen. Sie tragen, wie die Mannspersonen, Hosen von Taffet, oder baumwollenem Zeuge, so lang daß sich solche würden über den Kopf hinaufziehen lassen, wenn man sie so weit ausdehnen wollte; sie liegen aber genau bis unter das dicke Bein an, wo sie gewickelt, und vermittelst eines goldenen oder seidenen Fadens, um den Nabel gebunden werden. Die Enden dieses Fadens hängen wieder bis auf die Füße hinab. Die Hemden ziehen sie über die Hosen, und selbige sind so kurz, daß sie nicht bis unter die Lenden gehen. Eine Zure von Taffend oder baumwollenem Zeuge, die sich von dar anfängt, ist ordentlich so dünne, daß sie nichts verbirgt. Ihre Schuh sind ordentlich von rothem Corduane, hinten platt, und vorn spitzig. Sie gehen mit bloßer Brust, und die Arme sind bis an die Elmbogen nackt, ob sie wohl solche zum Theil mit den Armbändern verdecken, deren sie eine ganze Last haben. Ehrbare Frauen zeigen sich öffentlich nicht mit unbedecktem Gesichte, und die Vornehmsten kommen selten aus ihren Häusern. Ein langer Umgang mit den Mogolen, die überall im Lande ausgebreitet sind, und daselbst immer Befehle vorgeschrieben haben, seitdem Gufurate ihre Provinz geworden ist, verursacht viel Aehnlichkeit zwischen beyder Völker Gebräuchen. Die Banianen muß man ausnehmen, die sich von den Muhammedanern sehr durch ihre Gebräuche und Sitten, als durch ihre Religion, unterscheiden. Weil man sich vorgesetzt hat, alles, was diese alte Secte betrifft, in einem besondern Artikel abzuhandeln: so bemerkt man hier nur, daß kein Land in Indien ist, wo nicht Banianen wären, aber in Gufurate doch die meisten sind ^{x)}. Es gehöret nur seit 1565 zu Indostan.

Candisch.

Candisch liegt unter allen Provinzen des Reiches am weitesten nach Süden. Die Hauptstadt Brampur oder Bursampur war der ordentliche Aufenthalt der Könige von Decan, ehe es der Großmogol zu seiner Krone brachte. Es ist eine sehr große und volkreiche Stadt.

^{u)} Ebendasselbst a. d. 156 S.

^{x)} Ebendasselbst a. d. 158 S.

^{y)} Sechs und neunzig Grad vierzig Minuten Länge, fünf und zwanzig Grad sechs Minuten Breite.

^{z)} Vier und neunzig Grad sechs und zwanzig Minuten Länge, vier und zwanzig Grad vierzig Minuten Breite.

^{a)} Eduard Terri a. d. 10 S.

nebst welcher man in eben der Provinz Pala, Assere, und Mandu rechnet. Der Fluß Tapri, der bey Surate herabfällt, trennet Candisch von einem Ländchen Partabza, dessen Fürst dem Großmogol zinsbar ist. Beschreibung von Indostan.

Berar, dessen Hauptstadt Schapor oder Chapur heißt, erstreckt sich nach Mittag, und stößt an Gufurate und das Gebirge Rana. Ostwärts wird es von Bengalen begrenzt, nordwärts von Maluay und westwärts von Candisch. Berar.

Narvar liegt zwischen Bengalen, Gualar, Agra und Sambal. Sie wird von einem schönen Flusse benetzt, welcher in den Ganges fällt. Die Hauptstadt heißt Ghehud y). Narvar.

Gualor oder Goualiar, welcher Hauptstadt eben den Namen führet, ist wegen einer Citadelle berühmt, die der Großmogol zum Staatsgefängnisse braucht. Gualor.

Agra, gleiches Namens mit ihrer Hauptstadt z), ist eine der größten Provinzen, und hat heute zu Tage den ersten Rang. Der Fluß Gemene geht durch sie und bewässert sie. Man findet daselbst die Städte Scander, Andipur, und Selipur. Das Land ist ohne Berge, und von seiner Hauptstadt bis Lahor, welches die beyden schönsten Städte von Indostan sind, sieht man eine Allee von Bäumen, die Terri vierhundert englische Meilen lang schäset a). Agra.

Bernier findet viel Aehnlichkeit zwischen den Städten Agra und Dehli, oder vielmehr Jehannadab, wie man sich die Vorstellung davon aus dem Tavernier machen kann b). „In Wahrheit, saget er, hat Agra den Vorzug, daß es lange Zeit der Sitz der Landesherren gewesen ist, seit dem es Akbar hat bauen und nach seinem Namen Ihre Hauptstadt.

„Akbar Abad nennen lassen, ob es wohl diese Benennung nicht behalten hat. Es ist weitläufiger, als Dehli, hat mehr schöne Häuser von Rajas und Omrahs, mehr große Vorinnen sie Dehli übertrifft.

„Caravanseras, und mehr Gebäude von gehauenen Steinen und von Ziegeln, außer den berühmten Gräbern des Akbar und der Taje Mehal, des Schah Jehan Gemahlinn c).

„Gegentheils aber ist sie ohne Mauern, ohne zu erwähnen, daß sie nach keinem allgemeinen Entwurfe angelegt ist, daher ihr die schönen breiten Gassen von einerley Bauart mangeln, die man zu Dehli bewundert.

„Wenn man vier oder fünf der vornehmsten Gassen, wo Kaufmannschaft getrieben wird, ausnimmt, welche sehr lang und wohl gebauet sind: so sind die meisten andern

„enge, ohne Ordnung, voll Wendungen und Winkel, welche viel Unordnungen verursachen, wenn sich der Hof da aufhält.

„Agra hat, von einem hohen Orte betrachtet, etwas dem Lande mehr ähnliches, als Dehli. Die Häuser der großen Herren sind daselbst mit

„großen grünen Bäumen untermenget, die jeder zu seinem Vergnügen in seinen Garten und seinen Hof gesetzt hat, sich Schatten zu verschaffen.

„Die steinernen Häuser der Kaufleute, die zwischen diese Bäume zerstreuet sind, sehen aus wie soviel alte Schlösser,

„und alles zusammen machet sehr angenehme Aussichten, besonders in einem sehr trocknen und warmen Lande, wo die Augen nichts als Grünes und Schatten zu verlangen scheinen, d).

Dd 2

Die

b) Man sehe oben sein Tagebuch, dessen ungedruckt man noch Berniers Anmerkungen über diese Stadt in dem Artikel von dem Hofe des großen Mogols befügen kann. Man sehe auch die Beschreibung von Agra in Mandelsloes Tagebuche.

c) Man sehe die Beschreibung in Taverniers Tagebuche. Bernier liefert sie auch mit wenig Unterschiede.

d) Bernier IIIter Theil a. d. 141 und 142 S.

Beschrei-
bung von
Indostan.

Gebäude der
Jesuiten, und
der Holländer.

Die Jesuiten haben in Agra eine Kirche und ein Collegium, wo sie die Kinder von fünf und zwanzig bis dreyßig christlichen Familien, die sich daselbst niedergelassen haben, im Christenthume unterrichten. Man sah auch zu Verniers Zeiten daselbst ein holländisches Kaufmannshaus, welches vier oder fünf Kaufleute dieser Nation bewohnten, die lange Zeit viel Vortheil von Scharlache, Spiegeln, schlechten und goldenen und silbernen Spitzen oder Indig, der um Agra, besonders zu Biances, nur zwei Tage von Agra gesammelt wird; wie auch alle Zeuge, die sie von Telapur und Lucknow erhielten. An allen diesen Orten hatten sie auch Häuser, aber die Entfernung von Surata, und die Kostbarkeit der Fuhren fingen an, ihren Eifer zu schwächen, und dieses desto mehr, weil die Armenier eben den Handel trieben. Indessen glaubte Vernier, sie würden ihr Kaufhaus nicht verlassen, weil sie ihre Spezereyen sehr wohl verkauften, und nöthig hatten, jemanden in der Nähe des Hofes zu haben, um sich eine Gnade zu erhalten, die ihre Festsetzungen zu Surata und anderswo im Reiche erforderten. Die Engländer hatten sich seit einiger Zeit nur auf diejenigen eingeschränkt, die sie in der Landschaft Gufurate besaßen.

Sambal.

Sambal oder Sambel, (die Hauptstadt heißt auch so) wird durch den Fluß Gomenne von der Landschaft Narvar abgesondert. Dieser Fluß fällt bey der Stadt Haldiback in den Ganges, wo beyde Flüsse durch ihre Vereinigung ein Eyland machen. Daher nennt man das Land auch manchmal Doab, zwischen zwey Wassern, wie Mesopotamien oder Entranguies.

Bakar.

Bakar oder Bakisch liegt am westlichen Strande des Ganges, der sie von Patna absondert. Nordwärts begränzet sie Jemba, ostwärts Dehli, südwärts Sambal. Sie ist etwa sechzig Meilen lang, und fünf und zwanzig breit. Bikanar ist ihre Hauptstadt f).

Nagrakut.

Nagrakut oder Nakarkut ist eines der nördlichsten Reichsländer, voll Gebirge. Die Hauptstadt eben des Namens, am Flusse Ravy g), enthält einen sehr reichen Tempel, dessen Boden mit Goldplatten bedeckt ist. Man sieht daselbst die Gestalt eines Thieres oder vielmehr eines abscheulichen ungestalteten Dinges, das unter dem Namen Natta verehrt wird, und viel Pilgrime hinzieht. Manche schneiden sich ein Stückchen von der Zunge ab, und opfern

e) Ebendasselbst a. d. 147 S. Dieser Reisende bestätigt auch, was man in Rhoes Tagebuche gelesen hat, daß die Kaiser Ekbar, Jehan Guir und Schah Jehan viel Hoffnung wegen ihrer Neigung zur christlichen Religion gemacht hätten. Er füget auf das Zeugniß der Jesuiten hinzu: „die christliche Religion mit Nachdruck in Ansehen zu setzen, hätte Jehan Guir beschloffen, seinen ganzen Hof auf französische Art kleiden zu lassen, und nachdem er selbst solche Kleidung angelegt, hätte er einen seiner vernehmsten Quirahs kommen lassen, und befragt, was er davon urtheilte? Dieser Herr hatte kaisersinnig geantwortet, es wäre ein ziemlich gefährliches Unternehmen, worauf der Fürst seine Absicht geändert, und einen

„Scherz aus der Sache gemacht. „ Vernier erzählet einen andern Umstand, den man ganz verschiedentlich bey dem Rhoe gelesen hat: „Jehan Guir, be von einem Muhammedaner, der ein Sohn eines Beamten des Jehan Guir war, gehört, „saget er: dieser Herr hätte einst, da er sich fürstig gemacht, einen gewissen florentinischen Priester kommen lassen, den er Vater Alce nannte, „weil er ein kleiner Mann voll Feuer war: „diesem hätte er befohlen, alles, was er könnte, für die christliche Religion zu sagen, dabey die gelehrtesten Mullahs zugegen gewesen, worauf er in dem Begriffe gewesen, eine schreckliche Prebe von dem Vorzuge beyder Geseze anzustellen. „einen

opfern solches dem Gözen. Kanamaka, eine andere Stadt eben der Provinz, ist nicht weniger wegen einer Wallfahrt berühmt, die man da nach der Höhle eines Felsen thut, wo Flammen herausgehen; dabey doch eine Quelle mit sehr kaltem Wasser befindlich ist. Die Indianer bethehen diese Flamme an. Beschreibung von Indostan.

Siba, deren Hauptstadt Harduerre heißt, erstreckt sich ostwärts bis an die Berge. Der Ganges scheint da aus einem Felsen heraus zu kommen, der nach der Einwohnerbildung etwas ähnliches mit einem Kuhkopfe hat. Da sie nun die Kühe sehr verehren: so kommen sie in Menge dahin, sich da zu baden. Siba ist eben so voll Berge, als Nagrakut, aber nicht so weit nach Norden gelegen h). Siba.

Kakares, eine große Landschaft, wird von der Tataren nordlich durch den Caucasus abgesondert, südlich stößt sie an Pitau, Siba, Nagrakut und Kismire. Ihre vornehmsten Städte sind Dankali und Puchola. Das Land ist sehr bergig. Kakares.

Gor, wo die Hauptstadt eben den Namen hat i), ist auch voll Berge, jenseits des Ganges, zwischen Randuana, Pitau und der großen Tataren. Dasselbst entspringt der Fluß Persilis, der in den Ganges fällt. Gor.

Pitau, und die Hauptstadt gleiches Namens, werden von dem Flusse Kanda bewässert, der am Ende der Provinz auch in den Ganges fällt. Nordwärts begränzen sie die Berge von Nagrakut, ostwärts die Königreiche Lassa und Assam, südwärts Jesuat und Neuat, westwärts Neuat und Varal. Pitau.

Randuana, deren Hauptstadt Karach, oder Kerakatench heißt, welche von verschiedenen Erdbeschreibern Katene genannt wird, wird von Pitau durch den Fluß Iderehis abgesondert. Diese Landschaft und Gor, sind die nordlichsten des mogulischen Reiches an den Gränzen der großen Tataren. Randuana.

Patna ist eine fruchtbare Landschaft, da die beyden nächst vorhergehenden sehr wenig fruchtbar sind. Ihre Hauptstadt eben des Namens, ist des Handels wegen berühmt. Die Holländer haben da ein Kaufhaus. Die ganze Provinz ist zwischen dem Ganges, Persilis, Gemene und Kandaek eingeschlossen. Die Stadt Patna liegt am Persilis k). Patna.

Jesuat liegt über den Ganges zwischen Patna, Udeffa und Neuat, nordwärts von Bengale, und westwärts von Patna. Rajapur oder Rayapor ist die Hauptstadt. Sonst hatten die Franzosen hier ein Handelshaus. Jesuat.

Dd 3

Neuat,

„einen großen Graben, und viel Feuer hinein machen lassen, und haben wollen; der Pater Atech mit dem Evangelio unter dem Arme, und ein Mullah mit dem Coran sollten sich zusammen hinein stürzen, und er wollte desjenigen Geschehen folgen, der nicht verbrennen würde. Aber der traurige Anblick der Mullahs, die ganz bestürzt waren, und das Mitleiden gegen den Pater, der die Bedingung annahm, hätten ihn davon abgebracht. Es ist gewiß, setzt er hinzu, daß diese Patres, so lange Jehan Guir lebte, an diesem Hofe sind geehret worden. Aber dessen Sohn Schah Jehan, Aurengzebs Vater benahm ihnen ihre Gnadenacht, ließ die Kirche zu La-hor zerstören, und den größten Theil der Kirche

„zu Agra niederreißen.“ A. d. 148 u. f. Seite.

f) Hundert Grad zwanzig Minuten Länge, acht und zwanzig Grad vierzig Minuten nördlicher Breite.

g) Sechs und neunzig Grad Länge, zwey und dreyßig Minuten Breite.

h) Vermuthlich rühret daher ihre Gewohnheit, sich täglich in den andern Dörtern dieses Flusses, den sie als heilig ansehen, zu baden.

i) Hundert und sechs Grad Länge, ein und dreyßig Breite.

k) Hundert und fünf Grad, funfzehn Minuten Länge, fünf und zwanzig Grad fünf und fünfzig Minuten Breite. Man sehe die Beschreibung von Patna in Taverniers Tagebuche.

Beschrei-
bung von
Indostan.

Meuat.

Udessa.

Bengala.

Meuat, deren Hauptstadt Tarnol heißt, ist sehr bergigt. Sie liegt über den Ganges, nordwärts von Bengala.

Udessa ist die letzte Provinz des Reiches nach Morgen. Die Hauptstadt heißt Jor Kanat oder Testkanat. Sie liegt über den Ganges und Persilis zwischen Randuena, Patna, Jesuat, Meuat und dem See Chiammay.

Bengala war vor Alters ein ansehnliches Königreich, und ist iso unstreitig eine der mächtigsten Landschaften in Indostan. Sie theilet ihren Namen dem Meerbusen mit, der den Ganges mit vier Mündungen einnimmt. Ihre vornehmsten Städte sind Chatighan, Mongher, Rajimohol, Dacca, und Philipatan 1). Sie ist in verschiedene kleinere Provinzen getheilet, deren die wichtigste Puna und Patan sind. Verschiedene Könige haben sich nicht geschämt, ihren Titel von denselben zu führen. Die Franzosen, Engländer und Holländer haben Kaufhäuser am Ufer des Ganges.

Texeira nennet in seiner Geschichte von Persien bey Gelegenheit einiger Länder von Indostan, das Königreich Sinde, dem er Tatah zur Hauptstadt giebt. Er begnügt sich aber, selches zu nennen, und giebt die Lage nicht an, ob er wohl hinzusetzt, die Portugiesen hätten starken Handel dahin getrieben m). Er redet auch von dem Königreiche Cacche, das, wie er sagt, seiner Stutereyen wegen berühmt ist. Es liegt nordwärts Cambaja. Vermuthlich ist es die nur erwähnte Landschaft Candisch.

Herrn Otters
Anmerkungen
über verschie-
dene Oerter
von Indostan.

Ein ganz neuer Reisender, welcher desto mehr Zutrauen verdienet, weil er die asiatische Reise unter dem Schutze eines großen Ministers gethan, und sich mit vielem Fleiße bemühet hat, sich in den morgenländischen Sprachen vollkommener zu machen, um die Erdbeschreibung durch Beyhülfe der türkischen, arabischen und persischen Geschichtschreiber in besseres Licht zu setzen, liefert in seinen Nachrichten verschiedene Indostan betreffende Erläuterungen, die ich hier beyfügen muß n).

Gurbend.

Nachdem er die Belagerung und Eroberung von Randahar erzählt hat: so führet er seine Helden o) nach Rabil durch Gurbend und Gazin p), deren er sich eines nach dem andern bemächtigte. Gurbend, sagt er, ist ein enger Paß zwischen den Gebirgen von

1) Man sehe verschiedene Reisen an den Ganges in dem Xten Theile dieser Sammlung. Man hat lange Zeit nach ungewissen Nachrichten geglaubt, es gebe eine Stadt Bengale. Aber was man so nennete, war des Königreichs Hauptstadt, die bey den Indianern Tchatigum heißt. Herr Otter, oder vielmehr der türkische Erdbeschreiber, den er anführt, und der sie Tchatigum nennet, unterscheidet sie von einer andern Tchatigam oder Sati-gam, die er an einer der Mündungen des Ganges hundert Meilen von der ersten setzt, und drey Tagereisen von einer Seestadt Pulari. Diese Stadt Tchatigum oder Bengale setzt er in hundert und fünf und dreyßig Grad Länge, und drey und zwanzig Grad Breite in einer Insel, die der Fluß Koasin machet. Mit eben dem Gewährsmanne meldet er, daß sich das Land drey hundert Meilen lang, und zwey hundert und sechzig breit erstreckt. Es wird in zwey und zwanzig Tumans

oder Bezirke getheilet. Kunkie, die alte Hauptstadt, liegt in dem Lande Dgennerabad. Der bengalische Meerbusen, den die Indianer Dibatar guinn nennen, erstreckt sich acht hundert Meilen oder noch weiter in das Land. Er verengert sich mehr und mehr nach Norden zu, und endiget sich in zwey und zwanzig Grad der Breite, bey dem Einflusse des Ganges. Die Morgenländer nennen Bengale: Benguale. Es ist ein gemäßigtes Land, wo große Regen fallen, die das Land überschwemmen: und die Einwohner nöthigen, in Schiffen zusammen zu kommen. Vornehmlich erzeugt es Seide, Reiß, Zucker, Pfeffer, und zweyerley Früchte, die eine Guenle genannt, die der Orange gleicht; die andere Lenguin, die den Granatapfel ähnlich ist. Man machet da so feine Zeug, daß ein Stück von sieben und zwanzig Ellen in der zugeschnittenen Hand Raum hat. Otters Reise, (zu Paris bey Guerin 1748.) Uter Th. in Ann. zur 66 T.

von Tablistan, wodurch man in das Land Gour kommt, welches eine kleine Landschaft und ein Flecken nordwärts von Rhandjan ist. Von Gurbend geht man in drey Tagen nach Nimend durch eine Wüsten, und von dar in zween Tagen nach Balkhe durch ein bewohntes Land. Die andern ansehnlichen Derter dieses Landes sind Rustak, die Festung Zaser, und Baglam. Zwischen Gurben und einem andern Orte, Abibaran genannt, trifft man zween mit Bäumen bepflanzte Länder an, welche diesen Aufenthalt im Frühjahre sehr angenehm machen, und in dem man eine besondere Art von Tulpen, von sehr angenehmem Geruche, Tulpenrosen genannt, antrifft.

Beschreibung von Indostan.

Gaznin oder Gaznem ist eine Kaufmannsstadt an der Gränze von Indien, unter Barmian gehörig, wovon sie acht Tagereisen entfernt ist, vierzig Meilen von der persischen Landschaft Sidgistan ^{q)}. Vorher war sie in schlechtem Ansehen, aber Emir Sebulreguin und sein Sohn Sultan Mahmud, vergrößerte sie sehr. Auf der Seite geht ein Fluß vorbey, und fällt in den Fluß von Kabul. Wasser und Luft zu Gazuin sind sehr gut, weil das Land voll Berge ist. Die Bäume und Weinstöcke tragen daselbst Früchte, die aber selten reifen. Diese Stadt war unter den gaznenischen Fürsten sehr volkreich, und hat große Männer in der Gelehrsamkeit hervorgebracht.

Gazuin.

Kabul ist die Hauptstadt von Tablistan, welche die Perser Bactheker Secnin nennen. Dieses Land hat mehr Länge als Breite, und ist mit Bergen umgeben. Ostwärts wird es von Berkaver und einigen andern Landschaften Indiens begränzt, westwärts von Riovistan und Gezare, nordwärts von Randez und Endez, wo ihm der Berg Kinsdukieche zur Gränze dienet, südwärts von Kizmil und andern von den Afganen bewohnten Ländern. Die Stadt Rambul ^{r)} liegt am Ufer eines Flusses, den Ibnisaid, Mehran nennet. Sie ist wohl befestiget, so daß es schwer fällt, ihr beizukommen. Sonst war sie in Indien so angesehen, daß die Indianer ihre Fürsten nicht eher erkannten, als bis solche daselbst gekrönt waren. Die benachbarten Berge haben Eisengruben. Auch wächst Gewürze und Adlerholz da. Mirobolan wächst da nicht. Weil man ihn aber als eine Waare aus Indien nach Kabul bringt, so nennet man ihn von dieser Stadt, Kiabuli. Der Fluß

Kabul oder Kiabul.

^{m)} Tereira a. d. 114 C.

ⁿ⁾ Es ist der versorbene Herr Otter, dem man nur den Vorwurf macht, daß er in seine Nachrichten ein wenig Verwirrung gebracht hat, weil er die wahre Rechtschreibung der morgenländischen Namen wieder herstellen wollte. Er hätte sie wenigstens so, wie man sie vordem gebraucht, mit beifügen sollen, ohne welche man sich nicht allezeit zu rechte finden kann.

^{o)} Thomas Kulikan, der sich nur vor kurzem, 1738, unter dem Namen Nadi Schah, hatte zum Könige von Persien krönen lassen, und dem großen Mogol Muhammed Cha den Krieg angekündigt hatte.

^{p)} Tereira nennet sie allezeit Gaznem.

^{q)} Gaznin liegt nach dem türkischen Erdbeschreiber in hundert und fünfzehalb Grad Länge, und drey und dreyßig Breite. Nach den Etvals aber in vier und neunzig Grad vierzehn Minuten Länge,

und vier und dreyßig Grad viert und vierzig Minuten Breite. Nach dem Canon in zwey und neunzig Grad ein und fünfzig Minuten Länge, drey und dreyßig Grad vier und fünfzig Minuten Breite.

^{r)} Der türkische Erdbeschreiber setzt Kabul in hundert und sechstehalb Grad Länge, und vier und dreyßigste halb Grad Breite. Der Canon in fünf und neunzig Grad funfzehn Minuten Länge und drey und dreyßig Grad vierzig Minuten Breite. Die Etvals in vier und neunzig Grad vierzig Minuten Länge, und vier und dreyßig Grad fünf und dreyßig Minuten Breite. Herr Otter schreibt Kiabul, aber man muß bemerken, daß seine türkische oder persische Rechtschreibung nicht so viel vermag, daß man Rhoes seine verwerfen sollte, welches die indianische ist, die derselbe aus des großen Mogols Geheimschreiberey hatte. Die Schwierigkeit ist nur, einen Namen aus dem andern zu errathen.

Beschrei-
bung von
Indostan.

Fluß heißt bey den Einwohnern Herzar, welches persische Wort tausend bedeutet, weil sich an seinen Ufern sehr viel Städte und Flecken befinden. Er läuft von Norden nach Süden, in Betrachtung der Stadt, und nimmt nachgehends seinen Lauf ostwärts und südwärts. Nachdem er vier Tagereisen tiefer durch Nekierhe^s) und Pichaiwer, zwey Tagereisen von Nekierhar gegangen, begiebt er sich nach Devav¹⁾), welches zwey Tagereisen von Pichaiwer ist. Die Flüsse Pentche Kioire und Suwat, die nun nicht mehr als einen ausmachen, vereinigen sich mit ihm südwärts des letzten Plazes. Eine halbe Tagereise von Kabul, ostwärts, findet man ein Dorf und eine Festung, eben dieses Namens.

Pichaiwer.

Pichaiwer ist eine große Stadt²⁾), eine Tagereise von Devav, westwärts. In Rhoes und Hawkins Aufsätzen wird sie nicht genannt, ob sie wohl Herr Otter als die Hauptstadt einer Landschaft eben dieses Namens anführt. Nachgehends läßt er seine Heiden über den Fluß Etok gehen, der diesen Namen von einer Festung an seinem ostlichen Ufer hat³⁾). Die alten Indianer haben ihn Enider genannt. Die griechischen und lateinischen

Verschiedene
Meynungen
über den Lauf
des Indus
oder Sind.

Schriftsteller haben ihn Indus genannt, und die Morgenländer heißen ihn noch jezo Sind. Er sondert hier Pichaiwer und Lahor⁴⁾) ab. Ueber seinen Ursprung ist man nicht eins. Einige setzen ihn sehr nahe bey dem Ganges, in den Berg Nagrakut⁵⁾) von dar er etwa neenhundert Meilen von Norden nach Süden läuft. Andere lassen ihn aus der Mittagsseite der Gebirge von Kachemir⁶⁾) hundert und zehntehalb Grad lang und fünf und dreyßig breit, heraus gehen. Er geht ostwärts bey Achenaguir vorbei, und empfängt den Fluß von Kabul bey Rubendi. Nachgehends nimmt er seinen Lauf ostlich und südlich, vermengt sein Wasser mit dem Hezare, wendet sich westwärts und südwärts; läßt den Tilab westwärts und nordwärts, geht zwey Tagereisen von dar, an dem Fuße eines hohen Berges Dychi Kionh hin, und zwey Tagereisen weiter durch Piluput, nachdem in die Wohnungen von Ismael Khan, und Fet Khan, und vier Tagereisen weiter nach Sirpur, worauf er sich mit dem Flusse Tchenhave, und weiter hinunter mit dem Vialh⁷⁾) vereinigt. Zehn Tagereisen tiefer geht er durch Kintdi und Bavela, immer tiefer durch die Festung Metil, zwey weiter durch Pekier, fünfe darnach durch Schvan, noch fünfe weiter durch Nekier Tchetche. Endlich theilet er sich zwey Tagereisen davon in zween Arme, und fällt ins Meer. Diese Beschreibung ist von dem Cheik Mem Eddin

von

⁵⁾ Der türkische Erdbeschreiber setzt diesen Ort in hundert und siebentehalb Grad Länge, vier und dreyßig Breite ostwärts Kabul. Die Stadt ist auf der westlichen Seite eines sehr hohen Berges angelegt, der Kiuhi Sefid, der weiße Berg heißt.

¹⁾ Devav liegt nach diesem Erdbeschreiber in hundert und neunte halb Grad Länge und vier und dreyßig Breite. Es ist eine große Stadt, an dem Zusammenflusse des Pentche Kioire, der von Westen kömmt, und eines andern Flusses, der von den Bergen von Kiuher von Osten kömmt. Diese beyden Flüsse fallen in den Fluß von Kabul, und nehmen alsdenn ihren Lauf nach Dunbedi.

²⁾ Hundert und achtehalb Grad Länge und vier und dreyßig Breite nach dem türkischen Erdbeschreiber.

³⁾ Das ist vermuthlich die Festung, die Tavernier Arok nennt, in der Provinz, die Rhoes Nachricht Arok heißt.

⁴⁾ Otter schreibt Lahar.

⁵⁾ Otter schreibt Nagrakut.

⁶⁾ Otter schreibt Kachemire.

⁷⁾ Vermuthlich die, welche Rhoe Vialh nennt.

⁸⁾ Der türkische Erdbeschreiber bedienet sich dieses Ausdrucks.

⁹⁾ Abul Seda, der ihn Mehran nennt, sagt, er gienge durch die Landschaft Multan, in sechs und neunzig Grad fünf und dreyßig Minuten Länge, und neun und zwanzig und einen halben Breite; er nehme seinen Lauf südlich und westlich, und gieng folgendes durch Mansure in fünf und neunzig Grad Länge, und sechs und zwanzig Grad vierzig

von Kurnurri. Andere sagen, er theile sich in drey Arme nordwärts von Tekier Tete, Beschreibung von Indostan. davon der erste westwärts diese Stadt vorbey geht, und sich bey dem Hafen Lahuri ins Meer stürzt; der zweyte bey Kaniper, einem Flecken, eine Tagereise von Lahuri, ostwärts eben das thut. Vom dritten redeten sie nichts. Man schreibt dem Indus einen Lauf von zwey und vierzig Tagereisen zu, und funfzig Stadien c) in seiner größten Breite, fünf und zwanzig Schritte in der größten Tiefe. Er nimmt etwan zwanzig andere Flüsse auf, deren Fische in seinen Wassern eine andere Farbe bekommen d). Von fünf Flüssen, die sich mit dem Indus in Pengab vereinigen, nennet der türkische Erdbeschreiber vier, und läßt sie aus den Gebirgen von Kachemir heraus gehen. Es sind der Viah, der ostwärts und südwärts bey Lahor vorbey geht, und sich unweit Uchetcher in den Indus ergießt. Der Ravi, welcher anfangs seinen Lauf nach Süden nimmt, so lange er im Lande Lahor ist, nachgehends sich nach Westen lenket, und unter Sujur in den Indus fällt. Der Tchenab e) welcher westwärts und südwärts läuft, und bey Multan hinein fällt; und der Veihut f), welcher sich mit ihm bey Behra vereinigt. Der türkische Erdbeschreiber setzt Lahor in hundert und drey und zwanzig Grad Länge, und ein und dreyßig Breite. Die Kivals geben ihm zweyhundert Grad Länge, und ein und dreyßig Grad Breite; unsere Erdbeschreiber drey und neunzig Grad dreyßig Minuten Länge, und ein und dreyßig Grad vierzig Minuten Breite.

Der Vergleich, den Nadir Schah zu Deali g) mit dem Großmogol machte, veranlaßt Herrn Otter, von den Ländern und Städten zu reden, die Muhammed dem Sieger überließ. Er führet des Vergleichs eigene Worte an: „Ich habe ihm alles Land abgetreten, das Westwärts der Flüsse Etek, Sind, und Tale Sengure, der ein Arm davon ist, liegt, nämlich Pichaver, Riabul, und Gaznin, das Riuhistan, welches die Afsanen bewohnen, die Länder und Festungen, Tekier, Sekier und Khudu Abad, die Länder der Tchukis, Bolodges und anderer mit ihren Städten, Festungen, Dörfern und was dazu gehörig ist, daß solches künftig einen Theil von seinem Reiche ausmachen soll. Die Festung Etek, die Stadt Scheuri sowohl, als die andern Städte und Festungen ostwärts dieses Flusses; das Sind und das Tale Sengure sollen, wie bisher, zum indischen Reiche gehören,“ h). Herr Otter machet folgende Anmerkungen: Die

Minuten Breite, falle ostwärts von Deibul in das Meer, in drey und neunzigste halben Grad Länge, und fünf und zwanzig Grad zehn Minuten Breite, sey dem Nil ähnlich, weil er auch zu gewisser Zeit austrete, und zu andern sich in sein Bett zurück ziehe, und alle seine Ufer fruchtbar mache. Der Verfasser des Buches Resmalma nur sagt, er fange in hundert und sechs und zwanzig Grad Länge, und sechs und dreyßig Breite an, laufe nach West und Süd bis hundert und zwanzig Grad Länge, und zwey und dreyßig Breite, nachgehends nach West bis hundert und elf Grad Länge, und sechs und zwanzig Breite, ferner nach Süd bis hundert und sieben Grad Länge, und drey und zwanzig Breite, worauf er sich in zween Arme theilet, deren einer sich in hundert und vier Grad Länge, und zwanzig Breite in das Meer ergießt.

c) Bey dem Rhoe Chenab.

f) Bey dem Rhoe heißt er anders.

g) Herr Otter schreibt Dilli. Er irret sich, wenn er sagt, sie haben diesen Namen von dem Scha Jehan bekommen. Er hat wollen sagen, das neue Dehli wäre von seinem Stifter Jhbanadab genannt worden. Das alte ist nicht völlig eine Meile von dem neuen, wie er auch bemerkt. Sie sind nur durch eine Mauer abgesondert. Der türkische Erdbeschreiber setzt Dehli in hundert und zwanzig Grad Länge, und zwanzig Breite, unsere aber in sieben und neunzig Grad Länge, und acht und zwanzig Grad zwanzig Minuten Breite.

h) Otters Reise Iter Theil a. d. 407 u. f. S.

Beschrei-
bung von
Indostan.

Die bekanntesten der Städte westwärts des Sind oder Indus, oder Mehran, sind Dabul, eine berühmte Handelsstadt am Meerstrande *i)*, sechs Tagereisen von Mansure, und vier von Terim. Lahuri, welches igo ein ansehnlicher Hafen dieses Landes ist *k)*, liegt zwei Tagereisen ostwärts von Dabul, und von dem Orte, wo ein Arm des Indus ins Meer fällt. Der, welcher seinen Lauf von Westen nach Tete nimmt, geht südwärts dieses Hafens vorbei, wo die Fluth von dem Meere sein Wasser gesalzen macht.

Mansure *l)* ist eine Stadt von mittelmäßiger Größe, in einem Eylande, das der Indus machet. Da wachsen Datteln, Zuckerröhre, und eine Frucht Remume, von der Größe eines Apfels, und einem sehr sauren Geschmacke. Sonst hieß diese Stadt Menherav.

Multan *m)* ist hundert und sechzig Meilen südwärts von Gaznin. Der Tchenhav geht eine Meile südwärts bey dieser Stadt vorbei, und kömmt nach Utchetche, welches westwärts liegt. Zu Multan sieht man ein Gözenbild, das einen Menschen vorstellet, der auf einem Stuhle sitzt, und die Füße kreuzweis unter sich geleeget hat. Seine beyden Augen sind zween Edelgesteine. Die Indianer bethen es an und wallfahrten dahin.

Deirei Ismael Kan ist ein Platz am Ufer des Indus in einem flachen Lande, zwei Tagereisen unter Pilutu. Deirei Sethi Kan ist an eben dem Flusse, zwei Tagereisen tiefer.

Sitper ist eine Stadt, drey oder vier Tagereisen tiefer, als Deirei Sethi Kan, am Ufer des Indus, der sie südlich benezet *n)*.

Utchetche, eine andere Stadt, liegt ost- und südwärts, eben dieses Flusses, Sitper gegen über, drey Tagereisen westwärts von Multan. Der Tchenhav fällt eine halbe Tagereise von dar nach Süden zu in den Indus, nachdem er sich mit dem Flusse Rubeh vermischt hat *o)*.

Bavela, die erste Stadt des Landes Multan, am Indus, ist drey Tagereisen von Utchetche *p)*. Morile liegt eine Tagereise davon westwärts dieses Flusses.

Pektier, die vormalige Hauptstadt, und der Sitz der Landesherren, liegt *q)* auf einem Hügel, den der Indus umgiebt. Die Stadt Luheri, welche von einer Festung beschützet wird, liegt sehr nahe an Pektier am südlichen Ufer eben dieses Flusses. Sekier ist eine Festung am nördlichen Ufer, und Tekier eine Stadt vier Meilen von Pektier. Dieses Land stößt an Makran, eine persische Provinz, die westwärts von Kirman, südwärts vom Meere, ostwärts von Sind, nordwärts von Achenaguir, Khast und Zablistan begrenzt ist.

i) Hundert und anderthalb Grad Länge, und drey und zwanzigste halb Grad Breite, nach dem türkischen Erdbeschreiber. Abul Seda nennet sie Deibul, und sezet sie nach Ibni Said und dem Canon zwey und neunzig Grad ein und dreyßig Minuten Länge, und vier und zwanzig Grad zwanzig Minuten Breite. Nach den Ervals ist sie zwey und neunzig Grad dreyßig Minuten Länge, und fünf und zwanzig Grad zehn Minuten Breite.

k) Hundert und zwey Grad dreyßig Minuten Länge, und drey und zwanzigste halb Grad Breite, nach dem türkischen Erdbeschreiber.

l) Nach ebendenselben hundert und sechs Grad Länge, und sechs und zwanzigste halb Drei-

te. Bey dem Ibni Said fünf und neunzig Grad vierzig Minuten Länge, und fünf und zwanzig Grad vierzig Minuten Breite. Bey den Ervals und in dem Canon fünf und neunzig Grad vierzig Minuten Länge, und sechs und zwanzig Grad dreyßig Minuten Breite.

m) Nach dem türkischen Erdbeschreiber hundert und achtelb Grad Länge, und dreyßigste halb Breite, nach dem Canon und den Ervals sechs und neunzig Grad fünf und zwanzig Minuten Länge, und neun und zwanzig Grad vierzig Minuten Breite.

n) Hundert und sieben Grad Länge, und dreyßigste halb Grad Breite.

gränzet wird. Sie ist sehr weitläufig aber ziemlich wüste; die Einwohner haben viel Aehn- Beschreibung
liches mit den Kiurden oder Turden; sie reden persisch, tragen baumwollene Kleider mit lung von
dem Turbane, und ergeben sich dem Handel. Da dieser mogolische Gränzplatz besser bekannt Indostan.
zu werden verdient: so erinnert Herr Otter, nach dem türkischen Erdbeschreiber, daß die Herr Otters
Hauptstadt von Mekran eine große Stadt Guie r) ist, welche von zween Bergen süd- Anmerkungen
wärts, und nordwärts eingeschlossen wird. Ormus, bey den Persern Hurmuz, liegt über Mekran,
zehn Tagereisen davon nach Westen, und Kidge eben so weit nach Osten. Diese letzte die persische
Stadt ist befestiget s). Der Fluß Nehent geht seitwärts der Festung vorbei, die auf der Gränzland-
andern Seite einen Felsen hat, wo man schwerlich hinauf kommen kann. Nordwärts der schaft gegen
Stadt sind hohe Berge, und südwärts ist eine Wüste bis ans Meer, zehn Tagereisen weit. Indostan.

Diteck ist eine andere Stadt, von Mekran acht und neunzigtehalben Grad lang, und dreyßigste halbe breit. Ein Fluß, der von Norden kommt, benezet sie. Guie liegt zehn Meilen westwärts nach Süden zu davon, und die befestigte Stadt, Djal, drey nach Osten. Ein großer Fluß, der von Westen und Norden herkommt, geht nordwärts bey Djal vorbei, und stürzt sich nordwärts Pentchepur ins Meer t).

Die Flüsse von Mekran sind 1. der Nehent, welcher so groß ist, als der Nil. Er kommt von der Seite von Gaznin, Erkinb, und Bedaktan, her, geht ostwärts und südwärts bey Kidge vorbei, nachgehends südwärts bey Daren, und begiebt sich nach Mend u), wo er seinen Lauf südlich nimmt, und sich ins Meer zwey Tagereisen westwärts von Kievadiv, bey einem Orte, Destiari genannt, stürzt.

2. Der Kiurkient, der von der Seite von Navek x), ostwärts von Piruzabad y) und westwärts von Pitchin z) fließt, von dar nach Osten und Süden, unter dem Namen Sutinguiur geht. Nachdem er viel Land durchlaufen hat: so vereinigt er sich mit den Kiurkies, und stürzt sich bey Sitz, acht Tagereisen von Ormus, in das Meer, wenn man den Weg zu Lande, und viere, wenn man ihn auf dem Meere nimmt. Andere sagen, der Kiur Kient gieng auch bey der Festung Kieheck a) vorbei, und falle zwischen Rudar und Pitchin in das Meer von Ormus.

3. Der Kiurkies kommt ostwärts von Sipavend her b), welcher Flecken in acht und neunzig Grad Länge, und dreyßigste halbe Grad Breite liegt, geht bey Diteck, Nischack, Pentchepur, Guie, und westwärts von Kasrikund vorbei, wo er in den Sutinguiur, und nachgehends bey Sitz in das Meer von Ormus fällt.

Ce. 2

4. Der

o) Einerley Länge mit Sitper und dreyßig Grad Breite.

p) Hundert und sechs Grad Länge, und acht zwanzig Breite.

q) Hundert und sechste halbe Grad Länge, und vier und dreyßig Breite.

r) Sechs und neunzig Grad Länge, und sieben und zwanzigste halbe Grad Breite.

s) Zwey und neunzig Grad dreyßig Minuten Länge, acht und zwanzigste halbe Breite.

t) Eine Stadt neun und neunzigste halbe Grad Länge, und sieben und zwanzigste halbe Grad Breite.

u) Sechs und neunzig Grad Länge, und sieben und zwanzigste halbe Breite.

x) Neun und zwanzig Grad Länge, und dreyßig Breite.

y) Sechs und neunzig Grad Länge, und acht und zwanzigste halbe Breite.

z) Sechs und neunzig Grad Länge und sieben und zwanzig Breite.

a) Sechs und neunzig Grad Länge, und neun und zwanzigste halbe Breite.

b) Sechs und neunzig Grad Länge, und sieben und zwanzigste halbe Breite.

Beschreibung von
Indostan.

Anmerkungen
über das alte
Königreich
Gusurata.

4. Der Makitia kommt von Gaznin her, geht bey Navet, Dial, ostwärts von Pentchepur, und eine Tagereise westwärts von Ridge vorbei, worauf er sich bey Egen mit dem Nebenfl. vereinigt.

Herrn Otters Anmerkungen über das Königreich Gusuratta zeigen eben so viel Richtigkeit. Er giebt ihm seinen wahren Namen Gutcherat. Die Länge, sagt er, ist etwa sechzig deutsche Meilen, und die Breite beynahe eben so groß. Man nennt es auch Kienbait c), von einer Stadt dieses Namens, die drey Tagereisen Südost von Ahmed Abad d), eben so weit von Besvedge, das sich südwärts befindet, und drey Meilen von dem Meere liegt. Idrist, der dieses meldet, setzt hinzu, sie liege an einem kleinen Flusse, der sich in einen Meerbusen, drey Tagereisen lang, stürzt. Dieser Meerbusen ist seiner Fluthen wegen, gefährlich. Das Wasser zieht sich manchmal drey Meilen zurück, und läßt große Klippen unbedeckt, an denen viel Schiffe scheitern. Um hinein zu kommen, muß man Loosen zu Dill nehmen. Kienbait oder Cambaye ist eine der schönen und großen Städte in Indien. Dasselbst wird starker Handel mit Spezereyen und andern Waaren getrieben, die man von allen Orten dahin bringt, besonders mit Elephantenzähnen, die von Rufala kommen, und damit die Einwohner von Kienbait ihre Häuser, die von Ziegeln und weißem Marmor gebauet sind, zieren.

Ahmed Abad, die Hauptstadt von Gutcherat, liegt in einer fruchtbaren und angenehmen Gegend an einem Flüsschen. Wasser und Luft dieses Ortes, der vor Alters nur ein Flecken, Namens Esavul, war, gefielen dem Ahmed Kan dergestalt, als er König dieses Landes war, daß er im 83ten Jahre der Flucht Muhammeds, eine Stadt daraus machte, und solche befestigte. Sultan Mahmud baute eine andere, einige Meilen von dar, die er Mehmed Abad nennete. Beyde Städte vergrößerten sich, stießen zusammen, und machen also nur eine aus. Die Bazare sind da geräumiger und reinlicher, als anderswo in Indien. Die Läden haben zwey bis drey Geschöß. Die Mannspersonen sind da höflich; die Weibsbilder weiß, schön und verliebt. Die Seestadt, welche wir Surata nennen, liegt fünf Tagereisen südwärts von Ahmed Abad, und heißt eigentlich Suret. So verändern unsere Reisende alle Namen.

Anmerkungen
über Agra.

Akbar Abad oder Egre f), vormals die Hauptstadt von Indien, liegt vier Meilen ostwärts, und südwärts von Dilli oder Dehli. Anfanglich gehörte sie zu Biant. Sultan Fakiender unternahm, eine große Stadt daraus zu machen. Chirkhan und Selim Kan hatten nach ihm eben die Absicht, und führten sie vollkommen aus. Der Großmogol Akbar, der ihr seinen Namen gab, zierte sie mit kostbaren Pallästen, und schönen Gärten, die er an beyden Seiten des Flusses Tchin oder Tchinna, der Alten Jo manes g), anlegte, welcher mitten durch die Stadt geht. Die Festung zu Egre ist aus Steinen erbauet, welche vermittelst eiserner Haken so wohl zusammen gefüget sind, daß sie nur einen einzigen Stein auszumachen scheinen. Man wendete zu seiner Erbauung fünfzig

c) Sonst Cambaja, welches der türkische Erd- beschreiber in hundert und fünfzehn Grad Länge, und vier und zwanzig Breite, setzt; der Canon aber in neun und neunzig Grad zwanzig Minuten Länge, und zwey und zwanzig Grad zwanzig Minuten Breite; die Ervals in eben die Länge, und sechs und zwanzig Grad zwanzig Minuten Breite.

d) Alle Reisenden und Karten haben es Amadabad genannt.

e) Die berühmte Stadt Goa heißt, wie der Verfasser sagt, Guve.

f) Dies ist der wahre Name von Agra, nach Herrn Otter.

halb Jahre, und erstaunliches Geld an. Hissar ist eine große Stadt ostwärts, und nordwärts Egrc. Le Kierhon ist eine kleinere ostlich *b*). Beschreibung von Indostan.

Die andern indianischen Länder betreffend, welche zum mogolischen Reiche gehören Anmerkung über Dekan. haben, deren einige ihm wirklich noch zinsbar sind, als die Königreiche Visapur, Golkonde, Carnate ic. so kann man darüber die Abtheilungen nachlesen, wo ihre Beschreibungen enthalten sind *i*). Decan, das Herr Otter Dekier nennet, ist igo ein Theil von Indostan. Es liegt südwärts Gussurate, und erstreckt sich vom Anfange des Flusses Bath bis nach Alliga zweyhundert funfzig Meilen. Man machet drey Theile davon, die aus dem Berge Vegat, der von einem Ende zum andern durchgeht, und den Ländern auf beyden Seiten des Berges bestehen. Es enthält drehundert und sechzig Festungen *k*). Man saget, es habe den Namen Dekan oder Dekier, welcher Bastard bedeutet, seit der Eroberung der Dilems erhalten, weil diese Völker, nachdem sie sich daselbst fest gesetzt hatten, sich mit den Weibesbildern des Landes verheiratheten, und eine Art von Nestlingen hervorbrachten. Ahmed Niguer, die Hauptstadt *l*), hat bessere Luft und Wasser, und eine vortheilhaftere Lage, als andere indianische Städte. Sie hat Berge und Ebenen; eine Festung, die man für unüberwindlich hält, unterirdische Wasserleitungen, welche die ganze Stadt versorgen, Gärten, und die schönsten Spaziergänge von der Welt.

Man zählt in Indostan vier und achtzig indianische Fürsten, die noch eine Art von zinsbare Staaten der umumschränkter Herrschaft, in ihrem alten Lande behalten, und nur dem Großmogol zinsbar sind, und ihm Kriegesdienste leisten. Sie führen den Namen Rajas, und die meisten Rajas. bleiben Götzendiener, weil sie glauben, das Band der gemeinschaftlichen Religion helfe sehr viel, sie in dem Eigenthume ihrer kleinen Staaten zu schützen, die sie so auf ihre Nachkommen bringen. Das ist aber fast der einzige Vorzug, den sie vor den muhammedanischen Omrahs haben, denen sie sonst bey Hofe in allen Erniedrigungen der Unterwürfigkeit gleich sind. Doch unterscheidet man einige, die noch einen Schatten der Größe selbst in Gegenwart des Großmogols behalten. Der erste, den man in verschiedenen Nachrichten genannt hat, will seine Abkunft von dem alten Porus herleiten, und läßt sich den Sohn dessen, der sich bey Roma, Raja der Sündfluth gerettet hat, nennen, als wenn dieses ein vorzüglicher Titel wäre, der ihn von Jedussie. von andern Menschen unterscheidet. Sein Staat heißt Jedussie *m*). Die Hauptstadt Usepur. Alle Fürsten dieses Stammes nehmen vom Vater auf den Sohn den Titel Rams an, welches einen Menschen von gutem Ansehen bedeutet. Man behauptet, er könne funfzigtausend Pferde, und zweymal hunderttausend zu Fuß aufbringen. Dieses ist der einzige indianische Fürst, der noch die Ehre behalten hat, unter dem Sonnenschirme zu gehen, die sonst den Monarchen von Indostan allein eigen ist.

Der Raja von Rator ist dem von Jedussie an Reichthum und Macht gleich. Er beherrscht neun Länder als oberster Herr; sein Name war Jakons Sing, das ist, der von Rator. Löwenherr, da Nurengzeb den Thron bestieg. Da er eben so viel Volk aufbringen kann,

Ge 3

als

g) Alle Reisende haben ihn Gemene oder Gemma genannt.

b) Man sehe die Anmerkung zu Otters Reise.

i) Man sehe die Beschreibung von Golkonde in dem Xten Theile. In der Beschreibung von Pondicheri, eben in diesem Bande, hat man gesehen, wie viel Ansehen der Mogol auf der Küste

von Coromandel besitzt, und durch seine Nababs ausübet.

k) Nach Best Klim, den Herr Otter anführt.

l) Bey andern Aurenghabad. S. Taverniers Tagebuch.

m) Man sehe die Lage dieses Staates in Mandelsloes Tagebuch.

Beschreibung von Indostan. als Rana, so hat er auch eben so viel Ansehen bey Hofe. Man erzählet, Schah Jehan habe ihn eines Tages bedrohet, er wolle ihn in seinen Staaten besuchen; worauf der Raja trohig geantwortet, den folgenden Morgen wollte er ihm ein Schauspiel weisen, das vermögend seyn würde, ihm die Lust zu dieser Reise zu vertreiben: und weil gleich die Kette an ihm gewesen, vor dem Thore des Pallastes auf die Wache zu ziehen, so habe er zwanzigtausend Mann zu Pferde an die Ufer des Flusses gestellt, nachgehends den Kaiser erschiet, vom Balcon die Augen auf die Soldaten seines Staates zu werfen. Schah Jehan sah die glänzenden Wafen und das kriegerische Bezeigen dieser Mannschaft mit Erstaunen an. Herr, sagte der Raja zu ihm, du hast aus den Fenstern deines Pallastes die Beschaffenheit meiner Soldaten ohne Schrecken angesehen. Du würdest sie aber vielleicht nicht ohne Gefahr sehen, wenn du kämest, ihrer Freyheit Gewalt zu thun. Diese Rede erhielt Beyfall, und Jakons Sing bekam ein Geschenk.

Der Raja von Chague. Der dritte Raja, der bey Hofe im Ansehen steht, kann vierzigtausend Mann zu Pferde ins Feld stellen. Sein Staat heißt Chague, und die Hauptstadt Amber. Während der Kriege des Aurengzebs, hieß dieser Raja, Jasung oder Jessein; er ist in den damaligen Nachrichten berühmt.

Anderer mächtige Rajas. Außer diesen vornehmsten Rajas zählt man nicht weniger, als dreißig, deren Macht nicht verächtlich ist, und besonders vier, die mehr als fünf und zwanzig tausend Reuter im Sold haben. Bey erforderndem Falle vereinigen diese Fürsten alle ihre Mannschaft mit des Mogols seiner. Sie führen solche in Person, Für ihre Leute bekommen sie eben den Sold, den man den kaiserlichen Soldaten giebt, und für sich selbst so viel, als der erste muhammedanische General

Urtheil über den izzigen Zustand von Indostan. Der Verfasser der Einleitung zur Geschichte von Asien, nachdem er nach seiner Art die Größe und Gränzen dieses großen Reiches untersucht hat, urtheilet davon folgendermaßen: „Der Mogol hat auf der Mittagsseite von den kleinen Königreichen der malabarischen Küste nichts zu fürchten. Die Ungleichheit der Kräfte, und die langen Gebirge von Gâte versichern ihn eines guten Verständnisses mit diesen Völkern. Das Schrecken seines Namens, das sich über die ganze Küste von Coromandel ausgebreitet hat, hat ihm mehr als seine Waffen genüget, die Fürsten sich unterwürfig zu machen, die seinen Schutz gesucht haben. Der König von Arrakan würde ein gefährlicherer Nachbar seyn, wenn er in der That oberster Beherrscher von Timpra, Ava, Pegu, und der ganzen östlichen Seite am bengalischen Meerbusen wäre. Aber wenn auch dieses ganze Land unter einem einzigen Monarchen vereinigt stünde: so scheint doch nicht, daß es bevölkert und reich genug seyn würde, einer so furchtbaren Macht, als des Mogols seine ist, die Waage zu halten, und außerdem würde es ihn nur von der Seite des Ganges angreifen können, wo die größte Macht von Indostan ist. Die Zataren wären mehr zu fürchten: aber die Gebirge Imaus sind eine natürliche Vermauer, und werden mit zahlreichen Heeren versichert.“

n) Iter Theil a. d. 343. S.

o) Herr Otter nennt es Zablistan.

p) Da man von Herrn Otters Richtigkeit ein gutes Urtheil haben muß, so wird es angenehm seyn, hier seine Anmerkungen über jeden Fürsten

von Tamerlans Nachkommenschaft, nebst der rechten Schreibart des Namens, wie er solche, vermöge seiner Kenntniß der morgenländischen Sprachen, bestimmt hat, zu lesen: den Tamerlan nennet er Teimur Kiurekian. „Dieser Herr, sagt er, ward

sichert. Auch sind die Tataren igo in sehr viele Stämme und Aeste zertheilet, und bey weitem nicht so furchtbar, als sie gewesen sind, da alle Macht der Tataren unter so kriegerischen Oberhäuptern, als Jenghiz Kan und Timurbeg oder Tamerlan, vereinigt war. Die größte Gefahr also, die Indostan bedrohen könnte, kann nur von einer Empörung der Prinzen vom Geblüte und der Verführung der Heere herrühren, „u). Beschreibung von Indostan.

Es ist zu bewundern, daß dieser Schriftsteller die Perser nicht unter die gefährlichsten Feinde vom Mogol setzet, besonders nach dem glücklichen Einbruche des Nadir Schah, der unter dem Namen Chamas Kulikhan bekannt ist.

Der II Abschnitt.

Stiftung des mogulischen Reiches und des kaiserlichen Stammes.

Der kaiserliche Stamm geht bis auf den Tamerlan zurück. Miracha oder Chah Nuh. Abu-Ischaid oder Ebu Seid. Selk Omar oder Mirza. Babar oder Zahireddin Baber. Humayun oder Nasreddin Humajun. Ekat. Jehan Guir. Chah Jehan. Aurengzeb; dessen Kinder. Ende des Stammes der Könige von Golconda. Cha Halem. Dghandar. Ferruh Sier. Nesi Ed Deredjat. Nasreddin Muhammed Cha. Siege des Chamas Kull Khan oder Cha Nadir über Scha Muhammed. Blutbad der Perser in Dehli. Rache deswegen. Begierde des Nadir Cha nach den mogulischen Reichthümern. Er bemächtigt sich des kaiserlichen Schates. Ihm wird ein Theil von den mogulischen Staaten abgetreten. Nadir Chah reiset von Dehli ab. Er wird aus der Gefahr gerettet. Außerordentliche That des Nadir Cha. Seine letzte Hinderung.

Man hat im Artikel von der Tataren im VIten Bande dieser Sammlung gesehen, wie Timur Beg oder Tamerlan, von Jenghiz Kan abstammte. Dieser tatarische Kaiser Tamerlan, hat das Reich der Mogolen in Indien gestiftet. Er streifte zuerst in Indostan, kehrte alsdenn seine Waffen wider Persien und Syrien, welches er geschwind eroberte, und kam gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts zurück, Cabulestan o), die unter seiner Abwesenheit sein Joch abgeschüttelt hatte, wieder zu erobern. Er züchtigte die Aufrührer, gieng über den Indus oder Sind, besiegte verschiedene kleine Fürsten, unter welche Indostan damals getheilet war, und machte sich zum Herrn von Dehli, der Hauptstadt von Indien. Seine Thaten wider eine große Menge tatarischer Fürsten, die er überwältigte, und die Siege, wodurch er den Thron des stolzen Bajazet umstürzte, gehören eigentlich nicht zur Geschichte von Indostan. Er starb 1405 im sechs und sechzigsten Jahre, und ließ seine weitläufigen Länder unter seine Kinder getheilet p). Sein dritter Sohn, Miracha, bekam das persische Irach, Cabulestan, und Indien. Von diesem Fürsten sängt eigentlich das Reich an, das die Europäer vorzüglich des großen Mogols nennen. Wer sich der besondern Umstände aus dem VIten und VIIten Bande dieser Sammlung erinnern will, wird solches nicht mit Mogolistan, der Mogolen Vaterlande in der Tataren verwechseln. Der kaiserliche Stamm geht bis auf den Tamerlan zurück. Er erobert Indien.

Miracha

den 2ten Apr. 1336. zu Reche, sonst Chebri Sebez, oder die grüne Stadt, eine Tagereise von Semerkand, geboren. Er bestieg den Thron zu Balke, den 2ten April 1370, eroberte Maweraulnehre, Bedakbedhan, Abarehme, Turkistan, Dablistan, das Land Gur, Indien bis nach Dilli, Kleinasien, Syrien und Aegypten. Er ward zu Ultrar krank, und starb den 2ten Nov. 1405. zu einer Zeit, da er die Tataren von Abata zu bekriegen auszog. Man hat zu merken, daß

Beschrei-
bung von
Indostan.

Abuchaid oder
Ebu Seid.

1469.

Seid Omar
oder Umar
Mirza.

Miracha nahm seinen Sitz in Persien 9); und da sich die Indianer wider ihn empöret hatten, so gelang es ihm, sie zu überwältigen. Aber einer ihrer Fürsten, den er zum Gefangenen gemacht hatte, tödtete ihn mit einem Pfeilschusse. Der Verfasser der allgemeinen Geschichte der Mogolen hat sich, wie Herr Otter redet, betrogen, und Martiniere ist in eben den Irrthum verfallen, da sie seinen Tod in das 1451 Jahr gesetzt.

Abuchaid, den man für Mirachas Sohn hält, bestieg den Thron nach ihm. Er ward von seinen Unterthanen bald abgesetzt, und sie wählten an seiner statt seinen Bruder der Mirachas zweyten Sohn. Sie wurden aber dessen tyrannischer Regierung überdrüssig, und riefen Abuchaid zurück, der ihn hinrichten ließ, und nachdem einen Krieg wider Ulugbeg, einen andern Enkel Tamerlans, unternahm, die Rechte des Abdalatif, eines Sohnes dieses Fürsten, zu vertheidigen. Er nahm die Stadt Samarkan ein, wo er den Abdalatif wieder fest setzte, der kurz darauf, mit eben dem Beystande, seinen Vater Ulugbeg überwand, und ums Leben brachte. Aber Abdalatif kam wieder um, und ließ das Königreich Samarkan seinem Bruder Abdalla. Abuchaid kehrte wieder nach Indostan zurück, und übte daselbst Gewaltthätigkeiten aus, die ihn verhaßt machten. Er zog folgendes wider den Abdalla, dem er das Reich Samarkan raubete. Nach andern Kriegen fand er einen furchtbaren Feind an Usim Cassan, einem Fürsten vom Stamme der Turcomannen, der alle andere Fürsten von eben dem Geschlechte überwältigt, und sich zum Herrn aller Provinzen Turcomanniens gemacht hatte. Abuchaid war über desselben Eroberungen eifersüchtig, und unternahm, ihn mit einem starken Heere anzugreifen; aber Usim Cassan bekam ihn gefangen, ließ ihm 1469 den Kopf abschlagen, dreier seiner Söhne blenden, und bemächtigte sich ganz Persiens bis nach Indien. Nachgehends ward er selbst durch den türkischen Kaiser, Muhammed den II, überwunden, und Ismael Sophi, der von des Propheten Muhammed Schwiegersohne Hali abstammte, bemächtigte sich des Königreichs Persien, das seine Nachkommen, bis auf diese letzten Zeiten besessen haben, des Abuchaid Kinder aber, machten sich des Usim Cassan Unglück zu Nutze, sich wieder in einem Theile der Staaten ihres Vaters fest zu setzen 1).

Unter denselben erbte Seid Omar, den größten Theil von ihres Vaters Macht. Er lebte bey einer vier und zwanzig jährigen Regierung in Frieden, und stürzte sich aus Unbedachtsamkeit von einem Dache 1493.

Babar

„daß der Text selbst hier aus dem Tavernier und dem P. Catrou, wie Martiniere solche abgekürzt hat, genommen ist, und der Vater Catrou für seinen vornehmsten Quell eine geschriebene Nachricht Herrn Manouchi eines venetianischen Reisenden erkennt, dem die Chroniken von Mogol waren mitgetheilet worden.

9) Eba Rub, und nicht Miracha oder Mirancha, Teimours Sohn, herrschte drey und vierzig Jahre nach seinem Vater, und ist 1447 gestorben.

1) Sultan Ebu Seid, Sultan Muhammeds Sohn, und Miran Chabs, welcher Teimours dritter Sohn war, Enkel, ward 1427 ge-

boren, bestieg den Thron in dem 26sten Jahre seines Alters, und ward 1469 umgebracht. Otter an oben angeführtem Orte. Ein aufmerksamer Leser wird den Unterschied nicht nur in den Namen, sondern auch in der Zeitrechnung und Folge sehen.

1) Umer Mirza, Ebu Seids vierter Sohn, geboren zu Semerkand 1436. starb 1494.

2) Jahiredin Babar, Umer Mirzas Sohn, geboren 1483, bestieg den Thron den 8ten des Brachmonats 1494, herrschete Anfangs in Maveranahere, eroberte hernachmals Kiabul, Kandabar, Bedakhechan, Gafnin, und ganz Indien, ausgenommen Dekien, Gatcherat, und Bengale. Er starb 1530, und ward zu Kiabul beerdigt. hat

N.º 6.

CHAH JEHAN.



Babar ¹⁾, Seit Omars Sohn, war seinem Vater kaum nachgefolget, als er sich von Schaibeck Khan, des Usbeck Khans Sohne angegriffen sah, den Abuchaid seiner Länder beraubet hatte. Babar ward von seinen Untertanen verlassen, und flüchtete in seine indianischen Staaten, dadurch er das Königreich Samarkand dem Schaibeck Khan überließ. Seitdem ist das alte Reich der Mogolen in zwei Monarchien getheilet worden. Die Usbecken herrscheten zu Samarkand, und Babar in Indien, wo ihm einige Siege ein friedliches Leben bis an seinen Tod 1530 verschaffeten ²⁾.

Beschrei-
bung von
Indostan.

1493.

Babar oder
Zahreddin
Baber.

Sein Sohn, Homayum ^{u)}, fand in dem Anfange seiner Regierung am Chira, einem Fürsten von einem Stamme, den Babar von dem Throne vertrieben hatte, einen starken Widersacher. Nach verschiedenen Schlachten in der Stadt Dehli behielt Chiras Partey die Oberhand, und nöthigte Homajun, in Persien zu flüchten. Dieses Unglück begegnete ihm in dem eilften Jahre seiner Regierung. Da aber Chira neun Jahre darauf gestorben war: so nahm er das indianische Reich wieder mit einer persischen Armee ein, und herrschte zwey Jahre geruhig, bis er 1552 starb.

1530.

Homayum
oder Nasred-
din-Humajum

Sein Sohn Akbar oder Ekbar ^{x)} vergrößerte das Reich durch seine Eroberungen. Er besiegte Babare, den König von Gusrate, mit Beyhülfe der Portugiesen von Goa, und bemächtigte sich der Königreiche Decan und Candish. Die Stadt Agra ließ er wieder bauen, um daselbst den Sitz seines Reiches anzulegen. Er belagerte die Festung Chitor, und nahm durch Verrätheren den Rana weg, aber die Gemahlinn dieses unglücklichen Fürsten hielt die Belagerung aus, und fand Mittel, ihren Mann zu befreien. Ekbar kam wieder, das Schloß Chitor zu belagern. Der Rana ward getödtet, und der Platz verblieb dem Sieger, der nachgehends das Königreich Kachemir eroberte. Er starb 1605, nachdem er das Reich auf den Gipfel seiner Macht erhoben hatte.

1552.

Ekbar oder
Djalal Eddin
Ekbar.

Sein Sohn, Jehan Guir ^{y)}, folgte auf dem Throne, ohne die Tapferkeit und die guten Eigenschaften seines Vaters geerbt zu haben. Er ließ sich durch die Sultaninn Nur Jaham beherrschen ^{z)}, und ward von einem seiner Staatsbedienten Muhammed Khan gefangen genommen. Sein ältester Sohn Cosron ^{a)}, bemächtigte sich sogleich aller Gewalt, aber Muhammed Khan schlug seine Mannschaft, und setzte den Jehan Guir wieder in Freyheit. Cosron ward in ein Gefängniß geworfen, wo ihn Chorrom ^{b)}, sein Bruder, welcher Nur Jahams Tochter geheirathet hatte, erdrosseln ließ. Chorrom genoss

Jehan Guir
und Mureddin
Dgihanguir.

hat eine Nachricht von seinem Leben, unter dem Titel: Pakrat Baberi aufgesetzt. Otter an oben angeführtem Orte.

^{u)} Nasreddin Humajun, Babars Sohn, geboren zu Kiabul 1508, bestieg den Thron zu Agra 1530, eroberte Malewa, Gutcherat und Bengale, ward nachdem von seinen Ländern verjagt, flüchtete in Persien, und suchte bey dem Schah Tahmas, Ismails Sohne, Hülfe, der ihn wieder in seine Länder zu kommen behülfflich war. Er starb 1556. Otter an oben angeführtem

geschah zu Kalinur in der Landschaft Labor. Er brachte fast ganz Indien unter seinen Gehorsam, und starb zu Agra 1605. Otter.

^{y)} Selim, Ekbars ältester Sohn, geboren 1569 zu Sethepur, zwölf Meilen von Agra, bestieg den Thron 1605, unter dem Namen Nur Eddin Dgihanguir, und starb zu Tchingariski 1627. Es war ein weibischer Fürst, der sich von einer schönen Frau Nur Dgihan beherrschen ließ. Otter daselbst.

^{z)} Alle Reisenden nennen sie Nurmahal.

^{a)} Khoe, der sich damals an dem Hofe befand, nennet ihn Cosronroe.

^{b)} Dihoe nennt ihn Corone.

^{x)} Djalal Eddin Ekbar, geboren zu Emir Jahr 1542, ward 1556 zum Kaiser ausgerufen, es Allgem. Reisebeschr. XI Band.

Beschrei-
bung von
Indostan.

genoss die Früchte seines Lasters nicht lange. Er ward in sein Gouvernement nach Gusrate gesandt, wo er sich gegen seinen Vater empörte, und mit einem Heere von sechzig tausend Mann in das Feld rückte. Jehan Guir besiegte ihn in drey Schlachten. Chorrom, der sich gerettet hatte, bekam nach seines Vaters Zurückziehung wieder Muth. Da er aber bey neuen Unternehmungen eben so unglücklich war: so machte er Friede, und Jehan Guir endigte sein Leben geruhig zu Bimber 1627.

Nach seinem Tode ward Cosrons Sohn, Bolaki, auf den Thron gesetzt. Chorrom stellte sich krank, und ließ nachgehends aussprechen, er wäre todt. Man bath bey Bolaki um Erlaubniß, seinen Vetter in seiner Vorfahren Begräbniß zu beerdigen, und unter diesem Vorwande folgte Chorrom verkleidet selbst seinem Sarge. Bolaki gieng aus Agra der Leiche entgegen, ward von seines Gegners Partey überfallen, und rettete sich mit Mühe in Persien. Sogleich ließ sich Chorrom zum Kaiser ausrufen, und nahm den Namen Chah Jehan c) an. Er fing seine Regierung mit einem Kriege wider die Portugiesen an, denen er die Stadt Uli wegnahm. Er hatte vier Söhne, denen er Befehlshaberstellen gab. Der älteste, Dara, regierte unter ihm; Cha Chuia ward Unterkönig von Bengale, Aurengezb von Decan, der jüngste Moradbar d), von Gusrate.

Cha Jehan te. Daras übele Aufführung machte ihn bey den Unterthanen verhaßt, und Aurengezb erhielt gegentheils sehr vielen Ruhm in den Kriegen, in dem Königreiche Golkonde. Als ihr Vater krank wurde: so faßte jeder von den vier Brüdern den Entschluß, sich des Reiches zu bemächtigen. Cha Chuia war der hitzigste, rückete bis nach Dehli mit einem ansehnlichen Heere, und nöthigte seinen Vater, sich nach Agra zu ziehen. Da er aber die Kühnheit hatte, selbigen zu verfolgen: so ward er besiegt und genöthiget, in Bengale zu fliehen. Moradbar, der sich auch empörte, rückete nach Dehli, und fand den Aurengezb geneigt, sich mit ihm zu vereinigen, wobey des Mirsa Mula e), Generals von Golkonde, Völker, waren. Aurengezb war listiger, als sein Bruder, dessen Macht er nur brauchen wollte, sich selbst zu erheben, und ließ ihn gleich nach ihrer Vereinigung für Kaiser erklären. Sie zogen mit einander, thaten starke Marsche, und schlugen ihres Vaters Cha Jehans Heer. Dara kam ihnen mit anderer Mannschaft entgegen, ward aber durch eines seiner Feldherren Verrätherey überwunden, und mußte sich mit der Flucht retten. Aurengezb und Moradbar ließen darauf ihr siegendes Heer in das Gesicht von Agra rücken. Sie bemächtigten sich dieser Stadt, und des Cha Jehan selbst, und schienen nur auf den Zug gegen den Dara zu denken. Aber Aurengezb hielt die Gelegenheit für vortheilhaft, sein Vorhaben auszuführen. Er nahm seinen Bruder Moradbar gefangen; ließ sich

c) Chibabeddin Cha Dgihan, des Dgibangar dritter Sohn, geboren 1592, bestieg den Thron 1628, und brachte den Sitz der Regierung von Agra nach Dilli 1647, daher nachgehends die letztere Stadt den Namen Dgianabad erhalten. Nach einer dreißigjährigen Regierung ward er von seinem Sohne Aurengezb abgesetzt, der ihn in das Schloß Agra einschließen ließ, wo er 1666 starb. Oter. Hier zeigt sich ein ansehnlicher Irrthum vieler Geschichtschreiber, weil sie Jehan Guirs dritten Sohn statt des zweyten regieren lassen.

d) Die meisten dieser Namen werden von den Reisenden verschiedentlich geschrieben, aber es wäre unnütz, diese Unterschiede anzugeben, da sie alle nach Herrn Otters Zeugnisse, gleich weit von der Wahrheit entfernt sind.

e) Bernier nennt ihn: Emir Jemla, Oter vernier: Mirgimola &c. Man sehe oben ihre Tagebücher.

f) Mahy Eddin Aurengezb, dritter Sohn des Cha Dgihan, geboren den 22sten des Monats monats 1618, bestieg den Thron 1658, ließ seinen Bruder

sich für Kaiser erkennen, und führte alle Mannschaft wider Dara, der von Lahor, wo- Beschrei-
bung von
Indostan.
hin er geflohen war, in eine entfernte Festung, und von dar in das Königreich Gushirata
gieng. Auf der andern Seite eilte Cha Chua, wider Nurengzeb anzurücken. Er mußte
aber dieses seinem Glücke weichen, und ihn in dem ruhigen Besitze des Reiches lassen. Dara
sammlete neue Kräfte, wurde aber wieder geschlagen, gieng in Persien, und wurde dem
Sieger ausgeliefert, der ihn den 22sten des Weinmonats 1657, nach einiger Zeit Gefangen-
schaft erdrosseln ließ. Cha Chua ward in dem Königreiche Arrakan hingerichtet, wo
er Zuflucht zu finden hoffte. Endlich ließ Nurengzeb auch den Moradbar und den
Chacha, Daras ältesten Sohn, hinrichten, glaubte darauf, den Thron sicher genug zu
besitzen, und ließ seinen Vater Chah Jehan in dem Gefängnisse schmachten.

Seine Regierung f) ward durch einen Krieg beunruhiget, den er wider Sevagi, dessen Nurengzeb
oder Eurenk-
zi.
Namen man an mehr als an einem Orte dieser Sammlung findet g), zu führen hatte.
Dieser berühmte Indianer war Befehlshaber einer Landschaft des Königes von Visapur
gewesen, hatte sich wider ihn empöret, und war dem Nurengzeb nicht unnütz gewesen, da Ursachen des
Zwistes des
Sevagi mit
dem Großmo-
gol.
solcher noch Befehlshaber von Decan war, und ihm einige Plätze in den Staaten vom Mogol
abgetreten hatte. Nachgehends hatte Nurengzeb, da er zur Regierung gekommen war, seine
Geschenke wieder verlangt. Sevagi betrachtete solche als ein Gut, das er durch seine
Dienste rechtmäßig erworben hätte, und wollte sie nicht ausliefern; ja er ward über so viel
Undankbarkeit aufgebracht, und verheerete Länder in Indostan. Die Wirkungen dieses
Zwistes versetzten Nurengzeb in eine Betrübniß, die ihm eine gefährliche Krankheit ver-
ursachte. Seine Kinder machten auch einige Bewegungen, sich zur Krone zu erheben, und
ihren Großvater Cha Jehan wieder einzusetzen, der noch immer im Gefängnisse schmachtete.
Nurengzeb ward wider alle Hoffnung gesund, ließ Cha Jehan mit Gift hinrichten, und
stillte durch diesen Vätermord alle Unruhen des Reiches. Nachdem er die Aufrührer ge-
bändiget hatte: so widerstand er dem Könige von Persien, bändigte den Sevagi und ande-
re Misvergnügte, überwältigte den Rana, und zerstörte alle Unternehmungen seines ältesten
Sohnes Ekbar, der sich in Persien begeben hatte.

Seine drey andern Söhne wollten jeder die Oberhand haben. Sie hießen Cha Za- Nurengzebs
Kinder.
lam, Azam Chah, und Cambashe. Cha Zalam, der ein Kriegsheer unter sich hatte,
eroberte das Königreich Golkonde, und schloß nachgehends einen Frieden mit Abdala-
can, der die Krone daselbst trug. Aber Nurengzeb hatte fast zu eben der Zeit den König von
Visapur besiegt, und ward gegen den Cha Zalam so mistrauisch, daß er denselben, und
dessen Prinzen gefangen nehmen ließ. Nach diesem fiel er selbst in Golkonde ein und belager-
te

Ff 2

Bruder Murad Babche gefangen setzen, bewäch-
tigte sich Dilli, verbannte seinen Vater nach
Kegre, zog wider seinen Bruder Sultan Chud-
ia, schlug ihn bey Kieure; ward das zweytemal
1659 unter dem Namen Alem Guir zum Kaiser
ausgerufen, und brachte seinen ältesten Bruder
Dara Chakiah in dem Schlosse Gwalier um.
Sein Sohn, Muhammed Ekbar, empörete sich
gegen ihn, 1664, da er wider die Radjeputs zog.
Er verfolgte ihn bis in Dekien, und nöthigte ihn,
sich zum Meere in Persien zu retten. Drey einer

etwan funfzigjährigen Regierung führte er bestän-
dig Kriege. Er eroberte Bichapur, Haiderabad,
und andere Festungen in Dekien, welche die Ein-
künfte des Reiches stark vermehrten, aber - er ver-
lohr Kandcher Balke und Bedabchan. Er starb
zu Ahmed Niguer 1707, wo er bey einem berühm-
ten Dervische Chahzein Eddin, unweit dieser
Stadt begraben wurde. Otter.

g) Man sehe die erste Nachricht des Xten
Theiles, und ebendasselbst die Erzählung, wie sich
die Franzosen fest gesetzt haben.

Beschrei-
bung von
Indostan.

Ende des
Stammes der
Könige von
Golkonde.

te die vornehmste Festung darinnen. Die Gefahr, der sein Leben daselbst ausgesetzt ward, nöthigte ihn, die fernere Führung der Belagerung dem ältesten seiner beyden andern Söhne Azancha zu überlassen, der Abdalacan überfiel und ihn dem Kaiser, seinem Vater, gefangen schickte. Mit diesem unglücklichen Kriege endigte sich 1698 der Stamm der Könige von Golkonde ^{b)}, die von den alten Monarchen von Bisiagar herkamen. Nun fehlte dem Aurengzeb, völlig Meister dieses Reiches zu seyn, nichts mehr, als daß er noch Carnate, die Gebirge, welche Sambagi besaß, und das Land Nadure, welches die Spitze der Halbinsel von Indien ausmachet, eroberte. Er schickte Azam Chah in die Landschaft Carnate, selbst gieng er nach dem Gebirge, und bemächtigte sich ungeachtet des Widerstandes, den er daselbst fand, des Sambagi, den er ums Leben bringen ließ. Ram Raja, des Sambagi Bruder, setzte indessen den Krieg fort, schlug das mogulische Heer, und nöthigte den Aurengzeb, die Belagerung von Pamalaguer aufzuheben. Ihn zu trösten, war Azam Chah so glücklich, daß er die Citadelle von Gingi einbekam, und sich des ganzen Landes Carnate bemächtigte. Aber er ward bald mißtrauisch darüber, welches dem Chah Halam die Freiheit kostete. Diese grausame Leidenschaft marterte ihn ohne Unterlaß die ganze übrige Zeit seiner Regierung. Da er sich seinem Ende nahe glaubte, machte er ein Testament, in welchem er seine Staaten unter seine Kinder theilte. Er ließ Indostan und die Landschaften über den Sind, dem Cha Halam, die Königreiche Decan und Gusrate dem Azam Chah; und Golkonde und Visapur dem Cambash. Die Entkräftung, in welcher er 1707 im Hornung verfiel, verursachte, daß seine beyden jüngsten Söhne, die sich am Hofe befanden, wider einander die Waffen ergriffen. Nachdem er sich ein wenig wieder erholet hatte: so befahl er beyden, sich wegzubegeben. Cambash gehorchte, aber Azam Chah verließ den Hof nicht, bis der Tod seines Vaters den 4ten März dieses Jahres erfolgte. Aurengzeb ward über hundert Jahre alt.

Azam Chah bemächtigte sich des Reiches und der Schätze seines Vaters, und verlor keinen Augenblick, sich an die Spitze eines Kriegsheeres zu stellen. Cha Halam, der diese Nachricht sogleich erhielt, versammelte seine Macht, ließ sich zu Dehly zum Kaiser ausrufen, und zog beherzt wider den Azam Chah. Beide Theile kamen zusammen, und fochten mit viel Eifer. Die Nacht trennte sie; den folgenden Morgen aber erneuerte Azam Chah das Treffen, ward besiegt, und tödtete sich aus Verzweiflung. Cha Halam genoß der Früchte seines Sieges, und ließ sich so gleich für Kaiser der Mogolen erkennen. Nachgehends wandte er alle Kräfte wider seinen Bruder Cambash an, den er auch in einem Treffen umbrachte, und nach dessen Tode geruhig auf dem Throne blieb.

Cha Halam
oder Kuta-
beddin Beha-
dir Chah.

Zum Unglücke scheint diese Folge, welche die letzte ist, von der unsere Reisende und Geschichtschreiber Erzählungen bekannt gemacht haben, ganz unrichtig, wenn man Herr Ottersn's Glauben zustellet, der dem Aurengzeb seinen ältesten Sohn Muhammed Nuzem zum Nachfolger giebt. Wir wollen von hier an seine Nachrichten nicht mehr in Anmerkungen setzen, weil wir keine neuere Erläuterungen wegen der letzten Geschichte dieses Reiches haben, als die seinigen. „Muhammed Nuzem, saget er, gieng von Kabul an der Spitze eines Heeres ab, schlug mit seinem Bruder Muhammed Azam, (Azem Chah) ben Agrah, „besiegte ihn, und ward unter dem Namen Kutebeddin Behadir Chah und Chah „, lein

b) Man sehe die Beschreibung von Golkonde in dem Xten Theile.

i) Otters Reise I Th. a. d. 298 n. f. c.
k) Er war Befehlshaber von Decan, und ward für

„Ihm zum Kaiser ausgerufen. Nach diesem zog er wider seinen Bruder Kiam Bache (den unsere Geschichtschreiber Cambasche oder Cambay nennen,) der sich zu Saider Abad Beschreibung von Indostan. gefeset hatte, und nahm ihn gefangen.“

In der That hat Herr Otter anderswo den ältesten Sohn des Nurengzeb, Muhammed Ekber genannt, und der Name Cha Salam, den er seinem Nachfolger giebt, ist mit Cha Salam einerley. Aber der älteste der vier Prinzen war in Persien, und konnte durch Kabul gekommen seyn, da gegentheils Cha Salam sich nicht da befinden konnte, weil man annimmt, er sey zu Dehli gewesen; wozu noch kommt, daß man gar keine Spur findet, daß er je den Namen Muhammed Muzem geführt.

Was man nun auch von diesem Behadir Chah urtheilen will, so war doch Dgihanz Dgihandar. dar sein Sohn, der den Thron erbte, nachdem er drey seiner Brüder überwunden und getödtet hatte, wie seine Vorfahren auch gethan hatten. Er ward wieder von Ferruh Sier besieget, und zu fliehen genöthigt.

Ferruh Sier, des Azim Elchan Sohn, und Behadir Chah Enkel, bestieg Ferruh Sier. den Thron, und ward einige Zeit darauf von zween Herren seines Hofes abgesezt, welche die Seids hießen, ihn blindeten, und 1719 hinrichteten.

Resi Ed Deredjat, des Resi Elchan Sohn, und des Behadir Chah Enkel, ward 1719.
Resi Ed Deredjat. von den Seids aus dem Schlosse Selinguer gezogen, wo er eingesperrt war, und statt des Ferruh Sier auf den Thron gesezt. Drey Monate darnach richteten ihn die Seids auch hin und sezten seinen Bruder Resi Ed Deulet an seine Stelle, der kurz darauf natürlichen Todes starb.

Nasreddin Muhammed Schah, des Djian Chah Sohn, und des Behadir Nasreddin Muhammed Chah. Cha Enkel, ward durch eben die Seids auf den Thron gesezt, die ihn anfangs regierten.

Er befreyte sich nachdem von ihrer Tyranney, war aber so unglücklich, in größeres Uebel zu fallen. Denn 1739, im ein und zwanzigsten Jahre seiner Regierung, bemächtigte sich der berühmte Kulikam oder Nadir Chah, Kandahar, machte sich die Weichlichkeit dieses Fürsten zu Nuße, drang mit einem furchtbaren Heere in Indien, überwältigte alle Hindernisse, und kam bis Lahor, das er ohne mehr Mühe anzuwenden, einnahm. Der Reisende, den wir hier immer noch, wegen des guten Vertrauens auf seine Glaubwürdigkeit anführen, befand sich damals in Persien; und weil er Gelegenheit hatte, alle Umstände dieser großen Begebenheit zu erfahren, so wird sein Zeugniß dadurch sehr schätzbar. Man kann in seiner Nachricht selbst, des Nadir Chah Herkunft und Glück lesen; hier soll nur angeführt werden, was zu gegenwärtiger Absicht gehöret.

Der Feind der Mogolen ward durch die Schwäche ihres Widerstandes, und die Einladung einiger Verräther aufgemuntert, und führte sein siegreiches Heer nach Kiernal zwischen Lahor und Dehli. Des Muhammed Chah Leute griffen ihn da an: er schlug sie aber mit dem Glücke, das seine Waffen bisher allezeit begleitet hatte, und nöthigte den unglücklichen Kaiser bald, um Friede anzusuchen. Am betrübtesten für Indostan war, daß Thaten des Thamas Kuli Khan oder Nadir Chah in Indien. Nizam-ul Mulk k), eben der Verräther, der den Nadir Chah gerufen hatte, zu den Unterhandlungen erlesen wurde. Er begab sich in des Siegers Lager, mit unumschränkter Vollmacht. Beyde wünschten einander zu sehen, um ihre Absichten völlig auszuführen.

f 3
für einen der größten Männer in dem Reiche gehalten. Indessen hatten ihm die Staatsbedienten verschiedenen Anlaß zu dem Misvergnügen gegeben, daß er nur auf Rache sann. Er hatte den Persern.

Beschreibung von Indostan. ren. Sie verglichen sich, Muhammed Chah sollte eine Unterredung mit Nadir Chah halten, ihm ein Geschenk von zweytausend Kiururen ¹⁾ geben, und das persianische Kriegsgesheer sollte die Staaten vom Mogol verlassen. Das Ceremoniel wurde auch eingerichtet. Man sollte zwischen beyden Heeren ein Zelt aufschlagen, beyde Monarchen sollten sich nach einander dahin begeben, Nadir Chah zuerst, und Muhammed Chah, wenn der andere hineingetreten wäre: bey Ankunft des Kaisers sollte ihm der Sohn des Königes von Persien einige Schritte entgegen gehen, ihn zu führen, Nadir Chah sollte ihn an der Thüre empfangen, und bis mitten in das Gezelt führen, wo sie sich zu einer Zeit auf zweyen Thronen einander gegenüber setzen sollten. Nach einer kurzen Unterredung sollte Muhammed Chah in sein Lager zurück kehren, und bey seiner Rückkehr eben die Ehrenbezeugungen, wie bey der Ankunft, erhalten.

Wie sie beobachtet werden. Ein anderer Verräther, Scader Khan, wollte des Nadir Chah Gnade mit dem Nizamul Mulk theilen, und suchte in dieser Absicht, desselben Bosheit noch zu übertreffen. Er ließ dem Könige beybringen, Nizamul Mulk habe nicht genug Ehrfurcht für ihn bezeugt, da er ihm ein so mittelmäßiges Geschenk angeboten, das weder dem Reichthume eines Kaisers von Indien, noch der Größe eines Königes von Persien gemäß wäre. Er versprach ihm noch einmal so viel, wenn er bis nach Dehli gehen wollte, doch mit der Bedingung, daß er des Nizamul Mulk Rathschlägen kein Gehör mehr gäbe, der ihn betörte, daß er den Kaiser, wenn er ihn einmal bey sich hätte, gefangen behielte, und sich wegen des Schatzes Rechnung thun ließe. Dieser Vorschlag, welcher des Nadir Chah Geize gemäß war, ward sehr wohl aufgenommen, und so gleich beschlossen, den Vergleich nicht zu halten ^m).

Nadir Chah stellt dem Großmogol zu Gefallen ein Fest an. Er stellte ein großes Fest an. Als der Kaiser mit Nizamul Mulk angelangt war: so begegnete man ihm anfangs vergleichenermaßen. Nach den ersten Ehrenbezeugungen, gab Nadir Chah ein Zeichen, aufzutragen, und ersuchte den Muhammed Chah, sich einige Erfrischungen gefallen zu lassen. Man nahm seine Einladung an. Weil sie sich an der Tafel befanden, ergriff Nadir Chah die Gelegenheit, folgende Rede an den Kaiser zu halten. „Ist es möglich, daß du die Sorge für dein Reich so weit vernachlässigst hast, daß du mich bis hieher hast kommen lassen? Da du erfuhrest, ich sey von Kandahar abgegangen, in der Absicht, in Indien einzubrechen; erforderte nicht die Klugheit, den Aufenthalt in deiner Hauptstadt zu verlassen, und mir in Person bis Lahor entgegen zu kommen, und einen General mit einem Heere bis nach Kabul zu senden, der mir den Paß da streitig machte? Noch mehr aber erstaune ich, daß du die Unbedachtsamkeit gehabt hast, dich in eine persönliche Zusammenkunft mit mir einzulassen, da ich mit dir Krieg führe, und daß du nicht weißt, daß eines Monarchen größter Fehler ist, sich der Willkühr seines Feindes zu überlassen. Wenn ich, da Gott vor sey, eine böse Absicht wider dich hätte; wie wolltest du dich schützen? Meine Absicht ist nicht, die Krone zu nehmen. Ich will nur deine Hauptstadt sehen, mich daselbst einige Tage auf-

Persern den Eingang in Indien erleichtert. Der Tod des Premierministers Khan Devran, in der Schlacht bey Kiernac, war seinem Grimme noch nicht genug, ob er wohl dadurch unumschränkte Gewalt in dem Rathe und in dem Kriegsheere bekam. Muhammed hatte ihn in seinen verwirrten Umständen zum Vakil Muclak, das ist zum allgemeinen Statthalter in dem Regiments und Generalissimus aller seiner Kriegsvölker ernannt.

Beschreibung von
Indostan.

Bothschaft
von dem Nar
r Chah.

Seine Vorsichtigkeit nach
der Seite von
dehli zu.

der für Nadir Chah zu bereiten, und das Schloß zu verlassen, damit die Perser, welche er mitbrachte, darinnen ihren Aufenthalt nehmen könnten. Dieser Befehl schien dem Statthalter sehr seltsam, aber doch gehorchte er selbigem blindlings. Die zwey tausend Perser zogen in das Schloß. Scadet Khan kam bey Nacht auch hinein; er druckte das kaiserliche Siegel auf die Kisten und Thüren der Vorrathsbehältnisse. Nach diesem zeichnete er die Umbras, die Staatsbedienten, andere Beamte, und alle reiche Einwohner, Indianer und Muhammedaner, genau auf. Daraus sollte Nadir Chah bey seiner Ankunft gleich sehen, von wem er Geld einfordern könnte. Scadet Khan ließ auch die Palläste anmerken, welche den persischen Kriegesbedienten Aufenthalt zu verschaffen, sollten geräumt werden.

In was für
Ordnung er
nach der
Hauptstadt

o). Dieses ist also der wahre Titel des Großveziers von Indostan, den andere den Aichama-Dulet nennen.

386 S. Otter an oben angeführtem Orte a. d. 385.

Beschreibung von Indostan. vierzigtausend Perser. Ein anderer Theil des persischen Heeres zog zur Linken, und Nadir Chah hatte mit der übrigen Mannschaft den Nachzug. Nachdem sie verschiedene Tage gezogen waren: so langten sie p) bey dem kaiserlichen Garten zu Chalemar an, wo sie die Nacht zubrachten. Den folgenden Morgen zog der Kaiser in Dehli ein. Als er im Pallaste abgestiegen war: so ließ er ausrufen, Nadir Chah würde den folgenden Tag anlangen: alle Einwohner sollten ihre Häuser zumachen, und sich weder auf den Gassen, großen Plätzen, noch in den Fenstern und oben auf den Häusern finden lassen, des Königes in Persien Einzug zu sehen. Man lebte diesem Befehle so genau nach, daß bey Nadir Chah Einzugs den 7ten bey hellem Tage, kein Indianer auf seinem Wege zu erblicken war. Er nahm seinen Aufenthalt in des Renchen Abad Quartiere, das man für ihn zubereitet hatte.

Bestrafung eines Verräthers. Scadet Khan war ihm bis an den Garten von Chalemar entgegen gegangen, und hatte ihn in den Pallast begleitet, wo er abgestiegen war. Er erhoffte, eine besondere Audienz zu erhalten, und ihm Rath zu ertheilen, wie er sich in der Hauptstadt aufführen sollte. Da der König seinen Eifer, vor ihn zu kommen, keiner Aufmerksamkeit zu würdigen schien: so unterstund er sich, näher zu kommen, um Gehör zu erhalten. Er ward aber sehr verächtlich empfangen, und bedrohet, man würde ihn strafen, wenn er das versprochene Geschenk nicht bald brächte. Ein so hartes Begegnen entdeckte ihm bald, wo es herrührte. Nizam ul Mulk hatte sich einige Tage gestellet, als nähme er ihn mit in Gesellschaft seiner Verrätherey auf; der aber, welcher zu listig war, die Gnade des Königes mit ihm zu theilen, hatte schon Mittel gefunden, ihn durch erregten Verdacht gegen seine Redlichkeit zu stürzen. Der unglückliche Scadet Khan erschöpfte sich; er verzweifelte, seinen Nebeneiferer zu überwältigen, und nahm ein Gift, davon man ihn den Tag darauf hingerichtet antraf q).

Niedermeglung der Perser in Dehli. Ihre Mache. Eben den Tag breitete sich unter den Einwohnern von Dehli ein Gerücht aus, Nadir Chah sey todt. Sie ergriffen unordentlich die Waffen, und machten aus Haß alle Perser nieder, die sie auf den Gassen antrafen; man meldet, sie hätten in diesem Lärm, der die ganze Nacht daurete, über zweytausend fünfhundert getödtet. Der König erhielt zwar gleich davon Nachricht, aber die Furcht vor einer hinterlistigen Nachstellung verunsicherte, daß er es bis den andern Tag verschob, der Unordnung abzuhelpen. Mit Aufgange der Sonne begab er sich in die Moschee des Renchenud Abad, und der Anblick so vieler Perser, deren Leichen er da liegen sah, setzte ihn in Wuth. Er befahl eine allgemeine Niedermetzelung, und erlaubte, Häuser und Läden zu plündern. Sogleich breiteten sich seine Soldaten, mit dem Säbel in der Hand, in die vornehmsten Quartiere der Stadt aus; sie machten alles nieder, was ihnen vorkam, brachen die Thüren auf, und drangen in die Häuser: Männer, Weiber, Kinder, alles ward ohne Unterschied nieder gemacht, die Alten, die Priester, und die Andächtigen, die sich in die Moscheen gerettet hatten, wurden grausamlich hingerichtet, indem sie den Koran hersagten. Nur die schönsten Frauenzimmer erhielten ihr Leben, um die viehische Lust des Soldaten zu stillen, woben auf Rang, Stand, und selbst darauf, ob es Fremde waren, gar nicht gesehen wurde. Endlich ermüdeten diese Barbaren, Blut zu vergießen, und fingen die Plünderung an. Sie nahmen besonders die Edelgesteine, das Gold und das Silber, und erhielten unsäglichen Raub. Das übrige

p) Weiter an oben angeführtem Orte a. d. 390 und vorherg. S.

q) Den 7ten des Jil Radsge, der in unsern März fällt.

übrige ließen sie, steckten die Häuser an, und legten verschiedene Quartiere der Stadt in die Asche.

Einige Fremde, die in die Hauptstadt geflohen waren, begaben sich zusammen, ihr Leben zu verteidigen. Die Jubelierer, die Wechsler, die Zeughändler traten zu ihnen. Der Aufseher der Mobilien der Krone stellte sich an ihre Spitze, nebst dem Hofmedicus, Jenan Koddin. Sie fochten einige Zeit als Verzweifelte. Weil sie aber die Waffen zu führen ungewohnt waren: so hatten sie nur den Vorzug, mit dem Säbel in der Faust zu sterben. Der Verfasser versichert, in diesem Blutbade wären über zweymal hunderttausend Menschen umgekommen. Eine große Menge derer, die der Niedermessung entronnen, ergriffen glücklich die Flucht s).

Nizam-ul Mulk, und der Großvisir, hoffeten, den Rest der Stadt zu retten, wenn sie sich dem Nadir Chah zu Füßen würfen, um Gnade zu bitten. Er gab denselben Augenblick Befehl, die andern Theile der Stadt mit Feuer und Schwerdt zu verheeren. Die beyden Omhras wurden übel empfangen. Doch nachdem er seinen Grimm durch einen Strom von Beschimpfungen und Drohungen ausgelassen hatte: so ließ er sich rühren, und die Befehlshaber mußten ihre Mannschaft zurück rufen, die Einwohner aber sich in ihre Häuser einschließen, und so ward die Ruhe völlig wieder hergestellt.

Den andern Tag nöthigte man die Soldaten, allen Weibsbildern, die sie weggenommen hatten, die Freyheit wieder zu geben, und die Einwohner mußten bey lebensstrafe die Leichen begraben. Diese Unglücklichen bathen um Erlaubniß, die Körper der Musulmanen von den abgöttischen Indianern abzusondern: aber in Furcht, der geringste Verzug möchte veranlassen, daß das Blutbad von neuem angienge, unterstundnen sie sich nicht, je- dem die letzte Pflicht nach seiner Religion zu erweisen, sondern machten in der Eile, einige Gräben auf dem Markte, wo sie ihre Freunde unter einander hinein warfen, andere Scheiterhaufen, wo sie dieselben ohne Unterschied verbrannten. Bis zur Abreise der Perser hatte man nicht Zeit, an die zu gedenken, welche in verschlossenen Vertern waren getödtet worden; und es war ein gräßlicher Anblick, da man die halb verfaulten Körper aus den Häusern schleppen sah. Seid Khan und Chesurah Khan, deren einer ein Verwandter des Visir, der andere des Rharan Khan, welcher in der Schlacht blieb, war, wurden nebst dem Reimany, dem Oberhaupte der Tchupdois oder Thürküter des Kaisers angeklagt, daß sie in dem Lärmen eine große Menge Perser getödtet hätten. Nadir Chah ließ ihnen den Bauch aufhauen, und dieser Befehl ward vor den Augen des Nizam-ul Mulk und des Visir bewerkstelliget, die sich vergebens alle Mühe gaben, sie zu retten.

Nadir Chah ließ sich von Audih den Schatz des Scadet Khan bringen, der mehr als zehn Leufs an Rupien betrug. Wund Khan ward nach Bengale geschickt, sich der Casse der Abgaben zu bemächtigen. Nizam-ul Mulk, und der Visir, erhielten Befehl, die Kriegescasse zu überliefern, welche ein Kiurur von Rupien betrug, als sie aus der Hauptstadt gezogen waren, wider die Perser zu sechten. Man foderte auch von ihnen, aus denen Ländern, wo sie Befehlshaber waren, ihr eigenes Vermögen, und was dem Kaiser zustünde, kommen zu lassen. Nizam-ul Mulk besaß die Geschicklichkeit, sich aus dieser Verwirrung zu helfen. „Du weißt, Herr, sagte er zum

r) Ebendasselbst a. d. 392 S.

s) H. d. 395 und verberg. S.

Beschrei-
bung von
Indostan.

„Könige, daß ich dir ergeben bin, und allezeit aufrichtig mit dir geredet habe, also hoffe ich, daß du wirst geneigt seyn, mir zu glauben. Da ich von Decan abgegangen bin, habe ich daselbst meinem Sohne meine Stelle zu verwalten aufgetragen, und ihm alles, was ich besaß, übergeben. Jedermann weiß, daß er mir nicht mehr unterworfen ist, und es folglich nicht in meiner Gewalt steht, ihn wieder zum Gehorsamen zu bringen. Du allein kannst ihn bändigen, und die Rajas von Decan, die sich alle empöret haben, demüthigen. Aber denen Schätzen, die mein Sohn gesammelt hat, wirst du auch von diesen trostigen Rajas, die kein Ansehen mehr achten, viel Geld fordern können.“

Nadir Chah merkte wohl, wie viel List in dieser Antwort steckte. Da ihm aber Tuzamul Mulk noch nöthig war: so verstellte er sich, und redete nicht mehr von dem Schatz zu Decan. Der Bisir ward nicht so geschonet. Man hielt ihn für sehr reich. Da es dem Könige nicht gelingen wollte, ihn durch Drohungen in Furcht zu jagen: so ließ er einen Secretär kommen, den er entseßlich schimpfte, und von ihm foderte, die Rechnungen darzulegen; er hörte auch keine Entschuldigung von selbigem an, und ließ ihm ein Ohr abhauen. Der Bisir ward der Sonne ausgesetzt, welches eine alte Strafe in den warmen Ländern ist. Diese Gewalt verursachte, daß er ein Kiurur mit Rupien both, ohne noch viel Edelgesteine und Elephanten zu rechnen. Der Secretär ward auf große Summen geschätzt, und dem Serbulend Khan überliefert, mit Befehl, ihn durch Marter zur Zahlung zu zwingen. Aber er befreiete sich von dieser Qual durch einen Selbstmord.

Nadir Chah schonte selbst die Todten nicht. Er legte in die Palläste des Nuzfer Khan, des Mirku und vieler andern Onihras, die in der Schlacht bey Kiernal geblieben waren, Befahrungen. Er erpreßte von ihren Erben ein Kiurur Rupien. Da die Stadt immer noch belagert ward: so fielen die Einwohner, die solchen Benruhigungen entfliehen wollten, den Persern in die Hände, und wurden ohne Mitleid hingerichtet. Bald mangelte es an Lebensmitteln, und der Hunger vermehrte das öffentliche Elend. Fremde wollten sich lieber der Gefahr, von den Persern gefangen zu werden, als dem Hunger überlassen, warfen sich vereiniget zu Nadir Chah Füßen, und bethen ihn um Brod. Ihr Flehen erweichte ihn, und er verstattete ihnen, nach der Seite von Serid Abad nach Getreide auszugehen, damit sie ihren Unterhalt hätten: aber weil es an Fuhrwerke mangelte, mußten sie es auf den Köpfen tragen.

Nadir Chah
bemächtigt
sich des kaiser-
lichen Scha-
zes.

Endlich ließ Nadir Chah den kaiserlichen Schatz öffnen, und die Vorrathsbehältnisse zu Geräthe aufmachen, die man seit verschiedenen Regierungen nicht berührt hatte. Er zog unschätzbare Summen, an Edelgesteinen, Gold, Silber, reichen Zeugen, und kostbaren Geräthe heraus; unter denen man den Pfauenthron nicht vergaß, der auf neun Kiururs geschätzt

2) Einige von diesen Münzen hatten die Aufschrift: Sultan her Selatini, Dgihan Chah Chahan Nadir Iran u Zeman, d. i. der Fürst der Fürsten der Welt, der König der Könige, das Wunder Persiens und der Zeit.

3) Die Urkunde ist in dem Monate Mubaretem des 112ten Jahres der Flucht Muhammeds aufgesetzt, welches in den April 1739 fällt. Die Namen der Länder sind in der geographischen Abtheilung erwähnt worden, aber der Eingang der

Urkunde verdienet wegen der seltsamen Bewegungen ebenfalls Aufmerksamkeit. „Der Fürst der Fürsten, der König der Könige, der Schatzten Gottes auf der Erde, der Beschützer des Islam, (d. i. des wahren Glaubens), der zweyte Alexander, der mächtige Nadir Chah, den Gott lange herrschen lasse, hat vor dem Gesandten an mich geschicket, und ich habe vor dem Throne Gottes liegend Befehl ertheilet, die Gesandten zu endigen, derentwegen sie gekommen waren.“

geschätzt wurde, und aller dieser Raub wurde nach Kabul unter getreuer Bedeckung gebracht. Um sich von der Abmattung des Krieges zu erholen, brachte er verschiedene Tage mit Spaziergängen und Gastereien zu, wo alle leckerbissigen Indiens mit Verschwendung aufgetragen wurden. Die schönen Gebäude und andere Werke in Dehli, brachten ihn auf die Gedanken, dergleichen in Persien nachzuahmen. Er wählte unter den mogolischen Künstlern, Malern, Baumeistern, Tischlern, Bildhauern, u. s. w. die er nebst dem Schatz nach Kabul abgehen ließ. Sie sollten eine Stadt und Festung nach dem Vorbilde von Jerusalem anlegen. Er zeichnete wirklich in der Folge einen Ort bey Hermedan aus, wo diese Stadt erbauet worden, und den Namen Nadir Abad führen sollte. Die beständigen Kriege, die ihn nach seiner Rückkunft beschäftigten, verstatteten ihm die Ausführung eines so edlen Unternehmens nicht. Um aber doch der Nachwelt ein Denkmaal von seiner Eroberung zu lassen, ließ er zu Dehli goldene und silberne Münze schlagen, damit er seine Soldaten bezahlte. Man versicherte den Verfasser dieser Erzählung, er habe auch zu Surate und in Bengale Münzen schlagen lassen. In der Hauptstadt aber galten sie nicht, und vermuthlich in den beyden andern Ländern eben so wenig 1).

Beschreibung von Indostan.

Er führt Künstler von Dehli weg, eine große Unternehmung zu bewerkstelligen. Er läßt Münzen schlagen.

Nachdem er den kaiserlichen Schatz, und alle Reichthümer der Großen erschöpft hatte: so ließ Nadir Chah, bey dem Muhammed Chah, um eine Prinzessin von seinem Geblüte ansuchen, die Kiambache hieß, und die er seinem Sohne Nasrullah Mirza zur Gemahlinn geben wollte. Der Kaiser unterstund sich auch nicht, es ihm abzuschlagen. Die Heirath wurde nach den Feyerlichkeiten der musulmanischen Geseze vollzogen, aber dabey kein Fest oder öffentliche Freudenbezeugungen angestellt. Seine Staatskunst schränkte sich nicht auf die bloße Ehre einer solchen Verbindung ein. Er sah zuviel Schwierigkeiten bey der Eroberung eines so weitläufigen Reiches, und so gar die Unmöglichkeit es zu erhalten; daher wollte er sich wenigstens eines Theils von Indien versichern. Den folgenden Tag nach der Feyerlichkeit, ließ er dem Kaiser melden, er müßte den Neuvermählten die Landschaft Kabul mit allen den andern Ländern von Indien abtreten, die über dem Flusse Atef lägen. Muhammed sah sich genöthiget, der Gewalt nachzugeben, und überließ seine Rechte auf diese schönen Provinzen, durch eine Urkunde, die er eigenhändig unterzeichnete, und untersiegelte 2). Nadir Chah dachte nunmehr auf nichts weiter, als seine Reichthümer durch neue Gelderpressungen zu vergrößern. Er forderte von den Omhras und allen Einwohnern der Stadt, Geldsummen nach dem Maaße ihres Vermögens, als Geschenke. Vier mogolische Herren, denen dieses zu bewerkstelligen aufgetragen wurde, zählten alle Häuser der Stadt genau, zeichneten die Namen derer, die bezahlen sollten, auf, und schätzten sie zusammen auf einen Ruur und funfzig Leuts Rupien. Da sie aber ihr

Er verheirathet seinen Sohn mit einer mogolischen Prinzessin.

Ein Theil der Staaten von Mogol wird dem Nadir Chah abgetreten.

Eg 2

Ver-

ten. Eben derselbe hat nachgehends von Kandahar aus an mich geschicket, um mich seines Ansehens zu erinnern, aber meine Minister haben ihn aufgehalten, und die Bewerkstelligung meiner Befehle zu hintertreiben gesucht. Dieses ihr übles Benehmen hat Feindschaft zwischen uns erzeugt. Nadir Chah ist dadurch genöthigt worden, mit einem Heere in Indien zu rücken. Mehrere Feldherren haben mit ihm bey Kiernab geschlagen. Er hat gesieget, und dieses hat zu

„terhandlungen Anlaß gegeben, die ich durch eine „Unterredung mit ihm geendigt habe. Dieser „große König ist ferner mit mir bis nach Chah „Dgihan Abad gekommen, ich habe ihm meine „Reichthümer, meine Schätze, und mein ganzes „Reich angebothen, er hat aber solches nicht ganz „annehmen wollen, und sich nur mit einem Theile „begnügt, dabey er mir, wie zuvor, Krone und Thron „gelassen hat. In Betrachtung dieser Großmuth habe „ich ihm abgetreten u. w. Utter a. d. 404 u. f. S.

Beschrei-
lung von
Indostan.

Verzeichniß dem Könige vorlegten: so schien ihm diese Summe zu gering zu seyn; er forderte voll Wuth sogleich die vier Kiururs, die ihm Scadet Khan versprochen hatte. Die Commissarien wurden dadurch erschreckt, theilten die Quartiere der Stadt unter sich, und erheben dieses Geld mit so vieler Strenge ein, daß verschiedene der Vornehmsten unter der Marter starben. Mit aller Gewalt brachten sie drey Kiururs Rupien zusammen, von denen sie drittehalb in des Nadir Chah Schatz legten, und das übrige für sich behielten. Ein Dervis, den das Elend des Volkes rührte, stellte dem schrecklichen Nadir Chah ein Schreiben zu, das folgendes Inhaltes war: „Wenn du Gott bist, so handle wie Gott. Bist du ein Prophet, so führe uns im Wege des Heils. Bist du König, so mache die Völker glücklich, und zerstöre sie nicht.“ Nadir Chah antwortete, ohne sich zu bewegen: „Ich bin nicht Gott, um als Gott zu handeln; kein Prophet, den Weg des Heiles zu weisen; kein König, die Völker glücklich zu machen. Ich bin der, den Gott wider die Nationen schicket, auf die er seine Rache ausschütten will x).

Nadir Chah
geht von Deh-
li ab.

Endlich, da er mit seinem Glücke in Indien so zufrieden seyn konnte, dachte er im Ernste auf seine Rückkehr nach Persien. Den 6ten May versammelte er in seinem Pallaste alle Omhras, und erklärte sich vor denselben, er ließe den Kaiser nun wieder zum freyen Besitze seiner Staaten. Darauf gab er diesem Monarchen verschiedene Lehren wegen der Art zu regieren, und redete darauf die Omhras im Tone eines zornigen Herrn folgendermaßen an: „Ich will euch noch bey dem Leben lassen, so unwürdig ihr auch desselben seyd: „weun ich aber erfahre, daß ihr unruhige, und ungehorsame Gesinnungen im Reiche unterhaltet, so solltet ihr, so entfernt ich auch bin, die Last meines Zornes fühlen, und alle ohne Barmherzigkeit hingerichtet werden y).

Sein Abschied
von den Omh-
ras.

So war sein Abschied beschaffen. Er gieng den folgenden Tag mit unsäglichen Reichthümern, an Edelgesteinen, Gold, Silber, ab, die nach seiner eigenen Rechnung, siebenzig Kiururs Rupien betrugten, ohne den Raub seiner Befehlshaber und Soldaten dazu zu rechnen, den man auf zehn Kiururs schätzt. Der Verfasser rechnet alle diese Summen auf achtzehnhundert Millionen unserer livres, ohne noch alle die Sachen, die nach Kabul waren geschafft worden. Das persische Heer zog, ohne sich einen einzigen Tag aufzuhalten, bis nach Serhind z). Von dar aus befahl Nadir Chah, dem Sekter Khan, Befehlshaber der Landschaft Lahor, ihm ein Kiurur Rupien zu bringen. Dieser Herr hatte aus dem, was die Hauptstadt ausgestanden, vorausgesehen, man würde ihn auch nicht schonen, und hielt große Summen bereit, daß er sich so gleich mit dem Verlangten auf den Weg machen könnte. Sein Eifer erwarb ihm verschiedene Gnadenbezeugungen, und die Freyheit einer großen Menge Indianer, die der Sieger mit dem Raube ihres

x) Ebendasselbst a. d. 414 S.

y) Otter II Theil a. d. 91 S.

z) Ebendas. a. d. 92 S. Serhind ist hundert und zwanzig Meilen von Dehli, und eben so weit von Lahor, drey Tagereisen von Semana einer andern Stadt nach Westen zu. Siruz Chah ließ daselbst eine Festung im 733ten Jahre der Hucht Muhammeeds bauen, die er Siruz Abad nannte.

a) Ebendasselbst a. d. 94 S.

b) Ebendasselbst a. d. 94 S. Ehe Nadir Chah über den Indus gieng, so hatte er sich nach Achnas, einer Stadt und Schlosse, welches ostwärts des Flusses Atek, an dem Ufer des Surat, anderthalb Tagereisen südwärts von Serhale liegt, begeben. Alle diese Plätze werden hier zum Nutzen der Geographie angemerkt. Eben deswegen bemerkt man nach Herrn Otter, daß die nur vorhin erwähnte berühmte Stadt Multan, nach dem türkischen

Vaterlandes fortführete. Aber funfzig der geschicktesten Schreiber des Divans konnte er solche nicht verschaffen, die Nadir Chah mit sich führete, um den Zustand von Indien aus dem Grunde kennen zu lernen. Da diese Unglücklichen nichts als eine traurige Sclaverey vor sich sahen: so suchten sie sich davon auf andere Art zu befreien. Manche entflohen, andere, die wegen jener Flucht strenger verwahret wurden, brachten sich um, oder nahmen die muhammedanische Religion an a).

Beschreibung von
Indostan.

Nun war es eine Schwierigkeit für die Perser, wie sie sich wieder der Landschaft Kabul nähern sollten. Sie hatten weder den Kaiser, noch die Hauptstadt, mehr in ihrer Gewalt. Bey des ersten Gefangenschaft waren alle Theile des Reiches bestürzt und gehorsam gewesen. Sie mußten über den Tchenav oder Chenab, den Indus und andere Flüsse zu einer Zeit gehen, da die Wasser so groß waren, daß sie keine Brücken schlagen konnten. Wenn die Afghanen, die westwärts des Indus wohnen, den Entschluß bewerkstelliget hätten, den sie gefaßt hatten, ein Heer, das mit Raube beschweret war, bey dem Uebergange anzugreifen: so wäre Nadir Chah unstreitig ohne Rettung verlohren gewesen. Aber sein Reichthum an Erfindungen, zog ihn aus dieser Gefahr. Zehn Leuts Rupien, die er unter die Obersten dieses Bündnisses austheilen ließ, zerstörten die ganze Unternehmung. Das Wasser nahm ab; man schlug eine Brücke, und das Heer zog ohne Verhinderung darüber. Darauf that er etwas, welches der Verfasser unter die größten Thaten seines Lebens rechnet und nicht würde geglaubt haben, wenn es ihn nicht verschiedene glaubwürdige Leute versichert hätten. Er ließ unter seinen Soldaten ausrufen, sie sollten allen Raub, den sie in Indien mitgenommen hätten, nach seinem Schatze bringen, unter dem Vorwande, es ihnen zu erleichtern, und alles selbst fortführen zu lassen, was sie auf dem Zuge beschweren könnten. Sie gehorchten, aber er trieb die Geldbegierde noch weiter. Man hatte ihm berichtet, Befehlshaber und Soldaten hätten Edelgesteine verborgen; er ließ sie bey dem Abgehen einen nach dem andern untersuchen, und ihre Bagage ward mit eben der Strenge durchsuchet; also konnte sich ihm nichts verbergen. Nachdem er sich aber alles dessen bemächtigt hatte, was man finden konnte: so ließ er jedem Soldaten funfshundert Rupien, und den Befehlshabern etwas mehr geben, um sie wegen dieses Verlustes zu trösten. Es scheint erstaunlich, daß ihm dieses hat gelingen können, und daß das Heer sich nicht empöret hat, da man ihm die Früchte eines so beschwerlichen Zuges benommen. Der Verfasser bemerket, er habe dieses allezeit dadurch verhindert, daß er in die Gemüther seiner Unterthanen, besonders derer, die seine Heere ausmachten, ein Mistrauen gegen einander eingeflößet, daß sie einander also ihre Gesinnungen nicht mitgetheilet. In der That waren viele Willens, durchzugehen: aber die Furcht, von den Indianern hingerichtet zu werden, hielt sie zurück, und sie verrichteten ihre Dienste um desto genauer b).

Gefahren,
aus denen
ihn sein
Glück rettet.

Außerordent-
liche That des
Nadir Chah.

Durch was
für List ihm
solche gelin-
get.

Ug 3

Noch

Erdbeschreiber in hundert und achtehalb Grad Länge, und dreyßigste halb Breite liegt, aber nach dem Canon und den Ervals in sechs und neunzig Grad fünf und zwanzig Minuten Länge, und neun und zwanzig Grad vierzig Minuten Breite, hundert und sechzig Meilen südwärts Gazne oder Garmir. Der Tchenav, oder Chenab, geht eine Stunde weit südwärts bey Multan vorbey, und fließt alsdenn nach Utcherche, westlich. Mul-

tan hat einen sehr großen Bezirk. Von der Westseite erstreckt sich solcher bis an die Gränze von Mevran, und südwärts bis Marfure. Multan hat eine gute Festung. Man steht da herum Weinberge und Gärten eine halbe Meile lang, mit sehr schönen Pallästen. Die Weibesbilder des Landes sind beherzt, führen die Waffen wie Mannspersonen, und sitzen wohl zu Pferde. Otter daselbst in der Ann. a. d. 19 S.

Beschrei-
bung von
Indostan.

Die letzten
Hindernisse,
die er über-
windet.

Noch andere Indianer wollten den Persern den Uebergang streitig machen. Nadir Chah war es überdrüssig, seine Reichthümer mit seinen Feinden zu theilen, und machte sich durch die Waffen Platz; er trieb sie in die Flucht, und schickte ihnen Mannschaft nach, sie zu verfolgen, die bis in ihre Wohnungen drangen, und daselbst alles mit Feuer und Schwerdte verheerten. Die letzte Hinderniß ward ihm in der Landschaft Petier vorgelegt, deren Befehlshaber seinen Waffen sich nicht unterwerfen wollte, das Land verheerte, durch das die Perser ziehen sollten, die Brunnen durch Hineinwerfung des Zackenholzes vergiftete, und Wälder und Felder durch das Feuer öde machte, darauf alle seine Schätze in das Schloß Emir Kint, an dem Ufer des Sees Hud gelegen, brachte, einen Theil der Stämme in das Schloß Habsul Emir gehen ließ, und sich selbst in dem Schlosse Rhuda Abad mit fünfzig tausend Pferden, und so viel Fußvolke, die Annäherung zu verhindern, verwahrte. Doch, er widerstand nicht lange dem Glücke eines Feindes, der List und Tapferkeit gleich geschickt anzuwenden wußte. Nadir Chah fand Mittel, sich des Befehlshabers und seines Sohnes zu bemächtigen, worauf er über den Fluß Sees Hud gieng, die Festung Emir Kint, und alle Reichthümer, die er darinnen versammelt antraf, zu ergobern. Während des Weges, der ihm noch bis Kabul übrig blieb, schickte er verschiedene schöne Pferde aus seinem Stalle, nebst andern Geschenken dem Muhammed Chah, und sein ganzes Zurückzug sah wie ein neuer Triumph aus. Man hörte es in Indien sehr erfreut, daß er den Weg nach Kandahar wieder ergriffen hatte, und die Unruhe nahm nach und nach ab, bis man die glückliche Zeitung von seiner Ankunft in Persien vernahm.

Der III Abschnitt.

Zustand des mogulischen Hofes nach des Nadir Chah Abreise.

Nizam-ul-Mulk erhält sich in der Verwaltung der Geschäfte. Der Kaiser bemühet sich, ihn zu stützen. Eine Verbindung wider ihn. Rath, der dieserwegen außer Dehli gehalten wird. Geschicklichkeit des Nizam-ul-Mulk. Er bewegt den Großvezier, daß er sich stellet, als ob er den

Hof verlasse. Die Schwachheit des Hofes macht, daß sie wieder zurück gerufen werden. Nizam-ul-Mulk machet seine Bedingungen. Wie listig er sich nöthigen läßt, zurück zu kommen. Innerliche Kriege der Mogolen. Nachricht von des Beziers Sohne.

Nizam-ul-Mulk erhält sich in der Verwaltung der Geschäfte.

Die Nachrichten, die ein genauer und aufrichtiger Reisender von besondern Umständen mittheilet, sind hochzuschätzen, besonders bey einem Lande, davon man sonst wenig weiß. Wir wollen Herr Otters Erzählungen, die er für glaubwürdig mittheilet, auch hier glauben beymessen. Ob Muhammed Chah wohl Nizam-ul-Mulk Verrätheren nicht völlig eingesehen hatte: so hatte er doch Gründe, ihm weniger zu trauen. Da er aber denselben von Nadir Chah beschützt sah: so fand er sich genöthiget, ihm die Verwaltung der Geschäfte zu lassen. Dieser lebhafteste Minister unterließ nichts, was ihn in seiner Macht befestigen konnte. Er suchte anfangs alle Anhänger des letzten Ministers und der andern Umhras, die bey Kiernal und in den folgenden Unruhen umgekommen waren, auf seine Seite zu bringen. Dieses geschah auf Kosten der rechtmäßigen Erben der Verstorbenen, die er ihrer Güter und ihrer Ämter beraubete, solche seinen neuen Creaturen auszutheilen. Dieses Verfahren erregte ihm Feinde unter den Großen, aber des gemeinen Volkes

Volk's Gunst erwarb er sich dadurch, und welches noch mehr seine Absicht war, er be- **Beschrei-**
freyete sich von dem Verdachte der Treulosigkeit. Indessen verstellte sich der Kaiser nun **bung von**
nicht mehr, da er sah, wie derselbe die alten Bedienten des Hofes von dem Hofe vertrieb, **Indostan.**
oder ihnen übel begegnete; und durch eine Probe seiner Macht zu zeigen, wie sehr ihm ei- **Der Kaiser**
ne solche Ungerechtigkeit misfiel, rief er wider jenes Willen den Emir Khan und Jshak **bemühet sich,**
Khan zurück. Der erste bekam die dritte Kriegeswürde in dem Reiche nebst der Befehls- **ihn zu stürzen.**
haberstelle von Allah Abad, der zweyte ward Staatssecretär. Diese beyden Ombras un-
ternahmen einstimmig, dem Nizam-ul Mulk den meisten Theil seiner Creaturen weg zu **Eine Verbin-**
nehmen, ihn in seinen Unternehmungen zu stören, und ihm allen Verdruss zu machen. **dung wider**
Der Großvezir, welcher immer dem Kaiser ergeben, und dem Nizam-ul Mulk persön- **ihn.**
lich feind war, unterstützte sie heimlich c).

Diese neue Spaltung, von der man in den Provinzen bald Nachricht erhielt, er-
regte neue Unordnungen. Ein Befehlshaber, der unter dem von Ekbar Abad stand, **regte**
nahm die Benennung Deranti Chah an, setzte sich an die Spitze einer Menge Reuter und **neue**
Fußvolk, und bemächtigte sich seiner Landschaft. Andere kleine Befehlshaber schüttelten **Unordnungen.**
nach seinem Beyspiele das Joch ab, und machten sich zu unumschränkten Herren. In-
dessen war Azim Allah Khan, des Nizam-ul Mulk Feind geworden, und hatte sich **Ein Befehlshaber,**
mit dem Emir Khan vereinigt. Er erboth sich, sie zu bändigen. Man gab ihm eine **der unter dem**
Anzahl guter Mannschaft, und alles, was den Erfolg seines Feldzuges versichern konnte. **von Ekbar**
Er schlug und zerstreute die Aufrührer. Muhammed Chah ernannte ihn dieses wichti- **Abad stand,**
gen Dienstes wegen, zum Generale seiner Kriegesheere. Sein Ansehen wuchs von Tage **regte**
zu Tage, und er trat zu den Feinden des Nizam-ul Mulk. Diese Ombras bewegten Rath, der die- **neue**
den Kaiser, unter dem Vorwande einer Jagd, seine Hauptstadt zu verlassen. Da sie ihn **Unordnungen.**
außer Dehli, d. i. frey genug sahen, sie ruhig zu hören: so schlugen sie ihm Ueberlegungen **Ein Befehlshaber,**
wegen der Mittel vor, sich von der Unterdrückung des Ministers zu befreien. In diesem **der unter dem**
geheimen Rathe beschloß man, den Seid Khan an den Nadir Chah zu senden, um **von Ekbar**
sich über die üble Aufführung des Nizam-ul Mulk zu beklagen. Man beschloß auch, daß **Abad stand,**
der Kaiser an den Badgira schreiben sollte, ihn dahin zu bringen, daß er des Nizam- **regte**
ul Mulk Sohn, aus Decan jagte, mit dem Versprechen, ihm diese Stelle zu geben. **neue**
Emir Khan nahm auf sich, alle Herren wieder nach Hofe zu rufen, welche dieser Minister **Unordnungen.**
davon entfernt hatte, besonders Muhammed Khan, und dessen Söhne. Nach die- **Ein Befehlshaber,**
sen Einrichtungen kehrte der Kaiser und die Ombras, ohne sich etwas merken zu lassen, in **der unter dem**
die Hauptstadt zurück d).

Unglücklicher Weise für sie war der Großvezir darüber empfindlich, daß des Emir **Geschicklich-**
Khan Ansehen wuchs, und das seine von Tage zu Tage abnahm. Er für sich war zu trä- **keit des Mi-**
ge, sich zu rächen: aber Nizam-ul Mulk war lebhafter, entdeckte seine Gesinnungen, **nam-ul Mulk.**
und besaß Geschicklichkeit genug, solche zu unterstützen. Ohne die Unternehmungen, die
man wider ihn selbst vor hatte, einzusehen, war er doch sonst beleidiget. Der Kaiser hat-
te ihm verboten, den Emir Khan in seine Statthalterschaft Allah Abad zu senden, und
Jshak Khan zu entfernen; er erzeigte auch für sein Ansuchen so wenig Achtung, daß er
ihm abgeschlagen hatte, seinem Sohne Gazi Eddin, die Befehlshaberstelle über das Ge-
schloß zu geben, und den Basiz Eddin zum Staatssecretär zu machen. In diesem
Ver-

Beschreibung von
Indosian.

Verdrusse, beschloß Nizamul Mulk sich mit dem Großveziere zu verbinden, der seines geringen Ansehens ungeachtet, noch seiner Reichthümer, seiner vielen Bedienten und andern Creaturen wegen, eine Art von Macht besaß. Er redete besonders mit ihm, stellte sich, als hätte er ihren alten Zwist vergessen, und stellte ihm lebhaft vor, was sie beyde von der gegenseitigen Partey zu befürchten hätten. „Siehst du nicht, sagte er: daß wir seit einiger Zeit hier unnütze Knechte sind, und daß uns dieser Zustand der Verachtung aussehet. Alles, was wir thun können, ist, daß wir uns auf das genaueste vereinigen; wir wollen uns stellen, als wollten wir den Hof verlassen. Man brauchet uns, und dieses wird uns bald in Achtung setzen c).“

Er bewegt den Großvezier, daß er sich stellet, als ob er den Hof verlasse.

Diese Verstellung kam dem Bezir gefährlich vor. Aber Nizamul Mulk wiederholte sein Anbringen so öfters mit der Vorstellung, daß der Kaiser ihrer Dienste nicht entbehren könnte, und mit dem Versprechen, ihn zum Oberhaupte des Rathes zu machen, wenn sie die Khans Emir und Iskat vertreiben könnten, daß er ihn zur Einwilligung brachte, jeder sollte seine Bittschrift um die Erlaubniß übergeben, daß sie sich von Hofe machen möchten. Aber sie erstaunten gewaltig, als man sie bey ihrem Worte hielte. Dieses geschah auf des Emir und Iskat Ansuchen, welche den Kaiser ermunterten, eine so schöne Gelegenheit, sich von ihnen zu befreien, nicht fahren zu lassen. In ihrem Zorne ließen sie sogleich alle ihr großes Geräthe aus der Hauptstadt schaffen, und brachten in einem Tage siebenzehn tausend Flinten zusammen, mit denen sie so viel Mann bewaffneten, und giengen den 6ten des Monats Zilkade fort, der in unsern Hornung fällt f).

Die Umstände ihrer Abreise erschreckten selbst die beyden Khans, die ihre Ungnade verursacht hatten. Sie fürchteten eine Unternehmung, neue Unruhen zu erregen; und sowohl ihre Schwäche, als ihre Unbesonnenheit veranlaßten sie, zum Kaiser zu laufen, und ihm vorzustellen, man hätte von zween so mächtigen Feinden alles zu fürchten, daß man nicht genug eilen könnte, ihrer Empörung vorzukommen, und also müßte man sie sogleich zufrieden stellen. Muhammed Chah ward über die Verwirrung seiner beyden Favoriten bestürzt, und fand niemanden um sich, der selbst standhaft genug gewesen wäre, den Kaiser standhaft zu machen. Er ergab sich also in ihren Rath, und ließ ihnen die Freyheit zu handeln, wie sie wollten. Emir Khan begab sich sogleich in des Bezirs Zelt, der sich außer der Stadt gelagert hatte.

Die Schwachheit des Hofes machet, daß sie wieder zurück gerufen werden.

Er stellet ihm vor, wie viel Verdruß seine Flucht dem Kaiser machte, und wie empfindlich solche ihm selbst wäre, worauf er ihm inständigst anlag, zurück zu kommen. Dieser Vorschlag mißfiel dem Bezir nicht, der den Hof ungern verlassen hatte, aber er wollte sich zu nichts entschließen, daß nicht Nizamul Mulk Theil daran hätte, und erklärte sich, er überlasse alles derselben Entscheidung. Emir Khan machte sich kein Bedenken, mit ihm in einen Palanki zu gehen g). Sie begaben sich in des Nizamul Mulk Bezelt, wo Emir Khan sich ihm zu Füßen warf, und ihn wegen des Vergangenen um Verzeihung bath. Nizamul Mulk willigte ein, wieder nach Dehli zu kommen; doch daß Emir Khan sich in seine Statthalterschaft begäbe. Dieser furchtsame Liebling gab wirklich, sobald er wieder in die Hauptstadt gekommen war, Befehl, seine Zelte, und seine Bagage auf die andere Seite des Flusses zu bringen. Nachgehends gieng er zum Kaiser, meldete diesem

Nizamul Mulk machet seine Bedingungen.

c) H. d. 113 S.

f) H. d. 114 S.

g) Andere schreiben Palaki, andere Palankin.

diesen den Erfolg seiner Unterhandlungen, und bath um Erlaubniß, sich wegzubegeben. Sie ward ihm anfangs abgeschlagen, aber sein wiederholtes Ansuchen und der Vorwand des gemeinen Besten erhielten ihm solche. **Jesat Khan** glaubte, das Mittel, sich zu rechtfertigen, wäre, wenn er auf den **Emir Khan** die Schuld, wegen aller dieser Unruhen, schöbe. Einige Unterwürfigkeitsbezeugungen, nebst dem Versprechen der Treue gegen beyde Minister, erhielten ihm seine Stelle ^b).

Beschreibung von Indostan.

Der **Visir**, und **Gazi Eddin**, des **Nizam-ul Mulk** Sohn, konnten der Begierde, die sie hatten, wieder nach Hofe zu kommen, nicht länger widerstehen, und giengen sofort gleich ab, dem Kaiser ihre Unterthänigkeit zu bezeugen. Doch **Nizam-ul Mulk** stellte sich, als bliebe er bey den Gedanken, sich vom Hofe zu entfernen, und setzte seinen Zug vier Meilen fort, worauf er sich aufhielt, dem Kaiser Zeit zu neuem Ansuchen zu geben. Er betrog sich auch in seiner List nicht. **Muhammed Chah** ließ sich, alles Widerwillens ungeachtet, den er gegen eine solche Niederträchtigkeit hatte, doch dazu bewegen. Der **Visir** selbst gieng seinerwegen zum **Nizam-ul Mulk**. Er brachte ihn nach Hofe, wo der Monarch sich verstellen mußte, ihn wohl empfing, seine kostbarsten Kleider ihm anlegte, und ihm in einer langen Unterredung alles sein Vertrauen wieder schenkte.

Wie listig er sich nöthigen läßt zurück zu kommen.

Vier oder fünf Tage nach dieser Veränderung erinnerte **Nizam-ul Mulk** den **Visir**, die notwendigste Angelegenheit sey iho die von **Decan**. Er stellte ihm vor, wenn sein Sohn von **Badgira**, dem der **Emir Khan** Hoffnung zu der dasigen Befehlshaberstelle gemacht hatte, verjaget worden, so würde dieser **Raja** gewiß an der Spitze seiner **Merchais** gerade nach der Hauptstadt gehen. Er setzte hinzu, er für sich könnte sich ohne Gefahr nicht vom Hofe entfernen: also sollte der **Visir** mit einem Kriegsheere dahin gehen. Aber das Vertrauen zwischen ihnen war schon vermindert ⁱ). Der **Visir** merkte, daß **Nizam-ul Mulk** seine Versprechen nicht erfüllte. Dieser Vorschlag trennete sie vollends.

Bald darauf versammelten sich die **Ganimen** in **Decan**, hundert tausend an der Zahl, näherten sich **Bakaim**, einer Stadt, die unter den Portugiesen stand, und bemächtigten sich derselben. **Goa** selbst wäre in ihre Hände gefallen, wenn man sie nicht mit achtmal hundert tausend **Rupien** davon abgehalten hätte. Sie beunruhigten auch die **Engländer**, aber sie unterstundnen sich nicht, **Bombay** anzugreifen, ob sie es wohl Willens waren.

Die **Rajas Badgira** und **Sahu**, hatten nicht sobald die Befehle von **Emir Khan** erhalten, als sie ihre geheimen Verbindungen mit dem **Nizam-ul Mulk** vergaßen, und sich in Bewegung setzten, seinen Sohn von **Decan** zu verjagen. Sie belagerten ihn in **Aurengudad** ^k), und die Lebensmittel wurden so theuer, daß er im Begriffe war, sich zu ergeben, als ein einziger Brief von seinem Vater, der sein voriges Ansehen wieder bekommen hatte, den Sachen eine andere Gestalt gab. Er gieng aus dem Plaze, und die **Merchais** zogen ab, aber in der Absicht, andere Provinzen des Reiches zu verheeren. **Neutern** ab, in der Absicht, den Tribut aus **Indien** wegzunehmen. Sie rücketen bis an die nach **Benaris** gehörigen Gegenden, acht Tagereisen von **Azimabad**, und verwüsteten Flecken und Dörfer. Sie wollten über den Fluß **Riunk** gehen, um die Provinzen **Alah**

Innerliche Kriege der Mogolen.

^b) X. d. 117 S.
ⁱ) X. d. 119 S.

^k) **Osst Ahmed Niguer**, Hauptstadt von **Decan** oder **Dehien**.

Beschrei-
bung von
Indostan.

lah Abad und Audish ¹⁾ zu verwüsten, da Ebul Mansur Khan, Befehlshaber der leßtern, mit funfzigtausend Mann nach der Seite von Benaris zugeht, sich ihnen zu wider setzen. Emir Khan, der sich nach Allah Abad, nach seiner freiwilligen Entfernung von Hofe, begeben hatte, war nicht beherzt genug, zum Ebul Mansur zu stoßen; aber ein anderer Khan aus diesem Lande, ließ eiligst die Befestigungen von Serach Abad wieder in Stand setzen. Die Oberhäupter der Merchais erfuhren, daß Ebul Mansur Khan, wider sie zog und Ali Verdi Kan, Naib der Landschaft Bechar, den Seres Kan, Befehlshaber von Bengale, umgebracht, und sich seiner Schätze bemächtigt hatte: sie giengen also von Benaris ab, und nahmen den Weg nach Azim Abad. Der unversehene Tod des Badgira nöthigte sie darauf, wieder in ihr Land zu kehren.

Nachricht
von des Be-
ziers Sohne.

Man hat keine neuere Nachrichten von dem inneren Zustande des mogolischen Reiches; aber die Trockenheit dieses Abschnittes veranlaßt mich, eine merkwürdigere Erzählung beizufügen. Bedreddin Khan, des Bisir ältester Sohn, war in der Schlacht bey Kier nal weggekommen, ohne daß man hätte entdecken können, wohin. Ein Unbekannter, der ihm vollkommen ähnlich war, und die Kleidung eines Dervis angelegt hatte, langte einstens zu Perver, mit einem Haufen ihm folgender Bettler an. Einige von des Raja Bedienten, die den Bedreddin kannten, sahen diesen jungen Menschen für ihn an, und eilten, ihrem Herrn zu melden, sie hätten des Bisirs Sohn gefunden. Der Raja ließ ihn zu sich holen, und empfing ihn mit so viel Ehrenbezeugungen, als er seines Vaters Stand schuldig zu seyn glaubte, und schonete die reichsten Kleider nicht, ihm solche anzulegen. Der junge Flüchtling weigerte sich vergebens, diese Ehrenbezeugungen anzunehmen, mit der Versicherung, er sey nicht Bedreddin. Man wollte ihm nicht glauben. Der Raja erwieß ihm noch immer die Ehre, und behielt ihn wider seinen Willen bey sich, damit er Zeit gewinnen, dem Bisir von der glücklichen Wiederfindung seines Sohnes Nachricht zu ertheilen.

Diese Nachricht erfreute nicht nur die Familie, sondern die ganze Hauptstadt, worinnen man überall Freudenbezeugungen anstellte. Der Bisir gab dem Boten ein kostbares Geschenk, der sie ihm überbrachte, und drang in seiner Antwort auf die baldige Ankunft seines so geliebten Sohnes. Der Raja ließ sogleich einen schönen Palanki zubereiten, der auf einem Elephanten getragen wurde, und schickte den jungen Menschen, mit einer Bedeckung von funfshundert Mann zu Pferde, fort, die ihn bis nach Eckbar Abad brachten, wo sie ihn einer andern Leibwache übergaben, die ihm der Bisir entgegen geschickt hatte. Man machte nur kleine Tagereisen, um ihn nicht abzumatten, bis nach Tibet, einem Orte bey Dehli, wo Nizam-ul Mulk sein Lager aufgeschlagen hatte. Man ließ ihn bey diesem Minister absteigen, der den Sohn seines Freundes umarmte, und auf die Stirn küßte. Der Bisir selbst kam voll Ungeduld auch zu ihm, erwieß ihm eben die Liebkosungen, und weinte vor Freuden. Nach diesem setzten sie sich alle drey auf einen Sofa, und aßen zusammen. Es fällt schwer, zu begreifen, wie ein so genauer Umgang dem Bisir die Augen nicht öffnen können; oder wie wenigstens der, den er für seinen Sohn hielt, ihn bey solcher Gelegenheit nicht aus seinem Irrthume gebracht. Indessen erzählt man uns mit eben der zuverlässigen

¹⁾ Audish heißt auch Tchutpur. Es ist die Hauptstadt der Staaten des Rana, die zwischen Gufarate, dem Lande von Derler Abad, und der Landschaft Labor liegen. Die Stadt Audish

liegt auf einem dürrn Felsen, westwärts nicht weit von Agra, vier Tagereisen von Tchipur, einer Stadt und Gegend eben des Landes, zehn Tagereisen von Amadabad, eben so weit südwärts der Stadt

lässigen Art, der Bisir habe nach dem Essen, den jungen Menschen mit in seinen Pallast genommen, und ihn sogleich in den Harem geführt, seine Mutter nicht länger in der Umgebung von Indostan. gebuld zu lassen.

Diese Frauenzimmer hatte keine Ursache, für ihren Sohn das Gesicht zu verdecken, sie sah ihn unbedeckt. Sie untersuchte die Bildung seines Gesichtes und Leibes. Ob sie ihn wohl dem Bedreddin vollkommen ähnlich fand: so wollte sie sich doch von allen Zweifeln befreien, und einen Ort des Leibes untersuchen, wo sie ein gewisses Zeichen an ihm wußte. Da sie aber solches nicht fand: so gerieth sie in die äußerste Bestürzung und Reue. Das ist nicht mein Sohn, rief sie aus. Man schaffe ihn sogleich fort. Er wiederholte es auch sogleich selbst, er sey nicht des Bisirs Sohn. Er nannte seinen wahren Vater, und beklagte sich, daß man ihm vor dieser Prüfung nicht glauben wolle. Eine zu genaue Untersuchung also zerstörte alle Freude des Hauses. Der Bisir ward über seinen Irrthum, und noch mehr über seine Unbedachtsamkeit, daß er einen Menschen von dem Alter in seinen Harem geführt hatte, bestürzt, und wollte beides gut machen, indem er ihn zu seinem Sohne annahm. Das Anerbieten aber, das er ihm that, konnte ihm zu dieser Befriedigung nicht verhelfen. Der junge Fremdling war ein Mensch von gutem Stande, der aber die Ausschweifungen liebte, und setzte sich durch die Hartnäckigkeit, sein Glück von sich zu stoßen, in Bewunderung; und sein Vater, der von seinem Verfahren Nachricht erhielt, kam vor Freuden außer sich, ihn zurück zu fordern m).

Diese Begebenheit hat andere ihr ähnliche. Aber sollte sie auch etwas erdichtet aussehn: so würde Herrn Otters Zeugniß ihr doch Wahrscheinlichkeit geben.

Der IV Abschnitt.

Macht und Reichthümer des Großmogols.

Dreyerley Abtheilung der mogulischen Soldaten. Vier tausend Leibeigene des Kaisers. Leibwache der drey Streitkolben. Zahl der Mannschafft, die beständig unterhalten wird. Anmerkung über diese Menge von Soldaten Hülfsvölker. Waffen der mogulischen Reuterey und des Fußvolkes. Zeughaus des großen Mogols.

Seine Ställe. Elephanten des großen Mogols. Geschütz. Einkünfte und Reichthum des Kaiserthums. Handlung. Verniers Betrachtung. Beständige Einkünfte des großen Mogols. Zufällige Einkünfte. Wozu ein Theil derselben jährlich angewandt wird.

Die erstaunliche Menge von Soldaten, die von diesem Monarchen beständig gehalten werden, macht sie ungemein furchtbarer, als alle andere indianische Fürsten n). Man stellet sich in Europa fälschlich vor, ihre Heere wären mehr der Menge, als der Tapferkeit wegen schrecklich. Nicht Muth, sondern Kriegeskunst und Geschicklichkeit, sich der Waffen zu bedienen, mangeln dieser Mannschafft. An der Kriegesucht und Fertigkeit würde sie der unsern sehr weichen; aber sie übertrifft darinnen alle andere Indianer, und die meisten auch an Tapferkeit. Ohne auf die tatarischen Eroberer zurück zu gehen, die man als der Mogolen Vorfahren ansehen kann, so ist gewiß, daß Eckbar und Alurengzeb, nur durch die Tapferkeit

h h 2

Stadt Taktur, die vier Tagereisen von Labor nach Westen, und zwö nach Nordost von Djalur liegt. Die Stadt Surubi ist zehn Tagereisen, südwärts von Audish. In dem Lande von Audish re-

guet es sehr wenig, und die meisten Einwohner sind Gözendiener. Otter, Anmerk. a. d. 127 S.

m) Otter a. d. 126 und vorherg. S.

n) Unter allen Schriftstellern, welche Nachrichten

Beschreibung von Indostan. Reicheit ihrer Völker die Gränzen ihres Reiches so weit erstreckt haben, und der letzte so lange ganz Osten mit dem Schrecken seines Namens erfüllt hat.

Dreyerley Abtheilung der mogolischen Soldaten. Alle Mannschaft dieses großen Reiches läßt sich in drey Abtheilungen bringen. Die erste besteht aus einem Kriegesheere, das immer unterhalten wird, und sich in des Großmogols Hauptstadt befindet, auch alle Tage vor seinem Pallaste auf die Wache zieht. Die zweyte, aus Mannschaft, die in alle Landschaften des Reiches zerstreuet ist; und die dritte aus Hülfsvölkern, welche die Vasallen des Kaisers, die Rajas, liefern müssen.

Vier tausend Leibeigene des Kaisers. Das Heer, das täglich an den Thoren des Pallastes gelagert ist, wo sich auch der Hof aufhält, beträgt wenigstens funfzigtausend Reuter, ohne eine erstaunliche Menge Fußvolk zu rechnen, damit Dehli und Agra, die beyden vornehmsten Sitze des Großmogols, beständig erfüllt sind. Wenn sie auch im Felde sind: so sehen diese beyden Städte nur wie wüste Lager aus, die von einem starken Heere wären verlassen worden. Alles folgt dem Hofe, und das Quartier der Vanianen oder der großen Kaufleute ausgenommen, sieht das übrige wie eine öde Stadt aus. Unglaublich viel Marketender, Lastträger, Sklaven und kleine Kaufleute begleiten die Heere, ihnen eben die Dienste zu leisten, wie in den Städten.

Alle diese Mannschaft aber, wird nicht auf einerley Art unterhalten. Das angesehenste Corpo sind die viertausend Leibeigene des Kaisers, durch welche Benennung sie ihre Ergebenheit gegen ihn anzeigen. Ihr Oberhaupt, der Daroga, ist ein ansehnlicher Befehlshaber, dem man oft die Führung der Kriegesheere anvertrauet. Alle Soldaten, die man unter eine so erhabene Mannschaft einnimmt, werden an der Stirne bezeichnet. Aus ihnen nimmt man die Mansabdars, und andere Unterbefehlshaber, sie nach und nach bis zur Stufe der Kriegesomhras zu erheben, welcher Titel unsern Generallieutenanten gleich kömmt o).

Leibwachen der drey Streitkolben. Die Leibwachen des goldenen, des silbernen, und des eisernen Streitkolbens, machen auch drey verschiedene Compagnien aus, deren Soldaten bey jeder auf eine andere Art an der Stirne bezeichnet werden. Ihr Sold beträgt mehr, und ihr Ansehen ist größer, nach dem das Metall beschaffen ist, mit dem ihre Streitkolben überzogen sind. Alle diese Mannschaft ist auserlesen, und hat sich diesen Rang durch ihre Tapferkeit erwerben müssen. Man muß nothwendig darunter gedienet, und sich hervorgethan haben, wenn man zu den Würden des Staates steigen will. Die Geburt giebt in den mogolischen Heeren keinen Rang: nur Verdienste bestimmen den Vorzug, und der Sohn eines Omhras befindet sich oft unter den schlechtesten Soldaten. Daher erkennen auch die Muhammedaner in Indien keinen Adel, als die Abstammung vom Muhammed, die überall verehret wird, wo der Koran in Ansehen ist.

Zahl der Mannschaft, die beständig unterhalten wird. Ueberhaupt hält der Kaiser zu Dehli, oder zu Agra, wo er sich befindet, auch in Friedenszeiten fast zweymal hundert tausend Mann. Wenn der Hof nicht zu Agra ist, so bleibt doch da eine Besatzung von funfzehn tausend Mann zu Pferde, und dreyßig tausend zu Fuß. Diese Regel muß man bey der Zahl des mogolischen Kriegesheeres beobachten, daß des Fußvolks allemal doppelt so viel ist, als der Reuterey. Zweene Gründe erfordern zu Agra

richten von dem mogolischen Reich geliefert haben, hat keiner von desselben Macht genauer und richtiger geredet, als der Verfasser der Einleitung zur Geschichte von Asien. Daher hat man einige Stellen seiner Beschreibung hier einrücken ihm aber die Ehre anthun, und ihn nennen, auch was man außerdem würdig fand, anders wegs beysügen wollen.

Agra allezeit ein kleines Kriegesheer zu halten; erstlich, weil sich der Schatz des Reiches beständig da befindet; zweitens, weil man mit den Landleuten dieser Gegend fast in beständigem Kriege lebet, welche kriegerisch und widerspenstig sind, und seit der Eroberung von Indostan noch nicht recht haben können gebändigt werden. Beschreibung von Indostan.

Bisweilen hält sich der Hof zu Lahor auf. Wenn er sich aber auch anderswo befindet: so hält der Kaiser doch daselbst zwölf tausend Mann zu Pferde, und nach diesem Maasse auch Fußvolk. In der Landschaft Asinire besoldet er beständig eine Besatzung von sechs tausend Reutern, zehn tausend in Gusrate, sieben tausend in Malway, sieben tausend in Patano, sechstausend in Multan. Das Heer, welches die Landschaft Kabul vor des Nadir Chah Einbruche vertheidigte, war allezeit zahlreich genug, die Perser von der Seite von Kandahar zurück zu halten. Es stieg ordentlich auf sechzig tausend Pferde, welche mehr durch die List des Königes von Persien, als durch seine Macht, zerstreuet wurden. Die Landschaften Tata, Bokas, Ureka, und Kachemir, haben jede nicht mehr, als vier tausend Pferde. In Dekan zählt man acht tausend, in Barar sieben tausend, in Bramapur sechs tausend, in Baglana fünf tausend, in Ragi Mohol vier tausend, in Nande sechs tausend. Seit des Aurengzebs Eroberungen, haben die Königreiche Bengale, Ugen, Visapur, und Golkonde, viel stärkere Besatzungen. Bengale, welches auf einer Seite an das Indien jenseit des Ganges, und auf der andern an das Königreich Arrakan und die Stadt Chatigam stößt, hat zu seinem Schutze mehr Soldaten nöthig. Man unterhält daselbst beständig vierzig tausend Pferde. Ugen liegt zwar ziemlich tief in das Reich hinein, aber es ist mit den mächtigsten Rajas umgeben, und hat nie unter fünfzehn tausend Pferde; die Besatzung von Visapur ist nicht schwächer. Im Königreiche Golkonde, wo die Demantgruben sind, befinden sich zwanzig tausend Pferde, und in Carate fast eben so viel, um viel kleine Könige im Zaume zu halten, die in ihrem eigenen Staate, in der That nichts weiter, als des Großmogols Pächter und Einnnehmer sind.

Wenn diese große Menge Soldaten und Befehlshaber, die nur vom Solde des Landesherren leben, die Ruhe des Staates versichert: so dienet sie auch manchmal, sie zu stören. So lange der Landesherren Ansehen genug über seine Unterkönige und Mannschaft besteht, daß er wegen ihrer Treue nichts fürchten darf, so sind keine Empörungen zu erwarten: sobald sich aber Prinzen vom Geblüte wider den Hof auflehnen, finden sie oft unter der Mannschaft ihres Oberherrn mächtigen Beystand, ihn zu bekriegen. So erhob sich Aurengzeb auf den Thron; und die Geschicklichkeit, mit welcher er die Gewogenheit der Befehlshaber in den Provinzen zu erlangen wußte, lenkte alle Macht zu seinem Vortheile, die sein Vater Cha Jehan, zu seiner eigenen Vertheidigung hielt. Gleichwohl hat diese Regierungsart auch verschiedene Vorzüge, worunter man auch rechnen kann, daß die Kaiser, als Eigenthümer aller liegenden Gründe im Reiche, dadurch von ihren Einkünften einen guten Theil ihrer Unterthanen unterhalten. Die Hülfsvölker, welche die Rajas liefern müssen, vergrößern noch die Macht von Indostan p), aber sie werden ordentlich nur im Kriege, und nicht so sehr aus Noth, als der Pracht wegen, gebraucht q).

Hh 3

So

*) Man sehe oben aus dem Bernier die merkwürdige Beschreibung des mogulischen Lagers.

bung, wo die Zahl und Macht dieser Rajas zu finden sind.

p) Man sehe oben die geographische Beschreibung

q) Man muß sich erinnern, daß alle jetzt erwähnte Mannschaft beständig unterhalten wird: denn

Hülfsvölker.

Anmerkung über diese Menge von Soldaten.

Beschrei-
bung von
Indostan.

So furchtbare Heere, die in allen Theilen des Reiches ausgebreitet sind, verschaffen ordentlich den Gränzen Sicherheit, und dem Mittel des Staates Ruhe. In dem kleinsten Flecken liegen wenigstens zween Reuter und vier Mann zu Fuß. Dieses sind die Rundscharer des Hofes, welche von allem, was sie sehen, dem Hofe Nachricht ertheilen, und durch ihre Berichte die meisten Befehle, die in die Provinzen abgehen, veranlassen.

Waffen der
mogolischen
Reuterey.

Die schädlichen Waffen der mogolischen Reuterey sind, der Bogen, der Köcher voll vierzig oder funfzig Pfeile, der Wurffpieß oder Jagase, den sie mit großer Richtigkeit werfen, der Säbel auf einer Seite, und der Dolch auf der andern. Beschützende Waffen haben sie, den Schild und ein Schildchen, das sie beständig am Halse hangend tragen; aber kein Feueergewehr.

Gewehr des
Fußvolkes.

Das Fußvolt bedient sich der Muskete mit ziemlicher Geschicklichkeit. Die, welche keine Muskete haben, führen nebst Bogen und Pfeilen eine Pike von zehn oder zwölf Fuß, die sie im Anfange des Gefechtes, wider den Feind schießen. Andere haben Panzerhemden, bis an die Knie, wenige aber Helme, weil solche in der großen Hitze dieses Landes höchst unbequem seyn würden. Sonst haben die Mogolen keine Kriegesordnung. Sie wissen keinen Unterschied unter Vortreffen, Mitteltreffen, Nachzug. Sie kennen weder Fronte noch Glieder, und fechten sehr unordentlich.

Zeughaus des
großen Mo-
gols.

Da sie keine Zeughäuser haben, so muß jeder Anführer seinen Haufen mit Waffen versorgen. Daher kommen so mancherley Waffen, die oft nicht in einem Haufen einerley sind. Aurengzeb wollte dieser Unordnung abhelfen. Das eigene Zeughaus des Kaisers ist von außerordentlicher Pracht. Seine Wurffpieße, Köcher, und besonders Säbel, sind da in der schönsten Ordnung zu sehen.

denn bey außerordentlichen Nothfällen liefert jede Landschaft noch vielmehr. Gusrate kann nach Mandelsloes Versicherung allein neunzig tausend Pferde aufbringen, Uria achtzig tausend, Dehly hundert und funfzig tausend, I Theil a. d. 123 S. Alle diese Reuterey, sagt er, ist in verschiedene Regimenter getheilt, manche von zehn bis zwölf tausend Pferden, die nur den Söhnen des Kaisers, und den vornehmsten Herren des Königreichs gegeben werden: die andern haben zwey, drey, vier tausend Pferde, und die Würde ihrer Obersten, richtet sich nach dieser Menge. Mandelslo giebt ein merkwürdiges Verzeichniß des Heeres, welches Cha Choram oder Corone, des großen Mogols Sohn, damals führte, da wider den Chan Khan Krieg geführt wurde. Es bestund aus etwan zwey hundert und funfzig tausend Mann, in vier Abtheilungen Reuterey, ohne die Elephanten, Kameele, Maulthiere, und Bagagepferde darzu zu rechnen.

Die erste Abtheilung führte Scha: Af: Khan, des Asaph Kams Sohn; sie hatte zwölf Regimenter:

Scha: Af: Khan,	5000 Pferde.
Sadoc: Khan,	300 —
Mirsa: Red: Madaffer,	300 —
Giafer Khan,	2500 —
Godia: Saber,	200 —

Seid: Jaffer,	2100 Pferde.
Jaster: Khan,	1000 —
Mahmud: Khan,	1000 —
Alavardi: Khan,	2000 —
Safdel: Khan: Badari,	700 —
Mirsa: Seer: Seid	500 —
Baaker: Khan,	500 —

Darzu kamen 4600 Mansabdars, in verschiedene Freycompagnien getheilt. Alle diese Mannschaft belief sich auf 32900 Pferde.

Die zweyte Abtheilung unter dem Erader: Khan hatte dreyzehn Regimenter:

Erader Khan,	4000 Pferde.
Kan: Duda,	1000 —
Dorkadas,	1200 —
Kerus,	1200 —
Kam Echand: Barrak,	1200 —
Mustafa: Khan,	1000 —
Jakul: Khan,	2000 —
Killof,	3000 —
Sidir: Sakir,	1000 —
Eka: Berkendas,	1000 —
Jagi: Kasgi,	7000 —
Teluck: Tchaud,	400 —
Ja.oet: Beg,	400 —

Alles glänzet da von kostbaren Steinen. Er machet sich ein Vergnügen, seinen Waffen selbst Namen zu geben. Einer seiner Säbel heißt Alam Guir, der Eroberer der Erde; ein anderer, Gate Alam, der Besieger der Welt. Alle Freytag Morgens, verrichtet der Großmogol sein Gebeth in seinem Zeughause, „Gott zu bitten, daß er mit seinen Säbeln Siege ersechte, und dem Namen des Einigen bey seinen Feinden Verehrung erwerben möge.“

Beschrei-
bung von
Indostan.

Seine Ställe sind der Menge seiner Soldaten gemäß. Sie enthalten erstaunlich viel Pferde und Elephanten. Seine Pferde sind etwa zwölf tausend, davon er doch nur zwanzig oder dreyßig für seine Person wählet: die übrigen dienen zur Pracht oder zu Geschenken. Die Großmogolen pflegen jedem, von dem sie den geringsten Dienst erhalten haben, ein Pferd und eine Kleidung zu geben. Man läßt alle Pferde aus Persien, Arabien, und besonders der Tatarey kommen. Die man in Indien zieht, sind stätig, scheu, weich, und kräftlos. Ihrer kommen jährlich über hundert tausend von Balk, Bokara, und Kabul, welches ein ansehnlicher Vorthail für die Zölle des Reiches ist, die fünf und zwanzig von hundert für ihren Werth bekommen. Die besten werden zum Dienste des Fürsten abgesondert; die übrigen denen verkauft, die ihrer Aemter wegen, Soldaten beritten machen müssen. Man hat in verschiedenen Nachrichten angemerket, daß ihr Futter in Indien nicht dem europäischen ähnlich ist, weil man in einem so warmen Lande, nur an den Ufern der Flüsse Heu sammeln kann. Man ersetzt den Mangel durch gesalzene Kuchen.

Die Elephanten sind zugleich ein ansehnlicher Theil der Macht des Kaisers, und eine der schönsten Zierde seines Pallastes. Er hält ihrer auf fünf hundert, die ihn tragen, unter

Elephanten
des großen
Mogols.

Drey andere Herren führten jeder zwey hundert Pferde. Aganur, Chabonekan, Babu-Khan, Seid Kamel, Siddi: Ali, und Sadaed-Khan, jeder fünf hundert.

Zusammen 28000.

Die dritte Abtheilung unter Raja Jessing hatte folgende Regimenter:

Raja: Jessing,	3000 Pferde.
Raja: Bidelas,	3000 —
Worram,	3000 —
Raja: Biemfor,	2000 —
Madozin,	1000 —
Raja: Ros: Asu,	1000 —
Baduria: Raja: Bhoozo,	1000 —
Raja: Kristensing,	1000 —
Raja: Sur,	1000 —
Raja: Chetering,	500 —
Waurup,	500 —
Raja: Odasing,	5000 —

Verschiedene untere Rajas führten vier tausend fünf hundert Pferde in verschiedenen Compagnien.

Zusammen 26500.

Die vierte Abtheilung, die bey dem Kaiser zu Brampur blieb, seine Person zu bewachen, bestand aus drey und zwanzig Regimentern.

Gadys und Berken-Dasse,

Asaph-Khan,

Kauratti,

Vasir-Khan,

Mabot-Khan,

Godia-Abdul-Bessen,

Astel-Khan,

Serdan-Khan,

Raja-Jessing,

Seddey-Khan,

Jeffer,

Mockly-Khan,

Serif-Khan,

Seid-Allem,

Amiral,

Raja-Kamdas,

Tore-Taes-Khan,

Mir-Jemla,

Mirsa-Abdulac,

Mahmud-Khan,

Mirsa-Naant-Cher,

Ghavaes-Khan,

Moried-Khan,

15000 Pferde.

5000 —

4000 —

3000 —

3000 —

3000 —

2000 —

2000 —

2000 —

1000 —

1000 —

1000 —

1000 —

1000 —

1000 —

1000 —

1000 —

500 —

500 —

500 —

1000 —

1000 —

Noch verschiedene Umbras führten zehn tausend Pferde in besonderen Compagnien.

Zusammen 62500.

Beschreibung von Indostan. ter großen dazu gebauten Gängen. Er giebt ihnen selbst majestätische Namen, welche Eigenschaften dieser großen Thiere gemäß sind ⁷⁾. Ihre Bedeckungen zeigen erstaunliche Pracht. Der, welcher den Kaiser trägt, hat auf seinem Rücken einen Thron, der von Gold und Edelsteinen glänzet. Die andern sind mit goldenen und silbernen Platten mit goldge- wirkten Decken, mit Glocken, und goldenen Fransen gezieret. Der Thronelephant, der den Namen Aurenz Gas, oder Hauptmann der Elephanten führet, hat allezeit ein zahlreiches Gefolge. Allezeit gehen Pauken, Trompeten, und Fahnen vor ihm her. Er hat dreifachen Sold zu seinem Unterhalte. Sonst hält der Hof zu jedes Elephanten Dien- ste zehn Mann, zween, die ihn üben, führen und regieren müssen, zween, die ihm die Ketten anlegen, zween, die ihm sein Getränk an Wein und Wasser reichen, zween, die Lanzen vor ihm tragen, und das Volk aus dem Wege treiben, zween, die Feuerwerke vor seinen Augen ma- chen, um ihn dazu zu gewöhnen; einer, ihm seine Streue wegzunehmen, und neue zu geben; einer endlich, ihm die Fliegen zu verjagen, und ihn mit auf den Leib geschütteten Wasser von Zeit zu Zeit zu erfrischen. Die Pallaslephanten werden so wohl zur Jagd, als zum Ge- fechte abgerichtet. Man gewöhnet sie zur Wuth, indem man Löwen und Lieger von ihnen angreifen läßt. Die Uebung, die man mit ihnen vornimmt, Stadthore aufzubrechen, hat was sehr kriegerisches an sich.

Ihr Geschütz. Des Kaisers Geschütz ist sehr zahlreich; und die meisten Stücke, die er bey seinem Krie- gesheere brauchet, sind älter, als man sie in Europa antrifft. Man kann nicht zweifeln, daß das Geschütz und Pulver den Indianern lange vor dem Timur Beg bekannt gewesen sind. Es ist daselbst eine alte Sage, die Chineser hätten zu der Zeit, da sie Dehli besaßen, alles Geschütze gegossen. Jedes Stück hat seinen Namen. Unter den Kaisern vor Aurenz Gas waren fast alle Canonierer des Reiches, Europäer; aber der Religionseifer veranlaßte die- sen Herrn, nur Muhammedaner in seinen Diensten zu dulden. Man litt an diesem Hofe sonst keine Franguis, als Aerzte und Goldschmiede. Man hat nur allzuwohl daselbst geler- net, unsere Canonirer, und fast alle unsere Künstler, zu entbehren.

Einkünfte und Reichthum des Kaiser- thums. Ein so mächtiger und prächtiger Hof erfordert diesem gemäße Einkünfte. Was man sich aber auch von dem Reichthume desselben aus Herrechnung so vieler Königreiche, deren liegende Gründe alle dem Landesherrn gehören, mag für Begriffe gemacht haben: so bestre- hen doch die Reichthümer des Großmogols nicht größtentheils in dem, was diese Länderereyen hervorbringen. Man sieht in Indien große Länder, die nicht anzubauen sind, und andern- theils die fruchtbar wären, aber ungebauet liegen. In Indostan bemühet man sich nicht, sein Ei- genthum recht zu nutzen. Dieses Uebel folget natürlich aus der despotischen Regierung, wel- che die Mogolen in den von ihnen eroberten Ländern eingeführet haben. Der Kaiser Kambys wollte solchen abhelfen, und seine Einkünfte verbessern; daher bezahlte er die Unterkönige und Befehlshaber nicht mehr in Gelde. Er überließ ihnen einige Länderereyen, die sie für sich anbauen sollten; Er forderte von ihnen für die andern Länderereyen ihres Bezirks, mehr oder weniger, nachdem die Landschaften fruchtbar waren. Diese Befehlshaber, welche ei- gentlich Pächter des Reiches sind, verpachten die Länderereyen wieder an Unterbefehlshaber; die

Das Land ist schlecht gebau- et. Als Memunababareck, einer, der einen an- sehnlichen Gang hat. Del Singar, Schrecken der Heere, u. Auch die Pferde haben ihre Na- men. Sawkins zählte nur dreihundert Ele- phanten zur Begleitung des Kaisers, aber er reitet von einer großen Menge anderer, die Terti auf vierzehn tausend sehet, und die in den Häusern der Großen, auf Kosten des Kaisers, erhalten werden. Er

die Schwierigkeit ist nun, wie man Landesleute finden will, welche die Felder ohne Vortheil, bloß um ihren Unterhalt bauen. Man zwingt die Bauren zu dieser Arbeit. Da her kommen ihre Empörungen, und die Flucht in die Länder der indianischen Rajas, die ihnen etwas menschlicher begegnen. Dieses strenge Verfahren dienet, die Länder der Moloken nach und nach zu veröden, und zu machen, daß sie ungebauet liegen bleiben.

Beschrei-
bung von
Indostan.

Handlung.

Das Gold und Silber aber, welches die Handlung ins Reich bringt, ersetzt diesen Mangel des Anbaues, und vermehret die Schätze des Landesherrn ohne Unterlaß. Wenn man dem Bernier glauben darf, den man eben keiner Vergrößerung verdächtig zu halten hat, wie sonst die meisten Reisenden: so ist Indostan gleichsam der Abgrund, welcher alle Schätze verschlingt, die aus America in die übrige Welt gebracht werden. Alles Silber von Mexico, alles Gold aus Peru, nachdem es einige Zeit in Europa und Asien herumgegangen ist, fällt endlich in das mogulische Reich, und kommt nie heraus. Man weiß, daß ein Theil dieser Schätze nach der Turkey gebracht wird, die Waaren, die man daher hohlet, zu bezahlen. Aus der Turkey kommen sie in Persien über Smyrna, die Seide, welche man da nimmt, zu bezahlen. Aus Persien kommen sie in Indostan, vermittelt der Handlung von Mokka, Babel, Mandel, Bassora und Vander Abassi. Sonst bringen die Schiffe der Handelsgesellschaften auch unmittelbar welches aus Europa. Fast alles Silber, das die Holländer aus Japan bekommen, bleibt in den mogulischen Ländern. Man läßt in diesen Ländern das Silber mit Vortheil für die Waaren. Zwar nimmt Indostan auch einige Waaren von Europa, und einigen Theilen Asiens. Man schaffet Kupfer aus Japan dahin; Blei und Zeuge aus England; Zimmet, Muscaten, und Elephanten von Ceplan; Pferde aus Arabien, Persien und der Tatarey etc. aber die meisten Kaufleute bezahlen in Waaren, damit sie in Indien die Schiffe beladen, die ihnen jene Waaren gebracht haben. Also findet der größte Theil des Goldes und Silbers in der Welt tausend Wege, nach Indostan zu gehen, und fast keinen, heraus zu kommen s).

Bernier bringt eine besondere Anmerkung bey. Dieser unsäglichen Menge Goldes und Silbers ungeachtet, die in die mogulischen Länder eingeht, und nicht wieder heraus kommt, ist es doch seltsam, daß man nicht mehr als anderswo davon unter den Leuten findet. Man kann nicht leugnen, daß die goldenen und silbernen Brocade, die daselbst ohne Unterlaß gemacht werden, die Goldschmiedsarbeiten, und besonders die Vergoldungen, nicht viel Münzen verzehren: aber dieß allein ist nicht genug. Auch haben die Indianer abergläubische Meynungen, die sie veranlassen, ihr Geld in die Erde zu vergraben, und ihre gesammelten Schätze den Menschen zu entziehen. So geht ein Theil des kostbarsten Metalles in Indostan wieder in die Erde, aus der man es in America geholet hatte. Das meiste aber zu dieser Verminderung des Geldes scheint die ordentliche Aufführung des Hofes beyzutragen. Die Kaiser sammeln große Schätze; man hat zwar nur den Chah Jehan eines übertriebenen Geizes beschuldigt: aber alle bestreben sich, eine Menge Gold und Silber in unterirdische Gewölber zu verschließen, weil sie glauben, allzuviel davon würde im gemeinen Wesen

Berniers
Betrachtung.

Er bezahlt zwar weniger, als die Thiere verzehren; denn sie kosten täglich zehn Thaler an Zucker, Butter, Getraide, und Zuckerrohre. Man sparet nichts an ihrem Unterhalte. Befänden sie sich in schlechtem Zustande, so würde der, dem sie anver-

trauet sind, in Gefahr seyn, sein Glück zu verlieren. Sawkins a. d. 1 S. Terri a. d. 15 S.

s) Schreiben des Herrn Bernier, an Herrn Colbert, II Th. seiner Geschichte.

Beschrei-
bung von
Indostan.

sen verderblich seyn. So verliert sich also alles Gold, das die Handlung nach Indien bringt, zuletzt in des Landesherrn Schatz. Was nach der Bestreitung der nöthigen Kosten des Staates zurück bleibt, geht nur in höchst dringender Noth heraus, und man kann hieraus schließen, Nadir Chah habe den Großmogol nicht arm gemacht, da er ihn nach Herrn Otters Berichte, über siebenzehn hundert Millionen aus seinen Staaten genommen.

Beständige
Einkünfte des
Großmogols.

Der Verfasser, dem wir hier folgen, liefert ein Verzeichniß der Einkünfte dieses Monarchen, wie sie 1697 waren; er hat solches aus den Reichsarchiven genommen. Es ist zu merkwürdig, als daß wir es hier weglassen sollten. Aber man muß sich erinnern, daß ein Kiurur hundert Leuts, ein Leut hundert tausend Rupien, die Rupie, nach Herrn Otters Rechnung, etwa fünf und vierzig französische Sous gilt. Auch ist zu merken, daß alle Königreiche des Kaiserthums in Sarkars oder Provinzen, und die Sarkars in Parganas oder kleinere Landschaften, getheilet werden.

Das Königreich Dehli hat in seinem allgemeinen Bezirke acht Sarkars und zweyhundert zwanzig Parganas. Sie geben einen Kiurur, fünf und zwanzig Leuts und hundert fünfzig tausend Rupien.

Das Königreich Agra, vierzehn Sarkars, zweyhundert acht und siebenzig Parganas, liefert zwey Kiururs, zwey und zwanzig Leuts, und dreytausend fünf hundert und fünfzig Rupien.

Das Königreich Lahor, fünf Sarkars, drehundert vierzehn Parganas, giebt zwey Kiururs, drey und drehzig Leuts, fünftausend Rupien.

Das Königreich Usinire, zahlet mit seinen Sarkars und Parganas, zwey Kiururs, neunzehn Leuts, zwey Rupien.

Gusurate, ist in neun Sarkars, neunzehn Parganas getheilet, giebt zwey Kiururs, drey und drehzig Leuts, fünf und neunzig tausend Rupien.

Malivay, enthält eilf Sarkars, zweyhundert und fünfzig kleine Parganas, giebt nur neun und neunzig Leuts, sechstausend zweyhundert und fünfzig Rupien.

Beer, hat acht Sarkars, zweyhundert und fünf und vierzig kleine Parganas, giebt ein Kiurur, ein und zwanzig Leuts, funfzigtausend Rupien.

Multan, ist in vierzehn Sarkars und sechs und neunzig Parganas getheilet, giebt nur fünfzig Leuts und fünf und zwanzig tausend Rupien.

Rabul, ist in fünf und drehzig Parganas getheilet, giebt zwey und drehzig Leuts, siebentausend zweyhundert und fünfzig Rupien.

Tata, giebt sechzig Leuts und zweytausend Rupien. Tata giebt nur vier und zwanzig Leuts.

In Urecha zählet man eilf Sarkars und viel Parganas, doch giebt es nur sieben und fünfzig Leuts und siebentausend fünf hundert Rupien.

Rachemir mit seinen sechs und vierzig Parganas, giebt nur fünf und drehzig Leuts und fünftausend Rupien.

Illavos

*) Wir wollen hier einige Anmerkungen des Mandelslo befügen, dessen Aufrichtigkeit Olearius versichert. Er sah in dem Pallaste zu Agra

einen großen Thurm, dessen Dach mit Goldblechen bedeckt ist, welches die Reichthümer anzeigt, die es enthält. Er hat acht große Gewölber voll Gold.

Beschreibung von
Indostan.

Illavas, sieben und siebenzig Leuts, acht und dreyßigtausend Rupien.
 Decan, ist in acht Sarkars und neun und siebenzig Parganas getheilet, giebt ein
 Kiurur, zwey und sechzig Leuts, achtzigtausend siebenhundert und funfzig Rupien.
 Barar, hat zehn Sarkars, hundert ein und neunzig kleine Parganas, giebt ein
 Kiurur, acht und funfzig Leuts, achtzigtausend siebenhundert und funfzig Rupien.
 Candish, ein Kiurur, vier Leuts, fünf hundert Rupien.
 Nande, nur zwey und siebenzig Leuts.
 Baglana, ist in drey und vierzig Parganas getheilet, giebt acht und sechzig Leuts,
 fünf und achtzigtausend Rupien.
 Bengale, vier Kiururs, Ugen zwey Kiururs, Ragi Mohol, ein Kiurur,
 funfzigtausend Rupien.
 Visapur, zahlet als einen Tribut, nebst einem Theile der Landschaft Carnate,
 fünf Kiururs.
 Golkonde, und der andere Theil von Carnate, fünf Kiururs, unter eben der
 Benennung.

Völlige Summe: Dreyhundert sieben und achtzigtausend Millionen, hundert und
 vier und neunzigtausend Rupien.

Außer diesen beständigen Einkünften, die nur aus den Feldfrüchten kommen, sind die Zufällige Einkünfte.
 Zufälligen Einkünfte ein anderer Quell des Reichthums für den Kaiser. 1. Fordert man
 jährlich ein Kopfgeld von den abgöttischen Indianern. Der Tod, die Reisen, und das
 Entfliehen dieser alten Einwohner von Indostan machen ihre Zahl ungewiß; daher ver-
 mindert man diese Einnahme des Kaisers sehr, und die Befehlshaber finden ihren Vortheil
 dabey. 2. Alle Waaren, welche die abgöttischen Indianern fortschaffen lassen, geben einen Zoll,
 fünf von hundert ihres Werthes. Die Muhammedaner sind von diesen Auflagen befrehet.
 3. Wird von dem Bleichen der unsäglichen Menge von Zeugen, die man in Indien verfer-
 tigt, auch eine Abgabe gezahlet. 4. Der Pächter der Diamantgrube zahlet dem Kaiser
 sehr viel. Er muß ihm die schönsten und vollkommensten Steine geben. 5. Die Hafen, beson-
 ders bey Sindi, Baroche, Surate und Cambaye, geben große Summen. Surate
 allein giebt ordentlich dreyßig Leuts für die Einfuhre, und eils für den Vortheil der
 Münze, die man da schlagen läßt. 6. Die ganze Küste Coromandel, und die Hafen am
 Ufer des Ganges liefern große Einkünfte. 7. Der Kaiser erbet von allen muhammedanischen
 Unterthanen, die in seinem Solde stehen. Alles Geräthe, und alle Sachen der Verstor-
 benen gehören ihm völlig. Daher müssen sich die Weiber der Befehlshaber in den Land-
 schaften, und der Feldherren, oft mit geringen Gnadengeldern begnügen, und ihre Kinder
 verfallen ins äußerste Armuth, wenn sie keine Verdienste haben. Endlich sind auch die
 Zinsen, welche die Rajas geben, ansehnlich genug, daß man sie unter die vornehmsten
 Einkünfte des Großmogols rechnen darf.

Diese zufälligen Einnahmen kommen denen unsäglichen Reichthümern, welche der Kaiser aus den liegenden Gründen seiner Herrschaften erhält, gleich, oder übertreffen solche wohl noch. Man würde über so viel Reichthum erstaunen, wenn man nicht überlegte, worzu ein Theil derselben angewandt wird.

Si 2

daß

Gold, Silber und Edelgesteine. Man versicherte, der damalige Großmogol habe einen Schatz, dessen Werth sich über ein tausend fünf hundert Willio-

nen Thaler belause. Doch, was er beysüget, ist noch nachdrücklicher: „Ich habe das Glück, sagt er, das Verzeichniß des Schatzes zu besitzen, der nach

Beschreibung von
Indostan.

daß ein Theil davon jährlich aus seinen Händen geht, und sich wieder in sein Land ausbreitet. Die Hälfte des Reiches wird nur von des Kaisers Freigebigkeit unterhalten, oder ist wenigstens stets in seinem Solde. Außer dieser großen Menge Officier und Soldaten, die nur von ihrer Befoldung leben, werden auch alle Bauern, die für ihn arbeiten, auf seine Kosten erhalten, und der größte Theil der Künstler und Handwerker in den Städten, die nur für ihn zu thun haben, aus dem kaiserlichen Schatze bezahlt. Diese Einrichtung macht, daß so viel Unterthanen, die ohne den Kaiser nicht leben können, desto mehr Ehrerbietung und Ergebenheit für ihn haben u).

Der V Abschnitt.

Regierung und Polizen in Indostan.

Grundsätze der Regierung. Amt des Staatsministers und der Staatssecretäre. Ordnung der Kriegesregierung. Verschiedene Bezahlung der Officier. Befoldung der vornehmsten Omras. Verwaltung der Gerechtigkeit. Amt des Kuntal; des Cadl. Beschreibung des Amkas. Was die mogulische Musik bey dem Vernier gewirkt. Was der Kaiser sich in dem Amkas vor-

stellen läßt. Wie er Gerechtigkeit handhabet. Schmeicheley der Mogolen. Geseh Kanay. Vorzügliche Gnade gegen die Wissenschaften. Verniers Beschreibung des Amkas. Alter Gebrauch, den Kaiser zu beschenken. Ein selbsterfahrner Jahrmarkt. Aurengzeb schafft einen unanständigen Gebrauch ab. Geschlechte des französischen Arztes Bernard.

Grundsätze der Regierung.

Nichts ist einfacher, als die Triebfedern, die dieses große Reich in Bewegung setzen; der Kaiser allein ist die Feder desselben. Seine Gerichtsbarkeit ist so wenig getheilet, als sein Eigenthum, und alles Ansehen beruhet einzig in seiner Person. Eigentlich ist nur ein einziger Herr in Indostan. Alle übrige Einwohner sind mehr Leibeigene als Unterthanen.

Amt des Staatsministers und der Staatssecretäre.

Am Hofe befinden sich die Staatsfachen in den Händen dreyer oder vier Omras vom ersten Range, die sie unter des Monarchen Gewalt führen. Der Itimad ad Daulat,

„nach des Chah Khan Tode, in goldener und silberner Münze, in Stangen, und Barren, in Goldschmiedsarbeit, Edelgesteinen, Brocarden, und andern Zeugen, Porcellan, Manuscripten, Kriegesbedürfnissen, Waffen, u. s. f. gefunden ward. Es ist so aufrichtig gemacht, daß ich es meinen Lesern mittheilen muß.“

„Ekbar hatte Münzen von fünf und zwanzig, fünfzig und hundert Toles, bis auf den Werth von sechs Millionen, neun hundert und siebenzig tausend Massas schlagen lassen, welches sieben und neunzig Millionen, fünfhundert und achtzig tausend Rupien beträgt. Er hatte hundert Millionen Rupien in einer andern Münze schlagen lassen, die von ihm den Namen Rupien des Ekbar erhielt, und zwey hundert und dreyßig Millionen von einer Münze, die Paisas heißt, deren dreyßig eine Rupie machen.“

„An Diamanten, Rubinen, Smaragden, Perlen, und andern Edelgesteinen, mehr als sechzig Millionen, zwanzig tausend fünf hundert und ein und zwanzig Rupien: an gearbeiteten Goldes in allerley Bildsäulen, von Elephanten, Kameelen, Pferden u. d. g. neunzehn Millionen, sechs tausend sieben hundert und fünf und achtzig Rupien: an goldenem Geräthe und Gefäßen, acht Millionen, sieben hundert drey und dreyßig tausend, sieben hundert und neunzig Rupien: an Kupfernen Geräthen und Sachen ein und fünfzig tausend zwey hundert und fünf und zwanzig Rupien: an Porcellan, Gefäßen von Terra Sigillata, und andern Millionen fünfmal hundert und sieben tausend, sieben hundert und sieben und vierzig Rupien: an Brocarden, goldenen und silbernen Zeugen und andern seiden- und baumwollenen Waaren aus Persien, Tärkey, Europa und Gustrate fünfzehn Millionen, fünfmal hundert neun tausend, neun

oder erste Minister, hat bey dem Mogol eben die Stelle, die der Großvisir in der Türken Verwaltung. Oft aber ist dieser Titel ohne Verwaltung, und die Würde ohne Geschäfte. Der Kaiser wählet manchmal zum Großvisir einen Menschen ohne Erfahrung, dem er nur die Besoldung seines Amtes läßt. Bald ist es ein Prinz vom mogolischen Geblüte, der sich so gut aufgeführt hat, daß man ihn bis in sein Alter will leben lassen, bald der Vater einer Königin, die bey dem Kaiser in besonderer Gunst steht, der oft aus den schlechtesten Soldaten oder dem gemeinsten Pöbel ist; alsdenn fällt alle Last der Regierung auf die beyden Staatssecretäre. Einer sammlet die Schätze des Reiches, der andere theilet sie aus. Dieser bezahlt die Bedienten der Krone, die Soldaten und die Landleute; jener nimmt die Einkünfte der herrschaftlichen Güter ein, fordert die Abgaben und Zinsen. Ein dritter Finanzbedienter, der aber nicht in so vielem Ansehen steht, als die Staatssecretäre, muß die Erbschaften derjenigen, die in Diensten des Kaisers sterben, sammeln. Diese Verrichtung ist einträglich, aber verhaßt. Uebrigens gelanget man nur durch die Waffen zu dieser erhabenen Stelle. Aus den Befehlshabern der Kriegesheere werden allezeit die Staatsbediente und Feldherren gewählt. Hat man ihres Vorspruches bey dem Kaiser nöthig, so kömmt man niemals ohne Geschenke zu ihnen. Doch rühret dieser Gebrauch nicht so sehr von der Umheras Geize, als der Klienten Ehrfurcht her. Auf den Werth des Geschenkes wird wenig gesehen; das Hauptwerk ist, daß man sich vor den Bedienten der Krone nicht mit leeren Händen zeigt.

Beschreibung von
Indostan.

Wie man sich
vor ihnen
zeigt.

Wenn der Kaiser seine Soldaten nicht selbst anführt: so wird dieses Amt einem Prinzen von Geblüte, oder zween Feldherren, die der Kaiser erwählet, anvertrauet; einer ist aus den muhammedanischen Omhras, der andere aus den indianischen Rajas: die Reichsvölker führt der Omhra, die Hülfsvölker gehorchen nur den Rajas ihrer Nation. Etbar suchte das Heer in Ordnung zu bringen, und machte folgende Einrichtungen, die noch beobachtet werden. Alle Befehlshaber seiner Kriegesleute sollen nach drey verschiedenen Abtheilungen bezahlt werden. Die ersten unter dem Titel von zwölf Monaten, die zweyten von sechs; die dritten von vier Monaten. Wenn also der Kaiser einen Manschdar, Ji 3 das

Ordnung der
Kriegesregie-
rung.

neun hundert und neun und siebenzig Rupien: an wollenen Zeugen aus Europa, Persien und der Tartarey, fünfmal hundert und drey tausend zwey hundert zwey und fünfzig Rupien: an Zelten, Tapedergern und andern Geräthe, neun Millionen neun hundert fünf und zwanzig tausend fünf hundert und fünf und vierzig Rupien: Achtzigtausend geschriebene Bücher, so kostbar eingebunden, daß man sie auf sechs Millionen viermal hundert und drey und sechzig tausend sieben hundert Rupien schätzte: an Geschütze, Pulver, Kugeln, und andern Kriegesbedürfnisse, acht Millionen fünfmal hundert und fünf und siebenzig tausend neun hundert und ein und siebenzig Rupien: an Gewehre, als Degen, Mundartschén, Piquen, Bögen, Pfeilen zc. sieben Millionen, fünfmal hundert und fünf und fünfzig tausend fünf hundert und fünf und zwanzig Rupien: an Satteln, Zäumen, Steigbügeln und andern Pferdezeugen von

„Gold und Silber, zwey Millionen fünfmal hundert und fünf und zwanzig tausend sechs hundert und acht und vierzig Rupien: an Decken für Pferde und Elephanten, mit Golde, Silber und Perlen besetzt, fünf Millionen Rupien. Alle diese Summen machen zusammen nur drey hundert und acht und vierzig Millionen, zweymal hundert und sechs und zwanzig tausend Rupien, und reichen noch nicht an die Schätze des Ucenfels vom Etbar, den Handelslo auf den Thron fand, welches bestätiaet, daß der Großmoaven Schatz beständig zunimmt. Handelslo I Th. a. d. 119. u. f. S.

u) Alle diese Umstände sind aus dem Bernier, Carre, Tavernier, Thevenot, der Sammlung der Reisen der holländischen Gesellschaft, und den erbaulichen Briefen, genommen.

x) Man folget Herrn Oiters Art zu schreiben.

Beschreibung von Indostan. das ist einen Unterofficier des Reiches zwanzig Rupien monatlich nach dem ersten Titel giebt, so beträgt sein Sold jährlich sieben hundert und fünfzig Rupien; dem man setzt ab lemal noch zehne hinzu. Der eben den Sold nach dem andern Titel erhält, bekommt jährlich drey hundert und fünf und zwanzig; der nur nach dem dritten besoldet wird, hat jährlich nur zwey hundert und fünfzig. Diese Einrichtung ist desto seltsamer, weil diejenigen welche nur unter dem Titel von vier Monaten bezahlt werden, das Jahr über eben so fleißig Dienste leisten, als die, welche für zwölf Monate empfangen. Aber nach der Meinung der Morgenländer, glauben die mogulischen Kaiser, es ließe groß, wenn sie den Gedanken veranlassen, die Ungleichheit des Soldes rühre von der Ungleichheit der Dienste her. Auch bedienen sie sich bey Bestimmung des Soldes für einen Mansepdar, nie des Wortes Rupie, sondern Dams, welches eine kleine Münze ist, die selten in der Handlung gebraucht wird; und deren vierzig auf eine Rupie gehen. Um also einem Officier ein Gnadengeld von tausend Rupien anzuweisen, saget der Kaiser: ich gebe ihm fünfzig tausend Dams, welcher prächtige Ausdruck ihn nicht reicher macht, und auf der Spanier Art nach Maravedis zu rechnen hinausläuft.

Verschiedene Bezahlung der Officier. Dieser Unterschied macht den verschiedenen Rang aus. Wenn der Sold eines Krieges- oder Hofbedienten, den Monat auf tausend Rupien nach dem ersten Titel steigt *y*): so verläßt er den Orden der Mansepdars, um den Rang eines Omhira zu nehmen. Also bekommt man diese Würde mit einer gewissen Stärke des Soldes. Alsdenk muß man einen Elephanten, und zweyhundert und fünfzig Reuter des Kaisers Diensten halten. Der Sold von funfzigtausend Rupien würde selbst in Indien, so viel zu unterhalten, nicht zureichen; denn der Omhira muß jedem Reuter, wenigstens zwey Pferde schaffen: aber der Kaiser sorget auf andere Art dafür. Er weist dem Officier etliche herrschaftliche Güter an. Man rechnet ihm, was jeder Reuter kostet, je nach Rupien auf den Tag: aber die Einkünfte der Ländereyen, die man den Omhiras überläßt, tragen viel mehr ein, als diese Kosten.

Besoldung der vornehmsten Omhiras. Nicht alle Omhiras haben gleich starke Besoldungen. Manche bekommen zwey *Arz* *ris*, andere drey, andere vier, manche fünf, und die vom ersten Range erhalten bis sechs. Das ist, das Jahrgeld der Vornehmsten, kann alles zusammen, bis auf drey Millionen Rupien steigen. Sie zeigen auch viel Pracht, und sie halten soviel Reuterey, als unsere kleinen Armeen betragen. Manchmal sind sie dem Kaiser selbst fürchtbar geworden. Dieses ist eine Einrichtung des Reichs, und ihre übeln Folgen selbst verhindern, daß sie nicht ändern darf. Ordentlich zählet man sechs Omhiras vom großen Solde, den *Jemad* und *Deulet*, die beyden Staatssecretäre, den Unterkönig von *Kabul*, den von *Bengale*, und den von *Ugen*. Der Sold der gemeinen Reuter und der übrigen Mannschafft kömmt auf das Gefallen der Omhiras an, die sie werben, und halten. Der Ordnung nach sollten sie jeden Tag bezahlet werden, aber dieses wird schlecht beobachtet. Man begnügt sich, ihnen monatlich etwas Geld auszuzahlen, und oft nöthigt man sie statt dessen, das alte Geräthe des Pallastes, und die Kleider anzunehmen, welche der Omhiras Weiber abgelegt haben. Durch solche Ungerechtigkeiten häufen die obersten Bedienten große Schätze zusammen, die nach ihrem Tode dem Kaiser wieder zufallen.

Verwaltung der Gerechtigkeit. Die Gerechtigkeit wird in den Staaten des Großmogols mit viel Einförmigkeit verwaltet. Die Unterkönige, die Befehlshaber in den Landschaften, die Oberhäupter der Städte

y) Man nennet dieses *Azari Omarbao*.

Städte und Flecken, thun in den Dörfern ihrer Gerichtsbarkeit unter dem Kaiser, vollkommen das, was er selbst in Agra und Dehli thut; sie entscheiden nämlich was das Leben und die Güter der Unterthanen betrifft, durch Urtheile, die sie allein fällen. Gleichwohl hat jede Stadt ihren Kuttial und Cadi für gewisse Fälle. Den Einwohnern aber steht es frey, ob sie an diese Untergerichte gehen wollen, und alle Unterthanen des Reiches haben das Recht, sich unmittelbar an den Kaiser selbst in seiner Residenz, oder an die Unterkönige in derselben Hauptstadt, oder an die Befehlshaber in ihren Städten, zu wenden. Der Kuttial ist zugleich Polizeyrichter, und Oberprosoß. Unter Akbar, der ein strenger Beobachter des Koran war, bestund des Polizeyrichters vornehmstes Amt in Verhinderung des Vollaufsens, Zerstörung der Weinhäuser und aller lüderlichen Dörfer, Bestrafung derer, die Arak oder andere starke Getränke abzogen. Er muß dem Kaiser von den besondern Unordnungen aller Familien Nachricht geben, ihm die Zänkereyen, und die nächtlichen Zusammenkünfte melden. In allen Quartieren der Stadt hat er seine Kundschafter in erstaunlicher Menge, davon die gefährlichsten eine Art öffentlicher Knechte der Marcos sind. Ihr Amt ist die Häuser zu kehren, und was am Geräthe verderbt ist, wieder in Ordnung zu bringen. Jeden Morgen kommen sie zu den Bürgern, ziehen Nachricht von den Geheimnissen der Familien ein, befragen die Leibeigenen, und erstatten dem Kuttial ihre Nachricht. Dieser Beamte muß als Großprosoß mit seinem Solde für alle Diebstähle, die in seinem Bezirke, auf dem Lande wie in der Stadt vorgehen, haften. Seine Wachsamkeit und sein Eifer ermüden nie. Er hat beständig Soldaten ausgesperrt, und es befinden sich verkleidete Abgeordnete von ihm in den Städten, die nichts zu thun haben, als auf Erhaltung der Ordnung zu sehen.

Die Gerichtsbarkeit des Cadi erstreckt sich nur auf Religionsachen, Ehescheidungen und andere Ehesachen. Uebrigens darf keiner dieser beyden Richter Todesurtheile sprechen, ohne dem Kaiser oder den Unterkönigen Bericht ertheilet zu haben, und nach des Akbars Verordnungen, müssen diese Oberrichter die Verurtheilung, ehe man sie bewerkstelliget, zu drey verschiedenemalen an drey verschiednen Tagen bestätigt haben. Verschiedene vorhin beigebrachte Umstände haben schon einen Begriff von der majestätischen Art, diese kaiserliche Gerechtigkeit zu handhaben, ertheilen können; doch hält man für gut, dieselbe hier nach einem, der sie getreulich abgezeichnet hat (2), vorzustellen.

Nachdem er verschiedene Zimmer beschrieben hat, kommt man, sind seine Worte, in Beschreibung den Ankas, der mir als was sehr königliches vorgekommen ist. Es ist ein großer viereckiger Hof, mit Bögen, wie beynähe die auf dem königlichen Plaze zu Paris, nur daß keine Gebäude darüber, und daß sie durch eine Mauer von einander abgesondert sind, doch ist ein kleines Thor vorhanden, aus welchem in den andern zu kommen. Auf dem großen Thore, das mitten auf einer der Seiten dieses Plazes ist, sieht man einen großen Divan, der nach der Hofseite ganz offen ist, und Nagar Kanay genannt wird, weil sich da die Trompeten, oder vielmehr die Hautbois und Pauken befinden, die zu gewissen Stunden des Tages und des Nachts daselbst spielen. Ein Europäer, der daran nicht gewöhnt ist, findet dieses Spiel sehr seltsam; denn zehn oder zwölf dieser Hautbois, und eben so viel Pauken, lassen sich gleich in einem Augenblicke hören; und manche Hautbois, z. E. die, welche man bisweilen gleich in einem Augenblicke hören, und unten nicht unter einen Fuß weit, wie Karna nennt, sind anderthalb Klafter lang, und unten nicht unter einen Fuß weit, wie es

2) Bernier.

Beschreibung von Indostan. es denn auch Pauken von Kupfer und Eisen giebt, die nicht weniger im Durchmesser als eine Klasten haben. Bernier meldet, im Anfange wäre ihm dieses Spiel durch und durch gegangen, und habe ihn betäubet, daß es ihm ganz unerträglich gewesen. Die Gewohnheit machte es ihm endlich erträglich, besonders die Nacht, wenn er es von weitem in seinem Bette von seinem Altane hörte. Er fand sogar endlich viel Melodie und Majestät darin. Diese Musik hat ihre Regeln und Abmessungen, und vortreffliche Meister, die von ihrer Jugend an darinnen unterrichtet sind, wissen die Rauigkeit der Töne zu mäßigen und gelinde zu machen; daher entsteht ein Wohlklang daraus, der das Ohr in der Ferne ergötzet.

Dem großen Thore dieses Hofes Nagar Kanay entgegen, querüber den ganzen Hof zeigt sich ein großer und prächtiger Saal, mit verschiedenen Reihen Pfeilern. Er ist hoch und sehr lichte, auf drey Seiten nach dem Hofe zu offen, und die Decke sowohl als die Pfeiler sind gemalt und vergoldet. Mitten in der Mauer, welche diesen Saal vom Serail absondert, hat man eine Oeffnung wie ein hohes und breites Fenster gelassen, davon der längste Mann das Untertheil nicht mit der Hand erreichen würde. Da zeigte sich Aurengzeib öffentlich auf seinem Throne sitzend; einige seiner Söhne befanden sich zu seiner Seiten sitzend, und verschiedene Verschnittene stunden bey ihm, einige die Fliegen mit Pfauenschwänzen zu verjagen, andere ihm mit großen Fächern Luft zuzuwenden, noch andere seine Befehle zu erwarten. Von dar sah er unten um sich herum alle Umbras, Rajas und Abgesandte, auf einem Divan stehen, der mit einem silbernen Geländer umgeben war, ihre Augen waren niedergeschlagen, und die Hände über die Brust kreuzweis gelegt. Noch weiter sah er die Mansabdars oder die kleinern Umbras wie die andern, und mit eben so viel Ehrerbietung stehen. Weiter in dem übrigen Theile des Saales und des Hofes, konnte sich sein Gesicht auf eine Menge allerley Leute erstrecken. Hier gab er allem Gehör, welches täglich zu Mittage geschah, und daher erhält dieser Saal den Namen Amkas, welches einen Ort bedeutet, wo sich Große und Kleine versammeln.

Was der Kaiser sich vom Amkas zu sehen vorstellt.

Während anderthalber Stunde, denn so lange dauerte ordentlich dieser prächtige Auftritt, ergötzte sich der Kaiser anfangs, eine gewisse Zahl der schönsten Pferde aus seinen Ställen bey sich vorbeysühren zu lassen, um zu beurtheilen, ob sie wohl gefüttert und gewartet wären. Er ließ sich auch manchmal Elephanten vorführen, deren Keilichkeit allemal Berniers Verwunderung erweckte. Ihr schmutziger und unsauberer Leib war alsdenn nicht nur wohl gewaschen und vollkommen rein, sondern auch schwarz gefärbet, zwey große rothe Streifen ausgenommen, die von oben am Kopfe herunter giengen, und sich bey dem Rüssel vereinigten. Sie hatten auch schöne gestickte Decken mit zwey silbernen Glöckchen, die ihnen auf beyden Seiten hingen, und an beyden Enden einer großen silbernen Kette befestiget waren, die ihnen über den Rücken giengen; auch hingen ihnen verschiedene der schönsten Rüssschwänze aus Thibet wie große Knebelbärte in den Ohren. Zween kleine wohlgeschmückte Elephanten giengen ihnen zur Seiten, als wenn es Leibeigene zu ihrer Bedienung wären. Diese ungeheuren Thiere schienen sich auf ihren Fuß etwas einzubilden, und giengen sehr stolz. Wenn sie vor dem Kaiser angelangt waren, stach sie ihr Führer, der auf ihren Rücken mit einer eisernen Spitze in der Hand saß, redete mit ihnen, und ließ sie ein Knie beugen, den Rüssel erheben, und ein gewisses Heulen erregen, welches das Volk für ein Taslim oder eine Begrüßung, die der Elephant aus Ueberlegung und freyem Willen annahm.



bu
In

Wa
ser
Am
hen
1861

annahm. Nach den Elephanten brachte man gezähmte Gazellen, Nilgaur oder graue Beschrei-
 Dshen, die Bernier für eine Art Elendthiere hält, Nashörner, bengalische Büffel, welche bung von
 erstaunliche Hörner haben, Leoparden oder gezeichnete Panther, deren man sich bey der Ga- Indostan.
 zellenjagd bedienet, schöne uesbeckische Jagdhunde, deren jeder seine kleine rothe Decke hat,
 viel Raubvögel, einige für die Rebhühner, andere für die Kraniche, und andere für den
 Hasen, und die Gazellen selbst, die sie mit ihren Flügeln und Klauen blenden. Oft ließen
 auch ein oder zween Ombras ihre Reuterey bey dem Kaiser vorbeý ziehen. Der Monarch
 ließ auch bisweilen schneidende Gewehre an todten Schöpfen probiren, die man ausgewei-
 det, und sehr reinlich eingepackt vor ihn brachte. Die jungen Ombras bestrebeten sich, ihre
 Geschicklichkeit und Stärke sehen zu lassen, indem sie mit einem Hiebe die vier zusammen-
 gebundenen Füße, und den Leib eines Schöpfes zerhieben.

Alle diese Ergöhrungen waren nur Zwischenspiele ernsthafter Beschäftigungen. Aus Wie er Ge-
 rechte ließ sich täglich Bittschriften bringen, die man ihm vom weiten unter dem Volke rechtigkeit da-
 zeigte. Er ließ sich solche lesen, die Parteyen herzu kommen, untersuchte die Sache selbst handha-
 sen, und sprach zuweilen sogleich das Urtheil. Außer diesem öffentlichen Gerichte, besand bet.
 er sich ordentlich jede Woche einmal in der Gerichtskammer, die Abalet Kanay genannt
 wird, in Begleitung seiner beyden vornehmsten Kadis oder Obergerichter. Mandymal hat-
 te er die Geduld, zwö Stunden lang, zehn Personen aus dem gemeinen Volke anzuhören,
 die ihm ein alter Bedienter vorstellte.

Was dem Bernier in dieser großen Versammlung misfiel, war die zu niederträchtige Schmeicheley
 und ekelhafte Schmeicheley, die man überall herrschen sah. Der Kaiser sprach kein Wort, der Mogolen.
 das man nicht bewundernd pries, und darüber die vornehmsten Ombras mit erhabenen
 Händen nicht Karamat, oder Wunder! schrien.

Aus dem Ainkas kömmt man in einen weiter zurück liegenden Ort Gosel Kanay z) Gosel Kanay.
 genannt, dahin nicht jedermann ohne Unterschied gehen darf. Sein Hof ist auch nicht so
 groß, als bey dem Ainkas, aber der Saal ist geräum, gemalt, vergoldet, und vier oder
 fünf Fuß über den Fußboden, erhoben. Da gab der Kaiser in seinem Lehnstuhle sitzend,
 indem seine Ombras um ihn stehen, seinen Bedienten besondere Gehöre, nahm ihre Rech-
 nungen an, und redete von den wichtigsten Staatsgeschäften. Alle Herren mußten sich
 jeden Abend hier einfinden, wie des Morgens bey dem Ainkas, sonst zog man etwas an ihrem
 Solde ab. Bernier bemerket als eine vorzügliche Ehre für die Wissenschaften, daß sein Vorzügliche
 Herr Danek Mend Khan, wegen seines beständigen Studirens von dieser Knechtschaft Gnade gegen
 befreyet war, doch die Mitterwoche, da er die Wache hatte, ausgenommen. Daß die die Wissen-
 schaften.
 übrigen Ombras darzu verbunden waren, ist destoweniger zu bewundern, weil der Kaiser
 selbst diese Ordnung auf das genaueste beobachtete. In seinen gefährlichsten Krankheiten
 ließ er sich wenigstens in eine tragen, und hielt alsdenn seine Person desto nöthiger, weil
 man bey den geringsten Muthmaßungen von seinem Tode, das Reich in Unordnung, und
 alle Läden der Stadt verschlossen würde gesehen haben.

Indem er in diesem Saale beschäftiget war: so ließ man ebenfalls die meisten Din-
 ge bey ihm vorbeý gehen, an deren Anblicke er sich in dem Ainkas ergöhte, nur, weil der
 Hof kleiner war, und die Versammlung des Abends gehalten wurde, zog die Reuterey nicht
 vorbeý.

z) Khoe nennet ihn Guzalkan. Es fällt von gleichem Ansehen sich zu entschließen; daher hat
 schwerer zwischen zwey widersprechenden Zeugnissen, man sie beyde angeführt.

Beschrei-
bung von
Indostan.

vorben. Statt dessen zogen die Manschbdars der Wache bey dem Kaiser mit vielen Um-
ständen vorben. Vor ihnen wurden Kurs, oder verschiedene Figuren von Silber auf
großen wohlgearbeiteten silbernen Stäben getragen. Zwo stellten große Fische vor, zwo
andere ein erdichtetes gräßliches Thier, welches die Mogolen Picdeha nennen: andere
zween Löwen, andere zwo Hände, andere Waaen, und eben so geheimnißvolle Bilder.
Dieser Zug ward mit verschiedenen Guze Berdars, oder Kolbenträgern untermenget,
alle Leute von gutem Ansehen, die erwähntermaßen Ordnung in den Versammlungen erhal-
ten müssen.

Bernier sieht
den Amkas
bey einem der
prächtigen
Fest.
Beschreibung
desselben.

Wir wollen diesen Artikel durch eine Abschilderung des Amkas endigen, wie ihn die
ser Reisende an einem Tage außerordentlicher Freundsbezeugungen wegen des Glückes der
ka-serlichen Waffen gesehen hat. Man will diese Beschreibung nur deswegen mittheilen,
damit ein aufmerksamer Leser sie mit dem Tavernier und Rhoe vergleichen könne.

Der Kaiser saß auf seinem Throne in dem großen Saale. Seine Weste war von
weißem Satine mit kleinen Blumen, und mit schönem goldenen und seidenen Stickwerke er-
hoben. Sein Turban war von goldenem Stücke, mit einem Federbusche, dessen Fuß mit
Diamanten von außerordentlicher Größe und Kostbarkeit besetzt war, mitten unter ihnen
sah man einen großen orientalischen Topas, der seines gleichen nicht in der Welt hat, und
ungemeinen Glanz von sich ausbreitete. Ein Halsband von großen Perlen hing ihm
vom Halse bis unter die Brust herab. Seinen Thron trugen sechs starke Füße von dichten
Golde, mit Rubinen, Smaragden, und Diamanten besetzt. Bernier will diese Klum-
pen kostbarer Steine weder zählen noch schätzen, weil er nicht nahe genug hinzu konnte, sie
zu überrechnen, und ihr Licht zu erkennen: aber er versichert, daß sich sehr viel große Dia-
mante darunter befinden, und der ganze Thron auf vier Kururs, das ist vier Millionen
Rupien geschätzt wurde. Es war ein Werk des Cha Jehan, Vaters des Aurengzebs,
das er hatte verfertigen lassen, um eine Menge Edelgesteine zu brauchen, die in seinem
Schätze von der Beute der alten Rajas, und den Geschenken, welche die Ombras
dem Kaiser an gewissen Festtagen thun müssen, zusammengehäuft waren. Die Kunst kam
der Materie nicht bey. Das beste waren zween Pfauen mit Edelgesteinen und Perlen be-
deckt a), deren Erfindung man einem französischen Goldschmiede zuschrieb: welcher verschiede-
ne europäische Fürsten mit Dubletten betrogen hatte, die er vortreflich machte, und end-
lich an des Großmogols Hof geflohen war, wo er sein Glück gemacht hatte.

Am Fuße des Thrones befanden sich alle Ombras prächtig gekleidet, auf einem erho-
heten Boden, der mit einem großen Himmel von Brocade mit großen goldenen Fransen bedec-
ket, und mit einem silbernen Geländer umgeben war. Die Pfeiler des Saales waren mit
Brocade mit goldenem Boden bekleidet. Von allen Theilen der Decke hingen große Thron-
himmel von blumigtem Satin, an rothen Seidenschnüren, mit großen seidenen Quasten,
mit Goldfäden untermenget. Der Boden war überall mit kostbaren seidenen Teppichen,
von erstaunlicher Länge und Breite, bedeckt. Im Hofe hatte man ein Gezelt, Aspect ge-
nannt, aufgeschlagen, das so lang und breit war, als der Saal, mit dem es oben zusam-
menhing. An der Seite des Hofes war es mit einem großen Geländer umgeben, das mit
silbernen Platten bedeckt war, und auf Pfeilern von verschiedener Größe ruhte, die alle
ebenfalls mit Goldplatten überzogen waren. Auswendig war es roth, aber innen mit

a) Nadir Chah hat ihn erwähntermaßen weggenommen.

mit den schönsten Chittes, oder gemalten Zeugen gefüttert, die besonders sorgfältig geordnet waren, und so lebhaft Farben, und so natürliche Blumen hatten, daß man sie für ein hängendes Gartenbeet hätte ansehen sollen. Die Vögel um den Hof herum sahen eben so prächtig aus. Jeder Omhira hatte seine mit Zierrathen überladen, und sich bestrebt, an Pracht zu übertreffen. Den dritten Tag dieses prächtigen Festes ließ sich der Kaiser mit viel Feierlichkeiten wägen, und verschiedene Omhira thaten dergleichen. Die Wagschalen, und die Gewichte waren von dichtem Golde. Jedermann bezeugte außerordentliche Freude, da man erfuhr, daß der Kaiser dieß Jahr zwey Pfund schwerer wäre, als das vorige. Er hatte bey diesem Feste die Absicht, den Seiden- und Brocadenhändlern einen Gefallen zu erweisen, die seit dem vier oder fünfjährigen Kriege ihre Behältnisse voll Vorrath hatten, den sie nicht absetzen konnten.

Bei diesen Festen befindet sich ein alter Gebrauch, der den meisten Omhira gar nicht gefällt. Sie müssen dem Kaiser nach ihrem Vermögen Geschenke bringen. Manche greifen sich hierinnen ungemein an, entweder sich hervor zu thun, oder aus Furcht ihrer ausgesetzten Ungerechtigkeiten wegen bestraft zu werden, oder in Hoffnung, ihre Besoldung erhöhen zu bekommen. Ordentlich sind es schöne goldene Gefäße, mit Edelsteinen besetzt, schöne Perlen, Diamanten, Rubinen, und Smaragden. Manchmal ist es eine Menge derer Goldstücke, die anderthalb Pistolen gelten. Bernier erzählt, während des Festes, bey dem er ein Zuschauer gewesen, habe Aurengzeib den Visir, Jaser Khan, nicht als Visir, sondern als seinen nächsten Verwandten besucht, unter dem Vorwande, ein Gebäude zu sehen, das derselbe verfertigen ließ, und da habe ihm dieser Herr, fünf und zwanzigtausend solcher Goldstücke, nebst etlichen schönen Perlen und einem Rubine, den man vierzigtausend Thaler schätze, angeboten b).

Ein seltsames Schauspiel, das sich manchmal bey diesen Festen befindet, ist eine Art von Jahrmarkte, der in dem Mehalu oder Serail des Kaisers gehalten wird. Die Weiber der Omhira und vornehmen Mansabdars, sind die Verkäuferinnen. Der Kaiser, die Prinzen, und alle Frauenspersonen des Serails, kaufen, was sie ausgebreitet haben. Die Waaren sind schöne Brocade, kostbares neuindisches Stickwerk, kostbare Turbane, und was man nur von solchen theuren Sachen zusammen bringen kann. Diese Frauenzimmer sind die schönsten und galantesten des Hofes, und die, welche schöne Töchter haben, nehmen sie mit sich, um sie dem Kaiser zu zeigen. Er handelt um alles, was er kauft, auf das genaueste, wie der gemeinste Unterthan, in der Sprache der kleinen Kaufleute, die sich über die Theuerung beklagen, und um den Preis dingen. Die Frauenzimmer antworten eben so, und der Kaiser geht bis auf Beschimpfungen. Alles wird baar bezahlt. Manchmal lassen die Prinzen gleichsam als aus Versehen, goldene Rupien statt der silbernen fallen, wenn sie den Verkäuferinnen einen Gefallen erweisen wollen. Aber nachdem Bernier eine so galante Gewohnheit gelobet hat: so tadelt er, daß man den öffentlichen Weibesbildern bey solcher Gelegenheit ins Serail zu gehen verstattet. Es ist wahr, daß solches nicht die Weibesbilder der Bazars sind, sondern diejenigen, welche man Kenchenys, d. i. vergoldete und beblümte nennet, und die an den Festtagen bey den Omhira und Mansabdars zu tanzen gehen. Die meisten sind schön und kostbar bekleidet. Sie können nach der Landesart vollkommen tanzen und singen. Da sie aber nichts destoweniger öffentliche Weibesbilder sind:

Kf 2

sind:

b) Ebendas. a. d. 102 und folg. S.

Beschreibung von Indostan. sind: so schaffete Aurengzeb, der ernsthafter als seine Vorfahren war, die Gewohnheit ab, sie ins Serail zu lassen, und er verstattete nur noch, um einiges Andenken davon zu erhalten, daß sie alle Mittwoche kämen, ihm von weitem den Salan oder ihre Ehrverbiethung in dem Ankas zu bezeugen c). Ein französischer Arzt, Bernard, der sich an diesem Hofe

Aurengzeb schaffet einen unanständi- gen Gebrauch ab. gefeset hatte, machte sich daselbst so bekannt, daß er öfters zu den vertrautesten Lustbarkeiten des Kaisers gezogen wurde. Er bekam täglich zehn Thaler Gold, aber er gewann viel mehr, durch Abwartung des Frauenzimmers im Serail, und der großen Ombras, die ihn um die Wette beschenkten. Das Unglück war, daß er kein Geld halten konnte, und mit

Geschichte des französischen Arztes Bernard. der andern Hand weggab, was er mit einer einnahm. Diese Verschwendung machte ihn bey allen beliebt, besonders bey den Renchenys, mit denen er viel verthat. Er verliebte sich in eines von diesen Weibesbildern, das bey vorzüglichen Gaben auch jung und schön war. Aber die Mutter derselben glaubete, solche Ausschweifungen würden ihr die nöthigen Kräfte zu ihrer Lebensart entziehen, und verlohre sie nicht aus dem Gesichte. Diese Strenge brachte den Bernard zur Verzweiflung. Endlich lehrte ihn die Liebe ein Mittel, sich zu befreien.

Wie er eine junge Tänzerin bedünnt. Eines Tages, da ihm der Kaiser im Ankas für die Heilung eines Frauenzimmers im Serail dankete, und ihm Geschenke dafür gab, that er denselben, ihm die junge Rencheny zu geben, in die er verliebt war, und die hinter der Versammlung stand, mit ihrer ganzen Gesellschaft, den Salan zu machen. Alle Zuschauer lachten sehr, da sie sahen, daß er wegen der Grausamkeit eines Mädchens von solchem Stande so viel ausstund; da er die Stärke seiner Leidenschaften, und die Hinderniß, die ihm im Wege lag, öffentlich bekannte: der Kaiser lachte selbst darüber, und befahl darauf, sie ihm einzuliefern, ohne sich zu bekümmern, daß sie muhammedanisch und der Arzt ein Christ war. Man lege sie ihm auf die Achseln, sagte er, und er mag sie wegstagen. Bernard fragte nichts nach dem Gelächter der Versammlung, ließ sie sich auf die Achseln laden, und trug die Beute davon d).

Jehan Guir war der Kaiser, dem der Arzt dieses Geschenk zu danken hatte. Aurengzeb war für den Coran zu eifrig, als daß er diese Verbindung einer Musulmanin mit einem Christen hätte verstatten sollen. Bernier scheint sowohl als Rhoe überredet zu seyn, daß der erste dieser beyden Fürsten, der Neigung zum christlichen Glauben, die ihm andere geschrieben haben, ungeachtet ohne Religion, und in der Absicht eine neue einzuführen, die er unter seiner Aufsicht zusammen setzen ließ, gestorben ist e).

c) Ebendaselbst a. d. 142 Seite.

d) A. d. 144 und vorherg. S.

e) A. d. 151 S. Man sehe oben das Ende von Rhoes Tagebuche.

Der VI Abschnitt.

Religion, Gestalt, Kleider, Sitten und Gebräuche der Einwohner von Indostan.

Beschreibung von Indostan.

Allgemeine Abtheilung der Einwohner von Indostan. Die muhammedanische Religion ist die herrschende. Mogolische Feste. Moscheen. große Moschee zu Dehli. Einkünfte der Moscheen und Mullahs. Amt der Priester. Allgemeine Abschilderung der Mogolen. Ihre Gestalt. und Kleidung. Kleidung der Weiber. Häuser der Mogolen. Pracht der Reichen. Das gemeinste Fuhrwerk. Gastereyen. Erziehung der Kinder. Heirathen. Ehescheidung. Strafe des Ehebruchs. Weiber eines Mannes an verschiedenen Orten. Beerdigung und Leichengebräuche. Allgemeine Abschilderung der Banianen. Tribut, den sie dem Großmogol zahlen. Ihre Kleidung. Annehmlichkeit des banianischen Frauenzimmers. Kleidung der Brahminen. Erziehung und Heirathen. Andere Gebräuche.

In so vielen Provinzen, die sonst verschiedene Königreiche ausgemacht haben, deren jedes seine eigenen Gesetze und Gebräuche hatte, begreift man leicht, daß der Aehnlichkeit der Regierung ungeachtet, welche fast allezeit auch eine Aehnlichkeit in der Polizey und in der Religion einführet, und die Vorstellungen, Sitten und Gewohnheiten der Völker, mit dem Ab Laufe einiger Jahrhunderte, die nach der Eroberung der Mogolen verlaufen sind, nach und nach verändert, gleichwohl noch keine völlige Uebereinstimmung zwischen so viel Völkern statt finden kann. Also würde es unmöglich seyn, alle Stücke zu beschreiben, in denen sie sich unterscheiden. Aber die genauesten Reisebeschreibungen haben diese Verwirrung einigermaßen aus einander gesetzt, und die Unterthanen des großen Mogols, in Muhammedaner, die sie Mauren nennen, und in Heiden von verschiedenen Secten abgetheilet. Diese Abtheilung scheint desto geschickter zu seyn, beyde kennen zu lernen, weil in den Morgenländern, wie anderswo, die Religion ordentlich die Gebräuche regieret.

Der Kaiser, die Prinzen, und alle Großen in Indostan, bekennen sich zur muhammedanischen Religion. Die Statthalter, Befehlshaber, und Rituale, der Provinzen, der Städte und Flecken, müssen von eben der Religion seyn. In den Händen der Muhammedaner oder der Mauren, befindet sich also die völlige Verwaltung der Geschäfte, und alles, was zu den Einkünften und der Handlung gehöret. Sie arbeiten alle mit viel Eifer, an der Ausbreitung ihrer Meinungen. Man weiß, daß sich die muhammedanische Religion in vier Secten, des Abubeker, des Ali, des Omar, und des Otman theilet. Die Mogolen haben die Secte des Ali mit den Persern gemein: doch folgen sie bey Erklärungen des Corans den Meinungen des Heimbeli und Maleki; da sich die Perser hingegen an des Ali und Kaiser Saduck Auslegungen halten: beyde stehen den Türken entgegen, die des Huseife seine haben f).

Die meisten mogolischen Feste sind ihnen mit den Persern auch gemein. Den ersten Tag ihres Jahres, welches mit dem ersten Tage des Mondes im März anfängt, begehen sie sehr feyerlich. Dieses Fest dauert unter dem Namen Turu g), neun Tage, mit lauter Lustbarkeiten. An des Kaisers Geburtstage werden bey Hofe außerordentliche Kosten aufgewandt. Im Brachmonate feiert man ein Fest, zur Erinnerung des Opfers Abrahams, und man mengt auch das Andenken Ismaels darunter. Man opfert alsdenn

Rt 3

viele

f) Mandelslo I Th. a. d. 155 C.

g) Man sehe oben die Erklärung dieses Wortes bey dem Thomas Rhoe.

Beschreibung von Indostan. viele Böcke, welche die Andächtigen darnach mit viel Feyerlichkeiten und Freudenbezeugungen essen. Noch haben sie das Fest der beyden Brüder Cassan und Jussein, welche Söhne des Ali waren, und aus Religionseifer, nach der Küste von Coromandel giengen, wo sie von den Banianen und andern Heiden, den zwanzigsten Tag des Neumonds, im Heumonate hingerichtet wurden. Diesen Tag beweinet man ihren Tod. Man trägt zween Särge mit Siegeszeichen, Bogen, Pfeilen, Säbeln, Turbanen, herum. Die Mauren folgen zu Fuß, und singen Trauerlieder. Einige tanzen und springen um die Särge; andere schlagen mit bloßen Degen; andere machen aus allen Kräften ein entsetzliches Geschrey; andere hauen sich freywillig Wunden mit Messern, ins Fleisch des Gesichtes, und der Arme, oder stechen sich mit Spizen, daß ihnen das Blut längst den Backen, und auf ihren Kleidern herabläuft. Manche sind so rasend, daß man ihre Wuth nur dem Opium schuld geben kann. Die Größe der Andacht wird aus der Größe der Raserey beurtheilet. Diese Processionen geschehen in den vornehmsten Quartieren, und schönsten Gassen der Stadt. Gegen Abend sieht man auf dem großen Plage Meidan, oder dem Markte, Figuren von Strohe, Papiere, oder andern leichten Dingen, welche die Mörder der beyden Heiligen vorstellen. Ein Theil der Zuschauer durchschießen sie mit Pfeilen, durchstoßen sie, und verbrennen sie unter dem Zurufe des Volkes. Diese Ceremonie erwecket den Haß der Mauren so stark, und erregt in ihnen so viel Rachgier, daß die Banianen, und andere Götzendiener sich alsdenn in ihren Häusern eingeschlossen halten. Die sich auf den Gassen oder an den Fenstern zu zeigen, die Kühnheit hätten, würden sich der Gefahr aussetzen, niedergemacht, oder mit Pfeilen geschossen zu werden. Die Mogolen feyern auch Ostern, im Herbstmonate, und das Fest der Bruderschaft den 25ten des Wintermonats, da sie einander, alles was sie einander gegenseitig zuwider gethan haben, verzeihen.

Moscheen in Indostan.

Die Moscheen von Indostan sind sehr niedrig, meistens aber auf Höhen gebauet, daß sie höher scheinen, als andere Gebäude. Sie bestehen aus Steinen und Kalk, sind unten viereckicht, oben platt. Man umgiebt sie mit sehr schönen Zimmern, Sälen und Kammerm. Daselbst sieht man steinerne Gräber, und besonders Mauern, von ungemeiner Weisse. Die vornehmsten haben ordentlich einen oder zween hohe Thürme. Weil diese Gebäude sehr dunkel sind: so gehen die Mauren zur Zeit ihrer Feste, oder ihres Ramadan, mit Laternen hinaus. Um einige hat man große und weite Gräben voll Wasser gemacht. Die, welchen es an Gräben und Flüssen mangelt, haben am Eingange Cisternen, wo sich die Gläubigen das Gesicht, die Hände und die Füße waschen. Man sieht da weder Bildsäulen noch Gemälde.

Jede Stadt hat viel kleine Moscheen, unter denen man eine größere unterscheidet, die für die vornehmste gehalten wird, und wo jedermann unausbleiblich alle Sonnabende Nachmittags, und die Festtage sich einfindet. Statt der Glocke, ruft ein Mann, oben vom Thurme, wie in der Türkei, das Volk zu versammeln, und hält während des Rufens das Gesicht gegen die Sonne gekehret. Der Predigtstuhl ist nach der Morgenseite angelegt. Man geht drey oder vier Stufen hinauf. Die Lehrer, welche Mullahs heißen, begeben sich dahin zu betten, und eine Stelle aus dem Coran zu lesen, die sie erklären, und dabei besorgt sind, des Muhammed und Ali Wunder hineinzubringen, oder des Abubeker, Omar, und Omar Auslegungen zu widerlegen *b*).

b) Reisen des Gautier Schuten im VII Theile der Sammlung holländischer Gesellschaft a. d. 1000 und

In Taverniers Tagebuche ist die große Moschee zu Agra beschrieben worden. Die Beschreibung von Dehli sieht nach Verniers Abbildung eben so prächtig aus. Sie zeigt sich von weitem im Mittel der Stadt erhoben, auf einem Felsen, den man in dieser Absicht wohl geebnet hat; sie ist mit einem schönen ebenen Plage umgeben, an dem sich vier schöne und lange Gassen endigen, die nach den vier Seiten der Moschee zugehen, eine nach der Vorderseite, die andere nach der Hinterseite; die beyden andern nach den Thoren, im Mittel jeder der übrigen Seiten. Man steigt fünf und zwanzig bis dreyßig steinerne Stufen an die Thore hinan; diese Stufen gehen rings um das Gebäude, die Hinterseite ausgenommen, die man mit schönen Bruchsteinen bekleidet hat, die Ungleichheiten des Felsens, den man durchbrochen hat, zu verdecken; und dieses erhebt die Pracht des Gebäudes sehr. Die drey Eingänge sind prächtig. Alles ist da mit Marmor bekleidet, und die großen Thore sind mit kupfernen Platten, von sehr schöner Arbeit, bedeckt. Ueber dem vornehmsten Thore, welches weit prächtiger ist, als die beyden andern, sieht man verschiedene Thürmchen, von weißem Marmor, die ihm eine besondere Annehmlichkeit geben. Hinten an der Moschee erheben sich drey große runde Dächer neben einander, auch von weißem Marmor, das mittlere ist größer und erhabener, als die andern. Von denselben an, bis an das Hauptthor ist das übrige Gebäude ohne Bedeckung, wegen der Hitze des Landes, und der Fußboden besteht aus Quaderstücken von Marmor. Ob dieser Tempel wohl nicht nach den Vorschriften der Baukunst angelegt ist: so findet Vernier doch die Anlage wohl eingerichtet, und sehr gute Verhältnisse. Die drey großen Dächer und die Thürmchen ausgenommen, sollte man glauben, das übrige sey ganz von rothem Marmor, da es doch nur sehr leicht zu hauerne Steine sind, die sogar mit der Zeit verderben.

In diese Moschee begiebt sich der Kaiser Frentags, welches der Muhammedaner Sonntag ist, daselbst zu beten. Ehe er aus dem Pallaste geht, werden die Gassen, durch die er zieht, benezet, Staub und Hitze zu mindern. Zwey- oder drehundert Musquetirer machen eine Gasse, ihn zu erwarten, andere besetzen mit eben der Anzahl die beyden Seiten einer großen Straße, die nach der Moschee zugeht. Ihre Musketen sind klein, wohl gearbeitet, und mit einer großen Scheide von Scharlach bekleidet, nebst einem kleinen Fähnchen oben. Fünf oder sechs wohl berittene Reuter müssen sich auch der Pforte nahe halten, und weit vor ihm herjagen, damit sie ihm nicht mit dem Staube beschwerlich fallen; ihr Amt ist, das Volk aus dem Wege zu treiben. Nach diesen Vorbereitungen geht der Monarch auf seinem reich geziereten Elephanten, unter einem gemalten und vergoldeten Himmel aus dem Pallaste; oder in einem von Gold und Azur glänzenden Throne, auf einem Tragesessel, der mit Scharlach oder goldenem Stütze bedeckt ist; und den acht auserlesene und wohlgekleidete Männer auf den Achseln tragen. Ihm selget eine Menge Ombras zu Pferde, und in Palekis. Dieser Zug hatte in Verniers Augen ein großes und der kaiserlichen Majestät würdiges Ansehen i).

Der Moscheen Einkünfte sind mittelmäßig. Das sicherste kommt auf den Miethzins für die Häuser an, die sie umgeben. Das übrige rühret von Geschenken oder Vermächtnissen her. Die Nullahs haben keine bestimmten Einkünfte; sie leben nur von der Frey- und der Wohlthatigkeit der Gläubigen, und haben die Wohnung für sich und ihre Familien in den Häusern um die Moscheen. Aber von ihren Schulen, wo sie die Jugend lesen und schreiben lehren, und vorhergehenden Seite.

i) Vernier III. Theil a. d. 127 und vorherg. S.

Große Moschee zu Dehli.

Mit was für Pracht der Kaiser sich daselbst alle Frey- tage einfindet.

Einkünfte der Moscheen und der Nullahs.

ziehen

Beschreibung von Indostan. ziehen sie viel Vortheil. Einige werden für gelehrt gehalten, andere leben sehr strenge, trinken nie starke Getränke, und entsagen auf ewig dem Gethande; andere schließen sich in die Einsamkeit ein, und bringen Tag und Nacht mit geistlichen Gedanken oder Gebethe zu. Der **Amir der Priester.** Ramadan, oder die Fasten der Mogolen dauert dreißig Tage, und fängt mit dem Neumonde des Hornungs an. Sie seynern es mit einer strengen Fasten, bis zum Untergange der Sonne. Sie hängen sehr fest an der Meynung, man könne nur in ihrer Religion selig werden. Juden, Heiden, und Christen, sind ihrer Meynung nach, auf gleiche Art von der ewigen Glückseligkeit ausgeschlossen. Die meisten werden Speisen, die von Christen gekauft oder zugerichtet sind, nicht anrühren. Nur sehr trockene Zwieback, und Confect, nehmen sie an. Ihr Gesetz verbindet sie fünfmal, innerhalb vier und zwanzig Stunden zu bethen. Sie verrichten dieses mit dem Kopfe bis auf die Erde gesenkt, und mit zusammengefalteten Händen. Die Ankunft eines Fremden stört ihre Aufmerksamkeit nicht. Sie fahren fort, in seiner Gegenwart zu bethen; und nach Erfüllung dieser Pflicht sind sie desto höflicher.

Allgemeine Abschilderung der Mogolen. Die Mogolen und alle indianische Mauren haben überhaupt edle Gesinnungen, sind wohl gesittet, und ihr Umgang ist angenehm. Ihre Handlungen und ihre Kleidungen haben etwas gefestes an sich, das dem Eigensinne der Moden nicht unterworfen ist. Sie verabscheuen Blutschande, Trunkenheit, und alle Streitigkeiten. Die Vielweiberey aber haben sie, und die meisten sind sinnlichen Ergözüngen sehr ergeben. Oeffentlich zwar trinken sie keinen Wein, und starke Getränke; im Innern ihrer Häuser aber machen sie keine Schwierigkeit, Arrak und andere Sachen, die sie zum Vergnügen treiben, zu trinken.

Ihre Gestalt und Kleidung. Sie sind nicht sowohl weiß, als gelbbraun, meistens lang, stark, und wohl gewachsen. Ihre ordentliche Kleidung ist sehr sittsam. In dem morgenländischen Theile des Reiches, tragen die Mannspersonen lange Röcke, von den feinsten Zeugen von Baumwolle, Gold und Silber. Sie hängen ihnen bis mitten an den Fuß, und werden oben am Halse zugemacht. Vorn sind sie mit Schleifen von oben bis unten befestiget. Unter dieser obersten Kleidung haben sie eine Weste von blumigter Seide oder Baumwollenzeuge, die ihnen an den Leib anliegt, und bis unter die Hüften geht. Ihre Beinkleider sind sehr lang, meist von rothen streifichten Zeugen, oben weit, nach unten zu verengern sie sich, auf den Schenkeln falten sie sich und gehen bis an die Ferse. Sie haben keine Strümpfe, und die Falten dieser Beinkleider dienen ihnen, den Fuß warm zu halten. Mitten im Reiche und gegen Abend sind sie auf persisch bekleidet, mit dem Unterschiede, daß die Mogolen wie die Gusraten die Oeffnung ihres Rockes unter den linken Arm bringen, da die Perser sie unter den rechten stecken, und die ersten binden ihre Gürtel vornen, und lassen die Enden herabhängen, da ihn die Perser nur umwickeln und die Enden einstecken.

Sie haben Seripus oder weite Schuhe, von ordentlichem rothen vergoldeten Leder. Im Winter wie im Sommer gehen sie darinnen barfuß. Sie tragen solche, wie wir unsere Pantoffeln, ohne sie an den Fuß zu hängen, um sie bald zu nehmen, wenn sie gehen wollen, und gleich auszuziehen, wenn sie wieder in ihre Zimmer kommen, wo sie sonst ihre schönen Teppiche und Bedeckungen des Bodens beflecken würden.

Ihr Kopf ist beschoren und mit dem Turbane bedeckt, der dem türkischen gleicht ^{k)}. Er ist von feinen weißen baumwollenen Zeuge mit goldenen oder seidenen Streifen. Sie wissen ihn alle um den Kopf zu winden und zu befestigen; ob diese Zeuge gleich manchmal zu fünf und

k) Sie sprechen es Tülbant oder Tulbat aus.

und zwanzig oder zu drehzig französische Ellen lang sind. Ihre Gürtel, Commerbant genannt, sind ordentlich von rother Seide mit goldenen oder weißen Streifen, und großen Quasten, die ihnen an der rechten Hüfte hinunter hängen. Unter dem ersten Gürtel haben sie noch einen, von weißem baumwollenen Zeuge, der kleiner, und um den Leib gewickelt ist, mit einem schönen Spinder auf der linken Seite zwischen diesem Gürtel und dem Rocke, dessen Hest öfters mit Gold, Agath, Cristall, oder Umbra gezieret ist. Die Scheide ist eben so kostbar. Wenn sie ausgehen, und Regen oder Wind befürchten: so legen sie über ihre Kleider eine Binde von seidenem Zeuge, die sie über die Achseln schlagen, und sich um den Hals wickeln, solche wie einen Mantel zu brauchen. Die Vornehmen, und alle, die nach Hofe kommen, zeigen ihre Pracht in ihren Kleidern: die gemeinen Bürger und Handwerkerleute aber sind sehr sitstam bekleidet. Die Nullahs gehen vom Kopfe bis auf den Fuß weiß ¹⁾).

Beschreibung von
Indostan.

Die muhamedanischen Weiber und Jungfern haben ordentlich um den Leib ein großes Stück des feinsten baumwollenenzeuges, das sich bey dem Gürtel anhebt, wo es nach unten zu drey oder viermal herumgewickelt ist, und ihnen bis über die Füße hinunter hängt. Unter diesem Tuche tragen sie eine Art Beinkleider von weißem Zeuge. In ihren Häusern gehen sie meistens über den Gürtel bloß, sowohl als mit dem Kopfe und den Füßen. Wenn sie aber ausgehen, oder sich nur an ihren Thüren zeigen: so bedecken sie sich die Achseln mit einer Kleidung, über die sie noch eine Binde legen. Diese beyden Kleidungen, welche sehr weit, und nirgends angeheftet noch zugemacht sind, schweben auf ihren Achseln, und man sieht oft den größten Theil ihrer Brust und ihrer Arme entblößt. Die Reichen und Vornehmen haben Ringe von Gold um die Arme; niedrigere und ärmere tragen silberne, eisenbeinerne, gläserne, oder auch welche von vergoldetem Lacke, sehr sauber gearbeitet. Manchmal haben sie die Arme bis unter den Ellbogen damit beladen, aber dieser kostbare Schmuck scheint ihnen beschwerlich zu seyn, und ist in eines Fremden Augen kein Zierrath. Manche tragen auch welche über den Fersen. Die meisten hängen sich Ringe von Golde mit kleinen Perlen besetzt in die Nase, und durchstechen sich die Ohren mit andern Ringen, auch mit solchen großen, die ihnen bis auf die Brust hängen. Um den Hals tragen sie kostbare Halsbänder oder andern Schmuck, und an den Fingern viel goldene Ringe. Ihre Haare, die sie hängen lassen, und mit vieler Kunst aufzuputzen wissen, sind ordentlich schwarz, und in Schleifen auf den Rücken gebunden.

Die vornehmen Frauenzimmer lassen ihr Gesicht niemals Fremden sehen. Wenn sie ausgehen, oder in Palanquins reisen: so bedecken sie sich mit einem seidenen Schleyer. Schutzen behauptet, dieses rühre mehr von ihrer Eitelkeit, als von der Schamhaftigkeit und Sittsamkeit her; weil sie den gegenseitigen Gebrauch als eine pöbelhafte Niederträchtigkeit ansehn. Die Erfahrung lehret, daß diejenigen, welche hierinnen sich am sorgfältigsten betheiligten, oft mit ihren Männern am übelsten lebten, und solchen andere Gelegenheiten zu Argwohn wegen ihrer Treue gaben ^{m)}).

Der Mauren Häuser sind groß und geraum, in verschiedene Abtheilungen abgesondert, deren jede ihre Kammern und Säle hat. Auf den meisten befinden sich flache Dächer und Arkade, wo man den Abend frische Luft schöpft. Die reichsten haben schöne Gärten voll Gewürbe und Gänge von Obstbäumen, Blumen und seltenen Pflanzen mit Galerien, Ca-

Häuser der
Mogolen.

¹⁾ Schuten an oben angeführtem Orte a. d. 186 n. f. S.

^{m)} Ebendasselbst a. d. 188 S.

Beschrei-
bung von
Indostan.

Cabinettern, und andern Orten, wo man sich vor der Wärme verbergen kann. Man findet auch da Teiche und Fischhalter und räumliche und bequeme Derter zu Bädern für Mann-
personen und Weibesbilder, die keinen Tag vergehen lassen, ohne sich das Vergnügen zu
machen, sich in dem Wasser zu erfrischen. Manche lassen in ihren Gärten Gräber als Py-
ramiden erheben, oder andere sehr schöne Gebäude aufzuführen. Nachdem Bernier von ei-
nem berühmten Lusthause des Großmogols zwei oder drei Meilen von Dehli, Chah Lu-
mar genannt, geredet hat: so endiget er mit dieser Anmerkung: „Es ist in der That ein
„schönes und königliches Haus, man bilde sich aber nicht ein, daß es einem Fontainebleau,
„einem St. Germain, und einem Versailles gleich kommt. Es ist nicht ein Schatten dar-
„von. Man stelle sich eben so wenig vor, daß sich um Dehli Saint Clouds, Chantilly,
„tillis, Mondons, Liancours, Vaux u. s. f. befinden, oder daß auch nur daselbst
„geringere Häuser schlechter Edelleute, Bürger und Kaufleute zu finden wären, die man
„in so großer Menge um Paris antrifft. Da die Unterthanen kein Stück Land eigen be-
„sitzen können, so hält ein so strenges Gesetz notwendig diese Pracht zurück.“

Die Mauern der großen Häuser sind von Erde und Thon, mit einander vermengt, und
an der Sonne getrocknet. Man überzieht sie mit einem Mengsel von Kasse und Kuhmist,
dadurch sie vor dem Ungeziefer verwahrt werden; und noch darüber legt man eine Vermischung
von Kräutern, Milch, Zucker, und Gummi, davon sie besondern Glanz und Schönheit
erhalten. Indessen hat man schon bemerkt, daß auch steinerne Häuser anzutreffen sind, und
daß man, wo Steinbrüche nahe waren, fast ganze Städte daraus gebauet hat. Die Häu-
ser des gemeinen Volkes bestehen aus Thon und Stroh; sie sind niedrig, mit Rohre bedeckt,
und mit Kuhmist überstrichen. Sie haben weder hohe Zimmer noch Feuermauern, noch Keller.
Ihre Oeffnungen, die statt der Fenster dienen, haben auch kein Glas, und die Thüren sind
ohne Schlösser und Riegel; gleichwohl höret man sehr selten von Diebstahle o).

Pracht der
Reichen.

Die Zimmer der großen Häuser zeigen, was man nur Kostbares an persischen Tap-
eten, sehr feinen Matten, kostbaren Zeugen, Vergoldungen, und theurem Geräthe ha-
ben kann; worunter man auch goldene und silberne Gefäße sieht. Die Weibesbilder haben
ein besonderes Zimmer, das ordentlich in den Garten geht, wo sie zusammen essen. Diese
Unkosten belaufen sich unsäglich hoch für den Mann, besonders wenn er von hohem Range ist;
denn jede Frau hat ihre Bedienten und Sclavinnen, von eben dem Geschlechte, mit allen
Bequemlichkeiten, die sie verlangt. Außerdem unterhalten die Großen und alle Reichen ei-
ne starke Anzahl Bedienten, Wachen, Verschnittene, Knechte, Leibeigene, und lassen sich
zu Hause eben so wohl bedienen, so sehr sie ihre Pracht in der Begleitung außer dem Hause
ihre Weiber zu zeigen suchen. Jede Person im Hause hat ihre bestimmte Berrichtung. Die Ver-
schnittenen hüten das Frauenzimmer, mit einer Sorgfalt, die ihnen zu nichts anders ge-
läßt. In den Diensten der vornehmsten Herren, sieht man eine Art Läufer, die zwei
Glöckchen auf der Brust tragen, damit sie derselben Geräusche schneller zum Laufen ermu-
tern soll; sie legen ordentlich vierzehn oder fünfzehn Meilen in vier und zwanzig Stunden zu-
rück. Man sieht auch da Holzhacker, Kärner, und Kameelführer, die Wasser bringen,
Palanquinträger, und andere Bediente.

Das gemein-
ste Fuhrwerk.

Unter verschiedenen Arten von Fuhrwerke, haben einige indianische Carossen, die von
Ochsen gezogen werden: aber die gemeinsten sind verschiedene Arten Palanquins, die von
meisten

*) Bernier. an oben angeführtem Orte a. d. 138 S.

*) Schuten a. d. 190 u. f. S.

N^o 8.

MOGOLISCHE KUTSCHEN, DIE VON
OCHSEN GEZOGEN WERDEN.



meisten so bequem sind, daß man ein Bettchen mit seinem Himmel, oder mit Vorhängen, Beschrei-
 die sich wie die bey unseren Lits: d'ange zurück schlagen, hinein setzen kann. Ein langes bung von
 Stäb: Bambus, welches nach der Kunst gekrümmt ist, geht von einem Ende zum an- Indostan.
 dern an dieser Sänfte, und erhält die ganze Maschine so fest, daß man nicht die geringste
 unbequeme Bewegung empfängt. Man sitzt oder liegt darinnen; man ißt und trinkt dar- Wie die Pa-
 innen auf langen Reisen; man kann so gar einige Freunde mit darinnen haben, und die meisten lanquins ge-
 Mogolen nehmen ihre Weiber darinnen mit, aber sie verbergen solche mit großer Sorgfalt tragen wer-
 vor dem Anblicke der Vorbegehenden. Sechs oder acht Mann, nachdem die Reise lang den.
 ist, und der Herr sich ein großes Ansehen geben will, tragen dieselben. Sie gehen barfuß
 auf Wegen von glattem Thone, die vom Regen sehr schlüpfrig werden: sie gehen auch durch
 Hecken und Dornen, ohne einige Empfindung des Schmerzens spüren zu lassen, damit sie
 den Palantin nicht zu sehr erschüttern. Ordentlich sind nur zween Träger vorn, und zween
 hinten, die in einer Linie gehen; die andern folgen, um sie abzulösen. Nebst ihnen befin-
 den sich um die Sänfte, Spieler auf musicalischen Instrumenten, Leibwachen, Köche und
 andere Bediente, deren einige Trommeln und Flöthen, andere Gewehr, Fähnchen, Le-
 bensmittel, Zelte, und alles, was die Bequemlichkeit der Reise erfordert, tragen. Da-
 durch erspart man die Kosten, Thiere zu unterhalten, deren Unterhalt theurer und schwerer
 zu bekommen ist; nichts aber ist wohlfeiler, als die Träger. Ihre stärksten Tagereisen kom-
 men nicht höher, als auf vier oder fünf Sous. Manche verdienen nur zwey Sous des Tages.
 Man wird dieses daher desto leichter glauben, weil überall in Indostan, das gemeine Volk
 nur von im Wasser gekochten Reisse lebet, auch sich selten über seinen Stand erhebt, und
 das Handwerk seines Vaters, mit der Angewohnheit Höhern unterwürfig zu seyn lernet.

Die vornehmen und die reichen Kaufleute stellen prächtige Gastereyen an, und darin- Gastereyen.
 uen besteht ein großer Theil ihres Aufwandes. Der Herr des Hauses setzet sich nebst sei-
 nen Gästen auf Teppiche, wo der Speisemeister jedem wohl zugerichtete Speisen, mit Con-
 sect und Früchten vorleget. Die Mogolen haben Stühle und Bänke, auf welche man sich
 setzen kann; aber sie setzen sich lieber auf seine Matten, und persische Tapeten, mit kreuz-
 weis gelegten Füßen. Die reichsten Kaufleute haben Lehnstühle, die sie den europäischen
 Kaufleuten anbieten p).

Bei Leuten von einigem Stande, schicket man die Kinder in die öffentlichen Schulen, Erziehung
 daß sie daselbst lesen, schreiben, und besonders den Coran wohl verstehen lernen. Sie ler- der Kinder.
 nen auch die Anfangsgründe anderer Wissenschaften, denen sie gewidmet werden, als die Phi-
 losophie, die Redekunst, die Arzeneykunst, die Dichtkunst, die Sternkunde, und die Na-
 turlehre. Die Moscheen dienen zu Schulen, und die Mullahs zu Lehrern. Diejenigen,
 die kein Vermögen haben, ziehen ihre Kinder zur Knechtschaft, oder zum Soldatenstande,
 oder zu einiger andern Beschäftigung, damit sie fortzukommen glauben, auf q).

Sie versprechen die Kinder in einem Alter von sechs oder acht Jahren, aber die Heirath Heirathen.
 wird erst in dem Alter vollzogen, das die Natur anzeigt, oder nach Befehl des Vaters und
 der Mutter. Sobald die Tochter diese Freyheit erhält, so führet man sie mit vielen Feyerlich-
 keiten an den Ganges, oder an das Ufer eines anderen Flusses. Man bedeckt sie mit sel-
 tenen Blumen und wohlriechenden Sachen. Die Freudensbezeugungen sind dem Range
 oder dem Vermögen gemäß. Bey den Heirathsvorschlägen, treibt eine Familie lange Un-
 terhand-

Beschreibung von Indostan. Verhandlungen. Nach dem Schlusse reutet der Bräutigam, wenn er reich ist, einige Abende herum. Man trägt ihm verschiedene Parasols über den Kopf. Seine Freunde und ein zahlreiches Gefolge seiner Bedienten begleiten ihn, nebst einer Menge von Instrumenten, die den Zug durch ein großes Geräusch ankündigen. Man steht unter ihnen Tänzer, und alles, was das Fest prächtiger machen kann. Ordentlich folget eine Menge Volkes diesem Zuge nach; man führet ihn durch alle große Gassen, und nimmt in dieser Absicht den längsten Weg. Wenn man bey der neuen Frau anlangt: so setzet sich der Mann auf einen Teppich, wohin ihn seine Verwandte führen. Ein Mullah nimmt sein Buch heraus, und spricht die Formeln seiner Religion laut aus, wobei eine obrikeitliche Person Zeuge ist. Der Verheirathete schwöret vor den Zuschauern, wenn er seiner Frau den Scheidebrief gebe, so wolle er ihr die empfangene Mitgabe wieder erstatten; darauf vollendet der Priester die Handlung, und segnet sie ein.

Das Hochzeitmahl besteht ordentlich nur in Betel oder andern Leckerbissen; aber man trägt da nie starke Getränke auf, und wer dergleichen trinkt, muß sich absondern. Die Speise, die am meisten gebraucht, und am höchsten gehalten wird, ist eine Art Teig, in runden Kugeln, der aus verschiedenen würzhaften Saamen besteht, und mit Opium vermengt ist; davon sie anfangs sehr lustig, bald aber betäubt werden, und endlich einschlafen.

Ehescheidung. Die Ehescheidung ist eben so frey, als die Vielweiberey. Ein Mann kann so viel Weiber nehmen, als ihm sein Vermögen zu ernähren verstatet: aber wenn er denen, die ihm misfallen, das giebt, was er ihnen bey Vollziehung der Ehe versprochen hat, so mag er ihnen allezeit den Abschied geben. Ordentlich haben sie keine andere Mitgabe, als ihre Kleidung und ihre Juwelen. Die von hohem Stande kommen mit ihren Kammerdienern und Sclavinnen in ihres Mannes Haus. Der Ehebruch wird an den Weibern mit dem Tode bestraft. Ein Mann, der seine Frau in diesem Verbrechen ergreift, oder sie davon überzeugen kann, ist berechtigt, sie hinzurichten. Ordentlich haben die Mogolen die schuldige Person mit ihren Säbeln in zwey Stücke. Eine Frau aber, die ihren Mann in einem andern Armen sieht, hat kein Hülfsmittel, als die Geduld. Wenn sie ihm aber be-

*) Ebendas. a. d. 184 und vorherg. S. Diese Sorgfalt verhindert doch nicht, daß nicht große Unordnungen selbst in dem Serail des Kaisers vorgehen. Man kann sich hierinnen auf Verniers Zeugniß verlassen. „Man bemerkte, sagt er, daß „Aurengzeb seiner liebsten Frau Rauchenara „Begum etwas abgeneigt war, weil man sie an- „geklagt hatte, daß sie verschiedenemal zwey „Mannspersonen hatte in das Serail kommen „lassen, die man entdeckt und vor ihn gebracht „hatte. Eine alte portugiesische Wesiße, die lan- „ge Zeit im Serail Sclavin gewesen war, und „die Freyheit hatte, hinein und herauszugehen, er- „zählte mir die Sache folgendermaßen: Rau- „chenara Begum hatte ihren jungen Menschen, „den sie einige Zeit verborgen gehalten, und seine „Kräfte in einigen Tagen erschöpft hatte, einigen „ihrer Weiber gegeben, ihn durch etliche Gärten

„bey Nacht zu führen, und davon zu bringen: „sie mochten aber nun seyn entdeckt worden, oder „gefürchtet haben, entdeckt zu werden, so waren „sie davon geflohen, und hätten ihn in den Gärten „herumirren lassen, ohne zu wissen, nach „welcher Seite er sich lenken sollte. Man hatte „ihn gefunden, und ihn vor den Kaiser geführt, „der auf viele Fragen fast keine andere Antwort „aus ihm bringen konnte, als daß er über die „Mauern gekommen. Man erwartete, er würde „ihm eben so grausam begegnen lassen, als sein Va- „ter Chah Jehan bey solchen Gelegenheiten ge- „than hatte: aber er befahl schlechterdings, man „sollte ihn da hinaus schaffen, wo er hineingekom- „men war. Die Verschnittenen gingen vielleicht „in Ausübung dieses Befehles zu weit; denn sie „warfen ihn von oben hinunter. Wegen des zwey- „ten, berichtete mir eben diese Frau, man habe „ihn

weisen kann, daß er sie geschlagen, oder das Nöthige zu ihrem Unterhalte nicht gegeben hat, Beschrei-
 kann sie vor den Richter gehen, und um die Ehescheidung anhalten. Bey dieser Trennung von
 nimmt sie ihre Töchter mit sich, und die Knaben bleiben dem Vater. Reiche Privatper- Indostan.
 sonen, besonders Kaufleute, setzen ihre Weiber und Beyschläferinnen, an verschiedene Weiber eines
 Derter, wo ihre Geschäfte sie besonders hinrufen, damit sie daselbst ein Haus und alle Be- Mannes an
 quemlichkeiten bereit finden. Sie haben davon auch den Vortheil, daß die Weiber eines verschiedenen
 jeden Hauses sich durch ihre Liebkosungen bemühen, sie öfters zu sich zu ziehen. Sie lassen sol- Orten.
 che durch Verschnittene und Sklaven bewachen, die ihnen auch nicht ihre nächsten Ver-
 wandten zu sehen, verstaten würden r).

Die Pflichten, welche man den Verstorbenen erweist, sind so bescheiden und wohl- Beerdigung
 anständig eingerichtet, daß ein holländischer Reisender daher Anlaß nimmt, seiner Na- und Leichenge-
 tion Vorwürfe zu machen s). Drey Tage lang erregen die Weiber, Verwandten, Kin- bränche.
 der und Nachbarn ein großes Geschrey. Nach solchen wäscht man den Leichnam. Man be-
 gräbt ihn in einem weißen Tuche, welches man sorgfältig zusammen macht, und verschiede-
 ne wohlriechende Sachen hinein thut. Die Leichencereimonien fangen mit zween oder drey
 Priestern an, die verschiedenemal um die Leiche herum gehen, und einige Gebethe sprechen.
 Acht oder zehn Mann in weißen Kleidern legen ihn auf die Baare, und bringen ihn an den
 Begräbnisort. Die Verwandten und Freunde, auch weiß gekleidet, folgen paarweise,
 sehr ordentlich und sitzsam. Das Grab ist ordentlich eine kleine Höhle von Mauerwerke, wo
 man den Körper auf die rechte Seite, mit den Füßen nach Mittage, und dem Gesichte nach
 Abend gekehrt, leget. Man bedeckt ihn mit Brettern, und wirft Erde darauf. Nach-
 gehends gehen alle Leichenbegleiter und waschen sich die Hände an einem dazu bereiteten Orte.
 Die Priester und beystehenden kommen wieder, und schließen einen Kreis um das Grab, mit
 bedecktem Haupte, zusammen gehaltenen Händen, das Gesicht gen Himmel gekehrt, und
 so thun sie ein kurzes Gebeth, worauf jeder seine Stelle wieder einnimmt, die Verwandten
 ins Trauerhaus zu begleiten. Daselbst trennet sich die Versammlung, jeder mit einem ernst-
 haften Ansehen, ohne das gesetzte Wesen zu verlieren, das zu einem so traurigen Auftritte
 gehört.

II 3

Diese

„In den Gärten irrend wie den ersten gesun-
 „den; und da er gestanden hätte, er wäre durch
 „die Thüre hineingekommen, so habe Aurengzeb
 „auch schlechterdings befohlen, man sollte ihn zur
 „Thüre hinaus schaffen, aber sich vorbehalten, an
 „den Verschnittenen eine große und exemplarische
 „Strafe auszuüben, weil diese Sache nicht nur
 „seine Ehre sondern auch die Sicherheit seiner Per-
 „son beträfe. Bernier II Th. a. d. 34 u. f. S.
 „Anderwo meldet eben der Reisende folgendes:
 „Man sah zu dieser Zeit einen berühten Vorfall,
 „der in Debli, besonders im Serail, viel Larmen
 „machte, und viel Personen aus ihrem Irrthu-
 „me brachte, die sowohl als ich sich nicht einbil-
 „den konnten, daß Verschnittene, denen alles an
 „dem Leibe glatt weggenommen ist, wie andere
 „Männer, verliebt werden könnten. Didat Khan,
 „einer der ersten Verschnittenen des Serails, wel-

„cher ein Hans hatte bauen lassen, wo er öfters
 „hinkam zu schlafen und sich zu erlustigen, ver-
 „liebte sich in eine sehr schöne Frau, eines seiner
 „Nachbarn, der ein heidnischer Schreiber war.
 „Diese Liebe dauerte lange Zeit, ohne daß jemand
 „etwas dabey zu erinnern gefunden hätte, weil es
 „doch ein Verschnittener war, der überall hin darf:
 „aber die Vertraulichkeit ward so groß und außer-
 „ordentlich, daß endlich die Nachbarn Verdacht
 „schöpften, und den Schreiber aufzonen: eine
 „Nacht, da er die beyden Verliebten beyammen
 „liegen fand, erstach er den Verschnittenen, und
 „ließ seine Frau für todt liegen. Das ganze Serail,
 „die Weiber und Verschnittene verbanden sich wi-
 „der ihn, ihn zum Tode zu bringen: aber Au-
 „rengzeb lachte über alle ihre Bemühungen, und
 „begnügte sich, daß er ein Muhammedaner ward.
 „Ehend. a. d. 31 S. s) Schuren a. d. 204 S.

Beschreibung von Indostan. Diese Gebräuche, welche alle Muhammedaner im Reiche gemein haben, veranlassen viel Aehnlichkeit zwischen ihnen, in allen Provinzen, ob sie wohl verschiedener Abkunft sind, und in verschiedenen Landstrichen wohnen ¹⁾. Unter den abgöttischen Secten aber befindet sich nicht eben die Uebereinstimmung, und diese machen noch den größten Theil des mogulischen Reiches aus. Die Reisenden unterscheiden ihrer eine große Menge. Ihre Meynungen und ihr Gottesdienst sollen in einem besondern Abschnitte abgehandelt werden. Hier hat man sich nur bey den bürgerlichen Gebräuchen aufzuhalten, wo die Vanianen die meiste Aufmerksamkeit verdienen, welche die größte Anzahl ausmachen, damit die andern in keine Vergleichung kommen, und also für die zweyte Ordnung einer Nation, davon die Muhammedaner die erste sind, können angesehen werden.

Allgemeine Beschreibung der Vanianen. Nach aller Reisenden Zeugnisse, giebt es keine leutseligern, sittsamern, zärtlichern, mitleidigern, höflichern, und gegen die Fremde redlichern ²⁾ Indianer, als die Vanianen. Sie sind auch am sinnreichsten, geschicktesten, und selbst am gelehrtesten. Man sieht unter ihnen Leute, die in allen Arten von Handthierungen geübt sind, besonders Banquiers, Juwelierer, Schreiber, sehr geschickte Mäkler, und vortreffliche Rechner. Unter ihnen befinden sich große Handelsleute, mit Getreide, Baumwolle, Seidenwaaren, und allen indischen Waaren. Ihre Läden sind schön, und ihre Vorrathsbehältnisse reichlich versehen. Aber nichts, was lebendig gewesen ist, findet man da; man muß weder Fleisch noch Fische da suchen. Die Vanianen wissen die Rechenkunst besser, als die Christen und Mauren. Manche führen starke Handlung zur See, und besitzen unsägliche Reichthümer. Sie leben auch eben so prächtig, als die Mauren. Sie haben schöne Häuser, bequeme und mit Geräthe wohl versehene Zimmer, schöne Wasserbehältnisse zu ihren Bädern. Sie halten viel Vieh, Zins, den sie dem Großmogol zahlen. diente, Pferde und Palanquins. Doch ihres Reichthums ungeachtet, sind sie den Mauren in allem, was die Ordnung der Gesellschaft betrifft, unterworfen, den Gottesdienst ausgenommen, darinnen sie nie ein mogulischer Kaiser gestört hat. Sie erkaufen freylich diese Freyheit mit starken Abgaben, die sie durch ihre Priester, die Braminen, nach Hofe schicken, dagegen diese Abgeordnete einige Westen, oder einen alten Elephanten bekommen ³⁾. Auch zahlen sie den Befehlshabern starke Summen, damit man sie nicht mit falschen Anklagen beladen, oder unter einigem Vorwande ihre Güter einziehen solle ⁴⁾. Das gemeine Volk dieser Secte besteht aus allerley Arten Künstler, die von ihrer Hände Arbeit leben, besonders aber sind Städte und Dörfer voll Weber. Die feinsten Zeuge, die schönsten indischen Arbeiten in dieser Art, kommen von ihnen her. Sie machen Tapeten, Decken, auch durchnähet, und alle solche Arbeit von Baumwolle und Seide. Beyde Geschlechter sind gleich geschickt, und gleich arbeitsam.

¹⁾ Man theilet sie, wie Mandelslo bemerkt, in Patanen, Mogolen oder Mogolien und Indostaner, welche wieder in verschiedene Casten oder Stämme eingetheilt werden, als Sayed, Sigh und Lith; man muß gestehen, wenn sich in ihrer Gemüthsbeschaffenheit und in ihren Gebräuchen einiger Unterschied befindet, so haben sie solchen aus dem Lande gebracht, wo sie hergekommen sind; und sie haben nichts mit ihrer Religion gemein. Die Patanen sind

freyen Ursprungs von der Art Gebirger, die wir schon etlichemal erwähnt haben, stolz, trozig, grausam, räuberisch, und verachten die, welche nicht so vorwiegend als sie sind, ihr Leben ohne Noth in Gefahr zu setzen. Die Mogolen oder Mogolien, sind eigentlichen alten Eroberer aus der Tartarey, die leutselig, verständig, höflich, verbindlich. Die Indostaner oder Indus sind die eigentlichen alten Einwohner des Landes. Ihre Farbe ist viel schwärzer, als die der andern.

Die reichen Vanianen sind beynahe wie die Mauren gekleidet; meistens aber tragen sie nur weiße Zeuge, vom Kopfe bis auf die Füße. Ihre Röcke sind von feinem Baumwollenzeuge, daraus sie sich auch Turbane machen. Gleichwohl unterscheidet man sie an denselben; denn ihre Turbane sind kleiner, als der Mauren ihre. Man erkennet sie auch an ihren kürzern Beinkleidern. Sonst lassen sie sich auch den Kopf nicht scheeren, ob sie wohl auch die Haare nicht eben lang tragen. Sie machen sich auch alle Tage ein gelbes Zeichen an der Stirne, einen Finger breit, vermittelt eines Mengsels von Wasser und Sandelholze, darinnen sie vier oder fünf Körner Reiß reiben. Sie bekommen dieses Zeichen von ihren Braminen, nachdem sie ihre Andacht in einer Pagode gehabt haben.

Beschrei-
bung von
Indostan.

Ihre Klei-
dung.

Ihre Weiber bedecken sich das Gesicht nicht, wie die muhammedanischen; aber sie schmücken sich auch mit Ohrgehängen und Halsbinden. Die Reichsten sind in so feinem baumwollenen Zeuge gekleidet, daß er durchsichtig ist; er geht ihnen bis mitten an die Schenkel; darüber legen sie eine Art Weste an, die sie mit einer Schnur über den Lenden zusammen binden. Das Obere dieser Kleidung ist sehr weit; man sieht sie oft also von der Brust bis auf den Gürtel entblößt. Den Sommer über tragen sie nur Sabots oder hölzerne Schuhe, die sie mit Riemen an die Füße binden; im Winter aber haben sie Schuhe von Sammet und Brocade, mit vergoldetem Leder gezieret. Die Quartiere daran sind sehr niedrig, weil sie solche alle Augenblicke ausziehen, in ihre Zimmer zu gehen, deren Fußboden mit Teppichen belegt ist. Die Kinder beyderley Geschlechts, gehen bis ins vierte und fünfte Jahr nackend a).

Das meiste banianische Frauenzimmer hat ein wohlgebildetes Gesicht, und viel Annehmlichkeiten. Ihre schwarzen und glänzenden Haare machen eine oder zwei Locken auf dem Nacken, und sind mit einer Bandschleife gebunden. Sie haben, wie die muhammedanischen Frauenzimmer, goldene Ringe in den Ohren und in der Nase, auch an den Fingern, Armen, Füßen, großen Zehen. Die aus dem gemeinen Volke haben welche von Silber, Lacke, Elfenbeine, Glase und Zinn. Weil der Betel ihnen die Zähne schwärzet, so sind sie darauf gekommen, schwarze Zähne für eine Schönheit zu halten. Pfui, sagten sie zum Mandelsloß, ihr habet weiße Zähne, wie Hunde und Affen b).

Annehmlich-
keiten des ba-
nianischen
Frauenzim-
mers.

Die Braminen unterscheiden sich von den andern Vanianen, daß sie auf dem Kopfe nur ein schlechtes weißes Tuch tragen, das sie verschiedenemal um den Kopf wickeln, um ihre Haare, die sie nie abschneiden lassen, völlig zusammen zu binden. Auch tragen sie bey den Baden von dünner Schnure auf der Haut, die ihnen als eine Binde, von der Schulter bis auf die Hüften, über den Leib hängen. Dieses Zeichen ihrer Lebensart legen sie nicht ab, wenn es auch ihr Leben kosten sollte c).

Kleidung der
Braminen.

Die

er, als der beyden nur genannten Nationen ihre. Es sind häßliche und geizige Leute, die weniger Wiß haben, als die Patanen und Mogolen. In der Landschaft Raja Khan, findet man gewisse Leute, Plationen genannt, die beherzt und stark wie die Patanen sind. Die meisten sind Fuhrleute, und vermischen Pferde. Sie führen auch Cassilas und Caravanesen, so trenlich, daß sie eher das Leben verlieren, als sich dem geringsten Vorwurfe aus-

setzen würden. Mandelslo 1 Th. a. d. 197 S.

n) Schuten bezeuget dieses a. d. 204 S. Mandelslo aber saget a. d. 159 S. man müßte bey ihnen auf seiner Hut seyn. x) Bernier III Th. a. d. 9 S.

y) Schuten a. d. 205 S.

z) Mandelslo 1 Th. a. d. 158 S.

a) Schuten a. d. 216 S. Mandelslo a. d. 159 S.

b) Mandelslo a. d. 158 S.

c) Ebendas. a. d. 165 S.

Beschrei-
bung von
Indostan.

Erziehung
und Heira-
then.

Die Erziehung der Kinder dieser zahlreichen Secte hat mit der muhammedanischen nichts gemein. Die jungen Knaben lernen beyzeiten rechnen und schreiben. Nach diesem suchet man sie in ihrer Eltern Lebensart empor zu bringen. Selten verlassen sie den Stand, in welchem sie geboren sind. Man verspricht sie seit dem vierten Jahre, und verheirathet sie nach dem zehnten, worauf ihnen die Eltern die Freyheit lassen, dem Triebe der Natur zu folgen. Also sieht man oft unter ihnen junge Mütter, von zehn oder zwölf Jahren. Ein Mädchen, das in diesem Alter noch nicht verheirathet ist, fällt in Verachtung. Die Hochzeitgebräuche sind in jeder Gegend, ja in jeder Stadt unterschieden. Die Väter aber geben ihre Töchter für eine gewisse Geldsumme, oder für ein Geschenk. Nachdem sie mit vieler Pracht, durch die vornehmsten Gassen der Stadt, oder des Fleckens gezogen sind: so setzen sich beyde Familien auf Matten, bey einem großen Feuer, um welches man die beyden Verliebten zwey oder drey mal herumgehen läßt; indessen spricht ein Priester einige Worte aus, die gleichsam die Einsegnung sind. An vielen Orten geschieht die Verbindung durch zwey Cocosnüsse, die der Bräutigam und die Braut gegen einander verwechseln; da indessen der Bramine etliche Formeln aus einem Buche liest *d*). Das Hochzeitmahl ist dem Reichtume der Familien gemäß. So reich aber auch die Eltern eines Mädchens sind, so bekommt sie doch selten eine andere Mitgift, als ihr Geschmeide, ihre Kleider, ein Bette, und etliches Geräthe. Versaget ihr die Natur Kinder, so kann der Mann eine zweyte Frau nehmen; ja auch eine dritte: aber die erste behält allezeit den Rang und die Vorrechte. Ob auch gleich der Gebrauch den Männern diese Freyheit verstattet, so können sie sich doch desselben ohne einige Schmäherung ihres eigenen guten Namens nicht bedienen.

Andere Ge-
bräuche.

In ihren Häusern sind die Banianen ungemein reinlich. Sie bedecken den Fußboden mit sehr wohl gearbeiteten Matten, worauf sie wie die Mauren, mit kreuzweis gelegten Füßen sitzen. Ihre gewöhnlichste Nahrung ist Reis, Butter und Milch, nebst allen Arten von Kräutern und Früchten. Sie essen keine Thiere, und diese Achtung für alles, was lebet, erstreckt sich bis auf das Ungeziefer. In verschiedenen Gegenden haben sie Hospitäler für kranke und alte Thiere. Sie kaufen die Vögel los, die sie von den Muhammedanern fangen sehen. Die Andächtigen machen sich ein Bedenken, bey Nachte Feuer und Licht anzuzünden; denn es möchten Fliegen und Motten kommen, und sich daran verbrennen. Dieser ausschweifende Aberglaube, welcher von der alten Meynung, wegen der Seelenwanderung herrühret, erregt bey ihnen einen Abscheu vor Krieg und allem Blutvergießen. Daher fordern auch die Kaiser nie Kriegesdienste von ihnen. Aber eben diese Befreyung machet sie so verächtlich, als ihr Gögendienst; und die Muhammedaner maßen sich daher an, ihnen als Sklaven zu begegnen. Doch läßt ihnen der Landesherr das Recht, daß sie ihr Vermögen ihren männlichen Erben vermachen können, unter der einzigen Bedingung, die Mutter bis an den Tod, und die Töchter bis zur Verheirathung zu unterhalten *e*).

d) Schuten a. d. 208 S.

e) Schuten a. d. 209 S.

Der VII Abschnitt.

Abgöttische Secten in Indien.

Beschreibung von
Indostan.

Menge der abgöttischen Secten. Ihre Reinungen. Aberglauben bey einer Finsterniß. Secte der Ceurawathen. Weiber können Priesterinnen seyn. Secte der Samarathen. Ihre Lehren. Gebräuche. Wisnaux. Ein berühmter Göze Nam Nam. Gugas und Fakirs. Rasbullen. Ihre Unerblichkeit. Schulen und Wissenschaften der indianischen Heiden. Ursprung der vier Bücher Veths. Ordnung ihres Studirens. Ihre Philosophie. Indianische Arzeneykunst. Zergliederungskunst. Sternseherkunst. Geographie. Vernier beschreibet den großen Pendet von Benares. Abschilderung desselben. Höflichkeit desselben. Ge-

danken der Pendets von den Duetas. Danach Wend nimmt einen Pendet zu sich. Was Vernier von ihm lernet. Andere abgöttische Secten. Parsis. Gögendienner aus Persien. Ihre Meynungen von der Religion. Ihr Gottesdienst. Ihre Kleidung; Wohnung und Gebräuche. Ihr Abscheu vor Leichen. Noch andere Secten. Alle abgöttische Pfaffen in Indien heißen Braminen. Gemeinschaftliche Gebräuche im mogolischen Reiche. Aristoteles und Avicenna stehen daselbst in Hochachtung. Landstrich von Indostan. Die Mogolen bedienen sich des Caffees.

Einige Reisende N haben die abgöttischen Secten gezählet, die so viel Aeste der Bahmanianen sind, und wollen derer drey und achtzig gefunden haben. Alle sind den Muhammedanern darinnen ähnlich, daß der vornehmste Theil ihrer Religion in der Reinigung des Leibes besteht. Rein indianischer Gögendienner läßt einen Tag vorbegehen, ohne sich zu waschen. Die meisten lassen solches ihre erste Sorge bey frühem Morgen, vor Aufgange der Sonne seyn. Sie begeben sich bis an die Hüften ins Wasser, halten einen Strohhalm in der Hand, den ihnen der Bramine austheilet, den bösen Geist zu vertreiben, da er ihnen indessen den Segen giebt, und seine Meynungen denen, die sich reinigen, vorprediget. Die Einwohner an den Ufern des Ganges halten sich für die glücklichsten, weil sie glauben, dieser Fluß besitze eine besondere Heiligkeit. Sie baden sich daselbst zu wiederholten malen des Tages; und verordnen, ihre Asche nach dem Tode auch hinein zu werfen. Am höchsten steigt ihr Aberglaube bey Finsternissen, deren schädlichen Einfluß sie fürchten. Vernier erzählet ein merkwürdiges Schauspiel, das er mit angesehen hat. Er befand sich bey der bekannten Finsterniß 1666 zu Dehli. „Er stieg auf den Altan seines Hauses, das am Ufer des Gemna lag. Von dar sah er beyde Seiten dieses Flusses, eine Meile lang, mit Abgöttischen bedeckt, die sich bis an den Gürtel im Wasser befanden, und den Himmel ansahen, um sich in dem Augenblicke, da die Finsterniß anfangen würde, einzutauchen, und zu waschen. Die kleinen Knaben und Mägdchen waren fasnackend. Die Mannsbilder hatten nur eine Art von Binde um die Lenden. Die verheiratheten Weiber, und die Mägdchen, die nicht über sechs bis sieben Jahr waren, hatten ein schlechtes Tuch zu ihrer Bedeckung. Vornehme, als Rajas, Fürsten, heidnische Herren, die ordentlich bey Hofe, und in des Kaisers Diensten sind, die Serrafs oder Wechsel, die Banquiers, Juwelierer, und alle reiche Kaufleute, waren mit ihren Familien durchs Wasser gekommen. Sie hatten ihre Zelte auf der andern Seite aufgeschlagen, und Kanares, oder eine Art von Schirmen ins Wasser gepflanzt, ihre Ceremonien zu machen, und sich ruhig zu waschen, ohne daß sie dem Anblicke der Leute ausgesetzt wären. Sobald sich nun die Sonne zu verfinstern anfang, erregten sie ein großes Geschrey, „tauchten

N Mandelslo, Abrah. Rogers, Gantier, Schuten u.
Allgem. Reisebesch. XI Band.

M m

Beschrei-
bung von
Indostan.

„tauchten sich ins Wasser, wo sie ziemlich lange verborgen blieben, erhoben sich nach-
„wieder, mit gegen die Sonne gerichteten Augen und Händen, sagten ihre Gebethe mit
„vieler Andacht her, nahmen dann und wann Wasser mit den Händen, warfen es gegen
„die Sonne, neigten den Kopf, bewegten und dreheten die Arme und die Hände, und fuß-
„ten also mit ihrem Eintauchen, ihren Gebethen und ihren Verdrehungen bis zum Ende
„der Finsterniß fort. Alsdenn dachte jeder nur darauf, sich fortzugeben, warf Geld sehr
„weit in den Fluß hinein, und theilte den Braminen Almosen aus, die sich in großer
„Anzahl darstellten. Der Verfasser bemerkte, daß sie bei dem Ausgehen aus dem Wasser,
„alle neue Kleider genommen, die auf dem Sande gelegen hatten. Die Andächtigsten ließen
„ihre alten Kleider den Braminen. Diese Finsterniß, saget er, ward eben so im Indus,
„Ganges, und allen andern indianischen Flüssen gefeyert, besonders aber im Wasser des
„Tanaisers, wo sich über hundert und funfzigtausend Personen, aus allen benachbarten
„Landschaften versammelten, weil man diesen Tag desselben Wasser für heiliger, als andere
„hält g).

Secte der
Ceurawathen.

Die drey und achtzig Secten der Bavianen lassen sich auf vier Hauptsecten bringen,
die alle andere unter sich begreifen, die Ceurawathen, Samarathen, Bisnau und
Gonghys.

Die ersten sind so sorgfältig, die Thiere zu erhalten, daß ihre Braminen sich den
Mund mit einem Tuche bedecken, damit nicht etwa eine Fliege hinein komme, und einen
kleinen Besen in der Hand tragen, alle Insecten auf die Seite zu treiben. Sie setzen sich
nicht nieder, ohne den Platz, den sie einnehmen wollen, sorgfältig gereinigt zu haben. Sie
gehen mit bloßem Kopfe und Füßen, tragen einen weißen Stab in der Hand, durch den
sie sich von andern Secten unterscheiden. In ihren Häusern zünden sie nie Feuer an, nicht
einmal Licht. Kalt Wasser trinken sie nicht, denn es möchten sich Insecten darinnen fin-
den, und wenn sie es wollen kochen lassen, so thun sie solches in einem benachbarten Hause.
Ihre Kleidung ist ein Stück Zeug, das ihnen vom Nabel bis auf die Knie hängt. Den
übrigen Leib bedecken sie sich nur mit einem Stückchen Tuch, so viel man aus der Wolle ei-
nes einzigen Schafes machen kann.

Ihre Pagoden sind viereckicht, mit einem flachen Dache, und haben gegen Morgen
eine Oeffnung, unter welcher sich die Capellen ihrer Götzenbilder befinden. Diese Capellen
sind pyramidenförmig, mit Stufen, die verschiedene Figuren von Holz, Stein und Papier
tragen, welche ihre verstorbenen Verwandten vorstellen, deren Leben, eines besondern Glük-
kes wegen, merkwürdig ist. Ihre größte Andacht verrichten sie im Augustmonate, da sie
sich mit sehr strengen Bußen züchtigen.

Weiber kön-
nen Priester-
rinnen seyn.

Mandelslo versichert, was schon andere bezeuget haben, daß dergleichen Götzen-
diener, einen Monat oder sechs Wochen, ohne andere Nahrung, als Wasser, zubringen,
darein sie ein sehr bitteres Holz schaben, das ihre Kräfte erhält. Die Ceurawathen ver-
brennen die Leichen Erwachsener, aber Kinder begraben sie. Ihre Witwen verbrennen
sich nicht mit ihren Männern, sie entsagen nur der zweyten Heirath. Alle, die sich zu die-
ser Secte bekennen, können zum Priesterthume gelassen werden. Man gesteht diese Ehre
selbst den Weibesbildern zu, wenn sie über zwanzig Jahre sind, aber die Mannspersonen wer-
den seit dem siebenten zugelassen; sie legen nämlich die priesterliche Kleidung an, gewöhnen
sich

g) Bernier III Th. a. d. 8 S. des Abfages von den indianischen Heiden.

sich, ein strenges Leben zu führen, und geloben Keuschheit. Bey der Heirath selbst, hat eines von beyden Eheleuten die Freyheit, das Priestertum anzunehmen, und dadurch das andere Zeit seines Lebens zum ehelichen Leben zu verbinden. Manche thun das Gelübde der Keuschheit nach der Ehe, aber selten geht der Eifer so sehr weit. Nach den Lehren dieser Secte, ist die Gottheit kein unendliches Wesen, das die Welt regieret. Alles kommt auf Glück oder Unglück an. Sie haben einen Heiligen, Sial Tentser genannt. Sie glauben weder Hölle noch Paradies, halten aber doch die Seele für unsterblich: allein sie bilden sich ein, wenn selbige den Leib verläßt, so gehe sie in einen andern, menschlichen oder thierischen, nachdem sie Gutes oder Uebels gethan hat, und wähle allezeit einen weiblichen Körper, der sie wieder auf die Welt bringt. Alle andere Banianen verachten und verabscheuen die Samarathen. Sie wollen mit ihnen weder essen noch trinken; selbst in ihre Häuser gehen sie nicht, und wenn sie so unglücklich wären, solche anzurühren, so müssen sie sich durch eine öffentliche Buße reinigen.

Beschreibung von
Indostan.

Die zweite Secte oder Caste, der Samarathen, besteht aus allen Arten von Handthierungen: als Schlössern, Schmieden, Wagnern, Schneidern, Schustern, Schwerdfegern zc. Samarathen. Sie läßt so gar Soldaten zu h), auch Schreiber und Beamte. Folglich ist es die zahlreichste. Ob sie wohl, wie die erste, die Thiere, selbst Insecten, nicht tödten läßt, und nichts ißt, was Leben gehabt hat, so heget sie doch andere Lehren. Die Welt ist, ihren Gedanken nach, von einer ersten Ursache erschaffen, die alles regieret und erhält, deren Macht unveränderlich und unbegrenzt ist. Sie nennen es Permissor und Distum, und geben ihm drey Untergotttheiten, deren jede unter seiner Aufsicht ihre Verrichtung hat. Die erste Brachma bestimmt das Schicksal der Seelen, und sendet solche in menschliche oder thierische Körper: die zweite, Bussinna, lehret die menschlichen Geschöpfe nach Gottes Befehlen leben, die in vier Büchern enthalten sind. Eben sie machet auch das Getreide, die Pflanzen, Hülsenfrüchte wachsen. Die dritte, Mais, hat die Todten unter ihrer Gewalt. Sie ist gleichsam Distums Secretär, und untersucht die guten und bösen Werke. Sie ertheilet dem Oberherrn davon getreuliche Nachricht, der solche untersucht und die Seele in den Körper schicket, in den sie gehört. Die Seelen, welche in Rükörper gesandt werden, sind am glücklichsten; dieses Thier hat etwas göttliches, und sie hoffen dadurch von denen Befleckungen, die sie sich zugezogen haben, eher gereinigt zu werden. Diejenigen gegentheils, die den Körper eines Elephanten, Kameeles, Büffels, Bockes, Esels, Leoparden, Schweins, einer Schlange, oder eines andern unreinen Thieres zum Aufenthalte bekommen, sind sehr zu beklagen; denn sie gehen von dar in die Leiber anderer Hausthiere, die nicht so wild sind, und büßen da die Verbrechen, die ihnen diese Strafe zugezogen haben. Endlich stellet Mais dem Distum die gereinigte Seele vor, und er nimmt sie unter seine Bedienten auf.

Ihre Lehre.

Die Samarathen verbrennen die Leichen, nur Kinder unter drey Jahren ausgenommen, aber das Leichenbegängniß muß am Ufer eines Flusses oder eines Baches mit lebendigem Wasser gehalten werden. Sie tragen selbst ihre Kranken dahin, wenn es mit solchen aufs äußerste gekommen ist, damit sie den Trost haben, da zu sterben. In keiner Secte opfern sich die Weiber so freudig dem Andenken ihres Mannes auf. Sie stehen in den Gedanken, dieser Tod sey nur ein Uebergang zu einem siebenfach größern Glück, als alle Ergebung, die sie auf der Erde gehabt haben. Ein anderer ihrer heiligsten Gebräuche ist, dem

Gebräuche
der Samarathen.

M m 2

b) Eine Art von Soldaten, Rasbuten genannt.

Beschreibung von Indostan. dem Kinde, so bald es auf die Welt gekommen ist, ein Schreibzeug, Papier und Federn vorzuhalten; wenn es ein Knabe ist, so thun sie einen Bogen hinzu. Das erste dieser beyden Zeichen soll dienen, den Bussinna zu bewegen, daß er das Geseß in des Kindes Gemüth grabe, das andere verspricht ihm Glück im Kriege, wenn es denselben ergreift, wie die Rasbuten.

Wisnaur. Die dritte Secte der Wisnaur enthält sich, wie die beyden andern, alles, was den Schein des Lebens hat, zu essen. Sie leget auch Fasten auf. Ihre Tempel heißen besonders Agoges. Der Wisnaur vornehmste Andacht besteht in Liedern zum Lobe ihres Gottes, den sie Ram Ram nennen. Ihr Gesang wird mit Tanzen, Musik, Trommeln, kleinen Pfeischen, kupfernen Becken, begleitet, mit welchen, und andern Instrumenten, sie vor ihren Götzen spielen. Sie stellen Ram Ram und seine Frau unter verschiedenen Gestalten vor. Sie schmücken ihn mit goldenen Ketten, Halsbändern von Perlen, und andern kostbaren Zierrathen. Ihre Lehren sind ungefähr mit der Samarathen ihren eintzelen, nur daß ihr Gott keine Statthalter hat, und alles selbst verrichtet. Sie leben von Hülsenfrüchten, Butter und Milch, nebst dem, was sie Arsenia nennen; es ist ein Mengsel von Ingwer, Mangues, Citronen, Knoblauche, und Senfe, mit Salze eingemacht. Ihre Weiber oder Priester kochen ihnen die Speisen. Holz zu brennen, machen sie sich ein Gewissen, es könnten Würmer darinnen seyn, die vom Feuer umkamen, sondern sie brauchen Ruhmist, an der Sonne getrocknet, und mit Stroh vermengt, den sie in kleine vier-eckichte Stücken, wie Torf hauen. Die meisten Wisnaur handeln für sich, oder in Commisison. Sie verstehen sich sehr wohl darauf. Ihre Sitten sind sehr leutselig, und ihr Umgang ist sehr angenehm; daher wählen Christen und Muhammedaner sie zu Dollmetschern und Mäklern. Die Weiber haben bey ihnen nicht die Erlaubniß, sich mit den todten Männern zu verbrennen, doch müssen sie in beständigem Witwenstande leben, wenn auch der Mann vor Vollziehung der Ehe gestorben wäre. Noch vor kurzer Zeit mußte der jüngere Bräuer

2) Man führet allezeit gern die Worte eines solchen sehenden Zeugen an, wie Vernier ist. „Unter einer unglücklichen Menge und Mannichfaltigkeit, saget er, von Satira, Armen, Dervischen, Mönchen oder Sautons der heidnischen Indianer giebt es eine große Menge, welche Arten von Klöstern haben, wo sich Superioren befinden, und die eine Art von Gelübde der Keuschheit, Armuth und des Gehorsams thun. Sie führen ein so außerordentliches Leben, daß ich nicht weiß, ob man es glauben wird. Ordentlich sind es die, welche man Janguis oder (Gugis) nennet, welches ungefähr so viel ist, als mit Gott vereinigte. Man sieht deren viele nackend, oder Tag und Nacht auf der Asche liegen, auch öfters unter einigen der großen Bäume, die sich an den Ufern der Tolabs oder Wasserbehälter befinden, auch in den Gallerien, die um ihre Deutas oder Götzentempel sind. Einigen gehen die Haare bis mitten auf die Schenkel herab, und sind wie in Aeste zusammen verwickelt, wie das grobe Haar

„unserer zottlichten Hunde. Ich habe verschiedne von diesen gesehen, die einen Arm, manchmal auch zweene erheben, und beständig über ihren Kopf angestreckt hielten, und am äußersten der Finger die Nägel gekrümmt, und wie ich sie abgerissen habe, länger als mein kleiner Finger. Ihre Arme waren klein und mager, wie der Schwindsüchtigen, weil sie in dieser gezwungenen Stellung nicht Nahrung genug bekamen; ihre Sehnen waren verkürzt, die Gelenke ausgefüllt und vertrocknet, und sie konnten die Arme nicht mehr niederbeugen, etwas aufzuheben: sie haben deswegen junge Novitien, die sie mit großer Achtung bedienen. Keine Megara kann ihrer Gestalt gleichen. Ich habe oft auf dem Felle, besonders in den Ländern der Rajas ganze Haufen dieser nackenden Saquirs angetroffen, die mir Abscheu erweckten. Einige hielten die Arme erhoben, in der nur erzählten Stellung, anderer Haare waren ausgebreitet, oder sie hatten auch solche um den Kopf gewickelt. Andere hielten

N.º 9.

VERSCHIEDENE ARTEN VON FAKIRS



T. XI. D.

der des ältern Witwe heirathen; aber dieser Gebrauch hat dem Geseze, daß alle Wittwen unverheirathet bleiben sollen, weichen müssen.

Wenn sie sich, wie alle Banianen, baden: so müssen sie untertauchen, sich im Wasser herumwerfen, und schwimmen; darauf lassen sie sich von einem Braminen Stirn, Nase und Ohren, mit einem Mengsel von wohlriechendem Holze reiben; für seine Mühe bekommt er ein wenig Getreide, Reis, oder Hülsenfrüchte. Die Reichsten haben in ihren Häusern Behältnisse mit reinem Wasser, das sie mit großen Kosten dahin schaffen, und gehen nur bey besondern Feyerlichkeiten, als großen Festen, Wallfahrten, Finsternissen, an die Flüsse.

Beschreibung von
Indostan.

Die Gugis, welche Secte auch die Fakirs ¹⁾ unter sich begreift, d. i. die banianischen Mönche, Einsiedler, Befehrer, und alle, die sich der Andacht als einer besondern Lebensart ergeben, erkennen einen Gott, der alles erschaffen hat und erhält; sie geben solchen verschiedene Namen, und stellen ihn unter verschiedenen Gestalten vor. Man hält sie für heilige Männer; und weil sie keine Handthierung treiben, so suchen sie nur die Verehrung des Volkes zu erwerben. Ein Theil ihrer Heiligkeit besteht darinnen, daß sie nicht essen, was nicht bey Ruhmiste gekocht oder zugerichtet ist, als den sie für besonders heilig halten. Etwas eigenes können sie nicht besitzen. Die strengsten verheirathen sich nicht, und würden ein Weibsbild nicht einmal anrühren. Sie verachten Güter und Ergötzungen des Lebens. Arbeit schätzen sie eben so wenig. Sie bringen ihr Leben zu, Straßen und Höcker zu durchlaufen, wo sie meistens von grünen Kräutern, und wildem Obste leben. Andere nehmen ihre Wohnung in verfallenen Gemäuer und in Höhlen, und wählen allezeit die unreinlichsten Derter. Andere, die noch heiliger sind, gehen bis auf die natürlichen Glieder nackt, und zeigen sich in diesem Zustande ohne Bedenken in Städten und auf großen Straßen. Den Kopf lassen sie niemals scheren, den Bart noch weniger, den sie nie waschen und kämmen; so wenig als ihre Haare.

Gugis und
Fakirs.

Mm 3

als

„ten Kolben in der Hand, und andere hatten eine trockene und steife Tigerhaut auf den Schultern.“
„Ich sah sie oft voll Unverschämtheit quer durch einen großen Flecken ziehen; ich bewunderte, wie Männer und Weiber sie ansahen, ohne sich zu bewegen, und wie die Weibsbilder ihnen sehr andächtig Almosen brachten.“ Ich habe vor langer Zeit zu Delhi einen bekannten Faquir Sormet gesehen, der so nackt durch die Gassen gieng, und sich endlich lieber den Kopf abhauen ließ, ehe er sich bekleidete, was ihm auch Aurengzebr drohen und versprechen mochte. Ich habe verschiedene gesehen, die aus Andacht lange Wallfahrten nicht nur nackt, sondern auch mit groben eisernen Ketten beladen, unternahmen, welche Ketten so groß waren, als die man an die Füße der Elephanten leget. Andere hatten ein besonderes Gelübde gethan, sich sieben oder acht Tage auf den Füßen aufgerichtet zu erhalten, die dadurch sehr aufschwollen, und sich nur die Nacht einige Stunden lang an ein ausgespanntes Seil

„lehnten, andere, die ganze Stunden auf ihren Händen stehen blieben, ohne sich zu bewegen, den Kopf niederwärts und die Füße in die Höhe gehret, oder andere so gezwungene und schwere Stellungen annahmen, daß nur unsere Gaukler sie nachmachen können.“ Bernier erklärt so erstaunliche Wirkungen als ein Philosoph, und schreibt, sie nicht sowohl einem Betrüge, als der Stärke des Aberglaubens zu. Tavernier redet davon eben so weitläufig; aber wir haben schon angemerkt, daß man ihn beschuldiget, er habe sich anderer Nachrichten bedient. Gleichwohl scheint es, was die vornehmsten indischen Wallfahrten betrifft, die er meistens gesehen hatte, und von denen er sehr weitläufig redet, so sey ihm darinnen mehr zu trauen. Bernier III Th. von der Religion der Heiden. Tavernier II Th. Niemand aber hat diese Sache besser ausgeführt, als Abraham Roger, Reich Lor, und die deutschen Jesuiten, Kircher und Roa.

Beschrei-
bung von
Indosian.

als wie wilde Männer. Manchmal ziehen sie sich haufenweise unter einem Anführer zusammen, dem sie alle Ehrerbietung und Unterthänigkeit erzeigen. Sie fordern zwar nichts, aber doch halten sie sich bey den bewohnten Dörtern auf, wo sie hinkommen, und die Vorstellung, die man von ihrer Heiligkeit hat, veranlaßt alle andere banianische Secten, ihnen Lebensmittel anzubieten. Andere überlassen sich der Castenung ihres Leibes, und üben in Wahrheit erstaunliche Züchtigungen an sich aus. Auch Weibesbilder ergreifen eine so harte Lebensart. Schuten setzet hinzu: die Armen gäben oft ihre Kinder in die Hände der Guggis, damit sie sich in der Geduld üben lernten, und in einer so geehrten und heiligen Lebensart ihren Unterhalt fänden, wenn sie sich nicht auf andere Art erhalten könnten k).

Rasbuten.

Manche Reisende setzen die Rasbuten unter die banianischen Secten, weil sie auch die Seelenwanderung glauben, und größtentheils eben die Gebräuche haben. Indessen, da alle andere Banianen leutselig sind, und Blutvergießen verabscheuen, so sind die Rasbuten hitzig, kühn und gewaltthätig. Sie essen Fleisch. Sie leben nur von Mord und Raube. Sie haben sonst keine Handthierung, als den Krieg l).

Ihre Uner-
schrockenheit.

Der große Mogol, und die meisten der andern indianischen Fürsten, brauchen sie in ihren Kriegesheeren; denn sie verachten den Tod, und sind erstaunlich beherzt. Mandelslo erzählet: fünf Rasbuten wären einstens in eines Bauern Haus gegangen, daselbst von einem langen Marsche auszuruhen, das Feuer hätte den Flecken, und bald das Haus ergriffen, wo sie sich aufhielten; man erinnerte sie, sie antworteten, sie hätten nie der Gefahr den Rücken zugekehret, sie wollten dem Feuer den Schrecken einjagen, den es andern einjagte, und es zwingen, sich bey ihrem Anblicke zurück zu ziehen. In der That hatten sie die Halsstarrigkeit, sich verbrennen zu lassen, ehe sie einen Schritt thaten, den Flammen zu entgehen. Nur einer wich, aber er war nachdem nicht zu trösten, daß er nicht auch der andern Beispiele gefolget war m).

Die Rasbuten schonen nur die Thiere, besonders die Vögel, die sie selbst sorgfältig ernähren; weil sie glauben, ihre Seelen wären besonders bestimmt, in diese Körperchen zu gehen: und sie hoffen alsdann von andern so viel Liebe, als sie selbst gehabt haben. Sie verheirathen ihre Kinder, wie die Banianen, in der ersten Jugend. Ihre Witwen lassen sich ebenfalls mit den Leichen ihrer Männer verbrennen, wenigstens wenn sie nicht im Ehevergleiche ausgemacht haben, daß man sie darzu nicht zwingen solle. Diese Vorsichtigkeit entehret sie nicht, wenn sie vor der Verbindung hergegangen ist.

Uebrigens verhindert diese Mannigfaltigkeit von Meynungen und Gebräuchen unter den Banianen nicht, daß sie vier Bücher gemeinschaftlich als den Grund ihrer Religion gleich verehren, ob sie gleich in derer Auslegung uneins sind. Bernier, der sich besonders mit ihren Wissenschaften und Meynungen beschäftigt, giebt uns diesermwegen merkwürdige Erläuterungen.

Schulen und
Wissenschaften
der india-
nischen Hei-
den.

Benares, eine Stadt am Ganges, in einem reichen und angenehmen Lande, ist die allgemeine Schule, und gleichsam das Athen des heidnischen Indiens. Dahin begeben sich Braminen, oder die, welche nach dem Vorzuge eines Gelehrten streben, ihre Kenntniß mitzutheilen, oder zu erweitern. Sie haben keine solche Schulen mit unter einander geordneten Classen, wie wir, und Bernier findet darinnen bey ihnen mehr Uebereinstimmung

k) An oben angeführtem Orte a. d. 230 S.

l) Andere nennen sie Ragiputen, Rasbuten, Rasbuten u. Sie sind in Provinzen ausgebreitet.

mung mit der alten Art zu lehren. Die Lehrer sind durch die Stadt in ihren Häusern, und besonders in den Vorstädten in den Gärten zerstreuet, wo ihnen reiche Kaufleute verstaten, sich aufzuhalten. Manche haben vier Schüler, manche sechs oder sieben, die berühmtesten zwölf, oder höchstens fünfzehn, die zehn oder zwölf Jahre brauchen, ihre Lehren zu fassen. Das Studiren geht sehr langsam fort; denn die meisten Indianer sind von Natur träge, wegen der Hitze ihres Landes, und der Beschaffenheit ihrer Nahrung. Sie studiren ohne Eifer, und essen dabei ihren Richery, oder das Mengsel von Hülsenfrüchten, das ihnen die reichen Kaufleute zurichten lassen.

Beschreibung von
Indostan.

Ihr erster Fleiß geht auf das Sanscrit, eine Sprache, die von der gewöhnlichen indischen gänzlich unterschieden ist, und nur von den Panditen oder Gelehrten gelernt wird. Der P. Kircher hat das Alphabeth derselben, wie er es von P. Roa bekommen hatte, herausgegeben. Sanscrit bedeutet eine reine Sprache. Sie glauben, in dieser Sprache habe ihnen Gott durch Vermittelung des Brahma, die vier Bücher Beths mitgetheilet; daher halten sie dieselben für heilig und göttlich. Sie soll so alt seyn, als Brahma, dessen Alter sie mit Lecks oder hundert tausend Jahren zählen. „Ich wünschte eine Versicherung,“ sagt Bernier, wegen dieses außerordentlichen Alters; aber doch kann man nicht leugnen, daß sie sehr alt ist, weil die Bücher ihrer unstreitig sehr alten Religion, nur in dieser Sprache geschrieben sind, und man über dieses philosophische und medicinische Bücher in dieser Sprache, und Verse, andere Gedichte, und viel andere Bücher findet, von denen er einen ganzen Saal voll zu Benaras sah.

Ursprung der
vier Bücher
Beths.

Nachdem sie mit vieler Arbeit diese Sprache erlernt haben, weil es ihnen an einer guten Sprachlehre fehlet: so fangen sie ordentlich das Purane, eine Auslegung und gleichsam einen Auszug der Bethen zu lesen an, weil die Bethen sehr groß sind, wenigstens wenn es die Bücher sind, die man dem Bernier wies. Sie sind auch so selten, daß sein Herr Danet Mend sie nicht konnte zu kaufen bekommen; so sorgfältig er sie auch suchte. Man hält sie auch geheim, damit sich die Muhammedaner ihrer nicht bemächtigen, und sie verbrennen, wie sie zu verschiedenenmalen gethan haben. Nach dem Purane fallen einige auf die Philosophie. Sie zählen unter ihre Philosophen sechs der vornehmsten, die so viel Secten ausmachen. Daher entstehen eine Menge Zwistigkeiten wegen des Vorzuges, den jeder der seinigen giebt, die er nicht nur für besser, sondern auch den Bethen für gemäßer hält. Von einer dieser sechs Secten, Baute, entspringen zwölf andere verschiedene; gleichwohl ist sie nicht so gemein, als die fünf übrigen. Ihre Anhänger werden verachtet und gehasset. Man hält sie für Gottesleugner, deren Gebräuche so außerordentlich sind, als ihre Meinungen.

Ordnung ihrer
Studien.

Die Schriften von der indischen Philosophie, stimmen nicht wegen der Anfangsgründe der Dinge mit einander überein. Einige behaupten, alles bestehe aus kleinen untheilbaren Körperchen, deren Theilung nicht sowohl ihr Widerstand und ihre Härte, als ihre Kleinigkeit verhindern; andere wollen, alles bestehe aus Materie und Formen, andere aus den vier Elementen und dem Nichts. Manche sehen Licht und Finsterniß für die Anfangsgründe aller Dinge an. Viele halten den Mangel, oder vielmehr die Mängel, die sie vom Nichts unterscheiden, dafür. Noch andere sagen, alles bestehe aus Accidentien. Was sie, ihre Lehrgebäude

Ihre Philo-
sophie.
Anfangs-
gründe.

tet, ohne andern Grund sich unter einander zu verheirathen, als ihre Meinungen.

*) An oben angeführtem Orte a. d. 178 S.

Beschrei-
bung von
Indostan.

gebäude zu unterstützen, vortragen, ist dunkel und übel abgeseft. Bernier aber, der ihre Bücher nicht lesen konnte, und sonst die Pendeten sehr unwissend fand, war geneigt, die Schuld mehr ihnen, als den Schriftstellern zu geben ⁿ). Sonst stimmen sie alle überein, daß ihre Anfangsgründe ewig sind. Eine Erschaffung aus Nichts scheint ihnen nicht eingefallen zu seyn, so wenig als den meisten alten Philosophen. Nur einer ihrer Schriftsteller scheint einigen Begriff davon gehabt zu haben.

Indianische
Arzneykunst.

In der Arzneykunst haben sie viel Bücher, die nur Heilungsarten und Recepte enthalten. Das älteste und vornehmste ist in Versen geschrieben. Ihre Praxis unterscheidet sich sehr von der unserigen. Sie nehmen folgende Grundsätze an: Ein Kranker an dem Fieber hat keine Nahrung nöthig; der Krankheiten vornehmstes Heilmittel ist, sich von Speise zu enthalten; man kann einem Kranken nichts schlimmer als Fleischbrühen geben; nichts verdirbt in dem Magen eines Fieberhaften eher; Blut muß man nur in größter und offener Noth lassen; z. B. wenn man eine Verrückung im Gehirn oder Entzündungen eines ansehnlichen Theiles, als der Brust, der Leber, oder der Nieren befürchtet. Bernier will, ob er gleich ein Arzt ist, wegen der Richtigkeit dieser Grundsätze nichts entscheiden, aber durch die Erfahrung fand er sie bestätiget. Er setzt hinzu, sie wären den heidnischen Ärzten nicht eigen, die mogolischen und muhammedanischen, die dem Avicenna und Averroes folgen, wären solchen auch sehr ergeben, besonders was die Fleischbrühen betrafte. Zwar ließen die Mogolen mehr Blut, als die Heiden; und sie öffneten die Ader in den genannten Krankheiten wenigstens ein- oder zweymal: aber, „das sind nicht solche kleine Aderlässe, von der neuen Erfindung, wie er sie nennt: es sind die starken Aderlässe, der Alten von achtzehn bis zwanzig Unzen Blut, die oft bis zur Ohnmacht gehen, aber auch nach Galens Ausdrücke, die Krankheiten in ihrer Geburt erwürgen o).“

Berglieb-
zungskunst.

In der Zergliederungskunst verstehen diese Heiden schlechterdings nichts. Die Uebersicht ist leicht zu begreifen, sie öffnen nie den Leichnam eines Menschen oder eines Thieres. Indessen versichern sie, daß es fünf tausend Adern in dem menschlichen Körper giebt, so getroffen, als ob sie solche gezählet hätten.

Sternseher-
kunst.

In der Sternseherkunst haben sie Tafeln, nach denen sie die Finsternisse voraus sehen. Sie wissen solches vielleicht nicht so scharf, als die europäischen Sternkundiger, aber doch ungefähr. Mit ihrer wahren Erkenntniß aber vermengen sie lächerliche Märchen. Ungeheuer bemächtigen sich alsdenn der Sonne und des Mondes, und stecken solche an. Mit eben so hartnäckiger Unwissenheit behaupten sie, der Mond wäre vier hundert tausend Cossen, das ist mehr als funfzig tausend Meilen über der Sonne, habe sein eigenes Licht, und schicke uns ein gewisses Lebenswasser zu, das sich vornehmlich in dem Gehirn sammelt und ordne, von dar als von einer Quelle in alle Glieder, derselben Verrichtung zu befördern, herabsteige. Sonne, Mond, und überhaupt alle Sterne sind Deutas oder Tempel. Die Nacht entsteht, wenn die Sonne hinter einem eingebildeten Berge ist, den sie mitten auf die Erde setzen, und ihm viele tausend Meilen Höhe, und die Gestalt eines umgekehrten Zuckerkahnes geben, so daß das bey ihnen nur Tag ist, wenn die Sonne hinter diesem Berge hervorkömmt.

ⁿ) An oben angeführtem Orte a. d. 102 u. f. S.

^o) Ebendaf. a. d. 108 S.

^p) Aus der indianischen Zeitrechnung läßt sich nichts schließen. Sie machet die Welt nicht ewig, aber

Ihre Begriffe von der Erdbeschreibung sind eben so seltsam. Sie halten die Erde für platt und dreyeckicht; geben ihr sieben Stockwerke, die alle an Schönheit, Vollkommenheit, und Einwohnern, verschieden sind, und deren jedes mit seinem Meere umgeben ist; eines dieser Meere ist Milch, andere sind Zucker, Butter, Wein &c. Erden und Meere wechseln ab, und jedes Stockwerk hat seine verschiedenen Vollkommenheiten, bis auf das erste, das sie alle enthält.

Beschrei-
bung von
Indostan.
Geographie.

Bernier merket an, wenn alle diese Träume die berühmten Wissenschaften der alten Brachmanen sind, so hat man sich in dem Begriffe von ihnen sehr betrogen. Er sollte sich solches kaum einbilden, saget er, wenn er nicht gesehen hätte, daß die indianische Religion von undenklicher Zeit her, sich in der Sprache Sanscrit erhalten hat, die sehr alt seyn muß, weil man ihren Ursprung nicht weis, und sie, als eine todte Sprache, nur den Gelehrten bekannt ist, auch sie ihre Gedichte hat; weil alle Bücher von Wissenschaften in dieser Sprache geschrieben sind: und endlich, weil nicht viel andere Denkmaale Beweise eines so großen Alters zeigen p).

Berniers
Betrachtung
über die alten
Brachmanen.

Eben derselbe Verfasser erzählt, da er den Ganges hinunter, und nach Benares gegangen, so habe er einen Obersten der Pendeten besucht, dessen ordentlicher Aufenthalt in dieser Stadt ist. Es war ein Bramine, den seine Gelehrsamkeit so berühmt gemacht hatte, daß Schah Jehan aus Hochachtung für seine Verdienste, wie auch den Rajas ein Orden zu erweisen, ihm ein jährliches Gnadengeld von zweytausend Rupien verordnet hatte. Er war wohlgebildet, und sah gut aus. Seine Kleidung bestand in einer weißen seidenen Binde, die er um den Gürtel gewickelt hatte, und die ihm bis mitten auf die Füße hinabhing; eine andere Binde von rother Seide bedeckte ihm die Schultern, wie ein kleiner Mantel. Bernier hatte ihn verschiednenmal zu Dehli vor dem Kaiser, in der Versammlung der Omhras, auch durch die Gassen, bald zu Fuße gehen, bald in einem Dalki getragen gesehen, auch mit ihm einigemal bey dem Danek Mend gesprochen, dem dieser indianische Lehrer aufwartete, in Hoffnung, sein Gnadengeld wieder zu bekommen, das ihm Akurengzeb, um seine Ergebenheit gegen die muhammedanische Lehre zu bezeugen, genommen hatte.

Bernier be-
suchet den
obersten Pen-
det von Be-
nares.

„Da er mich zu Benares sah, spricht Bernier: so erwies er mir tausend Höflichkeiten, und gab mir eine Collation in der Bibliothek der hohen Schule, mit den sechs berühmtesten Pendeten der Stadt. Da ich mich in so guter Gesellschaft befand, so bat ich sie, mir ihre Gedanken über die Anbethung ihrer Götzen zu sagen; denn da ich ihnen verlassen wollte, so würde ich dadurch sehr geärgert, und diese Verehrung schiene mir ihrer Einsicht und ihrer Philosophie unwürdig zu seyn.“ Hier folget die Antwort dieser edlen Versammlung.

Abschilderung
desselben.

Seine
Höflichkeit.

Wir haben in Wahrheit, sagten sie, in unsern Deutas oder Tempeln, vielerley Bildsäulen, des Brahma, Michaden, Genich und Gavani, die die vornehmsten sind, auch viel unvollkommenere, denen wir große Ehre erzeigen, vor ihnen niederfallen, ihnen Blumen, Weihrauch, wohlriechende Oehle, Safran und andere Opfer, mit viel Ceremonien darbiethen: indessen halten wir diese Bilder nicht für den Brahma, oder die andern selbst, sondern nur für Vorstellungen von ihnen, und wir erweisen ihnen diese Ehre nur als Vorstellungen. Sie befinden sich in unsern Deutas, weil die Vergehenden etwas vor Augen haben müssen, das aber so alt, daß, wie Bernier saget: die Braminen, Zahlen nicht auskommen können. Ebenbas. a. d. so gute Richter sie auch sind, doch hier mit ihren 122 S.

Was sie dem
Bernier für
Erklärungen
geben.

Allgem. Reisebeschr. XI Band.

Beschreibung ihrer Gedanken beyammen behält. Wir bitten nicht das Bild, sondern den, den es vor-
 stellt. Uebrigens erkennen wir nur Gott für den unumschränkten, und allein all-
 mächtigen Herrn.

Ihre Gedan- „Dieses ist, sagt Bernier, ihre Erklärung, ohne Zusatz und Verminderung. Ich
 ken wegen der, trieb sie darauf weiter, wegen der Natur ihrer Deutias q), über die ich Erläuterungen
 Deutias. „verlangte, aber ich konnte nur sehr verwirrte Dinge aus ihnen bringen, daß es dreyerley
 „gäbe, gute, böse, und gleichgültige, die weder gut noch böse wären. Manche sagten,
 „sie wären vom Feuer; andere machten sie aus Lichte; viele behaupteten, sie wären Dia-
 „pekt, von welchem Worte ich keine rechte Erklärung bekommen konnte, als nur daß sie
 „sagten, Gott sey Diapekt, unsere Seele sey Diapekt, was Diapekt sey, sey unzerstörlich,
 „und weder Zeit noch Orte unterworfen; nach andern wären die Deutias nur Theile der
 „Gotttheit; noch andere hielten sie für gewisse Arten von Gotttheiten, die abgesondert
 „und in der Welt zerstreuet wären.,,

Bernier fährt fort. „Ich befragte sie auch noch wegen der Natur der Lengue Cher-
 „vire, die einige ihrer besten Schriftsteller zulassen, aber ich konnte nichts herausbringen,
 „als was ich lange zuvor von einem andern Pendet gehört hatte, daß nämlich die Saamen
 „der Thiere, Pflanzen und Bäume nicht von neuem entstehen, daß aller Saame vom ersten
 „Ursprunge der Welt, überall zerstreuet, in alle Dinge gemenget, und igo schon völlige Pflanz-
 „zen, Bäume und Thiere, aber so klein sind, daß sich ihre Theile nicht unterscheiden las-
 „sen, bis sie an einen bequemen Ort kommen, wo sie sich nähren, ausbreiten und mach-
 „sen, daß also der Saame eines Birnbaumes und eines Apfelbaumes, ein Lenguecherire,
 „ein vollkommen kleiner Birnbaum und Apfelbaum sey, der alle wesentliche Theile habe,
 „und daß die Saamen eines Pferdes, eines Elephanten oder Menschen, ein Lenguecher-
 „vire,

q) Dieses Wort bedeutet zugleich den Tempel,
 oder den Gegenstand des Dienstes, wie Pagode.

r) Bernier an oben angeführtem Orte a. d.
 126 und vorherg. S. Er setzt hinzu: die Lehre
 von der allgemeinen Seele habe sich seit einigen
 Jahren in Indien weit ausgebreitet, weil einige
 Pendeten die beyden ersten Söhne des Chab Je-
 han, den Darab und Sajab damit eingenom-
 men hatten, aber diese Lehre machte eine Art von
 Cabbala aus, wie in Persien die Lehre der Su-
 fys und der meisten persischen Gelehrten; man
 finde sie in sehr erhabenen und nachdrücklichen per-
 sischen Versen in ihren Gulatchenraz, oder Ge-
 heimnißbeete erklärt: wenn man den Plato und
 Aristoteles recht untersucht, so würde man vielleicht
 finden, daß sie in diese Gedanken verfallen; es wären
 Plodds Gedanken, welchen Cassendi widerleget,
 und die meisten unserer Chymisten verlöthen sich
 darinnen, aber die indianischen Cabalisten trieben
 diese Grille viel weiter, als die andern, und sagten,
 Gott oder das höchste Wesen, das sie Achar nen-

nen, und für unveränderlich halten, habe nicht nur
 die Seele aus seinem eignen Wesen hervorgebracht
 oder herausgezogen, sondern auch alles, was sich
 in der Welt körperliches und materialisches findet.
 Diese Hervorbringung wäre nicht bloß auf diejenige
 Art geschehen, die bey wirkenden Ursachen stat
 findet, sondern wie eine Spinne ihr Gewebe aus sich
 zieht, und wenn sie will. zurück zieht. Also ist die
 Schöpfung nach diesen Lehren nur ein Ausziehen,
 und Ausbreiten, das Gott aus seinem eignen
 Wesen verrichtet, indem er gleichsam Neke aus
 seinen Eingeweiden zieht, und die Zerstörung ist
 nur ein Zurücknehmen dieser göttlichen Substanz
 dieser göttlichen Neke in sich selbst. Den lehren
 Tag der Welt, welchen sie Triap. ele oder Pralca
 nennen, und wo ihren Gedanken nach alles zerstört
 ret werden wird, werden also alle Neke eingezo-
 gen, die Gott aus sich selbst gezogen hatte. In-
 allem, was unsere Sinnen rühret, ist nichts wirk-
 liches und in der That vorhandenes; diese ganze Welt
 ist eine Art von Traume, und eine bloße Verblendung;
 denn alles, was sich unsern Augen zeigt, ist nur

„vire, ein kleines Pferd, kleiner Elephante oder Mensch sind, dem nur Seele und Nahrung fehlt, als das zu erscheinen, was sie wirklich sind“). Beschreibung von Indostan.

Ob Bernier wohl das Sanscrit nicht verstund: so hatte er doch eine vortreffliche Gelegenheit, die Bücher, die in dieser Sprache geschrieben sind, kennen zu lernen. Da Danet-Mend neek Mend Khan, sein Agah, nahm einen der berühmtesten Pendet in ganz Indien zu sich in Dienste. Wenn ich müde war, sagte er, meinem Agah die neuesten Entdeckungen des Harvey, und Pecquet in der Zergliederungskunst zu erklären, und mich mit ihm über des Gassendi und Descartes Philosophie zu unterreden, die ich ihm ins Persische übersetzte, so war der Pendet unsere Zuflucht. Wir lernten von ihm, Gott, den er allezeit Nchar, d. i. unbeweglich oder unveränderlich, nannte, habe den Indianern vier Bücher gegeben, die sie Beth hießen; dieser Name bedeutet Wissenschaft, weil sie glauben, in denselben wären alle Wissenschaften enthalten. Das erste heißt Acherbaded, das zweyte Jagerbed, das dritte Reckbed, und das vierte Samabed. Nach der Lehre dieser Bücher müssen sie, wie es sich denn auch wirklich so verhält, in vier Stämme unterschieden werden: solche sind die Braminen oder Geseßgelehrten, die Quetteryen oder Kriegerleute, die Bescue oder Kaufleute, die man eigentlich Banianen nennet, und die Seydra oder Handwerker und Bauern. Diese Stämme können sich nicht unter einander verbinden; ein Bramine kann keine Frau aus den Quetteryen nehmen. Was Bernier von ihm lernt.

Sie sind alle wegen einer Lehre, die mit der Pythagorischen übereinstimmt, eins, nämlich wegen der Seelenwanderung, und daß sie kein Thier tödten oder essen. Doch können die vom zweyten Stamme Thierfleisch essen, nur nicht von Kühen und Pfauen. Die unglaubliche Hochachtung, die sie für die Kuh haben, rühret daher, weil sie glauben, sie sollen in jenem Leben über einen Fluß schwimmen, und dabey sich an einer Kuh ihren Schwanz halten s).

N n 2

Die

nur eine und dieselbe Sache, Gott selbst; wie alle Zahlen, zehne, zwanzig, hundert, tausend, nur eben die Einheit, so vielmal wiederholet, sind. Bernier hatte sich viel Mühe gegeben, alle diese Meynungen zu sammeln, die er ein fabelhaftes Gerede nennet, und fraget, ob er nicht Recht habe, auszurufen: elende Frucht so vieler Reisen und so vieler Ueberlegungen!

s) Ihre alten Geseßgeber hatten vielleicht die ägyptischen Schäfer gesehen, die, um über den Nil zu kommen, in der linken Hand den Schwanz eines Büffels oder eines Ochsen, und in der rechten einen Stab hielten, ihn zu lenken; oder vielmehr die Bernier meynet: sie können diese Ehrfurcht gegen die Kuh einzuschließen gesucht haben, weil die Indianer von ihr Milch und Butter bekommen, welches einen guten Theil ihres Unterhaltes ausmacht, und weil sie der Grund des Feldbaues, und folglich des Lebens ist. In Indien, sagt er, ist es nicht wie in Europa. Die Erde, die acht Monate lang durch außerordentliche Hitze verrocknet ist, kann daselbst

nicht so viel Vieh nähren. Wenn man da halb so viel tödtete, als in Frankreich und England, so würde das Land bald davon öde werden, und ungebaut bleiben. Diese Braminen stellten diesen Mangel an Viehe vor, um vom Jehan Guir zu erhalten, daß man in einer gewissen Zahl Jahre keines tödten möchte; zu des Verfassers Zeit übergaben sie dem Aurengzeb eine Bittschelst, mit dem Erbiethen, eine ansehnliche Geldsumme zu geben, wenn er dergleichen Verboth thun wollte. Sie stellten vor, seit funfzig oder sechzig Jahren blieben viel Ländereyen ungebaut, weil Kühe und Ochsen zu theuer wären; der Verfasser sehet hinzu, die Geseßgeber könnten auch vielleicht betrachtet haben, daß Kindfleisch und Kuhfleisch in Indien eben nicht wohlschmeckend, auch gar nicht gesund ist, angenommen in der sehr kurzen Wintertälte: oder vielleicht haben sie die Menschen von der Grausamkeit, mit welcher sie einander selbst begegneten, abwendig machen wollen, indem sie ihnen Mitleiden gegen die Thiere selbst einflößten. Bernier an oben angeführtem Orte a. d. 77 und vorherg. S.

Beschrei-
bung von
Indostan.

Die Lehre der Bethen verbindet ihre Nachfolger täglich, wenigstens dreyimal, des Morgens, Mittags und Abends, mit gegen Osten gekehrtem Gesichte, zu bethen. Sie müssen sich den ganzen Körper dreyimal waschen, oder wenigstens einmal, ehe sie essen, und dieses vielmehr in fließendem Wasser, als in einigen andern. Vielleicht haben ihre Gesetgeber dadurch nur gesucht, ihnen einen sehr nützlichen Gebrauch in einem Lande anzugeben, wo das Baden so viel zur Gesundheit, als zur Reinlichkeit, beiträgt.

Die Bethen lehren, da Gott beschlossen habe, die Welt zu schaffen, so habe er sich nicht selbst damit beschäftigen wollen, sondern drey sehr vollkommene Wesen erschaffen. Das erste, Brahina, welches alles durchdringend bedeutet; das zweyte, Beschén; das in allen Dingen vorhanden ist. Das dritte, Nehahden oder großer Herr. Durch des Brahina Vermittelung, habe er die Welt erschaffen; durch Beschén erhalte er sie, und durch Nehahden werde er sie zerstören; dem Brahina sey aufgetragen worden, die vier Bethen bekannt zu machen, und daher stelle man ihn manchmal mit vier Köpfen vor. Manche europäische Missionarien haben in diesen drey Wesen einen verderbten Begriff von dem Geheimnisse der Dreyeinigkeit zu erkennen geglaubt ²⁾.

Man hat geglaubt, diese kleine Anzahl von Untersuchungen, die aus einem Reisenden, wie Bernier, gezogen sind, würden einem überlegenden Leser mehr gefallen, als alle Märchen des Volkes, die man in den meisten Reisebeschreibungen findet. Man stelle sich vor, es langten verschiedene Indianer in Europa an; einer, der so bedachtsam als geschickt und einsichtsvoll sey, suche nur bey unsern Gelehrten, die es am besten verstehen, Unterricht; andere aber, obwohl in großer Anzahl, nähmen alles an, was ihnen die ersten die besten Nachrichten meldeten, und fingen die Erzählungen auf, wie sie ihnen nur von allen, die sie kennen lernten, zu Ohren kamen.

Andere ab-
göttliche Se-
kten.

Die Banianen, mit allen ihren verschiedenen Secten, sind nicht die einzigen Abgötterischen des Reiches. Besonders findet man in Guzarate eine Art Heiden, Parsis genannt, meistens Persianer, aus den Landschaften Fars und Korasan, die ihr Vaterland seit dem siebenten Jahrhunderte verlassen haben, sich den Verfolgungen der Muhammedaner zu entziehen. Als Abubeker unternahm, Muhammeds Religion in Persien durch die Parsen einzuführen: so befand sich der damals herrschende König zu schwach, ihm zu widerstehen, setzte sich im Hafen Ormus zu Schiffe, mit achtzehn tausend Mann, die ihrer alten Religion treu blieben, und gieng bey Cambaja ans Land. Er ward nicht nur aufgenommen, sondern bekam auch die Freyheit, sich im Lande zu setzen, wohin diese Gewogenheit andere Persianer zog, die noch immer ihre alten Gebräuche behalten.

Parsis, Göt-
tendiener aus
Persien.

Die Parsis halten nichts so heilig, als das Feuer, weil solches, wie sie sagen, die Gottheit am vollkommensten vorstellet. Sie unterhalten es sorgfältigst. Nie würden sie ein

²⁾ Der deutsche Jesuit, Pater Roa, der sich auf das Sanscrit gelegt hatte, da er sich in Alger aufhielt, behauptet, man finde nicht nur in den Büchern der Banianen einen Gott von drey Personen, sondern die zweyte Person ihrer Gottheit sey auch neunmal Mensch geworden. Die zehnte Menschwerdung soll ihrer alten Sage nach geschehen, die Welt von der Sklaverey der Muhammedaner zu befreyen. Dieses hat der Pater Kircher

in seiner China illustrata, aus des Pater Roa eigener Nachricht mitgetheilet, der ihn zu Rom Unterricht davon gegeben hatte. Ein Carmeliter, der Pater zu Chiras hat eben das bekräftiget, der ihm einen Theil davon, als er in Europa durch Persien zurück gieng, mit List entzogen hatte. Bernier aber, welcher den Pater Kircher gelesen hatte, will nicht zugestehen, daß man das Wort Menschwerdung ausdrücklich brauche. Er hätte

ein Licht oder eine Lampe auslöschen; nie eine Feuersbrunst mit Wasser löschen, wenn auch ihr Haus verbrennen sollte. Sie erstickten es mit Erde. Das größte Unglück für sie ist, das Feuer in ihren Häusern so ausgelöscht zu finden, daß sie es aus der Nachbarschaft holen müssen. Aber das ist nicht an dem, wenn man von den Guebres und andern alten Einwohnern Persiens saget, daß sie es anbetheten. Sie erkennen einen Gott, der die Welt erhält, unmittelbar durch seine Macht allein wirkt; aber sieben Bediente hat, die sie ebenfalls sehr verehren; diese Bedienten verwalten ihr Amt unter ihm, und müssen ihm Rathschaft geben. Außer diesen obersten Bedienten, zählen sie noch sechs und zwanzig andere, deren jeder seine besondern Berrichtungen zum Nutzen der Menschen und zur Regierung der Welt hat. Ueber ihre besondern Namen, nennen sie solche auch Geshu oder Serren; und ob sie wohl niedriger sind, als das oberste Wesen, so werden sie doch von ihnen angebethet, und in Nothen angerufen, weil sie glauben, Gott schlage derselben Fürbitte nichts ab. Für ihre Lehrer haben sie ungemeine Ehrfurcht, und verschaffen denenselben, nebst ihren Familien reichlichen Unterhalt. Keine Moscheen oder öffentliche Orter zur Uebung des Gottesdienstes findet man bey ihnen, sondern sie widmen dazu ein Zimmer in ihren Häusern, wo sie sitzend, und ohne eine einzige Neigung des Körpers bethen. Besondere Tage zum Gottesdienste halten sie auch nicht, den ersten und zwanzigsten Tag des Monden ausgenommen, den sie andächtig feyern. Alle ihre Monate haben dreysig Tage; doch besteht ihr Jahr aus dreyhundert fünf und sechzig Tagen, weil sie zum letzten Monate fünf Tage setzen. Ihre Priester unterscheiden sich nicht an der Kleidung; denn diese ist ihnen mit den andern Parsis, ja mit allen Einwohnern des Landes gemein. Der einzige Unterschied bey diesen Götzendienern besteht in einer Schnur von Wolle und Kameelhaaren, daraus sie sich einen Gürtel machen, der ihnen zwey oder drey mal um den Leib geht, und mit zween Knoten auf den Rücken geknüpft wird. Dieses Merkmaal ihres Glaubens scheint ihnen so nothwendig zu seyn, daß die, welche das Unglück haben, es zu verlieren, weder essen, noch trinken, noch reden, noch selbst von dem Orte weichen dürfen, wo sie sich befinden, bis man ihnen von dem Priester, der sie verkauft, einen andern gebracht hat. Die Weibesbilder tragen dergleichen, wie die Mannspersonen, seit dem Alter von zwölf Jahren u).

Die meisten Parsis wohnen längst der Seeküsten, und finden ihren Unterhalt ganz geruhig, durch den Tobaksbau, und den Terry, welchen sie von den Palmbäumen zapfen, weil sie keinen Wein trinken dürfen. Sie treiben auch Handlung, sind Bankirer, und haben alle Arten von Professionen; nur Schmiede, Schlöffer, und Eisenarbeiter ausgenommen, weil es für sie eine nicht zu verzeihende Sünde wäre, Feuer auszulöschen. Ihre Häuser sind klein, finster, und schlecht mit Geräthe versehen. In den Städten wohnen sie gern, alle zusammen, in einer Abtheilung.

N n 3

saget er, nur einige Pendeten gehört, welche die Sache folgendermaßen erklärt: Gott sey vordem in verschiednen körperlichen Gestalten erschienen, in denen er alle die Wunder gethan habe, die sie erzählen. Andere sagten, es wären die Seelen gewisser großen Männer, die wir etwan Helden nennen würden, welche da in diese Körper gegangen, und so wären diese Helden Deutas geworden, oder, mit unsern alten Götzendienern zu reden, sie wären

eine Art mächtiger Gottheiten geworden, wie die Numina, Genii, Daemones, oder, wenn man lieber will, wie die Geister und Feyen. Man sieht nicht, saget er, daß das Wort Deuta einen andern Verstand haben könne. Bernier an oben angeführtem Orte a. d. 91 und vorherg. S.

u) Mandelslo I Th. a. d. 184 und vorhergehenden Seite.

Beschreibung von Indostan.

Ihre Meynungen wegen der Religion.

Ihr Gottesdienst.

Ihre Kleidung.

Ihre Wohnungen und Gebräuche.

Beschreibung von
Indostan.

ben, so wählen sie doch unter sich zweien der Ansehnlichsten dieser Nation, welche ihre Zustigkeiten entscheiden, und ihnen die Mühe ersparen, vor andern Richtern zu erscheinen und zu klagen. Ihre Kinder verheirathen sich sehr jung, aber sie werden in dem väterlichen Hause bis ins funfzehnte oder sechzehnte Jahr erzogen. Die Witwen haben die Freiheit, sich wieder zu verheirathen. Wenn man den Geiz und den Betrug im Handel ausnimmt, welches Laster bey den Parsis desto mehr zu bewundern ist, weil sie außerordentlichen Abscheu vor dem Diebstahle haben, so sind sie sonst insgesamt von besserer Gemüthsart, als die Muhammedaner x). Ihre Sitten sind leutselig, unschuldig, und wenigstens von allen Arten von Unordnung weiter entfernt, als bey andern indianischen Nationen.

Der Parsis
Leichengebräuche.

Wenn ein Parsis in letzten Zügen liegt: so bringt man ihn von seinem Bette auf eine Rasenbank, wo man ihn sterben läßt. Nach diesem wickeln ihn fünf oder sechs Mann in ein Stück Zeug, und legen ihn auf ein eisernes Gitter, wie eine Baare, worauf sie ihn an den gemeinschaftlichen Begräbnißort tragen, der allezeit etwas von der Stadt entfernt ist. Diese Begräbnißörter bestehen aus drey Feldern mit einer Mauer, zwölf oder funfzehn Fuß hoch, eingeschlossen, da das erste für die Weibesbilder, das zweyte für die Mannspersonen, das dritte für die Kinder gehöret. Jedes Grab hat auf seiner Oeffnung eiserne Stangen, die wiederum ein Gitter ausmachen, worauf man den Körper leget, damit er daselbst den Raubvögeln zur Nahrung diene, bis die Knochen von sich selbst durch das Gitter niederfallen. Die Verwandten und Freunde begleiten ihn mit erstaunlichem Geschreye und Klagen, aber funfhundert Schritte vom Begräbniß bleiben sie stehen, und warten bis er auf das Gitter geleyet ist. Sechs Wochen darnach, leget man auf das Gitter die Erde, auf welcher der Todte den Geist aufgegeben hat, als eine besleckte Sache, die niemand weiter

Ihr Abscheu vor Leichen.

anrühren will. Sie bedecket das übrige des Körpers, und füllet das Grab aus. Der Abscheu der Parsis vor Leichen geht so weit, daß sie auch nur, wenn sie eines todten Thieres Knochen angerühret haben, ihre Kleider wegwerfen, sich reinigen, und neun Tage lang Buße thun müssen, während welcher Zeit selbst ihre Weiber und Kinder sich ihnen nicht nähern. Besonders glauben sie, diejenigen, deren Knochen unglücklicher Weise ins Wasser gefallen, wären ohne Barmherzigkeit, zu den Strafen jenes Lebens verdammt y).

Ihr Gesetz untersaget ihnen, Fleisch von Thieren zu essen, doch nicht mit so vieler Strenge, daß sie nicht im Nothfalle Schöpfensfleisch, Ziegenfleisch und Hirschwildpret, auch Geflügel und Fische essen sollten. Ochsen- und Kuhfleisch aber halten sie so stark für verbotten, daß

x) Ebendasselbst a. d. 186 S.

y) Ebendasselbst a. d. 185 S.

z) Ebendaf. a. d. 185 S. a) Ebendasselbst.

b) Ihre Einfalt geht noch weiter. In der Stadt Jagannat, sagt Bernier, die an dem bengalischen Meerbusen liegt, sieht man einen berühmten Tempel eines Götzen von eben dem Namen, wo jährlich ein Fest acht bis neun Tage lang gehalten wird. Da versammeln sich manchmal zu hundert und funfzig tausend Gentiven. Man richtet eine prächtige Maschine von Holze, voll außerordentlicher Figuren auf, die viele riesenmäßige Köpfe haben, welche halb Menschen halb Thiere sind;

sie steht auf sechzehn Rädern, welche funfzig bis sechzig Personen ziehen, stoßen und fortreiben. In der Mitte steht das Götzenbild Jagannat reichlich geschmücket, welches man aus einem Tempel in den andern führet. Während des Zuges dieses Wagens, finden sich Elende, deren Verblendung so weit geht, daß sie sich mit dem Bauche auf die Erde unter diese großen und schweren Räder werfen, welche sie zerquetschen, in der Meynung, Jagannat werde sie wieder groß und glücklich auf die Welt kommen lassen. Dieses sind keine Märchen, sagt Bernier. Die Braminen foramen auf so niederträchtige und schändliche Betrügereyen, daß

daß sie sagen, sie wollten lieber von ihrem Vater und ihrer Mutter essen z). Obwohl der Beschrei-
bung von
Indostan.
Terry, oder Palmwein, ihnen erlaubt ist, so dürfen sie doch keinen Aquavit trinken, und be-
sonders sich nicht voll trinken. In ihrer Secte ist die Trunkenheit ein so großes Verbrechen,
daß es nur durch eine lange und strenge Buße zu heben ist, und wer sich solcher nicht unter-
werfen will, wird aus ihrer Gemeine verbannet.

Die Parsis sind eben nicht die längsten, aber von weißerer Farbe, als die anderen
Indianer, und ihre Weiber sind viel weißer und schöner, als selbst der Muhammedaner
ihre. Die Mannspersonen haben einen langen Bart, und scheeren sich solchen rund. Man-
che lassen sich die Haare abschneiden, andere lassen sie wachsen. Die ersten behalten, oben
auf den Köpfen, einen Busch, wie einen Daumen groß a).

In Indostan sind noch zwei andere heidnische Secten; die eine heißt der Indus ih- Andere
Secten.
re, welche aus der Landschaft Multan abstammen. Sie sind keine Banianen; denn sie
pflegen alle Thiere ohne Unterschied zu tödten und zu essen, und in ihren Versammlungen
bey dem Gottesdienste, wo sie einen Kreis schließen, lassen sie keinen Banian zu. Indessen
haben sie viele Hochachtung für Ochsen und Rüh. Die meisten sind Soldaten, und der
Großmogol brauchet sie, seine besten Plätze zu bewahren.

Die zweyte Secte ist der Gentiven ihre; sie kommen aus Bengale. Von dar hat
sich ihre Secte überall in das große Indien ausgebreitet. Diese Gözendiener haben der
Banianen ihre guten Eigenschaften nicht, und stehen auch nicht in solchem Ansehen. Mei-
stens sind sie niederträchtig und knechtisch gesinnet. Ihre Unwissenheit und Einfalt ist eben
so erstaunlich, sowohl was das gemeine Leben, als was die Religion betrifft, derentwegen
sie sich völlig auf ihre Priester verlassen. Sie glauben, im Anfange sey nur ein Gott ge-
wesen, der habe andere zur Gesellschaft genommen, nachdem die Menschen nach und nach
diese Ehre durch vortreffliche Handlungen verdient hätten. Die Unsterblichkeit und die See-
lenwanderung nehmen sie an; daher verabscheuen sie Blutvergießen. Mordthaten sind
eben deswegen nicht gemein bey ihnen. Ehebruch strafen sie aufs strengste, aber gegen
die schlechte Hurerey sind sie so gelinde, daß sie solche nicht einmal für schändlich halten,
und ganze Familien, Bagavares genannt, ein Handwerk daraus machen b).

Die Gentiven von Bengale sind Landleute und Weber. Man findet Flecken und
Dörfer, die nur von dieser Secte bewohnt sind, und in den Städten nehmen sie verschiede-
ne

ich es nicht glauben würde, wenn ich mich dessen
nicht völlig versichert hätte. Diese Betrüger neh-
men das schönste junge Mädchen zur Braut des
Jagannat: sie lassen solches die Nacht in dem Tem-
pel, wo sie selches mit großer Cerimonie nebst dem
Gözenbilde hingebracht haben, und versprechen ihr,
Jagannat werde kommen, bey ihr zu schlafen,
dabey sie ihr anbefehlen, den Gözen zu fragen, ob
das Jahr fruchtbar seyn werde, welche Processio-
nen, Feste, Geberthe, Almosen, er dieserwegen
verlange. Indessen geht einer von diesen Betrügern
bey Nacht durch eine Hinterthüre hinein, mis-
braucht das Mädchen, und beredet sie alles, was

er für gut befindet. Den andern Tag, da man sie
aus einem Tempel in den andern bringt, wo sie
sich ihrem Bräutigame, dem Jagannat zur Seiten
befindet, lassen die Braminen sie dem Volke
alles sagen, was sie glaubet gelernt zu haben.
Bernier a. d. 27 und vorherg. S. Er saget, er
habe auch Weibesbilder, die ihrer Schönheit und ih-
res Verstandes weien berühmt waren, gesehen,
welche ansehnliche Geschenke der Muhammedaner,
Christen, und anderer fremder Heyden ausgeschla-
gen und verachtet hätten, weil sie glaubten, sie
hätten die Ehre, ihren Gözen geweiht zu seyn.
Ebendas. a. d. 18 S.

Beschreibung von Indostan. ne große Quartiere ein. Von ihren Manufacturen kommen die schönsten baumwollenen Zeuge her, und die schönsten seidenen Waaren.

„Es ist ein sehr angenehmes Schauspiel, saget Schuten, ihre ganz schwarzen Weiber und Töchter fast nackend, mit bewundernswerther Geschicklichkeit arbeiten zu sehen. Sie beschäftigen sich da Leinwand zu bleichen, wobey sie die Arbeit und die Bewegung ihrer Hände und Füße mit Singen begleiten. Die Mannspersonen scheinen mir träger und nicht so thätiger zu seyn. Sie lassen sich von ihren Weibern in den beschwerlichsten Arbeiten helfen, z. E. im Feldbaue und im Einern. Die Weibesbilder wußten sich besser darein zu finden, als die Mannspersonen. Nach verrichteter vieler Arbeit, besorgten sie noch die Haushaltung, da indessen ihre Männer ausruheten. Ich habe hundertmal gentliche Weibesbilder mit Kindern am Halse oder an der Brust, das Feld bauen sehen, c).“

Theers.

In Indostan findet man noch eine andere Secte der Anhänger, die weder Heiden noch Muhammedaner sind, und Theers heißen. Man weiß nichts von ihrer Religion. Sie machen eine Gesellschaft aus, die überall gebraucht wird, die Brunnen, die Cloake und Abzuchten zu reinigen, und todtes Vieh, dessen Fleisch sie nachgehends essen, abzuziehen. Sie führen auch die Verbrecher zur Strafe, und manchmal verrichten sie die Hinrichtung selbst. Sie werden auch für ein schändliches Geschlecht gehalten. Andere Indianer, die sie angerühret hätten, würden sich für verbunden halten, sich vom Kopfe bis an die Füße zu reinigen. Dieser Abscheu aller Menschen vor ihnen, hat ihnen den Namen Alkores zugezogen. Man läßt sie auch nicht mitten in der Stadt wohnen; sie müssen sich an das Ende der Vorstadt begeben, und dem Umgange mit den Einwohnern entsagen d).

Alle abgöttische Pfaffen in Indien heißen Braminen.

Nachdem Schuten bemerkt hat, daß des Unterschiedes unter den abgöttischen Secten ungeachtet, die Priester in allen Religionen Braminen oder Brahmeren e) hießen: so erhebt er doch die Braminen unter den Baniannen weit über die andern. Sie sind, saget er, gesitteter, gefesteter, und verständiger. Es ist schon angemerkt worden, daß sie alle drey oder vier kleine Schnüre tragen, die ihnen über die Achseln gehen, und die sie nie von sich legen. Ob sie gleich, was die übrige Kleidung betrifft, frey sind: so gehen sie doch meistens nackend, von den Füßen hinauf, und haben nur ein Stück Zeug, das ihnen zum Gürtel dienet, und bis auf die Füße hinabhängt. Die bengalischen gehen nie aus ihren Häusern, ohne einen großen Rock von Baumwollenzeug. Ihr Kopf ist mit einem andern Stücke Zeug oder Seide bedeckt, das vier oder fünfmal herumgewickelt ist, und ihre Haare bedeckt. Diese schneiden sie niemals ab. Eine Flechte, in welche sie dieselben vereinigen, dienet ihnen, sie hinter dem Kopfe zu erhalten. Ihre Ohren sind lang und herabhängend, mit goldenen Ringen, und anderm Geschmeide gezieret. Ihre Weiber sind sehr stolz. Sie beräuchern sich den Leib mit einem Mengsel von Sandelholze, Reize, und andern wohlriechenden Sachen. Ihr Rock ist von einem durchsichtigen Zeuge, wie der andern Weibesbilder ihrer. Außer dem Alterthume der Casten oder des Stammes der Braminen, sind ihrer noch viele unter ihnen, die aus königlichem Geschlechte seyn wollen, und allen Hochmuth dieser Abkunft beibehalten. Alle Reisenden sind eins, daß sie bey den abgöttischen Königen in großem Ansehen stehen, und daß nichts, ohne sie zu befragen, unternommen wird.

c) Schuten a. d. 211 u. f. S.

d) Mandelslo a. d. 187 S.

e) Schuten a. d. 214 u. vorherg. S. Unter den Franzosen zu Ponticheri nennen sie Brames.

Aus einigen Gebräuchen, welche die Reisenden gesammelt haben, und die allen Landschaften des Reiches gemein zu seyn scheinen, will man keine besondere Abtheilung machen. Man-
delsso erzählt, alle Mogolen wären große Liebhaber der Jagd, und ihre Windhunde klein-
er, als die unsern sind. Sie zähmen Tiger und Leoparden, solche als Hunde zu brauchen. Gemein-
Diese fangen das Rothwildpret mit einem Sprunge, aber sie verfolgen es niemals. Fluß-
vögel zu fangen, haben sie eine sehr leichte Art. Sie brauchen dazu einen Hausentrich, bräuche im
den sie ausnehmen und mit Heu ausfüllen. In diesem Zustande lassen sie ihn, vermittelst mogolischen
der Bewegung, die sie ihm mittheilen, schwimmen, folgen ihm unter dem Wasser, und men-
gen ihn unvermerkt unter die andern, die sie bey den Füßen fassen, ohne sie im geringsten
scheu zu machen. Mit dem Bogen schießen sie ungemein geschickt; sie treffen die Vögel in
dem Fluge. Ihre Bogen sind von Büffelsborne, und die Pfeile von einem sehr leichten
Rohre.

Beschrei-
bung von
Indostan.Gemein-
schaftliche Ge-
bräuche im
mogolischen
Reiche.

Jagd.

Das Schachspiel lieben sie ungemein, wie auch eine Art Kartenspiele, die sie manch-
mal dem Verluste ihres Vermögens aussetzet. Die Musik wird in allen Ständen geliebet,
ob sie wohl durch ihre Instrumente schlecht ausgeführt wird. Eben so gemein ist unter al-
len das Vertrauen auf die Sterndeuterkunst. Ein Mogol unternimmt nichts von Wich-
tigkeit, ohne den Minazin oder Sterndeuter befragt zu haben.

Spiel.

Außer denen Werken, welche die Religion betreffen, und ihren eigenen philosophischen
Schriften haben sie des Aristoteles Werke in das Arabische übersetzt, die sie Aplus nennen. Aristoteles
und Avicenna
Sie besitzen auch einige Bücher des Avicenna, den sie sehr hoch halten, weil er aus Sa- stehen daselbst
in Hochach-
marcande, das unter Tamerlans Herrschaft gehört hat, gebürtig gewesen ist. Ihrer tung.
Schreibart fehlet es nicht an Stärke und Beredsamkeit. In ihren Archiven schreiben sie
alles merkwürdige auf, was an dem Hofe und in den Provinzen vorgeht; und die meisten,
welche an den Geschäften Theil nehmen, hinterlassen Nachrichten, welche zu einer guten
Reichsgeschichte vieles beitragen könnten. Ob ihre Sprache gleich in verschiedene Mund-
arten gertheilt ist, so fällt sie dennoch den Fremden nicht schwer. Sie schreiben, wie wir,
von der Rechten gegen die Linke. Aber unter den Vornehmen giebt es wenige, die nicht per-
sianisch, und selbst arabisch sprachen.

Ihre gemeinsten Krankheiten sind der Durchlauf und hitziges Fieber. An Aerzten
fehlet es ihnen nicht, aber keine andern Wundärzte haben sie nicht, als die Barbierer, die
sie in sehr großer Anzahl haben: doch verstehen selbige nichts weiter, als Aderlassen und
Schöpfen.

Aerzte.

In einem so weiträumigen Lande unternimmt man nicht, die verschiedenen Eigenschaf-
ten des Landstriches zu bestimmen f). Ueberhaupt fängt der Winter in Indostan um die
Mitte des Brachmonates an, und dauert bis in den Herbstmonat. Die Regen dieser Jah-
reszeit sind nicht so unablässig, als in den östlichen Ländern. Sie fallen nur dann und wann,
besonders bey dem Vollmonde und Neumonde. Der Nordwind herrschet sechs Mo-
nate lang, und der Südwind folget alsdenn eben so beständig. Die wärmsten Monate in
dem Jahre sind der April, May und Brachmonat; während derselben würde die Hitze un-
erträglich seyn, wenn die Winde, die sich ziemlich ordentlich erheben, die Luft nicht erfrischen.

Landstrich
von Indostan.

Außer-

f) Von zwanzig Grad südlicher Breite, Terri hat ihm diese Größe beygelegt. Man
bis zum drey und vierzig nordlicher Breite. siehe oben die Erdbeschreibung.

Beschreibung von
Indostan.

Außerdem aber sind selbige wegen der erstannlichen Menge Staub, die die Sonne dem Gesichte entzieht, sehr beschwerlich g.).

In dem Landstriche zwischen Surate und Algra fangen sich die Regen mit erstaunlichem Ungewitter an, und endigen sich eben so. Gleichwohl schlägt es daselbst selten ein, welches Terri der dünnen Luft zuschreibt. Diese drey Monate über regnet es jeden Tag, und manchmal dauert der Regen ohne Unterlaß. Sobald er vorbey ist, wird die Luft so klar und heiter, daß es die neun übrigen Monate etwas außerordentliches ist, das geringste Wölkchen zu sehen. Aber am Ende dieses so lange daurenden schönen Wetters, ist die Erde überall aufgeborsten, und den sandigten und beständig unfruchtbaren Wüsten ähnlich. Raum hat es fünf oder sechs Tage geregnet, so grünet sie über und über. „Ich habe,“ saget eben der Verfasser, nirgends Felder in Indostan gesehen, wo das Getraide nicht viel „dicker und stärker gewesen wäre, als in England. Man säet es in dem May und in dem „Anfange des Brachmonates. Die Ernte geschieht im November und December, welches „die beyden gemäßigsten Monate sind h.).

Berniers Beobachtungen.

Bernier bemerkte während seines langen Aufenthaltes, daß es niemals völlig zu Deseh geregnet, bis man viele Tage lang hat häufige Wolken nach Westen gehen sehen. Er theilt wegen der Ursachen seine Muthmaßungen mit: aber hier bleibt man nur bey den Begebenheiten, die aus seinen Beobachtungen gewiß scheinen. „Am Ende des Regenwetters, saget er, „das ordentlich gegen den Weinmonat einfällt, nimmt das Meer seinen Lauf nach Süden, „und der kalte Nordwind erhebt sich. Er wehet vier oder fünf Monate ohne Unterlaß, und „ohne Sturm, immer in gleicher Stärke und Richtung; nur manchmal ändert er sich von „ungefähr, oder hält inne; aber er fängt sogleich wieder an. Nachgehends verstreichen er „wan zween Monate, während derer die andern Winde ohne Ordnung herrschen. „In diesen beyden Monaten, die man die Zwischenzeit, zwischen den zwey Jahreszeiten nennt, „und welche die Holländer nicht ungeschickt den zweifelhaften Wind genannt haben, „kommt das Meer wieder zurück von Süden nach Norden; und der Südwind erhebt sich „wieder, vier oder fünf Monate zu herrschen, wie der Strom des Meeres. Zween Monate „ungewisse Witterung machen nachdem eine neue Zwischenzeit. In diesen Zwischenzeiten „ist die Schiffahrt gleich schwer und gefährlich, da sie zu den ordentlichen Zeiten angenehmer „und ohne Gefahr ist, ausgenommen gegen das Ende der Zeit des Südwindes. „Zwischenzeit, welche auf diese folget, ist auch sehr viel gefährlicher, als die andere, und der „ser Wind in der ordentlichen Zeit stürmischer und sehr viel gefährlicher, als der andere. „Was dem Bernier noch seltsamer vorkam, ist dieses; daß gegen das Ende des Südwindes „des, und während der Regenzeit, auf dem hohen Meere Windstille ist, die Küsten aber beständige Ungewitter und Windstürme haben, bis auf funfzehn oder zwanzig Meilen in „die See hinein. Ein europäisches Schiff, das sich alsdenn der indianischen Küste nähern „will: z. E. zu Surate anzulanden, scheitert fast allemal, wenn es nicht seine Zeit sehr „wohl in Acht nimmt, sogleich nach dem Regen anzukommen i). „

g) Mandelslo a. d. 200 und vorherg. S.

h) Eduard Terri, an oben angeführtem Orte a. d. 12 S.

i) Bernier IV Th. a. d. 222 und vorherg. S. Bey Gelegenheit der Ueberschwemmungen, die sich

nach den Regengüssen ereignen, bemerkt er noch, daß in denen Ländern, wo der Indus fließt, während den ganzen Jahre ohne Regen verstreichen; und der Indus doch genugsam aufschwilt, das Erdreich zu befeuchten. Ebendas. a. d. 2 S.

Wir wollen diesen so langen Absatz mit Eduard Terris Anmerkung schließen k): Beschreibung der Leute in Indostan, denen ihre Religion nicht verstatet, Wein zu trinken, bedienen sich eines Getränkes, das mehr gesund als angenehm ist, und bey ihm Cahua genannt wird. Indostan. Es wird aus einer schwärzlichten Bohne gemacht, die man im Wasser kochen läßt, und die ihm wenig Geschmack giebt, ob sie wohl die Verdauung zu befördern, die Lebensgeister zu erwecken, und das Geblüt zu reinigen sehr dienlich ist. Terris redet von der Bohne, die wir unter dem Namen Caffee kennen. Da das glückliche Arabien so nahe ist, so haben die Mogolen dieses Getränk wohlfeil, das sie wegen der starken Getränke, die ihre Religion zu meiden befiehlt, schadlos stellet. Die Schiffe, die sie jährlich von Surate nach Mokka senden, bringen ihnen diese Waare gegen indianische. Man hat oft gefragt, wie ein so kleines Land, als Arabien, nicht nur Persien und die Türken, wo der Caffee lange Zeit ist gebräuchlich gewesen, sondern auch den größten Theil von Europa, wo sich der Geschmack an demselben länger als ein Jahrhundert fest gesetzt hat, damit versorgen kann. Die Schwierigkeit vergrößert sich, da er in Indien eben so gebräuchlich ist. Man hat auch des Terri Anmerkung nur deswegen hergesetzt, damit sie gleichsam den Uebergang zu ganz der folgenden Reise ausmachen solle, wo man Gelegenheit haben wird, die Schwierigkeit zu erläutern. Uebergang zu folgendem Capitel.

Das XXVII Capitel.

Erste Reisen der Franzosen nach dem glücklichen Arabien, durch das morgenländische Meer.

Einleitung.

Außer dem bereits angezeigten Vorsatz scheint es, daß bey der Absicht, die man sich vorgesetzt hat, alles dasjenige, was Persien und die Türken betrifft, in die Sammlung der Reisen zu Lande zu verweisen, nichts sich besser hieher schicke, als diese Erzählung, um den östlichen Theil von Indien zu schließen. Man darf die Leser nicht mehr durch Wege führen, die sie schon vielmals gegangen sind. Madagascar, die Insel Socotra, und einige Gegenden von Abyssinien, wo der Verfasser bis nach dem Hafen zu Aden ans Land gestiegen, würden nichts mehr darbiethen, was nicht unter hundertley Gestalten in einer großen Anzahl von Tagebüchern bereits erschienen wäre. Wir wollen, um bey der neuen Erzählung nichts dunkel zu lassen, nur anmerken, daß die Franzosen, deren Reise man hier mittheilet m), von einer Gesellschaft Handelsleute zu St. Malo gebrauchet worden, welche die ersten waren, die sich unter ihren Landesleuten einfallen ließen n), gerade deswegen und ohne eines andern Vermittelung, einen Handel nach Arabien, und vornehmlich

D o 2

k) In oben angeführtem Orte a. d. 13 S.
l) Gegen das 1660ste Jahr. Er war daselbst seit 1660 bekannt.
m) Sie ist 1716 zu Paris bey Cailleau in 12mo herausgekommen.

n) Der Verfasser saget, unter allen Europäern. Vermuthlich war es ihm unbekannt, daß sich die Engländer seit langer Zeit diesen Weg eröffnet hatten.

Reise nach
Arabien.
1708.

lich den Caffehandel zu unternehmen, da die Franzosen bisher den Caffee von den Türken, und zuweilen auch von den Engländern und Holländern, gekauft hatten. Zwen Schiffe, Namens der Neugierige und der Fleißige, wurden in dieser Absicht zur Streiferen und zum Handel bewaffnet. Ein jedes führte funfzig Stücke; und sie liefen den 6ten Jenner 1708 von Brest aus. Den Namen des Schiffshauptmannes ^{o)} meldet man uns nicht, welcher doch zugleich Director der Handlungsgesellschaft war, und auf dem Neugierigen gieng. Der Fleißige hatte zu seinem Hauptmanne einen erfahrenen Befehlshaber, Namens Champlotet.

Der I Abschnitt.

Reise von Aden nach Mokka.

Gegenwärtiger Zustand von Aden. Seine Lage. Festungswerke. Hafen. Innere der Stadt. Annahme der Franzosen. Schiffsbeobachtungen. Die Franzosen werden nach Tagora verschlagen. Sie erhalten ein Schreiben von dem Könige. Gefährliche Bay zu Tagora. Beobachtungen, wegen der Straße des rothen Meeres. Weg

bis nach Mokka. Aufnahme der Franzosen daselbst. Ihr Vergleich mit dem Statthalter. Beschreibung von Mokka. Gebräuche der Einwohner. Eigenschaften des Landes. Allgem. meine Anmerkungen wegen Arabien. Verschiedene Arten von Caffee. Großer Caffemarkt. Ausfuhr nach der Turkey und Indien.

Gegenwärtiger Zustand von Aden.

Wir wollen uns gleich nach dem Hafen zu Aden, an der Einfahrt in das rothe Meer, versetzen, woselbst die Schiffe in eben dem Jahre im Christmonate anlangten. Der Verfasser beschreibt den gegenwärtigen Zustand dieser Stadt ^{p)}. Sie liegt an dem Fuße vieler hohen Gebirge, welche sie fast von allen Seiten umgeben; und welche auf ihren Spitzen fünf oder sechs Forte haben, nebst Streichlinien und vielen andern Werken an den Thälern, die sie von einander sondern. Von da führet eine schöne Wasserleitung das beste Wasser von der Welt, in ein großes Behältniß, welches nicht über eine Viertelmeile von der Stadt ist, und zu den Bedürfnissen der Einwohner überflüssig zureicht. Unsere Erbschreiber thun sehr unrecht, daß sie einen Fluß durch Aden gehen lassen. Sie haben den Abulfeda übel verstanden, welcher bloß ein Thor an der Landseite sehet, welches er das Wasserträgerthor nennet, weil man wirklich durch dieses Thor das süße Wasser hineinkommen läßt ^{q)}.

Seine Befestigung.

Der Ort ist mit Mauern umgeben, die heutiges Tages sehr schlecht sind, vornehmlich an der Seeseite, wo man doch hin und wieder einige Bollwerke mit fünf oder sechs Batterien von gegossenen Stücken wahrnimmt, deren einige sechzig Pfund schießen. Man glaubt es sey solches das Geschütz, welches Solymann der Zweyte da gelassen, nachdem er die Stadt weggenommen, und das ganze Land erobert hatte, welches die Türken nachher den arabischen Fürsten haben abtreten müssen. Von der Landseite kann man nur durch einen einzigen Weg nach Aden kommen, welcher durch einen ziemlich engen Strich Landes geht, der als eine Halbinsel ins Meer hinaus läuft. Der Anfang dieses Weges ist mit einem Fort nebst einigen

^{o)} Er wird in dem Vergleiche von Mokka, de la Merveille genannt. Man muß sich über die Auslassung seines Namens auf dem Titel und in der Vorrede um so vielmehr verwundern, da Herr de la Roque, dem man die Ausgabe dieser Reisebeschreibung zu danken hat, gesteht, daß er die

Nachrichten von diesem Schiffshauptmanne selbst erhalten, und sie mit ihm in Ordnung gebracht habe. Diejenigen, die den Herrn de la Roque gekannt, werden ihn keiner Untreue verdächtig halten. Er ist eben derselbe, dem man eine sehr schöne Reisebeschreibung von dem Berge Libanon zu

einigen Wachten hin und wieder bedeckt. Einen Stückschuß weiter findet man ein anderes Fort, in einem halben Monde, mit vierzig Stücken auf vielen Batterien, und einer beständigen Besatzung. Es würde unmöglich seyn, eine Landung an dieser Seite zu versuchen, um so vielmehr, da man zwischen der Stadt und diesem zweyten Fort auf dem Wege dahin noch ein anderes antrifft, welches mit zwölf Stücken und einer Besatzung versehen ist.

Reise nach
Arabien.
1708.

Was das Meer betrifft, wodurch man sehr leicht zu dieser Stadt kommen kann: so ist solches eine Bay, von acht bis neun Meilen Oeffnung, die gleichsam in zwei Rheeden getheilet ist. Die eine ist ziemlich weit von der Stadt; die andere ist nicht so groß, und näher, welche man den Hafen nennet. Indessen hat solche doch nicht weniger, als eine Meile in der Breite, wenn man sie von der Citadelle an rechnet, welche solche mit fünfzig Stücken bestreicht, bis an die vordere Spitze, wo die Forte sind. Man liegt überall in achtzehn, zwanzig, und zwey und zwanzig Faden Wasser. Aden ist eine ziemlich große Stadt. Man sieht noch viel schöne Häuser daselbst, von zwey Stockwerken und mit platten Dächern. Sie zeigt aber auch viel altes Mauernwerk und verfallene Gebäude, welche nebst der vortheilhaftesten Lage zu erkennen geben, daß Aden ehemals ein wichtiger Ort, und das vornehmste Bollwerk von dem glücklichen Arabien gewesen. Ihr Gebieth ist ziemlich enge, aber sehr angenehm, und mit vielen Wiesen an dem Fuße der Gebirge versehen ¹⁾).

Sein Hafen.

Innere der Stadt.

Obgleich die Franzosen von dem Statthalter zu Aden nichts erwarteten: so trieb doch die Neugier, die Stadt zu sehen, und die Lust, vorher zu errathen, was sie sich etwa von der Höflichkeit der Araber zu versprechen hätten, die beyden Befehlshaber an, in der Absicht, vor Anker zu legen. Ein jedes Schiff grüßete die Festung mit sieben Schüssen, die ihnen mit eben so vielen beantwortet wurden, wobey sie bewillkommen und eingeladen wurden, ans Land zu steigen. Diese Aufnahme, welche mit der Anerbiethung allerley Erfrischungen begleitet war, brachte ihnen so viel Vertrauen bey, daß, nachdem sie sich ans Land setzen lassen, sie keine Schwierigkeit machten, einigen bewaffneten Leuten zu folgen, welche sie nach dem Thore führten, das man das große Seethor nennet, weil es sehr groß ist, und nach dem Hafen zugeht.

Die Franzosen steigen zu Aden ans Land.

Sie bemerketen, daß es von einer ungeheuren Dicke ist, mit Nägeln oder vielmehr mit starken eisernen Zapfen beschlagen, und zu mehrerer Sicherheit mit einer Stange versehen ist, deren Größe der Nägel ihrer gleich kömmt. Man ließ sie durch dieses Thor in einen wohlgeköhlten Ort, etwan fünfzehn Schritt lang, gehen; nach welchem sie eine Art von Cabinet fanden, das ebenfalls gewölbet war, und sich in einem Winkel endigte. Daselbst empfing sie ein angesehenen Befehlshaber, Namens Emir-el-bar ²⁾, das ist Fürst des Meeres, eigentlich aber Hafenhauptmann, sehr höflich, und ließ sie auf Lehnstühle von sonderbarer Gestalt nieder sitzen. Die Unterredung war kurz, weil der Statthalter, welcher ihre Landung bereits vernommen hatte, Befehl schickete, sie zu ihm zu bringen. Sie giengen anfänglich durch eine eiserne Thüre, welche in der Spitze des Winkels war, und zu einer

Do 3

ändern

zu danken hat; und der älteste Bruder des Ritters de la Roque, welcher lange Zeit Verfasser von dem französischen Mercur gewesen.

¹⁾ Siebenzig Grad Länge, und zwölf Grad Nordbreite nach des Abulfeda Tafeln. Wenn man von Westen kömmt: so würde man das Vor-

gebirge von Aden, wegen der vielerley Höhen von den Bergen, woraus es besteht, für viele Inseln zusammen halten.

²⁾ Reise nach dem glücklichen Arabien a. d. 62 u. f. S.

³⁾ Ebend. a. d. 63 S.

⁴⁾ Die Europäer nennen ihn verderbt den Nirebar.

Reise nach andern Thüre, von lauter hölzernen Stangen führte. Ihr Marsch geschah zwischen zwei Arabien. Reihen Soldaten, der Emir-el-bar zu ihrer Linken. Als sie zu des Statthalters Pallaste kamen: so mußten sie eine sehr schöne Treppe hinauf, in das vornehmste Zimmer gehen, woselbst sie ihn an dem Ende eines Saales auf einer mit prächtigen Tapeten bedeckten Erhöhung sitzen fanden, da er sich auf Küssen von mit Gold gesticktem Zeuge lehnete. Seine Gesellschaft war auf beyden Seiten auf andern Tapeten, und der übrige Saal schien mit sehr feinen Matten bedeckt zu seyn. Sie näherten sich der Erhöhung, ohne ihre Schuhe ausgezogen zu haben, welche Gnade sonst gemeinlich niemanden zugestanden wird. Das übrige Gehör hatte nichts merkwürdigers ^{1708.} 1), als daß sie auch ihrer Seits eine Gelegenheit hatten, dem Statthalter eine weit kostbarere Gefälligkeit zu erzeigen, indem sie ihm den Bestand eines von ihren Wundärzten bewilligten, welcher seiner Familie eben so nützlich war, als ihm. Sie erhielten von seiner Erkenntlichkeit ein Empfehlungsschreiben an den Statthalter zu Moska, womit sie den 27sten des Christmonats wieder unter Segel giengen. Da man ihnen die Freyheit gelassen hatte, die Stadt zu besuchen: so nahmen sie eine lebhafte Bewunderung über die öffentlichen Bäder mit sich hinweg. Sie sind mit Marmor oder Jaspis bekleidet, und von außen mit einem schönen runden Dache gekrönt, welches inwendig mit verschiedenen Gallerien geschmückt ist, die auf prächtigen Säulen ruhen. Das ganze Gebäude ist vollkommen in Gemächer und andere Gewölber abgetheilet, die insgesamt an den Hauptsaal stoßen 2).

Schiffsbeobachtungen.

Man hatte den beyden Befehlshabern gemeldet, sie hätten bey der Ausfahrt aus der Rheede vieler Vorsicht nöthig, um sich vor den Strömen in Acht zu nehmen. Sie truben auch in der That von der Seite des Vorgebirges von Aben mit vieler Schnelle nach seiner Spitze: und aller Bemühungen der Boatsen ungeachtet, giengen die beyden Schiffe nur eine Viertelmeile von diesem Vorgebirge vorbey, welches das Drittheil von einer Meile Höhe zu haben scheint. Es ist sehr gerade und sehr jähe. Man entdecket daselbst zwey Thürme mit ihren Schildwachen. Diese Thürme werden aus einem Schlosse gesehen, welches nur eine halbe Meile von der Stadt ist, und auf welchem die Einwohner die Fahnen und Zeichen sehen, die man daselbst ausstreckt, um sie bey Gelegenheit zu warnen; welches sie auch in der Stadt und in der Citadelle thun, welches eben die Aussicht hat. Man versichert, daß man von der Höhe dieses Vorgebirges zehn Meilen in der Runde umher sehen

2) Man fragte sie, wo sie hin giengen und reichte ihnen Caffee auf sultanisch.

2) Ebendaf. a. d. 57 und vorherg. S.

α) Sein Schreiben verdienet erhalten zu werden, nicht allein wegen des Characters der Redlichkeit, welcher darinnen hervorleuchtet, sondern auch um den Absichten des Herrn Wkley, Professors der arabischen Sprache zu Cambridge, nachzukommen, welcher in seinem Verichte von der Barbaren, den er im 1713ten Jahre herausgegeben, jedermann einladet, ihm die Schriften von dieser Art mitzutheilen, weil solche die Eigenschaft und Schreibart der Morgenländer vorstellen, und daher zur Erläuterung der heiligen Schrift dienen

können. Avertissement auf der 6 Seite. Es klang so:

„Von dem wohlbewachten Hafen Taghiura
„Im Namen des gnädigen, barmherzigen Gott
„tes. Lob sey Gott so wie es ihm gebührt. Gott
„gehe seinen Segen demjenigen, nach welchem
„kein Prophet mehr seyn wird; und seinem Ge
„schlechte und seinen Freunden, nebst dem Frieden.
„Die Schrift dieses Briefes ist von unserm Herrn
„dem Sultane Mehemed, des Sultans Weing
„Sohne, welchen der höchste Gott erhalten wollte!
„Amen.

„Wir thun euch zu wissen, o Schiffskapitän
„mann, daß ihr Sicherheit und völlige Freyheit
„in diesem Hafen Taghiura habet, Holz und Wasser
„für

sehen könne, und daß man das Vorgebirge selbst funfzehn bis zwanzig Meilen in der See erblicke. Diese Küste überhaupt scheint trocken und sandicht zu seyn: ein wenig weiter ins Land hinein aber ist der Boden voller Gehölze und morastig.

Man hatte es den Franzosen sehr empfohlen, sie sollten nur nach Westen, und sogar in Viertel gen Nordwest steuern: allein der Pilote auf dem Fleißigen, welcher seinen Tageregistern zu viel tranete, blieb hartnäckig dabey, West gen Südwest wärts zu fahren, und der Neugierige, welcher dar hinter war, sah sich genöthiget, seinem Irrthum mit zu folgen. Indessen entdeckte man den andern Tag des Morgens das berühmte Vorgebirge, Bab-el-mandel, welches an der Einfahrt des rothen Meeres an der Küste von Africa liegt: man erkannte es aber nicht. Da der Fleißige nicht aufgehört hatte, seinen Weg fortzusetzen: so befand man sich bald an der Einfahrt einer Bay, welche etwan sechs Meilen Deffnung hatte, und in deren Mitte eine Insel lag. Als man diese Bay und deren Insel mit den Karten verglich: so glaubete man leicht, daß man an der Einfahrt des rothen Meeres wäre; und weil das Wetter günstig war, so faßte man den Entschluß, hinein zu fahren. Nachdem man zwei Meilen zurückgelegt hatte: so sah man eine Barke zum Vorschein kommen, welche mit zwanzig Mann, nebst einem benjanischen Dolmetscher, und zweenen Lotsen besetzt war, von denen man bald vernahm, daß dieß die Bay von Tagora wäre, einer Stadt in Africa in dem Königreiche Abdel und Zeila, welche ehemals unter dem abessinischen Reiche begriffen gewesen. Sie überreichten zugleich dem französischen Befehlshaber ein Schreiben im Arabischen von dem Könige. Denn die Einwohner an der Küste hatten die beyden Fahrzeuge schon den vorigen Tag gesehen, und daher diesem Herrn geschwind Nachricht davon gegeben, welcher nicht gezweifelt hatte, daß sie nicht Gelegenheit zur Handlung suchen, oder einiger Erfrischungen nöthig haben würden, und ihnen daher diese doppelte Gefälligkeit höflichst anbieten ließ x).

Sie nahmen solches um so viel williger an, weil sie nur noch eine halbe Meile nach Tagora hatten, und das Land ihnen reizend vorkam. Da sie aber ihre Schaluppe mit dem Senkbley und der Lotschnur hatten vorhergehen lassen, weil die Nacht einbrach: so fanden sie gar bald eine Felsenbank, über welche man nothwendig gehen mußte, und die nur mit drey Faden Wasser bedeckt war, welches sie zwang, von ihrem Vorsatze abzustehen. Sie nahmen die beyden Lotsen auf den Neugierigen, und schickten den Dolmetscher mit einem

Reise nach
Arabien.
1708.

Irrthum,
welcher die
Franzosen
nach Tagora
bringt.

Sie erhalten
ein Schreiben.

Gefahr in der
Bay Tagora.

„ser einzunehmen; denn wir sind verbunden, euch
„solches zukommen zu lassen, und wollen euch ein
„Mabai geben, um euch in die Stadt einzulaf-
„sen, wo ihr ans Land steigen wollet. Wenn
„ihr nach dem Hafen Zeila gehen wollet, so ist er
„näher an dem Orte, wo ihr ißt seyd. Wir sind
„redliche Leute, und wir glauben an Gott und
„seinen Propheten. Denn das ist unser Glau-
„bensbekenntniß: ich bezeuge, daß kein anderer
„Gott ist, als Gott, und daß Mahomet sein
„Prophet ist. Gott gebe ihm seinen Segen, und
„überhäufe ihn mit einer großen Anzahl angeneh-
„mer und gesegneter Seligkeiten des Friedens bis
„auf den Tag des Gerichts. Und Lob sey Gott,
„dem Herrn beyder Leben. Ihr habet die Si-

„cherheit Gottes und die Sicherheit des Sultans
„Mehemed, des Sultans Deing Sohnes; und
„das Hell, und die Barmherzigkeit Gottes, und
„sein Segen sey über euch. An der Selte war
„das Siegel des Königes, mit diesen Worten:
„Derjenige, welcher auf den himmlischen König
„tranet, Sultan Mehemed, Deings Sohn im
„117ten Jahre (der Hegira, welches mit dem
„1705 nach unserer Zeitrechnung übereinkömmt, in
„welchem Jahre das Siegel gegraben worden). Auf
„der andern Seite des Siegels las man nach der
„Unterschrift das Wort Carmir, der Name eines
„Hundes, welcher nach dem Alcorane die schlafenden
„Brüder bey ihrem Schlase 309 Jahr bewachtet
„hat.

Reise nach Arabien. 1708. nem Geschenke und Entschuldigungen an seinen Herrn wiederum zurück, und versprochen ihm, die beyden Männer zu belohnen, die sie in ihren Diensten behielten. Der Verfasser bedauert es, daß er keine Nachrichten zu Tagora hätte einziehen können. Sie würden der Erdbeschreibung eben so nützlich gewesen seyn, als der Handlung, da das Land unsern Reisenden so wenig bekannt ist y).

Diese Gedanken aber machten der lebhaftesten Furcht fast eben so bald Plaz, als er nach Wahrnehmung des Schaumes, der ihm einige Gefahr prophezeiete, sich auf einmal an dem Rande einer fürchterlichen Bank befand, wo sein Schiff verschiedene male, durch das Spiel einer kleinen Welle, anstieß, welche es aufhob, und auf den Grund fallen ließ, als sie sich zurück gezogen hatte. Dieser Grund war Sand, voller starken Felsen, welche verschiedene Stücke von dem Riele abbrachen. Indessen machten doch der Verstand des Himmels, und die fleißige Arbeit den Neugierigen wiederum los. Es war nichts mehr übrig, als auf einmal aus der Bay zu gehen. Die beyden Piloten von Tagora riefen, an der linken Seite der Insel vorbey zu gehen, welche bey ihrer Einfahrt liegt, ob man gleich wegen Mangel des Grundes, daselbst nicht vor Anker legen kann. Nachdem sich endlich die beyden Schiffe vollends losgemacht hatten: so entferneten sie sich ungefähr eine Meile weit vom Lande. Eine Windstille hielt sie die ganze folgende Nacht auf; und nachdem sie den Morgen mit einem kleinen Winde weiter vom Lande weg kamen, so liefen sie gegen Abend in die berühmte Straße des rothen Meeres, oder des arabischen Meerbusens ein.

Anmerkungen
des Verfassers
wegen der
Straße des
rothen Meer-
es.

Dieser Erzählung, welche man zum Besten der Schifffahrt nicht hat weglassen dürfen, muß man die Anmerkungen des Verfassers wegen der Beschaffenheit dieser Straße beynügen. Das Vorgebirge Gardafu, saget er, welches in dem Königreiche Adal liegt, geht gegen ein anderes zu, welches ihm gegen über liegt, und das Vorgebirge Sartach heißt, in dem Königreiche dieses Namens, an den Küsten von Arabien. Sie sind ungefähr funfzig Seemeilen von einander entfernt. Das Weltmeer aber, welches über hundert und funfzig Seemeilen weit zwischen diesen beyden Landspitzen eingeschlossen ist, wird endlich, durch Annäherung der beyden Küsten, so eng zusammengezogen, daß nicht mehr als etwan vier Seemeilen Oeffnung bleibt, oder ein Ufer von dem andern entfernt ist. Diese Oeffnung machet den kleinen Canal, den man eigentlich die Straße nennet. Darauf fängt das Meer an, sich zu erweitern, und erstreckt sich an viele Küsten von verschiedenen Namen, ungefähr von zweyhundert Seemeilen weit, von Südost gen Nordwest. Man findet bey der Einfahrt in die Straße eine Sandbucht, von zehn Faden Wasser, wo die beyden Schiffe ruhig vor Anker legeten, im Gesichte einer Moschee und vieler Fischerhütten. Dieser Bucht gerade gegenüber, das ist zur Rechten der Einfahrt, sieht man das Eyland, Bab-el-mandel, welches der Meerenge seinen Namen giebt, oder ihn von solcher nimmt. Es ist etwan zwö Seemeilen lang, und nicht völlig so breit. An gewissen Orten ist es etwas grün, obgleich das übrige nichts weiter, als ein unfruchtbarer Felsen ist, der von Wind und Wellen bestürmet, und von der Hitze der Sonne verbrannt wird. Der Verfasser findet es in den meisten gemeinen Karten sehr übel gesetzt, indem sie es mitten in die Straße stellen, da es doch ganz an der arabischen Küste liegt, und so nahe, daß zwischen der Insel und dem festen Lande nur eine sehr enge Fahrt für die kleinen Schiffe bleibt. Bey der Einfahrt der Straße und unter der Höhe der Insel ist der Ankergrund sehr gut. Man findet

y) Ebendas. a. d. 75 C. Man sehe des de Castro Tagebuch im ersten Bande dieser Sammlung.

Reise nach
Arabien.
1708.

der daselbst noch eine andere Bucht, als diejenige, wo die beyden Schiffe vor Anker gelegen hatten, eine Viertelmeile breit, nebst niedrigem Lande in der Mitten, worauf man kleine mit Matten bedeckte Häuser sieht. An diesem Orte werfen die Seeräuber Anker, und sind vor den Südwestwinden bedeckt z). Auf dem hohen Berge, welcher ebenfalls den Namen Bab-el-Mandel führet, und dessen Fuß die Meerenge auf der africanischen Küste macht, welche derjenigen von dem festen Lande von Aden in Asien gegenüber liegt, hatte ehemals ein Fort gestanden, welches den Ankerplatz bey der Einfahrt vertheidigte: es sind aber heutiges Tages nur noch die Trümmern davon übrig. Man kann, so nahe als man will, an diese Küste kommen. Die beyden Schiffe fuhren nur eine Viertel Meile davon vorbey. Es würde leicht seyn, Erfrischungen, Weihrauch, Gummi und andere Waaren daher zu holen. Man schicket von Mokka dahin, um zu sehen, ob die arabischen und indianischen Schiffe sicher auslaufen können. Die Seeräuber haben die Gewohnheit, wenn sie aus der Meerenge auslaufen, an dem Lande und an dem Vorgebirge von Aden hinzufahren, welches sich, der Muthmaßung nach, von welcher Seite man sich ihm auch nähert, über funfzehn Seemeilen hinaus erstreckt. Es fürchten sich auch alle asiatische Schiffe vor dieser Fahrt.

Die Franzosen lichteten bey Anbruche des Tages mit einem frischen Winde den Anker, Weg bis nach um nach Mokka zu segeln, welches in dem arabischen Meerbusen, zwanzig Seemeilen von der Meerenge liegt. Von dem Eylande Bab-el-mandel an, findet man niedriges Land, dessen Gefährlichkeit. so weit nur das Gesicht reicht, welches endlich durch hohe Gebirge eingeschränket wird. Auf beyden Schiffen sah man immer das Land von Arabien in einer Entfernung von zwey Meilen; und zuweilen sah man auch mit unter einiges Buschwerk. Endlich entdecketen die Franzosen sechs Meilen in der See die Stadt Mokka, deren hohe Thürme, und von außen weiß angestrichene Moscheen eine sehr angenehme Aussicht machen. Sie glaubeten, für alle Beschwerlichkeiten einer langen Schiffahrt belohnet zu seyn, als sie anfangen, eine Menge Palmen und anderer grünen Bäume zu sehen, die ihnen das Ufer bis an die Stadt zu bekränzen schienen. Die Furcht vor den Bänken, welche diese Küste besetzen, nöthigte sie, sich nicht anders, als mit der Lotschnur in der Hand zu nähern. Sie fanden bald acht Faden, bald weniger bis auf sechs und fünfse. Der Lootsmann auf dem Gleisigen, welchen seine hohe Einbildung stets blind machte, wäre beynähe auf einem kleinen mit Thon untermischten Sande umgekommen, weil er einen andern Weg nehmen wollen. In dessen trieb ihn doch die Stärke des Windes noch glücklich über den Sand hinweg; und den 2ten des Jenner 1709 legeten beyde Schiffe an einer herausgehenden Spitze vor Anker, welche an der Nordseite die Hälfte von dem Hafen zu Mokka machet. Sie wird durch ein Fort vertheidiget, unter welchem man sechs Faden Wasser, und einen sandichten Grund mit etwas Muscheln und Felsensteinen findet. Der Hafen wird durch zwey Erdzungen geschlossen, die sich wie ein Bogen krümmen, und vollkommen einen halben Mond vorstellen. Auf den beyden Spitzen liegen zwey Forts, welche die Einfahrt vertheidigen; und diese Einfahrt, die von einem Fort zum andern nur eine Meile breit ist, machet eine Art von Rheede, wo die großen Schiffe vor Anker liegen müssen, weil der übrige Hafen nicht tief genug für sie ist.

z) Ebendaf. a. d. 83 S.

Reise nach
Arabien.
1798.

Aufnahme
der Franzosen
zu Mokka.

So bald die Franzosen Anker geworfen hatten, so sahen sie auf jedem Fort eine oben in der Spitze rothe Flagge ausstecken, welche mit drey halben Monden und einer Figur wie ein Andreaskreuz besetzt war *a*). Sie bemerketen auch, ob gleich sehr weit von der Stadt, die holländische Flagge, welche der Director dieser Nation, Frankreich zu Ehren hatte aufstecken lassen, und eine andere Flagge, welche denen im Fort gleich war, auf einer Batterie mit Stricken nahe bey dem Hause des Statthalters. Sie grüßeten mit sieben Canonenschüssen, welche mit fünf von der Batterie der Stadt beantwortet wurden. Eine Barke mit einer Flagge und einem Wimpel brachte den Emir-el-bar oder den Hafenhauptmann so gleich an Bord. Er war mit einem grünen Zeuge, da in Falten lag, mit weiten herabhängenden Ärmeln, in der Gestalt einer Mönchskutte, bekleidet, und hatte eine Art von Weste darüber. Er wurde von einem benjanischen Dolmetscher begleitet, welcher portugiesisch sprach, und weiß gekleidet gieng, mit einem schönen gestickten Gürtel und einer seidenen Binde über die Schultern. Zugleich kam auch ein Holländer aus dem Kaufhause mit, welcher türkisch gekleidet war, und französisch sprach. Dem Emir-el-Bar war ein Brief von dem Statthalter mitgegeben, welcher die Franzosen einlud, ungescheut ans Land zu steigen. Zween Barfüßer-Missionarien, Italiener, welche in der Stadt geduldet wurden, schrieben lateinisch an sie, um ihnen zu ihrer Ankunft Glück zu wünschen. Da alles zu ihrem Aussteigen so günstig zu seyn schien, daß der Statthalter selbst vorschlug, er wollte sie, als die ersten Beamten ihrer Nation, die in seiner Statthalterschaft ankommen wären, einen feyerlichen Einzug halten lassen: so begaben sich die beyden Befehlshaber an den Kay des Hafens, woselbst sie zwölf schön gepugte Pferde und zwey hundert Soldaten mit Paufern vorher, antrafen. Sie wurden nach dem Pallaste des Statthalters geführt, und die Erklärungen geschahen mit so guter Art, daß man gleich den ersten Tag einen Vertrag schloß, wodurch alle Bedingungen und Abgaben wegen des Handels auf drey von Hundert gesetzt wurden *b*),

Beschreibung
von Mokka.

Die Holländer waren damals die einzige europäische Nation, welche sich zu Mokka nicht berge lassen hatte. Sie hatten ein reiches Kaufhaus, wohin ihre Gesellschaft jährlich ein Schiff von siebenhundert Tonnen schickte, solches mit Caffee und andern arabischen Waaren zu beladen, welches sie in ihr allgemeines Vorrathshaus zu Batavia und von da nach Europa oder Indien selbst brachte. Die Stadt Mokka *c*), ist nicht so ansehnlich, als Aken, sie ist aber zu einer stärkern Handelsstadt geworden. Man zählet daselbst nur ungefähre zehntausend Einwohner, fast lauter Muhammedaner, nebst einigen Armenianern und vielen armen Juden, die in einem besondern Viertel, oder in einer Art von Vorstadt wohnen. Sie ist mit Mauern nach alter Art umgeben, welche halb von Steinen, halb von Stroh untermengter Erde aufgeführt sind. Sie hat viel Thore ohne Graben, und zu ihrer einzigen Vertheidigung viele Thürme mit Geschütze auf einigen. Diese Thürme dienen den Soldaten zu Casernen, welche des Nachts herumgehen, und des Tages über sich an dem Hafen und auf dem Bazar aufhalten, um für die öffentliche Ruhe zu sorgen. Es sind ihrer fünf bis sechshundert an der Zahl, die sich täglich auf dem großen Plage versammeln, vom Mittage an, bis um zwey Uhr, um den Statthalter und sein Gefolge mit vier

a) Dieß ist die Figur des berühmten Schwertes des Aly, Mahomets Eydamas, welches ein Schwert mit zwey Klingen war und Zulficar heißt.

b) Der Verfasser führet alle Artikel davon auf der 99 u. f. S. an.

c) Acht und achtzig Grad dreyßig Minuten Länge.

ler Pracht nach der Moschee zu begleiten. Nach dem Gebethe pfleget dieses Fußvolk mit Ruzeln Feuer zu geben, welches die Fremden zuweilen verdrüsslichen Zufällen aussetzet d). Reise nach Arabien. 1708.
 Die Frauenspersonen zu Mokka, welche ein wenig auf den Wohlstand sehen, zeigen sich des Tages über niemals auf den Straßen. Des Abends haben sie ein wenig mehr Freyheit, da sie denn einander besuchen. Man begegnet ihnen zuweilen mitten in der Nacht, da sie von einem Hause zum andern gehen, in dem Gefolge ihrer Sklaven bey dem Scheichne einer einzigen Jackel. Wenn sie Mannspersonen unterwegs antreffen: so stellen sie sich mit einer sonderbaren Ehrbarkeit an die Häuser. Ihre Kleidung ist von der andern morgenländischen Frauenspersonen ihrer wenig unterschieden; vornehmlich tragen sie einen großen Schleyer, der ihnen das Gesicht bedeckt, und von einem so feinen Zeuge ist, daß er sie nicht verhindert, hindurch zu sehen. Sie tragen kleine corduanische Stiefeln. Einige Beispiele, wovon der Verfasser Zeuge gewesen, beweisen, daß sie vor den Liebeshändeln keine Abneigung haben e).

Einige Gebräuche der Einwohner.

Die Gegenden um die Stadt sind nur ein dürres Land, dessen Gewässer salpetrict und beynahe salzigt ist. Alle Ufer des rothen Meeres sind so dürre: das Gebieth von Mokka heist des Landes aber wird mit Rechte für das ärgste gehalten. Die Hitze ist daselbst übermäßig. Es fällt des fast gar kein Regen; und der Verfasser erfuhr bey seiner Ankunft, es hätte seit zweyen Jahren nicht geregnet. Es war daselbst im Jenner so heiß, als es gemeinlich zu Paris im Heymonate ist. Die Einwohner aber, welche zu einer weit heftigern und brennendern Hitze gegen den Brachmonat und die folgende Monate gewöhnet waren, wenn sich der Südwind empfinden läßt, klageten über Kälte und trugen ihre Tuchkleider, die sie erst im Märzmonate ablegeten. Während des Aufenthaltes der Franzosen, regnete es zweymal. Sie bemerketen auch, daß gegen neun oder zehn Uhr des Morgens ein Nordwind, welcher aus dem Meere kam, die Luft sehr erfrischete, ohne welchen es schwer gewesen seyn würde, der übermäßigen Hitze zu widerstehen, welche vermögend war, einen ohne die geringste Bewegung zum Schwitzen zu bringen f).

Beschaffenheit des Landes.

Der Sand, welcher die Stadt umgiebt, ist dennoch mit einigen Palmbäumen besetzt, die man vermittelst einer großen Anzahl Brunnen begießt, und welche sehr gute Datteln tragen. Einige Orte bringen eine Art von weißer Hirse hervor, welche dreymal größer ist, als unsere. Nach dem Regen wird das Land mit einer Rinde von Salze überzogen. Auch dasjenige Salz, was man im Lande brauchet, bekommt man fast ohne Arbeit, vermittelst der Gräben und Gruben, welche das Seewasser einnehmen. Es wird darinnen so hart, daß man es nicht anders, als mit Hacken heraus bringen kann g).

Hier erweitert der Verfasser seine Beobachtungen, und unternimmt, ein Land bekannter zu machen, aus welchem der Caffee kömmt; diese so beliebte Pflanze, saget er, welche man von so weiten Orten alhier suchet. Es ist niemanden unbekannt, daß Arabien überhaupt dasjenige weite Land in sich begreift, welches sich von der Meerenge des rothen Meeres, bis an den persischen Meerbusen, und von dem morgenländischen Meere oder dem großen indischen Meere bis an die Gränzen von Syrien, Palästina und Aegypten erstrecket, und die größte

Alles eine Anmerkung von Arabien.

Pp 2

größte

ge, und vierzehn Grad Breite nach dem Ptolemaeus.
 d) Ebendas. a. d. 105 S.

e) a. d. III u. f. S.
 f) A. d. 118 S.
 g) A. d. 119 S.

Reise nach größte Halbinsel in der bekannten Welt ausmachet. Eben so wenig ist auch die gewöhnliche Eintheilung dieses großen Landes in das wüste, steinigste und glückliche Arabien unbekannt. Ueber dieses aber ist es in verschiedene Königreiche eingetheilt, deren Namen uns nicht so bekannt sind, und welche bis auf den heutigen Tag von besondern Königen oder Fürsten regieret werden, die weder unter dem Großherrscher, noch dem Könige in Persien stehen. Das ansehnlichste darunter, ist das Königreich Yemen. Es begreift den größten Theil von dem glücklichen Arabien. Dieses Königreich erstreckt sich an der Ostseite, längs dem Meere von Aden, bis an das Vorgebirge Rasalgat, das ist, von einem Meerebusen bis zum andern. Ein Stück des rothen Meeres begränzet es an der Westseite und gegen Mittag; und gegen Norden sind seine Gränzen das Königreich Sidgias, welches dem Cherif von Mecca zugehört.

Yemen bringt in Arabien Caffebäume hervor. allein den Caffee hervor.

Das einzige Yemen bringt mit Ausschließung aller andern Gegenden in Arabien, den Caffebaum hervor. Ueberdies findet er sich auch nur vornehmlich in dreyen Kreisen desselben sehr reichlich; nämlich in Betelsaguy, Senan oder Sanaa und Galbany, welche ihren Namen von dreyen Bergstädten haben. Alles, was längst dem Meere hin liegt, ist nur ein schlechter Strich Landes, dürr und unfruchtbar, welcher an einigen Orten bis auf zehn oder zwölf Meilen breit ist, zur Vergeltung dafür aber von eben diesen Bergen eingefasset wird, auf welchen man nebst dem Caffee eine Menge andere Bäume, verschiedene Arten von Früchten, und sehr gesundes Wasser, nebst einer angenehmen Kühle, und einen fast beständigen Frühling antrifft.

Unterschiede: ne Güte des Caffees.

In dem Hafen zu Aden kann man Caffee von Sanaa und Galbany laden, welche nicht weit davon liegen: dieser Caffee aber wird nicht so hoch geschätzt, als der aus Betelsaguy. Diese Ursache nebst der Hoffnung ihn zu Mecca nicht so theuer zu finden, hatte den Franzosen nicht erlaubt, sich in dem ersten dieser beyden Häfen aufzuhalten. Kaum hatten sie ihren Vertrag mit dem Statthalter zu Mecca geschlossen: so richteten sie zu Betelsaguy eine Loge zu ihrer Handlung auf, um den Caffee von dieser Stadt zu Lande nach Mecca bringen zu lassen.

Beschreibung der Stadt Betelsaguy.

Betelsaguy ist von diesem Hafen ungefähr fünf und dreyßig Seemeilen entfernt, wenn man gegen das Ende des rothen Meereszufahrt, von welchem es nur zehn Meilen entfernt ist. Dieses sind nur zwey kleine Tagereisen, bey welchen man immer an den Gebirgen weg fährt; und wenn man zwey Drittel des Weges zurückgelegt hat, so trifft man eine Stadt, Namens Zebit oder Zabid an, welche ansehnlich gewesen zu seyn scheint, der es aber sehr am Wasser fehlt, obgleich viele Erdbeschreiber einen Fluß dahin setzen. Indessen ist es doch wahr, daß man auf diesem ganzen Wege verschiedene kleine Brücken antrifft, welche dienen, über die Bäche oder vielmehr über die Ströme zu gehen, welche zu gewissen Zeiten von den Bergen herabkommen, sich aber in dem heißen Sande an dieser Seite verlieren, und fast niemals bis zu dem Meere gelangen.

Die Stadt Betelsaguy ist zwar viel größer, als Mecca: sie steht aber doch unter eben der Statthalterschaft. Sie ist mit sehr schönen Moscheen gezieret, deren Thürme auswendig weiß sind. Die Häuser daselbst sind von Ziegeln, meistens zwey Stockwerke hoch mit flachen Dächern. Die Stadt hat keine Mauern: sie wird aber durch ein ziemlich gutes Schloß vertheidiget, welches sein Wasser aus einem ziemlich tiefen Brunnen zieht, wezu beständig ein Kameel gebraucht wird. Es kommt so heiß und rauchend heraus, daß man es im Anfange unmöglich trinken kann. Man läßt es eine Nacht über stehen, wo es denn frisch und lieblich wird. Man sieht in Betelsaguy einen sehr großen Bazar, oder Caffemarkt,

markt, welcher zween große Höfe einnimmt, die mit bedeckten Gallerien umgeben sind. *Reise nach Arabien.*
 Dahin bringen die Araber vom Lande ihren Caffee in großen Säcken von Matten, deren *1708.*
 zween sie auf einen Kameel laden. Die Kaufleute handeln ihn, vermittelst der Benjanen, *Großer Caffee*
 welche in Arabien, wie in Indien, die vornehmsten Mäccler sind. Am Ende des Mark- *femarkt.*
 tes sieht man eine Erhöhung vier Fuß hoch, wohin sich die Zollbedienten, und zuweilen der
 Statthalter selbst in Person, auf Tapeten setzen. Sie halten Rechnung über das, was in
 ihrer Gegenwart gewogen wird, und über den Preis alles des Caffees, welcher verkauft
 wird, um dem Könige die Abgaben davon bezahlen zu lassen. Die Abwäger bedienen sich
 großer Wagschaalen, und statt des Gewichts große in Zeug gewickelte Steine. Der Ver-
 käufer bezahlt allein den Zoll wegen des Verkaufes, welcher ein Sol vom Piafter ist. Al-
 le Zahlung geschieht in mexicanischen Piaftern. Denn seit einigen Betrügereyen, welche
 die Einwohner den Portugiesen vorwerfen, sind die Piafter von Peru und die Sevillanen
 fast gar nicht mehr gänge und gebe. Sie nehmen auch Gold in Zechinen. Man bringt
 täglich Caffee nach Betelsagun aus dem Gebirge, welches nur drey Meilen davon entfernt
 ist. Alle Tage wird Markt gehalten, außer des Freytages, da der Statthalter und die
 Zolleinnehmer des Nachmittages in Begleitung ihrer Beamten und Soldaten mit den Jah-
 nen des Propheten und des Königes in die Moschee gehen.

Zu Betelsagun wird der Caffee für ganz Törken, Aegypten und Indien verkauft. *Verführung*
 Die ägyptischen und türkischen Kaufleute laden eine große Menge auf Kameele, deren je- *des Caffees*
 des zween Packer von ungefähr zwey hundert und siebenzig Pfund bis an einen kleinen Hafen *nach der Tür-*
 des rothen Meeres trägt, der nur zehn Meilen von dieser Stadt ist. Daselbst laden sie *key und In-*
 ihn auf kleine Schiffe, welche ihn hundert und fünfzig Seemeilen weiter in dem Meerbu- *dien.*
 sen nach Gedda führen, welches eigentlich der Hafen von Mecca ist. Von Gedda wird
 er auf türkischen Schiffen nach Suez, dem letzten Hafen in dem rothen Meere, gebracht,
 welcher dem Großherrs zugehört. Hier wird er wieder auf Kameele geladen, und nach
 Aegypten, und in die andern Landschaften des ottomanischen Reiches durch Caravanen,
 oder durch das mittelländische Meer verführt. Aus Aegypten endlich ist aller der Caffee
 gekommen, welcher in Frankreich bis auf die Reise verzehret worden, wovon man hier
 Nachricht giebt h).

Der II Abschnitt.

Reise nach Muab, dem königlichen Hofe von Yemen.

Andere Nachrichten von dem Königreiche Yemen. den Titel Hoherpriester. Thronfolge. Ur-
 Weg von Mocha nach dem königlichen Hofe. sprung des königlichen Geschlechts. Weiber
 Beschreibung der Stadt Zage. Große Gebir- des Königes. Ankunft eines türkischen Gesand-
 ge. Stadt Damar. Muab, königlicher Sitz. ten zu Muab. Die Franzosen verlassen es.
 Aufnahme der Franzosen daselbst. Abschilder- Ihre Beobachtungen in dem Gebirge. Geo-
 rung des Königes. Beschreibung von Muab. graphische Anmerkungen von dem übrigen
 Einfall des dasigen Hofes. Der König führt Lande.

Man kann noch andere Nachrichten von dem Königreiche Yemen aus einem Tagebuche *Andere Nach-*
 nehmen, welches in eben diesem Bande ans Licht gestellt worden, und eine zweyte *richten von*
 Reise der Handlungsgesellschaft zu St. Malo im Jahre 1711 enthält. Als zwey von ihren dem König-
 Schif- reiche Yemen.

Reise nach
Arabien.
1708.

Schiffen unter den Führern de la Lande und Briselaine in dem Hafen zu Mokka den 2ten des Christmonats angelangt waren: so fanden sie denjenigen als Statthalter daselbst, welcher bey der erstern Reise zu Aden war. Er war seinem Bruder Cheik-Saleh gefolget, den der König in Yemen zu der Würde eines Beziere oder seines ersten Staatsbedienten erhoben hatte. Dieser neue Statthalter nahm die Franzosen uagemein günstig auf, und gestand ihnen so gar einigen Vorzug wegen der Abgaben zu. Da während ihres Aufenthalts zu Mokka der König von Yemen krank geworden war: so rühmte ihm sein neuer Staatsbediente die Geschicklichkeit der Aerzte ihrer Nation, und rief ihm, er möchte von denen in seinem Hafen angelangten Schiffen einen kommen lassen. Die beyden Schiffshauptleute erhielten so gleich Abgeordnete vom Hofe, mit einem sehr höflichen Schreiben, welches sie im Namen des Königes um diese Gefälligkeit ersuchte; und damit man diesen Abgeordneten ein wichtiges Ansehen gäbe, so war des Königes erster Secretär Bizy Abedil das Haupt davon. Dieser Bediente trug zum Kennzeichen seines Ansehens eine kleine Streitart, mit einem silbernen Stiele, die an seinem Gürtel oder an dem Sattel seines Pferdes hing.

Die Schiffshauptleute nahmen das Wort Arzt, welches vielmals in dem Briefe wiederholet war, ein wenig in gar zu strengem Verstande, und antworteten „als rechte Seelente: sie hätten keine Aerzte auf ihren Schiffen, aber wohl Leute, die geschickt wären, Arme und Weine abzunchmen, und Wunden zu verbinden, die sich auch annähmen, die Kranken zu curiren, und sie zuweilen gesund machten, i). Cidy Abedil versicherte sie, daß sein Herr dergleichen Aerzte eben brauchte, weil er ein verdrüßliches Geschwür im Ohre hätte. Sie entschlossen sich also, eine so schöne Gelegenheit zu ergreifen, um die französische Nation dem Könige von Yemen bekannt zu machen, und sich selbst die Kenntniß von einem Lande zu erwerben, aus welchem so viel Nutzen für die Handlung zu ziehen war. In dieser Absicht schickten sie eine förmliche Gesandtschaft an den König, welche sie einem Kriegesbefehlshaber aus Angers, Namens de la Grèlatsdiere, alten Oberstwachmeister bey der Besatzung in Pondichery, auftrugen, der zu den beyden Schiffen gekommen war, um wieder nach Frankreich zu gehen. Er war ein vernünftiger Mann, und verstund so viel Arabisch, daß er sich von einem portugiesischen Dolmetscher nicht durfte hintergehen lassen. Man gab ihm den Wundarzt von dem zweyten Schiffe und einige Geschenke für den König mit. Das vornehmste Stück war ein sehr schöner Spiegel, fünf bis sechs Fuß hoch, nebst einem Paar Pistolen von sehr artiger Arbeit, und einigen Stücken von den schönsten französischen Zeugen.

Weg von
Mokka nach
dem Hofe des
Königes von
Yemen.
Mossa.

Die französischen Abgeordneten reisten mit des Königes von Yemen seinen, den 14ten des Hornungs 1712 auf sehr schönen Pferden ab. Diese Caravane bestand aus ungefähr zwanzig Personen, die von einer Compagnie Reuter bedeckt ward, und viele Lastthiere zu Fortbringung der Lebensmittel bey sich hatte. Sie kamen anfänglich nach einem Wege von zehn Meilen nach Mossa, einer kleinen Landstadt, die fast alles Flügelfertig ist, welches man nach Mokka bringt. Sie ist auch die Niederlage von den Früchten, die man aus den Gebirgen dadurch führet. Den andern Tag reiste man funfzehn Meilen, um zu Manzery, einem kleinen Dorfe von sechs bis sieben Häusern, Nachtlager zu halten, wo man die Nacht unter Palmen und Pappeln zubrachte. Den dritten Tag brach man sehr

i) Ebend. a. d. 225 u. f. S.

k) Ebendaf. a. d. 230 und vorherg. S.

sehr früh auf, um nach Tage zu kommen, welches zehn Meilen von Manzery liegt. Der Weg ist sehr schön, fast beständig auf der Ebene.

Reise nach Arabien.

1708.

Tage ist eine große Stadt, mit schönen Mauern umgeben, die für ein Werk der Türken gehalten werden, nebst einem schönen Schlosse auf einem Berge, welches den Ort bestreicht. Das Fort, welches man sechs Meilen davon entdeckt, ist mit dreißig gegossenen Stücken versehen, und dienet zum Gefängnisse für Staatsverbrecher. Man hat auf dem Abhange des Berges viele Gärten angelegt, welche die Aussicht angenehm machen, und der Stadt verschiedene Bequemlichkeiten verschaffen. Der Statthalter war ein Sohn des Königes, welcher vor demjenigen den Thron besessen hatte, der ist solchen einnahm. Weil die Franzosen nicht unterlassen hatten, ihn in seinem Schlosse zu begrüßen: so wurden sie mit vieler Höflichkeit aufgenommen. Sie besuchten darauf einen Theil der Stadt, worinnen sie insbesondere die Moscheen bewunderten k).

Beschreibung der Stadt Tage.

Da sie den andern Morgen ihren Marsch nach Manzuel fortsetzten: so hatten sie das Vergnügen, zum erstenmale sechs Meilen von Tage Bäume zu sehen, welche Caffee trugen. Diese Gegend bringt die schönsten und am besten gewarteten Bäume in ganz Yemen hervor. Man sieht daselbst auch viele fruchttragende Bäume. Manzuel hat zwei sehr alte Schlösser, wovon das eine den alten Königen des Landes bey ihren Kriegen mit den Türken zur Wohnung dienete.

Manzuel.

Von Manzuel wollte sich die Caravane in zween Tagen nach Yrame, einer Stadt, welche über dreißig Meilen davon entfernt ist, begeben. Man traf unterwegs Gaba, eine kleine Stadt, an, die nur auf der einen Seite mit einer Mauer versehen ist, deren Moscheen aber wegen der Schönheit ihrer Thürme merkwürdig sind. Die Nacht brachte man unter den Bäumen zu: und den folgenden Tag kam man ohne Mühe nach Yrame, einer großen Stadt ohne Mauer. Wenn man aus dieser Stadt hinausgeht: so findet man Gebirge, welche vielleicht die höchsten in Yemen sind. Das Land, welches bis dahin sehr angenehm zu seyn scheint, ob es gleich durch Höhen unterbrochen wird, fängt an, dürrer und unfruchtbar zu werden. Man sieht keine Bäume und keine mit Caffebäumen angefüllte Thäler weiter. Das Land wird nicht mehr von dem Gewässer aus den Gebirgen gewässert, wie auf dem vorhergehenden Wege, wo es häufige Bäche machte, obgleich keine Flüsse daraus entstunden.

Yrame. Große Gebirge.

Man begab sich nach Damar, einer andern ansehnlichen Stadt, funfzehn Meilen von Yrame. Die Wege sind sehr beschwerlich in den außerordentlich hohen Gebirgen, woselbst man den ganzen Tag über eine brennende Hitze, fast ohne den geringsten Wind und ohne einige Kühle empfindet, bis zur Sonnen Untergange. Wenn man aber nach Damar kommt: so ist man von dieser Beschwerlichkeit befreiet, und fängt an in einem offenen Lande wieder Athem zu holen, welches sich in sehr angenehme Ebenen ausbreitet. Ueber dieses ist nur noch eine Viertel Meile von Damar nach Musab, wo sich der König von Yemen gemeinlich aufhält l).

Damar.

Die Stadt Musab liegt auf einem kleinen Berge, der sich gegen Mittag erstreckt. Sie hat ihren Ursprung dem damals regierenden Könige zu danken, welcher auch in eben der Entfernung von einer Viertelmeile auf einem höhern Berge ein Schloß gleiches Namens

Musab, Sitz des Königes.

mens

l) Ebendas. a. d. 232 S.

Reise nach Arabien. 1708. mens *m*) hatte erbauen lassen, welches ihm zum Lusthause diente. Es machen also Damar, das Schloß und die Stadt Muab, ein Dreyeck, dessen drey Seiten von gleicher Größe sind *n*). Unterhalb Meilen von Muab, hatte eben der Herr ein Schloß auf einem kleinen Berge bauen lassen, welches mit einem zahlreichen Geschütze, und mit einer starken Besatzung versehen ist. In diese Festung flüchtete er sich während des Krieges, da er so mächtige Feinde hatte, daß er sich wegen ihrer Annäherung fürchten mußte *o*).

Die Franzosen kommen an. Ihre Aufnahme. Die arabischen Abgeordneten, welche die Franzosen noch immer begleitet hatten, trennten sich ein wenig vor Muab von ihnen, nachdem sie die nöthige Zeit von ihnen verlangt hatten, um dem Könige ihre Ankunft zu melden. Dieser Monarch schickte sich so gleich an, sie auf eine ausnehmende Art zu empfangen: die übermäßige Hitze aber hatte ihre Ungeduld erregt, und sie eilten, nach der Stadt zu kommen, aus welcher sie eine Menge Leute herausgehen sahen, ihnen entgegen zu kommen. Sie zogen nach einer achttägigen Reise daselbst ein, welche über hundert und zwanzig Meilen lang gewesen war. Ihre Nachrichten enthalten, daß der Weg von Mokka fast beständig nach Nordost gegangen *p*). Sie traten in den Hof des Pallastes ab, nachdem sie durch fünf verschiedene Thore gegangen, deren jedes seine Hauptwacht hat. Sie wurden von einem Kammerherrn des Königes empfangen; und durch eine schöne Treppe in das Zimmer des Gebäudes geführt, welches auf zween große Flügel gebaut ist, deren jeder drey Stockwerk hoch ist. Man ließ sie vor der Thüre des königlichen Zimmers ziemlich lange warten. Endlich erhielten sie die Erlaubniß hinein zu gehen, nachdem sie ihre Schuhe vor der Thüre gelassen. Sie fanden gleich anfänglich den ersten Staatsbedienten, Theif-Saleh, der sich einen Freund der Franzosen nannte, und sie in des Königes Zimmer führte.

Abbildung des Königes. Dieser Herr war sieben und achtzig Jahre alt, wohlgebaut, von einer angenehmen Gesichtsbildung und etwas schwärzlich. Er saß am Ende des Zimmers auf einer mit Teppichen bedeckten Erhöhung, mitten unter vielen Küssen, worauf er sich stützte. Er hatte die beyden Prinzen, seine Söhne, neben sich; ein wenig weiter seine vornehmsten Bedienten, und an dem Fuße der Erhöhung einen Theil von seinen Hofleuten, welche in zwey Reihen gestellet waren, und einen breiten Gang für diejenigen ließen, welche sich nähern sollten. Da Grelaudiere wollte, als er sich genähert hatte, eine kleine Anrede halten, worauf er sich geschickt hatte: der König aber, welchem sein Uebel vermuthlich heftig zusetzte, unterbrach ihn, und fragte, wer von den Franzosen der Arzt wäre. Man wies ihm solchen. Er stund sogleich auf; und nachdem ihm zween von seinen Bedienten herunter geholfen hatten, so gieng er an ein Fenster, wo er dem französischen Wundarzte sein Uebel zeigte. Seine Krankheit. Es war wirklich ein Geschwür in dem Ohre. Man hatte es bloß mit Auflegung ein wenig gelber Erde verbunden, in der Hoffnung, solches auszutrocknen. Dieses Mittel aber hatte vielmehr gedienet, eine Entzündung zu verursachen, welche mit allen ihren Folgen, das ist, mit einem Fieber und einer sehr schmerzhaften Schlaflosigkeit begleitet war. Die erste Hülfe des Wundarztes linderte die Schmerzen, und der andere Beystand brachte gar bald den Schlaf und die Lust zum Essen wieder. Da die Erkenntlichkeit des Königes ihm nicht erlaubt

m) Der Verfasser sah einige Ausfertigungen, welche in diesem Schlosse gegeben waren, welches im Arabischen Hissal Mauahib, das ist Schloß

oder Pallast der Gnaden genannt wird.

n) Ebendasselbst.

o) Ebendas. a. d. 233 S.

laubet hatte, daß die Franzosen aus dem Pallaste giengen: so wollte er, daß sie daselbst Reise nach
 eingelegt, und reichlich bewirthet würden. Man gab ihnen drey Zimmer ein, die aber sehr Arabien.
 ledig waren und sonst fast nichts weiter hatten, als Fußtapeten und Küssen auf Erhöhun-
 gen, welche zu Tischen, Stühlen und Betten dienen sollten. Diese Gewohnheit ist fast bey
 allen Morgenländern gemein q).

Die Aufmerksamkeit des Königes war ohne Schranken. Er schickte dem Herrn de la Wie die Fran-
 Grelaudiere, und dem Wundarzte oftmals Schüsseln von seiner Tafel. Es wollten ihnen zosen bewir-
 aber diese Speisen nicht schmecken, worinnen das Gewürz und vornehmlich der Zimmet thet werden.
 übermäßig stark hervor schmeckten. Es war junges Ziegen-Kalb- und Schafffleisch in Stü-
 cke zerschnitten, und zusammen mit Reiß und vielen trockenen Rosinen gekocht. Zuweilen
 trug man ihnen auch sehr schlecht zugerichtetes Rindfleisch auf; und oftmals Flügelwerk,
 welches die Araber sogleich, wenn sie es getödtet haben, abrupsen und auf der Stelle rösten
 lassen. Eben so machen sie es auch mit allem andern Fleische, welchem sie nicht Zeit lassen,
 etwas weich zu werden. Ihr Brodt, welches ziemlich ungeschmackt ist, gleicht unsern klei-
 nen buchweizenen Kuchen. Sie trinken keinen Wein, ob es gleich um Mokka herum Wein-
 berge giebt r). Man reichet bey ihnen niemals anderes Getränk, als Wasser und Caffee.
 Die Franzosen bathen endlich, man möchte ihnen nur das nöthige Fleisch reichen und ih-
 nen die Sorge überlassen, solches zuzurichten. Diese Gnade wurde ihnen auch bewilliget.

Da die völlige Genesung des Königes nicht weniger, als drey Wochen erfordert hat- Beschreibung
 te: so giengen sie oftmals aus dem Pallaste, um die Stadt und ihre Außenwerke zu bes- von Muab.
 hen. Muab unterscheidet sich durch nichts, als daß sich der König daselbst aufhält. Sie
 ist von mittelmäßiger Größe. Ihre Mauern und die meisten Gebäude sind von Erde.
 Eine von ihren Vorstädten ist ganz mit Juden besetzt, welche gehalten sind, sich des Abends
 dahin zu begeben, und die Erlaubniß nicht haben auswirken können, in der Stadt zu schla-
 fen. Die Luft ist gesund. Es ist zu Muab nach der Sonnen Untergange bis zum Auf-
 gange derselben kalt. Von neun Uhr des Morgens bis um vier Uhr des Abends aber ist
 die Hitze daselbst sehr groß s).

Der Boden scheint um die Stadt herum sehr gut zu seyn. Die ganze Ebene war da- Boden um
 mals mit Reiß und Getreide besät: die Hügel und Thäler aber zeigten sehr schöne Caffee- Muab und
 pflanzungen, oder Weinberge, welche mit fruchttragenden Bäumen untermengt waren. Königsgar-
 ten.
 Der König hatte bey einer besondern Unterredung den Franzosen einen neuen Garten gerüh-
 mer, den er wirklich bey der Stadt anlegen ließ, und in welchem er nichts als auserlesenen
 Caffee dulden wollte, welcher den Namen Königscasse haben sollte. Sie unterließen nicht,
 diesen Garten zu besuchen, welcher nichts merkwürdigers hatte, als daß man Sorge trug,
 Bäume, die in dem Königreiche so gemein waren, mit einer besondern Ordnung in einem
 Bezirke zu verschließen t).

Alles schien ihnen von gleicher Einfalt an dem Hofe zu seyn. Sie sahen an dem Könige Einfalt des
 keine andere Kleidung, als von ziemlich feinem grünen oder gelben Tuche, ohne irgend einigen Hofes von
 Zierrath, woben er in bloßen Beinen und in Babuschen oder spitzigen Schuhen ohne Absä-
 ge, auf türkische Art, gieng. Zum einzigen Unterschiede trug er auf seinem Turbane ei-
 nen

p) Ebendas. a. d. 234 S.

q) A. d. 238 und vorherg. S.

r) A. d. 240 S.

s) A. d. 241 S.

t) A. d. 242 S.

Reise nach
Arabien.
1708.

nen Schleyer von weißer Seide, welcher ihm den ganzen Kopf bedeckte, vorn herunter gieng und unter dem Rinne zugeknüpft ward, fast wie bey uns die Frauenspersonen ihre Taffendkappen tragen. Seine Lebensart war ziemlich einförmig. Er stund mit Anbruche des Tages auf. Er speisete um neun Uhr, und gieng um eils Uhr des Morgens wieder zu Bette, da er denn bis um zwey Uhr Nachmittages schlief. Da sich die Trummelschläger und Hoboisten alle Tage um diese Stunde hören ließen: so hatte ihr Oberhaupt allein die Freyheit, in das Zimmer des Königes zu gehen, es mochte nun derselbe entweder schon aufgewacht seyn, oder noch schlafen. Dieses Haupt der Kriegesmusik war ein Türk, in einem sehr lustigen Aufpuge. Er trug einen mit großen silbernen Platten und Haken besetzten Gürtel, nebst einer gestickten Palme, vorn an seinem Turbane eine silberne Kette, die auf eine seltsame Art vielmals herum gieng. Sobald von diesem Bedienten gemeldet wurde, der König wäre aufgestanden: so wurde er von den Großen und Fürsten besucht, die mit ihm redeten bis auf die Stunde, die zum Gebethe oder zu Geschäften bestimmt war. Sie näherten sich ihm niemals, ohne ihn an die rechte Hand zu fassen, die er auf seinem Knie hielt, und welche sie ihm mit der größten Ehrerbietung küßeten. Er hatte auch seine zum Spazierengehen und zum Besuche des Frauenzimmers bestimmte Stunden. Endlich schloß dieser Herr den Tag damit, daß er sich um eils Uhr des Abends niederlegete, nachdem er um fünf Uhr gespeiset hatte.

Alle Freytage begab er sich mit vieler Pracht auf eine nahe an der Stadt gelegene Ebene, woselbst man ein Zelt aufrichtete, welches ihm zur Moschee diente. Er brachte daselbst eine Stunde zu, da er die Verrichtungen eines Imans, das ist eines Pfaffen oder Priesters des Gesetzes Muhammeds, ausübete, welche Würde er auch unter seine Titel setzte u). Diese Verrichtungen bestunden darinnen, daß er das öffentliche Gebeth anfang; worauf er das Rhotah, eine Art von Predigt oder Rede hielt, in welcher das Lob Gottes und Muhammeds mit dem Gebethe für die Wohlfahrt des Staates begleitet war. Bey seiner Zurückkunft wohnete er den Uebungen der Reuterey bey. Den ganzen Tag über hatten diejenigen, die sich auf seinem Wege befanden, die Freyheit, sich ihm zu nähern, und ihm die Hand zu küssen, welches er niemanden verweigerte. Der Verfasser konnte schwerlich begreifen, warum dieser Herr, welcher eine neue Stadt, nebst einem Pallaste zu seinem ordentlichen Sitze erbauet hatte, ohne von dem Schlosse zu reden welches nicht weit davon entfernt ist, nicht eine einzige Moschee hatte bauen lassen, sondern sein Gebeth in freyem Felde verrichtete. Dieses kam vielleicht von eben dem Mißtrauen her, welches gemacht hatte, daß er seine Person durch eine lange Reihe von Bergen vor den Fremden bedecket hatte, und welches machte, daß er befürchtete, von seinen eigenen Unterthanen in einem Tempel verrathen zu werden. Dieses ist nicht ohne Beispiel unter den Muhammanen, weil der berühmte Aly, Muhammeds Endam, in einer Moschee, unter dem öffentlichen Gebethe, ermordet worden x).

Thronfolge
in Yemen.

Da das Königreich Yemen nicht erblich ist: so behält derjenige Fürst, welcher sich am meisten Freunde machet, und am meisten Stärke oder List besitzt, fast beständig über seine Mitwerber die Oberhand, die er darauf tödten oder in ein Gefängniß werfen läßt. Man muß indessen aus dieser Anmerkung nicht schließen, daß die Krone nicht seit langer Zeit in einem und eben demselben Hause gewesen sey; sondern bloß, daß die Aeltesten leicht davon

u) A. d. 245 u. f. S.

x) A. d. 233 S.

y) A. d. 254 S.

von ausgeschlossen werden, wenn sich andere Prinzen aus eben dem Geblüte stärker machen. Reise nach Arabien.
Dieses war bey dem damals regierenden Könige geschehen, welcher seinem Bruder zum Nachtheile seines Neffen gefolget war; und daher kam die Vorsicht, womit er sich in den höchsten Gebirgen befestiget hatte y).

1708.

Ursprung
des königlichen
Hauses.

Man bedauert, daß die französischen Abgeordneten nicht so neugierig gewesen, und sich nach dem Ursprunge des königlichen Hauses in Yemen erkundiget haben. Denn die großen Häuser sind bey den Muhammedanern bekannt, und man findet allda Geschichte und Geschlechtsregister, die für gewiß gehalten werden. Einige Gelehrte unter uns haben gemeynet, es könnte dieses das erlauchte Haus Thabatheba seyn, dessen Herrschaft in Arabien sie bis auf Carls des Großen Zeiten hinaufführen. Es ist wenigstens gewiß, daß dieser Fürstenstamm, welcher vom Aly herkömmt, in Yemen und in Aegypten seit dem zehnten Jahrhunderte regieret hat. Der Herausgeber dieser Reise aber will lieber dafür halten, der gegenwärtige Stamm komme von den Nubiten her, welcher vom Nub oder Nub, dem Haupte eines andern großen Hauses, also genennet worden, welches den berühmten Saladin und seine Nachkommen hervorgebracht hat. Ein Zweig von diesen Nubiten herrschete gewiß in Yemen, im dreyzehnten Jahrhunderte. Sein Haupt führte damals die Würde eines Califen und eines Imans, welche davon unzertrennlich ist; welches der König in Yemen noch heutiges Tages thut z).

Dieser Herr unterhält, nach der Gewohnheit aller morgenländischen Monarchen, eine große Anzahl Weiber, deren Anzahl man auf sechs- bis siebenhundert steigen läßt. Weiber des Königes.
Während des Aufenthaltes der Franzosen, verhinderten sein hohes Alter und seine Schwachheiten ihn nicht, noch eine junge Türkinn zu heirathen, welche nicht über achtzehn Jahre alt war a). Sein Serail ist in dem Schlosse zu Muab: seine Weiber aber, die von verschiedenen Nationen sind, und unter welchen es Georgianerinnen und Araberinnen von großer Schönheit giebt, kommen aus dem Schlosse nach dem Pallaste in der Stadt, wo der König ihrer nicht weniger, als dreyßig hat, die in einem abgesonderten Zimmer wohnen. Sie kommen gemeinlich auf Kameelen, auf welche man querüber eine Art von Wiege leget, welche mit Scharlache bedeckt, und mit Küssen wohl versehen ist, worinnen sie sitzen oder liegen. Sie steigen durch eine kleine Oeffnung vorn heraus, und haben das Gesicht mit einem Schleyer bedeckt. Die meisten Weiber des Landes tragen, wie in Indostan, einen großen goldenen Ring in der Nase, welche dieses Schmuckes wegen durchbohret ist; und silberne oder goldene Reifen um die Arme, um die Hand und über den Knöchel des Fußes. Sie sind stets mit den stärksten wohlriechenden Sachen parfümiret, und sind nicht damit zufrieden, wie in den andern Morgenländern, daß sie sich die Nägel sehr roth malen, sondern sie schwärzen sich auch noch das Untertheil der Augen, und reiben sich die Hände und die Füße mit einer Specerey, welche diesen Theilen eine sehr lebhaftte Farbe giebt. Sie besuchen einander des Abends, wie in Mosca. Da die Mannespersonen allhier aber viel eifriger sind: so haben sie selten die Freyheit, auf ihren Dächern zu erscheinen, um daselbst frische Luft zu schöpfen. Der französische Wundarzt, dem seine Kunst die Gelegenheit verschaffete, einige zu bedienen, fand sie sehr weiß für Araber. So viel Vertrauen aber ihre Männer auch auf ihn setzten: so konnte er es doch niemals so weit bringen, daß er sie ins Gesicht sah b).

N. 9 2

Die

2) N. d. 256 C.

a) N. d. 261 C.

b) N. d. 253 und vorherg. C.

Reise nach Arabien. Die Franzosen sahen am Hofe einen türkischen Gesandten ankommen, welcher von Constantinopel durch Aegypten gekommen war, und seinen Einzug mit einem zahlreichen Gefolge und vielem Stolge hielt. Nichts bemerkte die Ununterwürfigkeit der Krone von Mesopotamien besser, weil niemanden unbekannt ist, wie sehr der ottomanische Hof mit seinen Gesandten zu Königes unterhalten. Er überbrachte ihm verschiedene Geschenke, unter welchen man eine Uhr von sehr schöner Arbeit bewunderte. Das Hauptwerk seiner Gesandtschaft aber war eine Erklärung wegen des Caffees, welcher aus Arabien geführet wurde. Man beschwerte sich über die große Ausfuhr, reite sich von Seiten der Pforte darüber, daß diese Waare in Aegypten weniger und viel theurer geworden wäre, seitdem große fremde Schiffe kämen, und solche in dem rothen Meere zum Nachtheile der Unterthanen und Zölle lüden; worüber der Gesandte an dem Hofe zu Nemen große Vorstellungen thun sollte. Die Franzosen erfuhren aber auch, daß der König darüber nicht vergnügt gewesen, weil solche seiner unumschränkten Macht zuwider zu laufen geschienen; und seine Aufführung war ein guter Beweis davon; weil die beyden Fahrzeuge der Compagnie die Freyheit hatten, so viel davon mitzunehmen, als sie fassen konnten. Der türkische Gesandte wurde auch bald wieder beurlaubet e).

Die Franzosen verlassen Muab.

Nachdem die Sorgfalt des Wundarztes einen guten Erfolg gehabt hatte: so dachte la Grellaudiere weiter auf nichts, als nach Mokka wieder zurück zu gehen, ungeachtet der König gern gewünscht hätte, die Franzosen noch länger an seinem Hofe zu behalten. Nachdem er ihnen fünf hundert Ballen des schönsten Caffees in seinem Königreiche angeboten, welche sie aber anzunehmen sich weigerten d): so schenkte er einem jeden zwey vollständige Kleider nach der dasigen Landesart, wovon das eine von seinem Scharlache, das andere aber von schönem rosenrothen Zeuge war, nebst zwey Westen, eine von indianischem Stoffe mit goldenen und silbernen Blumen, die andere von drapirter Serge mit goldenen Blumen besetzt. Er schenkte auch noch einem jeden ein sehr prächtig gefattelttes schönes Pferd. Seine Aufmerksamkeit erstreckete sich bis auf die beyden Schiffshauptleute, denen er ebenfalls Kleider und Pferde schickte.

Nachdem endlich die Abgeordneten zu Ende der Fasten Muab verlassen hatten: so nahmen sie auf ihrer Rückkehr eben den Weg wieder, und hatten eine Bedeckung und Befehlshaber bey sich, sie frey zu halten. Weil sie nicht eben die Ursache mehr hatten, so große Tagereisen zu thun: so brachten sie fast alle Nacht in bequemen Wohnungen zu, vornehmlich im Anfange ihrer Reise, wo man alle Arten von Beystand und Ställe fand, die fünf hundert Pferde halten konnten e). Ihre Beobachtungen auf Bey dem Uebergange über die Berge hatten sie mehr Freyheit, als das erstemal, zu beobachten, daß die meisten unfruchtbar und von der Sonnenhitze verbrannt sind, daß man aber dennoch viele Gehölze und Wiesen darauf sieht, vornehmlich an den Seiten. Sie sahen rothe Rebhühner daselbst, die größer sind, als unsere, eine Menge von Wachteln und Tureltauben, welche die Araber niemals fangen, Füchse, welche so kühn sind, daß sie nahe heran kommen.

e) A. d. 260 S.

d) Man kann die Ursache dieser Weigerung schwerlich begreifen. Der König erboth sich, die Ballen bis an die Schiffe bringen zu lassen, und wünschte, daß dieses Geschenk Ludwigen dem Großen in seinem Namen möchte überliefert werden. Sie entschuldigeten sich damit, saget der

„Verfasser, daß man mit der Ladung der Schiffe schon so weit gekommen wäre, daß eine solche, ansehnliche Ueberschickung nicht mehr Platz finden würde: im Grunde aber glaubeten sie, es dürften die Hauptleute für sich und ohne Genehmigung des Hofes ein solches Geschenk nicht annehmen.“ Ebd. a. d. 264 S. Seltsame Bemerkung.

kommen, und unzählige Affen von der größten Art, die nicht wilder sind, als die Füchse. Ihre vornehmste Aufmerksamkeit aber gieng auf den Caffee, den sie unterwegs antrafen. Sie untersuchten in der Nähe den Baum davon. Sie zogen von denen Arabern, welche sie begleiteten, alle Nachrichten ein, welche ihrer Neugier ein Genügen leisten konnten f). Außer den Caffeebäumen beobachteten sie auch noch in eben den Pflanzungen fruchttragende Bäume von verschiedener Art, als Pfersichen, Ubricosen, Mandeln, Citronen, Orangen, Granaten, Pflaumen, sogar auch Feigenbäume, deren Frucht sauer ist, und Aepfelbäume in geringer Anzahl; endlich eine große Menge wilder Quittenbäume, aus welchen man einen vortrefflichen Teig zieht, welcher in den Städten sehr theuer verkauft wird. Sie erstauneten eben nicht sehr, da sie auch schöne Weinberge sahen, indem man in Arabien eben so schöne Rosinen ist, als in Spanien g).

Reise nach
Arabien.
1708.

Geographi-
sche Nummer-
ungen von
dem übrigen
Land.

Sie brachten auch von ihrer Reise einige geographische Nachrichten. Man versichert, es hätte zwischen denen Städten, die sie gesehen hätten, das Königreich noch andere von ansehnlicher Größe, worunter die vornehmste Samnaa hieße, funfzehn Meilen von Muab, und hundert und vierzig von Mokka läge. Man sieht daselbst schöne Ueberbleibsel von Alterthümern. Lange Zeit vor Muhammeds Geburt war sie die Hauptstadt von dem ganzen glücklichen Arabien, unter der Herrschaft der Tobbais, welche mächtige Könige daselbst ihren Hof hielten. Der Pallast dieser Herren war prächtig, und auf einem Hügel mitten in der Stadt gebauet. Nach der Zeit und noch immer vor Mahomethen, ließ ein äthiopischer Kaiser, welcher durch die Christen herbey gezogen worden, die unter der Tyrannen der Araber senfzeten, nachdem er das glückliche Arabien erobert hatte, eine prächtige Kirche zu Samnaa erbauen, um die Araber von ihrem Götzendienste abzuziehen. Allein, die Äthiopier behielten ihre Eroberung nicht lange. Einige morgenländische Schriftsteller, bey denen man diese Umstände findet, setzen hinzu, Samnaa sey eine sehr alte, reiche und sehr bevölkerte Stadt, und man treibe daselbst einen größern Handel mit Gelde, als mit Waaren. Ihre Mauren sind so breit, daß acht Pferde auf denselben neben einander in einer Linie gehen können. Sie gleicht wegen ihres Ueberflusses am Wasser, und wegen ihrer annehmlichen Gärten, der Stadt Damascus. Die Luft ist daselbst vollkommen wohl gemäsiget, und die Tage und Nächte sind fast von gleicher Länge. La Grelaudiere erfuhr auch noch, daß es in dem Königreiche Nemen viele große Heerstraßen gäbe, wovon einige so gar gepflastert, und über hundert Meilen lang wären. Das übrige Land, welches den Namen des glücklichen Arabien führet, ist in andere Königreiche getheilet, welche Gummi, Myrrhen, und Gewürz hervorbringen. Unsere Franzosen fanden davon keinen Bamm auf ihrer muabischen Reise: man versicherte sie aber, es hätten andere Gegenden dieses Königreiches Weihrauch die Fülle. Was die Balsambäume betrifft, so weis man, daß sie außerhalb dem glücklichen Arabien in den Gegenden um Mecca wachsen h).

29 3

Der

Scheidenheit! vornehmlich, da der König von Nemen die Geschichte von Frankreich, nebst den Bildnissen des Königes und des königlichen Hauses dagesen verlangete.

e) A. d. 266 S.

f) Der Herausgeber hat Sorge getragen, solche aus des Herrn de la Grelaudiere Schriften und

Unterredungen zu sammeln. Er hat eine merkwürdige Nachricht davon gemacht, die zu Ende des Berichts von der Reise steht, und verdienet, einen Platz in der Naturgeschichte von Asien zu finden.

g) A. d. 268 S.

h) A. d. 273 und vorherg. S.

Reise nach
Arabien.
1708.

Der III Abschnitt.

Fortsetzung der Reise nach dem glücklichen Arabien.

Geschichte eines von Mecca verjagten Cherifs. Er verliert des Königes von Yemen Schutz. Zween gemeine Irthümer in Europa. Ununterwürgigkeit der Cherifen in Mecca. Ihr Ursprung. Rückkehr der Franzosen nach Drest.

Geschichte
eines aus
Mecca ver-
jagten Che-
rifs.

Man muß die Reise nach Muab als ein Einschleßel ansehen, welches zu endigen Zeit ist, um die beyden ersten Schiffe zu dem Ende ihrer Reise zu führen. Während der Zeit da sie zu Mokka waren, sah der Verfasser in dieser Stadt einen von den Cherifen aus Mecca, von dem Stamme des Propheten Mahomets, welcher eine Zuflucht an dem Hofe des Königes von Yemen gesucht hatte, nachdem er durch einen andern Cherif, seinen nahen Anverwandten, war überwunden worden, welcher Meister vom Lande geblieben war. Der König hatte ihm hundert Thaler täglich zu seinem Unterhalte, und die Stadt Mokka zur Wohnung angewiesen. Dieser beraubete Prinz hatte nur zwanzig wohl ausgerüstete Mann zu seinem Gefolge. Er war in grünem Zeuge gekleidet, und trug einen Turban von eben der Farbe, dessen Enden mit Golde eingefasset waren. Man sah ihn mit seiner kleinen Begleitung oftmals nach der Moschee gehen, woben Mahomets Standarte vorher gerragen wurde. Er besuchte auch oftmals eine Art von Capelle, welche nicht weit von Mokka liegt, und worinnen viele Propheten ihr Begräbniß haben sollen. Das Volk verrichtet diese kleine Wallfahrt mit vieler Andacht, und hält sich unterwegs auf, um bey den Gräbern zu bethen, welche außerhalb der Stadt sind. Der Cherif war fünf Monate zu Mokka, als sein Mitwerber dem Könige von Yemen die Erklärung thun ließe: wenn er fortführe, seinem Feinde Zuflucht zu geben, so würde er den Krieg in seine Staaten spielen. Diese Drohung nöthigte den König, den flüchtigen Prinzen zu beurlauben. Der Verfasser sah ihn, in Begleitung vieler angesehenen Personen abreisen, um einen weit entfernten Schutzort zu suchen i).

Er verliert
den Schutz
des Königes
von Yemen.

Zween gemei-
ne Irthümer
in Europa.

Bei Gelegenheit dieses unglücklichen Cherifen, machet er zwey Anmerkungen, die man nicht hindansehen darf. Es ist ein Irthum, saget er, bey den meisten Europäern, welcher sich auch in viele gute Bücher eingeschlichen hat, daß man sich einbildet, der Großsultan wäre Oberherr von Mecca und Medina, und die Cherifen, das ist die Prinzen von Mahomets Geschlechte, die daselbst herrscheten, wären nur Statthalter oder zinsbare Lehnsterriten desselben. Es ist wahr, nachdem die Türken das Reich der Califen zerstöret haben, und ihnen nach dem Rechte der Eroberung gefolget sind, so ist der Großsultan nicht allein in die Würde, sondern auch in alle Macht und Gewalt der alten Califen, als der ersten Nachfolger Mahomets, getreten. Diese Würde ist sehr erhaben, und machet ihn zum Haupt der Religion und des Reiches, und er wird dafür von den vier Hauptsecten der muhammedanischen Lehre erkannt.

Ununterwürg-
igkeit der
Cherifen in
Mecca.

Es ist aber eben so wahr, daß bey dem Verfall und der Theilung dieses Reiches, der Stamm des Propheten sich den Besitz und die Oberherrschaft dieser beyden Städte und des Landes erhalten hat, worinnen sie gelegen sind, ohne daß sich die muhammedanischen Prinzen

i) A. d. 141 und vorherg. S.

k) A. d. 143 S.

l) Die erstere, welche nach Africa gegangen

ist, hat daselbst den Königen von Marocco und andern Cherifen in diesen Gegenden den Ursprung gegeben. Man behauptet, Hussains Nachkommen

zu widersehet hätten, oder es auch schiene, daß sie im geringsten unter einem stünden. Die mächtigsten unter diesen Fürsten haben vielmehr eine ungemeine Verehrung gegen die Cherifen und gegen die Derter, welche sie besitzen. Sie schicken ihnen oftmals ansehnliche Geschenke. Ueber dieses nehmen sie in ihren stolzesten Titeln, nur die demüthige Eigenschaft der Knechte der beyden heiligen Städte Mecca und Medina an, vornehmlich thut es der Großherr, welcher sich auch nur einen Beschützer von Jerusalem nennet, wovon er doch wirklich Oberherr ist. Dieses zeigt genugsam, was für einen Unterschied er unter diesen Städten machet k).

Reise nach
Arabien
1708.

Man weiß, daß der Stamm dieser Cherifen seinen Ursprung von Mahomets Tochter hat, welche mit Aly zween Söhne zeugete, Namens Hassan und Hussain, die Stifter zweyer großer Häuser, und die Väter aller Cherifen auf der Welt. Das Haus Hassan hat sich in zwe Hauptlinien getheilet, wovon die eine die zu Mecca und Medina regierenden Fürsten gegeben. Die zweyte, welche sich nach Africa gewendet, ist der Ursprung von den Königen zu Marocco und andern Cherifen in diesem Lande geworden. Dieses letztere Haus l) hat sich wieder in vier Linien getheilet, nämlich des Beni Cayder oder Kader, des Beni-Mussatam, der auch Beni Hassan heißt, des Beni-Hachem und des Beni-Ritada. Der Cherif, welcher im Jahre 1710 zu Mecca regierte, war von der vierten Linie, welche dieses Fürstenthum, wie man saget, über fünfhundert Jahre besessen hat, und derjenige, der zu Medina regierte, war von des Beni-Hachem Linie, welche vor des Beni-Ritada seiner zu Mecca regieret hat. Da diese Linie aber sich stark vermehret, und in viele andere Nebenlinien zertheilet steht: so wird das Band der Blutsfreundschaft, oftmals eine Ursache zur Uneinigkeit unter allen diesen Cherifen aus einem und eben dem Hause. Sie bewaffnen sich wider einander, um einander die Oberherrschaft durch grausame Kriege streitig zu machen. Zuweilen entsteht auch zwischen den beyden Cherifen zu Mecca und Medina eine Uneinigkeit, und sie verfolgen einander feindselig, welches viele Verwirrung in ihren Staaten anrichtet. Alsdann unterläßt der Großherr, als Calife, niemals, Erkundigung von ihren Streitigkeiten einzuziehen, und zuweilen Gewalt zu brauchen, um einen Cherif an die Stelle eines andern einzusetzen. Derjenige aber, dem er diese Gnade erweist, muß allezeit aus dem regierenden Hause seyn, und alle Gewalt des Sultans kann diese Ordnung nicht unterbrechen m).

Die Reise der beyden französischen Schiffe hatte bey ihrer Rückkehr nichts merkwürdiges, als bey der Schifffahrt, welche sie nach Mokka gebracht hatte. Sie legeten bey den Inseln Frankreich und Bourbon an, welche der Verfasser zu beschreiben sich ein Vergnügen machet, nachdem er viel Vergnügen gehabt hatte, sie zu besuchen; und den 12ten May des 1710 Jahres kamen sie glücklich in dem Hafen zu Brest an n).

Rückkehr der
Franzosen.
nach Brest.

Der

men als des zweyten Sohnes der Fatime, wären die Könige von Persien vor der letzten Reichsveränderung, und die andern Cherifen in Asien gewesen.

m) Ebendasselbst a. d. 143 u. f. S.

n) Ebendas. a. d. 221 S.

Reise nach
Arabien.
1708.

Der IV Abschnitt.

Beobachtungen von dem Caffebaume und seiner Frucht
in dem glücklichen Arabien.

Gestalt und Beschaffenheit des Caffebaumes. Frucht desselben. Wo er gepflanzt und gewartet wird. Etwas sonderbares, das die Franzosen bemerkt. Bäume zu Media. Wie man den Caffee sammlet; wie der Trank daraus gemacht wird. Caffee auf sultanisch. Erzählung der Türken vom Ursprunge des Caffees in ihrem Lande. Unordnungen, die er zu Mecca verur-

sachet. Er kommt nach Syrien und Constantinopel. Widersetzung, die er findet. Wie solche abnimmt. Kupreoli schaffet die Caffehäuser ab. Wie man nachher den Caffee verkauft. Wie die Morgenländer Caffee trinken. Anmerkungen von dem Caffee in Aethiopien. Irrthum wegen des arabischen Caffees.

Gestalt und
Beschaffen-
heit des Caf-
sebaumes.

Diese Beobachtungen wurden bey einem jeden andern Artikel, außer einer Nachricht von Arabien, übel angebracht seyn. Der Baum, welcher den Caffee hervorbringt, wächst von sechs bis zwölf Fuß hoch. Seine Dicke ist von zehn, zwölf bis funfzehn Zoll im Umkreise. In seinem vollkommenen Stande kommt er unsern Apfelbäumen von acht oder zehn Jahren sehr gleich. Die untersten Aeste krümmen sich gemeiniglich, wenn der Baum ein wenig alt ist, zugleich aber breiten sie sich in die Runde aus, um eine Art von Sonnenschirme zu machen. Das Holz desselben ist sehr hart und so biegsam, daß die Spitze des längsten Zweiges leicht bis auf zweien oder drey Fuß von der Erde kann herab gezogen werden. Die Rinde ist ein wenig rauh und weißlicht. Das Blatt kommt den Blättern des Citronbaumes sehr nahe, wiewohles nicht so dick und nicht so spizig ist. Die Farbe desselben ist auch ein wenig dunkler grün. Der Caffeebaum ist beständig grün und verliert alle seine Blätter nie auf einmal. Sie stehen auf beyden Seiten der Zweige in einer mittelmäßigen Entfernung, und fast einander gegen über. Man sieht fast zu allen Jahreszeiten denerley Baumblüthe und Früchte tragen, wovon einige noch grün, und die andern reif oder fastreif sind. Die Blüthen sind weiß, und gleichen den Jasminblüthen sehr. Sie haben auch fünf kleine ziemlich kurze Blätter. Der Geruch desselben ist angenehm und hat etwas balsamisches, welches nichts von der Bitterkeit ihres Geschmacks zu erkennen giebt. Sie wachsen zwischen den Stielen der Blätter, wo solche aus den Aesten hervortreiben.

Frucht dessel-
ben.

Sobald die Blüthe abgefallen ist, so wächst an ihrer Stelle eine kleine anfangs sehr grüne Frucht, welche im Reifen roth wird, und bey nahe von der Gestalt einer großen Kirsche ist. Sie ist sehr gut zu essen, sie nährt, und erfrischt. Unter ihrem Fleische findet man statt des Kerns die Bohne oder das Korn, welches wir den Caffee nennen, in einem sehr feinen Häutchen eingehüllet. Diese Bohne ist alsdann ungemein zart, und der Geschmack desselben ziemlich unangenehm. So wie aber die Kirsche reift, so wird auch die Bohne unvermerkt hart. Nachdem endlich die Sonne diese rothe Frucht ganz trocken gemacht hat: so wird ihr Fleisch, daß man vorher als, eine Hülse oder Schote von sehr brauner Farbe, welche die äußere Rinde des Caffees ausmachet. Die Bohne ist alsdann fester und sehr hell grün. Sie schwimmt in einer Art von dickem Saft, der von brauner Farbe und ungemein bitter ist. Die Hülse, welche durch einen kleinen sehr kurzen Stiel an dem Baume hängt, ist ein wenig größer, als eine Lorbeere; und jede Hülse hat nur eine Bohne in sich, die sich gemeiniglich in zwey Hälften theilet. Diese Bohne ist unmittelbar mit einem sehr feinen Häutchen umgeben, welches die zweyte Rinde oder innere Schale ist.

1. CAFFEBAUM, WIE ER IN ARABIEN GEZEICHNET WORDEN *N^o 10.*



2. Trockene Frucht. 3. Hülse der Frucht. 4. Kern oder Caffeebohne.

1. STÜCK VON DEM ZWEIGE EINES CAFFEBAUMES.

N^o. 1.



2. Caffee blatt in seiner natürlichen GröÙe.



ist. Die Araber machen viel Wesens aus beyden, um dasjenige daraus zu verfertigen, was sie Caffee auf sultanisch nennen. Reise nach Arabien.

Der Verfasser des Tagebuches versichert, die Caffeebäume kämen nicht, wie andere geschriebeu haben, von Seukern oder Reisern, sondern würden gesäet durch die Hülsen, das ist durch die ganze Frucht, welche in die Erde gesteckt würde, wenn sie vollkommen reifung und wäre. Die Füße der Gebirge und die kleinen Hügel in den schattigsten und feuchtesten Gegenden sind die Orter, die man zu ihren Pflanzungen erwählet. Ihre größte Wartung besteht darinnen, daß man das Wasser aus den Quellen, und die kleinen Bäche, die sich in den Gebirgen finden, ableitet, um sie durch kleine Gräben bis an den Fuß der Bäume zu führen. Dieses ist sowohl zur Fruchtbarkeit des Baumes, als zur Reifung der Frucht gleich nöthig. Bey Versetzung der Bäume graben die Araber für einen jeden ein Loch drey Fuß breit und fünf Fuß tief, welches sie mit Kieselsteinen ausfütern, und mit Erde voll füllen. Sie erhalten darinnen beständig die gehörige Kühle. Wenn aber die Frucht reif ist: so leiten sie das Wasser aus diesen Gräben ab, damit sie ein wenig an ihren Zweigen trocknen könne. Ihre Pflanz-
1708.
Wartung.

Man hat nur durch die Franzosen, welche nach Muab gereiset, den sonderbaren Umstand erfahren, welcher in ganz Europa unbekannt war, daß in denen gegen Mittag liegenden Orten die Caffeebäume unter andere große Bäume gepflanzt wurden, die ihnen zum Schirme dienen, um sie vor der übermäßigen Sonnenhitze zu bedecken. La Grelandiere hielt diese großen Bäume für eine Art Pappeln. Sie breiten ihre Zweige ungemein weit aus, und machen durch deren Stellung einen vollkommenen Zirkel, welcher alles das bedeckt, was sich unter ihnen befindet. Man giebt vor, ohne diesen Schatten würde die Blüthe, wenn sie sich eröffnet, verbrannt werden, und keine Frucht hervorbringen. Die ersten Bäume, welche die Franzosen bey der Stadt Tage sahen, waren durch diesen Beystand gestärket, weil das Land daselbst weit offener, als an andern Orten, ist. Sie beobachteten, daß eine jede Pappel eine gewisse Anzahl Caffeebäume mit ihrem Schatten bedeckte, und daß die Caffeebäume ordentlich nach der Schnur gepflanzt wurden, wie unsere Obstbäume. Die Neugier eines reisenden Franzosen, Namens Moyers, machte, daß er den schönsten Baum, den er finden konnte, abzeichnete. Man giebt hier nach seiner Zeichnung das Kupfer davon.

Etwas sonderbares, das die Franzosen bemerkt.

In den nicht so heißen Orten wachsen die Caffeebäume frey, und tragen reichlich. Eben der Reisende, welcher mit la Grelandiere die Reise nach Muab gethan hatte, reiste darauf auch ausdrücklich nach Kedia oder Jedia, einer kleinen Stadt in dem Gebirge, zwölf Meilen von Betelsaguy gen Südwest, um daselbst eine große Menge von diesen lezten Bäumen zu sehen. Er vernahm von dem Statthalter in Kedia selbst, daß dieser Kreis einer von den besten im Lande sey. Außer denen Caffeebäumen, welche in Arabien die schönsten sind, sieht man daselbst eine erstaunliche Menge anderer fruchttragenden Bäume; viele Arten von Getrende, unter welchem man eine vortreffliche Art vom Korne unterscheidet; Melonen, Gurken und verschiedene Arten von Hülsenfrüchten. Bäume zu Kedia.

Da der Baum, welcher den Caffee trägt, zugleich auf einmal mit Blüthen, unbollkommenen Früchten und reifen Früchten beladen ist: so geschieht die Einsammlung derselben nach der nöthwendigen Weise zu dreyen verschiedenenmalen, welche eben so viel Jahreszeiten ausmachen. Weil sie aber nicht beständig nur derjenigen, die im Monate May geschieht, weil solche die Allgem. Reisebeschr. XI Band. Wie man den Caffee sammelt.

Reise nach
Arabien.
1708.

reichlichste im Jahre ist. Wenn sie den Caffee sammeln wollen: so breiten sie Stücke Linnen unter die Bäume, welche sie sauft schütteln, und alle Früchte, welche dann reif sind, fallen leicht ab. Man thut sie in Säcke, um sie auf Matten zu legen. Dasselbst läßt man sie in Haufen, bis die Hülsen im Stande sind, sich vermittelst eines großen steinernen oder hölzernen Cylinders zu eröffnen, den man darüber hingehen läßt. Wenn die Frucht aus ihrer Schaafe heraus, und in zwei kleine Bohnen, oder vielmehr in zwei Hälften getheilt ist, die anfangs nur eine Bohne ausmachen: so läßt man sie zum andernmale an der Sonne trocknen, weil sie noch ziemlich grün ist, und man Gefahr läuft, sie möchte, wenn sie noch gar zu frisch ist, auf der See verderben. Darauf schwingt man sie, um sie zu reinigen; denn sie wird weit geringer verkauft, wenn sie mit ihren Hülsen vermengt ist.

Zubereitung
des Trankes
daraus.

Die Art, wie die Araber ihren Caffee zum Trinken zurichten, ist eben dieselbe, welche durchgängig in der ganzen Levante beobachtet wird, und dessen Zubereitung man in Frankreich angenommen hat: jedoch mit dem Unterschiede, daß ihn die Araber gemeinlich so gleich trinken, so bald er gekocht ist, ohne ihn sich erst setzen zu lassen, und ohne jemals Zucker hinein zu thun, und aus sehr kleinen Tassen. Einige hüllen den Caffetopf in ein nasses Tuch, wenn sie ihn von dem Feuer nehmen, welches das Mark sogleich niederschlägt, und den Trank weit klärer macht. Diese Art machet auch einen kleinen Rauch, der sich oben setzet; und wenn man den Caffee in die Tassen schenket, so rauchet er nicht so stärker, sondern er düftet auch eine Art von fettem Dampfe aus, den sie mit Vergnügen einziehen, weil sie ihm vortreffliche Eigenschaften zuschreiben.

Caffee auf sultanisch.

Vornehme Personen bedienen sich einer andern Art, die ihnen eigen ist. Sie nehmen nicht die Caffeebohnen, sondern nur die Schaafe, die ihnen zur Einhüllung dienet, und mischen auch das feine Häutchen darunter, welches die Bohne unmittelbar bedeckt. Dieses Getränk wird in Arabien für einen unvergleichlichen Trank gehalten, und heißt Caffee auf sultanisch, oder Sultaninnencaffe. Unsere Franzosen, welche an dem venetianischen Hofe und bey den Statthaltern keinen andern bekamen, fanden ihn vortrefflich. Man mengt wenig Zucker darunter, weil man keine Bitterkeit zu vertreiben hat, und man vielmehr eine mäßige Süßigkeit dabey schmecket, die viel Anmuth hat. Allein, diese Art geht nur in Arabien an. Denn diese Cafferinde, welche an sich wenig wesentliches hat, wenn sie gar zu trocken ist, kann nicht verführet oder lange verwahret werden, ohne einen großen Theil von ihrer Eigenschaft zu verlieren, welche vornehmlich darinnen besteht, daß sie frisch ist.

Die Araber in Yemen waren stark überzeuget, es könnte der Caffee sonst nirgend, als in ihrem Lande, wachsen, obgleich die türkischen Schriftsteller ihn ursprünglich aus Indien herleiten. Die Erfahrung von den africanischen und americanischen Inseln, hat sie müssen aus dem Wahne bringen. Ueberdieses haben die Holländer ansehnliche Pflanzen in

o) Man nimmt die Schaafe von dem vollkommen reifen Caffee; man zerbricht sie, man setzet sie in einem kleinen irdenen Gefäße auf ein Kohlenfeuer, und rühret sie beständig um, so daß sie nicht gebrannt werde, wie der ordentliche Caffee, sondern nur ein wenig Farbe annehme. Zugleich

läßt man Wasser in einem Caffeeßel kochen; und wenn die Schaafe fertig ist, so wirft man sie hinein, mit einem Viertel, wenigstens von dem Gewicht, und läßt alles zusammen aufwallen. Die Farbe von diesem Getränk sieht so aus, wie das beste Bier in England. Man verwahret die Schaafe

den Gegenden von Amsterdam gezogen, und es ist den Franzosen in dem königlichen Garten zu Paris eben so glücklich gelungen.

Die Türken haben die Geschichte von dem Ursprunge des Caffees in Aden und in ihrem Reiche beschrieben. Sie erzählen, es habe Gemaleddin, Abu-Abdallah, Muhammed-Bensnid, mit dem Zunamen Adhabani, weil er aus Dhabban, einer kleinen Stadt in dem glücklichen Arabien, gebürtig war, da er Musti zu Aden, in der Mitte des neunten Jahrhunderts der Hegira, und des fünfzehnten nach Christi Geburt, gewesen, Gelegenheit gehabt, eine Reise nach Persien zu thun. Bey seinem Aufenthalte daselbst fand er einige Personen, die Caffee tranken. Er gab wenig Achtung darauf. Als aber nach seiner Rückkehr seine Gesundheit geschwächt war, und er sich des Trankes erinnerte, den er in Persien hatte trinken gesehen: so ließ er sich solchen bringen, in der Hoffnung, einige Besserung dadurch zu erhalten. Seine Gesundheit wurde nicht allein wiederum durch diesen Gebrauch hergestellt, sondern er erkannte auch bald die andern Eigenschaften des Caffees, vornehmlich daß er die Trägheit zerstreute, den Geist aufmunterte, und eine Schlaflosigkeit verursachte, die nichts beschwerliches hat.

Das Beyspiel des Oberhauptes des Gesetzes machte, daß bald alle muhammedanische Priester und Geistliche einen Geschmack an dem Caffee fanden. Darauf bedienten sich desselben auch die Handwerker, welche des Nachts arbeiten mußten, die Reisenden, welche die Hitze des Tages vermeiden wollten, und kurz, die ganze Stadt Aden. Man unterließ den Gebrauch aller andern Getränke, vornehmlich desjenigen, der aus den Blättern einer Pflanze gemacht wurde, Namens Cat. Vor Gemaleddin wurde der Caffee, wie man versichert, nicht geachtet, und war so gar in Arabien fast unbekannt, welches doch die Frucht hervorbringt, wovon man ihn machet. Von Aden aber kam er in viele andere benachbarte Dörter, und wurde zu Ende des neunten Jahrhunderts der Hegira nach Mecca gebracht. Er wurde daselbst anfänglich, wie zu Aden, von den Imanen und Derwischen angenommen. Er wurde aber nicht aus den Bohnen, sondern aus den Hülsen gemacht. Die Einwohner zu Mecca fanden so viel Geschmack daran, daß sie Häuser aufrichteten, in welchen man solchen öffentlich verkaufete. Sie versammelten sich haufenweise davor. Man spielte daselbst Schach und Mancalah p). Man sang daselbst, man machte Musik, welches lauter Vergnügungen waren, wovon die strengen Muhammedaner einen Abscheu hatten. Von Mecca kam der Caffee in viele andere arabische Städte, vornehmlich nach Medina, von da er endlich aus dem Lande gieng, und in Aegypten, bis nach Großcairo drang. Er wurde daselbst von den Derwischen aus Yemen eingeführt, welche in einem Bierthel dieser Stadt wohnten, und in ihren Moscheen Caffee tranken, wenn sie einen größern Theil der Nacht zu ihrem Gebethe anwenden wollten. Sie hatten solchen in einem großen rothen Gefäße, und empfingen ihn ehrerbietigst aus der Hand ihres Superiors, der ihnen solchen selbst in Tassen schenketete. Man war damals im An-

Nr 2

fange

Schaalen an sehr trocknen und wohlverschlossnen Orten. Denn die geringste Feuchtigkeith würde ihnen einen abeln Geschmack geben.

p) Ein sehr gebräuchliches Spiel bey den Morogländern. Es wird mit zwey und siebenzig klei-

nen Muschelschaalen gespielt, die man anfänglich sechs und sechs in zwölf kleine runde Gruben setzet, welche auf zwey Linien in einem Stücke Holz von der Länge eines Fußes, und fünf Zell breit gegraben sind. Herr Galland hat es weitläufig beschrieben.

Reise nach Arabien.

1708.

Erzählung der Türken von dem Ursprunge des Caffees in ihrem Reiche.

Reise nach Arabien. 1708. fange des zehnten Jahrhunderts der Hegira, und des fünfzehnten nach Christi Geburt. Die Andächtigen in Cairo ahmeten anfänglich dem Beispiele der Derwische nach, und darauf thaten es auch eine große Menge anderer Einwohner. Diese Gewohnheit nahm ohne Widerspruch bis auf das Jahr 917 der Hegira zu 7); welches Jahr für den Caffee sehr unglücklich war.

Unruhen, die er zu Mecca verursacht.

Als Khair Beg, Statthalter zu Mecca, eines Tages nach verrichtetem Abendgebethe aus der Moschee gieng: so war es ihm sehr anstößig, daß er in einem Winkel des Tempels, viele Personen sitzen sah, welche Caffee tranken, um sich dadurch geschickt zu machen die Nacht im Gebethe zuzubringen. Er bildete sich ein, man tränke Wein, und sein Erstaunen verminderte sich nicht, als er die Eigenschaften dieses Trankes vernahm. Sein Eifer für die Religion, den er dadurch auf eine ärgerliche Art für beleidigt hielt, bewog ihn, gleich den Morgen eine große Versammlung von Gerichtsbedienten und Lehrern des Rechts zusammen zu berufen, denen er ernstlich vortrug, was für ein Schauspiel er mit angesehen hätte. Man berathschlagete sich lange über eine Materie von solcher Wichtigkeit. Nachdem nun einige in Ansehen stehende Aerzte wider den Caffee geredet hatten: so machte ihr Ansehen nebst den Gewissensscrupeln des Statthalters, daß man ein ausdrückliches und feyerliches Verboth ergehen ließ, Caffee zu verkaufen und zu trinken, bey der gewöhnlichen Strafe wider diejenigen, welche die Geseze der Religion übertreten. Dieses Verboth nöthigte die Kaufleute, die Caffeehäuser zuzuschließen, und aller Caffee, den man bey ihnen finden konnte, ward öffentlich verbrannt. Vergebens schrien die Derwische und der Musti selbst wider eine so übereilte Entscheidung. Eine Privatperson, welche mit einer Tasse Caffee in der Hand ertappet worden, bekam den Stockschilling, und wurde darauf auf einem Esel durch alle öffentliche Straßen und Plätze geführt. Der Sultan in Aleppo, welcher damals viel Gewalt zu Mecca hatte, verdammete diesen unbesonnenen Eifer. Nachdem man die Lehrer zu Cairo darüber zu Rathe gezogen: so befahl er dem Statthalter sein Verboth zu widerrufen. Er konnte aber in der heiligen Stadt den Samen der Spaltung nicht tilgen, welche fortfuhr, viele Unruhen darinnen zu verursachen, und die Fehlseligkeit zuweilen zu den äußersten Gewaltthätigkeiten brachte. 7).

Er kommt nach Syrien,

und Constantinopel.

Diese Begebenheiten hielten den Fortgang des Caffees nicht auf, sondern hatten ihm vielmehr den Weg nach Syrien eröffnet, woselbst er ohne Hinderniß zu Damasco, zu Aleppo, und nach und nach in allen andern Städten dieser großen Landschaft aufgenommen wurde. Um das Jahr 962 der Hegira, und 1554 nach Christi Geburt, wurde er endlich von Syrien nach Constantinopel gebracht. Bis dahin war er nur durch das Gerücht von den Widerwärtigkeiten bekannt gewesen, die er zu Mecca erfahren hatte. In diesem Jahre aber, welches etwa das hundertste nach seiner Einführung zu Alden war, und unter der Regierung Solymans des Großen, eines Sohnes Selims des Ersten, eröffneten zween Kaufleute, Namens Schems und Hekem, deren einer von Damasco, der andere von Aleppo gekommen war, zu Constantinopel, ein jeder sein Caffeehaus, in dem Viertel, Taktar, laß genannt, und fingen an öffentlich diesen Trank zu verkaufen. Sie nöthigten die Dichtgierigen auf Sofas oder sehr schöne Erhöhungen. Die Gelehrten, vornehmlich die Dichter,

7) Es kommt mit unserm 1511 Jahre überein.

7) Man setzet hinzu, zween Aerzte, welche an dem Verboth des Caffees Theil gehabt, hätten

ein unglückliches Ende genommen. Weil sie nach Wiedereinführung dieses Trankes zu Mecca verachtet waren, so begaben sie sich nach Cairo, woselbst sie

ter, und die Liebhaber des Spieles, besuchten diese Häuser zuerst. Sie führten den Namen *Cahveh-Kanch*. Das Schälchen Caffe wurde nur mit einem Asper bezahlt, welches eine sehr kleine silberne Münze, am Werthe ungefähr zween Liards, war. Diese Häuser und diese Versammlungen vermehrten sich so eilig, daß sie gar bald die Aufmerksamkeit der öffentlichen Beamten erregten. Man sah die Baschaes, und die vornehmsten Herren der Pforte daselbst. Die Imans beschwereten sich bereits, daß ihre Moscheen verlassen würden, da unterdessen die Caffehäuser immer voll waren. Sie zogen endlich nicht allein wider die Dertter, wo man Caffe verkaufte, sondern auch wider den Caffe selbst los, und behaupteten, das Verboth desselben wäre mit in dem Geseze begriffen, welches die starken Getränke untersagete. Alle Andächtige vereinigten sich zusammen, und faßeten eine sehr genau bestimmte Frage ab, welche sie dem Musti überreichten, um sich nach seiner Entscheidung zu richten. Dieses Oberhaupt der Religion untersuchte die Schwierigkeiten nicht erst viel, sondern that den Ausspruch, der Caffe wäre durch Muhammeds Gesez verboten.

Reise nach
Arabien.
1708.
Er findet Wi-
derstand.

Des Musti Ansehen wird unter den Türken so hoch geschäzt, daß es ihnen nicht erlaubt ist, wegen seiner Entscheidungen einigen Zweifel zu machen. Alle Caffehäuser wurden also alsbald geschlossen, und die Policenbeamten erhielten Befehl, sich in der ganzen Stadt dem Gebrauche dieses Trankes zu widersetzen. Dieses Verboth wurde unter Amuraths des Dritten Regierung erneuert. Indessen konnte doch alle Schärfe, die man anfänglich auf die Vollstreckung wandte, eine offenbare Neigung nicht aufhalten. Die Policenbedienten wurden endlich einer vergeblichen Wachsamkeit überdrüssig, und ergriffen den Entschluß, für Geld zu erlauben, daß man Caffe verkaufte: doch sahen sie noch etwas darauf, daß solches nicht öffentlich geschähe. Sie litten, daß man solchen an Privatörtern, bey verschlossenen Thüren, und bey einigen Kaufleuten in dem Hintergewölbe trank. Ein neuer Musti, der nicht so gewissenhaft war, als sein Vorgänger, mäßigte das Verboth, und erklärte, es wäre solches nicht in eben dem Grade, als das, wegen der förmlich untersagten Getränke. Diese Mildeutung wurde so günstig erklärt, daß die Andächtigen selbst sich berechtigt hielten, etwas nachzusehen. Ihr Beispiel wurde eine Regel für den Hof und die Stadt. Man sah in größerer Anzahl, als zuvor, die Caffehäuser wiederum erscheinen. Diese Neigung gieng so weit, daß die Habsucht der Beziere nicht die Gelegenheit fahren ließ, sich neue Einkünfte zu verschaffen, indem sie sich eine besondere Gewalt über alle diese Häuser zueigneten. Sie zogen von einem jeden in den verschiedenen Vierteln der Stadt eine Abgabe von einem oder zween Zechinen des Tages. Eben die Ursache ließ sie auch das Mittel finden, solche zu vermehren, ohne zuzulassen, daß der Preis für eine jede Tasse über einen Asper komme; woraus man von der Größe des Abganges urtheilen kann. Dieser Preis hat noch igo in Constantinopel nicht aufgehört.

Wie solcher
abnimmt.

Die Beziere
nehmen Tri-
but vom
Caffe.

Die Frechheit der neuen Zeitungsträger, aus welchen diese Versammlungen meistens bestanden, machte indessen, daß unter Mahomets des Vierten Minderjährigkeit, die alte die Furcht von neuem entstand. Der Großvezier Kuproli hielt mit einer in seiner Familie erblichen Uneigennützigkeit dafür, er müßte der öffentlichen Ruhe die unermesslichen Ein-

Kuproli hebt
die Caffehäu-
ser wieder auf.

Nr 3

fünf-

sie überzeugt wurden, daß sie wider Selim den I, welcher Aegypten erobert hatte, Flüche ausgestoßen. Man brauchte diesen Vorwand, sie zum

Tode zu verdammen. Ebendaf. auf der 339 S.
s) Er hatte zween Söhne, welche hinter ein-
ander diese Würde besaßen.

Reise nach Arabien. 1708. künfte aufopfern, welche er von den Caffehäusern zöge. Er unterdrückte sie daher ind- gesamt. Man erzählet, ehe er diesen Entschluß gefasset, sey er so neugierig gewesen, und verkleidet in die vornehmsten Caffehäuser zu Constantinopel gegangen, wo er denn erstannet wäre, daß er ernsthafte Leute gehöret, die sich von Staatsfachen ernstlich unterredet, die Staatsbedienten und Regierung getadelt, und über die wichtigsten Punkte kühnlich ihren Ausspruch gethan hätten. Nachdem er auch die Wirthshäuser in der Stadt besucht, so hätte er lauter lustige Leute darinnen angetroffen, welche gesungen, oder von ihren Liebes- handeln und Heldenthaten geredet hätten. Die erstern wären ihm gefährlich vorgekommen: von den andern aber hätte er nichts befürchtet, und ihnen also diesen Zeitvertreib ge- lassen z).

Wie man nachher den Caffee verkaufet.

Seit der Abschaffung der öffentlichen Caffehäuser aber, welches Verboth zu Constans- tinopel noch dawret, hat man nicht weniger Caffee in dieser großen Stadt getrunken. Man pfleget auf den Märkten und in den Hauptstraßen große Caffetöpfe auf einer Kohlenpfanne herum zu tragen, und denjenigen, die es verlangen, Caffee zu schenken. Die Vorbenge- henden halten sich dabey auf und machen sich kein Bedenken, in den ersten Laden zu gehen, dessen Herr stets bereitwillig ist, sie aufzunehmen. Es werden nur noch eine kleine An- zahl Häuser für die Matrosen geduldet, welche dahin gehen, und bey dem Caffee trinken Toback rauchen. Uebrigens hat sich dieses Verboth nur auf die Hauptstadt des Reiches er- strecket. Man findet in allen andern Städten, und sogar in den kleinsten Flecken öffentli- che Caffehäuser. Ueberdieses so findet sich außer der Gewohnheit, die in den Hauptstraßen eingeführet ist, keine Familie, sie sey reich oder arm, türkisch, griechisch, armenisch oder jüdisch, welche nicht vielmals des Tages in ihrem Hause Caffee trinkt. Dieser Aufwand für jede Familie gleicht wenigstens demjenigen, was man in Paris für Wein ausgiebt u). Er wird sogar im Heerlager gemacht. Ein großer Theil von dem Trosse besteht aus Leu- ten, welche den Caffee brennen, oder ihn mahlen. Damit man endlich mit einem einzigen Worte anzeige, wie sehr die Türken dieser Gewohnheit ergeben sind, so darf man nur melden, daß es eine von den rechtmäßigen Ursachen zur Ehescheidung seyn würde, wenn ein Mann sich weigern wollte, seine Frau Caffee trinken zu lassen, oder wenn er so arm wä- re, daß er ihr keinen schaffen könnte x). In den großen Häusern im Morgenlande hat der Bediente, welcher den Caffee machet, und die Aufsicht über alles dasjenige führet, was da- zu gehöret, einen angesehenen Rang unter den Hausgenossen. Das Serail des Großherrn hat verschiedene Rahvegi Bachi y), deren jeder über zwanzig oder dreißig Baltagis ist, die zu verschiedenen Aemtern gebraucht werden. Diese Aufseher verlassen ihre Verrichtungen niemals, als um noch höhere Bedienungen oder reiche Güter zu erhalten. Sie werden zu- weilen Capigi Bachi. Der Verfasser bemerket nicht allein, daß man in dem Gehöre bey dem Großveziere den Gesandten Caffee reichet, sondern daß, wenn man diese Ceremonie gegen einige ausländische Staatsbediente unterläßt, solches ein Kennzeichen einer Erbitterung oder

z) Galland erzählet solches, nach dem Zeugnisse des Herrn von Hermange, welchen man als Arzt bey dem Grafen von Toulouse gesehen hat, nach- dem er solches zuvor bey dem letzten Bezier Ku- proli gewesen, welcher in der Schlacht bey Salan- cement getödtet worden.

u) A. d. 355 S.

x) Ebendasselbst.

y) A. d. 358 S.

a) A. d. 291 S.

z) A. d. 360 S.
b) Es ist erstaunlich, daß Ray, einer von den berühmtesten englischen Kräuterkundigen diesem Irrthume

oder eines Misvergnügens, und gleichsam die erste Abhandlung ist, daß es zu einem Bruche kommen werde z).

Reise nach
Arabien.

1708.

Der Caffee wird bey den Morgenländern auf Schäalen ohne Füße von gemalten und lackirtem Holze gereicht, so wie diejenigen Caffeebretter sind, deren wir uns zu bedienen pflegen, aber viel größer, als die unserigen, weil sie funfzehn bis zwanzig Tassen enthalten, welche die Reichsten in kleine silberne Gefäße, halb einfassen lassen. Diese Tassen, welche die Singians nennet, sind nicht halb so groß, als unsere, und man schenket sie niemals ganz voll. Man bedienet sich keiner Löffel, weil man den Caffee ohne Zucker trinkt, aber allezeit sehr heiß und sehr stark. Einige thun ein Tröpfchen Ambra-Essenz hinein. Andere lassen ihn mit einigen zerbrochenen Würznelken, noch andere mit einem wenig indianischen Anise, und wieder andere mit kleinen Cardamomen aufwallen.

Wie die Morgenländer
Caffee trinken.

Was die Meynung betrifft, daß der Caffee ursprünglich aus Aethiopien gekommen, von da er nach dem glücklichen Arabien soll seyn gebracht worden: so wird solche durch Carl Jacobs Poncets Berichte bestätigt, welcher drey Jahre in Aethiopien auf einer Reise zubrachte, die er im Jahr 1698 that. Dieser Reisende versichert, man sähe noch Caffeebäume daselbst, ob man sie gleich nur aus Neugierde wartete. Er giebt so gar die Beschreibung davon: sie stellet aber einen Baum vor, der von denjenigen, welche la Greländiere und andere Franzosen, in Arabien gesehen haben, so unterschieden ist, daß man muthmaßet, es sey einige Irrung vorgegangen. Ueber dieses, so thun unsere alten Nachrichten von Aethiopien, worunter des portugiesischen Jesuiten Pater Tellez seine, die angesehenste ist, und auch selbst Ludolfs Geschichte, dessen genaue Sorgfalt bekannt ist, von dem Caffee nicht die geringste Erwähnung. Hieraus schließt man nun ganz natürlich, wenn es wahr ist, was verschiedene Geschichtschreiber gemeldet haben, daß die Abyssinier ursprünglich aus Arabien kommen: so haben sie auch wohl bey diesem Zuge den Caffeebaum mit nach Aethiopien nehmen können; und vermuthlich hat er sich darinnen eben nicht mit so gar gutem Erfolge vermehret, weil es noch ungewiß zu seyn scheint, ob man heutiges Tages einen darinnen antrifft a).

Anmerkung
wegen des
äthiopischen
Caffees.

• Uebrigens so ist es ein Vornrtheil, dessen Falschheit man erkennt hat, daß die Araber, welche eifersüchtig auf ein Gut wären, das sie allein im Besitze zu haben glaubeten, keine Caffeebohne aus ihrem Lande ließen, welche nicht zuvor durchs Feuer oder durch kochendes Wasser gegangen wäre, in der Absicht, den Keim zu ersticken, damit man den Caffee nicht fortpflanzen könnte b).



Das

Irrthume Glauben gegeben und nicht gewußt hat, daß nicht allein die Holländer vor Alters Caffee aus Arabien nach Batavia gebracht haben, daß sie ihn gesäet, verpflanzt, und sehr glücklich fortgebracht, sondern daß auch selbst die Engländer dieser Erfahrung zu Madras gefolget, obgleich beyde nicht vie-

len Vortheil daraus gezogen. May versichert: „die Araber hätten ein Mittel erfunden, zu verhindern, daß man außer ihrem Lande kein einziges Korn Caffee haben könnte, welches vermögend wäre, zu keimen. Histoire universelle des Plantes. Edition de Londres, 1686.

Nachricht
von Carnate.
te.

Das XXVIII Capitel.

Nachrichten von Carnate, durch einige Jesuiten-Missionarien, als ein Zusatz zu der Beschreibung von Indostan.

Einführung. Zerstreuung der Jesuiten nach der Reichsveränderung in Siam. Der P. Zachard will in Carnate das Evangelium predigen. Der P. Mauduit fängt es an. Drey Jesuiten nehmen der Braminen Kleidung. Beschreibung von Farolan. Dem P. Boucher wird ein Land anvertraut. Wirkung dieses Geschenkes. Mauduit zieht im Lande herum; unterredet sich mit einem Braminen. Einige Städte. Mauduits Rede an einen indianischen Fürsten. Besuch, den er von den Brumenatis bekommt. Er wird aufgehalten; bekommt Erlaubniß, eine Kirche zu bauen. Seine Armuth ist ihm hinderlich. Seine Rückkehr nach Caravepondi. Eigenschaften, die er zu einem Missionar nach Carnate und Madure erfordert.

Einführung. **U**nter allen Ländern, welche der Herrschaft des großen Mogols unterworfen sind, ist Carnate fast das einzige, wovon man keine besondere Beschreibung bey den Reisenden beschreiben findet; obgleich die Lage desselben zwischen der Küste Coromandel und Malabar machet, daß es in den Nachrichten von der Halbinsel Indiens oftmals genannt wird. Weil man das Stillschweigen nur der Schwierigkeit, dahin zu kommen, oder der seltenen Gelegenheit dazu, bemessen kann: so müssen die geringsten Erläuterungen davon desto kostbarer seyn. Einige Briefe aus der Sammlung der Jesuiten c), welche die Unternehmungen und das Herumziehen vieler Missionarien enthalten, belehren uns von dem Daseyn und den Namen vieler den Erdbeschreibern unbekannten Städte. Dieses ist nicht das erstemal, daß ich aus einer so ehrwürdigen Quelle geschöpft habe. Was ich aber hier entlehne, das erfordert einige vorläufige Erläuterungen, welche so viele neue Reichthümer für diese Sammlung seyn werden.

Zerstreuung der Jesuiten nach der Veränderung in Siam. Nach dem Verfall der Mission in Siam, begaben sich die meisten Missionarien nach der französischen Niederlassung zu Pondichery, wohin sich der P. Zachard, welcher von eben dem Eifer brannte, der ihn schon zweymal nach Indien geführt hatte, begab, um neue Gelegenheit zu finden, solchen auszuüben. Der große Fortgang, welchen die portugiesischen Jesuiten gegen Siam gehabt, woselbst sie eine christliche Gemeinde von ungefähr zweyhunderttausend Seelen errichtet hatten, ließ ihn urtheilen, er könnte bey eben dem Eifer zu Bekehrung der Indianer, die gegen Norden von Pondichery lagen, sich eben die Früchte versprechen. Er fing damit an, daß er sich in dieser Stadt niederließ. Nachdem er aber fast eben so bald von den Holländern wieder daraus verjagt worden, welche sich desselben im Jahre 1693 bemächtigten: so sah er seine Hoffnung bis auf den russisch-frieden verzögert, welcher die Franzosen in ihren alten Besitz wiederum einsetzte. Durch diese Veränderung waren alle Hindernisse gehoben. Der P. Zachard eilte, wieder nach Pondichery zu kommen, wo er die Ausführung seiner apostolischen Anschläge durch eine

c) Es sind ihrer an der Zahl drey, einer von dem Vater Zachard, der andere von dem Vater Boucher, und der dritte von dem Vater Mauduit in dem VI und XI Theil der Lettres edifiantes.

Aus der Zueignungsschrift des XI Theiles erfährt man, daß zwey von diesen drey Missionarien ihren Eifer durch einen ihrem Verne anständigen Tod haben krönen sehen. Der Vater Zachard starb

Mission glücklich angefangen sah, welche in dem Königreiche Carnate dreyßig oder vierzig Meilen von Pondichery gegen Nordwest entstanden war. Nachricht v. Carnate.

Der P. Mauduit war, nachdem er lange bey der Mission in Madure gebraucht worden, wo er die Sprache und Gebräuche des Landes gelernt hatte, nach Caruvepondi gegangen, wo er für hundert Christen etwa sorgete, die er bereits getauft hatte. Dieser Missionar hatte viele Reisen gethan, und unterschiedene Entdeckungen in den benachbarten Ländern, sonderlich gegen Nordwest, gemacht. Bey diesem Herumziehen legete er den Grund zu zweyen andern Gemeinen, deren die eine zu Tarcolan, dem ehemaligen Mittelpuncte der Abgötterey in Carnate, und die andere zu Panganur, einer großen und volkreichen Stadt, war, von welcher man etwan fünfzig Meilen nach Pondichery rechnet. Auf der andern Seite erhielt der P. Bouchet, welcher nach der Veränderung in Siam in die Provinz Malabar gegangen, und darauf eine Gemeinde von mehr als zwanzigtausend Christen in Nur, vier Meilen von Ticherapaly, der Hauptstadt in Madure, gesammelt hatte, Befehl, sich auch dieser neuen Mission zu Carnate zu widmen. Er ließ sich von einem andern Missionar, dem P. de la Fontaine, begleiten. Es fanden sich also seit dem Märzmonate 1702 ihrer drey, von eben dem Orden. Der P. Bouchet, welcher die Würde eines Superiors hatte, setzte sich zu Tarcolan; den P. Mauduit ließ er bey seiner Kirche in Caruvepondi, und den P. de la Fontaine schickte er nach Panganur, wo man die talanguische Sprache redet, welche von der malabarischen eben so unterschieden ist, als die spanische von der französischen.

In einer Versammlung, welche die drey Missionarien zu Caruvepondi hielten, beschlossen sie unter einander, sie wollten die Kleidung und Lebensart der Sanias Brames annehmen, welche eine indianische Secte bußfertiger Mönche ist. Dieses war eine sehr schwere Verbindlichkeit. Außer der Enthaltung vom Fleische, von Fischen und von Eiern haben die Sanias Brames auch noch sehr beschwerliche Gewohnheiten. Sie müssen sich alle Tage des Morgens in einem öffentlichen Teiche waschen, ohne auf die unterschiedenen Jahreszeiten Acht zu haben, und dieses von neuem thun, ehe sie essen, welches des Tages nur einmal geschieht. Sie sind gehalten, einen Brame zum Koche zu haben, weil sie ohne Schande nicht das geringste essen können, was von Leuten aus einem geringern Stande zugerichtet worden. Ihr Stand zwingt sie zu der strengsten Einsamkeit. Ein Sanias geht niemals aus, wenn er nicht durch die Bedürfniß eines andern dazu genöthiget ist. Ich übergehe, saget der P. Tachard, noch andere eben so harte Geseze, die ein Missionar Sanias unverbrüchlich beobachten muß, wenn er einigen Nutzen von seiner Arbeit zur Befehrung der Indianer haben will.

Tarcolan war eine ansehnliche Stadt, als die Könige von Golconda Herren davon waren. Sie war es auch noch vor dreyßig Jahren. Sie ist aber seit dem, da sie von den Mogolen erobert worden, von ihrer Größe und ihrem Reichthume sehr herunter gekommen. Nach den fabelhaften Erzählungen der Heiden, war sie vor Alters so schön, daß die Götter des Landes ihre Zusammenkünfte daselbst hielten, wenn es ihnen beliebte, auf Erden

starb an einer ansteckenden Krankheit zu Bengala, in der Ausübung seines Amtes. Der Pater Mauduit wurde nebst dem Pater Courbeville in einer Hütte zu Carnate todt gefunden, wo sie von den

Ungläubigen vergeben worden.

d) Man sehe unten Kämpfers Tagebuch.

e) Zu Madure, welches die Spitze von der Halbinsel Indiens ist.

Allgem. Reisebeschr. XI Band.

Es

Nachricht den zu kommen. Da die Mogolen sie durch die Flucht der Einwohner, welche sich vor dem r. Carnate. Geize und der Grausamkeit ihrer Sieger fürchteten, fast ganz wüste fanden: so haben sie solche ins Kleine gezogen, nachdem sie die prächtigen Pagoden der Heiden fast gänzlich zerstört hatten. Sie haben nur die Hauptpagode verschonet, woraus sie eine Festung gemacht haben. Weil aber der weite Umfang der Länder, welche der große Mogol unter's Joch gebracht hat, ihm nicht erlaubt, muhammedanische Besatzungen in allen denen Städten zu unterhalten, deren er sich bemächtigt hat: so hat er die Besetzung von Tarcolan, und einer großen Anzahl anderer Städte den Heiden anvertrauet, welche ihm eben so treu dienen.

Zur Vergeltung der Dienste seiner Omrahs giebt er ihnen auf ihre Lebenszeit ganze Landschaften unumschränkt zu regieren; unter der bloßen Bedingung, eine gewisse Anzahl Reuter in seinem Heere zu unterhalten. In dieser Entfernung vom Hofe aber, und bei diesem großen Grade von Macht und Gewalt hat er ein Mittel gefunden, sie in der Unterthänigkeit zu erhalten, indem er nebst ihnen Aufseher bestellt hat, welche den Namen Divans führen; ihre Bedienung kommt der französischen Intendanten ihrer in der Provinz gleich. Die Verrichtung dieser Bedienten, welche nicht unter den Statthaltern oder Omrahs stehen, ist, daß sie die Schatzungen des Kaisers einnehmen, und den Ungerechtigkeiten Einhalt thun, welche die Omrahs gemeinlich an den eroberten Völkern ausüben.

Provinz Can- Der Generalstatthalter von der Landschaft Tangiburan, unter welcher die Stadt Tarcolan steht, hieß Man Daurkan. Er war ein Glückskind, welcher sich durch seine Verdienste und durch die wichtigen Dienste, die er dem Reiche geleistet hatte, in die Höhe gehoben hatte. Er hatte in diesem großen Orte fünf besondere Befehlshaber unter dem Titel Cramani, bestellt. Der erste von diesen fünf Beamten, welcher in der Nachbarschaft ein Land. Topo, das ist einen Wald mit Bauholze hatte, wurde dem Pater Bouchet so günstig, daß er ihm diesen Ort schenkte, um daselbst eine Kirche und ein Haus zu erbauen.

Wirkung der
ser Schen-
kung.

Sobald der Missionar in seiner neuen Wohnung erschienen, breitete sich das Gerücht aus, es hätte sich ein berühmter Sanias bei Tarcolan niedergelassen. Der Cramani, sein Wohlthäter, war der erste, der ihn besuchte; und der Pater Bouchet, welcher die Sprache und der Gewohnheiten des Landes vollkommen wohl wußte, empfing ihn mit einer Höflichkeit und mit solchen Bezeugungen seiner Uneigennützigkeit, welche seinen Ruhm sehr vermehrten. Der Pater Zachard schildert den Fortgang davon ab. „Man muß, sagt er, „die natürliche Neugierde der Indianer kennen, wenn es einem nicht schwer fallen soll, zu glauben, was mir dieser Missionar von der Menge Volkes schreibt, welche beständig in seine Einsiedelung gekommen. Er versichert mich, es fehle ihm die Zeit, sein Brevier zu beten, und die einzige kleine Mahlzeit einzunehmen, die er jeden Tag hielte. „Diese häufigen Besuche wurden vielfach von der Eifersucht der Braminen unterbrochen. „machten durch ihre Ausgeschickten bekannt, der Sanias zu Topo wäre aus dem abschneidlichen Stamme der Pranguis, welche die Küsten von Indien bewohnten; er tränke in geheim Wein; er äße mit seinen Schülern Fleisch, und begieße alle Arten von Laster. „Diese Verleumdungen nebst der Farbe des Sanias verminderten den Eifer des Volkes. „Der Cramani aber, welcher vier bis fünf Monate lang das bußfertige Leben, die genaue Sorgfalt und Redlichkeit des Pater Bouchet untersucht hatte, nahm das Evangelium an, und wurde ein eifriger Christ.“

Ein

Ein anderer Zufall, welcher vieles zur Beschämung der Feinde des Glaubens dienete, war der Besuch eines berühmten Braminen, Intendanten des Daurkan. Man unterscheidet in diesem Stamme von Indianern verschiedene Grade des Adels. Der Intendant war von dem obersten. Er begegnete dem Missionar mit vieler Höflichkeit, und bey einer langen Unterredung räumte er ein, daß es nur ein einziges höchstes Wesen gäbe, welches unsere Anbethung verdienete. Endlich gieng ein Rajiput, Namens Set, welcher Daurkan zu seinem Generallieutenant gemacht, nachdem er Befehl erhalten, sich nach Velur, dem letzten Plage der Maraten, zu begeben, welcher von den Mogolen belagert war, durch Tarcolan, und wollte den christlichen Sanias auch sehen. Da die Besuche der Großen nur mit vieler Pracht geschehen: so begab sich Set unter dem Schalle der kriegerischen Instrumente in der Begleitung eines Haufen Fußknechte und Kenter in die Eingebenen. Er versicherte den Pater seines Schutzes; er bot ihm Ländereyen an; und was seinem Christenthume noch mehr Ehre machet, so verließ er ihn nicht eher, als bis er sich von dem Fortgange einer so schönen Mission findet. Das Schreiben des Pater Bouquet enthält nur eben dasselbe etwas weitläufiger, und des Pater Tachards seines setzt nichts weiter hinzu, als eine kurze Erzählung von den Arbeiten des Pater de la Fontaine zu Panganur.

Nachricht
v. Carnate.

Velur, letzte
Platz der Ma-
raten.

Der Bericht des Pater Mauduit aber meldet uns zwar die Folgen von diesem ersten glücklichen Fortgange nicht besser: doch giebt er uns die Namen von einer großen Anzahl Dörfer, die nur durch sein Zeugniß bekannt sind, und den geographischen Theil dieser Sammlung bereichern können. Man muß ihm nur vorwerfen, daß er die Entfernungen nicht mit angemerkt hat.

Mauduit
zieht im Lande
herum.

Den 2ten des Herbstmonats 1701 reifete er von Caruvepundi, dem Orte seines Aufenthaltes zwei oder drey Meilen von Cangivaron, der Hauptstadt des Königreiches Carnate ab. Er kam bey ziemlich guter Zeit nach Hyenkolam, welches ehemals eine ansehnliche Stadt war, und heutiges Tages nur ein großer Flecken ist: er gieng aber noch weiter, und hielt sein Nachtlager in einer großen Pagode, welche einem Affen gewidmet ist, dem die Indianer göttliche Ehre erweisen. Weil dieses Land keine Wirthshäuser noch Caravanseras hat: so begiebt man sich gemeinlich in die Tempel, um daselbst die Nacht zuzubringen. Den Morgen begab er sich nach Alcatile, einer großen, sehr volkreichen, aber unruhigen und schlecht gebanten Stadt, wie die meisten Städte in Indien. Er schief daselbst in dem Hause eines Braminen, welcher den Teufel unter der Gestalt eines Götzen anbethete, Namens Pulens. Die Erblickung dieses Götzen entflammte seinen Eifer. Er warf ihn um; und der Bramine schien dabey eine gewisse Gleichgültigkeit, wovon er aber die Ursache nicht anführet, zu behalten, und nicht dadurch beleidiget zu werden. Die meisten Einwohner in Alcatile sind Linganisten; das ist, sie tragen aus Ehrerbietung gegen eine Art von Priapus, der schändlichsten unter ihren Gottheiten, eine sehr unzüchtige Figur am Halße, die sie Lingam nennen. Der Missionar sah einen Lehrer dieser Secte, welcher sich vielen Ruhm erworben hatte. Er fand ihn mit Lesung eines Buches beschäftigt, worin der Herr Himmels und der Erden genannt war; und in ihrer Unterredung hatte er das Vergnügen, ihn von der christlichen Religion mit Lobe reden zu hören: als er ihn aber um seinen Verstand ersuchte, das höchste Wesen erkennen und verehren zu lassen: so erhielt er diese Antwort: „Eure Mühe würde vergebens seyn. Der Verstand der Indianer ist

Cangivaron
Hauptstadt.
Hyenkolam.

Alcatile.

Unterredung
des P. Mau-
duit mit ei-
nem Brami-
nen.

Nachricht „viel zu sehr eingeschränkt. Sie sind zu einer so erhabenen Kenntniß nicht fähig. Der
v. Carnate „Missionar erwiederte: Obgleich die unendlichen Vollkommenheiten dieses höchsten We-
 „sens unbegreiflich sind: so findet sich doch kein Mensch, der ihn nicht in so weit erkennen
 „könne, als es zu seiner Seligkeit nöthig ist. Es verhält sich mit Gott wie mit dem Meere.
 „Ob man gleich nicht die ganze Strecke desselben übersieht, und die Tiefe desselben nicht weiß:
 „so unterläßt man doch nicht, so viel davon kennen zu lernen, als es nöthig ist, lange Rei-
 „sen darauf zu thun, und sich an den Ort zu begeben, wo man hinzugehen Willens ist.“
 Diese Vergleichung gefiel dem Lehrer: sie konnte ihn aber nicht bewegen, die Lehre anzunehmen, die er hoch schätzte. Ein großer Lingan, den er am Halse trug, sagt der P. Mauduit, war gleichsam das Siegel seiner Verwerfung.

Nachdem der Missionar einige Tage zu Alcatile zugebracht: so schickte er sich an seine Reise nach Westen fortzusetzen. Man sagte ihm, die Mogolen und Maraten führten einen grausamen Krieg mit einander, und alle Wege wären gesperrt. Diese Furcht hielt ihn aber nicht ab, nach Velurs zu reisen, welches gen Westen von Alcatile liegt. Er kam mit seinen Catechisten in dieser Stadt an, und nahm seine Wohnung bey einem Braminen. Dieses zog ihm viel Achtung zu, und machte, daß er für einen Sanias von der ersten Ordnung gehalten ward. Der Durey, das ist, der Statthalter, besuchte ihn, in Begleitung einer großen Anzahl vornehmer Personen. Die Festung Velur ist eine von den beträchtlichsten im Lande; und die Befehlshaber dieses wichtigen Postens waren damals mit den vornehmsten Braminen der Stadt in übelm Vernehmen. Der Statthalter, welcher dem vermeyntlichen Sanias eine große Kenntniß wegen des Künftigen zuschrieb, fragte ihn, ob sie sich nicht bald versöhnen würden. Er antwortete auf eine geschickte Art, der Friede wäre durchaus nothwendig; und wenn sie seinem Rathe folgen wollten, so würden sie nicht säumen, sich mit einander zu versöhnen. Der Statthalter war mit dieser Antwort zufrieden; und da die Braminen solcher nachgedacht hatten, so schlossen sie einen gründlichen Frieden mit den Befehlshabern.

Es war auch solcher in der That um so viel nöthiger, weil die Mogolen das ganze Land verheereten, und ihre Streifereyen bis an die Thore von Velur trieben. Der P. Mauduit, welcher keinen Fortgang für die Religion bey diesen Unruhen hoffete, setzte seine Reise nach Westen fort, nachdem er einige Parias getauft hatte, die er schon genugsam unterrichtet fand. Dieses Land schien ihm schön und sehr volkreich zu seyn. Er sah auf seinem Wege viele kleine Städte, unter welchen er Pailliconde nennet, dessen Lage er bewunderte. Die Rajas Putres, welches Herren dieser Städte sind, nahmen ihn sehr höflich auf. Es ist ein Geschlecht aus Norden gekommener Fürsten, die sich in diesem Lande niedergelassen, und sich unter dem Schutze der Mogolen darinnen erhalten haben, deren Partey sie genommen. Der Missionar gieng von da durch die kleine Stadt Kuriyetam; und zween Tage darnach kam er an die Thore von Erudugam. Diese Stadt liegt unter der langen Kette von Bergen, welche die große Halbinsel Indiens fast von einem Ende bis ans andere jenseits des Ganges durchschneidet. Man hielt den P. Mauduit bey dem Eintritte in dieser Stadt an, weil der berühmte Ram Raja, welcher so viele Eroberungen in Indien gemacht hat, ehemals die Städte und Festungen unter der Kleidung eines Sanias übernahm, dergleichen der Missionar trug. Indessen ließ man ihn doch hinein, als er die Befehlshaber versichert hatte, seine einzige Absicht wäre, den wahren Gott bekannt zu machen; und in der Zeit von einem einzigen Tage, den er in der Stadt zubrachte, machte er eine ziemlich

nach Ostindien. II Buch. XXVIII Cap.

325

ziemlich genaue Verbindung mit einem muhamedanischen Lehrer, daß er es sehr bedauerte, daß er solchen nicht zum christlichen Glauben bringen können. Er war ein Mann von sonderbaren Verdiensten, welcher die tamulische Sprache so zierlich als leicht redete, und Wissenschaft mit vielem Verstande und Lieblichkeit verband.

Nachricht
v. Carnate.

Der Pater Mauduit fand große Schwierigkeiten, seine Reise fortzusetzen. Er mußte durch fast unübersteigliche Berge gehen. Die Catechisten, welche er voraus gehen ließ, schienen erschrocken darüber zu seyn. Sie stellten ihm vor, die Fürsten, in deren Staaten er hinter diesen hohen Gebirgen gerathen würde, wären im Kriege begriffen, und seine Klugheit erlaubete nicht, mit Verachtung der Gefahr in ein nicht sonderlich bekanntes Land zu dringen. Die Indianer sind von Natur furchtsam. Der Pater Mauduit kehrte sich an ihre Einbildungen nicht, sondern nahm den Weg nach Peddu: Naiaken: Durgam. Ob gleich die Entfernung von Erudurgam bis an diese Stadt nur von einer halben Tagesreise ist: so gieng er doch zweien ganzer Tage durch Gehölze und greuliche Berge, weil er den Weg nicht wußte, und sich wirklich verirret hatte. Der Schutz des Himmels ließ ihn endlich einige Indianer antreffen, welche willig waren, ihn zu Wegweisern zu dienen. Er gieng glücklich alle diejenigen schrecklichen Derter vorbei, wo ihm die Tyger und andere wilde Thiere nicht weniger Unruhe verursacht hatten, als der Hunger und die Beschwierlichkeit. Nachdem er sich ausgeruhet hatte: so gieng er durch einen großen Flecken, den er zu seinem Erstaunen wußte fand. Die Furcht vor den Manren, welche das Feld durchstreifeten, hatte gemacht, daß die Einwohner die Flucht ergriffen. Er nahm Theil an ihrem Schrecken, und kam unter lauter Furcht vor den Thoren von Peddu: Naiaken: Durgam an.

Peddu: Na:
iaken: Dur:
gam.

Diese Stadt ist klein: sie war aber damals von den Einwohnern der benachbarten Orte, die sich hineingeflüchtet hatten, so bevölkert, daß er nur eine elende Hütte fand, die Nacht darinnen zuzubringen. Den Morgen zeigte er sich an dem Thore der Festung, in der Absicht, dem Fürsten aufzuwarten. Er wurde angehalten. Indessen führten ihn doch einige Braminen, nachdem sie unterschiedene Fragen an ihn ergehen lassen, durch viele Umwege in des Palaces Zimmern. Er fand daselbst, wie er saget, einen sehr braven Mann, der ihn wohl aufnahm, ob er ihm gleich, um sich seine Gunst zu erwerben, nur einige Früchte des Landes und ein wenig Agat, den die Indianer für sehr kostbar halten, überreicht hatte. Dieser Fürst saß. Er hatte eine kleine Erhöhung vor sich, auf welche er den Missionar zu sitzen nöthigte. Weil die Höflichkeit aber dem Pater Mauduit nicht erlaubete, einen höhern Platz zu nehmen, als seiner war: so legete er seine Tygerhaut auf die Erde, und setzte sich nach Landesart darauf. Als solches geschehen: so Redete des Pater Mauduit an einen indianischen Fürsten.
„aus keiner andern Ursache verlassen, und mich aus keiner andern Ursache mit unsäglichen
„Beschwierlichkeiten und Arbeiten hieher begeben, als eure Unterthanen aus der dicken Finsterniß zu ziehen, worinnen sie so lange Zeit leben, indem sie Gottheiten anbethen, welche ein Werk der Menschenhände sind. Es ist nur ein höchster Herr aller Dinge, welcher Himmel und Erde erschaffen hat. Diesen höchsten Herrn, den Herrscher der Welt, müssen alle Menschen erkennen, und ihm müssen sie unterworfen seyn. Seinem Gesetze müssen sie folgen, wenn sie ewig glücklich seyn wollen; und von diesem heiligen Gesetze will ich euer Volk unterrichten. Wenn sie es annehmen und es getreulich bewahren: so wird man unter ihnen weder Unruhen, noch Spaltungen, weder Gewaltthätigkeit noch Ungerechtigkeit wahrnehmen. Die Liebe, die Sanftmuth, die Gottseligkeit, die Gerechtigkeit und alle andere Tugenden.“

Nachricht v. Carnate. „genden, werden die Richtschnur ihrer Aufführung seyn. Sie werden dem Fürsten, der über sie regieret, treu und gehorsam seyn, und ihm dasjenige geben, was sie ihrem Oberherrn schuldig sind, und also zu der höchsten Glückseligkeit gelangen f.).“ Darauf erklärete der Pater Manduit dem Fürsten die vornehmsten Eigenschaften Gottes; und nachdem er ihnen einen hohen Begriff von der christlichen Sittenlehre beygebracht hatte, so bath er ihn um seinen Schuß. Solcher wurde ihm, nebst einem bequemen Zimmer zu seiner Wohnung bewilliget, und den Bedienten wurde befohlen, ihm alles zu geben, was zu seinem Unterhalte nöthig seyn würde.

Besuch, den er von den Brumenatis erhält. Er reisete den andern Morgen ab. Wenn man über die Gebirge ist: so höret man in dem ganzen Lande keine andere Sprache, als die talanguische oder canareennische. In dessen fand der Missionar bey Peddu: Naiaten: Durgam einen großen mit Tamils lers angefüllten Flecken, welche sich dahin begeben hatten, um vor den Gewaltthätigkeiten der Mogolen sicher zu seyn. Es besuchten ihn daselbst viele Brumenatis, welchen Namen man den Weibern der Braminen giebt. Unter vielen andern Fragen, wollten sie auch wissen, ob ihre Männer, welche lange Reisen unternommen hätten, glücklich wieder kommen würden. Er antwortete ihnen, er wäre nicht gekommen, sie zu hintergehen, wie ihre falschen Lehrer, sondern ihnen den Weg zum Himmel zu weisen. Sie hörten mit Aufmerksamkeit zu. Nachdem sie ihn darauf höflichst begrüßet hatten, so giengen sie weg, ohne darauf zu antworten. Einige andere Personen von geringerem Stande waren viel gelehriger bey seinen Unterweisungen.

Bairepalli. Er kam den Abend nach Bairepalli, wo er nur einen einzigen Einwohner antroff, welcher alle andere hatte die Flucht nehmen sehen, ohne vor der Annäherung der Mauren zu erschrecken. Den Morgen begab er sich nach Tailur, einer kleinen Stadt, unter einem andern Paleagaser. Die Festung daselbst ist ziemlich gut. Er setzte seine Reise nach Sapur. Sapur fort, die nur eine kleine Tagereise von Tailur ist. Dieses war vormeh eine sehr bevölkerte Stadt, die Zeit aber hat nur ein Dorf daraus gemacht. Von da gieng er nach Coralam. Coralam, einer andern Stadt, welche viel von ihrem alten Glanze verloren hat, dennoch aber noch iso sehr groß und volkreich ist. Er fand daselbst bey vielen Einwohnern große Neigung zu den Wahrheiten des Glaubens. Indem er aber mit der Befehrung eines Braminen beschäftigt war: so sah ihn ein Maure, welcher gereiset, und drey Jahre zu Goa zugebracht hatte, sehr aufmerksam an, und rief auf einmal: er ist ein Pranguis; welches ein Schimpfname ist, den die Ungläubigen den Europäern aus Verachtung geben. Zufall, der den Pater Manduit aufhält. Dieses war ein Donner Schlag für den Missionar. Er zweifelte nicht, daß dieser bloße Argwohn nicht vermögend seyn würde, alle seine Anschläge zu zernichten. Einer von den vornehmsten Einwohnern hatte ihm sein Haus angeboten, um darinnen seine Verrichtungen frey auszuüben, und viele andere hatten ihm versprochen, sich unterrichten zu lassen. Die Vorstellung aber, daß er ein Pranguis wäre, änderte ihre Neigung auf einmal. Dieser unglückliche Zufall und die verdrießliche Furcht machten, daß er den Entschluß ergrieff, abzureisen. Er befand sich damals mitten im Lande, das ist, gleich weit von der Küste Coromandel und der malabarischen Küste. Seine Begierde bewog ihn, seinen Marsch nach der Westseite fortzusetzen: die Gefahr aber, für einen Pranguis erkannt zu werden,

f) Lettres edifiantes T. VI. p. 40 et 41. Diejenigen, welche eben so viel edles Wesen und wah-

re Hebeit als ich, bey einem kloßen Mönche antreffen, welcher vor einem abgöttischen Gese erscheint,

nach Ostindien. II Buch. XXVIII Cap.

327

werden, und die Annäherung der regnichten Jahreszeit, nöthigten ihn, nach Norden zu ^{Nachricht} gehen, in der Hoffnung, dasjenige bey einem Daleagafer zu finden, was er nicht mehr un- ^{v. Carnate.} ter den Mauren hoffen konnte.

Er verließ Coralam; und den andern Tag hielt er sich in einer Stadt auf, welche Sona Kallu. Sonna Kallu hieß, und mit Bergen umgeben war, die ihr zur Vertheidigung dienten. ^{Ramasa Mutteram.} Von da begab er sich nach Ramasa-Mutteram, einer ziemlich ansehnlichen Stadt; ^{Punganur.} von da er den Weg nach Punganur, der Hauptstadt des ganzen Landes, nahm g). Dieß ist eine sehr große und bevölkerte Stadt, aber kothig, und schlecht gebauet. Er zeigte sich daselbst anfänglich dem Alvadar, das ist dem obersten Staatsbedienten, welcher mit einer unumschränkten Gewalt während der Minderjährigkeit des Königes regierte. Die Höflichkeiten, welche er von diesem Herrn erhielt, bewogen ihn, daß er um die Freyheit bath, in die Festung zu gehen, woselbst der junge König nebst seiner Mutter fast beständig eingeschlossen war.

Der Alvadar aber verschob solches bis auf eine andere Zeit, und dieser Verzug nöthigte ihn, sich zu Punganur länger aufzuhalten, als er es gewünscht hatte. Er predigte das Evangelium mitten in dieser großen Stadt; und ob gleich die meisten Einwohner, welche Lingankisten sind, wenig Achtsamkeit auf seine Reden hatten: so hatte er dennoch das Vergnügen, einige Seelen zum Christenthume zu bringen. Eines Tages, als er ^{Mauduit er-} sich am wenigsten vermuthete, erhielt er von dem Alvadar die Erlaubniß, dem wahren ^{hält die Er-} Gotte an dem Orte in der Stadt eine Kirche zu bauen, welchen er dazu erwählen würde. ^{laubniß, eine} Kirche zu, Seine vornehmste Absicht war, den König und die Königin zu besuchen, in der Hoffnung ^{bauen.} diese Prinzessin zu bekehren, von welcher man mit vielen Lobsprüchen redete. Alle seine Bemühungen aber konnten ihm diese Ehre nicht zuwege bringen. Ein Tamuler versicherte ihn, der Alvadar befürchtete, er möchte dem Könige einige Vorwürfe wegen des Lingans machen, den man ihn tragen ließ. Er war aber bey sich fest überzeugt, daß, wenn er dem Hofe einige Geschenke hätte machen können, man keine Schwierigkeit würde gemacht haben, ihn vorzulassen. Vermuthlich hinderte ihn auch seine Armuth, eine Kirche zu Punganur zu bauen. „Eines Tages, als er sich anschickte, drey Catechumenen zu taufen: so traten zehn oder zwölf Tamulers in sein Zimmer, ein jeder mit einem Werkzeuge, welches zum Bauen dienete. Er glaubete, sie wären geschickt, Hand ans Werk zu legen. „Nachdem er sie aber sehr hitzig gefragt hatte, ob sie in dieser Absicht kämen: so antworteten sie, wir wünschten es, und wir wollten gern nach allem unsern Vermögen zu einem so heiligen Unternehmen etwas beytragen: wir können euch aber weiter nichts, als unsere Arme anbieten. Er ersuchte sie, sie möchten diesen guten Willen bis auf eine andere Gelegenheit behalten.“

Er bemerket, da die Absicht seiner Reise bloß gewesen, von dem Lande Erkundigung Ursache seiner einzuziehen, und sich von allem demjenigen zu unterrichten, was zur Einführung des Glaubens etwas beytragen können so habe er sich an einem jeden Orte nur so lange aufgehalten, als es nöthig gewesen, diese Nachrichten einzuziehen.

Als

schweht, auf seiner Ingerhaut sitzt und ihm diese zählung nicht beschweren. Rede hält, werden sich über diese umständliche Erzählung nicht beschweren. g) Er nennet das Land nicht.

Nachricht
v. Carnate.

Als er Punganur verließ, so wollte er nach Terrassadi, einer berühmten Pagode, an der Nordseite gehen, wohin sich die Heiden aus allen Theilen von Indien begaben, und diesem Gößen ansehnliche Geschenke brachten. Er erwog aber, daß sich unter der Menge von Pilgrimen leicht einer finden könnte, der ihn für einen Pranguis ausgäbe, und welcher durch diesen verhassten Vorwurf der Mission einen Streich versetzte, der nicht wieder gut zu machen wäre. Er faßte den Entschluß, wieder nach Tailur *b)*, durch lange und beschwerliche Umwege zu gehen, welche machten, daß er keinen Mauren begegnete.

Seine Rück-
kehr nach Ca-
ruvepondi.

Auf seiner Rückkehr nach Caruvepondi, besuchte er Peddu-Taiaken, Durgam, Belur, Alcatile und andere Städte wieder, in deren einigen er einen oder zweien Catechisten ließ. Seine Reise hatte zween Monate gedauert. Er rühmet sich, einen doppelten Nutzen davon gehabt zu haben; der eine ist, daß er die Dörter habe kennen lernen, wo die Missionarien sich nieder zu lassen Hoffnung haben könnten; der andere, daß er es aus seiner eigenen Erfahrung wahr befunden, es habe nichts mehr Kraft, die Ungläubigen zum Christenthume zu locken, als ein strenges und bußfertiges Leben bey denjenigen, die sie unterrichten.

Was für Ei-
genschaften
ein Missionar
in Carnate
und Madure
haben muß.

Ein Missionar in Carnate und Madure muß keinen Wein trinken, kein Fleisch, keine Fische und keine Eyer essen, und alle seine Speisen müssen aus einigen Hülsenfrüchten oder einem wenig Reis in Wasser gekocht, bestehen. Die Milch ist ihm nicht untersagt: er muß sich aber derselben nur selten bedienen. Die Nothwendigkeit erfordert es, diese Lebensart zu ergreifen, welche der Sanias ihre ist; weil alle diese Leute zur Diegel haben, den jene, welcher sie besser oder weiser machen will, muß ein vollkommener Leben führen, als die übrigen Menschen, welches seinen Unterweisungen gemäß ist *i)*.



b) Der Vater Manduit schähet sich glücklich, daß er unterwegens eine Frau von fast hundert Jahren angetroffen, welche auf einmal die Ohren zu seinen frommen Unterweisungen eröffnet. Er

hält solches für die glücklichste Begebenheit in seinem Leben. Weil diese Frau befürchtete, sie möchte nicht so lange mehr leben, daß sie sich in die christliche Kirche begeben könnte: so lag sie ihn an, er

Das

ARABISCHE MÜNZE.

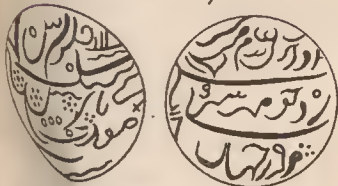
Halber Larin.



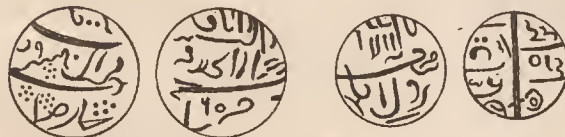
Larin.



Goldene Rupie.



Halbe goldene Rupie Halbe silberne Rupie.



Silberne Rupie.



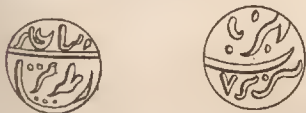
Silberne Rupie.



Halbe silberne Rupie.



Vierthel silberne Rupie.



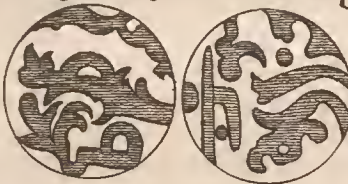
$\frac{1}{8}$ Silberne Rupie.



Vier Kupfer pechas.



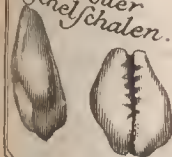
Zwey Kupfer pechas.



Ein Kupfer pecha.



Soris oder Muschelchalen.



Silberne Mamudi.



Halbe Mamudi.



Mandel.



Das XXIX Capitel.

Von den Münzen oder verschiedenen Arten von metallenen Stücken, Muschelschaalen und Mandeln, die in ganz Asien für Münzen gehalten werden.

Der I Abschnitt.

Arabische Münzen. Larinen und halbe Larinen. wecheler. Englische Münzen in Indien. Holländische Münzen. Münzen von Surda und Vera; von Achem, von Macassar, Cambaja, Bantam und den Molucken; von Batavia; Siam, Asien, Tipura, Arrakan, und Pegu; von China und Tunkin. Japanische Münzen. Portugiesische in Ostindien.

Goldene und silberne Münzen. Geschichte der Münzen, mit den zwölf himmlischen Zeichen. Kupfermünzen. Muschelschaalen. Münzen in Matucha; in Porta Jajumala; in Ogen; in Golconda, Bissapur, Carnate und Beluche. Unterschied der alten und neuen Pagoden. Gewinnst der Goldschreiber.

Ob man gleich diesen wichtigen Artikel bey allen denen Nachrichten, wo die Reisebeschreiber davon gehandelt haben, nicht hindan gesetzt hat: so wird dennoch ein jeder alle die Stücke allhier gern in einem Capitel beisammen sehen. Die Veränderungen aber, welche nach und nach mit unserm eigenen Gelde vorgegangen sind, nöthigen uns, vorher anzumerken, was für einen Preis das Gold und Silber in Frankreich zu Ende des letzten Jahrhunderts, das ist, zu der Zeit gehabt hat, da die Nachrichten herausgekommen sind, deren man sich hier bedient. Nach dieser Vergleichung wird man leicht alle indianische Münzen nach dem Werthe bestimmen können, den unser Geld heutiges Tages hat.

Das Mark Gold galt im Jahre 1679 und einigen folgenden, in welchen die vornehmsten Reisen in diesem Bande gethan worden, in Frankreich vierhundert sieben und dreyßig livres, neun sous und acht Deniers; und ein Mark Silber, neun und zwanzig livres, sechs sous, eilf Deniers. Der Louis d'or galt eilf livres zehn sous, und der Goldhaler sechs livres. Der Louis d'argent oder Thaler, galt sechzig sous. Das Verhältniß des feinen Silbers gegen das feine Gold war funfzehn und ein Quart gegen eins; das ist, man brauchte funfzehn und ein Viertheil Mark fein Silber um ein Mark feines Gold zu bezahlen k).

Es scheint die natürlichste Ordnung zu seyn, daß man mit Arabien anfängt. In diesem Lande verfertiget man vornehmlich die Art von Münze, welche Larinen heißt, und eine von den ältesten in Asien ist. Obgleich von Bagdat bis nach den Inseln Ceylan, Celebes und Borneo, vornehmlich längst dem persischen Meerbusen, aller Handel durch Larinen geschieht: so sind die Larinen, nach Taverniers Anzeige, eigentlich doch nur in den dreyer-

Arabische
Münzen.Larinen und
halbe Larinen.

i) A. d. 65 und 66 S. Man sehe die Beschreibung von Siam.

k) Le Blanc Traité historique des Monnoies p. 392 et 417.

Münzen in Asien. In Asien, und zu Balsora gänge und gebe. Ihr Gehalt ist wie unsere Thaler. Indessen wiegen sie doch etwa acht Sols weniger. Dieses nehmen die arabischen Emiren oder Fürsten für ihre Fabrik; und dieß nennen sie bey der Durchreise der Kaufleute, die nach Persien oder Indien gehen, ihren Gewinnst. Sie lassen die Caravanen warten, um den Zoll von ihnen einzunehmen, und die Thaler, die Piafter oder die Ducaten in Larinen umsetzen zu lassen. Dieses ist eine um so viel verdrießlichere Tyranney für die Kaufleute, weil die List und Gewalt sie nicht dawider retten können. Wenn die Emiren sehen, daß man ihnen nichts mehr zu sehen anbiethet: so nehmen sie auch die andern Gebühren nicht, und stellen sich, als hätten sie nicht Zeit, die Rechnungen zu machen. Darauf gehen sie auf die Jagd, und bleiben wohl funfzehn oder zwanzig Tage aus. Unterdessen schmachten die unglückseligen Fremden und verzehren ihre Lebensmittel, ohne einige Hoffnung, andere zu bekommen; und wenn die Caravane fortgehen wollte, ohne die Zölle zu bezahlen, so würde sie in Stücken gehauen werden, ihre Kameele und alle ihre Waaren verlieren; welches nicht ohne Beyspiel ist. Tavernier erzählt 1), er sey auf einer seiner Reisen durch einen solchen Fürsten ein und zwanzig Tage lang aufgehalten worden, nach welcher Zeit er sich noch für sehr glücklich geschätzte, daß er damit losgekommen, daß er ihm alles gegeben, was er verlangte. Wenn die Larinen das Gewicht von denen Münzen hätten, wofür man sie nimmt: so würde sich der Kaufmann nur über eine sehr beschwerliche Ceremonie zu beklagen haben. Allein, da er aufgehalten ist, wenn er nach Indien kommt, seine Larinen in die Münze zu tragen m): so verliert er nothwendig acht Sols an einem Thaler, das ist vierzehn und ein halb fürs Hundert.

Indostanische Münze.
Goldene und silberne Rupie.

Alles Gold und Silber, welches in die Länder des großen Mogols kommt, wird auf das feinste geläutert, ehe Reichsgeld daraus geschlagen wird, welches den Namen Rupie führet. Die goldene Rupie wiegt zwey Drachmen, drey Viertel und eilf Gran, und gilt im Lande vierzehn silberne Rupien. Die goldene Rupie kommt also auf ein und zwanzig französische Livres, und eine Unze Gold auf acht und funfzig Livres vier Deniers. Dieses Gold ist von der Feine desjenigen, welches wir auf vier und funfzig Livres die Unze schätzen. Wenn man dieses Gold in Stangen oder Ducaten aus Europa bringt: so hat man allezeit achtehalb fürs Hundert Gewinnst, wenn man keinen Zoll dafür geben darf. Die halbe Goldrupie kommt auf zehn Livres zehn Sols, und die Viertelrupie auf fünf Livres fünf Sols. Vor Alters war die Gestalt der Rupien viereckigt; iho ist sie rund. Obgleich die Silberrupie auf dreyßig Sols gerechnet wird: so wiegt sie doch nur drey Drachmen und unsere dreyßig Solsstücken wiegen drey Drachmen und ein halb, vier Gran. Die Rupie aber ist von besserem Silber. Mit einem Worte, diejenigen, die den Handel verstehen, und welche aus Europa Gold oder Silber nach den Ländern des großen Mogols bringen, haben allezeit sieben bis acht am Hundert Gewinnst; wenn sie keinen Zoll geben dürfen. Wenn man aber den bezahlet, so geht der Gewinnst darauf. Es giebt halbe Silberrupien zu funfzehn Sols, Viertelrupien zu achtehalb Sols und Achtel Rupien zu drey Sols neun Deniers.

Geschichte der Rupien mit den zwölf Himmelszeichen.

Ob man gleich Taverniern in demjenigen, was er historisches anführet, nur mit Behutsamkeit folgen darf: so kann man doch die Geschichte von denen Rupien, welche die zwölf Himmelszeichen haben, nicht übergehen.

1) T. II. a. d. 3 S.

m) Dieses hat man aus allen Nachrichten gesehen.

N^o 13.

Münzen, welche die zwölf Himmelszeichen vorstellen.



*Gold-Silber-und Kupfermünzen welche die Portugiesen
in Ost-Indien schlagen lassen.*





himmlischen Zeichen vorstellen, so wie man sie im II Theile seiner Reisen a. d. 24 S. findet, Münzen in
Asien.
nicht ganz und gar verwerfen. Man wird nichts in seinen Worten ändern.

„Sultan Selim, saget er“), sonst Jehan Guir Patcha genannt, der neunte König der Mozolen und des Cha Jehan Vater, liebete die Weiber sehr, aber insonderheit eine unter denjenigen, die in seinem Pallaste sich befanden, welche er zur Gemahlinn genommen, und die auch sonderbar herrlich begabet war. Sie hatte einen trefflichen Verstand, war freugebig, wußte des Königes Gemüth also wohl zu beobachten und denselben dergestalt zu belustigen, daß er ohne sie nicht seyn konnte; sie vermochte all ihr Begehren von ihm zu erlangen, hatte zween Namen, der eine war Nur Jehan Begum, das so viel als das Licht der Welt bedeutet; und dieß ist der Name in ihrem Perschaft; denn sie, wie in meinen Beschreibungen vermeldet wird, nichts unterschrieben, sondern allein das Perschaft aufgedrucket hat. Der andere Name, welcher ihr bey Hofe gegeben worden, war Nur Mahal, das ist so viel, als das Licht des Pallastes. Dieselbe trug jederzeit eine große Feindschaft wider die zween königlichen Prinzen, und insonderheit den zweyten, damalen Sultan Kurom genannt; welcher, nachdem er hernach zur Krone gelanget, sich Cha Jehan nennen lassen. Derselbe widersezte sich beständig allem Vorhaben dieser Prinzessin; welche hingegen des Königes Herz also regierete, daß er auf ihr Zusprechen fast das ganze Jahr über sich auf dem Lande aufhielt, unterdessen sie heimlich etliche Rajas auf den Gränzen zu Empörung anreizete, damit er veranlasset wurde, in Krieg zu gehen, und also von seinen Söhnen sich zu entfernen. Weil diese Königin sehr ehrgeizig war: so befiß sich dieselbe, dem Könige in allem ein Gefallen zu thun, um desto leichter den Zweck ihres Vorsazes zu erreichen; und wie sie ein großes Verlangen trug, sich einen unsterblichen Namen zu machen, so hielt dieselbe kein besser Mittel darzu, als viel Geld unterschiedlichen Schlages, nach der Münze wie die Könige in Indien hatten, prägen zu lassen; denn es ist zu merken, daß alle dieser Könige Münzen, auf beyden Seiten, allein eine Schrift in des Landes Sprache haben: aber diese Königin hat auf der ihren, die zwölf himmlischen Zeichen stellen lassen, wider das Mahometische Gesetz, welches allerley Vorbildung verbietet; jedoch hätte dieselbe ihren Zweck niemals erreicht, wenn der Prinz Sultan Kurom bey Hofe gewesen wäre. Aber sie nahm ihre Zeit in Acht, da der König seinem ältern Sohne Sultan Kosru, der sich wider den Vater aufgelehnet, und vermeynet, denselben durch Gewalt der Waffen von dem Throne zu stoßen, die Augen ausstechen lassen. Denn nach diesem erhaltenen Siege, schickte er den zweyten Sohn Sultan Kurom mit einem mächtigen Kriegesheere in Decan, wider den König von Bisapur, der sich regete. Die Königin sah dazumal, daß diejenigen, welche ihr in ihrem Vorhaben hinderlich seyn könnten, aus dem Wege geräumt, und vornehmlich Sultan Kurom, der größte ihrer Feinde. Weil sie nun dafür hielt, es sey also die bequeme Zeit, ihren Vorsatz dem Könige zu offenbaren: so hub dieselbige an, ihm mehr als zuvor gewöhnlich, zu schmeicheln, und erdachte täglich frische Ergötzlichkeiten, jezt auf die Jagd; bald in dem Haram mit Tänzern und Comödien. Eines Tages, da der König sich wohl ergößt und Wein getrunken, wird er sehr fröhlich; und als die Königin in seiner Gegenwart, ihm zu Gefallen getanzt, nahm er dieselbe bey der Hand, und ließ sie neben sich sitzen, bekannte, daß er sie über alle Maßen, mehr als alle andere Fürstinnen seines Hofes, liebte, und daß ohne die-

It 2.

„selbe,

*) Nach der deutschen Uebersetzung.

Münzen in
Asien.

„selbe, er vor Unwillen über den höchststräflichen Frevel des Sultan Kosru seines Sohnes,
 „der sich unterstanden, ihn von dem Throne zu stoßen, gestorben wäre. Wie die Königin
 „ginn den König in so gutem Willen für sie gesehen, so ermangelte sie nicht, solcher trefflichen
 „Gelegenheit sich zu bedienen, und sagte zu ihm: Herr König, wenn ihre Majestät mich
 „also liebet, wie sie mich bereben will, so werden selbe mir dasjenige, wornach ich bereits lan-
 „ge Zeit eine große Begierde habe, verwilligen; das ist, daß ich frey und vollkommen,
 „nur vier und zwanzig Stunden lang regieren möge. Ueber dieses Begehren war der Kö-
 „nig sehr bestürzt, auch etliche Tage lang sehr betrübt; er wollte der Königin nichts ver-
 „sagen, hingegen war ihm nicht lieb, auf ein solches Begehren seinen Willen zu geben.
 „Die Königin unterdessen unterließ nicht, nach allem Vermögen, mehr und mehr den
 „König zu belustigen, und that keinesweges dergleichen, daß sie dessen Unmuth vermerkte.
 „Wie der fünfte Tag nach ihrem geschehenen Begehren herbey gekommen, und der König
 „derer Unmuthigkeit und herzlichen Begierde, die er für sie hatte, nicht ferner widerstehen
 „konnte, sagte derselbe zu ihr, daß er sich vier und zwanzig Stunden lang entfernen wollte,
 „in welcher Zeit sie den Thron besitzen, und mit völliger Gewalt regieren könnte; zur
 „gleich ließ er in ihrer Gegenwart alle große Herren, die bey Hofe waren, vor sich
 „kommen, und befahl denselben, der Königin zu gehorsamen, und denselben Befehl
 „fleißigst zu vollstrecken, gleich als wenn er selber redete. Die Königin hatte bereits von
 „guter Zeit alle ihre Vorbereitungen gemacht, und heimlich eine große Partey Gold und
 „Silber in allen Städten, da Geld gemünzet wurde, gesammelt, und daselbst die Münz-
 „schläge austheilen lassen. Es ist gewißlich eine bewundernswürdige Sache, daß ein Weib
 „ein so wichtiges Vorhaben also weislich geleitet, vier und zwanzig Münzstempel graben
 „lassen, und beydes Gold und Silber mehr als zwey Millionen werth in allen diesen Städten
 „in Bereitschaft gehalten, ohne daß der König, noch die großen Herren seines Hofes etwas
 „jemals davon gewußt. Die Münzmeister allein, welche von der Königin durch große
 „Guthaten und gemachte Hoffnungen ganz eingenommen waren, indem sie sich gesichert
 „hielt, von dem Könige ihr Begehren endlich zu erlangen, wohl erachtend, wann nicht al-
 „les fertig stünde, ihr Vorsatz in vier und zwanzig Stunden nicht werfstellig gemacht wer-
 „den könnte; hatten von dieser geheimen Sache Wissenschaft. Als nun der Tag, da die Kö-
 „nigin die Regierung angetreten, herbey gekommen: so sandte dieselbige alsobald Eilboten
 „in alle Münzstädte des Königreichs mit Befehl, daß beydes goldene und silberne Rupien,
 „bis auf ermeldte Summe werth gemünzet wurden. Wie der König und die großen Herren
 „seines Hofes solches vernommen, waren sie über allemassen verwundert, und bestürzt, son-
 „derlich Sultan Kurom, der Königin Todfeind, welcher, wie ich von glaubwürdigen
 „Leuten des Landes verstanden, darüber von Sinnen gekommen, und mit großer Mühe von
 „solcher Bestürzung wiederum sich erholen können. Die Sache ward so geschwind vollstreckt,
 „vornehmlich an dem Orte, da die Königin sich befand, daß zwey Stunden, nachdem
 „dieselbe auf dem Throne gesessen, sie eine große Anzahl dieser neugeprägten gold- und silberne
 „Münzen preis werfen lassen; welche Münze in wärend der Regierung Jehan Guir beständig
 „für Rupien gangbar gewesen, aber nachdem Sultan Kurom, der hernach den Namen
 „Schah Jehan angenommen, nach dem Tode seines Vaters zur Krone gelangt, hat er
 „diese Rupien bey Lebensstrafe verbotzen, und allen denjenigen, die deren sowohl von Gold
 „als Silber hatten, gebotzen, solche, um geschmolzt zu werden, in die Münze zu liefern, den
 „Werth hingegen dafür zu empfangen, daher kommt es, daß ich diese Rupien sonderlich die
 „von

„von Gold sehr rar sind, und unter andern zwey oder drey, die man schwerlich findet, wean auch für deren eine bis auf hundert Kronen bezahlt werden.“ Münzen in Asien.

Die Kupfermünzen in Indostan haben verschiedene Namen, und gelten mehr oder weniger, nachdem man viel oder wenig Kupfer dazu genommen. Gemeiniglich gilt die größte zwey Sous nach französischer Münze; die folgende ein Sous; und die darnach kommt, welche man Pecha nennet, sechs Deniers. Kupfermünze

Die Koris oder Muschelschaalen, sind ebenfalls in Indostan gebräuchlich. Weil sie aus den Maldiven kommen, so giebt man ihrer immer mehr für ein Pecha, je näher man dem Meere ist; und die gewöhnlichste Zahl ist fünfzig bis sechzig. Muschel-schaalen.

Die Mamudis und halben Mamudis, welches Silberstücke sind, gelten nur in der Provinz Gufuratte. Fünf Mamudis gelten einen Thaler. Die Koris werden in dieser Provinz nicht genommen: man nimmt daselbst aber eine kleine Art von Mandeln, welche aus den Gegenden von Ormus und den Wüsten des Königreiches Lar kommen. Vierzig gelten ein Pecha; und zuweilen auch vier und vierzig, nach der Menge Mandeln, die man in dieses Land bringt. Die Bäume, deren Früchte sie sind, tragen nicht immer eine gleiche Menge. Dieses Geld steigt oder fällt, nach Verhältniß; und die Wechsler finden ihre Rechnung dabey. Die Mandeln sind in ihren Schaalen. Man darf nicht befürchten, daß die Kinder sie aufknacken, und den Kern essen; denn sie sind bitterer, als Celoquinten.

Unter den zinebaren Fürsten des großen Mogols sind viele, welche das Recht haben, Geld schlagen zu lassen. Das Land oder das Königreich Matucha, welches gegen Norden von Agra liegt, und in hohe Gebirge eingeschlossen ist, genießt dieses Vorrecht. Sein vornehmster Handel mit seinen Nachbarn besteht in Kupfer, wovon er zwey sehr ergiebige Bergwerke hat, welche den größten Theil von Indostan damit versehen, aus welchem sie Salz dafür nehmen. Dieses Salz, welches die Natur den Einwohnern in Matucha versaget hat, kommt ihnen sehr hoch, weil man von dem Orte, woher sie es bekommen, welcher an der indischen Küste nach Bazaim zu liegt, vier Monate unterwegs seyn muß. Es wird von Ochsen weggeführt, welche auch das Kupfer bringen. Matucha bringt vorwessliches Getreide, gute Trauben, herrliche Früchte, allerhand Thiere, Lasuresteine, und Grenaten. Die Einwohner aber, welche insgesamt Abgötter sind, bedauern es sehr, daß sie kein Salz und keinen Reiß haben; zwey Waaren, die bey ihrer Religion kostbar sind. Die vornehmste Münze in Matucha ist silbern, von eben dem Gehalte, als die Rupien, und wiegt nur eine Drachme und neunzehn Gran. Der Unterschied in dem Cours ist sechs und ein halb fürs Hundert. Je weiter man gegen Norden kommt, desto theurer wird das Gold und Silber. Die kupfernen Stücke in diesem Lande haben nur den Werth von einem Pecha, ob sie gleich um die Hälfte schwerer sind. Verschiedene Münzen anderer Fürsten in Matucha.

Der Raja von Porta Jajumola, ist einer von den größten Fürsten, jenseits des Ganges. Seine Länder sind gerade gegen Norden von Patna, und stoßen an des Königes von Butam seine. Er ist verbunden, jährlich einen Gesandten an den Statthalter zu Patna mit einem Geschenke von zwanzig Elephanten zu schicken, welches dieser Statthalter dem großen Mogol machet. Sein vornehmster Reichtum besteht in Elephanten, in Minseus und in Rhebarber; und da es ihm am Salze fehlet, so hat er eine ansehnliche Auflage auf dasjenige, was in seinem Lande verzehret wird, oder noch weiter geht. Alles dieses Salz kommt aus den Ländern des großen Mogols, und wird von der Seeküste bis auf den In Porta Jajumola. fünfzig-

Münzen in fünfzigsten, und auch wohl fünf und fünfzigsten Grad nördlich verführet. Man beladet **Asien.** über funfzehnhunderttausend Ochsen damit, und eine jede Ladung, die aus den Salzwerken kommt, bezahlt dem Mogol eine Rupie, um frey durch alle seine Länder zu gehen. Diese Nothwendigkeit allein, hat den Raja gezwungen, sich dem Tribute zu unterwerfen. Seine Münze, welche eine Art von Rupien ist, wird für eine der schönsten in Indien gehalten.

Münze von Der Raja von Ogen, einem Lande zwischen Brampur, Seronge und Amadabath, **Ogen;** läßt eine Silbermünze schlagen, die nur in seinen Ländern gilt, und die man so gar in des großen Mogols seinen verwirft. Sie wird für eine Viertelrupie gehalten: das Silber aber ist schlechter. Man machet auch in den Ländern dieses Fürsten Pechas von sechs Diers, welche in den mogolischen Staaten gänge und gebe sind, bis in den Hafen von Agra. Die Koris sind daselbst die kleinste Münze.

von Golkonda, Bisapur, Carnate und Beluche, Man kann sich kühnlich auf Taverniers Zeugniß wegen derer Goldstücke verlassen, welche man Pagoden nennet, und die eigentlich nur in den Ländern Golkonda, Bisapur, Carnate und Beluche o) gänge und gebe sind. Da ihn sein vornehmster Handel vielmals nach den Diamantgruben geführt: so hat er sich genöthiget gesehen, den Werth einer Münze vollkommen zu ergründen, deren er sich beständig bediente. Alle Pagoden, sagt er, ob sie gleich von verschiedener Gestalt sind, haben in diesen verschiedenen Ländern einen Werth, und müssen das Gewicht unserer halben Pistolen haben: das Gold aber ist geringhaltiger. Indessen, obgleich die Münze nicht mehr als zwey und vierzig bis drey und vierzig livres werth ist: so wird sie dennoch für vier Rupien gehalten. So schien es ihm auch, daß solches das beste Geld wäre, welches man nach den Gruben bringen könnte. Er unterscheidet die alten Pagoden von den neuen. Die erstern sind von der Zeit, da die Könige das Herren von Golkonda waren, und haben nur ein kleines Merkmal auf der einen Seite. **Unterschied zwischen den alten und neuen Pagoden,**

o) Oder vielmehr Velur.

p) Es geschieht keine ansehnliche Zahlung, ohne einen Cherafen, der sie empfängt, und welcher die Summ: in seinen Händen behält, wenn der Verkäufer so nicht nothig hat; indem er ihm das Interesse dafür achte vom Hundert jährlich bezahlt; sollte er das Geld auch nur zwey Tage haben. Daher kommt es, daß die Cherafen stets den größten Theil von dem Gelde des Königreiches haben, und ungeachtet der Interessen, die sie davon bezahlen, sehr großen Nutzen damit machen. Ebend. a. d. 10 S.

q) Die umständliche Erzählung von diesen Mitteln ist lehrreich. Erstlich untersucht der Cheraf alle die alten Pagoden; und nachdem er sie eine nach der andern angesehen, so machet er fünf oder sechs Haufen daraus. Von einigen sagt er, sie wären abgenutzt, als die andern, weil sie durch mehrere Hände gegangen. An andern ist ein halbes vom Hundert oder ein Viertel u. Abgang, weil sie gebohret sind. Mit diesem Bohren ist es etwas wunderbares. Weil die Pagoden sehr dick

sind, und man sie nicht beschneiden kann: so bedienen sich diejenigen, welche einen unrechtmäßigen Gewinnst suchen, eines Bohrers, um sie am Rande bis auf die Mitte oder noch weiter zu durchbohren, und ziehen zuweilen zwey oder drey Sous am Golde aus einem Stücke. Sie ziehen mit vieler Vorsicht, damit sie nicht auf der That ergriffen werden, dieses Gewerbe allen andern vor, weil es wenig Handwerker in Indien giebt, die über drey Sous des Tages verdienen. Wenn sie den Bohrer wieder herausgezogen haben; so schlagen sie mit einem kleinen Hammer auf die Löcher, und wissen sie so gut wieder zuzumachen, daß man eine sehr große Erfahrung haben muß, den Betrug zu entdecken. Aus dieser Ursache nimmt man auch keine Zahlung, ohne die Stücke dem Cherafen zu zeigen; und wenn er nur zwey oder drey Stücke ansieht, so ist der geringste Lohn für seine Mühe zwey Riads oder ein Sous. Zuweilen, wenn eine ansehnliche Zahlung geschieht: so thut der Cheraf die Pagoden zu fünfzig oder hundert in kleine Haufen, worauf er sein Siegel drucket, und auf den Pack wird die Anzahl der darinnen enthaltenen Pagoden

Münzen eines Koeniges und zweener Rajas, welche alle dreye dem groſſen Mogol zinsbar ſind.

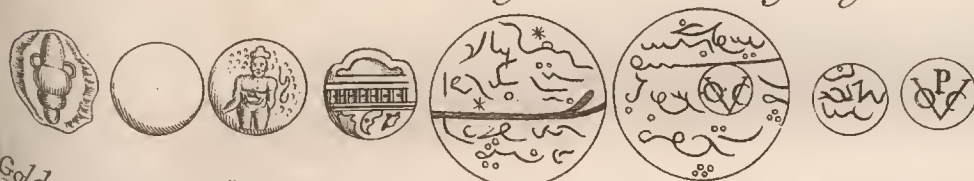


Arten von Goldmünzen, die man Pagoden nennet.



Tunos.

Münzen, welche die Hollender und Engländer in Indien ſchlagen laſſen.



Gold- und Zinnmünzen des Koeniges von Achem nebst den Goldmünzen des Koeniges von Macasſar oder Celebes, und den Silber- und Kupfermünzen des Koeniges von Camboya.





Sie sind eben so schwer, als die neuen: allein, ob sie gleich nicht von besserem Golde sind, so werden sie doch zwanzig bis fünf und zwanzig vom Hundert höher geschätzt. Die Ursache, die er davon anführet, ist, weil die Cherafen, das ist, die Geldwechsler, welche insgesammt Gögendienner sind, den Aberglauben haben, und sich einbilden, wenn diese Münze eingeschmolzen würde, so würde das Land mit einem Unglücke bedrohet; und in dieser Furcht geben sie auch dem Könige von Golconda in gewissen Jahren bis auf zwanzigtausend Pagoden, damit er sie nur nicht einschmelzen lasse. Diese alten Pagoden aber gelten nur allein in dem Königreiche Golconda. Tavernier glaubet, es hätte der Nutzen der Cherafen mehr Theil daran, als ihr Aberglauben. In dem ganzen Königreiche redet man beyim Handel nur von alten Pagoden, nicht als ob es nicht eben so gut erlaubt sey, die Zahlung in neuen Pagoden oder in Rupien zu thun; sondern diejenigen, welche neue Pagoden oder Rupien empfangen, finden stets ein Mittel, ein Viertel oder ein Halb, zuweilen auch wohl eins vom Hundert zu gewinnen, unter dem Vorwande, diese neue Münze wäre aus Bisapur, oder Carnate, oder Beluche oder von den Engländern und Holländern. Auf der andern Seite ist der Cheraf, wenn die Zahlung in alten Pagoden geschieht, seines Vortheils noch gewisser, weil er, da er die gewöhnliche Interesse für das Geld bezahlt, welches er in Händen behält p), tausenderley Mittel hat, es zu seinem Vortheile zu brauchen q).

Münzen in
Asien.Gewinnst
der Cherafen
oder Gelds
wechsler.

Man wird auf dem Kupfer eine andere Handlungsmünze sehen, welche in eben den Landen gebräuchlich ist, und Janos heißt. Sie ist von Golde und von unterschiedenem Gehalte, deren einige sechs, andere zehn bis fünfzehn, auf eine Krone gehen, worunter sich einige von sehr schlechtem Schrote und Korne finden. Diese Münze ist auf der Küste Comorandel von dem Vorgebirge Comorin bis nach Bengalen nebst den kupfernen Pechas und den Koris gangbar, welche statt der Scheidemünze dienen.

Die

den geschrieben. In diesem Stande wird die Summe demjenigen geliefert, welcher die Zahlung empfängt. Wenn dieser sie brauchen will: so machet er den Sack nicht auf, um sie demjenigen zu geben, den er bezahlt. Man läßt eben den Wechsel rufen, welcher die Säcke versiegelt hat, und welcher, wenn er sein Siegel unverletzt erkennt, dafür steht, daß die Stücke gut sind. Sie gehen also ganze Jahre lang herum, ohne daß die Säcke geöffnet werden. So oft sie aber in eine andere Hand kommen, so läßt man eben die Cherafen holen, welche stets etwas fürs Hundert wegen ihres Besuches ziehen. Indessen ist es doch gewöhnlicher, daß man ihnen die Summe die Zeit über in Händen läßt, um das Interesse von ihnen zu nehmen. Drittens, so machen sie sich derselben auf folgende Art zu Nutzen. Es ist im Lande gewöhnlich, daß die Kriegerleute daselbst monatlich bezahlt werden sollen: sie meisten aber warten nicht so lange, bis der Monat um ist, sondern nehmen ihr Geld bey den Cherafen auf, welche achtzehn bis zwanzig vom Hundert dafür abziehen; über dieses bezahlen sie in Pagoden, woran etwas

fehlet. Wenn ein großer Diamant oder ein schöner Rubin zu verkaufen ist: so wissen sie solches alsbald; und es dauret nicht lange, so finden sie Mittel, solchen als ein Pfand zu haben. Die Kaufleute, welche von Pegu oder andern Orten kommen, sind gemeiniglich etwas schuldig; und da der Kaufmann nach den Gesetzen verbunden ist, innerhalb vierzehn Tagen, da er an das Land gestiegen, zu bezahlen, so versetzet er seine kostbarsten Güter so lange, um diejenigen zu befriedigen, welche zu der Ausrüstung des Schiffes etwas beigetragen, oder ihm Geld vorgestreckt haben, die Sachen einzukaufen. Darauf verkaufet er seine andern Waaren, um dem Cherafen zu bezahlen, von welchem er bey seiner Ankunft Geld aufgenommen hatte. Diejenigen, welche in den Diamantgruben arbeiten, und die Kaufleute, welche sie pachten, haben wenig schöne Steine, die sie nicht diesen Wechslern verkaufen; weil sie gewiß wissen, daß sie daselbst baar Geld finden. Oftmals versetzen sie solche auch so lange bey ihnen, bis sie Kaufleute dazu gefunden haben. Eben d. a. d. 11 und 12 S.

Münzen in
Asien.

Englische
Münzen in
Indien.

Die Engländer haben in ihrem Fort zu Madras ziemlich lange eine Goldmünze schlagen lassen, welche so, wie der Könige und Rajas ihre im Lande, Pagode heißt. Sie war von eben dem Gewichte, eben dem Gehalte, und eben dem Werthe. Sie hatten anfänglich diesen Nutzen nicht geachtet, weil sie mehr Gewinnst dabey fanden, wenn sie das englische Gold nach ihren Comptoren brachten. Nachdem sich aber Carl der Zweyte mit einer portugiesischen Prinzessin vermählet hatte, welche ihm das Fort zu Bomabay als einen Theil ihrer Aussteuer zubrachte: so fingen sie auch an, in diesem Fort Silber- Kupfer- und Zinnmünzen zu schlagen. Diese Münze aber ist niemals zu Surata, noch in den Ländern des großen Mogols und anderer indianischen Fürsten gangbar gewesen. Sie gilt nur unter den Engländern im Fort selbst, und bis auf zwei bis drei Meilen im Lande umher, oder in den Dörfern an der Küste. Die Bauren, welche ihnen ihre Eßwaaren bringen, nehmen dieses Geld gern, weil in einem elenden Lande, wo kein Handel ist, sie nicht viel anderes Geld sehen.

Holländische
Münzen.

Paliacate ist ein Fort der Holländer an der Küste Coromandel, wo man auch Pagoden von eben dem Gewichte, als die andern, schlägt, allein dem Gehalte nach etwas besser, als der Fürsten im Lande, und der Engländer ihre. Der Unterschied ist, daß sie zwei bis drei aufs Hundert besser sind. Man schlägt zu Paliacate auch silberne Rupien, welche so schwer sind, als des großen Mogols seine, und auf der einen Seite das Zeichen der holländischen Compagnie haben. Die Indianer aber urtheilen davon nicht so, als von den dasigen Pagoden; das ist, sie machen nicht so viel daraus, als aus den gemeinen Rupien, und im Handel verlieren sie ein Halbes vom Hundert, obgleich das Silber nicht schlechter ist. Die Holländer lassen auch noch eine kleine Kupfermünze zu Paliacate schlagen, womit sie gemeinlich ihre Soldaten bezahlen. Tavernier bemerket, sie hätten Ursache gehabt, nach dem Rechte zu streben, Geld schlagen zu lassen. Weil sie aus Japon nur Gold, Silber und Kupfer in Stangen, aus Macassar Goldstaub, und aus China Gold in Klumpen brachten: so sahen sie gar wohl ein, daß, wenn sie alle diese Reichthümer den Cherafen verkaufen, sie fünf oder sechs vom Hundert, entweder durch die Untren dieser Wechsler oder der Häupter ihrer eigenen Comptore, verloren. Der Nutzen, welcher auf diese ungetreuen Unterhändler fiel, bleibt also der Gesellschaft.

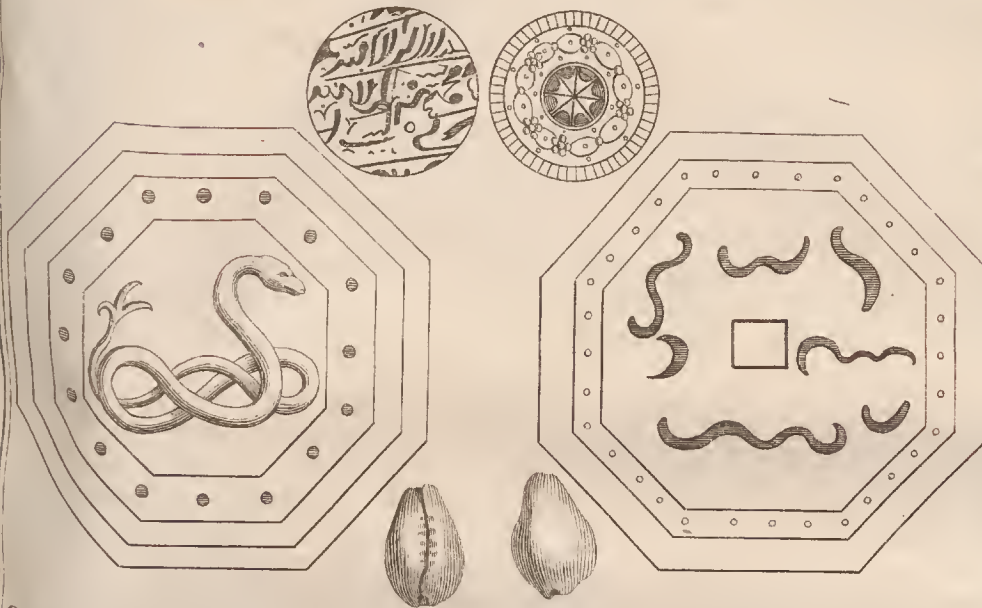
Münze zu
Queda und
Pera.

In dem Königreiche Queda und Pera schlägt man nur Zinnmünze. Viele Werke von diesem Metalle, die man zu verschiedenen Zeiten daselbst entdeckt hat, haben den Engländern viel Schaden gethan. Denn England versah ehemals einen Theil von Asien damit. Es wurde daselbst viel verbraucht, vornehmlich in den Staaten des großen Mogols, und noch mehr in Arabien und Persien, wo alles Geschirr von Kupfer ist, und alle Monate muß verzinnet werden. Die Holländer und andere Kaufleute aber handeln es also von dem Könige in Queda, und verschleusen es in alle Theile vom Morgenlande. Wenn einige Gold- oder Silbermünzen in das Königreich Queda und Pera kommen: so bleiben sie in den Händen des Königes und der Großen. Das Volk sieht nichts anders, als Eisen von Zinn, und Koris. Die größten Stücke wiegen anderthalb Unzen, und gelten im Lande zweien französische Sols, ob sie gleich nach dem Werthe des Zinnes in Europa nicht mehr

*) Sie gleichen, sagt Loubere viel deutlicher, an Gestalt einer kleinen Walze, oder einem sehr kurzen zusammen gerollten Blatte, das in der Mitte te also gebogen ist, daß beide Enden neben einander kommen. Das Gepräge, damit ist es versehen zweymal und zwar in der Mitte der Rolle beiseite

N^o 15.

Münzen des Königes von Cheda und Pera.



Gold- und Silbermünzen der Könige von Asem, von Tipura, von Arakan und von Pegu.



mehr als ein Sol drey Deniers gelten könnten. Die Ränder daran sind dick, das Mittel- Münzen in
 ste aber ist so dünne, als Papier. Das kleine Stück gilt vier Deniers, und gleicht am Wer- Asien.
 the funfzig Koris.

In der Insel Sumatra läßt der König von Achem eine Goldmünze schlagen, deren Münze von
 Gehalt besser ist, als der Louis d'or. Die Unze würde wohl funfzig Franken kommen. Die- Achem.
 se Stücken wiegen zehn Gran und gelten sechzehn Sol, acht Deniers nach französischem
 Gelde. Die Scheidemünze in diesem Königreiche ist von Zinn, und wiegt acht Gran.
 Wenn man dieß Zinn, welches sehr gut ist, auf sechzehn Sol das Pfund setzt: so brau-
 chet man fünf und siebenzig solcher Stücken zu einem französischen Sol.

Die Goldmünze des Königes von Macassar in der Insel Celebes wiegt zwölf Gran, Münzen von
 und die Holländer nehmen sie für einen Gulden von ihrer Münze. Das Gold dazu ist Macassar;
 sehr gut.

Des Königes von Camboja seine ist von Silber. Sie wiegt zwey und dreyßig Gran, von Camboja,
 Dieser Herr läßt niemals höhere schlagen; und ob er gleich eine Menge Goldes in seinem Bantam und
 Lande hat, so verhandelt er es doch lieber nach dem Gewichte, wie in China, als daß er es den Molu-
 in Geld verwandelt. Er läßt aber auch eine Kupfermünze schlagen, die vermuthlich dem cken.
 Könige von Bantam und den Königen in den Molucken zum Muster dienet; denn die ih-
 rigen sind von eben der Gestalt und von eben der Materie. Was die Silbermünzen anbe-
 trifft, so lassen sie denjenigen, die aus fremden Landen kommen, in ihren Staaten freyen
 Lauf, ohne sie jemals einschmelzen zu lassen. In Bantam, in Batavia, und der ganzen in Batavia;
 Insel Java, in vielen Orten in den Molucken sieht man nichts, als spanische Piaster, deut-
 sche Reichsthaler, und französische Thaler. In Batavia aber hat man wie in Holland,
 noch über dieß zur Scheidemünze, Schillinge, Stüber, Doppelsols und Sols.

Zu Siam wird eine Goldmünze geprägt, welche zehn Gran mehr wiegt, als unsere in Siam.
 halbe Pistolen. Das Gold ist von eben dem Gehalte. Wenn die Kaufleute, welche in
 diesem Lande handeln wollen, Gold oder Silber daraus wegführen: so geschieht es, weil sie
 keine Waaren finden, die sie kaufen können; denn sie haben an diesen Metallen nicht zwey
 von Hundert Gewinnst. Die Siamer haben eine Silbermünze von der Größe einer guten
 Haseknopf, platt, in halber Ründe, an den vier Seiten, wovon drey gespalten sind, wie
 ein Hufeisen, und zwey haben einige Charaktere ihres Landes. In dem ganzen Morgenlan-
 de ist keine Münze so seltsam gemacht *). Sie wiegt viertelhalb Drachmen und fünf und
 zwanzig Gran. Ihr Gehalt, ist eben so wie in unserm Silber, zu drey livres zehn Sols
 die Unze. Die Kupfermünze in Siam muß mit der Silbermünze, welche Tical heißt,
 ein bekanntes Verhältniß haben, weil man ordentlicher Weise zweyhundert Stücke für ein
 silbernes giebt. Man bedienet sich daselbst auch zur geringern Münze, derjenigen Muschel-
 schalen, welche von den Maldiven kommen.

Alle Silbermünzen in den Königreichen Assem, Tipura, Arrakan und Pegu sind von Münzen in
 eben dem Gehalte, als die französischen Thaler, wenn man sie auf drey livres zehn Sols Assem, Tipu-
 ra, Arrakan
 die Unze setzt, wie sie zu den Zeiten des Verfassers waren. Die von Assem wiegt drey und Pegu.
 Drachmen vier Gran. Die von Tipura wiegt drittehalb Drachmen, zwey und zwanzig
 Gran.

net wird, steht keiner in Europa bekannten Sache klären. Man sehe die Beschreibung von Siam,
 ähnlich; ja die Siamer konnten sie selbst nicht er- in X Bande dieser Sammlung a. d. 269 S.

Münzen in Gran.
Asien.

Sie führt auf der einen Seite die Aufschrift, Aragari, welches in der Landessprache Gott heißt; und auf der andern Chatermani, König in Tipura. Dieses Königreich, welches sonst den Europäern wenig bekannt ist, fängt zw. Tagereisen von Dacca gegen Nordwest an. Die Münze des Königes von Arakan wiegt drittehalb Drachmen fünfzehn Gran. In diesem Lande wird das Gold ungeprägt verhandelt: es ist aber von sehr schlechtem Gehalte, und nicht über vierzehn Karat. Die Silbermünze in Pegu wiegt drittehalb Drachmen zwölf Gran. Man läßt auch in diesem Lande kleine Goldstücke schlagen; die nur sieben Gran wiegen, und deren fünfzehn einen Piaster gelten. Das Gold dazu ist sehr schlecht. Diese Stücke heißen Janos. Asem hat eben dergleichen, aber von noch schlechterm Gehalte. Zu dem Werthe eines Piasters brauchet man ihrer zwey und zwanzig.

Münze in
China und
Tunkin.

In den Beschreibungen von China und Tunkin, hat man angemerkt, daß daselbst weder Gold- noch Silbermünze geschlagen wird; daß die Scheidemünze von Kupfer ist; und daß man im Handel nur Goldklumpen oder Stücke brauchet, deren jedes sein Gewicht hat. Die Holländer nennen solche Goldschut, das ist Goldschiff, weil sie fast die Gestalt eines Schiffes haben; andere nennen sie Goldbrodte. Man sieht ihrer nur von zweyerley verschiedenen Größe. Das Gold dazu ist von solchem Gehalte, daß die Unze in Frankreich nicht über zwey und vierzig livres kommen würde. Das größte Stück gilt zwölfhundert holländische Gulden, und nach französischer Währung, dreyzehnhundert und fünfzig livres. Das andere Stück, welches nur halb so schwer wiegt, hat auch den Werth darnach.

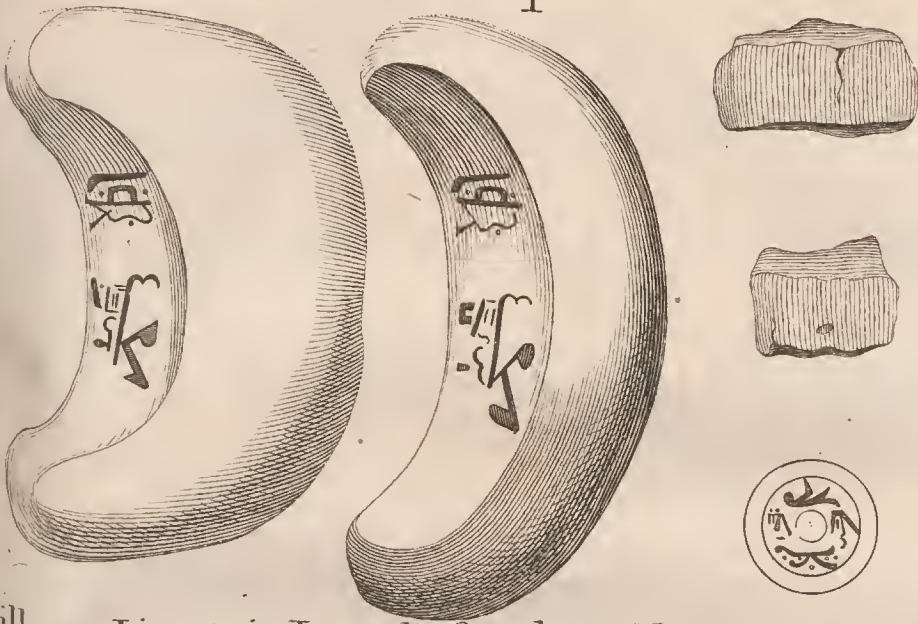
Was die Silberklumpen oder Stücke anbetrifft, so hat man sie von unterschiedener Größe und Gewichte, deren Werth folglich auch darnach mancherley ist. Bey großen Zahlungen bedienet man sich Stücke, welche auf hundert Franken gelten: man sieht aber auch kleine, die nicht einen Sol werth sind. Diejenigen, welche etwas kaufen, haben stets Instrumente bey sich, um von einem großen Stücke so viel abzuschneiden, als an ihrer Summe fehlet. Uebrigens, wenn die Chineser ihre Goldschiffe oder Brodte in fremde Länder bringen: so nimmt sie kein Kaufmann, ohne sie mitten von einander zu schneiden. Jedermann hat ein Mißtrauen auf diese Nation, vornehmlich die Holländer, welche oftmals mitten in diesen Goldbrodten ein Drittel Kupfer oder Silber gefunden haben. Die Chineser sind so verschlagen, daß es wenig Fremde giebt, welche nicht von ihnen betrogen werden. Sie sind eben so geschickt, sich vor der Verschlagenheit eines andern in Acht zu nehmen. Man sieht sie niemals ohne ihr Gewicht, welches einer kleinen Schnellwaage gleicht, etwa acht Zoll lang, womit sie alles Gold und Silber wägen, welches sie einnehmen.

s) Kämpfer drückt sich anders aus. Es ist, sagt er, in dem ganzen Reiche nur einerley Gewicht und Maas. Sonst war die Casie, eine kleine Münze, die gemeiniglich etwas mehr gilt, als unser Denier; am Gewichte sehr unterschieden. Eine jede Provinz hatte die ihrige. Kurz nachher aber, da ganz Japan unter den Kubosamas vereinigt worden, ließ der Kaiser alle diese verschiedenen Münzen einschmelzen und eine Kupfers-

casie schlagen, welche überall gangbar ist. Er kaufte sogar einen Theil von den alten höher als sie werth waren, damit sie alle weg kämen. Man hat daselbst auch drey Goldmünzen, wovon die größte, Namens Cobang, sechs Realen wiegt, welche vierzig Simmomen oder Tael ausmachen; und ein Tael ist sieben und fünfzig französische Centimes. Die beyden andern sind sehr klein. Man brauchet zehn Stück von der einen, um die Schwere von sieben-

N^o 16.

Chinesische und Tunquinische Münzen .

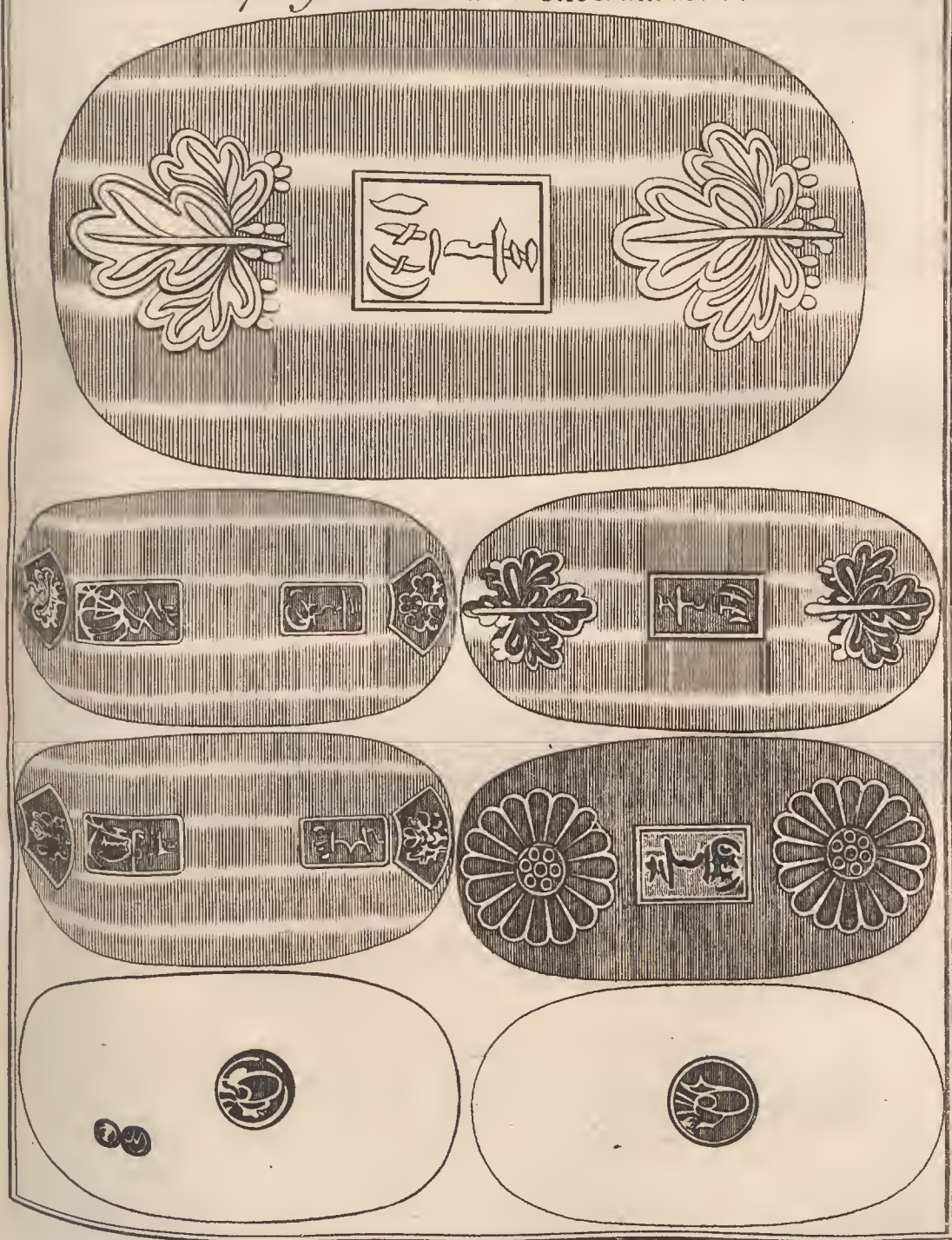


Silberne Lingots in Japon, die statt des Geldes gebraucht werden



T. II. B.

Japanische Gold-und Silbermünzen.





Die Scheidemünze in China und Tonkin, ist von Kupfer. Es sind kleine runde Münzen in Stücken, die durch ein Loch in der Mitten zusammen gereiht werden, und deren man fünf und zwanzig, funfzig oder hundert auf eine Schnur zieht, damit man sie nicht erst zählen darf, wenn die Zahl über zwölf steigt.

Alles Gold, woraus die Japaneser Geld machen, ist von eben dem, und noch etwas höherem Gehalte, als die Louis d'or. Es ist wie das Gold, wovon man die Unze mit fünfzig Franken bezahlt. Die größten Stücke wiegen eine Unze sechs Drachmen, und gelten sieben und achtzig livres zehn Sols. Das Gewicht der kleinsten ist ein Drittel von dem großen, das ist, eine halbe Unze acht und vierzig Gran, und gilt neunzehn livres, drey Sols und vier Deniers. Alle diese Stücke haben verschiedene Kennzeichen, die hier abgebildet sind. Die Silberstücke sind von eben dem Gewichte untereinander, ob sie gleich auf eben so verschiedene Art gezeichnet sind. Ein jedes wiegt vier Gran weniger, als unsere dreyßig Solsstücke, ob sie gleich im Handel eben so viel gelten. Das Silber ist von eben dem Gehalte, als in den französischen Münzen. Dieses hindert aber nicht, daß man in den Ländern des großen Mogols, wohin die Holländer eben so wohl japonische Silbermünzen, als Stangen oder Klumpen, bringen, ihnen nicht stets zwey bis drey fürs Hundert mehr giebt, als man ihnen für französische Thaler, Reichsthaler und Piaster geben würde s).

Die japonischen Klumpen oder Stangen sind eine Art sehr unformlicher Silbermünze, die eben so mannichfaltig am Gewichte, als an Gestalt und Merkzeichen sind. Die größten sind von sieben Unzen, welche vier und zwanzig livres zehn Sols machen, und die kleinsten halten etwan anderthalb Drachmen.

Die Kupfermünze in Japon wird wie in Tonkin in verschiedener Anzahl aufgereiht, bis auf sechshundert Stücken, die eine Telle ausmachen. Dieß ist die Art zu rechnen in Japon. Die Holländer schätzen eine Telle Silber auf viertelhalb Gulden ihrer Währung, welche nach französischem Gelde vier livres fünf Sous sind.

Die Goldmünze, welche die Portugiesen zu Goa schlagen lassen, ist von besserem Gehalte, als die Louis d'or, und wiegt ein Gran mehr, als die halben Pistolen. Sie setzen sie sehr hoch z), damit sie nicht aus dem Lande gehen. Man nennet sie St. Thomas, Ehemals da sie den Handel von Japon, Macassar, Sumatra, China mit dem von Mosambik hatten, den sie noch haben: so verwunderte man sich über die Menge dieser Goldmünze, die sie schlagen ließen, und über die Goldarbeiten, welche in allen ihren Städten gemacht wurden; vornemlich aber über die goldenen Dratarbeiten, die sie in fremde Länder und so gar nach Westindien, vermittelst der Philippinen, schickten. Nachdem aber Mosambik fast das einzige Land ist, aus welchem Goa noch Gold bekömmt: so besürchten sie, es

Uu 2

möchten

nebenteils Realen herauszubringen, und eben so viel Stücke von der andern machen erst fünf Achtel von einer Reale oder einen Tael und das sechste Theil von einem Tael aus. Der Zusatz vom Silber ist wie bey den französischen Thalern. Die Stücke sind in Gestalt der Stäbe oder Klumpen, welche man wiegt, und wovon man so viel nimmt, als man zu dem Werthe von dreyßig Tael braucht. Man wickelt sie zusammen in einen Sack

und zählt die Säcke, ohne sie auszupacken. Es giebt daselbst auch noch eine kleine Silbermünze, Namens Maas, die kein festgesetztes Gewicht hat und von einem Schilling bis auf zehne wiegt. Kämpfers Reise nach Japon.

z) Tavernier saget, bey seiner Anwesenheit zu Goa habe der St. Thomas vier Silberrupien oder sechs Franken nach französischem Gelde gegolten.

Portugiesische Münzen in Ostindien.

Münzen in Asien. möchten die Goldstücke selbst außer Landes gehen. Außer den ausländischen Münzen haben sie auch noch Silberstücke, welche sie Pardos nennen, und welche dem Werthe nach sieben und zwanzig französische Sols sind. Die kupferne und zinnerne Scheidemünze ist auch sehr gemein in Goa, und wird sie, wie die in Sunkin und Japon angereicht.

Der II Abschnitt.

Wo Asien das Gold und Silber hernimmt.

Gold kommt aus China, Macassar, Sumatra, dem Caucasus, Tipra u. a. Silberbergwerken in Asien. Gold und Silber aus Africa. Handlung der Indianer mit Africa. Goldener Baum mit seinen Wurzeln und Zweigen. Erzählung der Indianer von Monomotapa.

Es ist hier nicht die Rede von der Handlung, vermittelt welcher ein großer Theil von den europäischen Reichthümern nach Indien kommt. Man suchet in den Erzählungen der Reisenden dasjenige, was Asien aus seinem eigenen Schooße nimmt. Die gemeinste Meynung ist, daß unter allen Theilen dieses weitläufigen Welttheiles, Japon das meiste Gold liefere. Einige glauben, daß man einen ansehnlichen Theil davon aus der Insel Formosa dahin bringe. Die Holländer aber, welche sich seit einiger Zeit in der Insel gesetzt, haben nicht entdecken können, was für einen Handel man an der Seite triebe, wo das Gold seyn soll.

Gold kommt aus China; Es kommt auch aus China Gold, welches die Chineser gegen das Silber umsetzen; das man ihnen bringt. Weil sie keine Silberbergwerke haben: so ziehen sie, eins gegen das andere gerechnet, das Silber dem Golde vor; und das um so vielmehr, weil das chinesische Gold unter allem asiatischen fast von dem schlechtesten Gehalte ist.

aus Macassar; Die Insel Celebes, oder Macassar, bringt auch Gold, welches aus den Flüssen gefloset wird, wo es mit dem Sande fort schwimmt.

aus Sumatra; In der Insel Sumatra findet man nach der Regenzeit und wenn die Ströme verlaufen sind, Goldadern in den Kieselsteinen von verschiedener Größe, welche die Gewässer von den gegen Nordost liegenden Bergen herabgeschwemmet haben. Gegen Westen in eben der Insel bringen die Bauern denen Europäern, die daselbst Pfeffer laden wollen, eine Menge Goldes: es ist aber sehr schlecht, und noch unter dem chinesischen.

aus dem Caucasus; Gegen die tibetischen Gebirge, welche der alte Caucasus sind, in den Ländern eines Raja, über dem Königreiche Kachemir, kennet man drey Berge, nahe an einander, worvon der eine treffliches Gold, ein anderer Grenaten, und der dritte Lasurestein hervorbringt.

aus Tipra, Aus dem Königreiche Tipra kommt Gold, aber fast von eben so schlechtem Gehalte, als das chinesische.

und andern. Mendez Pinto erzählt, zwischen den Königreichen Camboja und Champa komme ein Fluß, der sich im neunten Grade Norderbreite ins Meer ergieße, aus einem See, Namens Vinator, zweyhundert und fünfzig Meilen im Lande. Dieser See sey mit hohen Gebirgen umgeben, an deren Fuße man am Ufer des Wassers acht und dreyßig Dörfer finde: neben einem der größten, welches Chincalen heißt, habe die Natur ein sehr reiches Goldbergwerk gesetzt, aus welchem man jährlich auf zwey und zwanzig Millionen am Werthe zöge; es wäre die Ursache zu einem beständigen Kriege zwischen vier Herren einer

einerley Familie, denen die Geburt gleiches Recht dazu gegeben: einer von ihnen, Namens Raja Zitan, hätte in dem Hofe seines Hauses unter der Erde sechshundert Bahar Goldstaub; endlich brachte man nahe bey einem andern von diesen Dörfern, Namens Buazquirim, aus einer Steingrube eine Menge schöner Diamanten, die kostbarer wären, sagt er, als die von Iave und Tajampure u.).

Was das Silber betrifft: so kennet man in ganz Asien keine andere Bergwerke davon, als die japonischen, von welchen alle Nachrichten rühmen, daß sie sehr ergiebig sind. In dessen redet doch der Reisebeschreiber, dessen Zeugniß man erst angeführet hat, von denjenigen, die sich an den Ufern des Sees Chiamnay in Ueberflusse finden, von welchen man, wie er saget, das Silber, Kupfer, Zinn und Bley auf Elephanten nach den Königreichen Sornau, welches die Europäer Siam nennen, nach Passiloca, Savadi, Tangu, Bim, Calaminham, und andern Provinzen verführet, welche zwey oder drey Monate Reisen von den Seeküsten entfernt sind. Er sezet hinzu, diese gebirgichten Länder wären in Königreiche eingetheilet, die von mehr oder weniger weißen Menschen bewohnet würden, welche ihre Metalle gern gegen Gold, Diamanten und Rubinen umsetzten x).

Wenn aber Asien gleich nicht fruchtbarer an Golde ist: so zieht es doch sehr viel in Staub und Klumpen für seine Zeuge an sich, die es nach Africa gehen läßt. Die ganze ostliche Küste versieht es mit solchem. Man muß sich nicht einbilden, daß die Portugiesen es jemals so weit gebracht haben, daß sie alle Reichthümer dieses großen Landes in ihre Kisten allein einstreichen können.

Es ist wahr, der Statthalter von Mozambik hat die Befehlshaber zu Sofala, und Chepon-Gura unter sich, welches die beyden reichsten Goldquellen sind. Die erste von diesen beyden kleinen Statthalterschaften ist an dem Flusse Sena sechzig Meilen von dessen Mündung; und die andere ist zehn Meilen höher. Von der Mündung dieses Flusses bis an diese beyden Plätze trifft man viele Negerwohnungen an, deren jede von einem Portugiesen regieret wird. Diese Befehlshaber, welche seit langer Zeit Herren des Landes sind, leben daselbst als Fürsten, und bekriegen einander zuweilen. Einige haben auf fünf tausend Caffren in ihrem Gebiete: dem ungeachtet sind sie doch dem Statthalter zu Mozambik unterworfen, der sie mit Zeugen und andern Kaufmannswaaren versieht. Ein Statthalter zu Mozambik, der von Goa abgeht, um von seiner Statthalterschaft Besitz zu nehmen, nimmt eine Menge Waaren mit sich; vornehmlich schwarzgefärbte Zeuge. Seine Correspondenten in Goa schicken ihm auch jährlich zwey wohl beladene Schiffe, wovon er die Güter nach Sofala und Chepon-Gura gehen läßt. Durch alle diese Wege sind die Portugiesen im Besitze, einen Theil von den Reichthümern aus Africa an sich zu bringen.

Viele Völker aber, deren Namen wir kaum kennen, sind von Alters her wider die Portugiesen eingenommen, und wollen lieber ihre Zeuge gerade von den Indianern holen; vornehmlich diejenigen, die mit ihnen durch den muhammedanischen Glauben verknüpft sind. Einige führen ihr Gold bis in die abyssinischen Häfen am rothen Meere; andere, an den morgenländischen Küsten. Selbst der Kaiser von Monomotapa, dessen Herrschaft sich bis an die Gränzen von Abyssinien erstreckt, nimmt einen oder den andern von diesen beyden Wegen, und enthält sich, so viel er kann, zu der Vergrößerung der Portugiesen etwas beizutragen. Aus seinen Staaten kömmt das reineste und feinste Gold in ganz Africa.

**Münzen in
Asien.**

**Geldener
Baum mit
seinen Wur-
zeln und Zwei-
gen.**

**Erzählung
der Indianer
von Mono-
motapa.**

Man darf daselbst nur zween oder drey Fuß tief in die Erde graben, um es herauszubringen. Man giebt sogar vor, in vielen Gegenden, die wegen ihrer Dürre wüste sind, fände man auf der Oberfläche der Erde Stücken Gold von allerhand Gestalt bis auf zwei Unzen schwer. Tavernier erzählt, bey seiner Anwesenheit zu Surata, habe er einen Gesandten des abyssinischen Monarchen ankommen gesehen, mit dem er einige Bekanntschaft hatte. Dieser Staatsbediente, dessen Freundschaft er dadurch erhalten, daß er ihm ein Paar mit Silber ausgelegte Pistolen geschenkt, lud ihn eines Tages zur Tafel, nebst einem andern Franzosen, Namens Ardilliere und wies ihnen die Geschenke, die er dem großen Mogol überreichen sollte. Dieses waren vierzehn schöne Pferde, die noch von dreysßigen übrig waren, welche er mitgenommen und wovon er sechzehn auf dem Meere eingebüßet hatte; viele junge Slaven von beyderley Geschlecht; und was am meisten bewundert zu werden verdienete, ein goldener Baum zween Fuß vier Zoll hoch, und fünf bis sechs Zoll im Stamm so dick. Dieses kostbare Werk der Natur hatte zehn oder zwölf Zweige, wovon einige fast einen halben Fuß lang, und von Daumensdicke waren. Andere waren kleiner. Der Verfasser, welcher ihn mit Augen gesehen zu haben saget, setzet hinzu: „an verschiedenen Orten der dicken Zweige sah man etwas höckerichtes, welches einigermaßen den Knoten „gleich kam. Die Wurzeln des Baumes waren klein und kurz. Die längsten hatten „nicht über fünf bis sechs Zoll y).“

Die Völker von der östlichen Küste in Africa, welche wissen, zu was für einer Jahreszeit die indianischen Fahrzeuge in diesem Meere ankommen, nähern sich dem Ufer, um sich mit Zeugen und andern Waaren zu versehen. Sie bringen das Gold, welches sie gesammelt haben; oder wenn sie in einem Jahre keines haben, so verbinden sie sich, das Jahr darauf zu bezahlen; und die Kaufleute machen keine Schwierigkeit, sich auf dieses Versprechen zu verlassen. Ohne dieses Vertrauen würde der Handel mit den Portugiesen so wohl, als mit den Indianern bald ein Ende haben. Unter eben den Bedingungen bringen die Völker aus Aethiopien jährlich Gold nach Groß-Cairo. Man vernimmt von den Indianern so wohl, als von den Portugiesen, daß die Negren in Monomotapa nicht lange leben, welches man dem schlechten Wasser in ihrem Lande zuschreibt. Von ihrem fünf und zwanzigsten Jahre an, empfinden sie schon die Wassersucht; und die meisten schäßen sich für sehr glücklich, wenn sie vierzig Jahre erreichen. Die Provinz, in welcher der Fluß Sena seinen Ursprung nimmt, heißt Mankaran, und fängt ungefähr hundert Meilen unter Chépon Gura an. Die Einwohner darinnen finden in den meisten Flüssen, die sich mit der Sena vereinigen, Goldstaub: dieses Gold aber ist weit schlechter, als das andere. Das Land ist sehr gesund; und man lebet daselbst so lange, als in Europa. In gewissen Jahren sieht man auf der Küste Caffren von weit her, und so gar aus der Nachbarschaft des Borgebirges der guten Hoffnung ankommen. Diejenigen, die sich nach ihrem Lande und ihrem Namen erkundiget haben, melden uns nur, ihr Land hieße Sabia; sie lebten unter der Herrschaft eines Königes; und brauchten gemeiniglich vier oder fünf Monate, nach der Küste zu kommen. Das Gold, was sie bringen, ist vortreflich, und in Stücken, wie das

y) Im II Th. a. d. 355 S.

z) Man sehe die Nachrichten von Africa im II und III Bande dieser Sammlung.

a) Taverniers Reisen II Th. a. d. 356 und vorgeb.

b) Man sehe die ersten Reisen der Holländer im VIII Bande dieser Sammlung.

c) Wir haben die Erzählungen von den ersten Reisen nach Norden, und ihre Stelle ist in dieser Sammlung angekündigt.

das aus Monometapa. Sie finden es, wie sie sagen, auf hohen Gebirgen, wo sie die Münzen in die Erde nur zehn oder zwölf Fuß tief aufscharren z). Man sieht sie niemals ohne eine Menz-Asien. ge schöner Elephantenzähne ankommen. Diese Thiere sind auf ihren Gefilden in so großer Anzahl, daß alle Pallisaden der Festungen und Verzäunungen aus ihren Zähnen gemacht sind. Ihr Fleisch ist die gemeinste Speise der dasigen Einwohner. Die Gewässer im Lande aber sind schlecht, so daß die meisten von diesen Caffren geschwollene Beine haben, und diejenigen selbst bewundern, welche sich davor hüten können a).

Das XXX Capitel.

Reisen nach Ostindien durch Südwest.

Einleitung.

Man wiederholet es zur Ehre der Holländer: nichts ist ihrer Nation so rühmlich, als der Eifer und die Beständigkeit, womit sie die ersten Hindernisse überstiegen, welche sich ihrem Handel entgegen stellten. Die vereinigten Niederlande hatten noch nicht die Kraft, welche sie in den Stand setzen konnte, ihre Seemacht mit der portugiesischen und spanischen zu messen. Ihre Kaufleute wageten es nicht, sich einen Weg nach Ostindien durch die Waffen zu eröffnen, sondern waren nur bedacht, sich durch heimliche Unternehmungen und durch krumme Wege daselbst einzuschleichen. Nach einigen Reisen, da sie es gewaget hatten, der Spur ihrer Feinde nach zu gehen, das ist, vor dem Vorgebirge der guten Hoffnung vorbei b), wandten sie ihre Segel gen Norden, unter Balthasar Moucheron's Anführung, welcher im Jahre 1594 unternahm, auf dieser Fahrt einen Weg nach den Königreichen Cathay und China zu entdecken. Da aber dieser große Anschlag nicht den Erfolg gehabt, den sie sich davon versprochen hatten: so entschlossen sie sich, ohne ihn gänzlich fahren zu lassen c), noch einen andern Weg zu ihrer Hoffnung durch die Straße zu nehmen, welche Magellan den Spaniern eröffnet hatte, und bey welcher sie sich wenigstens schmeichelten, es würden die Schwierigkeiten und die Länge durch die Freyheit der Schifffahrt vortheilhaft ersetzt werden.

Obgleich Magellans Unglück, welcher in dem Laufe seiner rühmlichen Unternehmung umkam, uns des Tagebuches dieses berühmten Reisenden beraubt hat: so findet man dennoch die Erklärung seiner Absichten, bey den spanischen und portugiesischen Geschichtschreibern, und die meisten Umstände seiner Reise in einer kurzen Erzählung des Ritters Pigabotta, welchen bloß die Lust zu außerordentlichen Abentheuren bewogen hatte, mit ihm zu Schiffe zu gehen. Dieses kleine Werk, welches in des Ramusio Sammlung italienisch herausgekommen, ist durch eine sehr alte Uebersetzung ins Französische gebracht worden d), die aber nur ein Auszug aus seiner Reisebeschreibung ist e). Weil er der einzige Augen-

d) Das einzige Exemplar, welches ich davon aufstreifen können, findet sich in der Bibliothek der Barnabiten zu Paris, und ist mit gothischen Buchstaben in 12mo ohne Ort, Jahr und Namen des Buchdruckers gedruckt.

e) Auf der letzten Seite liest man: „hier endiget sich der Auszug des besagten aus dem Italienische ins Französische übersehten Buches.“

zeuge ist, den man jemals von einer so großen Begebenheit gehabt hat: so muß solches dem Verfasser wegen einiger übermäßigen leichtgläubigkeit oder Unwissenheit Nachsicht erwerben; und man darf ihm nicht eine ansehnliche Stelle in dieser Sammlung versagen. Indessen setzen wir ihn doch nur gleichsam zur Einleitung, weil er keine leidliche Beschreibung von den Entdeckungen seines Helden giebt.

Ferdinand Magalhães oder Magellans Reise.

Magellan.

1519.

Ursprung von Magellans Anschlägen. Er wendet sich nach Castilien; bringt Carln den Fünften auf seinen Sinn; geht mit fünf Schiffen ab; entdeckt die Straße. Sein Wuth durchzufahren. Er nennet das Südmeer das stille;

kömmt nach der Insel Sebu; stirbt. Aus seinen Schiffen werden nur zwey. Sie geben nach den Molucken. Wirkung der magellanischen Entdeckung.

Ursprung von
Magellans
Anschlägen.

Einige Jahre nach Entdeckung der moluckischen Inseln, faßte Magellan, ein Portugiese von Geburt, welcher unter Don Alfonso von Albuquerque die Waffen geführt hatte, und im Jahre 1511 zu Malaca war, als dieser erlauchte Unterkönig von Indien die Eroberung desselben vollendete, den Entschluß, wieder nach Europa zu gehen, in der Hoffnung, die Einsicht, welche er durch seine Erfahrung erlangt hatte, zu seinem Glück zu brauchen. Er war ein Auerwandt vom Franz Serrano, welcher in den Molucken Verfehlshaber war, nachdem er diese Eylande für Portugall entdeckt hatte. Verschiedene Kenntnisse, die er aus seinen Reden und Schriften gesammelt hatte, schienen ihm an dem Hofe des Königes Emanuel Gnabenbezeugungen zu versprechen, welche er aber zu seinem Verdruß nicht erhielt. Sein Unwille darüber machte, daß er an den castilianischen Hof gieng, wo der Kaiser Carl der Fünfte besser von der Wichtigkeit seiner Auerbietungen urtheilte, und seinen Verdiensten mehr Gerechtigkeit wiederfahren ließ f).

Er wendet
sich nach Ca-
stilien.

Bringt Carln
den V auf sei-
nen Sinn.

Er hatte tiefsinnige Unterredungen mit den Sternsehern und Erdbeschreibern an diesem Hofe. Der Schluß davon war, dem Rathe vorzustellen, daß, nach des Pabstes Mandats des Fünften Entscheidung zwischen den Kronen Castilien und Portugall g) die moluckischen Eylande, in deren Besitze die Portugiesen geblieben waren, für westliche Inseln müßten gehalten werden, und folglich in den Gränzen der castilianischen Eroberungen begriffen wären. Magellan bewies seine Meynung nicht allein durch mathematische Gründe, sondern auch durch Franz Serrans Schreiben selbst, welcher diese Eylande für den König Emanuel entdeckt hatte. Darauf schlug er dem Rathe vor, man möchte ihm einige wohl ausgerüstete Schiffe geben, mit welchen er, wie ihn seine Einsicht hoffen ließe, einen Weg von

f) Pigaphetta erzählt, was er im Jahre 1521 im Vorbeygehen auf den Molucken erfahren. „Es waren noch nicht sieben Monate, daß Franz Serran, ein Portugaler, Generalcapitän des Königes von Ternate wider den König von Tidor, gestorben war. Er hatte so viel gethan, daß er den König von Tidor gezwungen, eine von seinen Töchtern dem Könige von Ternate zur Frau zu geben, und gleichsam alle Kinder der Vornehmsten zu Geiseln; und nach gemachtem Frieden unter ihnen kam eines Tages Franz Serran

„nach Tidor, Mägelein zu kaufen; und der König ließ ihn mit Betreblätter (vermutlich Beel) vergeben, und da lebete er nur noch vier Tage. Der König wollte ihn nach seinem Befehle begraben: drey Christen aber, seine Diener, gaben es nicht zu. Er ließ einen Sohn und eine kleine Tochter von einer Frau, die er in Java der großen genommen. Dieser war ein großer Freund und Auerwandt des Oberhauptmanns Magalhães und war Ursache, ihn zu seiner Unternehmung zu bewegen. Denn er hatte ihm vielmahl, „da

von dem mittäglichen America nach eben den Inseln entdecken könnte. Carl der Fünfte, Magellan, welcher sich eine hohe Vorstellung von seiner Fähigkeit gemacht hatte, und welcher seine Gründe von einem so berühmten Portugiesen, als Serrano war, unterstützt sah, trug kein Bedenken, ein völliges Vertrauen auf ihn zu setzen. Er ließ in dem Hafen St. Lucar eine Flotte von fünf Schiffen ausrüsten, deren Anführung er ihm anvertraute.

1519.

Magellan gieng anfänglich nach Brasilien. Er fuhr lange Zeit an unbekannten Küsten hin, worauf er seine Fahrt nach Süden nahm, und die Mündung eines großen Flusses entdeckte *b)*, nahe bey welchem er bemerkete, daß die Küste anfang, sich zu erheben. Darauf wurde er Gebirge gewahr, deren Spitzen sich in den Wolken verloren, und mit Schnee bedeckt zu seyn schienen. Eines von diesen fünf Schiffen, welches abgeschickt wurde, von der Küste Erkundigung einzuziehen, litt zwischen den Klippen Schiffbruch. Das Volk darauf wurde gerettet. Dieser Unfall und die strenge Kälte aber setzten die vier andern Schiffe in Verthürzung, auf welchen die meisten Soldaten verbannte Portugiesen waren. Es entstand ein Murren, welches bald in eine Meuterey ausbrach; und die Anführer erhoben die Stimme, und riefen, der Weg, den man sie suchen ließe, wäre unmöglich; und sie wollten wieder nach Europa zurück gehen. Magellan, welcher sich nichts von der Güte versprach, war genöthiget, einige zum Tode zu verdammen, und andere durch die Verlassung *i)* zu bestrafen. Eine so gerechte Schärfe hielt die Unordnung auf. Man setzte die Schifffahrt noch ungefähr funfzig Meilen weit fort, worauf man eine Vertiefung entdeckte, welche allen Schein einer Straße hatte.

Der Oberhauptmann nahm alle seine Einsicht zusammen. Die Beschaffenheit der Winde und Ströme und der Anblick einiger Wallfischbärte, welche die See ans Ufer geworfen hatte, waren die ersten Gründe, worauf er seine Muthmaßungen stützte *k)*. Da nun endlich alles zusammen kam, sie zu bestätigen: so zweifelte er nicht mehr, daß er nicht am Eingange eines Canals wäre, welcher das mitternächtliche Meer mit dem mittäglichen vereinigte. Wie er die Straße entdeckte, der er seinen Namen giebt.

Diese angenehme Vorstellung setzte das Schiffsvolk auf den vier Schiffen in die größte Entzückung, welche durch allerhand Lustbarkeiten gesehret ward. Sie nannten die Straße die magellanische, welchen Namen sie beständig führen wird. Allein, die Lebensmittel waren ziemlich vermindert. Man sah auf einem unbekannten Wege keine Hülfe voraus.

Die Klagen fingen mit solcher Hefigkeit wiederum an, daß sie nicht anders, als durch neue Strafen konnten gestillet werden. Magellan ließ eins von seinen Schiffen vorgehen, um die Durchfahrt zu suchen. Dieses Schiff selbst nahm, zur Verachtung des Befeh-

da er Hauptmann auf den Molucken war, geschrieben, daß er da wäre. Und weil Don Emanuel, König in Portugall, den Gehalt des Magallanes nicht um einen Groschen monatlich wegen seiner guten Thaten erhöhen wollte, so gieng er nach Spanien und erhielt von dem Könige alles, was er verlangte. A. d. 57 und 58 S.

g) Man sehe die Haupteinleitung vorn im Iten Bande dieser Sammlung.

h) Der Fluß St. Julian, funfzig Grad Süd.

Algem. Reisebesch. XI Band.

i) Man hat bereits bemerkt, daß zur See, einen Menschen verlassen, nichts anders heißt, als ihn an einen wüsten Ort aussetzen.

k) Pigaphetta belehret uns; „der Oberhauptmann wußte, daß er seine Schifffahrt durch eine sehr unbekannte Straße nehmen mußte, wie er in dem Schatze des Königes in Portugall aus einer Karte gesehen hatte, die von einem vortreflichen Manne, Namens Martin de Bohemia, war gemacht worden.“ A. d. 11 S.

F r

Magellan.

1519.

Befehles des Generals, bey der Nacht seinen Lauf nach Sevilien, von da man vor acht Monaten abgesezelt war.

Sein Muth durchzufahren

Das friedfertige oder stille Meer.

Eine so offenbare Treulosigkeit setzete Magellan in einen tödtlichen Verdruß: sie hielt ihn aber nicht ab, mit den noch übrigen dreyen Schiffen in die Straße einzulaufen. Er gieng den 21sten des Weinmonats 1520 hinein; und den 28sten des Wintermonats, wieder heraus, um in dem mittäglichen Meere fortzusegeln. Ehe er wieder durch die Linie gieng, entdeckte er zwey Inseln, welche er die Unglücklichen nannte; weil er bey der großen Bedürfnis, die er an allerhand Sachen litt, nichts als Vögel und Bäume daselbst antraf. In einer Zeit von drey Monaten und zwanzig Tagen, legete er viertausend Meilen in einer See zurück, welche er das friedfertige oder stille Meer nannte; weil er keinen Sturm auf demselben auskund, und kein anderes Land sah, als diese beyden Inseln 1). Den 6ten März entdeckte er zwey kleine, welche von der Zahl derjenigen waren, die man nachher die Marianischen genannt hat, und er Räuberinseln nannte, weil er die Neigung erfahren, welche die Einwohner zum Diebstahle hatten. Den 10ten stieg er am Ufer eines hohen Landes Namens Samal, dreyßig Meilen von den Räuberinseln, aus. Man sah darauf andere Eylande, deren eines Zuloan hieß, und von einem sanftmüthigen und geselligen Volke bewohnt ward. Er näherte sich dem Eylande Summu, welches er die Insel der guten Zeichen nannte; weil sie daselbst zwey Quellen sehr klaren Wasser, eine Menge weißer Corallen, und verschiedene Bäume mit Früchten gefunden hatten. Diese Insel, welche nahe am Vorgebirge Guigan liegt, heißt iho la Encantada. Magellan nannte diesen Archipelagum St. Iazarus, weil er den Sonnabend vor dem Passionssonntage daselbst angekommen war, den man im Spanischen den St. Iazarussonntag nennet m).

Er kömmt nach der Insel Sebu.

Sein Tod.

Da er das Vorgebirge gegen Norden liegen ließ: so kam er glücklich nach Sebu, einer wohlbevölkerten Insel, ungefähr zwölf Meilen im Umfange, welche heutiges Tages nichts merkwürdiges weiter hat, als daß sie sein Grab gewesen n). Der König, welcher mit dem Könige von Mathar, seinem Nachbar, Krieg führte, nahm nicht allein die drey fremden Schiffe wohl auf, sondern nahm auch mit der Königin seiner Gemahlinn, ihren Kindern, und achthundert von seinen Unterthanen, die christliche Religion an. Das Kreuz wurde am Pfingsttage aufgerichtet; man hielt Messe, und Magellan nahm, im Namen des unüberwindlichen Carls des Fünften, Besitz von der Insel. Er schlug die Feinde des Königes von Sebu zweymal: er hatte aber das Unglück, daß er in dem dritten Treffen blieb. Den meisten Spaniern und Portugiesen, die ihm gefolget waren, gieng es eben so.

1) Carreri, welcher des Pigaphetta Nachricht zu Rathe gezogen zu haben schelut, begeht hier so viel Irrthümer, als er Worte schreibt. VTh. a. d. 240 n. f. S. Andere Schriftsteller, die ihm gefolget sind, haben eben die Fehler begangen. Es nöthiget mich nichts, sie zu vergrößern. Ich be- rufe mich aber auf unsere gemeinschaftliche Quelle. „Sie kamen den 28sten November aus der Straße „1520, und blieben drey Monate zwanzig Tage ob- „ne etwas einzunehmen. Und aßen Zwieback. „Und da sie keinen mehr hatten, aßen sie die Brö- „ckelchen davon mit den Würmern eine Hand voll, „welches von dem Mäuseharn sehr stank. Sie tran-

ken gelbes Wasser, welches schon seit vielen Ja- „ren verdorben war. Und aßen gewisse Häute, die „von der Sonne, dem Regen und Winde sehr hart „waren. Eine Maus wurde für einen halben „oder ganzen Ducaten verkauft. Einigen wuchs „das Zahnfleisch oben und unten über die Zähne, „so daß sie nicht essen konnten und also starben. „In diesen drey Monaten und zwanzig Tagen sub- „ren sie vier tausend Meilen in einem Ertiche auf „dem friedfertigen Meere. A. d. 13 S. Weiter oben a. d. 10 S. sagt Pigaphetta ausdrücklich, es habe sich Magellan fast fünf Monate in dem Ha- „fen des Flusses St. Julian aufgehalten. Die fann

Raum blieben noch einige übrig, die den Schiffen die Zeitung von ihrem Verluste bringen konnten. Der König, welcher das Christenthum nur aus einer niederträchtigen Staatslist angenommen hatte, entsagete seinen Verbindungen so gleich. Da ihm sein Feind den Frieden anboth, unter der Bedingung, daß alle die Ausländer erwürget würden: so ließ er sie zu einem Feste einladen; und vier und zwanzig von den Vornehmsten der Flotte, die ohne Mißtrauen dahin giengen, wurden mitten unter der Lust ermordet. Duarte Barbosa, Magellans Anverwandter und Nachfolger, war unter dieser unglücklichen Zahl. Die Spanier schreiben diesen Unfall einem Neger zu, welcher vom Barbosa übel gehalten worden, und den König bewogen hatte, daß er seinem Anschläge zur Rache beytrat.

Die Leute auf den drey Schiffen, waren bis auf hundert und achtzig Mann geschmolzen, welche sich nicht für stark genug hielten, die drey Schiffe zu führen, und daher den Entschluß faßten, eins zu verbrennen, und sich mit den beyden andern nach den Molucken zu begeben. Juan de Carvallo, den sie für ihr Oberhaupt erkannt hatten, segelte gen Ost-südost. Als er aber an die Spitze Bool und Panglao kam: so machte die Furcht vor den Inseln der Schwarzen, die er an ihrer Beschreibung zu erkennen glaubete, daß er sich gen Quipit an der Küste von Mindanao wandte. Von da begab er sich nach Borneo, wo er moluckische Lootsleute annahm. Er fuhr vor Los Cagayanes, Kolo, Taguima, Mindanao, Sarragan und Sanguil vorbey, und legte den 8ten des Herbstmonats zu Tidor an. Er wurde daselbst sehr höflich aufgenommen; weil die portugiesische Flotte damals noch nicht bey den Molucken war. Der König erlaubete ihm, daselbst ein Comptoir anzulegen, und Nägelein zu laden. Die beyden Schiffe giengen wieder in See. Eines davon aber, die Dreyeinigkeit, fand sich nicht vermögend, den Wellen zu widerstehen, und kehrte also wieder nach den Molucken, wo es den Portugiesen bald in die Hände gerieth. Das andere, der Sieg, nahm, nachdem es Amboina, die Inseln Banda, Solor und Timor gesehen, den Lauf nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, und entfernete sich stets von den indischen Küsten, damit es die spanischen Feinde vermiede. Als indessen der Mangel an lebensmitteln o) es genöthiget hatte, zu St. Jago anzulegen, eine von den Inseln des grünen Vorgebirges: so verlor es daselbst dreyzehn Mann, die von den Portugiesen weggenommen wurden. Dieses hinderte es aber nicht, den 8ten des Herbstmonats 1522 nach einer Schifffahrt von drey Jahren und einigen Tagen, zu Seville anzukommen, in welcher Zeit es vierzehntausend vierhundert und sechzig Seemeilen gefahren war p).

Magellan.
1519.

Aus seinen
Schiffen ver-
den nur zwey.

Sie gehen
nach den Mo-
lucken.

Eines kömmt
nach Seville
zurück.

Er 2

Die

kann ihn nun Carreri nur drey Monate und zwölf Tage bis zu seiner Ausfahrt aus der Straße brauchen lassen? Er verwirret aber alles, und setzt das hinterste anwörterst.

m) Pigaphetta a. d. 19 C.

n) Man sehe oben die Beschreibung der philippinischen Inseln.

o) Pigaphetta machet eine ziemlich seltsame Anmerkung bey Gelegenheit des Sterbens vieler Matrosen, die vor Hunger und Krankheit umkamen. „In dieser Zeit, saget er, starben ihnen ein und zwanzig Mann; und wenn ihnen Gott nicht gute Zeit gegeben, so wären sie alle vor Hunger ge-

storben. Und wenn Christen ins Meer geworfen werden, so gehen sie mit dem Gesichte oben zu Grunde, und die Indianer mit dem Gesichte unten.“ A. d. 75 C.

p) Von sechzig Mann, die es noch hatte, als es von den Molucken abfuhr, behielt es nur achtzehn übrig. Dieses glückliche Schiff wurde zu Seville kostbar aufgehoben, bis es vor Alter zerfiel. Sebastian Cano, der es führte, ein Mann von vollkommener Erfahrung in dem Seerwesen, erlangte zugleich mit dem Magellan die Unsterblichkeit, weil er die Zeitung von seiner Entdeckung nach Spanien brachte, indem er mit den Ueberbleibseln seiner

Magellan.

1519.

Wirkung der
magellani-
schen Entde-
ckung.

Die Entdeckung der magellanischen Meerenge wurde von allen europäischen Nationen als ein allgemeiner Vortheil angesehen, an welchem alle Schiffahrer gleiches Recht hätten, und die Mühe, welche sich die Krone Spanien zu verschiedenen Zeiten machte, die Fremden davon auszuschließen, lief auf nichts, als übermäßige Unkosten hinaus, deren Unnützlichkeit sie endlich erkannte ^q). Man sah die Engländer diesen Weg mit desto größerer Kühnheit versuchen; weil sie nebst den Gefährlichkeiten, welche zu überwinden Magellans Beispiel sie gelehret hatte, auch noch den Widerstand fürchten mußten, womit sie von den Spaniern bedrohet wurden. Franz Drake und Johann Winter ^r) giengen im Jahre 1577 glücklich ins Südmeer. Thomas Candish that im 1586 Jahre eben die Reise. Andreas Merrick aber 1589 mit wenigerm Glücke ^s).

Die Holländer dachten nicht eher daran, den Spuren ihrer Nachbarn zu folgen, als nachdem sie andere Wege durch Norden versucht hatten: und die ostindische Compagnie öffnete ihnen nicht einmal diesen Weg. Georg Spilberg und Sebastian von Wert, die ersten von ihrer Nation, welche durch die magellanische Straße gegangen waren, führten die Flotte einiger besondern Kaufleute. Olivier van Noort, dessen Nachricht man hernach lesen wird, war auch nur von einer besondern Gesellschaft abgeschickt. Aus le Maire's Berichte aber; welcher Noorts seinem folgen soll, wird man ersehen, durch was für Gefahren und aus was für Ursachen der Handel in den vereinigten Niederlanden damals getheilet war ^t).

seiner Flotte wieder zurück kam. Er starb 1526 den 4ten August auf dem Südmeere, wo er eine neue Reise mit einer Flotte von sieben Schiffen unternommen, welche Don Jofre de Loaysa, Malteserritter, führte. Da dieser General den letzten des Brachmonats gestorben war: so genoß Cano, welcher ihm folgen sollte, die Ehre der Anführung nur vier Tage. Carreri V Th. a. d. 244 S. Man sehe die Folgen von der Entdeckung der Philippinen in der Beschreibung dieser Eylande.

^q) Sie ließen, wie man in dem Verfolge sehen wird, eine Stadt an dem Ufer der Straße bauen, um die Durchfahrt zu sperren.

^r) Hakluyt bemerkt: daß Winter, nachdem er im Jahre 1579 wieder durch die Straße gegang-

gen, der erste Christ gewesen, welcher diese Ehre gehabt, ungeachtet der falschen Erzählungen der Spanier, welche vorgaben, es wäre unmöglich, aus dem mittäglichen in das mitternächliche Meer durch die magellanische Straße zu kommen. Hakluyts Sammlung a. d. 748 S.

^s) Im Hakluyt hat man die Beschreibung aller dieser Reisen. Einige aber verdienen nicht die Ehre, übersetzt zu werden, und die andern werden unter den Reisen um die Welt ihren Platz finden.

^t) Man zieht hier Noorts Tagebuch, Spilbergs und Werts seinem vor, weil es lehrreicher ist, und natürlicher Weise zu den folgenden Beschreibungen führet.



Das XXXI Capitel.

Reise des Olivier van Noort nach Ostindien, durch Südwesten.

Der I Abschnitt.

Einleitung. Abreise von Rotterdam. Ursprung des Hasses der Holländer gegen die Portugiesen. Holländer werden verrätherischer Weise ermordet; sie können sich nicht rächen. Alte Spuren der Holländer auf dem Prinzen-Eylande. Die Flotte läuft in den Rio Janeiro. Insel St. Sebastian. Kraut wider den Scharbock. Claren-hafen. Die Flotte läuft in den Sehnsuchts-hafen ein. Des Candish Bericht wird wahr befunden. Grabmaal der Wilden. Die Holländer werden überfallen. Vorgebirge U. L. F. Die Holländer laufen in die Straße ein. Vorgebirge Nassau. Sie landen an einer Insel. Nachricht von dem Lande. Niesen, welche Menschen fressen. Hungerschauze oder Philip-peville. Vorgebirge Forward; und Olivierbay. Sobald Werth kommt zu ihnen; er machet sich strafbar; wird gefangen gesetzt; und bestraft.

Eine in dem 1598ten Jahre entstandene Handlungsgesellschaft ^{u)} rüstete in der nur er-
wähnten Absicht zwey Schiffe aus, nämlich den Moris und den Heinrich Friedrich, ^{Einleitung.}
nebst zwey Yachten, die Eintracht und die Hoffnung, welche zusammen mit zwey
hundert acht und vierzig Köpfen bemannet waren. Olivier van Noort ^{x)} wurde zum
Anführer dieser kleinen Flotte ernennet, und bestieg den Moris mit dem Titel als Admiral.
Jacob Claas von Uspendamm legte sich den Viceadmiralsitel auf dem Heinrich Friedrich
bey; Peter von Lind wurde Hauptmann auf der Yacht, die Eintracht, und Jan Huidez
cooper auf der Hoffnung.

Den 13ten des Herbstmonats gieng man von Rotterdam unter Segel: zuvor aber wurde ^{Abreise von}
dem sämmtlichen Schiffsvolke der sogenannte Artikelsbrief, oder die berufene, und vom Rotterdam.
Prinz Moris unlängst bestätigte Verordnung vorgelesen, und jedermann auf selbige in Eid
und Pflicht genommen. Der einzige Begreifer, auf welchen die Holländer ihr Vertrauen
setzen konnten, war ein Steuermann, welcher eben diese Reise mit dem Thomas Candish,
geshan hatte. Den 10ten des Christmonats kamen sie auf die Höhe des Prinzeneylandes.
Sie stiegen daselbst aus, und suchten sich mit einigem frischen Vorrathe zu versorgen; und
wir erwähnen dieses Umstandes nur deswegen, weil er zu Erläuterung einiger andern weit
wichtigeren dienet, indem die Weise, wie ihnen die Portugiesen bey dieser Gelegenheit be-
gegneten, beynähe den allerersten Grund zu dem Hass der Holländer gegen diese Nation
legete.

Sie warfen den Anker auf sechzehn Faden Grund Nordwest von der Insel. Man ^{Ursprung des}
schickete den Daniel Gerrits, einen der vornehmsten Handlungsfactore, in einer Schaluppe ^{Hasses der}
ans Land: er kam aber wiederum zurück, ohne daß er eine lebendige Seele gesehen hätte. ^{Holländer ge-}
Auf seinen Bericht besetzte der General zwey Schaluppen und ein Canot mit vierzig Mann, und ^{gen die Por-}
ließ sie mit aufgesteckter Friedensflagge frey in den Hafen einlaufen. Sogleich kam ihnen ^{tugiesen,}
eine Barke mit eben dergleichen Freundschaftszeichen entgegen, und both ihnen die Freyheit
an, nicht nur für baare Bezahlung Lebensmittel zu kaufen, sondern auch ans Land zu tre-
ten,

Er 3

^{u)} Die vornehmsten darunter waren van Bes-
reen, Ruys Gerrits, und Jan Bennig.

^{x)} Er war von Utrecht gebürtig.

van Noort
1598.

Holländer
verrätberli-
cher Weise
ermordet.

Können sich
nicht rächen.

Alte Spuren
der Holländer
auf Prinzen
Eyland.

1599.

Die Flotte
läuft in den
Rio Janeiro.

ten, und ihren Handel in aller Sicherheit zu schließen. Gerrits, welcher die weiße Flagge wehen ließ, stieg zuerst aus, wurde von einigen Portugiesen bewillkommet, und nebst noch drey andern Officiern nach der Festung geführt. Hier wurden sie mit der größten Höflichkeit bewirthet, und nichts unterlassen, was sie sicher machen konnte; ja man ließ so gar den Befehlshaber über die Schaluppen ersuchen, er möchte gleichfalls kommen, und Theil an der Lustbarkeit nehmen. Er entschuldigte sich aber, wiewohl bloß aus der Ursache, weil er vermöge seines Amtes sich nicht entfernen durfte. Weil nun die Portugiesen sahen, sie könnten weiter niemand mehr ins Neß locken: so fielen sie unversehens über die vier Officiere, die sie in ihrer Gewalt hatten, her, und ermordeten sogleich den Factor nebst dem vorerwähnten englischen Steuermann Melis, welcher der Flotte den Weg weisen sollte: der dritte wurde mit dem Degen in der Faust niedergestossen: aber der vierte kam glücklich davon. Als ihn die Holländer, die am Strande stunden, der gestalt in vollem Rennen auf sie loskommen sahen: so dachten sie gleich, es müßte hier nicht richtig seyn, und begaben sich ohne Verzug in ihre Schaluppen. Allein, sie wurden noch im Wasser verfolgt, und zweien Mann, darunter des Generals Bruder, Cornelius van Noort war, in der Schaluppe todt geschossen y).

Sobald man dieses Unglück auf der Flotte erfuhr, gerieth jedermann in heftigen Unwillen. Man ließ die vier Schiffe in die Bay einlaufen, und setzte achtzig Mann ans Land, ohne den geringsten Widerstand zu verspüren. Aber als diese Mannschaft in Hoffnung das Schloß wegzunehmen, und die Portugiesen ihre Rache nachdrücklich spüren zu lassen, weiter vorrückte: so wurde sie gar bald einer großen Anzahl bewaffneter Leute gewahr, die jenseits eines Baches im Gebüsche lagen, und den Argwohn erweckten, es möchte vielleicht ein noch stärkerer Hinterhalt in Bereitschaft stehen. Nach einem kurzen Gefechte, darinnen die Holländer sechzehn Verwundete bekamen, mußten sie leer wieder abziehen, und konnten ihr Vorhaben nicht weiter ausführen, als daß sie einige Zuckermühlen, und einzelne Häuser in Brand stecketen. Indem sie nun beschäftigt waren, alles, was sie erreichen konnten, zu verwüsten, so sahen sie an unterschiedlichen Merkmaalen, es müßten ehemals Holländer auf diese Insel gekommen, und Willens gewesen seyn, eine Schanze anzulegen; denn es lagen noch auf einem gewissen vom Gebüsche gereinigten Plage, die zu besagter Unternehmung bestimmt gewesenem Zimmerhölzer, Steine und Kalk. Der General ließ die Insel rings herum durch seine Schaluppen besichtigen. Man fand zwar einige sehr gute Bayen: sie waren aber dermaßen genau verwahret, daß es unmöglich zu seyn schien, ohne der Inselaner Willen einiger Lebensmittel habhaft zu werden. Prinzeneyland liegt nur anderthalb Grad nördlich z). Es bringt Zucker, Taback und Ingwer hervor. Es stund ein Baum darauf, der unten am Stamme vier und zwanzig Klafter dick war. Die ursprünglichen Landeseinwohner laufen nackend, und führen kein anderes Gewehr, als runde Schilde, Spieße und breite Schwerdter. Die Weiber binden ein Stück Cattun um den Leib, und lassen es bis an die Knie hinab hängen. Selten begegnet man einer, die nicht ein krumm mes Messer in der Hand trüge a).

Weil der General van Noort endlich sah, er könnte seine Rache für diesesmal nicht höher treiben: so gieng er den 16ten des Christmonats, nach der brasilianischen Küste unter Segel.

y) Reisebeschreibung Oliviers van Noort, a. d. 5 S.

z) Andere setzen sie auf drey Grade. a) A. d. 6 S.

Segel. Den 9ten des Monats 1599 kamen seine vier Schiffe auf den Rio Janeiro ^{b)}. Er hoffte dem dasigen portugiesischen Schlosse wenigstens doch eine Furcht einzujagen: allein es war selbiges in so gutem Vertheidigungsstande, daß er sich endlich nach einigen vergeblich eingebüßeten Leuten, den 13ten wieder aus dem Flusse wegmachte. Den 16ten warf er zwischen zween wüsten Inseln Anker. Eine davon hieß er das Muscheleyland, weil die Muscheln in größter Menge daselbst anzutreffen sind; die andere bekam den Namen Palmeneyland, weil man keine andere als Palmbäume darauf sieht. Den 21sten entdeckte er die S. Sebastian Insel, und legte er sich in eine sehr große, und gegen alle Stürme gesicherte Rhee, zwischen der Insel und dem festen Lande, und barg sich gegen einen aus Süden kommenden Sturm darinnen. Die Insel selbst steht voll wilder Bäume, und versorgte ihn mit allerley Nothwendigkeiten. Ihre Bayen haben großen Ueberfluß an Fischen, und das Gehölze an Möwen und Papagayen. Auch fanden die Holländer ein Kraut, mit weidenähnlichen und sehr saftigen Blättern. Wird es gekocht, und mit Eßig gegessen, so ist es ein vorzügliches Mittel gegen den Scharbock ^{c)}. van Noort. 1599. S. Sebastian Insel, und was man darauf findet. Kraut gegen den Scharbock.

Weil man wegen der häufigen Stürme, und des einbrechenden Winters unüberwindliche Schwierigkeiten bey der magellanischen Straße zu finden besorgte: so schien es dem Schiffsrathe nöthig zu seyn, auf einen sichern Zufluchtsort zu gedenken, da man die Wiederkunft der bequemen Jahreszeit abwarten könnte. Der widrige Wind trieb sie einmal über das andere wieder an die brasilische Küste zurück, und nöthigte sie endlich, in einen gewissen Fluß, Namens Rio dolce einzulaufen. Allein, zum Unglücke waren abermals Portugiesen bey der Hand, die sie nicht ans Land ließen. Den folgenden Tag erblickte man Clareneneyland, und segelte darauf zu. Die Schaluppen fuhren zwar ans Land, fanden aber kaum so viel Wasser, als das Schiffsvolk zum täglichen Gebrauche nöthig hatte. Es quall aus einigen Felsenrißen heraus. Der General ließ die Kranken ans Land bringen. Die meisten waren so schwach, daß man die Tafel zu Hülfe nehmen, und sie in den Hängebetten über Bord heben mußte ^{d)}. Einige starben, sobald sie auf das Land kamen. Uebrigens war auf der Insel nichts anzutreffen, als Palmbäume, und ein gewisses grünes Kraut, Meerpettersilien genannt, welches jedermann mit ungemeiner Begierde genoß. Unter der großen Menge Bäume fand man nicht mehr als zween voll saurerer Pflaumen. Ungachtet dieses äußerlichen armseligen Zustandes, wurden dennoch alle mit dem Scharbocke behaftete innerhalb vierzehn Tagen völlig gesund, nur fünfse ausgenommen, die sich schon seit langer Zeit damit schleppeten, und endlich nach langwierigem Siechen daran starben. Um die Kranken dahin zu bringen, daß sie sich eine Bewegung machen möchten, ließ der General in einiger Entfernung vom Strande eine Hütte aufschlagen, und sehr schmachthaftes Gebackenes darinnen austheilen. Jedweder, der selbst dahin gieng, empfing zween kleine Kuchen. Clareneneyland hat nicht mehr als eine französische Meile im Umkreise, und liegt nur eine Meile vom festen Lande. Diese Nähe erweckte bey dem Generale die Sorge, die Portugiesen möchten ihn unversehens überfallen ^{e)}. Weil er nun keinen Augenblick recht davor sicher, und über dieses gezwungen war, die Eintracht, weil es ihr an genugsamer Mannschaft zum Segeln fehlte, zu verbrennen: so beschloß er, nach dem Sehnsuchts-
hasen ^{f)} zu gehen, welcher seinen Namen daher hat, weil Thomas Candish nicht anders Clareneneyland. Die Flette läuft in den Sehnsuchts-
hasen ein.

^{b)} Auf drey und zwanzig und ein Vierttel Seebreite.

^{c)} N. d. 10 S.

^{d)} N. d. 12 S.

^{e)} N. d. 13 S.

^{f)} Auf sieben u. vierzig u. ein Vierttel Gr. S. d. 14 S.

van Noort. als nach langem und heftigen Sehnen dahin gekommen war. Die drey Schiffe erblickten ihn den 20sten des Herbstmonats. Sie liefen um Mitternacht hinein, und beobachteten dabey, daß ein sehr heller Strom hinein und heraus lief, imgleichen daß die Fluth ungefähr um zween Faden steigt und fällt.

Des Landies Bericht wird wahr befunden. Noort hatte in des Landish Reisebeschreibung gelesen, man fände in diesem Hafen einige Inseln, und auf solchen eine große Menge Seehunde von ungemeiner Größe, und häßlicher Gestalt. Ihr Vorderleib könnte mit nichts besser verglichen werden, als mit dem Vordertheile eines Löwen. Ihr Hals und das ganze Untertheil wäre mit langen und harten Borsten bewachsen; ihre Füße, die sie statt der Flossen gebrauchten, hätten ungefähr die Gestalt einer Menschenhand; sie würfen alle Monate Junge, und säugten sie. So lange sie jung wären, schmeckten sie wie Schöpfen- oder Schafffleisch, man möchte sie kochen oder braten. Die Alten waren so groß und stark, daß kaum drey bis vier Kerl vermögend wären, einen zu tödten, und daß man sie wirklich auf keine andere Weise umbringen könnte, als durch einen verben Schlag mit dem Prügel oder Schiffhafen auf den Kopf.

Grabmaale der Wilden. Diese ganze Nachricht wurde von den Holländern bey Besichtigung der Insel aus eigener Erfahrung für wahr befunden. Ihr General begab sich aus Neugierigkeit einigemal auf das feste Land. Hier sah er zwar keine lebendige Seele, wohl aber oben auf den höchsten Felsen einige Grabmaale. Sie waren mit roth angestrichenen Steinen zugedeckt, innen und außen mit Vogen, Pfeilen und anderm Gewehre behangen, und unter den Köpfen der Todten lagen schöne Muscheln. Die Pfeile bestanden aus Rohre, wo an statt des Eisens ein harter und spiziger Stein sehr künstlich angestoßen war. Besagte Vogen und Pfeile, imgleichen die übrigen Zierrathen, ja die todten Körper selbst, waren gleich den Steinen roth angestrichen g).

Königsinsel. Den 29sten rückten sie weiter in den Hafen hinein, bis an eine Insel, welche den Namen Königsinsel bekam. Sie schien sehr bequem zu seyn, die Schiffe zu säubern, weil an diesem Orte die Fluth kaum mehr zu spüren war, und man guten Lettengrund fand. Den 2ten des Weinmonats fuhr Noort in zween wohlbemanneten Schaluppen herum, und besichtigte den ganzen Umfang des Hafens. Er wagete sich während der Fluth so weit, daß die Schaluppen bey der Ebbe auf dem Strande sitzen blieben. Auch hier kam niemand zum Vorscheine; hingegen sah man wiederum einige Grabmaale. Auf einem derselbigen lagen zwe große eiserne Stangen, die man für spanisches Eisen hielt, und an Bord schaffte. Das Land ist öde, flach und kahl, ohne alle Bäume. Das einzige, was man findet, ist das Gefährte von Hirschen und Büffellochsen. Straußen sind in großer Menge da: sie sind aber ungemein scheu. Man fand ein Nest, darinnen neunzehn Eyer lagen, die alte aber flog davon.

Die Holländer werden überfallen. Den 20sten glaubte man auf der Nordseite einige Leute zu sehen. Noort fuhr mit den beyden Schaluppen sogleich dahin, begab sich ziemlich weit ins Land hinein, fand aber niemanden. Er hatte nicht mehr als fünf Mann in den Schaluppen gelassen, und selbst gen befohlen, sie sollten in einiger Entfernung vom Ufer vor Anker liegen bleiben. Weil es aber sehr kalt war: so näherten sie sich, wiewohl nur mit einer Schaluppe, dem Lande, und wollten sehen, ob sie sich erwärmen könnten. Auf einmal kam eine Rott Wilden, aus ihrem Schlupfwinkel zum Vorscheine, drückten eine Menge Pfeile auf sie ab, wovon drey auf der

der Stelle todt blieben, und machten sich nachgehends aus dem Staube. Sie waren sehr *van Noort*.
lang von Person, hatten lange Haare, eine ziemlich weiße Haut, bemalte Gesichter, und ^{1599.}
ein grimmiges Ansehen. Der General ließ die Erschossenen öffnen, und fand, daß ihnen die
Pfeile durch das Herz, durch die Leber und die Lunge gegangen waren ⁱ). Ungeachtet sich
nun die Holländer alle ersinnliche Mühe gaben, so konnten sie doch nicht die geringste Spur
von diesen wilden Kerlen finden.

Nachdem sie soviel Pinguinen und Seehunde gefangen hatten, daß ihnen ihr ganzer
Salzvorrath über dem Einsalzen aufgieng: so verließen sie den 29sten diesen Hafen, und befan-
den sich mit dem Abende des 4ten des Wintermonats bey dem Vorgebirge unserer lieben Frau.
Es ist weiß, sehr hoch, und gleicht dem bey Douvres so ziemlich. Gleichfalls ist die *Vorgebirge*
ganze Küste vom Schusfuchtsvorgebirge, bis an dieses, weißlicht. Man warf bey diesem U. L. F. und
Vorgebirge Anker, auf zehn Faden Grund, und unter zwey und fünfzig Grad vierzig Mi- ^{seine Küste.}
nuten südlicher Breite. Die Fluth stieg sieben bis zehn Faden hoch ^k).

Endlich erreichten sie die berufene Durchfahrt des Magellans, nachdem ihnen die
Reise vierzehn Monate Zeit, und ungefähr hundert Mann gekostet hatte, darunter man
seit kurzem auch den Hauptmann der Hoffnung, den Huydecooper, gezählet hatte. Man
ernannte den Lint, ehemaligen Hauptmann auf der Eintracht, zu seinem Nachfolger, gab
auch der Yacht den Namen Eintracht. Endlich beschloß man, in die Straße, welche an
der Mündung eine Breite von sieben französischen Meilen hat, einzulaufen, weil doch die
Gefahr, die man etwa dabey zu besorgen hatte, nicht größer seyn konnte, als das Uebel,
welches ein längeres Verjögern verursachen mußte. Doch der erste Versuch lief schlecht ab,
und gab über dieses Gelegenheit zu einem heftigen Verdrusse zwischen dem Admirale und Vi-
ceadmirale ¹). Den 13ten versuchte man es abermal, aber mit gleichschlechtem Erfolge.
Raum hatten die drey Schiffe vier Meilen zurück geleyet, so mußten sie wegen des widri-
gen Windes umkehren, und sich hinter dem Vorgebirge unserer lieben Frau bergen, indem
die dasige Rheebe gegen die Westnordwest Winde ziemlich gedecket ist. Den 15ten schleppte
die Eintracht ihre Anker, und mußte drey Tage unter Segel bleiben, bis sie endlich unter
beständigem Laviren das Feuerland erreichte. Der Hauptmann lag heftig krank am Schar-
bocke, und ihre Anker griffen eben so wenig Grund, als wenn sie von Leder gewesen wären.
Der dritte Versuch wurde am 21sten gewagt, lief aber eben so fruchtlos ab. Dem unge-
achtet wurde er den folgenden Tag wiederholet; man kam auch des widrigen Windes un-
geachtet, mit beständigem Laviren durch die Mündung, bis an die erste Gat, oder die
Durchfahrt, welche nur eine halbe Meile breit ist, und vierzehn Meilen Westsüdwest, und
Ostnordost vom Vorgebirge unserer lieben Frauen liegt. Der Admiral lief in die Straße,
konnte aber nicht fortkommen, sondern wurde von dem widrigen Winde zurück gejaget.
Hierauf steuerten die drey Schiffe gegen die Südküste, in Hoffnung, daselbst vor Anker zu
legen: allein, die Gewalt der Ströme riß sie mit sich fort. Die Thauen sprangen wie et-
wa eine Weigensante entzwey, und die Bartings fingen an zu brennen. Man mußte folg-
lich nach verlohrnen Ankern die offene See wieder suchen. Weil sich die Nacht über der
Wind etwas legete: so wagte man einen neuen Versuch, in die Straße zu laufen, er war aber
auch diesesmal vergeblich.

Endlich

ⁱ) Ebendaselbst a. d. 19 C.^k) A. d. 22 C.¹) Ebendas.

van Noort.

1599.

Die Holländer
laufen in
die Straße.Vorgebirge
Nassau.Steigen auf
einer Insel
ans Land.Nachricht
von dem Lan-
de.Diesen, wel-
che Menschen
fressen.

Endlich den 24ten lief der Admiral nebst der Yacht, mit unbeschreiblicher Mühe durch das erste Gat; der Viceadmiral hingegen blieb weit zurück. Die Straße erweitert sich nachgehends, und hat eine Menge wie Säcke gestaltete Bayen, bis an das zweyte Gat, welches etwa anderthalb Meilen breit, und von dem ersten zehn bis elf Meilen entfernt seyn mag. Den 25ten führte sie die Fluth in das zweyte Gat, und sie setzten ihren Weg mit einem kühlen Winde in selbigem fort. An der südlichen Küste sah man eine Landspitze, von welcher die Küste sodann südwärts fortliet. Sie nenneten es das Vorgebirge Nassau ^{m)}. Zwo Meilen weiter, gegen Westnordwest, sahen sie zwo Inseln, und auf der kleinsten, die am weitesten gegen Norden lag, einige Leute. Man schickte einige Matrosen in der Schaluppe dahin. Bey ihrer Annäherung stiegen die Wilden auf die Felsen, warfen ihnen Pinguinen hinab, winkten aber zugleich, sie sollten nun wieder ihrer Wege fahren. Als die Holländer dem ungeachtet weiter vorrückten: so kam sogleich eine Pfeilwolke auf sie losgeflogen. Allein, sie stiegen nichts desto weniger ans Land, und die Wilden wurden, bey der Betrachtung dieses kühnen Beginns, im Augenblicke unsichtbar. Endlich erfahen die Holländer an dem Abschusse der Küste eine Höle, welcher zwar ungemein schwer beizukommen war, sie kletterten aber doch über die steilen Felsen dahin, in der Vermuthung, die Wilden möchten vielleicht ihre Zuflucht dahin genommen haben. Man fand auch wirklich einige darinnen, die sich bis auf den letzten Mann mit ihren Pfeilen wehreten. Ungeachtet die meisten Holländer verwundet waren, drangen sie doch hierauf in die Höle, und fanden Weiber, die über einander und über ihren Kindern lagen, um solche gegen die Schiffe zu verdecken. Man nahm vier Jungen und zwey Mägdchen mit. Einer von den jungen Wilden begriff die holländische Sprache in weniger Zeit, und gab folgende Nachricht von seinem Lande ⁿ⁾.

Dieses Volk heist Enoo, und bewohnet ein Land, Namens Cossi. Die kleinste Insel trägt den Namen Talte, und die größere Castemunc. Man findet eine große Menge Pinguinen darauf, davon die Einwohner leben. Aus der Haut dieser Vögel machen sie sich ein mantel ähnliches Gewand, und darinnen besteht ihre ganze Kleidung. Ihre Wohnungen sind bloße Hölen, die sie in die Erde graben. Noort glaubet, sie wären von dem festen Lande auf diese Inseln herüber gekommen. Jedwede Haushaltung wohnet zwar besonders, doch wohnen alle Haushaltungen, die von einerley Stamm her sprossen, in einer Gegend beyammen, machen gleichsam ein kleines Volk aus, und haben mit den übrigen wenig zu schaffen. Der junge Gefangene nennete noch drey andere Stämme, nämlich die Kemenceten, welche das Land Karai bewohnen; die Kennekas, welche die Gegend Karamai inne haben, und die Karaiquen, denen ein anderer Strich, Marina genannt, zugehört. Insgemein sind diese Leute so groß, als ein mittelmäßiger Holländer. Ihre Brust ist breit und hochgewölbet, das Gesicht und die Stirn bemalet. Die Männer lassen die Haare über den Rücken und die Stirn herab hängen, die Weiber hingegen schneiden sie ab. Die Häute, daraus ihr Gewand besteht, sind so künstlich zusammen genähet, als es unsere besten Kürschner kaum thun könnten. Tiefer im Lande, nämlich in dem Bezirk Koin, wohnet ein anders Volk, Namens Tirimenen. Diese Leute haben Riesengrößen, und bekriegen ihre Nachbarn zum öftern. Der Verfasser machet sie zehn bis elf Schuhe hoch, und hält sie für Menschenfresser ^{o)}.

m) H. d. 22 C.

n) Ebendaselbst.

Den 28sten gieng man wieder unter Segel, und näherte sich dem festen Lande. Auf van Noort. diesem Wege sahen sie viele Wallfische. Von hier an findet man überall guten Ankergrund 1599. in der Straße. Man erblickte auf dem festen Lande ein schönes Bächlein, welches quer durch die Felser lief, man konnte aber nicht entdecken, an welchem Orte es in die See fällt. Die ganze Küste hat ein sehr lustiges Ansehen, indem sie mit einer großen Menge Bäume bewachsen ist, worauf unzählig viele kleine Papagayen sitzen. Den 29sten lichteten sie die Anker, und suchten den Hungerhafen auf, wo sie Holz und Wasser einnehmen wollten. Hier läuft die Küste gegen Norden, und hat eine große Landspitze. Zwo Meilen von solcher, nordlich, fanden die Holländer eine Bay, warfen darinnen Anker, und stiegen hernach ans Land, in Hoffnung, die Schanze Philippeville anzutreffen, welche die Spanier ehemals gebauet, und ihrem Könige zu Ehren also benennet hatten. Allein, sie fanden nicht die geringste Spur in diesem Gewässer davon. Die Straße hat an diesem Orte wenigstens vier Meilen in die Breite. Zu beyden Seiten stehen hohe und mit Schnee bedeckte Gebirge; indem solcher Sommer und Winter darauf liegen bleibt. Das Ufer ist mit Waldungen bewachsen. Man fällte einige Bäume, und bauete eine Schaluppe davon. Weil der General bemerkte, daß die Rinde dieser Bäume einen eben so starken Geschmack, als das beste Gewürz hatte: so nahm er einige an Bord, um sie nach Holland zu führen p).

Die Schanze, welche Thomas Candish, nach dem Namen, den er ihrem Hafen Hungerschanze, oder Philippeville, beylegte, die Hungerschanze nennet, lag auf drey und fünfzig Grad, achtzehn Minuten. Als die Engländer in dem 1587 Jahre dahin kamen, hatte sie vier Bollwerke, und vier metallene Stücke: die letztern waren zwar vergraben: allein Candish grub sie aus, und nahm sie mit sich. Die Schanze lag nicht nur ungemein vortheilhaft, sondern auch sehr angenehm, nahe an einem Walde und an süßem Wasser, auch überhaupt an dem bequemsten Orte der ganzen Straße. Man hatte eine Kirche da aufgebauet, und die Spanier übten die Gerechtigkeit nach aller Schärfe aus, indem man einige Kerl von ihrer eigenen Nation am Galgen hängen fand. Sie hatten vierhundert Mann Besatzung in die Schanze geleet, und suchten dadurch die Straße vor allen andern Nationen zu versperren. Allein, der Ausgang zeigte es, daß ihr Anschlag dem Himmel mißfiel. Die drey Jahre über, die sie auf Anlegung dieser Pflanzstadt wendeten, hatten sie beständigen Miswachs. Die Erde trug nicht das geringste; dagegen waren sie kaum in ihrer Schanze vor den wilden Thieren sicher. Endlich als der Vorrath aufgezehret war, und nichts mehr aus Spanien ankommen wollte, starben die meisten vor Hunger. Die Engländer fanden die halbverfaulenen Leichen noch völlig angekleidet in ihren Häusern liegen. Weil nun die große Anzahl der Todten, aus Mangel des Begräbnisses, die Luft ansteckte: so mußten die noch übrigen den Ort verlassen. Jedweder nahm seine Flinte nebst so vielem Geräthe mit, als er tragen konnte. Dergestalt zogen sie an der Küste herum, und lebten von was sie konnten. In diesem unglückseligen Zustande, welcher ein ganzes Jahr währete, hatten sie nichts anders zu essen, als Baumblätter, wild Obst und Wurzeln, zuweilen schossen sie einige Vögel. Als endlich von vierhundert nicht mehr als drey und zwanzig, und darunter zwo Weibspersonen noch übrig waren: so beschloßen sie, den Weg nach Rio de Plata zu nehmen, es möchte ihnen auch gehen, wie es wollte. Alles dieses erfuhr Candish von einem Soldaten,

Betrübtes
Schicksal ei-
niger Spa-
nier.

N 2

Namens

van Noort. Namens Hernando, welcher mit unter der Anzahl dieser unglückseligen Leute gewesen, aber ganz allein am Ufer der Straße zurück geblieben war, in Hoffnung, es würde etwa einmal ein Schiff vorbeys segeln. Er fiel auch wirklich den Engländern in die Hände. Wie es den übrigen ergieng, das hat man niemals erfahren 9).

Vorgebirge Forward und Olivierbay. Den 12ten des Christmonats lief Noort vor einer steilen Felsenspiße vorbeys, die von den Engländern den Namen Forward bekommen, und die nördlichste in der ganzen Straße ist. Vier Meilen davon fand er eine große Bay, und versorgte sich mit frischem Wasser. Am Ufer stand ein gewisses, dem Wassertreß sehr ähnliches Kraut, das treffliche Dienste gegen den Scharbock thut, in großer Menge. Einige Matrosen assen aus Unverstande von einem Tollkraute, das ihnen auf einige Zeit den Gebrauch der Vernunft benahm. Diese ganze Küste ist mit Bäumen bewachsen. An eben diesem Tage entdeckte man noch eine andere große Bay, welche von dem Generale den Namen der Olivierbay bekam. Hier blieb man zwölf Tage vor Anker liegen, und unterdessen kam der Viceadmiral, welcher noch immer zurückgeblieben war, zu den übrigen beyden Schiffen. Allein, die Holländer erkannten ungemein, als sie den 12ten ein fremdes Segel erblickten, und solches erst den folgenden Tag erkannten. Es war ein Schiff von ihrer eigenen Nation unter dem Hauptmann Sebald von Wert, und ungefähr zu einerley Zeit mit ihnen aus Holland ausgelaufen, auch nebst drey andern eben dieser Gesellschaft zugehörigen Schiffen schon bis in das Südmeer gekommen: allein Wert wurde durch das schlimme Wetter gezwungen, die Straße wieder zu suchen; dahingegen die übrige Flotte die See noch immer hielt. Den 18ten verließen sie ihre Bay, und segelten drey Meilen weiter in diejenige, darinnen Wert vor Anker lag. Hier warf Noort den Anker bey einem hohen Vorgebirge, welchem die Engländer den Namen des galanten bengelegt hatten. Es ist diese Bay die beste in der ganzen Straße. Sie begreift eine Insel in sich, und gerade vor selbiger, mitten in der Straße, liegen noch zwey andere Inseln. Diese drey Inseln sind die einzigen, die man auf dem ganzen Wege von der Pinguinsinsel, bis hierher, antrifft; und läuft man ohne die geringste Mühe und Gefahr vor ihnen vorbeys: ferner findet man in dieser Bay eine Menge, theils gemeiner, theils runder Muscheln, welche leßtern besser, als jene, schmecken. Unter denen Dornbüschen, damit das ganze Ufer bewachsen war, wuchs eine Art rother Johannisbeeren, damit sich das Schiffsvolk trefflich erlabte.

Der Viceadmiral macht sich strafbar. Den 19ten kam Sebald an den Bord des Admirals; und auf sein Gutbefinden wurde beschloffen, mit dem ersten guten Winde in die Südsee zu laufen. Die sämmtlichen Schiffe waren mit Holze und Wasser auf das beste versorget. Die Insel Santa Maria, unweit der chilischen Küste, wurde zum Sammelplatze ernennet, wosern etwa die Schiffe zerstreuet würden; und man beschloß, wer am ersten dahin käme, der sollte zween Monate lang auf die übrigen warten. Allein, unterdessen da man Schiffsrath hielt, so schlich sich der Viceadmiral unvermerkt davon weg, begab sich an seinen Bord, und gieng, zu größtem Erstaunen des Generals, ohne dessen Wissen und Willen, mit einem kühlen Listigen unter Segel. Die beyden übrigen Schiffe, nebst dem Sebald von Wert, lichteten die Anker erst an folgendem Tage. Weil ihnen die Fluth zuwider wurde: so mußten sie an der Nordküste, weit vom Lande, und in einer Gegend, wo sie nicht den geringsten Schutz hatten, vor Anker legen. Hier brachten sie zween Tage mit Beobachtung der Fluth zu, welche ihnen

Veränderliche Ebbe und Fluth.

ihnen sehr veränderlich zu seyn schien. Nicht nur die Zeit der Fluth, sondern auch der Ebbe ^{van Noort.}
 war sehr ungewiß. Zuweilen stieg oder fiel das Wasser ganzer zwölf Stunden lang, zuwei- ^{1599.}
 len nur eine einzige Stunde, auch wohl zwey bis drey. Nachgehends geschah gerade das
 Gegentheil, und bey diesen ungleichen Bewegungen, entstanden sehr gefährliche Fluthstru-
 del. Den 22sten labirte man bis unter ein Vorgebirge, das an der südlichen Küste der Stra-
 ße liegt, und die Mündung einer geräumigen Bay machet. Noort warf in selbiger den
 Anker auf der westlichen Seite, bey einer kleinen runden Insel, dahinter man gegen die
 Westwinde gedecket ist. Die Rhede ist sehr gut, aber so tief, daß es schwer fällt, Grund
 zu finden. Weil Sebald von Wert dieses Vorgebirge nicht vorbeys kommen konnte: so mußte
 er nach dem galanten umkehren. Noort that dieser Bay die Ehre, daß er sie nach dem ^{Moritz- und}
 Prinzen Moriz benennete. Den folgenden Tag fand er den Viceadmiral eine halbe Meile ^{Heinrichsbay.}
 davon, in einer andern Bay, welche die Heinrichsbay genannt wurde, aber nicht so gut
 als jene war, indem sie fast gar keinen Schutz gegen die Westwinde hat r).

Den 28sten sah man ein merkwürdiges Beispiel von der Schärfe der holländischen Der Vicead-
 Kriegesucht. In einem an des Admirals Borde gehaltenen Kriegsrathe wurde beschloffen, miral wird
 der Viceadmiral sollte gefangen genommen, und vor das Schiffsrecht gestellet werden, um gefangen ge-
 wegen einiger gegen die eingeführte Ordnung begangener Verbrechen, Rube und Antwort ^{seht.}
 zu geben. Dieser Schluß wurde vollzogen. Man brachte die Beschuldigungspuncte zu
 Papier. Noort stellte ihm eine Abschrift davon zu, und gab ihm drey Wochen Frist zu
 seiner Verantwortung. Während dieser Zeit, wurden die Schiffe von einem heftigen Stur-
 me überfallen, und genöthiget, wieder nach der Moritzbay umzukehren. Der General be-
 sichtigte sie mit zweyen Schaluppen. Sie erstreckt sich durch verschiedene Canäle gegen
 Südost. Man fand eine große Menge Eis darinnen, und vernuthete, es möchte wohl
 das ganze Jahr über daran nicht fehlen, indem damals, ungeachtet es mitten im Sommer war,
 eine Linie von zehn Faden nicht bis auf den Grund kommen konnte. Als der Beynachbar
 von des Generals Schaluppe sich an dem Ufer verweilte: so überfielen ihn die Wilden, töd-
 teten zweyen Mann, und schlepten sie mit sich davon, vernuthlich um sie zu fressen. Es
 waren diese Wilden mit großen Keulen bewaffnet, die sie mit einer Gattung von Trage-
 bändern anhängen. Nebst dem führten sie eine Art von Hassagayan oder Wurfspeissen.
 An der Nordseite der Bay ist das Holz nicht so gut zum Verzinnein, als an der Ostseite.
 Die Schaluppen fuhren noch zwey Meilen weiter gegen Osten, bis an ein Vorgebirge,
 Namens Boluto, von welchem man das Land so weit übersehen kann, daß man die See ^{Vorgebirge}
 gegen West-Nordwest gerade vor sich zu haben vermeynet, ungeachtet ein sehr beschwerli- ^{Boluto.}
 cher Weg von etwan zwanzig französischen Meilen darzwischen ist. Die Straße hat an die-
 sem Orte nicht mehr als zwey Meilen zur Breite. Den 14ten des Abends entstand ein un-
 gestümer Wind, und nöthigte die drey Schiffe, in eine gewisse Bay zurück zu weichen,
 welchen den Namen Mennonistenbay davon trug, weil der Steuermann, der sie am ersten sah,
 zu besagter Secte der Wiedertäufer gehörte: den 17ten liefen sie zwar wieder in die See,
 sie waren aber kaum drey Meilen weit gekommen, so mußten sie eine Rhede suchen. Die ^{Bettelbay.}
 erste, die sie fanden, wurde die Bettelbay genannt: der Ankergrund ist hier besser, als in
 allen vorigen. Es giebt hier eine Menge Gänse, die aber nicht über das Wasser aufstie-
 gen können. An Muscheln fehlt es noch weniger.

van Noort.

1599.

Strafe des
Viceadmirals

Als endlich der Viceadmiral den 24ten vor dem Schiffsrechte erschienen war, und seine Verantwortung gethan hatte: so wurde er für überwiesen erkannt, daß er seines Admirals Flagge in der magellanischen Straße muthwillig verlassen habe. Zween Tage hernach brachte man ihn in einer Schaluppe nebst einigem Vorrathe von Wein und Brodte, damit er sich aber das Leben nicht lange fristen konnte, ans Land. Man glaubte, er werde entweder Hungers sterben müssen, oder die Wilden würden ihn fressen ¹⁾. Nach Vollstreckung dieses Urtheils ließ der Admiral Bethstunde halten, und ermahnete das sämmtliche Schiffsvolk, sich an diesem Beispiele zu spiegeln. Lint wurde hierauf Viceadmiral, und der Oberfactor, Lambert Biesmann, wurde an seiner Stelle Hauptmann auf der Lint tracht.

Der II Abschnitt.

Vorgebirge Desirado macht die Spitze der Straße. Länge und Lage der magellanischen Straße. Die Holländer laufen in die Südsee. Insel Mocka. Schafe, welche Eisdienste thun. Die Holländer nehmen ein spanisch Schiff weg. Irrthum der alten Karten wegen St. Maria. Val: Paraiso. Bay Puerto Cagna-

seo. Nachrichten eines spanischen Steuermanns; von der Küste von Chili und Peru. Derter an denselben. Noort fängt Brise auf. Weißer Staub in der offenbaren See. Reichthum, der den Holländern entzogen wird. Schicksal des Steuermanns.

Vorgebirge
Desirado
macht die
Spitze der
Straße.

Den 27ten des Hornungs gieng man mit günstigem Winde aus der Bettelbay unter Segel, und bekam des Abends das Vorgebirge an der südlichen Küste der Straße zu Gesichte, welches die Spanier Desirado nennen. Wegen seiner ungemeinen Höhe ist es nicht zu verkennen. Nicht weit davon liegen drey kleine Inseln. Die nördliche Küste läuft so gerade gegen Norden hin, daß man sie auf dieser Seite für kein Vorgebirge ansieht. Hier bis fünf Meilen davon, und auf eben selbiger Seite, liegen einige kleine Inseln, welche von den Spaniern Annagadas, oder die überschwemmten genennet werden. Von dem Vorgebirge Desirado bis an die Nordspitze, ist die Straße ungefähr sieben französische Meilen breit ²⁾. Candish machet die Straße ungefähr neunzig englische Meilen lang, zwanzig auf einen Grad gerechnet. Noort hingegen giebt ihr hundert und zehn deutsche Meilen zur Länge, welches ein erstaunlicher Unterschied ist, wenn man da-
ben bedenket, daß beyde Theile ihre Beobachtungen für ungemein richtig ausgeben. Die Mündung der Straße an dem Südmeere, liegt unter eben der Polhöhe, als ihre Mündung an dem Nordmeere, das ist, sie liegt auf ungefähr zwey und funfzig und zwey drittel Grad Süderbreite ³⁾.

Länge und Lage
der magellanischen
Straße.

Die Holländer
laufen in
die Südsee.

Endlich den 29ten des Hornungs kamen die drey Schiffe gleichsam in eine ganz neue Ordnung von Gedanken und Unternehmungen, und steuerten mit günstigem Winde Nordwest. Den 8ten des März zählte man das sämmtliche Schiffsvolk, und fand es noch hundert und sieben und vierzig Mann stark. Allein, vier Tage hernach, wurde der Viceadmiral unsichtbar. Den 21sten entdeckten die beyden übrigen Schiffe Land, und erkannten es sogleich für die Küste von Chili. Das Land dünkete ihnen sehr schön, auch hin und wieder wohl an-
gebaut

1) A. d. 31 S.

2) A. d. 34 S.

3) A. d. 40 S.

x) Nach des Verfassers Berichte, geht es mit der Zubereitung dieses köstlichen Getränkes folgender Gestalt zu. „Die alten Weiber, denen meist alle Zähne ausgefaulet sind, kauen den Mays, und durch-

gebaut zu seyn. Eine gewisse Landspitze, die sich weit in die See hinein erstreckte, hielten sie für diejenige, bey welcher die Stadt Imperiale, wiewohl tiefer im Lande, liegt. Von dieser Küste entferneten sie sich wieder, kamen bis an eine Insel, die nach ihrem Er- messen nicht über fünf bis sechs Meilen vom Lande lag, und ließen des Abends den Anker auf vierzehn Faden Grund fallen. Besagte Insel trägt den Namen Mocka, ist mittelmäßig Insel Mocka. groß, und hat in ihrem Mittelpuncte einen hohen Berg, der sich in der Mitte öffnet, und einem süßen Wasserflusse den Durchgang verstatet. Es fällt diese Oeffnung desto leichter in die Augen, weil das ganze übrige Land bis an die See ganz flach ist. Die Holländer ließen ihre Schaluppen am Ufer liegen, um die Gemüthsart der Einwohner desto besser kennen zu lernen; sie erhielten auch wirklich allerley Lebensmittel durch Tausch von ihnen. Innerhalb einigen Tagen wurden die Inseld Einwohner so vertraulich, daß sie die Holländer mit nach ihrem Dorfe nahmen. Es bestund solches aus ungefähr fünfhundert Häusern von Strohe, welche nicht so breit als lang waren, und in der Mitte einen kleinen Vorsaal hatten. Aber obgleich die Einwohner ihre Gäste selbst hingeföhret hatten: so erlaubten sie ihnen doch keinesweges, in die Häuser zu gehen, noch sich ihren Frauen zu nähern. Hingegen kamen selbige aus eigener Bewegung herausgetreten; sie schienen dem Befehle ihrer Männer sehr gehorsam zu seyn, und kauerten auf einem nicht weit entfernten Plage in zween oder drey abgetheilten Häusen hin. Hierauf wurden die Holländer von den Männern ersucht, sich auf einigen Holzklösen, die auf der Erde da lagen, niederzusetzen. Ein altes Weib brachte einen großen Krug voll von ihrem gewöhnlichen Getränke herben, welches sie Cica nenneten, und die Holländer sich wohl schmecken ließen. Es wird von Wasser und Mays, als dem einzigen da zu Lande vorhandenen Getreide gemachet x). Es berauschet sehr: allein die Inseld Einwohner halten einen dichten Rausch für die größte Zierde ihrer Festtage. Es lebte ein gewisser Spanier, der sich aus einer gescheiterten Barke auf die Insel gerettet hatte, schon seit drey bis vier Jahren unter ihnen: allein, sobald seine Wohlthäter etwas warm vor der Stirne wurden, so hielt er es für das Beste, in irgend einen Winkel zu kriechen, weil sie seiner Nation im Grunde äußerst gehäßig waren, folglich zu besorgen war, es möchten ihnen bey solchen Umständen gefährliche Einschließungen wegen seiner Person in den Kopf kommen. Eine von den vornehmsten Jungfern auf der Insel hatte ihn die ganze Zeit über mit Lebensmitteln versorget, gleichwie sie ihn denn auch versteckte, wenn sie es für nöthig erachtete y).

Die Holländer befehlen ihre Wohnungen.

Häßliches Geseffe.

Jedweder nimmt so viel Weiber, als er ernähren kann. Sie leben sehr einig und friedlich unter einander: schlägt aber einer den andern todt, so können die Anverwandten des Entlebten den Mörder wieder todschlagen, es sey dann, er verspreche ihnen, alle Jahre eine gewisse Menge Cica zu liefern. Sie haben in ihrer Lebensart viel ähnliches mit denjenigen Einwohnern von Chili, die nicht unter spanischer Bothmäßigkeit stehen. Es giebt eine Gattung Schafe auf der Insel, denen die Wolle bis auf die Erde hinab hängt, und aus solcher machen sie sich Kleider. Eben diese Schafe werden auch zum Lasttragen gebraucht. Sind sie müde, so gehen sie keinen Schritt weiter, man mag auf sie losprügeln, wie man

Schafe, welche Eselsdienste thun.

„durchneßen ihn wohl mit ihrem Speichel, welcher die Stelle der Hefen vertritt. Hernach speyen sie das Gekauete aus dem Maule in Fässer, und gießen Wasser darauf. Je älter ein Weib

„ist, desto höher schäzket man ihren zubereiteten Trank. Ebend. a. d. 42 S.

y) A. d. 44 S.

van Noort. man will: im Gegentheile drehen sie den Kopf herum, und blasen ihm einen sehr übel riechenden Athem ins Gesicht. Die Holländer konnten kein einziges solches Schaf zu kaufen bekommen, wohl aber andere sehr fette, und den europäischen ähnliche. Unter allen Waaren, die man ihnen vorlegte, suchten sie allemal Aste, Messer und andere Eisenwaare aus, weil sie dergleichen Dinge bey den Einwohnern des festen Landes um einen sehr hohen Preis anbringen können z).

Die Holländer nahmen ein spanisches Schiff weg. Endlich schieden die Holländer als gute Freunde von ihnen, und segelten von dieser Insel nach der Marieninsel, die nur achtzehn Meilen davon liegt. Sie bekamen sie noch selbigen Abend zu Gesicht, und zugleich ein Schiff, das auf der dasigen Rhede lag. Anfanglich hielten sie es für ihren Viceadmiral, aber endlich sahen sie wohl, es sey ein Spanier, absonderlich, weil es Reißhaus zu nehmen suchte. Sie mußten es nothwendiger Weise verfolgen; denn sonst hätte es ihre Ankunft in den benachbarten spanischen Häfen verrathen; nur entfernten sie sich darüber von dem gemeinschaftlich beliebten Sammelplatze auf der Insel Santa Maria. Sobald sie es aber erreichten, ergab es sich. Weil der General sehr wohl begriff, wie vortheilhaft ihm dieser Gang sey: so befahl er, die Gefangenen wohl zu halten. Das Schiff hieß der liebe Heiland, war etwa sechzig Tonnen groß, und sollte Lebensmittel auf die Inseln Conception und Arauco b) bringen, wo die Spanier mit den Indianern Krieg führten.

Weil die Holländer wegen des widrigen Windes Santa Maria unmöglich wieder erreichen konnten: so beschloßen sie, nach dem Hafen Val Paraiso zu gehen, welcher auf St. Jago und unter dem drey und dreyßigsten Grade liegt. Allein, dieses Unternehmen trennte sie völlig von ihrem Viceadmirale, den sie nicht weiter sahen, ja nicht das geringste mehr von ihm erfuhren. Sie vermutheten, er habe eben so wenig bey Santa Maria vor Anker legen können, als sie, weil diese Insel auf der Karte unter dem sechs und dreyßigsten Grade Süderbreite gezeichnet war, da sie doch nach ihren eigenen Anmerkungen auf sieben und dreyßig Grade funfzehn Minuten lag. Der General hätte sie in der That nicht gefunden, wenn er nicht die Schriften der Engländer bey sich gehabt, und seinen Lauf darnach eingerichtet hätte. Ein anderes holländisches Schiff, von des Sebald Werts Flotte, das von dem Hauptmanne Dirik Gerrits geführt wurde, fiel wirklich den Spaniern in die Hände, weil es besagte Insel am unrichtigen Orte aussuchte. Noort erfuhr von seinen Gefangenen, besagtes Schiff, der Schröter genannt, sey zu Callao, welches der Hafen von Lima ist, aufgebracht worden.

Walparaiso, Hafen auf St. Jago. Den 28sten kamen die Holländer bis nach Corona, welches nur drey Meilen von Walparaiso liegt. Die Stadt St. Jago, von welcher Walparaiso der Hafen ist, liegt achtzehn Meilen tiefer im Lande. Die ganze umliegende Gegend ist mit Weinstöcken angebauet, davon der Wein an Geschmacke und Farbe den französischen rothen Weinen gleicht. Auch wachsen da viele Äpfel und Quitten. Schafe giebt es in größter Menge; ihr Fleisch ist vortreflich, und man befrachtet ganze Schiffe damit. Mit einem Worte, das Land ist ungemein fruchtbar. Noort fand zwey indianische Schiffe im Hafen liegen, die ihm einige Lebensmittel zukommen ließen. Am Strande war kein anderes Gebäude, als ein Packhaus.

z) N. d. 44 S.

a) Auf acht und dreyßig Grade oder etwas Meilen über Santa Maria.

b) Arauco liegt an der chilischen Küste, vier

haus zu sehen, worinnen die Waaren bis zum Einschiffen verwahrt wurden. Weiler nun van Noort.
 an einem so einsamen Orte weiter nichts anzufangen wußte: so lichtete er den Anker: doch
 empfing er vorher ein Schreiben von dem Hauptmanne Dirik Gerrits, welches eine leb- 1599.
 haste Abschilderung seines armseligen Zustandes zu Lima in sich enthielt c). Den 1ten Bey Puerto
 April lief er in eine große Bay, Puerto Lagnasco genannt, auf acht und zwanzig Gra- Lagnasco.
 de dreyßig Minuten Süderbreite. Die dasige Rhebe ist so gut, daß er sich daselbst mit
 Wasser zu versorgen beschloß, ungeachtet die dasigen Indianer unter spanischer Herrschaft
 stehen. Am Strande giebt es weder viel Bäume noch Häuser, aber inwendig ist das
 Land gut bewohnt. Es wachsen daselbst allerley Früchte in großer Menge, absonderlich
 Weintrauben, Feigen und Melonen, von einem weit bessern Geschmacke, als die europäi-
 schen. Weil Noort von seinem spanischen Gefangenen unterweges viele Dienste empfan-
 gen hatte, indem sie ihm manche gute Nachricht gaben, wie er seinen Lauf einrichten sollte:
 so setzte er sie an diesem Orte alle miteinander in Freyheit, doch behielt er um anderer Ur-
 sachen willen, den Steuermann und einige Negerclaven bey sich. Dem Hauptmanne des
 lieben Heilandes, Namens Don Francisco d' Ivara, erzeigte er bey'm Abschiede große
 Höflichkeit, ja er beschenkte ihn sogar, bloß deswegen, damit er aus einem Triebe der
 Dankbarkeit dem Hauptmanne Dirik Gerrits eine bessere Begegnung verschaffen
 möchte d).

Ungeachtet nun dieses die Hauptursache war, warum er dem Don Ivara seine Frey- Nachrichten
 heit schenkte, so kam doch noch ein anderer Bewegungsgrund dazu. Er hatte nämlich bemerkt, eines spani-
 daß der Steuermann ein verständiger und von Natur offenerziger Mann war, der aber schen Steuer-
 in des Hauptmanns Gegenwart seine Worte sehr genau abwog. Er hoffte folglich, wenn mannes.
 er nur ihn allein am Bord habe, so werde er von ihm noch manche Nachricht auslocken, die er
 ihrer Nothwendigkeit ungeachtet, mit Gewalt nicht erpressen wollte. Es gestund auch be-
 sagter Steuermann, Namens Juan de Santaval, wirklich von freyen Stücken, es lägen
 drey Kriegeschiffe zu Lima fertig, auf die erste Nachricht, daß man ausländische Schiffe
 sähe, unter Segel zu gehen; und sie hätten, um die unumschränkte Herrschaft der Spanier
 über diese See zu behaupten, den gemessenen Befehl, alle und jede Schiffe ohne Unter-
 schied anzugreifen. Besagte Kriegeschiffe wären ziemlich groß, auch jedwedes mit vier und
 zwanzig metallenen Stücken, und mehr als drey hundert Mann besetzt. Nebst dem lägen
 noch zwey andere Fahrzeuge in dem erwähnten Hasen, welche den königlichen Schatz an
 Bord nehmen sollten e).

Diese wichtige Nachricht bewog den holländischen General, die Segel sogleich nach Seine Nach-
 dem Vorgebirge des heiligen Franciscus zu wenden, welches auf anderthalb Grade Norder- richten, die
 breite liegt, und vor welchem alle von Lima, Panama und Acapulco kommende Schif- Küste von
 fe vorbehen müssen. Die Passatwinde wehen das ganze Jahr auf dieser Küste. Weil aber Chili und Pe-
 Juan de Santaval glaubete, sein Schicksal verbinde ihn dazu, daß er den Holländern ru betreffend.
 nichts verschweigen dürfe: so gab er ihnen unterschiedliche, die Küste von Peru und Chili
 betreffende Nachrichten, welche Noort seinem Buche einverleibet, und ihm dadurch einen
 besondern Werth beygelegt hat. Wollten wir sie bis in denjenigen Theil der gegenwärti-
 gen

c) Der Verfasser meldet nicht, wer ihm den
 Brief gebracht habe.

d) N. d. 52 S.

e) N. d. 52 und 53 S.

- van Noort. 1599. gen Sammlung, welcher von America handeln wird, versparen: so würden wir unserm Reisenden den Ruhm, der ihm deswegen gebühret, entziehen; absonderlich da er seine Fahrt nach den besagten Nachrichten einrichtete, folglich dieselbigen als ein Stück seines Tagebuches anzusehen sind. Es wird folglich besser gethan seyn, wenn wir künftig bey dem Artikel von Peru den Leser erinnern, er werde an dem gegenwärtigen Orte eine ansehnliche Ergänzung der spanischen Berichte finden. Uebrigens halten wir uns ganz genau an Noorts Worte, und ändern weiter nichts daran, als hin und wieder einige Redensarten.
- Insel Chibve. Chibve liegt unter dem vier und vierzigsten Grade Südbreite, in einem mit Inseln ganz besäeten Meerbusen. Es ist eine große Insel, wird am Ufer von Spaniern bewohnt, die keinen andern Herrn haben, als einen Befehlshaber von ihrer Nation. Damals wußte man auf dem festen Lande schon über Jahr und Tag nicht, wie es auf Chibve stehe. Es giebt viele Schafe auf der Insel; von ihrer Wolle werden die feinsten chilischen Zeuge gemacht, und diese Insel ist das äußerste Land, das zu Chili gerechnet wird.
- Oforme. Oforme ist eine Stadt auf dem festen Lande, liegt unter dem zwey und vierzigsten Grade, und ziemlich weit vom Ufer. Man verfertiget daselbst allerley Zeuge von Wolle und Baumwolle. Es ist ein spanischer Statthalter da. Villa Ricca liegt gleichfalls im Lande, zwanzig bis dreyßig Meilen ostwärts von Valdivia. Hier werden viel baumwollene Zeuge nach indianischer Art verfertiget, und durch das ganze Land verführet, absonderlich nach Coquimbo und in die benachbarten Orte.
- Valdivia. Valdivia liegt auf vierzig Grade an einem Flusse, der von der Stadt noch vier Meilen bis an die See zu laufen hat. Die Gegend hat viele reiche Goldbergwerke. Auch werden viele Bretter daselbst geschnitten, und sodann nach Lima und anders wohin verführet. Zwischen Valdivia und Imperiale findet man eine wilde Nation, die Toltipinere genannt. Als die Spanier Imperiale einnahmen: so hatte die Stadt mehr als dreyßig tausend Einwohner: es erwürgten aber zwanzig Spanier mehr als zwanzig tausend davon. Die armen Leute ließen sich ohne Widerstand hinrichten, weil sie ihre Feinde für unfähig hielten. Seit ungefähr einem Jahre hatten sie das Joch abgeworfen, und es schien, als ob ihnen die Spanier ihre Freyheit gönnen wollten. Der Fluß, welcher durch ihre Stadt fließt, ist an seiner Mündung so seichte, daß keine Schiffe einlaufen können. Imperiale liegt fünf bis sechs Meilen tief im Lande, auf dreyßig Grad dreyßig Minuten Höhe. Es werden daselbst Zeuge gewebet, man findet auch Gold; damals aber versperrte der Krieg den Zugang zu den Bergwerken.
- Angol. Angol liegt dreyßig Meilen von Imperiale, und zwölf von Conception. Es werden daselbst Zeuge gewebet, man findet auch Gold; damals aber versperrte der Krieg den Zugang zu den Bergwerken.
- Tuccabel. Tuccabel, eine Stadt in Chili zwischen den Inseln Mocha und Santa Maria, sie hat nur eine sehr kleine Rhede. Weil aber die Küste flach ist, so fällt es leicht, vor Anker zu legen. Die Indianer waren ganz allein Herren von diesem Plage, und vermaeheten ihn so genau, daß kein Spanier nur zum Thore hinein sehen durfte. Er liegt auf sieben und dreyßig Grad 30 Minuten.
- Borgebirge Lavapie. Das Borgebirge Lavapie, liegt gerade gegen der Insel Santa Maria über, und etwa zwey Meilen davon. Es ist unbewohnt, ungeachtet es eine Rhede hat, welche gegen die Südwinde Sicherheit verschaffet.
- Conception und Silao. Conception, eine am Ufer der See liegende Stadt, ist der Sitz eines spanischen Statthalters. Sie liefert mehr Gold, als kein anderer Ort in ganz America. Dreyßig Meilen davon, und tiefer im Lande, liegt Silao. Diese Stadt liefert wenig Gold, aber Wein

Wein und Getreide im Ueberflusse. Die dasigen Spanier wurden öfters von den India- van Noort.
nern angefallen. Silao hat viel Aehnlichkeit mit Sant Jago, der Hauptstadt von Chi- 1599.
li, und dem Sitze eines Bischofes.

Die Stadt Coquinibo liegt sechzig Meilen von Sant Jago. Hier giebt es zwar Coquinibo.
überflüssig viele Goldbergwerke, allein die Spanier hatten das Land dermaßen verödet, daß die
übrige Anzahl der Einwohner nicht hinlänglich war, die Bergwerke zu bauen. Uebrigens
wächst viel Wein und Getreide da. Die Stadt liegt auf dreyßig Grad.

Moro Morreno, eine Seestadt unter dem drey und dreyßigsten Grade, lag damals Moro Mor-
renno.
Die Einwohner der benachbarten Orte kamen des Fischens wegen dahin, und

verkauften ihre gedörrten Fische an weiter entfernte Nationen. Candish nennet sie einfäl-
tige Leute, welche wie wahrhaftige Wilde leben. Ihre Wohnungen bestehen aus wilden
Fierhäuten, die sie auf die Erde ausbreiten, rings herum Gabelhölzer einstecken, qucer
über Stangen, und auf solche Baumbblätter legen, welche das Dach vorstellen.

Rio Loa, eine Stadt unter dem zwey und zwanzigsten Grade, ist bloß wegen der Rio Loa.
Fischerey bekannt, in welcher die einzige Nahrung der Einwohner besteht.

Terrapaca, liegt auf ein und zwanzig Grade. Der dazu gehörige Hafen heißt Terrapaca.
Jcaisa. Man fängt hier viel Häringe.

Arica, eine Seestadt, wo beynahe alles von Potosi kommende Silber eingeschifft, Arica.
und nach Lima abgeführt wird. Sie liegt auf achtzehn Grade vierzig Minuten, und
wird von einem spanischen Schlosse vertheidiget.

Punta de Hilo war ehemals der Hafen von Potosi. Vorjezt stehen noch einige Punta de
Häuser da, welche Mehl und andere Lebensmittel liefern. Hilo.

Ciloca ist ein Seehafen, dessen Mündung in einem sehr engen Canale besteht. Es Ciloca.
gehört dieser Hafen eigentlich zu Arcquipa, einer großen und stark bevölkerten Stadt,
unter siebenzehn Grad dreyßig Minuten. Man findet hier Wein, Weizen, allerley Gat-
tungen Früchte, Schafe und Maulesel.

Camana liegt sechs Meilen davon, an der Küste; es bringt viel Wein und Früchte. Camana.
Man verfertiget hier allerley Waaren, und verführet sie nach Chiloe.

Oconge ist ein Seeplaz, mit einem Thale voll Weingärten. Oconge.

Los Lomos de Altico, ist eine große Anhöhe, mit einer dahinter liegenden Rhede. Los Lomos.
Oben auf der Anhöhe liegt Acari, eine wohl bewohnte Stadt.

La Nasca, ein guter Hafen, nicht weit von Puerto San Nicolas, hat eine La Nasca.
Stadt gleiches Namens, wo man die besten Weine von ganz Peru und Chili findet.

Paraco und Pisco sind zween sehr nahe beisammen liegende Hafen, auf ein und Paraco und
dreyßig Grad, dreyßig Minuten. Die dazu gehörige Stadt heißt Ica, und liegt acht- Pisco.
zehn Meilen tiefer im Lande. Hier wird mehr Wein gemacht, als in keiner andern Gegend

in ganz Peru.

Chinea, ist gleichfalls ein Seehafen an eben dieser Küste, mit einer Stadt, welche Chinea.
viel Quecksilber liefert.

Die darauf folgende Stadt Caguetta liefert Weizen, Mais, Käse und allerley Caguetta.
Früchte im Ueberflusse.

Callao, oder der Seehafen von Lima, ist eine ansehnliche Stadt, auf zwölf Grad Callao de Li-
má.
zwanzig Minuten, mit einem Hafen, dessen Rhede für die größte und sicherste in der ganzen

Südsee gehalten wird. Der Ort liegt nicht weiter als zwey Meilen von Lima. Es reg-
net

- van Noort. 1599. net niemals in dieser Gegend, wenigstens erinnerten sich die Spanier nicht, daß es, seitdem sie im Lande sind, jemals geregnet hätte: dem ungeachtet ist der Boden ungemein fruchtbar. Jedwede Kornähre trägt noch einmal so viel, als in Spanien, und man erndtet alle Jahre zweimal.
- Gavre. Gavre, ist ein Seehafen, zwei Meilen unterhalb des Salzwerkes von Lima. Das letztere liegt an der Küste, zehn Meilen von besagter Stadt, und man findet das Salz in einem Thale ohne Wasser.
- La Baranqua, und Guarmeí. La Baranqua, ein anderer Seehafen, auf elf Grade, liefert viel Weizen, gleich wie auch der nicht weit davon liegende, Guarmeí genannt, viel Steinkohlen liefert.
- Santa. Santa, ist eine von Spaniern stark bewohnte Stadt. Man findet daselbst Weizen, Mays, Honig, Zucker und andere Waaren. Vor einigen Jahren entdeckte man ein Silberbergwerk daselbst.
- Truxillo. Truxillo ist die Hauptstadt, von drey bis vier andern kleinen Städten, die an der Küste liegen. Sie haben zwar Häfen, sie sind aber mehr einer bloßen Bay ähnlich. Man ladet daselbst Honig, getrocknete Früchte, spanische Seife und Leder. Zu Cherepe wird am meisten abgeholt.
- Paita. Paita, ist auch eine Stadt mit einem Hafen, wo die Schiffe auf ihrem Wege von Panama nach dem Hafen von Lima vor Anker legen. Die Fischerei ist daselbst sehr ansehnlich. Die Engländer brannten unter des Candish Anführung die Stadt weg, mit allen daselbst niedergelegten Gütern.
- Insel Puna und Guajaquil. Die Insel Puna theilt die Mündung des Flusses Guajaquil, an welchem eine Stadt gleiches Namens liegt, wo ziemlich viel Schiffe gebauet werden. Die Spanier halten, zur Sicherheit der Werkleute, eine Besatzung darinnen. In der Insel Puna werden Thauen und allerley Tafelwerk verfertigt. Die Rhebe ist sowohl zum Ankerwerfen, als zur Arbeit sehr bequem. Candish erzählt, er sey bis an die Wohnung des Herrn der Insel gekommen, und habe zu seiner größten Verwunderung ein wohlangelegtes Haus mit schönen Höfen, vielen Zimmern und angenehmen Galerien, welche die Aussicht gegen die See hatten, angetroffen. In dem untern Stockwerke war ein räumlicher Saal, und an solchen stieß ein weitläufiges Vorrathsgewölbe voll Schiffech und Theer. Die sammtlichen Einwohner der Insel waren nur Leibeigene dieses Cacique. Er hatte eine sehr schöne Spanierinn geheirathet, welche außerordentliche Ehrerbietung genoß, und ihren Mann nebst allen seinen Unterthanen zum christlichen Glauben bekehret hatte. Rings um den Pallast stunden ungefähr zweyhundert Häuser, und in den beyden Dörfern auf der Insel etwa eben so viel. Candish schäzt sie meist eben so groß, als die engländische Insel Wight. Nicht weit davon liegt eine andere Stadt, Namens Guajaquil Viejo, oder das alte Guajaquil, welches der Spanier erster Wohnsitz in Peru war. Von dieser Stadt bis nach Panama, wird die Küste von lauter Indianern bewohnt, und hat keinen andern Hafen, der seiner Lage oder Handlung wegen berühmt wäre.
- Panama. Die berufene Stadt Panama ^{f)}, dahin alle Schätze aus Chili und Peru zusammengebracht werden, liegt an der Bay gleiches Namens, zwei Meilen von ihrem Hafen. Damals wurden viele Schiffe daselbst gebauet. Ueberhaupt ist Chili von St. Jago bis nach

^{f)} Dieses ist das alte Panama, welches im Jahr 1670 zerstört wurde. Das neue liegt vierzig Meilen davon, auf acht Grad vierzig Minuten Breite.

nach Baldivia, eine von den fruchtbarsten Landschaften in der ganzen Welt. Alles, was man daselbst pflanzet, das trägt die reichlichsten Früchte. Die Luft ist so gesund, daß man wenig von Krankheiten höret, und so rein, daß ein benehter Degen in der Scheide zwar trocken, aber niemals rostig wird g).

Noort machte sich diesen Unterricht zu Nuzze, und besichtigte die ganze Küste. Bey dieser Gelegenheit fing er einige Briefe auf, welche ihm allerley Erläuterungen wegen des damaligen Krieges der Spanier mit den Indianern gaben. Ein Theil dieser Völker hatte das Joch abgeworfen. Den 24ten des Wintermonats des verwichenen Jahres, hatten sie die Stadt Baldivia eingenommen, unter ihren ehemaligen Ueberwindern ein schreckliches Mesehn verübet, und den Ort sodann geschleiset. Nach ihrem Abzuge erbauneten ihn die Spanier zwar von neuem, doch wurde damals Imperiale von eben diesen Indianern belagert. Es mangelte der Stadt an Lebensmitteln. Man hatte alles, auch die Pferde, aufgezehret, und es waren bereits viele Spanier Hungers gestorben. Weil man nachgehends keine Nachricht mehr aus der Stadt erhalten hatte: so war zu vermuthen, sie werde den Indianern in die Hände gefallen seyn h).

Santoval erzählte, diese Indianer wären sehr kriegerisch. Sie wissen ihre Pferde und Lanzen mit großer Geschicklichkeit zu gebrauchen. Sie trugen einen so tödtlichen Haß gegen die Spanier, daß sie den Erschlagenen das Herz aus dem Leibe schnitten, und mit den Zähnen zerrissen. Den Hirnschädel löseten sie gleichfalls ab, und machten Trinktgeschirre daraus. Als sie Baldivia eroberten, verbrannten sie Häuser, Kirchen und Bäder. Den Pfaffen hieben sie die Köpfe weg, und sagten dabey: Es geht nun zu Ende mit den spanischen Göttern! Einigen niedergefäbelten Officieren steckten sie Gold in den Mund, und sagten dabey, ihr Geizhälse! sättiget euch nun einmal mit diesem Metalle, deswegen ihr uns dermaßen gequälet habet. Als sie nach angefangenem Aufruhr ein Oberhaupt über sich wählen wollten: so suchten sie ein schweres Zimmerholz aus, und einer nach dem andern nahm es auf die Schultern. Einige trugen es fünf bis sechs Stunden lang herum, allein, endlich kam einer, der es ganzer vier und zwanzig Stunden lang, ohne Ablass, auf den Schultern behielt, und dieser wurde einmüthig zum Anführer erkohren i).

Der Verfasser erzählt eine ganz besondere Begebenheit, die ihm auf dieser Reise begegnete. Als nämlich die holländischen Schiffe schon vor mehr als acht Tagen von Puerto Lagunasco abgesezelt, und auf der offenbaren See waren: so wurde die Luft so dick, daß man keinen Steinwurfweit sehen konnte, und was das wunderbarste war, so lag ein weißer und dem Mehle ganz ähnlicher Staub auf den Kleidern der Matrosen. Der spanische Steuermann versicherte, es wäre dieser Zufall etwas gewöhnliches in dieser See, und nennete man die Gegenden, da man ihn verspüre, Arenales oder Staubgewässer. Das Stauben währte den ganzen Tag k).

Wegen so vieler freywillig ertheilten Nachrichten, glaubte man, dem Santoval nicht wenig Dank schuldig zu seyn: allein den 25ten April offenbarte einer von den Negerclaven, der den Hol- die man nebst ihm auf dem Schiffe behalten hatte, das Schiff der liebe Heiland, worauf Noort einen holländischen Hauptmann gesetzt hatte, habe drey Tonnen voll Gold am Borde gehabt, die er selbst darauf bringen helfen: als aber der Hauptmann Ivana gesehen,

33 3

i) A. d. 65 S.

k) A. d. 66 S.

g) A. d. 63 und vorherg. S.

h) A. d. 64 S.

van Noort.
1599.Weißer
Staub in der
offenbaren
See.Reichthum,
der den Hol-
ländern entzo-
gen wird.

van Noort. er könnte den Holländern nicht entgehen: so habe er alle diese Schätze in die See geworfen, nur damit sie ihnen nicht zu Theile werden möchten. Sogleich verwandelte sich das bisherige höfliche Bezügen gegen den Steuermann in Drohungen. Anfänglich wollte er nichts gestehen. Als man ihn aber nebst einem andern Negerfclaven auf die Folter brachte: so bekenneten sie alle beyde, das Schiff habe zwey und funfzig Kistchen voll Gold, jedwedes vier Arroben schwer am Borde gehabt, imgleichen fünf hundert Geldstangen, von acht, zehn, bis zwölf Pfunden am Gewichte, welches alles zusammen zehn tausend zwey hundert Pfund Gold betragen habe, und ohne Ausnahme in die See geworfen worden wäre. Noort ließ sogleich das Schiff auf das genaueste durchsuchen, fand aber nicht das geringste Gold, ausgenommen bey dem Steuermannne etwan ein Pfund in einem Säckchen 1).

Doch die Schärfe, damit man ihn noch ferner angreiff, pressete ihm ein weit richtigeres Geständniß aus. Er bekennete, der liebe Heiland habe das Gold auf der Insel Santa Maria an Bord genommen, er hätte auch bis in den März daselbst liegen bleiben, und noch mehr einnehmen sollen: allein, weil ihm dabey befohlen gewesen, bey Erblickung eines fremden Schiffes unverzüglich nach Lima unter Segel zu gehen, und Nachricht davon zu geben, so wäre er, ungeachtet seiner Geschwindigkeit im Segeln, den Holländern in die Hände gefallen. Außerdem hätte er im März nach der Insel Arauco gehen, seine am Borde habende Lebensmittel daselbst ausladen, und dagegen das in Bereitschaft liegende Gold einnehmen, und nach Lima bringen sollen.

„Alle diese Anschläge, fährt der Verfasser fort, wurden durch die Ankunft unserer Schiffe vernichtet: allein, ungeachtet die Spanier erstaunlichen Verlust dabey litten, so wurden wir doch deswegen nicht um einen Häller reicher. Wir hatten zum Unglücke nicht gewußt, daß die Insel Santa Maria Goldgruben hatte; denn sie waren erst vor dreyn Jahren entdeckt worden. Unterdessen befanden sich nur sehr wenige Spanier darauf: sie konnten auch von niemanden einigen Beystand erwarten, als etwan von einem paar hundert Wilden, deren ganze Rüstung in Bogen und Pfeilen bestund m).“

Schicksal des
spanischen
Steuer-
manns.

Der spanische Steuermann gestund ferner, er und der Hauptmann Ivara hätten an eben dem Tage, da die Holländer dem letztern aus Großmuth seine Freyheit schenkten, die Abrede mit einander genommen, er für seine Person wollte die Holländer bereden, nach dem Vorgebirge des heiligen Franciscus zu segeln; der Hauptmann aber wollte es den Kriegerschiffen zu Lima berichten, damit sie die Holländer auf dieser Straße verfolgen möchten. Ueber diesem Geständnisse vergieng den Holländern alle Geduld. Sie beschloffen, den Steuermann über Bord zu werfen, absonderlich weil er, da man ihm aufs neue gütiger begegnet war, einen großen Grimm spüren ließ, ja sogar ungescheuet vorgab, man habe ihm Gift beygebracht; zu geschweigen, saget der Verfasser, daß er Gelegenheit zu entweichen suchte, und die Negerfclaven aufhefte, sie sollten mit ihm durchgehen. Er wurde demnach von dem Schiff rechts verurtheilet, in die See geworfen zu werden. Dem Sclaven, welchen man nebst ihm peinlich befragt hatte, jagte man eine Kugel durch den Kopf. Weil auch ihr Schiff eben jetzt bekommen hatte: so nahm man die Lebensmittel nebst dem Geschütze heraus, und ließ es dahin treiben n).

1) Ebendaselbst.

m) H. d. 67 S.

n) H. d. 69 und vorherg. S.

Der III Abschnitt.

van Noort.
1600.

Weite Reise der Holländer. Sie kommen an die Diebesinseln. Anmerkungen von solchen. Sie kommen an die philippinischen Inseln; geben sich für Franzosen aus; werden erkannt; gehen nach der Insel Cabul; erschrecken die Leute. Nachricht des Candisch von ihren Gebräuchen. Die Holländer plündern. Verschaffenheit der manillischen Bay. Drohungen der Holländer. Die Spanier rächen sich. Wie es abläuft.

Borneo. Gemeinschaft der Holländer mit diesen Epländern. Landeswaaren der Insel Borneo. Lebensart der Einwohner. Ihr Gewehr; ihre Weiber; ihre Kleidung. Die Holländer gehen unter Segel. Schlechte Nachricht von einem holländischen Schiffe. Noort geht nach Joartam. Verschaffenheit dieser Stadt. Schiffbruch einer großen Gallion. Noorts Rückreise nach Amsterdam.

Bei diesen Umständen verging den Holländern die Lust, bey dem Vorgebirge des heiligen Francisci auf die Spanier zu lauern. Im Gegentheile beschloffen sie, längst der Küste bis an die Cocosinsel zu segeln, welche unter dem fünften Grade Norderbreite liegt, und sich daselbst mit Cocos und Wasser zu versorgen. Allein, als sie bis auf den 20sten May vergeblich darnach ausgesehen hatten, ergriff Noort die Entschließung, seine Segel nach den philippinischen Inseln, welche zwey tausend vier hundert Meilen weit von Peru liegen o), zu richten, doch aber sonst uirgend vor Anker zu legen, als an den Diebesinseln, die man nachgehends die marianischen benennete p). Den holländischen Matrosen wurde die Zeit bey dieser Fahrt ungemein lang, indem sie bisher noch keinen rechten Begriff von der unermesslichen Weite dieses Meeres gehabt hatten. Endlich den 15ten des Herbstmonats bekamen sie eine von besagten Inseln zu Gesichte.

Den 15ten zu Frühe, da sie noch über eine Meile vom Ufer entfernt waren, kam ihnen eine große Menge Rahne entgegen, und brachten Cocos, Bananas, Zuckerrohre und Fische zu verkaufen. Sie tauschten nichts als Eisen dagegen, wornach sie sehr begierig waren, und es gleich den Spaniern Hierro nenneten, indem alle Jahre ein Schiff von dieser Nation in ihre Inseln kömmt. Beyde holländische Schiffe hielten sich immer an die Küste, und fuhren das südliche Vorgebirge vorbey, von welchem sie eine sehr niedrige, und ihres Bedünkens zum Ankern bequeme Spitze erblickten. Unterdessen kamen immer mehr Rahne herbey. Es schwärmeten wohl ein Paar hundert um das Schiff herum; in jedwedem saßen, drey, vier bis fünf Kerl, und schrien immer Hierro! Hierro! Bey dieser Unordnung übersegelten die Schiffe ein Paar Rahne; doch das war für die Inselenwohner nur eine Kleinigkeit; sie konnten schwimmen wie die Fische, saßen im Augenblicke wieder in ihrem Rahne, und schrien Hierro, wie zuvor.

Nach des Verfassers Urtheile, tragen diese Inseln ihren Ehrennamen mit allem Rechte; denn die Einwohner thun nichts lieber, als stehlen, sind auch rechte ausgelebnete Meister in dieser Kunst. Sie überlisteten die Holländer gar öfters. Einige brachten ihnen Reiß in Körben von Cocosblättern; und dem äußerlichen Ansehen zu Folge, war viel Reiß im Korbe, aber nach geschehenem Tausche, fand man, daß er mit Muscheln oder Blättern angefüllt, und oben darüber etwas Reiß gestreuet war. Dieser Betrug war im Anfange um so weniger zu verhüten, weil man genöthiget war, das Eisenstückchen, damit man sie bezahlen wollte, an eine Schnur zu binden, und in ihren Rahm hinab hängen zu lassen, damit sie es beschauen, abnehmen, und ihren Korb, den sie aus dem Nachen herzeigten, dagegen

o) A. d. 68 S.

p) Nach der spanischen Königin Maria Anna von Oesterreich.

van Noort.
1599.

dagegen anknüpfen konnten. Ein Paar kamen an Bord. Man bot ihnen Essen und Trinken an: allein, sie waren bloß auf die Mäuseren bedacht. Ein Holländer hatte gleich damals einen Degen in der Hand. Ehe er es sich versah, riß ihm der eine selbigen aus der Hand, sprang über Bord, und schwamm unter dem Wasser davon. Zwar schloß man so wohl nach ihm, als nach unterschiedlichen andern, welche gleichfalls einer dieser der andere jenes Geräthe wegholten: allein, sie tauchten so tief unter, daß ihnen keine Kugel etwas schadete. Diejenigen, welchen es an Gelegenheit zu Ausübung ihrer Geschicklichkeit fehlte, stunden so gelassen da, als ob sie sich um alles, was vorgieng, nicht das geringste bekümmerten. Man hätte diese Leute für halbe Seethiere ansehen sollen, die im Wasser eben sowohl leben könnten, als auf dem Lande. Noort ließ ihnen fünf Stücke Eisen in die See werfen, damit er die Lust genießen möchte, ihr Tauchen recht anzusehen. Sie holten das Eisen in der That in so kurzer Zeit heraus, daß man sich allerdings darüber verwundern mußte. Ihre Rähne sind ungemein gut gemacht, und hatten die Holländer dergleichen noch nirgend angetroffen. Sie sind aus einem Baumstamme gehauen, funfzehn bis zwanzig Schuh lang, einen breit, zum Segeln ungemein bequem und hurtig. An statt bey dem Laviren zu wenden, bringen sie nur das Steuer an das andere Ende, und lassen die Segel wie sie sind. Ein solches Segel sieht einem Bezaanssegel ähnlich, und wird aus Schilfe geflochten. Es kamen auch einige Weiber an Bord. Sie liefen aber eben sowohl nackend, als die Männer, mit der einigen Ausnahme, daß die Mitte ihres Leibes mit einem bloßen Baumblatte bedeckt war. Sie trugen lange Haare, die Männer hingegen sehr kurze. Ihre Farbe ist braun. Vom Leibe sind sie fett, dabey größer und von stärkern Gliedern, als die Europäer, hingegen im Gesichte meistens sehr verunstaltet. Einige hatten durch eine häßliche Krankheit die Nase eingebüßet, wenigstens gaben sie es doch durch Zeichen zu verstehen: der Mund war dermaßen eingeschrumpelt, daß nur noch ein klein Löchelchen offen stand ^q). Nach der Holländer Ermessen, hatte diese Insel etwa zwanzig Meilen im Umkreise, und glaubten sie, es sey Guana ^r). Sonst bekamen sie keine zu Gesichte ^s).

Die Holländer
kommen
an die philippinischen Inseln.

Nachdem sie sich mit einigen Nothwendigkeiten versorget hatten: so steuerten sie wieder nach den philippinischen Inseln. Den 14ten des Weinmonats entdeckten sie das Land, welches ungemein hoch war, und aus dieser Ursache von ihnen für das unter dem dreyzehnten Grade der Breite liegende Heiligegeistvorgebirge, angesehen wurde. Nach dieser Rechnung nun, wäre eine Mündung, die sie bald darauf an der Südseite fanden, die manillische Straße gewesen. Sie segelten demnach gegen diese Seite immer fort, bis an die Landspitze, und warfen gegen Norden, hinter einem Felsen auf zwölf Faden Anker. Die Mündung war an diesem Orte ungefähr drey Meilen breit. Den folgenden Tag verließen sie diese Spitze, welche eine Insel ist, und rückten gegen West zu Norden, acht Meilen weiter. Nachgehends steuerten sie gegen die Südküste. Gegen über stand ein sehr hoher und spitziger Berg, hingegen die Westseite zeigte lauter niedriges Land, ohne die geringste Erhebung. Hier ließ man den Anker fallen, und die Schaluppe in einen schönen Fluß einlaufen, der an beyden Ufern mit Bäumen besetzt war. Die Holländer fanden hier einige arme selige Indianer, denen sie einige Messer und etwas Cattun verehreten, wiewohl die hundert pichten

^q) N. d. 72 und vorherg. S.

^r) Ist vermuthlich eben diejenige, welche der

Geschichtschreiber der marianischen Inseln Guahan nennet.

pichten Keel thaten, als ob ihnen das Geschenk zu schlecht wäre. Gleichwohl brachten sie *van Noort*.
 einige Früchte an des Admirals Bord. Den 16ten kam ein großer Kahn zum Vorscheine. 1600.
 Es saß ein Spanier darinnen, und lösete sein Gewehr drey mal nach einander. Man dankte ihm mit dreyen Schüssen: allein, er schien im Zweifel zu stehen, ob er trauen und näher herben kommen dürfe. Doch da der General die spanische Flagge wehen, und einen Matrosen, in Mönchskleidung, zum Vorscheine kommen ließ, faßte er Muth. Man empfing ihn sehr höflich. *Noort* gab vor, seine beyden Schiffe wären zwar französische, und hätten vom Könige in Spanien Befehl, nach Manilla zu segeln: allein, die weite Reise habe ungemeinen Mangel an Lebensmitteln bey ihnen verursacht. Der Spanier gab zur Antwort, sie befänden sich gegenwärtig in einer großen Bay, la Baya genannt, sieben bis acht Meilen nördlich, von der manillischen Straße, und sey hier zu Lande kein Mangel an Lebensmitteln: er befahl auch so gleich den Indianern in seinem Kahne, sie sollten Reis, Hühner und Schweine vom Ufer abholen, und an Bord bringen. Dieses geschah, doch mußte alles mit baarem Gelde bezahlt werden. Dergestalt regierte der Ueberfluß einige Tage lang auf beyden Schiffen. Die meisten Indianer waren ganz nackt. Einige trugen Röcke von Cattun, ja einige waren so gar auf spanisch gekleidet, und stußeten in Hosen und Wammes einher. Die Vornehmsten, welche von den ehemaligen Landesfürsten herstammten, hatten sich allerley künstliche Figuren in die Haut geritzt. Uebrigens sind diese Leute von einem verzagten und knechtischen Gemüthe. Sie tragen kein Gewehr, sondern lassen sich von den Spaniern nach Belieben hudein, müssen auch drey Realen Kopfgeld an sie bezahlen. *Noort* bezeuget, die Spanier zwängen ihnen den Gehorsam im geringsten nicht mit Gewalt ab. „Ihre Anzahl ist in diesen Inseln sehr geringe; statt der Soldaten halten sie in jedwedem Bezirke einen Priester, gegen den die Einwohner ungemeine Ehrerbietung hegen; nur fehlet es ihnen zum Unglücke auch an Priestern, sonst würden sie das ganze Land in der Slaverey halten können.“¹⁾

Indem die Holländer dergestalt beschäftigt waren, sich unter einem falschen Namen mit Lebensmitteln zu versorgen, kam unvermuthet ein spanischer Hauptmann nebst einem Priester an des Admirals Bord. Nach den gewöhnlichen Höflichkeiten, verlangte der Hauptmann, des *Noorts* Bestallungsbriefe zu sehen, weil es den Landeseinwohnern nicht erlaubt sey, mit einem ausländischen Schiffe Handlung zu treiben: dieses Begehren setzte den holländischen General in ziemliche Verlegenheit. Endlich, weil er überlegte, daß man seine Leute nicht der geringsten Ungebühr beschuldigen könnte, so nahm er ohne weitere Umstände seinen Bestallungsbrief vom Prinz Morizen zur Hand, und gab ihn dem Hauptmann zu lesen. Allein dieser, welcher steif und fest geglaubt hatte, die beyden Schiffe kämen von Acapulco, bezeugte sich dermaßen erstaunt darüber, daß *Noort* aus Vorforg, es möchte denen am Lande befindlichen Holländern schlecht ergehen, den Herrn Hauptmann, wiewohl ungern, in Verhaft nehmen mußte. Unterdessen wahrte seine Gefangenschaft nur so lange, bis das Schiffsvolk wieder an Bord kam; hernach ließ er ihn nicht nur im Frieden, sondern auch sogar mit einigen Geschenken von sich. Unterdessen kamen die Indianer ohne Unterlaß an Bord, wie vorhin, und brachten Lebensmittel zu verkaufen. Der General hatte zweien in Dienste genommen, weil sie sich für gute Steuerleute ausgaben, und zu Capul große Bekanntschaft.

Sie geben sich für Franzosen aus.

Beschaffenheit der Einwohner.

Der Holländer der Betrug wird offenbar.

¹⁾ S. unten die Beschreibung der marianischen Inseln.
 Allgem. Reisebeschr. XI Band.

²⁾ A. d. 77 und vorherg. S. unten die Beschreibung der philippinischen Inseln.

van Noort. Kanntschaft haben wollten. Den 20ten gieng er mit ihnen nach der manillischen Straße, welche auf vierzehn Grade liegt, unter Segel. Beyde Schiffe liefen glücklich in die Mündung ein. Sie fanden hier so viele Gegenfluthen, als wenn wer weiß wie viele Sandbänke da wären, ungeachtet man nicht einmal Grund finden, geschweige denn Anker werfen konnte. Mit einbrechendem Abende warfen sie den Anker an der Westseite der Insel Capul hinter einem Vorgebirge, nicht weit von einem Dorfe. Allein, weil sie einen außerordentlich reißenden Strom in dieser Bay antrafen: so suchten sie eine andere nur eine halbe Meile weit davon liegende. Denn der Ankergrund ist an dieser Insel, welche vier bis fünf Meilen im Umkreise hat, überhaupt gut u).

Erschrecken
die Leute.

Weil die Einwohner ungemein schüchtern thaten, und mit den beyden Lootsmännern, ungeachtet sie ihre eigenen Landesleute waren, nicht einmal reden wollten: so sah Noort wohl, es wäre hier mit der List weiter nichts zu thun. Einer von seinen Leuten ließ sich von einem Lootsmanne bereeden, daß er mit ihm ans Land gieng: allein, Noort bekam weder einen noch den andern mehr zu Gesicht x). Die folgende Nacht sprang der zweyte Lootsman über Bord, ungeachtet man ihn durch alles mögliche gute Begegnen zu gewinnen gesucht hatte. Er hieß nach seinem Vathe, dem Statthalter zu Manilla, Francisco Tello. Endlich wurde Noort über die Inselbewohner ungehalten, setzte Leute ans Land, und ließ einige Dörfer, aus welchen die Leute in den Wald gelaufen waren,

Brennen vieler
Dörfer weg.

wegbrennen. Die Häuser waren Mannshoch, von Matten und Stroh zusammen geflickt: man fand aber nicht die geringste Habseligkeit darinnen. An den ringsherum stehenden Bäumen hing eine Menge Cocosnüsse, darinnen, wie es schien, der größte Theil ihrer Lebensmittel bestund. Doch fanden die Holländer an einem abgelegenen Orte mehr als dreßzig Mäßen Reis. Weil niemand zum Vorscheine kommen wollte: so brannten sie vier Dörfer weg, jedes von fünfzig bis sechzig Häusern y).

Nachricht des
Candish von
ihren Gebräuchen.

Noort erinnerte sich, daß damals, da Candish an der Küste dieser Insel vor Anker lag, einer von den sieben Herren der Insel, aus eigener Bewegung an Bord gekommen war. Er hatte gleichfalls allerley Figuren in die Haut gerisset, wie die Vornehmen an der Baya. Die Insel Capul ist die letzte von den philippinischen. Die meisten Einwohner sind nackend, und sehr braun von Farbe z). Sie betheuen den Teufel an, und Candish erzählet in aller Einfalt, sie pflegten öftere Unterredungen mit ihm zu haben, wo bey er in Gestalt eines schrecklichen Ungeheuers erscheine a).

Die Holländer
plündern.

Weil man den Holländern so schlecht begegnete: so brauchten sie Gewalt, und hielten sich für befugt, ungescheut zu rauben und zu plündern. Sie nahmen alle kleine Fahrzeuge weg, sie mochten Spanier, Indianer oder Chinesen seyn. Einige bohreten sie in den Grund, nahmen aber zuvor die Lebensmittel und Waaren heraus. Ihr Glück machte sie endlich

u) N. d. 79 Seite.

x) Es war ein Engländer, Namens Calaway, ein Spielmann.

y) N. d. 81 S.

a) Der Verfasser gedenket eines seltsamen Gebrauchs, der bey diesen Leuten im Schwange seht.

„Sie stecken, sagt er, jedweden Kinde männlichen Geschlechts einen zinnernen Nagel durch die Kehel der Ruthe. Die Spitze des Nagels ist ge-

„spalten und umgebogen, sein Kopf aber einer kleinen Krone ähnlich. Die Wunde, welche das Kind von dem Nagel bekömmt, heilet ohne große Mühe. Sie stecken ihn aus und ein, nach Belieben. Candish erzählet, seine Leute hätten, um die Sache zuverlässig zu erfahren, einen zehnjährigen Knaben, und Sohne des Prinzen, der an seinen Bord gekommen war, den besagten Nagel ausgezogen, und nachgehends wieder

endlich so verwegen, daß sie den 24sten des Herbstmonats an der Spitze der manillischen van Noort Bay erschienen. Hier sahen sie nun eine große Mündung, welche Nordostwärts sich erstreckt, und wenigstens vier bis fünf Meilen breit ist. Durch diese Mündung läuft man in die Bay, und gleich an der Einfahrt liegt eine länglichte Insel, Mirabilla, oder die Wunderbare genannt. Unweit von ihr ist noch eine andere, runde und wie ein Hut gestaltete Insel. Achte Meilen davon liegt die Stadt Manilla b).

1660.

Beschaffenheit der manillischen Bay.

Die beyden Schiffe konnten nicht an die wunderbare Insel kommen. Sie liefen die Mündung vorbei, und warfen den Anker auf der Westseite der Bay, hinter einer zwölff Meilen von der Stadt liegenden Landspitze. Das Land war in dasiger Gegend ganz öde und ungebaut. In dem Schiffsrathe wurde beschlossen, man wolle sich in diesem Gewässer bald unter Segel, bald vor Anker aufhalten; weil um diese Jahreszeit die Nordostwinde ohne die geringste Aenderung beständig fortblasen. Die Insel Manilla wird von ihren Einwohnern Lucon genennet, und ist größer, als England und Schottland zugleich. Rings herum liegen andere, gleichfalls ansehnliche Inseln, welche zwar an sich selbst keine Reichtümer hervorbringen, aber von den Kaufleuten stark besucht werden, und der Handlung wegen berühmt sind c). Unter denen Schiffen, welche die Holländer wegnahmen, begegneten sie den chinesischen und japanischen d) mit eben so großer Gelindigkeit und Freundschaft, als den Spaniern mit Schärfe. Ja sie waren so verwegen, und droheten dem Statthalter zu Manilla in einem Briefe, sie würden ihn in seiner Hauptstadt besuchen. Sie hatten von einigen Gefangenen erfahren, es lägen in dem Hafen besagter Stadt, welcher den Namen Cavite trägt, zwey große Kauffschiffe aus Neuspanien, auch sey in den beyden Schlössern, die den Hafen vertheidigen sollen, weder Geschütz noch Volk vorhanden e). Diese setze Beute nun stach ihnen gewaltig in die Augen.

Drohungen der Holländer.

Allein, die Spanier waren für so viel Beleidigungen auf Rache bedacht. Unterdessen Die Spanier ba ihre Feinde Schlösser in die Luft baueten, rüsteten sie die beyden Schiffe, wornach die Holländer so begierig waren, zum Kriege aus. Der Statthalter zu Manilla hatte einen Haufen Landeseingebohrne zusammengebracht, die meistens seit langer Zeit zum Gebrauche des Schießgewehres und anderer Waffen angeführet waren. Von diesen Leuten setzte er fünfshundert auf jedes Schiff, gab ihnen aber spanische Officier und zehn gute metallene Stücke mit. Als nun die Holländer den 1sten des Christmonats im Begriffe waren, von einer neuerlich ausgeführten Kriegesthat ein wenig auszuruhen, sahen sie zwey Segel aus der manillischen Straße lausen. Anfänglich glaubten sie, es wären Fregatten: bey ihrer Annäherung aber merketen sie, es wären große Schiffe, die vermuthlich eines mit ihnen wagen wollten. Sie machten folglich ihre Segel und ihr Gewehr zu rechte.

A a a 2

Das

n an seinen Ort gesteckt. Man sagte ihm, die Weiber wären auf diese listige Erfindung gerathen, und hätten es dahin gebracht, daß man sie im ganzen Lande eingeführet habe, um das unnatürliche Laster, welches sehr im Schwange gieng, abzuschaffen. A. d. 82 S. In der Beschreibung von Pegu, ist eben ein so seltsamer Gebrauch mit den Mägdechen zu finden. a) A. d. 83 S.

b) A. d. 90 S.

c) A. d. 91 S.

d) Der Verfasser hält sich für berechtiget, an diesem Orte eine weitläufige Beschreibung von Japon einzurücken, die er vermuthlich aus der Aussage seiner Gefangenen verfertigte. Wir verweisen aber den Leser auf den künftig folgenden Artikel von diesem Reiche.

e) A. d. 109 S.

van Noort.

1660.

Wie es abläuft.

Das manillische Admiralschiff rückte bis auf einen Stückschuß herben, und machte nicht die geringste Anstalt, der Lage des holländischen Admirals auszuweichen. Aber kaum war solche gegeben: so enterte es, und ein Theil von seinem Schiffsvolke sprang den Holländern wie rasend über Bord f); bey diesen Umständen machten sich die Holländer unter das erste Verdeck, und die Spanier dachten, das Schiff sey schon ihr. Allein, es wurde ihnen mit Piken und Musqueten so tapfer zugesprochen, daß ihre Hitze bald verranchte. Hätte ein Geschichtschreiber von ihrer eigenen Nation dieses Gefecht beschrieben, so würde er von ihrer Tapferkeit vermuthlich um ein ziemliches mehr Wesens gemacht haben g). Noort sagt erstlich, er habe nicht mehr als fünf und funfzig Mann noch gehabt; gleich darauf aber hat er seine Feinde nicht nur überwunden, sondern sie sinken auch, und ersaufen alle mit einander. Zwar giebt er zu verstehen, seinem zweyten Schiffe sey es nicht so gut gelungen: doch auch dieser Bericht ist ziemlich undentlich abgefaßt. „Als die Holländer unter Segel waren, sagt er, sahen sie den manillischen Viceadmiral und die Eintracht, wohl zwanzig Meilen weit von sich. Es dünkte ihnen, die Spanier hätten diese Nacht übermüthet, indem es ihnen so vorkam, als wenn ihre Flagge, die sie auf dem Fockmast führten, abgenommen, die Flagge des manillischen Schiffes hingegen, noch an ihrem Orte wäre. Nebst dem hielten sie nicht wohl für möglich, daß die Nacht, als ein schwaches Fahrzeug, und das mit Inbegriffe der Jungen h), nicht mehr als fünf und zwanzig Köpfe an Bord hatte, dem manillischen von ungefähr sechshundert Tonnen, hätte widerstehen sollen, i).

Weil der Admiral sich ausbessern mußte: so nahm er seinen Lauf nach der Insel Borneo, welche hundert und achtzig Meilen von Manilla liegt. Den 16ten des Christmats befand er sich an der Küste einer großen Insel, Namens Bolaton, die wenigstens hundert und achtzig Meilen in die Länge hat, und unter spanischer Hoheit steht. An dieser Küste segelte er in einer Entfernung von fünf bis sechs Meilen unter Anführung zweier chinesischen Steuerleute, die er am Borde hatte, fort. Den 26ten lief er in die Bay der Insel Borneo ein.

Borneo
Hauptstadt
der Insel gleiches Namens.

Weil die Hauptstadt, welche eben diesen Namen trägt, nur drey Meilen weit von der Küste liegt: so schickte Noort einen von seinen Chinesen mit einem Geschenke an den König der Insel, und ließ um Erlaubniß bitten, Lebensmittel einzukaufen. Sogleich kam eine Menge Piroguen zum Vorscheine, und brachten Früchte, Hühner, Fische und Wasser an Bord. Dieser gesammte Vorrath wurde mit allerley Zeugen bezahlt. Absonderlich waren

f) A. d. III S. Sie schrien dabey wie die tollen Lente, sagt der Verfasser: Amaina, Perros, Amaina; d. i. Streicht die Segel, ihr Hunde, streicht die Segel!

g) Wir müssen seiner Seltenheit wegen, wenigstens die Hauptumstände beybringen. Der manillische Admiral, sagt er, blieb den ganzen Tag an die Holländer angeklammert, weil sein Anker sich in die Thauwand von dem Mast jenes Schiffes verwickelt hatte. Besagter Anker riß die Wand an unterschiedlichen Orten entzwey, welches dem

holländischen Schiffsvolke große Gefahr brachte. Die Spanier gaben ihnen zum öftern die Lage, worauf man aus gleichem Tone antwortete. Endlich als Noort sah, daß seine Leute nachlässiger sehten, so stieg er unter das Verdeck, und drohet Feuer an das Pulver zu legen, wenn sie nicht hitziger sehten würden. Diese Drohung that er wünschte Wirkung. Sogar einige Verwundete sprangen wieder auf, und sehten wie zuvor. Die Spanier hingegen suchten statt des weitern Angriffes, sich nur wieder loszumachen, welches schwer

ren die chinesischen bey den Einwohnern sehr beliebt, dergleichen Noort in dem manillischen Gewässer erobert hatte, hingegen die holländischen Zeuge wollten sie nicht.

Den folgenden Tag kam der chinesische Steuermann zurück nebst einem Officier von des Königs Hofe, und einem Chinesen aus Patan, welcher in großer Gunst bey dem Könige stand. Er berichtete, die landeseinwohner wären gegen die Ausländer sehr misstrauisch, weil sie mit den Spaniern Krieg hätten und in beständiger Furcht wegen eines Ueberfalles von den spanischen Schiffen lebten. Ueberdieses hatte der König von einer portugiesischen Barke erfahren, die Holländer wären nichts weniger, als Kaufleute. Nichts desto weniger sah es ihnen der Officier sogleich an, daß sie keine Spanier wären, und versprach, es dem Könige zu berichten; nur bath er, einen aus ihrem eigenen Mittel mit ihm gehen zu lassen, damit sich der König mit eigenen Augen überzeugen könnte. Noort willigte zwar darein, behielt aber Geißel zurück. Man gab dem Holländer, welcher sich bey Hofe zeigen sollte, Flinten und anderes Gewehr mit, weil nach dem eingeführten Gebrauche der Insel, kein Ausländer leer vor dem Fürsten erscheinen durfte. Gleichfalls wurde ihm der chinesische Steuermann zugesellet, damit selbiger bey den Kaufleuten von seiner Nation Nachricht einholen möchte, ob man sich Hoffnung zur Handlung machen könnte, oder nicht.

Zwar hat die Natur Borneo mit keinem Gewürze begabet, hingegen bringt die Insel Lebensmittel in größtem Ueberflusse hervor, imgleichen Campher, welcher für den besten in ganz Ostindien gehalten, aber auch am theuresten bezahlet wird; ferner hat sie etwas wenig Muscatennüsse und Blumen, wohl aber Wachs und Sapanholz zum Färben, wenige Diamanten, aber eine Menge Bezoar. Die auf der Insel befindlichen chinesischen Kaufleute waren keine Unterthanen ihres Kaisers, sondern sie wohnten zu Patan auf der chinesischen Küste, lebten nach ihrer angebohrnen Landesweise, erkannten aber übrigens den Fürsten, der sie in Schutz genommen hatte, für ihren Oberherrn. Die meisten waren aus ihrem Vaterlande verwiesen worden, oder vorher Seeräuber gewesen, und hatten sich nach langem herumschwärmen an diesem Orte nieder gelassen. Einige kamen an des Admirals Bord, und verkauften ihm eine ansehnliche Menge Pfeffer, den sie auf der Rhede im Vorrathe liegen hatten.

Der holländische Abgeordnete brachte weiter nichts, als höfliche Worte, nebst der Erlaubniß, Lebensmittel einzukaufen, zurück. Auf gefchehenes Nachfragen hatte er erfahren, Borneo sey eine von den größten Inseln in ganz Ostindien, und stark bevölkert. An der Küste herrsche der mahometanische Glaube; hingegen die Einwohner mitten im Lande, wären Götzendiener. Die Stadt Borneo selbst liegt mitten in einem Moraste, und hat

A a 3

eine

schwer zugiang, indem die Holländer ihr grobes Geschütz brauchten. Endlich machten sie sich von dem Holländer los: allein, gleich darauf sanken sie, und zwar so geschwind, daß sie gleichsam in einem Augenblicke verschwanden, und man nicht einmal die Masten mehr sah. Hingegen schwammen noch ein paar hundert Gesunde, ohne die Todten und Verwundeten in der See herum, und schrien Misericordia! die Holländer waren damals beschäftiget, das Feuer zu löschen, welches sich von der Vielheit ihrer eigenen Lagen, zwischen beyden

Worden entzündet hatte. Als sie mit Löschen fertig waren, fuhren sie zwischen ihre noch herumschwimmende Feinde hinein, und drückten ihnen die Köpfe unter das Wasser. Noort verlor nicht mehr als sieben Mann.

b) N. d. III und III S.

i) Der Verfasser sagt nicht, wohin die hundert und sieben und vierzig Mann gekommen waren, woraus das Volk beyder Schiffe vor einigen Monaten, und nachdem des Lints Schiff verschwunden war, noch bestand.

van Noort.
1600.

Gemeinschaft
der Holländer
mit den Ey-
ländern.

Landeswaas-
ren der Insel
Borneo.

Lebensart der
Einwohner.

van Noort. eine Mauer von Werkstücken, welche nicht mehr als etwa dreihundert Häuser in sich begreift; hingegen stehen sehr viele, und meistens mit Gärten versehene Häuser, außerhalb derselbigen. Der Hafen ist sehr geräumig, gegen alle Winde gesichert, und durch die Mündung eines großen Flusses, und einen Theil seiner eigenen Inseln, die er in sich begreift, verschlossen. Er war in der Spanier Gewalt gewesen, sie hatten ihn aber sowohl wegen der ungesunden Luft, als wegen des wenigen Nutzens, den ihre Handlung von ihm hatte, freywillig verlassen k.).

Ihre Gewehr. Die Einwohner der Insel Borneo sind große starke Leute, von gutem Verstande, aber heftig auf das Stehlen, und absonderlich auf das Seerauben erpicht, welches sie sogar an der peguanischen Küste, das ist vierhundert Meilen weit von ihrer Insel, treiben. Zum Gewehre haben sie Schwerdter, gewisse Schilde, Cossos genannt, Lanzen und Hassagayen von einem gewissen Holze, das zwar ungemein hart ist, aber gern bricht, und durch seine Splitter die Wunde unheilbar machet. Nebst dem führen sie Bogen und lange Pfeile mit eisernen und vergifteten Spizen. Ihr Köcher ist gemeinlich mit zwanzig bis dreißig solchen Pfeilen angefüllt. Blutet die Wunde, die sie machen: so muß man unfehlbar daran sterben. Sie nehmen so viel Weiber, als sie ernähren können, und lassen ihnen viele Freyheit: allein die Eifersucht ist nichts destoweniger eine von ihren stärksten Leidenschaften. Es kamen einige Weiber auf des Noorts Schiff, kauften und verkauften: allein, die geringste Freyheit, die sich die Holländer heraus nahmen, ja ein bloßer Wink, erregte den Grimm der Männer so sehr, daß man vermeynte, sie würden ihnen den Spieß oder die Hassagay durch den Leib rennen. Sowohl Männer als Weiber, sind wie alle Indianer, braun an Farbe. Ihre Kleidung hat keine gewisse Gestalt. Sie besteht aus einem Stücke Zeug, das man bald so, bald anders um den Leib windet. Doch tragen sie Turbane von feinem Baumwollenzeuge. Die Vornehmen, absonderlich die Anverwandten des Königes, oder seine vornehmsten Beamten, gehen sehr kostbar gekleidet, und treiben großen Pracht. Wenn sie in ihren Piroguen ausfahren, welche in solcher Maße bedeckt sind, daß sie ihnen genugsamen Schutz gegen die Sonnenstralen schaffen: so haben sie einige silberne Gefäße auf einem Tische vor sich stehen. Einige sind mit Räucherwerke, andere mit Betel gefüllet, den sie beständig kauen. Ihre Palläste können für schöne Häuser gelten, ungeachtet sie von bloßem Holze sind, auch so wenig auf festen Pfählen stehen, daß man sie ohne sonderliche Mühe auf die andere Seite des Flusses bringen kann, wenn etwa ein Sturm oder ein anderer Zufall zu befürchten steht l.).

1601. Weil den Holländern eines und das andere ziemlich verdächtig vorkam: so stunden sie sorgfältig auf ihrer Huth. Einstens kam ein Chinese, der sich vor seinen Schuldnern nicht zu Die Holländer gehen unter Segel.

k) N. d. 122 und vorherg. S. Der Hauptmann Cowley, welcher im 1683sten Jahre diese Gewässer durchstrich, meldet dagegen, der spanische Statthalter zu Manilla, habe sich so sehr in die Schätze der Insel Borneo verliebt, daß er die bisherigen langwierigen Streitigkeiten mit dem Könige durch einen ewigen Frieden endigte, und unter andern dieses dabey bedung, der König sollte alle gegen Spanien feindlich gestimmte Nationen bekriegen. S. Cowleys Reisebeschreibung a. d.

234 S. Eben dieser Reisende machet von der Insel Borneo folgenden Abriss. Es ist, sagt er, eine sehr große eyrunde Insel, sie erstreckt sich vom vierten Grade Südbreite, bis an den neunten Grad Nordbreite, und bis an den zwölften Grad der Länge. (Dieses Zeugniß vernichtet die Meynung, als ob die Insel ungeheurer groß wäre, und bis zwey tausend ein hundert Meilen im Umfange habe.) Vor alten Zeiten herrschten zwey Könige darinnen, der nördliche und der südliche, endlich aber

zu retten mußte, an ihren Bord, und bath, sie möchten ihn verbergen, er wollte sich dagegen an dem ersten besten Orte für einen leibeigenen verkaufen lassen. Zugleich berichtete er, man ziehe in der Gegend um die Stadt viele Soldaten zusammen, und die Sache scheine auf sonst niemand, als auf sie, gemünzt zu seyn. Indem sie sich nun hierauf ohne Unterlaß fleißig umsahen: so erblickten sie an dem 1sten des Junners 1601 mehr als hundert Piroguen hinter einer Landspitze liegen. Eine davon kam an Bord, hatte einige Säcke voll Pfeffer bey sich, und verlangte Gewehr dagegen zu tauschen. Noort willigte zwar darin, ließ aber nicht mehr als zween Mann auf sein Schiff. In diesem Augenblicke kam eine andere Pirogue mit achtzig Mann, die aber meistens unter den Matten, damit die Indianer ihre Schiffe im Nothfalle bedecken, versteckt lagen. Sie hatten allerley Früchte nebst einem Ochsen bey sich, und gaben vor, ihr König beschenkte den Admiral damit. So gleich kam die sämmtliche in der Pirogue befindliche Mannschaft zum Vorscheine, und verlangte in das Schiff zu steigen, damit sie den Ochsen herauf ziehen, und die Früchte übergeben möchten. Allein, weil dem Noort das Geschenk verdächtig vorkam: so hieß er sie bleiben wo sie wären. Als sie dem ungeachtet, so gar mit Gewalt ins Schiff steigen wollten: so hielt man die Lunten zum Aufhauen fertig. Dieser Anblick machte sie auf einmal ganz gelassen. Ihre Officier eröffneten mit vieler Höflichkeit die Ursache, warum eine solche Menge bewaffneter Piroguen zugegen wäre. Es habe sie nämlich des Königes Oheim, der zugleich auch sein Vormund, und oberster Staatsrath sey, zusammen gebracht, in der Absicht, seinen Frauen eine Ergötzlichkeit zu machen, Noort beantwortete alles mit gleicher Höflichkeit, und blieb ihnen in diesem Stücke nicht das geringste schuldig: allein, den 1sten desselbigen Monats, lief er aus der Bay, und suchte das weite m).

Unvermuthet fiel ihm eine Champane in die Hände, die ein Sturm von ihrem Wege aus Japan nach Manille verschlagen hatte. Der Hauptmann war ein geborner Portugiese, Namens Emanuel Luis, wohnte aber zu Nangasacki, einer berühmten japanischen Seestadt. Diesen ließ er an Bord kommen, und erfuhr von ihm, es sey ein großes holländisches Schiff, aber in einem höchst elenden Zustande zu Bungo angekommen; indem es seine Straße verfehlet, und darüber den größten Theil seiner Leute durch Hunger und Krankheiten eingebüßet gehabt. Es wären nicht mehr, als vierzehn Personen noch übrig gewesen, welche man gütig aufgenommen, und ihnen nicht nur die Freyheit gelassen, sondern über dieses auch die Erlaubniß gegeben habe, ein kleineres Fahrzeug zu bauen, weil sie für das ihrige zu schwach gewesen: auf dem neuerbauten Schiffe sollten sie nachgehends absegeln, und sehen, wohin sie der Himmel führen werde. Das alte Schiff sey funfshundert Tonnen groß, mit vielem Geschütze versehen, auch theils an Waaren, theils an Stücken

Schlechte
Nachricht
von einem
holländischen
Schiffe.

aber wurde jener von dem letztern bezwungen, und es kam die ganze Insel unter ein einziges Oberhaupt. Sie hat Lebensmittel und kostbare Waaren in Menge. Man kann auch Nelken um einen billigen Preis bekommen, weil sie aus den benachbarten Inseln heimlich dahin gebracht werden. An Thieren giebt es große Elephanten, Zieger, Panther, Leoparden, Antilopen und wilde Schweine. Die Landeseinwohner brachten uns Fische in Ueberflusse, Pomeranzen, Limonien, Mangos,

Plantanen und Tannzapfen. Ueberdieses findet man treffliche Bezoarsteine, Biesam und Zibeth im Lande. Ebendas. Es gedenken zwar viele Holl- und Engländer der Insel Borneo: allein, weil sie nicht viel weiter gekommen sind, als in die beyden darauf befindlichen Handelsplätze, Succadana und Benchar massin, so läßt sich aus ihren Nachrichten keine völlige Beschreibung machen.

1) N. d. 123 und vorherg. S.

m) N. d. 117 S.

van Noort. 1601. **1601.** fen von Achten, reich beladen gewesen. Aus dieser Beschreibung erkannte Noort den Admiral von der Flotte des Verhagens und Sebald von Wert. Er begegnete dem portugiesischen Hauptmann sehr höflich, kaufte ihm lebensmittel ab, und bezahlte sie sehr reichlich, alles in der Hoffnung, er werde es, nach seiner Rückkunft nach Japon, die vierzehn Holländer wiederum genießen lassen. Ja, er gab ihm so gar eine Flagge von dem Prinzen Moris, und einen Paß. Allein weder diese Sorgfalt, noch das Versprechen des portugiesischen Hauptmanns konnte die erwähnten unglückseligen Holländer vor dem Schicksale bewahren, welches dem Leser aus einer von den vorigen Reisebeschreibungen bekannt seyn wird ⁿ⁾.

Noort geht nach Joartam. Noort hatte viele Mühe, bis er den Weg durch die gewaltige Menge Inseln fand, welche in diesem Meere gleichsam mit voller Hand ausgestreuet sind. Zum Glücke fiel ihm eine Junke von Johor in die Hand, die einen sehr versuchten Steuermann hatte. Vermöge des Rechtes, das der Stärkste über den Schwächsten hat, befehlt er den Steuermann nebst seinem Sohne am Borde, erlaubte aber doch, daß ihre Junke hinten drein fahren durfte. Dergestalt kam er ohne Schaden bis nach Joartam auf Java, und warf

Beschaffenheit dieser Stadt. daselbst Anker. Die Beschreibung dieser Stadt hat man ihm ganz allein zu danken, indem kein einiger anderer Reisender das geringste davon meldet. Sie ist mit keiner Mauer umfasset, und besteht aus ungefähr tausend, wiewohl lauter hölzernen Häusern. Der König befand sich damals zu Passarvan, als seinem gewöhnlichen Sitze, und war es eben derjenige, welcher fünf Jahre zuvor, das ist, gleich damals, da die ersten holländischen Schiffe bis nach Indien durchgedrungen hatten, Balimbuam belagerte ^{o)}, eroberte und den ganzen Stamm ausrottete. Seine Eroberungen hatten ihn zum Könige von Surbaja, Joartam, Passarvan und Balimbuam gemacht.

Wollüstiges Alter eines heidnischen Hohenpriesters. Der Hohenpriester der Gögendienner auf dieser Insel hatte seinen Sitz zu Joartam. Ziemlich weit von der Stadt stand sein Lusthaus. Er war bereits hundert und zwanzig Jahre alt: dem ungeachtet hielt er verschiedene Weiber, die ihn wärmen, und mit ihrer Milch ernähren mußten. Er für seine Person war ein heftiger Christenfeind: der König hingegen gönnete ihnen in seinem ganzen Lande alle ersinnliche Freyheit, weil sie demselbigen große Vortheile schafften. Ja, er beschwerte sie nicht einmal mit der geringsten Abgabe ^{p)}.

Schiffbruch einer sehr großen Gallion. Nach einem etlich-tägigen Verweilen in dieser Bay, giengen die Holländer wieder unter Segel. Den 5ten des Hornungs erblickten sie ein großes Schiff, das an den Klippen gescheitert hatte. Ein Portugiese, den sie zu Joartam an Bord genommen hatten, gab ihnen die Nachricht, es wäre die große Gallion von Malacca, welche tausend bis tausend zweihundert Tonnen führte, und mit sechs bis sieben hundert Mann besetzt war. Man sah noch einige Matrosen auf dem Verdecke. Dieses ungeheure Schiff war für die Insel Amboina ausgerüstet worden, indem die Landeseinwohner das dasige portugiesische Schloß belag-

ⁿ⁾ A. d. 124 S. S. Adamsen Reisebeschreibung.

^{o)} S. die erste Reise der Holländer im VIII Bande dieser Sammlung.

^{p)} A. d. 128 S.

^{q)} A. d. 129 S.

^{r)} A. d. 130 S.

^{s)} In der folgenden Reise des le Maire wird

man neuere Nachrichten von der magellanischen Straße finden, und aus selbigen des Noorts seine verbessern können.

^{t)} Die bisher bekannten Inseln haben nach des Carreri Berichte folgende Namen: Agaña, Jarpana, Bunavista, Sarpata, Patans, Sarigan, Guagan, Almagan, Tinay und Mang.

KARTE VON DEM ARCHIPELAGUS S^t LAZARUS

ODER DEN

MARIANISCHEN INSELN

Nach den Karten des P. Alonso Lopez
und der Nachricht des P. Morales Jesuiten
Spanischer Missionarien in diesen Inseln.

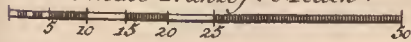
Zur allgemeinen Geschichte der Reisen
von dem

Hrn Bellin Ing^r. de la Marine .

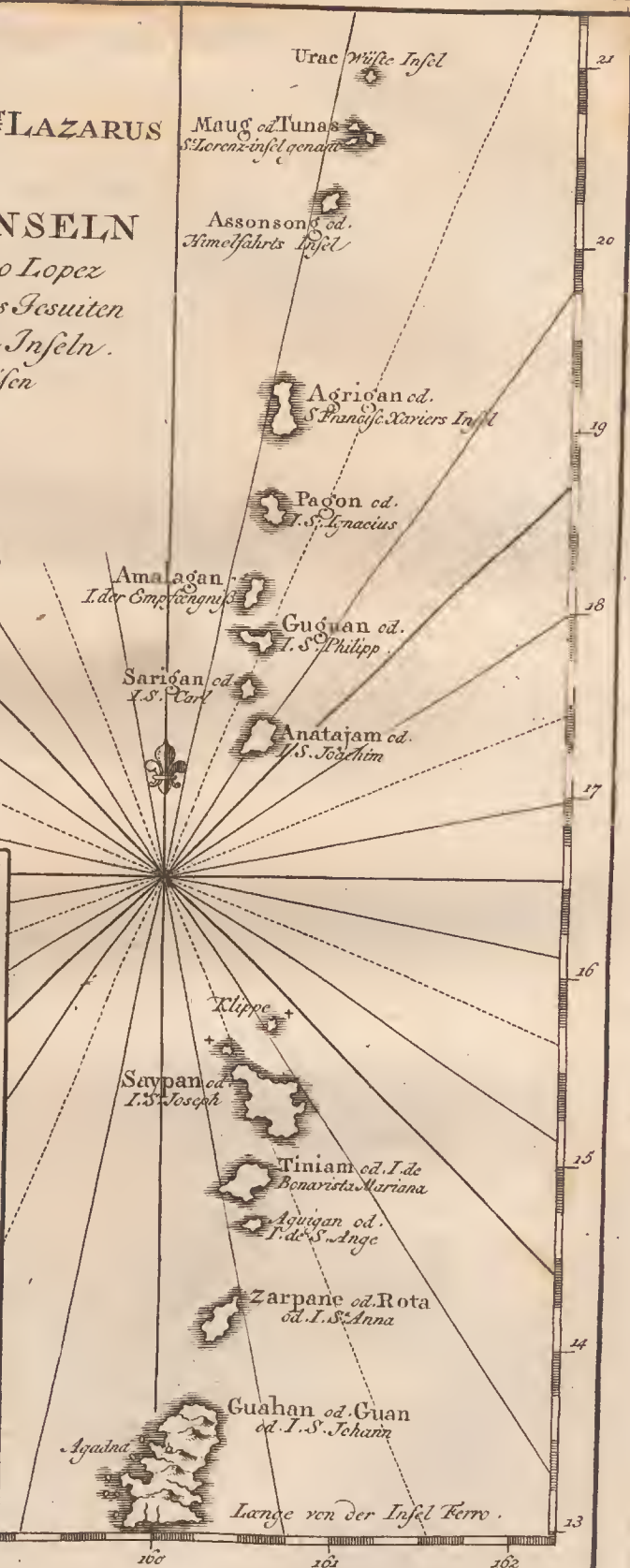
1752 .

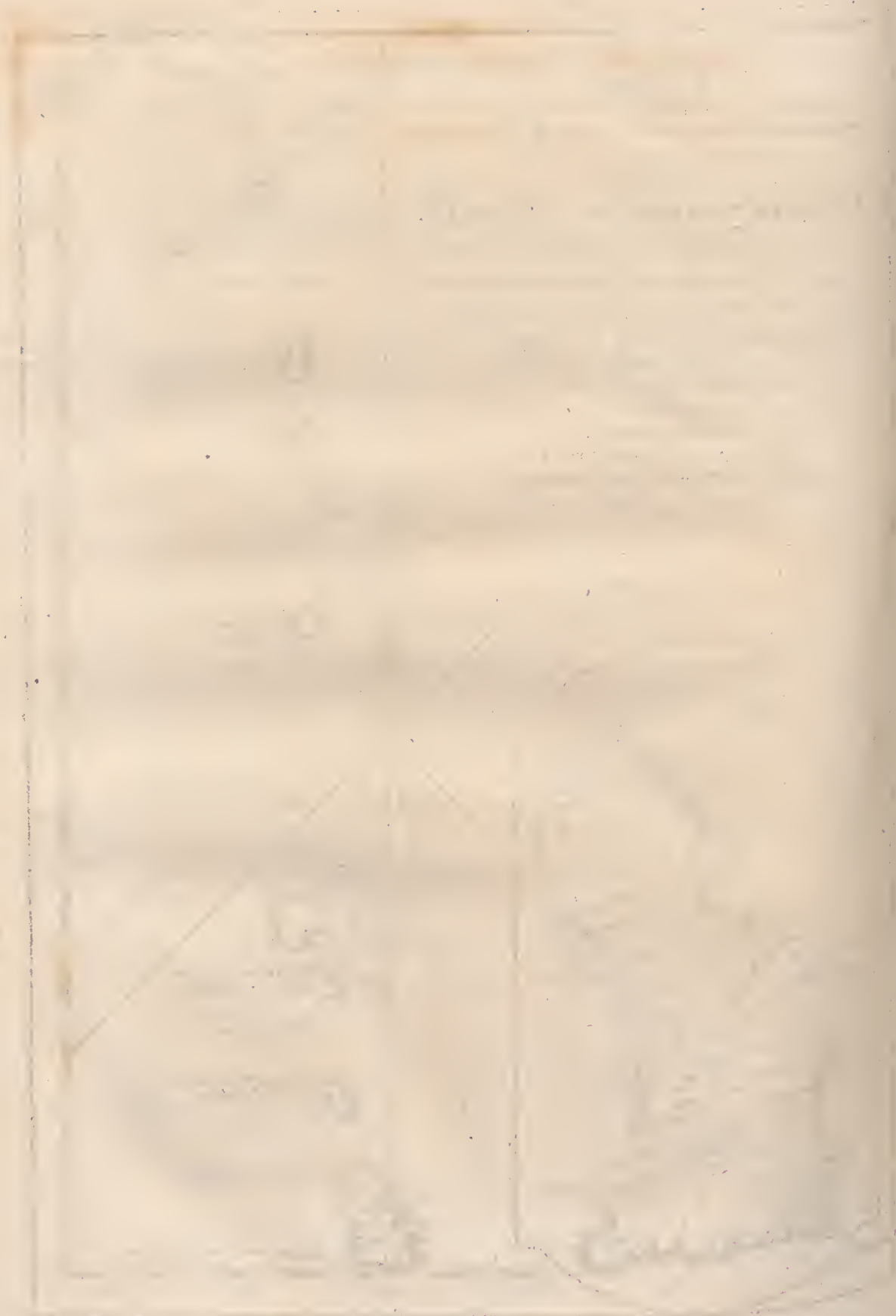
Maaß-Stab .

Gemeine Franzöf. Meilen .



Insel Guahan
od.
Insel S^t Johann.





belagerten. Von Amboina sollte die Gallion nach Banda gehen, diese Insel dermaßen von Noort. zu besetzen, daß sie allen Ausländern unzugänglich wäre, und sodann nach den moluckischen Inseln segeln, um sich derselbigen nicht weniger zu versichern. Allein, alle diese wichtigen Anschläge waren nebst der Gallion zugleich gescheitert 9).

Uebrigens fiel auf des Noorts Reise, die sich den 26ten des Augustmonats mit seiner Ankunft Noorts Rück. zu Rotterdam endigte r), nicht das geringste besondere vor, oder was einer Reise, die reise nach unsterbliches Andenken verdienet, gemäß wäre. Denn diesen Titel legte ihr der Herausgeber bey, weil sie nicht nur die dritte, welche jemals um die Welt geschehen, sondern auch der erste Versuch der Holländer, sich einen Weg nach Ostindien durch das Südmeer zu öffnen, gewesen sey s).

Das XXXII Capitel.

Beschreibung der marianischen Inseln.

Marianische Inseln.

Lage derselben. Ihre Benennung. Wenn das Evangelium dahin gekommen. Erster Heidenbesucher. Spanischer Hauptsitz auf dieser Insel. Häfen. Ehemalige Einfalt der Einwohner. Sie wissen nichts vom Feuer. Muthmaßungen von ihrem Ursprunge. Menge der Einwohner. Sie werden sehr alt. Schmuck der Frauen. Ihre Sprache und Wissenschaften. Verschiedene Stände. Ehrentitel der Edelleute und ihre Güter. Ihre Höflichkeiten. Geschäfte der Einwohner. Beschreibung ihrer Schiffe. Ihre Gebäude. Sonderbare Ununterwürfigkeit. Ihr Gewehr. Nachgiebigkeit. Sie sind schwer zu bekehren. Zeitvertreib der Weiber. Deren große Herrschaft. Sie hatten keinen Gottesdienst. Ihre Weise zu trauern. Landesfrüchte der Inseln. Seltsame Abweichung der Magnetnadel. Ankergrund bey Guahan. Wichtige Anmerkungen des Dampiers.

Seit mehr als zweyhundert Jahren, da die Spanier ihren Weg nach den philippinischen Inseln durch diese Eylande nehmen, haben sie bemerkt, daß sie eine von Inseln. gegen neu Guinea über, und erstrecken sich bis gegen Japon, und an den sechs und dreyßigsten Grad. Sie werden folglich an dem äußersten Ende des stillen Meeres, und in einer Entfernung von ungefähr vierhundert Meilen von den philippinischen Inseln, durch den Wendekreis des Krebses, und durch die Linie beschränket. In dieser Lage füllen sie einen Raum von etwa hundert und funfzig Seemeilen, welcher von der größten und südlichsten unter ihnen, Namens Guahan, bis nach Urac, als der nächsten am Wendekreise, zu rechnen ist z).

Will

Maug, Urat; drey andere brennende Berge, der erste unter drey und zwanzig Grad dreyßig Minuten, der andere unter dem vier und zwanzigsten, und der dritte unter dem fünf und zwanzigsten Grade. Ferner: Patos, la Desconosida, Malabrigo; la Guadalupe; die drey Eylande Tula, welche den 23ten :: 1664. von der Gallion der Allgem. Reisebeschr. XI Band.

vom vier und dreyßig bis an den sechs und dreyßigsten Grad. Der nur besagte Schriftsteller verkündet zugleich, es wären von dem dreyzehnten Grade bis an die Linie, und bis an den neuen Guinea noch viele andere Inseln vorhanden, die man aber noch nicht kenne. Eben so wenig kennet man auch eine gewisse andere Inselreihe, welche unter der Linie drey hundert Meilen von Callao de Lima an-

B b b

Marianische Inseln.

Woher die Benennung rühret.

Wenn das Evangelium dahin gekommen.

Erster Heidenbefehrer.

Will man die Größe und Lage dieser Inseln beurtheilen: so darf man sich im geringsten nicht auf unsere alten Karten verlassen, indem man ihre Lage und ihren wahren Namen, nur erst seit wenigen Jahren kennet u). Magellan, der sie im 1521sten Jahre zuerst entdeckte, nennete sie die Diebesinseln, weil ihm die Einwohner einige Stückchen Eisen, und andere Dinge von geringer Wichtigkeit entwendet hatten. Nachgehends brachte ihnen die Menge der Fahrzeuge, welche den europäischen Schiffen mit ausgespanneten Segeln entgegen kommen, die Benennung de las Velas zuwege; doch auch diese wurde zu Ende des vorigen Jahrhunderts abgeschaffet, und ihnen dagegen der damaligen spanischen Königin und Gemahlin Philipp des Vierten, Maria Anna von Oesterreich zu Ehren, der Name der marianischen Inseln gegeben.

Diese Inseln nun hatte Michael Lopez Legaspi schon im 1565ten Jahre für die Krone Spanien in Besitz genommen. Weil er aber nicht so viele Bequemlichkeiten daselbst fand, als er gewünscht hätte: so verweilte er sich nicht lange daselbst, sondern ließ es dabey bewenden, daß er den Einwohnern sehr leutselig begegnete, übrigen aber setzte er seinen Weg nach den philippinischen Inseln fort, und brachte sie unter spanische Botmäßigkeit, seit welcher Zeit auch die Sorge der Spanier ganz allein auf dieselbigen gerichtet gewesen. In die marianischen hingegen dachte kein Mensch mehr, bis sie der Eifer der Heidenbefehrer endlich aus der Vergessenheit hervorzog. Ein berühmter Jesuit, nämlich der Vater Sanvitores x), ermunterte die königliche Witwe Philipps des Vierten, und Kaiser Karls des Zweyten dazu, daß sie das Licht des Evangelii in diesen wilden Ländern möchte aufgehen lassen. Besagte Prinzessin ertheilte auch wirklich, als damalige Regentin der spanischen Königreiche, dem Statthalter zu Manilla die nöthigen Befehle deswegen. Die Spanier übermeisterten erstlich die Insel Guahan, ohne die geringste Schwierigkeit, se-

anfangt und nach Westen fortläuft, ohne daß man bisher das Ende davon hätte finden können. Die bekanntesten darunter sind noch nicht bewohnt, und haben auch kein einziges vierfüßiges Thier. Man findet keine andere Thiere darauf, als Vögel, die man mit Stecken tödtet schlagen kann. Alle Seeräuber, welche durch die Straße des Magellans oder le Maire in die Südsee laufen, calstern ihre Schiffe an diesen Inseln. Man nennet sie Los Galappados, weil es eine große Menge von diesen Thieren, die einer großen Schildkröte sehr ähnlich sehen, daselbst giebt. Carreri V Theil a. d. 295 und 296 S.

u) Man hat keine andere Karten, darauf man sich verlassen könnte, als diejenigen, welche der Vater Alonso Lopez, ein spanischer Jesuit, an dem Orte selbst verfertigt hat. Noch ein anderer nach diesen Inseln verschickter Heidenbefehrer, nämlich der Vater Morales, hat eine Nachricht von ihrer eigentlichen Lage, und von denen Namen, die ihnen die Spanier neuerlich beygelegt haben, aufgesetzt. Wir theilen sie hier aus dem Vater Gobien mit.

1. Guahan oder Guan, die größte und südlich-

ste unter den marianischen Eylanden, hat vierzehn Meilen im Umkreise. Die Spanier nennen sie das heilige Johanneseyland. Sie liegt auf dreyzehn Grade fünf und zwanzig Minuten Nordbreite, und sieben Meilen von der Insel Saypan. 2. Saypan oder Rota, von den Spaniern die Insel der heiligen Anna genannt, hat fünfzehn Meilen im Umkreise, liegt unter dem vierzehnten Grade, und dreyzehn Meilen von der Insel Agniguan.

3. Agniguan, oder die heilige Engelsinsel, hat drey Meilen im Umkreise, liegt auf vierzehn Grad drey und vierzig Minuten, und eine Meile weit von der Insel Tinian.

4. Tinian oder die Insel de Buena Vista Mariana, hat fünfzehn Meilen im Umkreise. Sie liegt auf vierzehn Grad fünfzig Minuten, und drey Meilen weit von der Insel Saypan.

5. Saypan, oder des heiligen Josephs Insel, hat fünf und zwanzig Meilen im Umkreise. Sie liegt unter fünfzehn Grad zwanzig Minuten, und fünf und dreyßig Meilen weit von der Insel Anatajan.

6. Anatajan, oder die Insel des heiligen Josephs, hat zehn Meilen im Umkreise. Sie liegt

ten Heidenbefehrer dahin, und brachten mit der Zeit alle die übrigen Inseln stufenweise unter das Joch.

Weil die Insel Guahan die vornehmste war: so baueten sie ein festes Schloß auf selbiger, in welchem bisher allezeit eine Besatzung von etwan hundert Mann gelegen ist. Die Jesuiten haben zwey Collegia erbauet, darinnen sie die Jugend von einem wie vom andern Geschlechte unterweisen; und der spanische Hof hat zu dieser gottseligen Unternehmung jährlich dreytausend Stücke von Achten angewiesen. Gleichfalls wird alle Jahre ein Schiff mit Zeugen und andern Nothwendigkeiten von Manilla dahin abgeschicket. Carreri irret sich, wenn er der Insel Guahan nicht mehr als zehn Meilen zum Umkreise giebt; denn es beträgt selbiger vierzig. Die Insel ist angenehm und fruchtbar. Ihre Häfen sind bequem, und der Ankergrund vortrefflich. Die vornehmsten sind: Hati, gegen Westen; Umatay, wo die Holländer, wenn sie diese Meere durchstreichen, zuweilen ihre Schiffe calistern; und endlich Iris und Piggug, welche nur durch eine Erdzunge von einander unterschieden sind. Alle diese Häfen haben süßes Wasser im Ueberflusse, indem innerhalb ihres Schooßes eine Menge Bäche in die See fallen. Unterdessen ist der zu Agadma dennoch der beste, weil man nicht nur auf zehn bis achtzehn Faden vortrefflichen Ankergrund, sondern auch völlige Sicherheit gegen alle und jede Winde daselbst findet y). Die Insel Japan hat zweene vortreffliche Häfen, einen gegen Süden, den andern gegen Nordwest. Den letzten nennen die Spanier des heiligen Peters Hafen, die Landeseinwohner hingegen bleiben bey der alten Benennung, und heißen ihn Socanrayo z). Aguigan erhebt sich mitten aus der See, wie etwa eine Festung. Sie ist dermaßen hoch und steil, daß man nicht anders als vermittelst einiger schmalen Steige darauf kommen kann a). Saypan ist wegen ihres Hafens, Catanhitda genannt, berühmt, welcher auf der Westseite

Marianische Inseln.

Spanischer Hauptst. auf diesen Inseln

Häfen.

B b b 2

und

unter siebenzehn Grad zwanzig Minuten und drey Meilen von der Insel Sarigan.

7. Sarigan, oder die Insel des heiligen Carls hat vier Meilen im Umkreise. Sie liegt unter siebenzehn Grad fünf und dreyßig Minuten und sechs Meilen von der Insel Guguan.

8. Guguan, oder des heiligen Philipps Insel hat drey Meilen im Umkreise. Sie liegt unter siebenzehn Grad fünf und vierzig Minuten und vierzehn Meilen von der Insel Lamagan.

9. Lamagan oder die Empfananisiinsel, hat sechs Meilen im Umkreise. Sie liegt auf achtzehn Grad zehn Minuten und zehn Meilen von der Insel Pagon.

10. Pagon, oder des heiligen Ignatius Insel, hat vierzehn Meilen im Umkreise. Sie liegt unter neunzehn Grad, und zehn Meilen von der Insel Agigan.

11. Agigan, oder des heiligen Franciscus Insel, hat sechs Meilen im Umkreise. Sie liegt unter neunzehn Grad vier Minuten, und zwanzig Meilen von der Insel Assensong.

12. Assensong oder die Himmelfahrtsinsel, hat sechs Meilen im Umkreise. Sie liegt unter zwanzig Grad fünfzehn Minuten, und fünf Meilen von der Insel Maug.

13. Maug oder Tinas, besteht aus dreym Felsen, davon jedweder etwan drey Meilen im Umkreise hat. Die Spanier haben ihr den Namen des heiligen Lorenzen beygelegt. Sie liegt unter zwanzig Grad fünf und dreyßig Minuten, und fünf Meilen von Urac, der letzten und nördlichsten unter diesen Inseln. Die neun letzten, das ist, die am weitesten gegen Norden liegen, haben den Namen Gani.

x) Er war aus einem berühmten spanischen Hause. Der Trieb zum Heidenbethehren äußerte sich schon in seiner Kindheit an ihm, und erwarb ihm endlich die Ehre, ein Märtyrer zu heißen, welches den 2ten April 1672 durch die Hand eines indianischen Herrn, dessen Tochter er gleich zuvor getauft hatte geschah. Histoire des Isles Marianes a. d. 166 S.

y) Histoire des Isles Marianes par le Pere Gobien, Pariser Ausgabe 1701. in 12mo a. d. 75 S.

z) Ebendas. a. d. 77 S.

a) Ebendas. a. d. 388 S.

Marianische Inseln. und zu Ende einer tiefen, ringsherum mit Waldungen umgebenen Bay, befindlich ist ^{b)}. Ueberhaupt ist der Himmel in den marianischen Inseln sehr heiter, ungeachtet sie in dem heißen Erdstriche liegen. Die Luft ist sehr rein, und die Hitze niemals übermäßig. Die Berge stehen voll Bäume, die beynah das ganze Jahr über grünen; nebst dem fällt eine Menge Bäche von ihnen in die Thäler herab, bewässern die Ebene, und legen dem Lande eine ungemaine Amuth bey.

Ehemalige
Einfalt der
Einwohner.

Sie wissen
nichts vom
Feuer.

Ehe die Spanier in diese Inseln kamen, lebten die Einwohner in einer gänzlichen Freyheit. Sie wußten von keinem andern Geseze, als das sie sich selbst aufzulegen belieben. Weil sie durch ungeheuer große Meere von allen übrigen Völkern abgesondert waren: so wußten sie nicht das geringste Wort davon, daß es noch weit mehrere Länder gebe, sondern sie hielten sich für die einzigen Bewohner des Erdkreises. Unterdessen fehlte es ihnen an den meisten Sachen, die wir als höchstnöthig zum Lebensunterhalte ansehen. Sie hatten keine andere Thiere, als einige Vögel. Ja auch diese waren beynah nur von einer einzigen, und unsern Turteltauben ziemlich ähnlichen Gattung. Sie aßen sie nicht, sondern machten sie nur zahm, und lehrten sie zum Zeitvertreibe reden. Das erstaunlichste ist, daß sie niemals Feuer gesehen hatten. Ungeachtet man vermeynen sollte, der Mensch könne ohne dieses Element im geringsten nicht leben, so war es ihnen doch auf alle Weise unbekannt; ja sie konnten sich nicht einmal die geringste Vorstellung von seiner Beschaffenheit machen, als sie es bey einer Landung des Magellans zum erstenmale sahen. Denn als er um ihre Verwegenheit zu bestrafen, einige Häuser in Brand steckte ^{c)}: so dachten sie, es sey ein Thier, das Holz fresse, und nicht davon wegzubringen sey. Als nun die ersten, welche der Flamme zu nahe kamen, sich verbrannten, und heftig schrien: so jagete dieses den übrigen eine solche Furcht ein, daß sie das Feuer nicht anders, als von weitem ansahen. Sie fürchteten die Bisse dieses schrecklichen Thieres, und sie glaubten, es könne ihnen durch die heftige Hestigkeit seines Athems schaden: denn diesen Begriff machten sie sich von der Flamme und Wärme. Unterdessen war diese wunderliche Einbildung von kurzer Dauer. Sie lernten gar bald das Feuer eben so gut gebrauchen, als wir.

Muthma-
ßungen von
ihrem Ur-
sprunge.

Ungeachtet man nicht weiß, zu welcher Zeit die marianischen Eylande bevölkert worden, noch aus welchem Lande ihre Einwohner dahin gekommen, so haben sie doch in ihren Gemüthsneigungen viel ähnliches mit den Japanern, absonderlich aber was die Einbildung ihrer Edelleute betrifft, als welche den japanischen an Stolz und Hochmuth nichts nachgeben. Es ist also glaublich, ihre Vorfahren möchten aus diesen weitläufigen Inseln hergekommen seyn, absonderlich da die beyderseitige Entfernung kaum sechs bis sieben Tagereisen beträgt. Unterdessen sind doch einige vielmehr der Meynung, sie wären aus den philippinischen und andern benachbarten Inseln entsprossen, indem nicht nur ihre Gesichtsfarbe, sondern auch ihre Sprache, ihre Gebräuche und ihre Regimentsform mit demjenigen, was wir von den Tagalen oder ehemaligen Bewohnern der philippinischen Eylande, herbringen werden, viele Aehnlichkeit hat. Doch vielleicht haben sie ihren Ursprung sowohl einem als dem andern von beyden Völkern zu danken; und vielleicht sind diese Inseln von einigen verunglückten Japanesen und Tagalen, welche an der Küste Schiffbruch litten, bevölkert worden.

Menge der
Einwohner.

Die marianischen Inseln sind sehr volkreich. Man zählet auf der einzigen Insel Guahan über dreßsigtausend Einwohner. Auf der Insel Saypan ist die Anzahl geringer, und

b) A. d. 304 S.

und so ist sie ferner in einer jedweden nach dem Verhältnisse ihrer Größe beschaffen. Die ^{Mariani-} sche Inseln. sämtlichen Inseln sind mit Dörfern ganz angefüllt; sie stehen nicht nur auf der Ebene, sondern auch auf den Bergen, und manche begreifen hundert, ja hundert und fünfzig Häuser in sich. Die Einwohner sind zwar braun, doch aber von einer hellern Farbe, als die Einwohner der philippinischen Inseln. Sie sind von stärkern Leibeskräften, als die Europäer, groß von Person, und wohl gebildet. Ungeachtet sie nichts anders essen, als Wurzeln, Früchte und Fische, so sind sie dem ungeachtet so kugelförmig, als wenn sie aufgeblasen wären. Unterdessen benimmt ihnen dieses nichts an ihrer Hurtigkeit. Von ihnen ist ein Alter von hundert Jahren etwas sehr gemeines. Der Geschichtschreiber versichert, man habe das erste Jahr, da man ihnen das Evangelium predigte, mehr als hundert und zwanzig getauft, die alle mit einander über hundert Jahre alt gewesen, ungeachtet man sie kaum für fünfziger angesehen hätte. Die meisten erreichen ein ungemeines Alter, ohne daß sie jemals die geringste Krankheit ausgestanden hätten. Wird ja einer krank, so hilft er sich mit Kräutern, deren Tugend ihnen bekannt ist.

Sie werden sehr alt.

Die Mannspersonen gehen wie sie Gott erschaffen hat. Die Weibspersonen aber ^{Schmuck der} nicht gänzlich. Ihre Schönheit suchen sie in geschwärzten Zähnen, und weißgefärbten Haaren. Daher besteht ihre wichtigste Beschäftigung bloß darinnen, daß sie sich die Zähne mit gewissen Kräutern schwarz färben, die Haare hingegen mit gewissen zu dieser Absicht bereiteten Wassern, weiß zu beizen suchen. Sie tragen sehr lange Haare, dahingegen die Männer selbige fast völlig abscheeren, und nur einen einigen Schopf eines Fingers lang nach japanischer Gewohnheit oben auf dem Wirbel stehen lassen.

Ihre Sprache hat mit der tagalischen, die auf den philippinischen Inseln geredet wird, ^{Ihre Spra-} eine große Aehnlichkeit. Sie ist angenehm, auch sehr leicht und sanft auszusprechen. Eine ^{che und Wis-} von ihren Unmuthigkeiten besteht darinnen, daß man die Worte, ja zuweilen auch die ^{senchaften.} Sylben eines Wortes versetzet, und dergestalt der Rede einen zweydeutigen Verstand beyleget, woran die Einwohner ein besonderes Gefallen tragen. Ungeachtet sie weder von Wissenschaften noch Künsten die geringste Kenntniß haben: so fehlet es ihnen doch nicht an Geschickten, mit darunter gemischten Fabeln, noch auch an Gedichten, damit sie sich insonderheit breit machen. Ein Dichter wird von der ganzen Nation in Ehren gehalten. Aber es wird wohl in der ganzen Welt kein Volk anzutreffen seyn, das einen so lächerlichen Stolz und so thörichte Einbildung von sich selbst besäße, als dieses. Sie hören alles, was ihnen von andern Ländern erzählt wird, mit Verachtung an; und machen während der Erzählung allerley Gebärden, daß ihnen der Inhalt derselbigen elend und einfältig vorkomme. Sie sind unter sich in drey Stände abgetheilet, in den Adel, Pöbel, und den Mittelstand. ^{Verschiedene} Der Adel thut so stolz, daß der Geschichtschreiber besorget, man werde es nicht glauben. ^{Stände.} Er hält den gemeinen Mann in einer solchen Erniedrigung, daß man es sich, wie er meynet, in Europa nimmermehr vorstellen wird. Ein Edelmann vermag keine größere und halbsprechendere Unthat zu begehen, als wenn er ein Mägdchen aus dem Pöbelstande heirathet. Schweigt seine Anverwandtschaft stille dazu, so bringt sie sich um alle Ehre. Hatte sich ein Edelmann, zu der Zeit als das Christenthum noch nicht eingeführet war, durch eine so verächtliche Heirath beschimpfet: so kamen alle seine Anverwandten zusammen, und wüscheten ihrem Geschlechte den Schandfleck einmüthig mit seinem Blute ab. Ja es geht

Mariani: dieser thörichte Stolz so weit, daß kein gemeiner nahe zu einem adelichen Hause kommen darf, sondern wenn einer etwas mit dem andern zu sprechen hat, so muß es von ferne geschehen.

Ehrentitel der Edelleute und ihre Güter. Diese Edelleute nun führen zum Unterschiede den Titel Chamorris. Sie besitzen gewisse, jedweden Geschlechte eigene Stammgüter. Es fallen aber diese Güter nicht an die Söhne, sondern an die Brüder und Bruderskinder des Verstorbenen, gleichwie sie auch entweder desselbigen, oder des Hauptes von ihrem Geschlechte Namen annehmen. Diese Gewohnheit ist dermaßen fest gestellt, daß niemals der geringste Streit deswegen entsteht. Keine Edelleute werden höher geschätzt, als die zu Adgadna, der Hauptstadt auf der Insel Guahan. Weil die Stadt eine vortheilhafte Lage und vortreffliches Wasser hat, so haben sich mehr als fünfzig adeliche Geschlechter darinnen niedergelassen, und stehen sie auf der ganzen Insel in besonderm Ansehen. Ihre Geschlechtshäupter haben bey allen Versammlungen den Vorsig. Man begegnet ihnen zwar eherbiethig und vernimmt ihre Meinung: unterdessen ist doch niemand gezwungen, denselbigen blindlings zu folgen. Jedweder thut was ihm beliebt, ohne daß jemand das geringste dagegen einzuwenden hätte, indem diese Leute, eigentlich zu reden, weder einen Oberherrn, noch andere Gesetze als einige Gebräuche haben, von welchen sie einige wenige, wiewohl aus keiner andern Ursache, als weil sie einmal daran gewöhnet sind, auf das unverbrüchlichste beobachten.

Ihre Höflichkeit.

Ungeachtet dieses wilden Wesens, bemerkt man dennoch den Schein einer Artigkeit an den Chamorris. Begegnen sie einander, oder es geht einer vor dem andern vorbei: so begrüßen sie sich mit einigen höflichen Redensarten *d*). Sie bitten einander zu Gaste. Sie biethen einander ein gewisses Kraut an, das sie ohne Unterlaß im Munde haben, und das bey ihnen die Stelle des Tobacks vertritt. Eine sehr gewöhnliche Höflichkeit bey ihnen ist, daß sie der Person, die sie beehren wollen, mit der Hand über die Brust fahren. Hingegen ist es eine schreckliche Unhöflichkeit, in Gegenwart einer Person, die Ehrerbietung verdienet, auszuspucken. Sie treiben den Wohlstand in diesem Stücke bis zum Aberglauben. Sie spucken sehr selten, und allezeit mit großer Vorsichtigkeit aus: niemals aber nahe bey eines andern Hause, noch auch des Morgens. Die nachdenksamsten unter ihnen geben gewisse Ursachen an, warum es nicht geschehen dürfe. Sie sind aber schwer zu begreifen.

Geschäfte der Einwohner.

Ihre gewöhnlichste Beschäftigung ist die Fischerey. In dieser üben sie sich von Kindheit an. Daher schwimmen sie auch wie die Fische. Ihre Rähne sind erstamlich leicht, und so wohl aufgepußt, daß man in Europa selbst Wohlgefallen daran tragen würde. Carreri giebt eine genaue Beschreibung davon. Sie bestehen nicht wie in Africa und anderswo aus einem einigen Baumstamme, sondern aus zweenen, die mit spanischem Rohre zusammen gebunden und geheftet sind. Ihre Länge beträgt fünfzehn bis achtzehn Schuch, die Breite hingegen nur vier Spannen. Weil sie nun eben deswegen leicht umschlagen könnten, so werden auf beyden Seiten Zimmerhölzer daran gemacht, um den Rahn im Gleichgewichte zu halten. Zudem auch nicht wohl mehr als drey Bootsgesellen Platz in einem solchen Fahrzeuge haben: so machen sie in der Mitte einen bretternen Boden, der aber breiter ist, als der Rahn, und auf beyden Seiten über das Wasser hinaus steht. Auf solchem nehmen die Reisenden ihren Platz. Unter den dreyen Bootsgesellen thut der eine nichts

d) *Ati-Arimmo*, das ist: erlauben sie, dero Füße zu küssen.

nichts anders, als daß er ohne Unterlaß das Wasser ausschöpft, welches nicht nur oben, sondern auch durch die Risen hineindringt; die übrigen beyden regieren das Fahrzeug. Das Segel gleicht einem Stag- oder sogenannten lateinischen Segel, besteht aus Matten, und ist eben so lang, als das Fahrzeug selbst, welches um dieser Ursache willen sehr leicht umschlagen kann, wosern man nicht das Segeln vor dem Winde sorgfältig vermeidet; hingegen ist die Schnelligkeit dieser Schiffe erstaunlich. Man leget alle Stunden zehn bis zwölf Meilen damit zurück. Wollen sie von einem Orte wiederum nach Hause fahren, so drehen sie nur das Segel herum, ohne den Rachen zu wenden; sodann wird das Vorder- zum Hintertheile. Haben sie nöthig, etwas daran auszubessern, so setzen sie die Güter nebst den Reisenden auf das Segel; übrigens wissen sie mit Segel und Steuer dermaßen hurtig umzugehen, daß es die Spanier kaum glauben können, ungeachtet sie es alle Tage mit ihren eigenen Augen sehen. In dergleichen gebrechlichen Flickwerke legen sie nicht selten vierhundert Meilen auf offener See zurück, indem sie sich bis in die philippinischen Inseln wagen.

Mariāni-
sche Inseln.

Ihre Gebäude sind nicht ohne Anmuth: man bauet sie von Cocosbäumen, und einem diesen Inseln nur allein eigenen Holze, Maria genannt: jedwedes Haus besteht aus vier Gemächern, und die Wände zwischen selbigen aus Palmblättern, die man wie Matten durcheinander slicht. Das Dach besteht aus eben dergleichen Materie. Die sämtlichen Gemächer werden sehr reinlich gehalten, und es ist jedwedes zu einem besondern Gebrauche bestimmt. In dem ersten schläft man, das zweyte ist das Tafelgemach, das dritte die Speise- und Vorrathskammer, in dem vierten arbeitet man.

Ihre Gebäu-
de.
Marienholz.

Man weiß von keinem Volke, das in einer dermaßen vollkommenen Ununterwürfigkeit lebte, als dieses. Jedermann ist Meister von seiner Person und von seinen Handlungen, sobald er nur zur Vernunft kömmt. Sogar die Ehrerbietung und Unterthänigkeit gegen die Eltern, die uns ein Trieb der Natur zu seyn bedünket, gehört bey ihnen unter die unbekannten Regungen. Sie haben mit Vater und Mutter keine andere Verbindung, als so weit sie ihre Hülfe bedürfen. Geräth einer mit dem andern in Streit, so schafft er sich selbst Recht. Entsteht zwischen ganzen Dorfschaften und Bezirken eine Streitigkeit, so wird sie durch den Krieg ausgemacht. Sie erzürnen sich ungemein geschwind: eben so geschwind greifen sie auch zum Gewehre. Allein, sie legen es auch eben so geschwind wieder von sich. Ihre Kriege sind niemals von einer langen Dauer. Sie ziehen mit einem schrecklichen Geschreye gegen den Feind, nicht sowohl um ihm eine Furcht einzujagen, als vielmehr sich selbst Muth zu machen; denn die Natur hat in ihnen keine Helden gebildet. Sie ziehen ohne Anführer, ohne Ordnung und Glieder zu Felde. Eben so wenig nehmen sie Vorrath an Lebensmitteln mit sich. Sie bleiben zween bis drey Tage ungeessen, lauern bloß auf die Bewegungen des Feindes, und suchen ihn unversehens in das Netz zu locken. In dieser Kunst werden ihnen schwerlich viele Völker beykommen. Der Krieg ist nach ihrem Begriffe nichts anders, als die Geschicklichkeit einander zu überlisten; denn vom Handgemenge sind sie keine große Liebhaber. Hat man ein paar Feinde erlegt, so hat man den Sieg schon erfochten: denn die Gegenpartey erschrickt, sobald sie Blut sieht, wirft das Hasenpanier auf, und läuft aus einander. Nachgehends schicket der überwundene Theil dem siegenden Geschenke, welcher sie nach der alten Gewohnheit furchtsamer Seelen, wenn sie ihre Gegner zu ihren Füßen sehen, mit übermüthigem Frohlocken annimmt, die

Sonderbare
Ununterwür-
figkeit der Ein-
wohner.

Sind keine
große Helden.

Mariani: die Ueberwundenen verspottet, höhnische Verse über sie machet, und solche bey seinen öf-
fentlichen Lustbarkeiten absingt, oder hersaget.

Ihr Gewehr. Noch ist dieses etwas ganz besonderes, daß sie weder Bogen, Pfeile noch Schwer-
ter haben, sondern ihr ganzes Gewehr besteht in einem Stocke, an welchen die Röhre von
Ist vergiftet. einem Schienbeine oder Arme gestoßen ist. Sie bearbeiten diese Knochen sehr artig, geben
ihnen auch eine sehr zarte Spitze; übrigens sind dergleichen Spieße, kraft ihrer eigenen Na-
tur, giftig; denn das allergeringste Knochensplitterchen, das in einer Wunde bleibt, ver-
ursachet den unausbleiblichen Tod, und zwar unter unglaublichen Zuckungen, Erschüttern und
Schmerzen, ohne daß man bisher einiges Gegenmittel gegen ein so starkes Gift hätte er-
denken können. Jedweder Inseleinwohner hat eine Menge von dergleichen fürchterlichen
Waffen. Die Steine gehören gleichfalls mit in ihr Zeughaus; sie werfen dermaßen gewiß
und stark damit, daß der Stein zuweilen bis in das Holz der Bäume eindringt. Schutz-
waffen haben sie nicht. Sie wenden die feindlichen Streiche bloß durch geschwinde Wen-
dungen und hurtiges Ausweichen ab. Sind sie aber gleich schlechte Kriegerleute, so sind
sie desto größere Meister in der Verstellungskunst, und ehe ein Ausländer sie recht kennen
lernet, wird er allemal betrogen.

Rachgierig- Die Rachgierigkeit gehöret mit unter ihre allerstärksten Neigungen. Werden sie
feht. beleidiget: so lassen sie sich nicht im geringsten merken, daß es sie verdrieße, sondern sie be-
halten den völligen Groll im Herzen. Sie erwarten die Gelegenheit, sich zu rächen, wohl
ganze Jahre lang, ohne daß man ihnen äußerlich das geringste ansehen sollte, womit sie un-
gehen; so sehr wissen sie sich zu meistern! Erscheint aber der längstverlangte Augenblick,
so halten sie sich wegen dieser langwierigen Bezähmung ihres Grimmes recht schaff
los, und fühlen ihr Muthchen mit aller ersinnlichen Wuth, deren ein heimtückisches und rach-
gieriges Gemüth fähig ist.

Sie sind
schwer zu be-
kehren.

Ihr leichtsinniges unbeständiges Wesen hat seines Gleichen nicht. Weil sie von dem
geringsten Zwange nichts wissen, sondern gewohnt sind, alles zu thun, was ihnen einfällt:
so fallen sie, ehe man daran gedenket, vom Weißen aufs Schwarze. Ist wolken sie etwas
durchaus haben; den folgenden Augenblick sehen sie es nicht mehr an. Diese unbeständige
Gemüthsart wird von den Heidenbefehrern für die hauptsächlichste Hinderniß angesehen,
welche der Befehrung dieser ungezogenen Leute in Wege liegt. Nebst dem lieben sie die
Lustbarkeiten allzusehr. Sie sind von Natur aufgeräumt. Sie wissen einander artig aufzu-
ziehen, und allerley lustige Poffen vorzubringen, darüber die Zeit vergeht. Wenn sie
mäßig leben, so geschieht es fürwahr mehr aus Noth, als aus Vorsatz. Sie kommen ge-
ters zusammen, und bewirthen einander mit Fischen, Früchten, Wurzeln, und einem ge-
wissen aus Reife und klein geriebenen Cocosnüssen bereiteten Getränke. Bey dergleichen
Gastereyen belustigen sie sich mit Tanzen, Wettelaufen, Ringen, und mit Erzählungen
von den Thaten ihrer Voreltern; zuweilen sagen sie einige Verse ihrer Dichter her, welche
Zeitvertreib voll ungereimter und unglaublicher Fabeln sind. Die Weiber haben gleichfalls ihren eige-
nen Zeitvertreib. Sie erscheinen prächtig geschmückt, so prächtig nämlich, als es lassen
kann, wenn man Muscheln, Agattügelchen und Stückchen von Schildkrötenhäuten über die
Stirne herab hängen läßt, und zwischen diese wunderliche Zierrathen allerley Blumen flücht.
Ihre Leibgürtel bestehen aus angereihten kleinen Schneckenhäuschen, die sie aber weit hö-
her schätzen, als wir in Europa unsere Perlen und Edelgesteine. An die Gürtel hängen sie
kleine, aber sehr artig ausgearbeitete Cocosnüsse. Zu diesem Schmucke kommt noch ein
Gewebe

Gewebe von Baumwurzeln, das weiter zu nichts hilft, als sie zu verstellen; denn ein solches Gewebe sieht eher einem Kästche ähnlich, als einem Gewande.

Bei ihren Zusammenkünften schließen etwan zwölf bis dreizehn einen Kreis, bleiben aber aufgerichtet stehen, ohne sich zu rühren. In dieser Stellung singen sie die fabelhaften Verse ihrer Dichter mit solcher Anmuth und Richtigkeit, daß man ihnen in Europa mit Vergnügen zuhören würde. Ihre Töne stimmen unvergleichlich wohl zusammen, und geben dem schönsten Concerte nicht das geringste nach. In der Hand haben sie kleine Muscheln, und klappern damit, wie wir mit den Castagnetten. Was aber die Weise betrifft, wie sie mit der Stimme aushalten, und ihrem Gesange den Nachdruck geben, so wird ein Europäer ganz entzückt, wenn er dergleichen höret. Ja die Heidenbekehrer gestehen selbst, es wüßten diese Sängerinnen den Inhalt ihres Liedes durch ihre Geberden und Stellung so lebhaft vorzustellen, daß man ihnen nicht genug zusehen und zuhören könne c).

Die Männer nehmen sich so viele Weiber, als sie Lust haben; und es hindert sie weiter nicht das geringste daran, als die Nähe der Anverwandtschaft. Gleichwohl ist der gemeine Gebrauch, nicht mehr als eine zu nehmen. Die Weiber haben sich in den marianischen Inseln in den Besitz aller Gerechtsamen, die anderswo den Männern zugehören, gesetzt. Die Frau ist Herr im Hause, was sie sagt, das muß geschehen, der Mann kann ohne ihre Bewilligung nicht das geringste vornehmen. Erzeiget er seiner Frau nicht so viel Untertänigkeit, als sie nach ihrer Meynung mit Rechte fordern kann; lebet er nicht ordentlich und züchtig, oder will viel brummen: so prügelt ihn die Frau tüchtig herum, oder sie läuft von ihm, und tritt von nun an in alle Rechte des ledigen Standes. Die Ehe der Marianer ist folglich keinesweges unzertrennlich. Unterdessen mag die Ehescheidung herrschen, von wem sie will, so verliert die Frau deswegen nicht das geringste von ihrem Heiraths- gute; die Kinder bleiben gleichfalls bei ihr, und sehen den neuen Gemahl, den sie sich aussucht, als ihren Vater an. Hat eine Frau einen wunderlichen eigensinnigen Kopf: so hat der Mann vielleicht ehe er es sich versteht, weder Frau noch Kinder mehr im Hause.

Doch, das ist noch lange nicht alles. Der Mann muß sich noch weit mehr gefallen lassen. Gibt ihm die Aufführung seiner Frauen Ursache zum Misvergnügen: so kann er sich zwar an ihrem Liebhaber rächen, ihr selbst aber darf er nicht das geringste zu leiden thun, sondern sein einiger Trost ist die Scheidung. Allein, mit der Männer Untreue ist es ganz anders beschaffen. Sobald eine Frau gewiß weiß, ihr Mann halte es mit einer andern: so giebt sie allen Weibern des Ortes Nachricht davon, und es wird sogleich Zeit und Ort zu einer allgemeinen Versammlung bestimmt. Hier erscheinen sie nun mit den Spießen in der Hand, und der Mühe ihrer Männer auf dem Kopfe, und rücken in voller Schlachtenordnung auf die Wohnung des Schuldigen an. Der erste Grimm wird an seinem Vorten oder Baufelde ausgelassen, das Getraide ausgerissen, mit Füßen getreten, das Obst von den Bäumen geschüttelt, mit einem Worte, alles geplündert und verheeret. Hernach geht es über das Haus her, und zuletzt über seine eigene Person. Sie peinigen ihn so lange, bis er das Haus räumt. Andere Frauen lassen es dabey bewenden, daß sie von ihrem Manne weglaufen, und ihren Anverwandten die Ursache ihrer Beschwerde über ihn eröffnen. Sogleich kommt das ganze Geschlecht zusammen; denn die Gelegenheit, anderer Leute Gut zu plündern, erscheint nicht alle Tage. Sie verderben oder nehmen folglich alles

Marianische Inseln.

Niemals er-
hörte Herr-
schaft der
Weiber über
ihre Männer.

Wie sie deren
Untreue be-
strafen.

c) Der Pater Gobien a. d. 59 S.

Marianische Inseln.

les weg, was ihnen unter die Hände fällt, und der Mann muß froh seyn, wenn sie nicht überdieses noch das Haus niederreißen. Unterdessen verursacht diese Herrschaft der Weiber, daß manche junge Leute die Lust zum Heirathen gar verlieren. Einige mietzen sich ein Mägdchen; andere kaufen sich eins, und geben den Eltern etwan ein paar Stückchen Eisen oder Schildkrötenschale dafür. Hernach halten sie diese Person an irgend einem abgesonderten Orte, und begehen die größten Ausschweifungen mit ihr. Hingegen andere Laster sind ihnen meistens unbekannt. Morden und Stehlen wird von der ganzen Nation verabscheuet. Ihr Geschichtschreiber versichert, man habe ihnen das größte Unrecht gethan, daß man ihr Land die Diebesinseln benennet habe ^{f)}. Wenigstens sind sie doch gegen einander selbst so ehrlich, daß kein Mensch sein Haus verschließt, und man höret niemals, daß einer seinen Nachbar bestohlen habe.

Die Marianer hatten keinen Gottesdienst.

Vor Ankunft der Heidenbefehrer hatten sie nicht den geringsten Begriff von einer Gottheit, noch von einem Gottesdienste, folglich hatten sie weder Tempel, Anbethung noch Priester. Doch gab es einige, wiewohl wenige Betrieger unter ihnen, welche den Titel Nancanas führten, und vorgaben, sie könnten alle Elemente meistern, die Kranken gesund machen, das Wetter ändern, und eine reiche Erndte oder glückliche Fische rei verschaffen. Gleichwohl legten sie der Seele gewissermaßen eine Unsterblichkeit bey, ein anderes Leben, und in selbigem Belohnung und Strafe. Die Hölle nenneten sie Sazarraguan, eine Wohnung des Chassi, das ist eines Geistes, welcher nach ihrem Vorgeben das Verbrechen besitzet, diejenigen, die in seine Hände fallen, zu peinigen. Ihr Paradies machten sie zwar zu einem vollkommenen Lustorte, gleichwohl setzten sie statt der ganzen Herrlichkeit weiter nichts hinein, als Cocosbäume, Zuckerrohre, und andere Früchte, die sie gern aßen. Nichtsdestoweniger war es weder die Tugend noch das Laster, das sie an einen unter benannten Orten brachte, sondern es beruhete alles auf der bloßen Todesart. Wer eines gewaltsamen Todes starb, der bekam den Sazarraguan zum Antheile, wer aber eines natürlichen Todes verblieb, der kam in das Paradies, und aß von den süßen Früchten.

Ihre Weise zu trauern.

Es giebt wenige Nationen, die sich so wehmüthig anstellen können, als die Marianer. Man kann sich nichts betrübteres vorstellen, als ihre Leichenbegängnisse. Das Weinen und Heulen überschreitet alle Maße. Sie genießen nicht das geringste; sie scheinen vor Weinen und Fasten ganz abgezehret zu werden. Die Trauer währet sieben bis acht Tage, auch zuweilen länger; denn sie messen dieselbige nach ihrer Zuneigung gegen den Verstorbenen ab. Diese ganze Zeit wird mit Wehklagen und Trauergesängen zugebracht. Der gemeine Gebrauch ist, bey dem Grabmaale einige Gastereien zu halten; denn es wird allemal an dem Orte, wo der Verstorbene begraben ist, ein Grabmaal aufgerichtet, mit Blumen, Palmzweigen, Schneckenhäuschen und andern marianischen Kostbarkeiten ausgezieret. Die Mütter thun noch weit kläglicher, wenn ihnen ein Kind stirbt. Sie heulen und schreyen nicht nur lange Zeit, sondern bringen auch eine noch weit längere in der schmerzlichsten Betrübniß zu. Sie schneiden dem verstorbenen Kinde das Haar ab, und verwahren es als eine höchstschätzbare Sache. Zuweilen tragen sie einige Jahre lang eine Schnur am Halse, und knüpfen so viel Knoten darein, als Nächte seit ihrem erlittenen Verluste vergangen sind. War der Verstorbene ein Chamorris, oder eine vornehme Frau, so leidet die Betrübniß gar keine Schranken mehr, sondern sie verwandelt sich in eine wirkliche Raserey. Man reißt die Bäume

f) Gleichwohl klagen alle und jede Reisende, sie wären bestohlen worden.

Bäume aus, brennet die Häuser weg, schlägt die Fahrzeuge in Stücke, zerreißt die Segel, und hängt die Lappen an die Häuser. Man bestreuet die Gassen mit Palmzweigen, und richtet, dem Verstorbenen zu Ehren, große Gerüste auf. Hat er sich in der Fischerey oder im Kriege hervorgethan: so werden entweder Ruder oder Lanzen über seinem Grabmale aufgerichtet. War er in beyden Künsten gleich berühmt: so werden Ruder und Lanzen durch einander gemischt, und gleichsam ein Siegeszeichen davon errichtet.

Marianische Inseln.

Wenn der Pater Gobien von dem Bekehrten der Marianer redet, so saget er, es sey selbiges nicht nur heftig und herzbrechend, sondern auch ungemein sinnreich. Er erzehlet einige von ihren Lebensarten in der Uebersetzung bey. „Mein Leben hat nun ein Ende, saget irgend einer; denn was mir noch davon übrig ist, das ist Gram und Kummer. Die Sonne, welche mich belebte, ist verfinstert. Der Mond, welcher mir leuchtete, hat den Schein verlohren. Der Stern, der mich leitete, ist verschwunden. Ich versinke in einer düstern Nacht, ich gehe in einem Meere von Thränen und Traurigkeit unter.“ Raum ist dieser mit seiner Klage fertig, so fängt ein anderer an: „Wehe mir! mit mir ist es aus! Ich werde das nicht mehr sehen, was die Glückseligkeit meines Lebens, und die Freude meines Herzens war. Was! die Blüthe unserer Krieger, die Ehre unseres Geschlechtes, der Ruhm unseres Landes, der Held unseres Volkes ist nicht mehr vorhanden! Er hat uns verlassen! Wie wird es uns ergehen, und was sollen wir ohne ihn anfangen?“

Andere Reisende haben nicht sowohl von der Lebensart der Einwohner, als von der Beschaffenheit des Landes und von seinen Früchten eine umständliche Nachricht erteilet. Zwar wachsen die Bäume daselbst weder so hoch, noch so dick, als in den philippinischen Inseln; nichts destoweniger trägt der Boden alles, was seinen Einwohnern nöthig fällt. Ehemals, saget Carreri, hatten sie keine andere Lebensmittel, als einige Hühner, und was von Natur im Lande wuchs: allein die Spanier haben den Reiß und die Hülsenfrüchte dahin gebracht. Ein gleiches haben sie mit Pferden, Rindviehe und Schweinen gethan, und diese Thiere haben sich im Gebirge sehr vermehret. Sonst war nicht einmal eine Maus in allen Inseln, sondern die europäischen Schiffe brachten sie zuerst dahin. Giftige Thiere aber sind gar nicht vorhanden.

Landesfrüchte der Inseln.

Der Boden ist röthlicht, und dürr, dem ungeachtet aber fruchtbar. Die Fichtenäpfel, die Wasser- und die Muscatmelonen, die Pommeranzen, Citronen und Cocusnüsse, wachsen im Ueberflusse. Doch die wunderbarste und diesen Inseln eigene Frucht, heißt Xima. Dampier nennet sie die Brodfrucht, weil sie den Einwohnern statt des Brodes dienet, auch in der That sehr nahrhaftig ist. Die Pflanze ist dick, mit Aesten und schwärzlichen Blättern wohl versehen. Die Frucht wächst an den Aesten, wie die Aepfel, ist rund und so groß, als ein Menschenkopf. Sie steckt in einer starken und stachelichten Schale. An Farbe gleicht sie den Datteln. Man isst sie entweder gesotten, oder im Ofen getrocknet, und in diesem Zustande bleibt sie vier bis sechs Monate gut. Frisch hingegen kann sie nicht über vier und zwanzig Stunden verwahret werden, sondern sie wird runzlicht und bekömmet einen übeln Geschmack. Sie hat weder Kern noch Stein, sondern ist durchaus markicht, und der weißen zarten Brosame unserer Semmeln ähnlich.

Xima, eine wunderbare Frucht.

C c c 2

Carreri

Marianische Inseln. Carreri saget, sie schmecke wie die indianische Feige oder Plantanen *b*). Dampier hingegen meldet nur, frisch schmecke sie sehr gut, und er habe sie sonst nirgend, als in den marianischen Inseln, angetroffen *i*).

Ducdu.

Noch ist auf diesen Inseln ein Baum Ducdu genannt, dessen Früchte die Gestalt einer langen Birne, und äußerlich eine grüne Farbe haben. Das Mark ist weich und weiß. Es liegen funfzehn Steine darinnen, welche gebraten, wie Castanien schmecken. Was die Wurzeln betrifft, so sind sie eben dieselbigen, die man auf den philippinischen Inseln findet.

Seltene Abweichung der Magnetnadel.

Carreri redet mit Erstaunen von einer seltsamen Abweichung der Magnetnadel, die man in diesem Meere verspürt, und davon, wie er saget, die Seeleute schon seit zweihundert Jahren nicht die geringste Ursache anzugeben wissen. Sie beginnt bey dem Vorgebirge Saint Bernardin, unter dem zwölften und dreizehnten Grade und steigt beständig bis auf den achtzehnten und zwanzigsten Grad, in einem Striche von mehr als tausend Meilen. Sodann nimmt sie allmählich wieder ab, bis an das Vorgebirge Mendocino, wo sie nur noch zweien Grade beträgt. Allein, weil sie bald gegen Nordost, bald gegen Nordwest, auch bald größer bald kleiner beobachtet wird: so fällt es der besagten Ungleichheit, und des vielfältigen Unterschiedes wegen schwer, einen deutlichen Begriff davon zu geben. Die Steuerleute erkennen sie bey Untergange der Sonne. Denn weil sie sodann den wahren

b) Carreri ubi supra a. d. 300 S.

i) Dampier ubi supra a. d. 336 S.

k) Carreri ubi supra a. d. 304 S.

l) Dampier ubi supra a. d. 330 S.

m) Es ist diese Tafel in sieben Spalten abgetheilt. Die erste bemerkt den Monatstag, die zweyte den Weg oder den Strich auf dem Compass, den er hielt; die dritte die Länge des Weges, den das Schiff an jedem Tage zurück legte, in italienischen oder geometrischen Meilen, sechzig auf einen Grad gerechnet. Weil man aber nicht allemal den ganzen Tag einerley Strich hielt: so zeigte die vierte und fünfte Spalte, wie viel Meilen er täglich gegen Süden, und gegen Westen fortrückte. Die beyden letzten zeigen die Breiten, und die Winde. Die ganze Summe aller Meilen ist sieben tausend drey hundert und drey und zwanzig, welche zusammen hundert und fünf und zwanzig Grad, eilf Minuten der Länge betragen. Am Ende füget er eine wichtige Anmerkung bey, die man aus einer Reisesammlung keinesweges weglassen darf. „Hat dasjenige seine Richtigkeit,“ saget er, was alschwohl alle Seeleute einmüthig zugestehen, nämlich daß sechzig italienische Meilen einen Grad der Breite oder des Aequators betragen: so folget daraus, es müßte das Südmeer um fünf und zwanzig Grade breiter seyn, als es die Seekarten insgemein machen, indem sie ihm nicht mehr als ungefähr hundert Grade, etwas

„mehr oder weniger, geben; denn da es gewis ist, „gleichwie es denn Dampier auf seiner Reise aus „eigener Erfahrung also befand, daß die Entfern- „nung der Insel Guaban von dem östlichen Theile „des Asiens durchaus dieselbige ist, welche die „meine Rechnung angiebt: so folget unwider- „spröchlich daraus, daß fünf und zwanzig Grade oder „doch beynahe, die man für die Entfernung zwi- „schen America und dem westlichen Theile von „Afrika, vom atlantischen Meere, oder vom se- „sten Lande von America, oder auch an der Brei- „te aller dieser Landschaften zusammen genom- „men, zu viel wären, und daß man selblich die „Erdfugel um so viel abkürzen müsse. Um diese „Wahrheit in ihr volles Licht zu setzen, saget er „weiter, das äthiopische oder indische Meer „müßte bey weitem nicht so breit seyn, als man „es gemeinlich machet. wofern anders dasjenige „seine Richtigkeit habe, was ihn geschickte Seelen- „te wohl tausend und abermal tausendmal ver- „sicherten, nämlich daß die Schiffe, welche von dem „Vorgebirge der guten Hoffnung nach Holland „fahren, als welches die Breite ist, die alle, we- „che nach Java und die dasige Gegend wollen, „zu halten pflegen, entweder stranden oder gar in „Gefahr zu scheitern gerathen, wenn sie noch weit „vom Lande zu seyn, vermeynen. Daher kömmt „es vielleicht, daß die Holländer diesen Theil der „Küste mit einem Worte benennen, welches von „Angie-

ren Abendpunct wissen, so können sie sehen, ob er mit dem Nordpuncte und den übrigen ^{Mariani-} Hauptgegenden genau übereintrifft k).

Dampier bemerkt, die Insel Guahan sehe von ferne ganz flach und platt aus, je ^{Ankergrund} näher man aber an sie komme, desto deutlicher sehe man, sie hänge gegen die Ostseite, wel- ^{bey Guahan.} ches die höchste ist, und werde durch steile Felsen gegen das Anschlagen der tobenden Wellen beschützt, als welche von den Passatwinden unaufhörlich gegen das Ufer getrieben werden. Daher kann man auch auf derselbigen Seite nicht Anker werfen. Hingegen an der Westseite ist sie ziemlich niedrig, und hat eine Menge sandige Bayen, die durch eben so viele Felsentlippen von einander abgesondert sind l).

Eben dieser Seefahrer, welcher damals von dem Vorgebirge Corrientes, an der ^{Wichtige An-} mericanischen Küste herkam, bemühte sich, die Längen fest zu setzen, gab auch nach seiner ^{merkungen} Ankunft zu Hause zum Nutzen der Erdbeschreibung oder Schifffahrt eine eigene Tafel von sei- ^{des Dam-} nem täglichen Laufe oder Selling heraus m).



E c c 3

Das

„Ansehen herkömmt, nicht anders als ob ein Ma-
„gnat da wäre, welcher die Schiffe an sich zöge,
„und als ob die Benennung jedermann warnen
„sollte, weg zu bleiben. Allein, der Verfasser ist
„vielmehr der Meynung, es übereile sie die Nähe
„des Landes, nicht aber ein Abgrund oder der-
„gleichen etwas. Was die Breite des atlantischen
„Meeres betrifft, so weis er nach seinem Sagen
„ganz zuverlässig, daß man ihm sechs, sieben,
„acht bis zehn Grade zu viel gebe: denn zuge-
„schweigen, daß er selbst aus den Nachrichten vie-
„ler erfahrenen Personen eine Karte davon verfer-
„tigte, so versicherte ihn auch der Herr Cambis,
„ein sehr verständiger Mann, welcher die Reise
„vom Vorgebirge Lopez nach Barbados sehr
„oft als Hochbootsmann gethan hatte, er habe
„diese Insel allemal zwischen sechzig und zwey und
„sechzig Graden gefunden, ungeachtet sie die ge-
„wöhnlichen Karten auf acht und sechzig, neun und
„sechzig, siebenzig und zwey und siebenzig Grade
„zu setzen pflegen.“

Was den Satz betrifft, da man sechzig wälsche
Meilen auf einen Grad rechnet, so wußte Dam-
pier sehr wohl, wie festig man darüber gesiritten
hatte, und daß diejenigen endlich Recht behielten,
welche siebenzig ja noch mehr dergleichen Meilen
auf einen Grad rechneten: allein, weil er von der
genauen Richtigkeit der zu Lande angestellten Ver-
suche des Herrn Norwoods und anderer nicht

überzeugt war, und ihm überdies ihre Ausmes-
sung wegen der ungleichen Oberfläche des Erdbes-
dens und der dabey gebrachten Methode verdäch-
tig vorkam, so wollte er unterdessen, und bis man
eine bessere anzugeben weis, lieber bey der zur See
gewöhnlichen Rechnung bleiben, indem solche, so
viel das Hauptwerk betrifft, durch die tägliche Er-
fahrung bestätigt wird. Wenn er von Norden
gegen Süden segelte: so erreichte er, nach seinem Vor-
gehen, den vorgesezten Ort allemal in einer solchen
Zeit, welche nach Abzuge desjenigen, was man auf die
unvermeidlichen kleinen Umwege gegen Osten oder
Westen vernünftiger Weise rechnen kann, mit dem
insgemein angenommenen Satze gut genug über-
einstimmte. Da nun die Rechnung eintrifft, wenn
man nach der Länge der Mittagszirkel fortschiffet,
warum sollte man sie nicht ebenfalls gebrauchen,
wenn man queer über sie hinfährt? was insonders
seine Reise nach Guahan betrifft. so wollte er
wegen der Ostwinde und reißenden Ströme, ihre
durch Rechnung gefundene Länge lieber vermehren
als vermindern. Hätte er die Selling des Wit-
nutenfadens auf den Fuß, da selbiger zurück blieb,
mit in Rechnung gebracht, gleichwie man gemei-
niglich zu thun pfleget, und welches bey sehr kräf-
tigem Winde drey bis vier Meilen vom Hundert be-
tragen kann: so hätte er noch mehr als fünf und
zwanzig Grade ansetzen müssen. Es geschah aber
dieses auf besagter Reise nicht. Dampier ubi
supra a. d. 327 und 328 S.

Philippini-
sche Eylande.

Das XXXIII Capitel.

Beschreibung der philippinischen Eylande.

Einleitung. Unsere Wegweiser bey dieser Beschreibung sind, die Nachrichten des Admiranten Dom Hieronymo de Basícolos y Carillo, und des Ferdinands von Las Rias Coronel; ferner des Dom Juan Grau y Montfalcone, Generalprocurators der philippinischen Inseln, Anmerkungen das Handelswesen betreffend; sodann, die Reisebeschreibung eines spanischen Mönches, welcher achtzehn Jahre im Lande gewesen war: eine spanische Beschreibung der Insel Mindanao, und endlich die Beobachtungen des Dampiers, des Gemelli-Carveri, und einiger andern Seefahrer, die man in den Anmerkungen namentlich anführen wird.

Der I Abschnitt.

Allgemeine Beschreibung dieser Eylande.

Ursprung ihres Namens. Stellung dieser Inseln. Ihre Anzahl und Benennungen. Ihre Lage. Ehemaligen Einwohner. Malayen und Wilde. Tagalen. Die Bisayas oder Pintados. Schwarze im manillischen Gebirge. Noch andere.

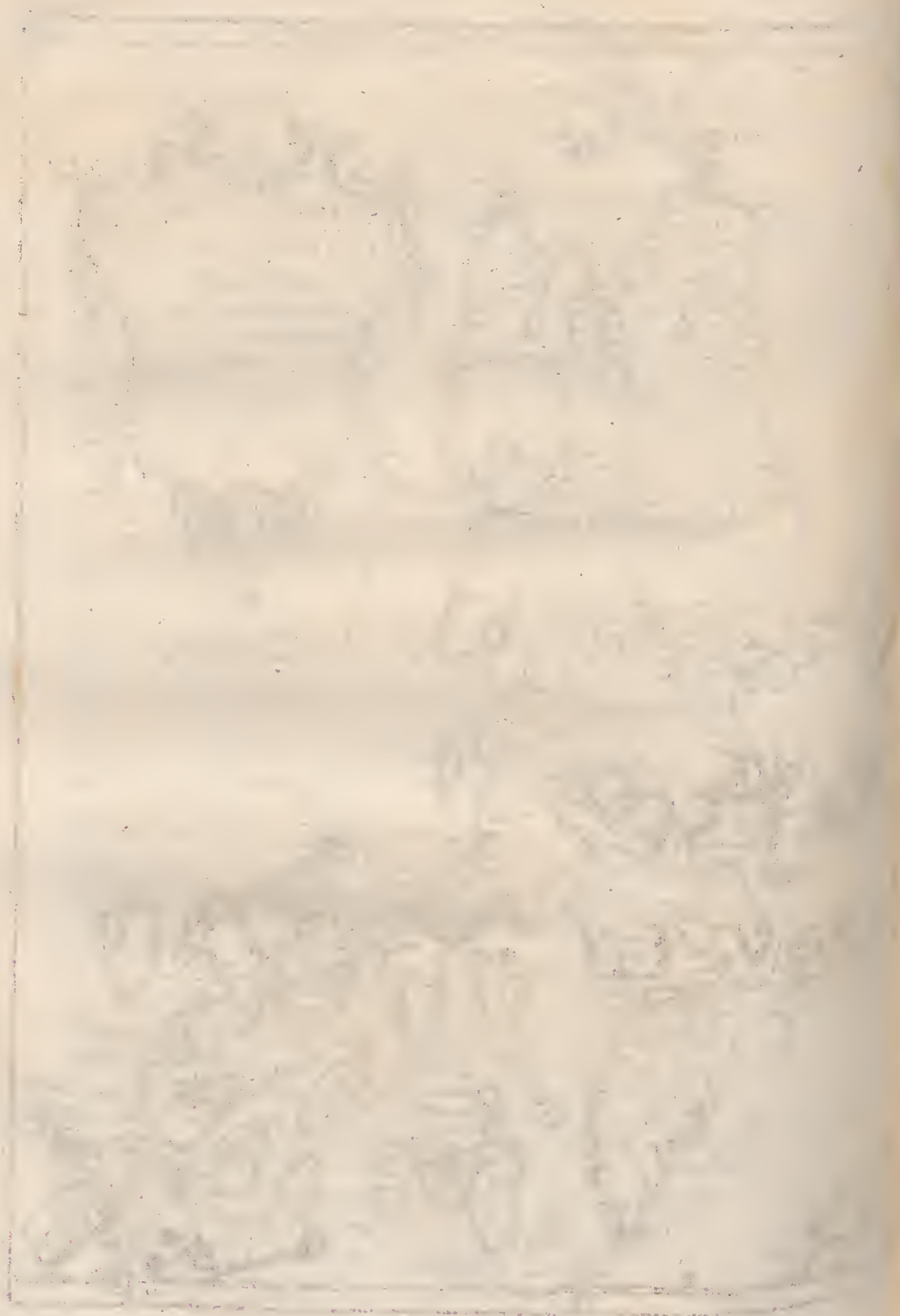
Ursprung ihres Namens.

Der Urheber der Natur hat in das ungeheure indianische Meer, jenseits des Ganges eine große Menge Inseln gesetzt, welche den Küsten der Königreiche Malacca, Siam, Camboja, Chiampa, Cochinchina, Tunquin und China gegen über liegen, und heutiges Tages bloß unter dem Namen der philippinischen Eylande bekannt sind. Der berühmte Magellan hatte sie den Archipelagum des heiligen Lazarus benennet, weil er den Sonnabend vor dem Palmsonntag, welcher bey den Spaniern den Namen des heiligen Lazarus trägt, im 1521sten Jahre den Anker bey denselbigen warf. Zwey und zwanzig Jahre hernach, nennete sie Ludwig Lopez von Villalobos, dem spanischen Kronprinzen zu Ehren, die philippinischen Eylande. Unterdessen sind andere der Meynung, sie hätten diesen Namen erst über zwanzig Jahre hernach, und unter Philipps des Zweyten Regierung bekommen, das ist zu der Zeit als Michael Lopez Legaspi sie unter den Befehl sam der spanischen Krone brachte.

Ihre ehemalige Benennung ist unbekannt. Doch behaupten einige, sie hätten von der vornehmsten unter ihnen, nämlich Luzon oder Manilla, die luzonischen geheißen. Weil nun Luzon in der tagalischen Sprache einen Mörser bedeutet, so hätte folglich diese Benennung so viel sagen wollen, als das Mörserland. Es verfertigen auch die Einwohner wirklich gewisse hölzerne Mörser, einen halben Schuh tief und breit, darinnen sie ihren Reiß stoßen, und ihn nachgehends durch gewisse Siebe Biloas genannt, schlagen. Jedweder hat einen solchen Mörser vor seiner Thüre, ja einige machen in einen einzigen Korb drey neben einander, damit sie drey Personen zugleich an die Arbeit stellen können. Wiewohl andern Schriftsteller geben vor, sie hätten zu allen Zeiten keinen andern Namen gehabt.

n) Ptolomäus zählt auch nicht mehr, als zehn









habt, als den ihnen die Portugiesen noch ist geben, nämlich die manillischen, und wäre Philippinische Inseln schon seit dem Ptolomäus im Schwange gegangen.

Jedwedes Schiff, das von America in den Archipelagus des heiligen Lazarus oder der philippinischen Eylande kömmt, muß nothwendiger Weise eine von den folgenden vier Inseln, nämlich Mindanao, Leyte, Ibabao und Manilla von dem heiligen Geistvorgebirge an zu rechnen, zuerst erblicken; indem selbige gleichsam einen halben Kreis von sechshundert Meilen in die Länge ausmachen. Manilla zeiget sich in Nordosten, Ibabao und Leyte in Südost, und Mindanao in Süden. Gegen Westen findet man Patagua, welche nach Manilla und Mindanao die größte ist, und ein Dreyeck mit ihnen macht, dessen gegen Borneo gerichtete Spitze dem Könige dieses Namens, die andere aber, dem Könige von Spanien gehöret. Mitten in diesem Dreyecke liegen ohne die bereits genannten fünf Inseln, noch fünf andere große, und stark bevölkerte, Namens Mindoro, Panay, und Bencu-Schwarzeneyland, Sebu und Bool. Man zählet demnach in diesem Archipelago nicht mehr, als zehn Inseln von einer beträchtlichen Größe ⁿ). Doch liegen zwischen ihnen, auf dem Wege nach Neuspanien, noch andere zehn, die zwar von geringerer Größe, doch aber bewohnet sind. Sie heißen Luban, Marinduca, Isla de Tabas, Romblon, Sibugan, Masbate, Ticao, Capul, und Catanduanes, außerhalb der Meerenge. Nebst dem giebt es noch eine Menge kleinerer, theils bewohnter theils öder Inseln, die noch niemand genau beschrieben hat, wiewohl sie den Indianern sehr wohl bekannt sind, indem sie Früchte daselbst abholen. Nur weiß man überhaupt, es liegen gleich gegen Manilla über, an der Nordseite, vier und zwanzig wälsche Meilen vom Lande, zwischen den Vorgebirgen Boreador und Enganno, zwei kleine Inseln, los Babuyanones genannt, unter welchen die eine von indianischen Christen, welche den Spaniern Steuer bezahlen, bewohnt wird, die andere aber von Wilden, die nicht weit von den beyden Lequios und der Insel Formosa entfernt sind. Bey Patagua und Manilla gerade gegen über, liegen drey Inseln, die Calamianes genannt, und bey solchen noch acht bis neun andere und bewohnte. Wendet man sich von hier gegen Mittag: so findet man neunzig wälsche Meilen weit über den Calamianes und dem Vorgebirge Caldera auf Mindanao gerade gegen über die Inseln Taguima, Kolo und viele andere kleine. Die Inseln Cuyos sind zwischen den Calamianes und Panay in der Landschaft Otton und Maras. Die Feuerinsel liegt nicht weit von dem Schwarzeneylande. Bantayan, liegt bey Sebu. Pangla stößt beynahe gar an Bool. Panamao, Maripipi, Camiguin, Siargao und Pannon liegen zwischen Mindanao und Leyte. Ueber alle diese, sehen die Seefahrer noch eine Menge andere, die man schwerlich zählen kann, und deren Namen man nicht weiß. Hieraus erhellet, saget Carreri, wie sehr diejenigen irren, welche die Anzahl der philippinischen Inseln auf vierzig setzen. Denn verstehen sie nur die großen, so zählen sie zu viel. Verstehen sie aber die sämmtliche Menge dieser Eylande, so zählen sie weit zu wenig ^o).

Alle diese Eylande mit einander, liegen in dem heißen Erdstriche, zwischen der Linie und dem Wendekreise des Krebses. Denn dasjenige Vorgebirge auf Mindanao, welches den Namen Sarrangan oder des heiligen Augustins trägt, liegt unter fünf Graden, dreißig Minuten Breite; die Babuyanones hingegen, nebst dem Vorgebirge Enganno, unter

^o) Reise des Semelli Carreri, Pariser Ausgabe 1719. V Theil a. d. 60 S.

Philippinische Eylande unter dem zwanzigsten Grade. L'Embocadero de St. Bernardin ist unter dem dreyzehnten Grade, die Stadt Manilla aber, unter dem vierzehnten und einigen Minuten. Ihre Länge ist, zu Folge der besten Karten, zwischen dem hundert und zwey und dreyßigsten und hundert und fünf und vierzigsten Grade p).

Zwar giebt es verschiedene Meynungen, wie die philippinischen Inseln entstanden seyn möchten: allein es ist keine einige darunter, die man nicht auf alle Inseln überhaupt ziehen könnte. Unterdessen bemerket man doch, daß unsere Eylande sehr viele Feuereschlünde und heiße Wasserquellen auf den Gipfeln der Berge haben. Die Erdbeben sind etwas sehr gemeines, und zuweilen so gewaltsam, daß kaum ein Gebäude stehen bleibt. Die Orkane, oder von den Einwohnern also genannten Baguyos, reißen die stärksten Bäume mit der Wurzel aus, und treiben eine solche Menge Wasser auf das Land, daß ganze Gegenden überschwemmet werden. Zwischen den Inseln ist das Wasser voll Sandbänke, absonderlich nahe am Lande, und es kostet gewaltige Mühe, die Durchfahrten zu finden, welche zur Wechselgemeinschaft gleichwohl vorhanden sind. Aus allen diesen Beobachtungen folgt, wofern etwa diese Inseln oder auch nur einige darunter, zur Zeit der Schöpfung einen Theil des festen Landes ausgemachet haben sollten, so könne man gar wohl erklären, wie sie von selbigem hätten getrennet werden können, ohne daß man die Sündfluth zu Hülfe nehmen dürfte.

Ehemalige Einwohner.

Malayer und Tagalen.

Als die Spanier dahin kamen, fanden sie dreyerley Völker darauf. An der Küste wohnten malayische Mohren, welche nach ihrem eigenen Geständnisse von Borneo und von dem festen Lande Malacca hinüber gekommen waren. Von diesen stammten die Tagalen her, welche die landeseingebornen der manillischen und benachbarten Inseln sind. Man erkennet ihren Ursprung an ihrer der malayischen sehr ähnlichen Sprache, an ihrer Farbe, Leibesgestalt, Kleidung, absonderlich aber an ihren Gebräuchen, die sie von den Malayen und andern indianischen Nationen entlehnet haben. Die Ankunft dieser Völker in unsern Inseln, mag irgend einem Sturme aufgebürdet werden. Im 1690 Jahre führte ein ähnlicher Zufall einige Japaner dahin, welche den christlichen Glauben annahmen. Carreri, welcher im 1696 Jahre zu Manilla war, sah einige solche Neubefehrte in zweenen einem Priestergewande an Länge gleichenden Röcken mit runden weiten Ärmeln einhertreten. Um den untern trugen sie zween Gürtel, einer wurde an der rechten, der andere an der linken Seite zugeschnallet. Ihre Hosen waren ungemein lang, und ihre Schuhe den Socken der sogenannten büßenden Franciscanermönche ähnlich. Die Haare waren kurz, und vorn bis an den Wirbel mit dem Scheermesser abgeschoren q).

Die Bisayas oder Pintados.

Allein, könnten die Malayer nicht eben sowohl um der Handlung willen, und in Hoffnung eines guten Gewinnes, freywillig in die philippinischen Inseln gekommen seyn? Die sogenannten Bisayas oder Pintados auf den camerinischen Inseln, auf Leyte, Samar, Panay und vielen andern, sind vermuthlich von der Insel Celebes oder Macassar hergekommen, indem die Einwohner einiger dasigen Landschaften sich gleich nennen

p) Nach Dampiers Berichte liegen die philippinischen Inseln der Länge nach, ungefähr innerhalb dreyzehn Graden der Breite, erstrecken sich fast vom fünften Grade Nordbreite bis an den zwölften, und ihre Breite beträgt ungefähr sechs Grade der Länge. Ptolemäus setzt die manillischen oder manillischen Inseln auf den hundert und zwey und vierzigsten Grad der Breite: allein, es fängt nicht jedermann von einerley Punkte an zu zählen. Nach des Dampiers Berichte liegen zwöf bis vierzehn von Spaniern bewohnte Inseln, dem Eylande Luzon oder Manilla gegen Süden ohne

nen am Leibe zu bemalen pflegen r). Was Mindanao, Zolo, Bool, und einen Philippinischen Theil von Sebu betrifft: so schienen diejenigen, welche bey der Spanier Ankunft Herren daselbst waren, aus Ternate, welches nicht weit davon liegt, hergekommen zu seyn. Man schließt es daraus, weil sie eben dieselbige Handlung treiben und Religion haben, am allermeisten aber, weil sie mit den Ternatern noch immer ein genaues Verhältniß unterhalten.

Die Schwarzen, die sich auf den manillischen Gebirgen, und in den dicken Wäldern, im geringsten Insel nicht fehlet, aufhalten, haben mit den übrigen Einwohnern nicht die geringste Aehnlichkeit. Es sind wilde Kerl, die sich von den Früchten und Wurzeln nähren, die sie auf ihrem Gebirge finden, und von dem Wilde, das sie auf der Jagd erlegen. Sie fressen Affen, Schlangen und Ratten. Ihre ganze Kleidung besteht aus einem Stücken Bast mitten vor dem Leibe; gleichwie ihrer Frauen Gewand aus einem gewissen Gewebe von Holzfasern, bey ihnen Tapisse genannt, ingleichen aus einigen Armbändern von Rinden und gespaltenem Riethe besteht. Dieses wilde Geschlecht weis weder von Gesezen noch Geslechtes. Die Weiber tragen ihre Kinder in Schnappfäcken von Baste, oder binden sie an sich. Wo die Nacht sie überfällt, da bleiben sie, und schlafen entweder in einem hohlen Baume, oder in Matten von Baste, daraus sie etwas wie eine Hütte gestaltetes aufrichten. Ihre Neigung zur Freyheit geht so weit, daß die Schwarzen von diesem Berge, denen von jenem nicht erlauben, einen Fuß in ihr Gebirg zu setzen; und diese wechselseitige Ununterwürfigkeit stiftet blutige Kriege unter ihnen. Gegen die Spanier hegen sie eine tödtliche Feindschaft. Haben sie einen tödtgeschlagen: so stellen sie ein Freudenfest an, und trinken einander aus seinem Hirnschädel eines zu. Ihre Waffen sind Bogen und Pfeile. Die letztern sind vergiftet, auch am Ende durchbohret, damit sie in des Feindes Leibe abbrechen. Nebst dem führen sie eine Hassagan, einen Dolch am Gürtel, und einen kleinen hölzernen Schild. Weil sich nun diese Schwarzen mit einer andern indianischen, wiewohl eben so wilden Art, verschwägert haben: so ist ein anderes schwarzes Geschlecht daraus entstanden, das den Namen Manghians trägt, und die Inseln Mindoro und Mundos bewohnet. Einige haben eben dergleichen wollichte Haare, als die Schwarzen von Angola. Andere hingegen haben ziemlich lange Haare. An der Gesichtsfarbe gleichen sie den Aethiopiern. Alles dieses hat Carreri von Jesuiten und andern Heidenbefehlern erfahren; und er berichtet auf ihre Verantwortung noch ferner, man habe einige dergleichen Wilde mit vier bis fünf Zoll langen Schwänzen gesehen s).

Noch findet man auf diesen Inseln einige andere Gattungen Wilde, als zum Beyspiele die Sambales, welche lange Haare tragen, wie die bezwungenen Indianer; ferner, die Mayas, die Tinghianen, und die Igolotten. Einige bezahlen den Spaniern ein Schutzgeld, ungeachtet sie von ihnen nicht bezwungen worden sind. Carreri konnte nicht erforschen, was für einen Glauben die Schwarzen haben mögen. Die Heidenbefehrer verfi-

Ohne diese giebt es auch noch eine unsägliche Menge andere kleine, die keine Achtung verdienen, ja es giebt auch große, die nicht vielmehr werth sind. Viele haben nicht einmal einen Namen, oder sie haben so mancherley, daß die Erdbeschreiber sehr uneinig darüber werden. S. Dampiers Reisen, Amsterdam Allgem. Reisebesch. XI Band.

1701. I Th. a. d. 324 S. 7) Carreri a. d. 64 S.

r) Aus den Reisebeschreibungen des Voort, des le Maire n. s. w. erhellet, daß dieser Gebrauch in allen Inseln des Südmeeres eingeführt war.

s) Ebendasselbst a. d. 68 S.

Ddd

Philippinische Sylande. versicherten ihn aber einmützig, sie lebten wie die wilden Thiere; und hätten sie keine andere Spur eines Gottesdienstes im Gebirge finden können, als einen runden Stein oder einen Holzkloß, gegen den sie einige Ehrerbietung bezeugen *). Die drey andern Völker, die wir vor den Schwarzen benennet haben, hegen wegen ihrer Gemeinschaft mit den Einwohnern auf Ternate und den Malayen noch einige Neigung zum muhamedanischen Glauben.

Die gemeinste Meynung ist, die Schwarzen wären die allerersten Einwohner dieser Inseln gewesen, welche aber nach ihrer angebohrnen Freyheit das Herz nicht gehabt, ihre Küste gegen die aus Sumatra, Borneo, Macassar und andern Orten ankommenden Fremdlinge zu vertheidigen, sondern sich lieber auf das Gebirge begeben. Es besäßen die Spanier auch wirklich von allen Inseln, darauf das schwarze Geschlecht anzutreffen ist, weiter nichts, als die Küste, ja auch diese nicht einmal völlig. Auf der Insel Manilla selbst untersteht sich, aus Furcht vor den Schwarzen, als der Europäer abgesagten Feinden, kein Mensch, die Küste zwischen Maribeles, und dem Vorgebirge Bolinea zu betreten, welches einen Strich von funfzig Meilen beträgt. Das Inwendige der Insel besäßen sie ganz allein, indem sie in den dicken Wäldern gegen das stärkste Heer sicher sind. Die Spanier gestehen in ihren eigenen Nachrichten, es wäre unter zehn Einwohnern der Insel kaum einer ihrer Vorthmässigkeit unterworfen. Doch, wir wollen mit Carreri und Dampier jedwede Insel insbesondere besichtigen.

Der II Abschnitt.

Beschreibung der Insel Luson, sonst auch Manilla genannt.

Gestalt der Insel. Ursprung ihrer Hauptstadt. Bay Bahia oder Manilla. Landschaft und Bay Balayan und Bombon. Landschaft Calilaja oder Tabayas. Camariner Landschaft. Stadt und Bisthum Taceres. Landschaft Parecola. Men Segovien. Landschaft Ilocos; Pangasinan; Pampangan; Bahi; Bulacan; Inselvogtey. Insel Canduanes. Beschreibung der Stadt Manilla. Namen der vermischten Abkömmlinge.

Tracht der Spanier daselbst. Weltläufige Vorräthe. Die Sangleys treiben allein die Handlung. Ihre Obrigkeit. Namen der Vorstädte. Jesuitencollegium. Unterschied zwischen den Studenten. Schloß zu Manilla. Sonderbare Obliegenheit des Königs von Spanien. Kloster. Philippschanze. Beschreibung des Hafens. See Bahi. Große Fledermäuse. Ungemein heiße Quelle.

Gestalt der Insel. Diese Insel hat unter allen philippinischen den ersten Rang. Ihr östliches Ende liegt unter dreyzehn Grad dreyßig Minuten, das nordliche erreicht beynähe den neunzehnten Grad. Man vergleicht sie, was die Gestalt betrifft, mit einem gebogenen Arme; unterdessen ist doch ihre Breite sehr ungleich. Denn an der Ostseite kann man sie in einem einzigen Tage durchreisen; an der Nordseite hingegen, breitet sie sich dermaßen aus, daß ihre geringste Breite von einem Meere zum andern, dreyßig bis vierzig Meilen beträgt. Ihre ganze Länge beträgt hundert und sechzig spanische Meilen, und der Umkreis ungefähr dreyhundert und funfzig.

Ursprung ihrer Hauptstadt. Bey dem Ellenbogen dieses Armes, fällt ein großer Fluß in die See, und macht eine Bay von dreyßig Meilen im Umkreise. Die Spanier geben ihr den Namen Bahia, weil sie aus einem großen und achtzehn Meilen weit von ihrer Hauptstadt gelegenen See, Namens Bahi, entspringt: eben an diesem Orte, das ist in dem Winkel, den das Meer und der Fluß mit einander machen, lag der vornehmste Wohnplatz der Einwohner, von

*) N. d. 69 S. Doch saget er nachgehends: man habe in ihren Hütten einige unförmliche Bilder gefunden.

etwan dreytausend achthundert Häusern. Er war mit verschiedenen Morästen umgeben, die ihm eine natürliche Festigkeit belegten: gleichwie hingegen die umliegende Gegend ihn mit allem, was das menschliche Leben erfordert, im größten Ueberflusse versorgte. Eben diese gedoppelte Ursache bewog den Lopez Legaspi, die spanische Hauptstadt mit Verbehal- Philippini-
sche Eylande. tung des alten Namens Manilla daraus zu machen u). Dieses Vorhaben ward nun zwar an dem Johannestage des 1571sten Jahres, fünf Tage nach der Eroberung vollzogen. Weil aber die spanischen Waffen den Sieg am Tage der heiligen Potentiana; das ist am 19ten desselbigen Monats, erfochten hatten: so wurde besagte Heilige zur Schutzgöttin der Insel aus-
erhöhen.

Die Bay ist beynahe allenthalben tief genug, sehr fischreich, und am Ufer mit Dör- fern und einer großen Menge Bäume besetzt. Drey Meilen von Manilla hat sie einen Bay Bahia,
oder Manilla. guten Hafen, Cavite genannt. An seiner Mündung, acht Meilen weit von Manilla, liegt die Insel Mirabilla, welche sehr hohes Land, und ungefähr drey Meilen im Umkreise hat. Die Spanier halten eine Wache von sechs Soldaten und einem Officier darauf. Der leßtere versieht zugleich das Amt eines Corregidors in einem gleich gegen Manilla über liegenden Dorfe von funfzig Häusern. Man zählt drey verschiedene Einfahrten, dadurch man in die Bay kommen kann. Die erste ist wenigstens eine halbe Meile breit, liegt zwischen der Insel und der sogenannten Teufelsspitze, und wird am meisten gebraucht, weil sie die tiefste ist. Die zweyte hat eine Viertelmeile zur Breite, und liegt zwischen der gegenüberstehenden Küste, und der sogenannten Roskflippe. Sie ist ziemlich seichte, auch wegen einiger unter dem Wasser verborgenen Klippen, unsicher. Die dritte hat drey Meilen zur Breite, liegt zwischen der Roskflippe, und der Spitze Marigondon. Man muß aber, wegen ihrer vielen Sandbänke, ungemeine Behutsamkeit bey dem Einlaufen gebrauchen.

Segelt man aus der Bay, so findet man linker Hand, auf dem Wege, den die Schiffe aus Neuspanien nehmen, nach zurückgelegten vierzehn Meilen, die Bay Balayan und Dombon, von drey Meilen im Umkreise. Hinter ihr findet man einen See, nebst einer Menge Dörfer. Geht man gegen Osten: so kömmt man die Schwefelspitze vorbei, und in die Bay Batangas, welche nur von Indiauern bewohnt wird. Nicht weit von besagter Spitze liegt das Inselchen Caza, welches mit Wildpräte ganz angefüllt ist. Zwischen diesem Inselchen und der gemeldeten Spitze, findet man den Hafen Malcaban. Landschaft
und Bay Ba-
layan und
Dombon.

Ist man vor der Bay Batangas vorbei, so findet man die Dörfer Lovo und Galban. Die umliegende Gegend giebt einige Anzeigen von Erzten. Hier endiget sich die Landschaft Balayan, welche bey der Insel Mirabilla anfängt, und ungefähr zwey- tausend funfhundert zinsbare Indianer in sich begreift. Hierauf kömmt man in die Insel Calilaja, oder Tayabas, welche sich an der Küste bis an das Vorgebirge Bondo, und sodann ins Land hinein, bis nach Mauban an der jenseitigen Küste der Insel erstreckt. Sie ist größer und stärker bewohnt, als jene Landschaft. Aus ihr kömmt man in die ca- marinische Landschaft. Diese begreift in sich, Bondo, Passacao, Ibalon, die Haupt- stadt der catanduanischen Vogtey; ferner Bulan, den Hafen Sorsokon, da man die gro- ßen Schiffe für den König bauet, sodann die Bay Albay, welche außerhalb der Meeren- Landschaft
Calilaja, oder
Tabayas.

Camariner
Landschaft.

u) Man versparet die Beschreibung davon bis zu Ende des Artikels.

Philippini- ge liegt, und einen sehr hohen Feuerberg in der Nähe hat, den die aus Neuspanien kom-
sche Eylande. menden Schiffe in einer großen Entfernung schon erblicken. Besagter Feuerberg hat viele
heisse Quellen, absonderlich eine, welche das Holz, die Knochen, die Blätter, ja so gar
Versteinernde die Zeuge, die man hinein wirft, in Stein verwandelt. Carreri bezeuget, man habedem
Quelle. Statthalter der philippinischen Eylande, Dom Francisco Tello, einen Krebs verfehret,
welcher nur zur Hälfte versteinert gewesen, weil man, um die Sache desto merklicher zu ma-
chen, seine gänzliche Versteinering verhütet hatte. In dem Dorfe Trui, zwö Meilen
von dem Fuße des Berges, findet man eine starke Quelle von laulichem Wasser, das
eben diese Eigenschaft zeigt, absonderlich an dem Holze von Molase, Binanuis und
Naga x).

Jenseits Albay, gegen Osten, findet man das Vorgebirge Buysagay. Hier wen-
det sich die Küste gegen Norden, und läßt die catanduanischen Eylande auf der rechten
Hand, zwö Meilen weit von sich liegen. Segelt man weiter neben der Insel her: so fin-
det man den Fluß Bicar, welcher aus einem See entspringt, und neben den Mauern der
Stadt Taceres vorbeifließt. Besagte Stadt wurde von dem zweyten Statthalter, Dom
Stadt und Franz de Sande, der die catanduanischen Inseln zu eigen besaß, gegründet. Der Bi-
schof von Neucaceres hat seinen Sitz daselbst, und es stehen die Landschaften Catilaja,
Taceres. Camarine und Ibalon unter seinem Sprengel.

Aus der camarinischen Landschaft kömmt man in die parecalische. Hier sind
Landschaft reiche Gold- und andere Metallgruben, absonderlich vortreffliche Magneten. Sie begreift
Parecala. ungefähr siebentaufend Indianer in sich, welche der Krone Steuer bezahlen. Der Boden
Bergwerke. ist eben und fruchtbar. Absonderlich bringt er viele Cacao und Palmbäume hervor, wel-
che viel Del und Wein geben. Nach einer dreytägigen Reise an der Küste, findet man die
Bay Mauban, und zwar recht in dem Buge des Armes. Außen vor dieser Bay ist
der Hafen Lampon, welcher dem maubanischen gleicht.

Von Lampon bis an das Vorgebirge del Engaño, wird die Küste von lauter
Neu Segos- Ungläubigen und Wilden bewohnet. Sodann beginnt die Landschaft und Bogten Ca-
vian. gayan, als die größte unter allen. Sie erstreckt sich auf achtzig Meilen in die Länge, und
vierzig in die Breite. Die Hauptstadt heißt Neusegovien, und wurde nebst einer Dom-
kirche, an welcher Michel de Benavides, der erste Bischof gewesen, im 1598ten Jahre
von dem Statthalter Dom Consalvo de Ronquillo erbauet. Die Stadt liegt an dem
Ufer eines Flusses, welcher eben denselbigen Namen führet, auf dem futorischen Gebir-
ge in Pampagna entspringt, und beynabe die ganze Landschaft queer durchströmet. Sie
hat einen Alcade Major nebst einer Besatzung. Auch wird sie von einem aus Werk-
stücken aufgeführten Schlosse, und andern Festungswerken, gegen die Gebirgswilden be-
schüzet. Die Pfarren in dieser Landschaft sind den Dominicanern anvertrauet. Der
Erfahrung zu Folge, ist das Vorgebirge Engaño, als das nördlichste auf der Insel, we-
gen der Nordwinde, und reißenden Ströme, sehr gefährlich. Hat man der Küste fünfzehn
Meilen weit von Osten gegen Westen gefolget: so findet man die zweyte Spitze, Bopca-
dor genannt. Jenseits dieses Vorgebirges wendet sich die Küste gegen Süden, und man
reiset noch zwanzig Meilen weit in der Landschaft Tagayan, wornach man in die Landschaft
Iloccos gelanget. Die steuerbaren Tagayaner belaufen sich ungefähr auf neuntausend.
Das

Das Land selbst ist aller Orten fruchtbar; die Einwohner sind von starken Leibeskräften, und theils dem Ackerbaue, theils dem Kriegeswesen zugethan; dahingegen ihre Weiber mit der Baumwolle beschäftigt sind. Das Gebirge liefert eine erstaunliche Menge Wachs; und wird es wegen des ungemein geringen Preises von den Armen statt des Oeles gebrennet. Gleichfalls findet man in dieser Gegend viel kostbares Holz, zum Beispiele Brasilien und Ebenholz. Die Wälder laufen voll wilder Schweine, wiewohl sie den unserigen an Geschmacke nicht beykommen. Die Hirsche schießt man bloß um der Geweihe und der Haut willen, indem sie von den Chinesen theuer bezahlet werden.

Philippinische
Inseln.

Die Landschaft Iloccos ist eine von den volkreichsten und fruchtbarsten in allen diesen Inseln. Sie erstreckt sich vierzig Meilen weit an der Küste weg, und liegt an dem Flusse Bigan. Der spanische Statthalter Guido von Laccazaris erbanete im 1574 Jahre eine Stadt daselbst, und neunte sie Fernandine. Ins Land hinein erstreckt sie sich nicht über acht Meilen; denn sodann beginnt das Gebirge und die Wälder, darinnen die Igolotten, ein kriegerisches Volk, von ungemeiner Leibesgröße, wohnen; imgleichen die Schwarzen. Weder diese noch jene hat man bisher bezwingen können. Im 1623sten Jahre wurde ein spanisches Heer gegen die Igolotten ausgesendet, welches ein und zwanzig Meilen weit ins Gebirge vorrückete, aber sieben Tage damit zubrachte. Die Spanier zogen beständig zwischen wilden Muscatbäumen und Fichten fort, und erreichten die vornehmsten Wohnungen der Igolotten nicht eher, als bis sie den Gipfel des Gebirges erstiegen hatten. In dieser Wildniß finden besagte Völker Gold, und vertauschen es gegen Reis, Zuckel und andere Bequemlichkeiten, an die zinsbaren Unterthanen in den Landschaften Iloccos und Pangasinan.

Landschaft
Iloccos.

Hierauf tritt man in die Landschaft Pangasinan. Sie hat an der Küste eine Länge von vierzig spanischen Meilen, und ungefähr eben die Breite, als die Landschaft Iloccos. Auf dem Gebirge wächst das von den Indianern also genannte Sibucaholz in großer Menge, welches der rothen und blauen Farbe wegen berühmt ist. Das Innwendige dieser Landschaft ist von Wilden bewohnt, welche im Walde und Gebirge herum schwärmen, und weder besser gekleidet noch menschlicher sind, als die wilden Thiere. Gleichwohl säen sie etwas Getraide in ihren Thälern; ihre übrige Beschäftigung besteht darinnen, daß sie in den Flüssen Goldstückchen auffuchen, wofür sie ihre Bedürfnisse von den zinsbaren Indianern erhandeln. Die Anzahl der letztern beläuft sich in der Landschaft Iloccos auf etwan neun tausend, in Pangasinan aber auf sieben tausend. In der letztern liegt der Hafen Bolinao, und la Plaga Onda, welcher Ort auf den philippinischen Inseln wegen des Sieges, den die Spanier über die holländische Flotte des Olivier Noort daselbst erfochten, sehr berühmt ist.

Pangasinan.

Auf Pangasinan folget die Landschaft Pampangan, welche den neusegovischen Sprengel von dem manillischen Erzbisthume scheidet. Sie ist nicht nur groß, sondern auch weil sie den Spaniern ungemeinen Vorschub zu Behauptung der Insel thut, von äußerster Wichtigkeit für sie. Denn sie haben die Einwohner an die spanische Lebensart gewöhnt, und gebrauchen sie nicht nur zu ihrer Vertheidigung, sondern auch überhaupt bey allen ihren Unternehmungen. Ueber dieses ist der Boden ungemein fruchtbar, absonderlich an Reis, und versorget die Stadt Manilla mit Lebensmitteln. Ja er liefert auch Holz zum Schiffbaue; und man hat die Bequemlichkeit dabey, daß die Wälder gleich an der Bay selbst, folglich in einer geringen Entfernung von dem Hafen Cavite anzutreffen sind. Die

Landschaft
Pampangan.

Philippini-
sche Eylande Anzahl der unterthänigen Indianer beläuft sich auf acht tausend, und bezahlen sie ihre Abgaben mit Reiß. Das Gebirge wird von den Sambalen, einem wilden Volke, und von Schwarzen mit wollichten Haaren bewohnt, die sich wegen der Gränzen ihrer Wildnissen unaufhörlich untereinander herumbalgen, indem kein Theil dem andern vergönnet will, nur den geringsten Tritt in sein Gehäge zu thun.

Landschaft
Bahi; Die Landschaft Bahi liegt an der Ostseite der Bahia, und ist wegen des Schiffbaues von großer Wichtigkeit für die Spanier. In der Gegend des Sees, der eben diesen Namen trägt, und in den Fluren der benachbarten Dörfer, wachsen die besten Früchte auf der ganzen Insel, absonderlich die Arecca, welche bey den Einwohnern Bonga heißt; und der manillische Betel, den sie Buys benennen. Der manillische Betel ist der beste von ganz Indien. Die Spanier kauen von Morgen bis auf den Abend daran. Die gehuldigten Einwohner dieser Landschaft betragen etwan sechs tausend Köpfe, und müssen ohne Unterlaß für den Hafen Cavite Holz hauen und sägen. Dafür giebt der König jedweden Manue monatlich einen Piafter, und seinen Reiß.

Landschaft
Bulacan. Zwischen Pampanga und Tondo liegt die kleine Landschaft Bulacan, welche Reiß und Palmwein im Ueberflusse giebt. Sie wird von Tagalen bewohnt, darunter nicht mehr, als etwan dreytausend, Steuer entrichten.

Inselvogtey. Endlich so rechnet man auch einige an der Mündung des Canales liegende Inseln mit zu den Landschaften der Insel Luzon oder Manilla. Dergleichen Eylande sind die Catanduanische, Masbat und Burias. Die erste hat dreyßig Meilen im Umkreise, und eine dreyeckigte Gestalt. Sie ist eine von den ersten, die man zu Gesichte bekommt, wenn man sich den philippinischen Eylanden nähert, und liegt sie dermaßen nahe an dem Encabadero de Saint Bernardin, daß schon mancher Steuermann dadurch betrogen wurde, und in Meynung er treffe die Mündung der Meerenge, zwischen die gefährlichen Sandbänke lief, damit die ganze Insel bis auf einen Büchschuß weit, umringt ist. Sie steht den Nordwinden offen, und kann man vor ihnen bis in die Mitte des Herbstmonates nicht an sie kommen. Ihre Fruchtbarkeit an Reiß, Palmöle, Cocosnüssen, Honig und Wachs, ist etwas ungemeines. Sie hat viele Flüsse; es fällt aber schwer, darüber zu setzen; hingegen wäscht man aus ihrem Sande viel Gold, welches durch die Regenbäche vom Gebirge abgeschwemmet wird. Der größte Fluß heißt Catandangan. Die Spanier haben aus diesem Worte Catanduan gemacht, und daher rühret der Name der ganzen Insel. Die Hauptbeschäftigung der Einwohner besteht in Erbauung kleiner Barken, die sie nach Mindoro, Calelaja, Balayan, und anderswohin verkaufen. Erstlich machen sie eine große, die nach ihrer Gewohnheit ohne einigen Nagel mit bloßem Rierhe zusammen geheftet ist, und noch weniger einen Ueberlauf hat. Nachgehends machen sie immer kleinere, setzen eine in die andere, und verführen sie dergestalt wohl hundert Meilen weit. Diese Leute sind kriegerisch. Sie bemalen sich wie die Bisayas, tragen aber dabey auch eine Art einer Weste, die ihnen bis an die Knie reicht. Die Weiber sind nach Art der Bisayas ganz erbar gekleidet, nämlich mit einem Rocke und langen Mantel; die Haare binden sie auf dem Wirbel in einem rosenförmigen Knoten auf. An der Stirne tragen sie ein Goldblech zween Finger breit, mit Taffend gesüßert, und an jedem Ohre drey goldene Gehänge, eines eben so wie man sie in Europa trägt, die beyden übrigen aber tiefer. Nebst dem haben sie Ringe an den Beinen, die man schon von weitem klappern hört. Dies

ses Schmuckes ungeachtet haben sie ein männliches Gemüth, ackern und fischen so gut, als ihre Männer.

Nachdem wir nun die Insel Luson oder Manilla rings um bereiset haben: so fehlet zu einer vollkommenen Nachricht von ihr sonst nichts mehr, als eine Beschreibung von ihrer Hauptstadt. Die Stadt Manilla hat ihrer Lage wegen fast das ganze Jahr über Gleichtag y). Denn der Unterschied zwischen der Tages- und Nachtlänge beträgt nicht einmal eine Stunde. Hingegen ist die Hitze unleidlich. Sie liegt auf einer Erdzunge, welche der Fluß bey seiner Vereinigung mit dem Meere machet. Ihr Umfang beträgt beyläufig zwey wälsche Meilen, und ihre Länge ein Dritttheil; ihre Gestalt hat gar nichts regelmäßiges; denn an beyden Enden ist sie sehr schmal, in der Mitte hingegen breit. Man zählt sechs Thore an ihr, nämlich das Dominicus-, Parians-, Lucia-, und königliche Thor, wozu noch ein sogenannter Ausfall kömmt. An der Seite der Cavite hat die Mauer nicht mehr als fünf kleine mit eisernen Stücken besetzte Runderle; an der Spitze aber wird sie von einem berühmten Bollwerke vertheidiget, welches den Namen della Sundizioneträgt. Nicht weit davon steht noch eines, und zwischen ihnen das Königsthor, welches von vielen metallenen Stücken und einigen Außenwerken vertheidiget wird. Hierauf folget das Parians Bollwerk, welches den Namen von einer davor liegenden Vorstadt bekommen hat, und gleichfalls mit vielen metallenen Stücken besetzt ist. Geht man von solchem immer weiter an dem Flusse hin: so sieht man das Dominicusrundel, nicht weit von dem Kloster dieses Ordens, und man ist, wosern man bey dem Schlosse angefangen hat, als welches die Länge begränzet, um die ganze Stadt herumgekommen. Dergestalt wird Manilla an der Südseite von der See, an der Nord- und Ostseite von dem Flusse beneset. Ueber dem letzten sind Zugbrücken angeleget, welche den Eingang zu dem königlichen und Pariansthore vergönnen.

Obgleich die Häuser vom untersten Stockwerke bis an den Gipfel, bloß von Zimmerwerke gebauet sind: so legen ihnen doch ihre schönen Gallerien eine ziemliche Anmuth bey. Die Straßen sind breit, aber durch den Schutt vieler vom Erdbeben eingeworfenen Häuser sehr verunstaltet, indem niemand großen Eifer spüren läßt, sie wieder aufzubauen. Aus eben dieser Ursache sind sie auch meistens nur von Holze. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts zählte man mehr als dreytausend Einwohner zu Manilla: sie bestunden aber aus so mancherley Vermischungen, daß man eigene wunderliche Namen für sie erdenken mußte. Wer von einem Spanier und einer Amerikanerin, oder von einem Amerikaner und einer Spanierin herkommt, der trägt den Namen eines Creolen. Der Metif kömmt von einem Spanier und einer Indianerin her; der Terceron oder Castis, von einem Metif und einer Metifin; der Quarteron von einem Schwarzen und einer Spanierin; der Mulatte von einer schwarzen Mutter, und weißem Vater; der Griso von einer Schwarzen und einem Mulatte; der Sambo von einer Mulattin und einem Indianer, und der Labra von einer Indianerin und einem Sambo.

Die vornehmen Frauen zu Manilla gehen spanisch gekleidet; aber die gemeinen winden nur ein Stück Cattun um sich, das Saras heißt, und statt eines Rockes vom Gürtel herab hängt; noch ein anderes Stück, Chinina genannt, dienet ihnen statt des Mantels. Strümpfe und Schuhe haben sie wegen der großen Hitze nicht nöthig. Die spanischen Einwohner

Philippinische
Beschreibung
der Stadt
Manilla.

Namen der
vermischten
Abkömmlinge.

Tracht der
Spanier auf
Manilla.

y) Ebendasselbst a. d. 18 S.

Philippini-
sche Eylande

der Stadt tragen sich zwar im übrigen spanisch, dabey aber gebrauchen sie des Regens wegen hohe hölzerne Schuhe. Wer Vermögen besitzt, läßt sich durch einen Bedienten einen breiten Sonnenschirm über den Kopf tragen, um die Sonnenstrahlen abzuhalten. Die Frauen bedienen sich schöner Tragsessel, oder eines Hamacs, welcher hier, gleich anderswo, ebenfalls aus einem bloßen Netze an einer langen Stange besteht. Es wird von zweyen Kerlen getragen, und man befindet sich sehr gemächlich darinnen.

Weitläufige
Vorstädte.

Die Sangleys
treiben
ganz allein
Handlung.

Zwar ist die Stadt weder in Absicht auf den Umfang ihrer Mauern, noch auf die Anzahl ihrer Einwohner groß zu nennen; sie wird es aber, wofern man die Vorstädte dazu rechnet. Hundert Schritte weit vor dem Pariansthore, liegt die Vorstadt gleiches Namens, und wird von den chinesischen Handelsleuten bewohnt, die man Sangleys nennet. Diese Vorstadt hat unterschiedliche Gassen, welche auf beyden Seiten mit Kaufleuten voll Seidenzeuge, schönen Porcellan und andern Waaren angefüllt sind. Man findet hier alle Handwerksleute und Künstler, die man nur verlangt. Weil die Spanier aus Hochmuth weder kaufen noch verkaufen wollen: so ist ihr ganzes Vermögen in den Händen der Sangleys, indem sie diesen Leuten die Sorge überlassen, etwas damit zu gewinnen. Man zählet ihrer nur allein in Parian über drey tausend, ohne diejenigen, welche hin und wieder auf der Insel wohnen, und wenigstens eine gleichmäßige Anzahl betragen. Ehedessen belief sich ihre Anzahl bis auf vierzig tausend: allein, die meisten kamen durch verschiedene Empörungen, die sie selbst angezettelt hatten, um das Leben; und verursachten, daß sie der spanische Hof alle mit einander aus der Insel verbannete. Unterdessen wird dieses Geboth schlecht beobachtet. Es kommen alle Jahre vierzig bis fünfzig Champanen voll nach Manilla, und bringen allerley Waaren dahin, weil sie an diesem Orte mehr daran gewinnen können, als in China. Sie halten sich, um dem wörtlichen Inhalte des Gesetzes auszuweichen, eine Zeitlang verborgen. Nachgehends verursacht die bisherige Gewohnheit, sie beständig vor Augen zu haben, nebst dem eigenen Vortheile der Spanier, daß man zu ihrer Verwegenheit durch die Finger sieht.

Ihre Obrigkeit.

Die Sangleys zu Parian stehen unter einem Alcade oder Amtmanne, dem sie eine ansehnliche Summe bezahlen. Eben so freygebig sind sie auch gegen den Fiscaladvocaten, als ihren eigentlichen Beschützer; ungleichen gegen den Intendanten und die übrigen Beamten, ohne die Auflagen und Steuern, die sie dem Könige entrichten, zu erwähnen. Sie bezahlen dem Könige nur allein für die Erlaubniß ^{z)}, an ihrem Neujahrstage zu spielen, zehn tausend Stücke von Achten. Denn man läßt ihnen diese Freyheit nur einige wenige Tage lang, damit sie nicht anderer Leute Gut verspielen. Ueberdieses werden sie auch sonst sehr scharf in der Zucht gehalten. Sie dürfen niemals über Nacht in einem Christenhanse bleiben, und in ihren Läden muß beständig Licht brennen. Carreri saget, es geschähe, um sie von einem gewissen schändlichen Laster abzuhalten, dazu sie sehr geneigt sind ^{a)}.

Manilla hat
funfzehn
Vorstädte.

Geht man über die Pariansbrücke, so findet man die Vorstädte, Tondo, Minondo, zum heiligen Kreuze, Dilao, zum heiligen Michael, zum heiligen Johann von Bamburg, zum heiligen Jacob, zu U. L. F. vom Einsiedler, Malati, Chiapo, und noch

^{z)} Ihr Spiel heißt la Metua, und ist das gerade oder ungerade. Sie legen kleine Münze auf einem Haufen; wer es erräth, der gewinnt

das Geld. Die Spielhalter sind so abgeführt, daß sie die Zahl der Münzstücke aus der Länge und Höhe des Häufchens zu urtheilen wissen. Anmerk.

noch andere mehr, an der Zahl fünfzehn, welche sämmtlich von Indianern, Tagalen und andern Landesleuten unter Aufsicht eines Alkade bewohnet werden. Die meisten Häuser sind von ^{Philippin.} ~~Inde.~~ ^{Inde.} Holz gebauet, und stehen neben dem Flusse hin, auf Pfählen. Das Dach besteht aus Nipas, oder Palmblättern. Die Wände sind mit Rieth ausgeflochten. Man steigt auf einer Leiter ins Haus, weil es wegen des nassen und vom Strome gar öfters überschwemmten Bodens nicht anders seyn kann. Tondo hatte ehemals einen eigenen kleinen König, und war vor Zeiten mit einem Walle und einigen Stücken befestiget: allein, er vermochte den spanischen Waffen keinen langen Widerstand zu thun. In dem Raume zwischen den erwähnten Vorstädten findet man auf beyden Seiten des Flusses bis an den See Bahi eine Menge Gärten, Vorwerke und Landgüter.

Carreri besichtigte alle Gebäude zu Manilla, die ihm der Mühe werth zu seyn be- ^{Jesuitencolleg.} dünkten. Das Jesuitencollegium ist sehr groß mit ungemein langen und hohen Gewölben geziert, und mit räumlichen Schlaffalen versorget. Allein, es ist dem ungeachtet aus Furcht vor den Erdbeben vom untersten Stocke bis an die Spitze, alles von bloßem Holze gebauet. Um eben dieser Ursache willen ist auch der ganze obere Theil des Gebäudes mit hohen Säulen unterstützt, damit seine Last der Mauer nicht zu schwer falle, sondern sie den gewaltigen Stößen widerstehen könne. In dem Mittelpuncte des Collegii ist ein prächtiger Kreuzgang, und eine nicht minder prächtige Kirche, mit einem ungemein herrlich ausgeschmückten Hauptaltare. Ueber diesen sind noch sechs andere kostbar vergoldete Altäre darinnen. Das Portal besteht aus einem kostbaren und künstlich ausgehauenen Steine. Dieses nach dem heiligen Ignatius benennete Haus wurde, unter dem ersten manillischen Bischofe, von dem Pater Sedigno Monso gebauet. Nicht weit davon steht ein anderes Gebäude, zum heiligen Joseph genannt, welches den Namen eines Collegii mit größerm Rechte führt, indem die Jesuiten damals vierzig junge Leute darinnen hatten, welche die Humaniora, die Weltweisheit und Gottesgelahrtheit begriffen. Man kann in diesem Collegio alle Gradus annehmen. Nebst seinen eigenen Einkünften, und den königlichen Stif- ^{Unterschied} tungen, giebt es auch Kostgänger darinnen, welche jährlich hundert und fünfzig Stücke von ^{zwischen den} Achten Kostgeld bezahlen. Sie sind in Purpurfarbe gekleidet, und tragen lange Röcke von rothem Zeuge. Damit sich die graduirten Personen von den Humanisten unterscheiden mögen, so tragen sie ein Gefröse von eben diesem Zeuge.

An dem Clarentkloster ist weiter nichts merkwürdiges, als daß vierzig Nonnen darinnen sind, die vom bloßen Almosen, ohne Mitgift und ohne Bedienung leben. Ihre Stifterinnen kamen im 1601 Jahre aus Neuspanien herüber, und sie sind bey der einge- ^{Kloster.} führten strengen Lebensart bisher unverbrüchlich geblieben.

Die königliche Capelle steht vor dem Schlosse, und ist mit vielen Vergoldungen gezieret. Es sind acht Capläne dazu bestellet. Der König giebt jedwedem monatlich fünfzehn Stück von Achten, dem Dechant aber fünfzig. Sie müssen die Soldaten für ein gewisses Begraben, schämen sich auch nicht, dieses Geld bey jedwedem Begräbnisse zu empfangen.

Misericordia ist ein der heiligen Elisabeth gewidmetes Kloster, darinnen man spanische und metrische Waisenmädchen aufzieht. Finden solche mit der Zeit eine anständige Heirath, so werden sie mit drey bis vierhundert Stück von Achten ausgesteuert.

Das

len zücken sie nur unvermerkt ein Stück weg, so ist die Zahl da, die sie sich vorgesetzt hatten.

a) Ubi supra a. d. 22 S.

Allgem. Reisebesch. XI Band.

E e e

Philippinische Inseln Das Augustinerkloster ist sehr geräumig. Die Schlaffäle sind gewölbet. In der Kirche stehen funfzehn vergoldete Altäre. Einige haben Zierrathen von gediegenem Silber. Die Sacristey verdienet der vielen Kostbarkeiten wegen wohl, daß man sie besichtige.

Schloß zu Manilla. Das Schloß trägt den Namen des heiligen Jacobs, und liegt an der östlichen Spitze der Stadt. Auf einer Seite wird es von dem Meere, und auf der andern von dem Flusse berührt. Der Graben, der es von der Stadt absondert, ist sehr tief, und wird zur Fluthzeit mit Wasser angefüllt. Man geht auf einer Zugbrücke darüber. An beyden Enden stehen zwey mit vielem Geschütze versehene Bollwerke. Die andere gegen Abend liegende Spitze des Dreyeckes wird von einem Rundele vertheidiget, welches nicht nur die Einfahrt in den Fluß, sondern auch in einen sehr kleinen Hafen, in welchen nicht wohl andere, als die kleinsten Schiffe einlaufen können, verwahret. Die übrigen Festungswerke bestehen in zwey kleinen Ravelinen, welche dem Wasser gleich stehen. Man geht erstlich über zwey Zugbrücken, und kömmt sodann in die Hauptwache, auf welche ein großer Lärmplatz folget. Zu Ende desselbigen findet man noch eine Hauptwache, des Statthalters Wohnung und einen zweyten Lärmplatz.

Kirchen. Die erzbischöfliche Kirche ist zwar groß, und auf jeder Seite von sechs Pfeilern unterstützt: allein sie ist schlecht ausgezieret. Gleichwohl beträgt das gewisse Einkommen des Erzbischofes nur allein jährlich sechstausend Stücke von Achten; unter den zwölf Domherren bekömmt mancher vierhundert, mancher fünfhundert dergleichen Stücke, welches alles aus dem königlichen Schatze bezahlet wird. Manilla bekam seinen ersten Bischof im 1581 Jahre, und wurde 1598 zum Erzbisthume erhoben ^{b)}).

Die Kirchen der Augustiner Barfüßer, und der Dominicaner, haben keinen Mangel an Auszierungen. Die Dominicaner haben zwey Collegia; eines hat den Namen des heiligen Thomas, und seine Einkünfte werden auf die Unterhaltung von funfzig Studenten verwendet, welche ein grünes Kleid mit einem Rocke von fleischfarbenem Satine tragen, übrigens aber Spanier seyn müssen. In dem andern werden sowohl spanische, als mericische Kinder, ohne Unterschied aufgenommen. Ihre Kleidung ist blau, und vermöge der Stiftung sind sie verbunden, alle Festtage dem Gottesdienste in der königlichen Capelle beizuwohnen. In dem Thomascollégio werden eben sowohl alle Gradus ertheilet, als in dem Josephscollégio.

Sonderbare Obliegenheit des Königes von Spanien. Etwas besonderes ist es, daß der König von Spanien gehalten ist, alle auf den philippinischen Inseln liegende Kirchen mit Oele für die Lampen, und Wein für die Messen zu versorgen. Doch sind die Kirchen der Standesherrschaften davon ausgenommen, indem der Standesherr oder Freyherr für die Unterhaltung des Pfarrers, und für das Oel in der Kirche sorgen muß.

Noch andere Klöster. Die manillischen Pfarrkirchen werden von Observantineru oder Franciscanern verwaltet. Sie haben eine stark vergoldete Kirche, welche des heiligen Francisci Namen trägt. Eine gewisse, zwey Meilen von Manilla gelegene Augustinerpfarrkirche, unserer lieben Frauen Hülfe genannt, ist inwendig an der Mauer und am Portale mit lauter Austern und andern

^{b)} Der erste Bischof war der Pater Salvat ein Dominicaner, und der erste Erzbischof der Pater Baneg

andern Fischschaaen ungemein künstlich überzogen, und meldet unser Verfasser, dieser Anblick verdiene die Neugierigkeit eines Reisenden. Das Kloster der heiligen Potentiana ist ein königliches Stift für sechzehn arme Waisenmädchen, welche darinnen erzogen, und wenn sie heirathen, gut ausgestattet werden. Auch kommen auf der Obrigkeit Befehl, die Frauen, welche von ihren Männern geschieden werden, und die läuderlichen Schwestern hinein, wiewohl sie mit den Waisen nicht den geringsten Umgang haben dürfen, über dieses auch ihr Brodt mit ihrer Hände Arbeit verdienen müssen. Das königliche Hospital liegt zwey wälsche Meilen von der Stadt. Es ist aber nichts besonderes daran, als die Vertheilung der beyden Geschlechter, indem eines die Zimmer in dem obern, und das andere in dem untern Stockwerke inne hat. Noch eine Meile weiter liegt eine kleine Schanze; sie wird durch kleine Rundele bestrichen, ist mit Falkonetten besetzt, und es wird Pulver zu königlichen Diensten darinnen gemachet.

Philippinische
Schanze

Mit gleicher Aufmerksamkeit besichtigte Carreri auch den Hafen, welcher den Namen Cavite trägt, eigentlich aber der manillische ist, ungeachtet er drey spanische Meilen von dieser Stadt liegt. Er gieng durch die Philippschanze dahin, welche auf einer von der Bay formirten Erdspitze liegt. Diese Schanze oder dieses Schloß wurde erst nach dem Manillischen erbauet, ist ein regelmäßiges Viereck, und mit einer ziemlichen Anzahl kleiner Stücke besetzt. Damals war man gleich beschäftigt, rings herum Casernen für die Soldaten, imgleichen Vorrathsgewölber und Cisternen zu erbauen. Auch saß Dom Fernand Valenzuela, Grand von Spanien und Premierminister, schon seit 1679, folglich zehn ganzer Jahre gefangen darinnen c).

Philippische
Schanze

Die Stadt Cavite liegt der Stadt Manilla gegen Süden, auf einer ziemlich schmalen Erdzunge, welche auf einer Seite das Meer, auf der andern den Hafen hat. Wegen dieser Lage gieng es nicht an, sie mit einer Mauer zu umfassen, hingegen hat sie unten am Ende der Erdzunge ein gutes Schloß zu ihrer Vertheidigung. An dem andern Ende ist eine Mauer quer über, von einem Meere bis zum andern gezogen, auch mit einigen Stücken besetzt. Vor der Mauer ist ein Graben, der zur Fluthzeit mit Wasser angefüllet wird, auch eine Zugbrücke hat. Man könnte Cavite mit wenigen Unkosten zu einer völligen Insel machen. Der Hafen stellet einen halben Kreis vor, wie der zu Trepani in Sicilien. Man genießt zwar gute Sicherheit gegen die Südwinde darinnen, gegen die Nordwinde hingegen sehr schlechte, dergestalt, daß die großen Schiffe sehr nahe am Lande liegen müssen, wenn ihnen der besagte Wind nicht schaden solle. Alle Gebäude zu Cavite, auch die Kirchen nicht ausgenommen, sind nur von Holze oder von Riethe aufgeführt, doch mit Ausnahme der Augustinerkirche und des Jesuitercollegii, als welche von Steinen gebauet sind. Das Zeughaus machet die Spitze vom Schlosse. Hier sieht man beständig zwey bis dreyhundert Indianer, ja zuweilen wohl sechshundert, welche von den Spaniern genöthiget werden, an Ausrüstung ihrer Kriegeschiffe und Galionen zu arbeiten. Das Holz auf dieser Insel ist nicht nur an sich selbst hart und schwer, sondern es werden auch die Bretter so dick gemacht, und so gut gefüttert, daß keine Stückkugel durchdringen kann. Es werden Schiffe von ungeheurer Größe in diesem Zeughause gebauet. Unterdessen hält es der Verfasser den Spaniern für übel, daß sie ihr Vermögen in diesen ungeheuren unbedeutenden

Beschreibung
des Hafens.

E e 2

thunli-

Bauetz ein Franciscaner.

c) Ebendas. a. d. 260 S.

Philippinische Eylande thunlichen Maschinen auf ein so stürmisches Meer wagen, auf welchem mittelmäßige Schiffe allezeit kleinere Gefahr auszustehen haben, als große d).

Die Vorstadt zu dem heiligen Rochus ist die einzige, welche Cavite hat; sie läuft außerhalb der besagten Mauer, von einem Ufer bis zu dem andern, und besteht aus lauter hölzernen, mitten in einem Walde gelegenen Häusern. Die Pfarrkirche ist sehr schön. Die Vorstadt ist volkreicher, als die Stadt selbst, und hat theils Spanier, theils Indianer und Sangleys zu Einwohnern.

See Bahi.

Der See Bahi, davon sowohl der Fluß als die Bay ihren Namen bekommen haben, ist zwar sehr lang, aber auch sehr schmal. Sein Umfang beträgt ungefähr neunzig wälsche Meilen. Seine Ufer werden von einer großen Anzahl unterthäniger Indianer bewohnt und angebaut, auch stehen einige den Jesuiten, Augustinern und Franciscanern zugehörige Häuser daselbst. Der Fischfang ist in diesem See zwar allezeit ergiebig, aber auch wegen der großen Menge Crocodillen, die Menschen und Vieh antasten, höchstgefährlich. Hingegen fehlet es auch nicht an Schwerdtfischen, und diese beyden Ungeheurgattungen verfolgen einander mit äußerstem Grunne. Weil der Schwerdtfisch die harten Schuppen seines Feindes nicht zu durchbohren vermag: so tauchet er unter, und schlägt ihm den Bauch auf; er trägt auch gemeinlich den Sieg davon. Das Gewehr, damit ihn die Natur versorget hat, und das ihm seinen Namen giebt, hat eine Länge von sechs Spannen, und ist an beyden Seiten mit einer Reihe gleich den Nägeln spitziger Zacken, eingefasset, dergestalt, daß es die Eigenschaften eines Schwerdtes und einer Säge zugleich besitzt, folglich auch auf einmal stößt, schneidet und zerreißt. Auf dem Wege von Manilla nach dem See Bahi, welcher achtzehn wälsche Meilen weit davon im Lande liegt, trifft man einige schöne Vorwerke und viele Klöster an. Nicht weit von diesem großen See liegt ein anderer zwar kleiner, aber tiefer, auf einem Berge. Sein Wasser ist gesalzen, das im großen hingegen sehr süße. Die Ursache schrieb man auf einige an seinem Boden vermuthlich vorhandene Mineralien. Auf den rings um ihn stehenden Bäumen findet man eine unzählige Menge große Fledermäuse. Bey Tage hängen sie immer eine an der andern von den Bäumen herab, aber bey der Nacht fliegen sie in weit davon entlegene Wälder nach dem Raube aus. Zuweilen fliegen sie in so großer Menge und so dichte beisammen, daß sie mit ihren großen und oft wohl sechs Spannen langen Flügeln die Luft verdunkeln d). Der Wald mag so düster seyn, als er will, so kennen sie doch die Bäume, welche reife Früchte haben, unter allen übrigen heraus. Die ganze Nacht über sind sie mit Fressen beschäftigt, und machen ein solches Getöse dabey, daß man es auf zwei wälsche Meilen weit hört. Mit anbrechendem Tage kehren sie an ihren gewöhnlichen Ort zurück. Weil sie nun den Indianern ihre besten Früchte wegfressen, so stellen sie ihnen nach, nicht nur um sich zu rächen, sondern auch sie zu essen; indem ihr Fleisch wie Kaninchenfleisch schmecken soll. Jedweder Pfeilschuß stürzt unfehlbar einige zu Boden.

Ein anderer kleiner See.

Große Fledermäuse.

Ungeheimliche heiße Quelle.

Bei einem gewissen Kloster, das man auf diesem Wege antrifft, ist eine wundernswürdige Quelle. Denn das Wasser ist dermaßen heiß, daß man keine Hand darinnen leiden kann. Hält man ein Huhn hinein, so fallen ihm nicht nur die Federn, sondern sogar das Fleisch von den Knochen ab; kömmt ein Crocodill dazu, so muß es sterben, und es

d) Ebendas. a. d. 265 S. Man erbauet an diesem Orte zuweilen Schiffe, davon der Kiel zwey und sechzig Ellen in der Länge hat. Ihre Breite ist verhältnißmäßig, und nicht weniger sehr groß.

es fallen ihm seine Schuppen, auch die allerhärtesten vom Leibe. Es geht ein Dampf und Rauch davon, wie aus einer Schmiedeeise. Diese Quelle, welche nicht weit von einem Kloster auf einem Berge entspringt, ergießt sich in einen großen Bach, der durch das Kloster rinnet; und an allen Orten, darinnen er zurück gehalten wird, eine außerordentliche Wärme mittheilet. Wenn das Wasser erkaltet, so ist es ein vortreffliches Getränk. Eine halbe Meile von dieser Quelle entspringt aus eben diesem Berge ein kleines Flößchen, das ein ungemein kaltes Wasser führet: gräbt man aber an dem Ufer nur ein klein wenig in den Sand hinein, so quillt siedheißes Wasser heraus f).

Philippini-
sche Eylande

Der III Abschnitt.

Insel Capul, Ticao, Burias, Masbat, Marinduque, Mindoro, Luban, Babuyanes, Paragua, Calamianes, Cuyo, Panay, Imaras, Sibuyan, Romblu, Batan und Tablas.

Capul. Ticao. Burias. Masbate. Marinduque. Mindoro. Luban. Die babuyanischen Eylande. Paragua. Calamianische Land- schaft. Vogelnester und Perlen. Landschaft Panay. Fruchtbarkeit der Insel dieses Namens. Insel Imaras. Andere Inseln.

Gleich bey dem Einlaufen in die Meerenge, findet man die Insel Capul, und einige andere kleine Eylande, welche den Canal sehr enge, und dadurch die Ströme so ungestüm machen, daß sie alle, auch die allergrößten Schiffe, etlichemal im Kreise herum drehen. Capul hat drey Meilen im Umkreise. Ihr Boden ist angenehm und fruchtbar. Die Indianer haben keine Wohnplätze, nach Art der Bisayas, darauf angelegt. Die Insel Ticao liegt acht Meilen weit von der Mündung der Meerenge gegen Nordost, hat ungefähr acht Meilen im Umkreise, und wird gleichfalls von Indianern, wiewohl meistens nur von Wilden, bewohnet. Sie ist mit einem guten Hafen versorget, da man frisch Wasser und Holz findet, und ist sie das letzte Land, das die Schiffe auf ihrer Fahrt nach Neuspanien berühren.

Capul.

Ticao.

Burias liegt vier Meilen weit von Ticao gegen Westen. Ihr Umkreis beträgt fünf Meilen. Die Einwohner sind unterthänige Indianer, wiewohl in geringer Anzahl, und gehören sie zu dem Kirchspiele Masbat, welche Insel südlich von Burias liegt, und von den Spaniern erst im 1569sten Jahre erobert wurde. Ihre Häfen sind für alle Gattungen Schiffe bequem. Sie wird von zweyhundert und funfzig indianischen Haushaltungen bewohnt, welche ihre Steuer an Wachs, Zibeth und Salze bezahlen. Hingegen ist die Anzahl der Gebirgswilden sehr groß. Ungeachtet die in den philippinischen Inseln wohnenden Spanier für unstreitig halten, es gäbe Goldbergwerke auf dieser Insel: so verlangen sie doch dieselbigen nicht zu bauen. Denn da sie alle Jahre einige hunderttausend Stücke von Achten für Neuspanien anschaffen müssen, und dabey zehn vom Hundert Gewinn finden: so wollen sie keine Kosten auf etwas ungewisses wagen. Nebst dem sind die natürlichen Einwohner dieser Insel so gesinnet, daß sie lieber mit einer Schüssel voll Reiß, der ihnen schlechte Nahrung kostet, vorlieb nehmen, als mit saurerer Arbeit nach großem Reichtume streben. Raum mögen sie das Gold auflesen, das sie zuweilen in ihren Bächen finden. Am

Burias.

Masbate.

E e e 3

Strande

e) Ebendas. a. d. 42 S.

f) Ebendaselbst.

Philippini: Strande findet man zuweilen Ambra, welcher von den Strömen der Meerenge dahin geführte Inseln führt wird.

Marinduque.

Jenseits Tikao, Masbat und Burias, funfzehn Meilen weit von Manilla, liegt die Insel Marinduque, und hat ungefähr achtzehn Meilen im Umkreise. Sie hat hohes Land, und großen Ueberfluß an Früchten, absonderlich an Cocosnüssen, davon die Einwohner, weil sie wenig Reis haben, meistens leben. Es werden auch viele Erbsen da gebauet; hingegen zeuget die Insel nicht so viel Wachs, als die übrigen Eyllande. Es wohnen etwan fünf hundert Haushaltungen, von einem friedfertigen und stillen Gemüthe, darauf, wie sie sich denn unter der Tagalen Oberherrschaft bequemt haben, ungeachtet die beyderseitige Sprache bewähret, daß sie keinesweges von einerley Ursprunge sind.

Mindoro.

Mindoro liegt acht Meilen von Manilla, und fünf von Marinduque, hat siebenzig Meilen im Umkreise, ist aber schmal. An dem südlichen Vorgebirge ist sie am breitesten, erstreckt sich an diesem Orte bis nahe an eine kleine aber hohe Insel, Namens Luban, und läßt zwischen ihren beyderseitigen und der Insel Panay Ufern eine Meerenge. Diese Meerenge trägt den Namen Potol. Noch ist eine andere zwischen Mindoro und Luban, welche Calabit heißt. Mindoro selbst hat ein hohes und bergichtes Land, Ueberfluß an Palmbäumen und Früchten, aber an vielen Orten Mangel an Reise. An den Ufern der Meerengen, und an den Mündungen der Flüsse, wohnen friedfertige Indianer; auf der Ost-Nordost, und auf der gegen Manilla gewendeten Seite, wohnen Tagalen; aber auf der Seite gegen Panay, Bisagas; und mitten im Lande wohnen Manghien. Diese letztern laufen nackend, leben vom Walddobste, und verändern ihre Wohnungen nach der Jahreszeit. Ungeachtet Manilla in der Nähe liegt, so bleiben sie doch bey ihrer einfältigen Lebensart, und vertauschen das Wachs, das sie in ihrem Gebirge sammeln, gegen Nägel, Messer, Nadeln und Schüsseln. Einige Jesuiten versicherten den Carri in größtem Vertrauen, diese Leute hätten vier bis fünf Zoll lange Schwänze. Sie sind herzlich, bezahlen auch ihre Auflage sehr ordentlich: allein, vom Christenthume wollen sie nichts hören, nur einige wenige im naubanschen Bezirke ausgenommen. Die Hauptstadt der Insel und der Sitz des spanischen Alkade heißt Bako, und der dazu gehörige Bezirk hat eine Menge Gesundbrunnen. Es entspringen solche auf unterschiedlichen Bergen, worauf auch eine große Menge Salsaparilla wächst. Nicht weit von Bako steht das alte Mindoro, davon die Insel den Namen hat. Das Vorgebirge Varadero erstreckt sich gegen Tale, einem Dorfe auf der manillischen Küste zwischen den Bayen Bombon und Butengos; die darzwischen liegende kleine Insel Verte schränkt die Durchfahrt bis auf eine wälsche Meile in der Breite ein, und verursacht dadurch unaufhörliche Wirbel und Ströme, welche einem Schiffe sehr gefährlich seyn können, wenn es sich hinein waget, ohne daß ihm Wind und Strom günstig wären. Man zählet auf Mindoro und Luban tausend sieben hundert steuerbare Einwohner, die ihre Abgaben an Wachs und einer gewissen Gattung schwarzem Hanse entrichten. Aus dem letztern spinnt man Thauen für den königlichen Schiffswerft zu Tal. Luban ist eine kleine niedrige Insel von fünf Meilen im Umkreise, nicht weit von der kleinen Insel Ambil, auf welcher letztern ein brennender Berg steht, dessen Flamme man in einer sehr großen Entfernung sieht.

Luban.

Reise

Reiset man von Luban gegen Norden, so trifft man nicht die geringste merkwürdige Insel an, wohl aber findet man acht Meilen über dem Vorgebirge Boreador und der Stadt Neusegovien gleich gegen über, die kleinen niedrigen babuyanischen Eylande, welche sich bis gegen Formosa und die Lequios hin erstrecken. Die nächste steht unter spanischer Herrschaft, und hat fünfhundert zinsbare Einwohner. Sie liefert Wachs, Ebenholz, Bananas, Cocosnüsse, Platanen und andere zum Lebensunterhalte dienliche Sachen. Der Name babuyanische Eylande rühret von gewissen in großer Menge darauf befindlichen Thieren her. Vierzehn bis fünfzehn Meilen von Luban gegen Südwesten, findet man siebenzehn kleine, den Spaniern unterworfenene Inseln, welche unter dem Namen Las Calamiones, eine eigene Landvogten vorstellen. In der Nähe liegen noch viele andere noch nicht bezwangene Eylande. Die größte von jenen heißt Paragua, und gehört theils den Spaniern, theils dem Könige von Borneo. Sie ist an Größe unter den philippinischen Eylanden die dritte, und gleicht ihrer länglichten Gestalt wegen, einem Arme, den Manila und Mindoro gleichsam gegen die große Insel Borneo ausstrecken. Ihr Umfang beträgt zweyhundert und fünfzig Meilen, die Länge mehr als hundert, die Breite nur zwölf bis vierzehn. Ihre Mitte liegt unter dem zehnten Grad, und ihre äußerste Spitze gegen Nordwest, das Vorgebirge Taguso genannt, ist kaum fünfzig Meilen von Borneo entfernt.

Philippinische Eylande.

Die babuyanischen Eylande.

Las Calamiones.
Paragua.

Dieser ganze Zwischenraum ist mit einer großen Menge niedriger Inseln angefüllt, welche die beyden großen gleichsam mit einander verknüpfen. Die Küsten besagter niedriger Eylande, und ihre Einwohner stehen unter dem Könige von Borneo, einem Muhammedaner, aber mitten im Lande wohnen wilde unbändige Indianer ohne Oberhaupt und Gesetz, welche alle ihre Gedanken nur darauf richten, wie sie sich des Joches der Spanier und des borneischen Königes erwehren mögen. Etwa zwölffhundert an der Küste wohnende Insulaner sind den Spaniern steuerbar. Sie sind eben so schwarz, als die africanischen Neger, und bleiben niemals beständig an einem Orte. Zu Taytay auf dem Vorgebirge Bornei, welches dem Tagusischen gerade gegen über steht, haben die Spanier eine mittelmäßige Schanze, nebst einer Besatzung. Hingegen der Lampon oder Statthalter des Königes von Borneo, hat seinen Sitz zu Lavo. Die Insel ist gebirgicht, voll Bäume und Thiere, reich an Wachs, aber arm an Reize.

Nicht weit von dem nördlichen Vorgebirge der Insel Paragua, gegen Osten findet man die drey calamianischen Eylande, welche der ganzen Vogten, dazu sie gehören, ihre Beschreibung mittheilen. Es werden sowohl diese drey, als noch neun andere dabey liegende Inseln, von sehr friedfertigen Indianern bewohnt. Die Berge liefern jährlich zweymal eine große Menge Wachs. Auf den Felsen an der Küste findet man eine Menge solcher Vogelneester, die man im ganzen Morgenlande für ein köstliches Leckerbissen hält: imgleichen werden sehr schöne Perlen da gefischt. Jenseits der calamianischen Inseln, und dem hohen Berge auf Mindoro gegen über liegen die fünf Inseln Cuyo sehr nahe beyammen; es wohnen etwan fünf hundert zinsbare, und den Spaniern sehr geneigte Haushaltungen darauf. Die Spanier machen sich diese Gefinnung trefflich zu Nuße, und erhalten eine große Menge Reiß, Hülsen- und Baumfrüchte von ihnen. Das Gebirge ist mit Vögeln und allerley Thieren angefüllt.

Calamianische Landschaft

Vogelneester und Perlen.

Mit diesen Inseln endiget sich die calamianische Landschaft; man kömmt dagegen in die Panayische, und zwar erstlich in den potolschen Bezirk. Panay ist unter allen Eylanden

Landschaft Panay.

den

Philippinische Inseln den dieses Inselstriches die fruchtbarste, und am stärksten bewohnet. Sie hat eine dreyeckichte Gestalt, und einen Umkreis von hundert Meilen. Ihre ansehnlichsten Vorgebirge sind Potol, Naso, und Bulacabi. Von Bulacabi bis an Potol läuft die Küste von Osten nach Westen; von Potol bis Naso läuft sie von Norden gegen Süden, von Bulacabi bis an das Vorgebirge Iloilo, welches niedriger ist, als die drey vorigen, streicht sie noch immer von Norden gegen Süden, aber von Iloilo bis Naso von Osten gegen Westen. Die Mitte der Insel liegt unter dem zehnten Grad der Breite. An der Nordseite mitten zwischen dem Vorgebirge Bulacabi und Potol, der kleinen Insel Lutaya

Fruchtbarkeit der Insel dieses Namens. gegen über, fällt der berühmte Fluß Panay in die See. Die außerordentliche Fruchtbarkeit der Insel Panay rühret von ihren vielen Flüssen her. Kaum ist man eine Meile weit gegangen, so findet man wieder einen Bach, absonderlich in der Nähe bey dem großen Fluße, von welchem die Insel den Namen hat, und auf vierzig Meilen weit bewässert wird. Die Spanier behaupten, wenn es auf dieser Insel donnert, so fielen statt der Donnerkeile kleine dunkelgrüne steinerne Kreuzchen herab, welche ungemeine Kräfte haben sollten. Nun haben zwar verschiedene Seefahrer dergleichen Steine wirklich gesehen: ob aber nicht die Spanier selbst das Kreuz darauf machen, das scheint eine andere Frage zu seyn. Die Regierung trägt besondere Sorgfalt für diese Insel. Sie ist in zwei Bogteyen getheilet. Die erste oder panaysche begreift den ganzen Strich zwischen dem Vorgebirge Potol, und Bulacabi. Der übrige Bezirk steht unter dem ottonischen Alcade, der seinen Sitz in der Schanze Iloilo hat, welche im 1681 Jahre auf dem Vorgebirge gleiches Namens angeleget wurde. Besagtes Vorgebirge raget gegen Süden, zwischen den Flüssen Tig, Bavan und Jaro hervor, und machet nebst der Insel Imaras eine Meerenge von etwa einer halben Meile breit, oder vielmehr einen offenen Hafen. Man zählet ein tausend sechs hundert ein und dreyßig zinsbare Indianer auf der Insel. Sie trägt jährlich tausend spanische Scheffel Reis. Die Einwohner sind unterseßt von leibe, gute Jäger und fleißige Ackerleute. Wilde Schweine und Hirsche sind hier im Ueberflusse. Die Weiber verstehen sich gut aufs Zeugweben, und die Farben artig abzuwechseln. Es sind vierzehn Pfarrkirchen auf Panay, welche sämmtlich von Augustinern besorget werden; an drey andern Kirchen sind weltliche Priester, und sodann ist noch ein Jesuitercollegium da. Nebst den zinsbaren Indianern giebt es noch eine Menge schwarze Indianer, welche die Insel zuerst bewohneten, von den Bisayas aber genöthiget wurden, in die dicken Wälder zu entweichen. Sie haben weder so wollichte Haare, noch eine solche Größe, als die guineischen Schwarzen. Sie halten sich an den unzugänglichsten Orten im Gebirge auf, und leben daselbst mit ihren Weibern und Kindern ganz geruhig. Sie tragen nicht die geringste Kleidung, und können dermaßen schnell laufen, daß sie die wilden Schweine und Hirsche gar oft ohne Verhülfe ihrer Pfeile fangen, sodann bleiben sie wie die Raben so lange um das Thier herum sitzen, bis sie es aufgefressen haben.

Imaras.

Unter andere rings um Panay liegende Inseln, rechnet man auch das Enland Imaras, gerade gegen Iloilo über. Es ist lang, niedrig, und im Umkreise nicht über zehn Meilen groß: dem ungeachtet wächst eine Menge fruchtbarer Bäume und Salsapilla darauf. Das Wasser ist unvergleichlich; die Gebirge laufen voll Hirsche und wilde Schweine. Sein Hafen, zur heiligen Anna genannt, ist nur drey Meilen von Iloilo entfernt.

Andere Inseln.

Zehn Meilen nördlich von Bulacabi liegt die Insel Sibugan, welche viele Aehnlichkeit mit der Insel Imaras hat. Zwei Meilen weiter, gegen Norden findet man erstlich

lich Rombino und Batan, hernach aber das Eyland Tablas, welches jene beyde an GröÙe übertrifft, und nur fünf Meilen vom Vorgebirge Potol liegt. Alle auf diesen Inseln wohnende Indianer reden eben dieselbige Sprache, als die auf Panay; sie beobachteten auch eben dergleichen Gebräuche und Lebensart.

Philippinische Eylande

Der IV Abschnitt.

Die Inseln Samar, Leyte, Bool, Sibü, Bantayan, Camotes, Negros, Fuegos und Panamao.

Gestalt der Insel Samar. Amazoneninsel. Köstliche Frucht. Insel Leyte. Sie hat Winter und Sommer zugleich. Ihre natürlichen Reichthümer. Insel Bool. Sibü oder Sagbu. Ihre Hauptstadt. Was das Land trägt. Inseln umher. Schwarzeninsel. Insel Fuego und Panamao.

Zwischen den beyden Hauptinseln Manilla und Mindanao, liegen die Eylande Leyte, Samar und Bool, darunter die erste am nächsten bey Manilla liegt. Die zweyte Insel Samar heißt auf ihrer gegen die Inseln gewendeten Seite Samar, auf der Seite gegen die offene See hingegen, Ibabor. Ihre Gestalt gleicht nicht uneben dem Rumpfe eines Menschenleibes ohne Kopf und Beine: ihre größte Länge wird von dem Vorgebirge Baliuaton, unter dreyzehn Grad dreyßig Minuten bis an das Vorgebirge Guiguan, und den ersten Grad gerechnet. Das erstere machet nebst der manillischen Landspitze die Meerenge des heiligen Bernardins. Zwey andere Vorgebirge stellen die Ellenbogen an dem Rumpfe vor, und beschränken die größte Breite der Insel. Das erste heißt zum heiligen Geiste, und fällt seiner Höhe wegen den Schiffen, die aus Neuspanien kommen, schon von Ferne in die Augen; das andere und östliche hingegen liegt Leyte gerade gegen über, und machet mit dieser Insel eine Meerenge, darüber man mit einem Steine werfen kann. Ihr Umkreis beträgt ungefähr hundert und dreyßig Meilen. Zwischen beyden Vorgebirgen Guiguan, und zum heiligen Geiste findet man das Inselchen Bin, die catarmanische Küste, und den Hafen Borongon, auf welchen in einer mäßigen Entfernung die Häfen Palapa und Caduwig, folgen.

Jezuweilen werden durch die Stürme unbekannte Fahrzeuge auf die palapische Küste verschlagen. Zu Ende des abgewichenen Jahrhunderts kamen einige Wilde dahin, welche zu verstehen gaben, die Eylande, aus welchen sie herkämen, wären nicht sonderlich weit entfernt; eines darunter werde bloß von Weibern bewohnt; zu bestimmter Zeit statteten die Mannspersonen aus den benachbarten Eylanden ihren Besuch bey ihnen ab, und nähmen hernach die Kinder, männlichen Geschlechtes, mit sich nach Hause. Sogleich empfing diese Insel von den Spaniern den Amazonentitel, ungeachtet sie übrigens im geringsten nicht wissen, wo sie eigentlich liegen mag. Ferner sagten die erwähnten Wilden, die See führe ihnen so viel Ambra zu, daß sie ihre Fahrzeuge damit verpichten; es ist auch dieses um so viel wahrscheinlicher, weil die Stürme nicht weniger viel Ambra an die palapische Küste werfen. Auf den philippinischen Inseln stehen viele Jesuiten in der Meynung, besagte bisher noch nicht entdeckte Inseln wären die salomonischen, welche von den Spaniern schon seit langer Zeit aufgesucht, und für ungemein reich an Gold und Ambra geschätzt werden.

Läuft man in der Meerenge des heiligen Bernardins ein, und ist vor Baliuaton vorbey, so kömmt man an die samarische Küste, und findet an selbiger die Dorfschaften

Allgem. Reisebesch. XI Band.

I f f

Ibatan,

Philippinische Inseln: Ibatan, Bongahon, und Catbalogan; an welchem letztern Orte so wohl der Major, als der Befehlshaber der spanischen Soldaten, ihren Sitz haben; ferner Paramos und Calviga. Nachgehends läuft man durch die Meerenge vom heiligen Juanillo; hat man endlich das Vorgebirge und das Inselchen Guiguan erreicht, so hat man die Reise um die Insel vollendet. Zwar ist sie mit einer Menge steiler Felsen angefüllt, gleichwohl aber sind die Ebenen höchst fruchtbar. Unter andern darauf wachsenden Früchten, welche die benachbarten Inseln gleichfalls liefern, thut sich absonderlich eine hervor, welche von den Chinesen sehr hoch geschätzt und Seyzu genennet wird. Die Spanier legen ihr den Namen Chicoy bey. Auch wächst in der Gegend um Catbalogan eine Pflanze, welcher man erstaunliche Kräfte zuschreibt. Die Holländer auf Batavia zahlten anfänglich für jedes Stück von der Frucht eine Pistole. Einige nennen sie Catbalogansäpfel, andere Ignatinsäpfel, darum, weil die Jesuiten sehr glückliche Versuche damit anstellten. Ihr indianischer Name ist Bisay Isagur. Die Pflanze selbst gleicht dem Epheu, und schlingt sich um den nächsten besten Baum. Die Frucht wächst an den Knoten und Blättern, hat die Farbe und Größe unserer Pfirsiche. Es liegen acht, zehn, oder sechzehn grüne und gelbe Steine, in der Größe einer Haselnuß darinnen. Werden sie zeitig, so fallen sie von selbst ab. Zwar wachsen in den Inseln Bentajan, Ilabao, Igasir, und Caragos eben dergleichen Früchte: allein die besten sind doch die auf Panamao und Leyte. Sie erzeugen eine desto vortrefflichere Wirkung, wenn man ihnen eine gewisse andere Frucht beysetzt, welche von den Indianern Ligazo, von den Spaniern aber Pepinillo de S. Gregorio genennet wird, und sowohl als ihre Pflanze selbst, der Balsampflanze und ihrer Frucht sehr ähnlich sieht, aber statt des Markes mit einer dem Werke vom Hanse sehr ähnlichen Materie ausgefüllt ist *h*).

Insel Leyte.

Die Insel Leyte hat ihren Namen von dem Dorfe Gleyte, das Panamao gegen über an einer Bay liegt. Von der Spitze dieser Bay erstreckt sich die Küste zwanzig Meilen weit gegen Norden bis an die Meerenge des heiligen Juanillo. Kehret man hernach von Norden gegen Süden zurück, so findet man in einer Entfernung von dreyßig Meilen, die Insel Panahan, welche zwey Vorgebirge, eines drey Meilen weit vom andern hat. Das erste heißt Cabalian, das andere Motavan: welcher Name von einem gegenüber liegenden Felsen, der aber ist Sogor heißt, herrühret. Als Ferdinand Magellan im 1521 Jahre diese Inseln entdeckte: so lief er in die panahanische Meerenge ein.

Hat Sommer und Winter zugleich.

Geht man von Sogor, welches vor diesem Dimasivar hieß, gegen Westen: so findet man abermals eine Küste, die sich vierzig Meilen weit bis an das Vorgebirge Leyte erstreckt. Es beträgt demnach der ganze Umkreis der Insel ungefähr neunzig bis hundert Meilen. An der Ostseite, das ist von der Straße bey Panamao bis an die Straße bey Panahan, ist sie ungemein stark bewohnet, und der Boden giebt für eins zweyhundert wieder. Die hohen Gebirge, welche die Insel in zween Theile unterscheiden, verursachen zugleich auch einen dermaßen großen Unterschied in der Witterung, daß man auf einer Seite Winter hat, wenn die andere der allerangenehmsten Jahreszeit genießt. Die eine Hälfte der Einwohner säet erst, wenn die andere schon erndet, und daher kommt es, daß sie jährlich eine zweyfache, und jedesmal sehr reiche Erndte haben. Ueber dieses sind die Gebirge voll Hirsche, wilde Schweine,

h) Carreri hat alles, was er von den Eigenschaften dieser Frucht beybringt, von den Jesuiten gehört, absonderlich was ihre Wirkung gegen Gift und die rothe Ruhr betrifft. A. d. 106 n. f. S.

Schweine, Ochsen und Hühner. Gelbe und blaue Steine findet man da im Ueberflusse. Die Hülsenfrüchte, Wurzeln und Cocos wachsen ohne die geringste Pflanze. Zimmerholz für Häuser und Schiffe ist eben so häufig vorhanden; und endlich so ist die See den Einwohnern nicht weniger günstig, als das Land, indem sie mit vortreflichen Fischen in größter Menge versorget. Ungefähr neuntausend Einwohner bezahlen den Spaniern Steuer an Wachs, Reiß und baumwollenen Zeugen. Man rühmet nicht nur überhaupt ihre sanftmüthige Gemüthsart, sondern auch absonderlich zwei bey ihnen im Schwange gehende Gewohnheiten: erstlich daß sie die Gastfreundschaft gegen Reisende aus ihrem Mittel auf die allervollkommenste Weise beobachten; zweitens daß sie den Preis der Lebensmittel niemals erhöhen, es mögen Misjahre einfallen oder nicht. Alle diese ungemeinen Vortheile werden noch durch die gesunde Luft vermehrt, indem sie auf Leyte und Samar weit kühler ist, als auf Manilla.

Philippinische Eylande
Ihre natürlichen Reichthümer.

Auf der Seite von Baybay und Ogmua, und der Insel Leyte gerade gegenüber, liegt die Insel Bool. Es erstreckt sich selbige sechzehn Meilen von Norden gegen Süden in die Länge, und acht bis zehn in die Breite. Ihr südlicher Theil, nämlich von ihrer Hauptstadt Obog bis an die Halb- oder kleine Insel Panglao, ist am stärksten bewohnt. Gegen die drey daran liegenden Eylande sind nicht so stark bevölkert. Reiß wächst nicht auf der Insel Bool, wohl aber hat sie Goldgruben, und übrigens wird der Reißmangel durch die Früchte ihrer Palmbäume, und durch allerley Wurzeln ersetzt. Ihre Gebirge sind voll wilder Thiere, und die benachbarten Inseln versorgen sie mit Baumwolle. Die Einwohner haben zwar mit den Bisayas einerley Sprache: sie sind aber weißer und besser gestaltet, erzeugen auch größere Herzhaftigkeit sowohl zu Lande, als zu Wasser.

Insel Bool.

Wären wir Willens gewesen, diese Inseln in eben der Ordnung zu beschreiben, in welcher sie erobert worden: so hätte der Insel Sibü, Cebu oder Sogbu ⁱ⁾, der Rang vor allen übrigen gebühret. Denn sie war die erste Insel, auf welcher die Officier des Magellans im 1521 Jahre die spanische Fahne pflanzten, und aus welcher sie im 1564 Jahre auszogen, und sowohl Manilla als die übrigen Eylande besagter Krone unterwarfen: allein, wir haben die natürliche Ordnung erwählt, in welcher sie von Osten gegen Westen auf einander folgen. Sibü erstreckt sich funfzehn bis zwanzig Meilen in die Länge, und hat ungefähr vier und achtzig im Umkreise. Ihr ansehnlichstes Vorgebirge liegt gegen Nordost, und heißt Burulak. Von solchem läuft die Küste auf einer Seite von Nordost gegen Südwesten bis an die Meerenge Tanay, und auf der andern Seite von Norden gegen Süden bis an das Inselchen Matta, und bis an die Stadt vom Namen Jesus. Nur etwa zwanzig Meilen liegt ungefähr mitten in der Insel auf einer Anhöhe, unter dem zehnten Grade. An der Ostseite ist sie von der kleinen Insel Matta kaum einen Büchschuß, an der Westseite aber einen Stückschuß weit entfernt. An diesem Orte verlor Magellan nebst seinem Schwiegervater, und dem Hauptmanne Juan Serrano sein Leben durch die Hände der Indianer ^{k)}. Zwischen den beyderseitigen Ufern ist ein Hafen, darinnen man gegen alle Winde Sicherheit genießt, und in welchen man sowohl von der Ost- als Westseite kommen kann: nur geben seine Sandbänke den Bootsmännern nicht wenig zu schaffen. Seitdem Manilla in Aufnahme gekommen ist, hat diese Stadt ihren ehemaligen Glanz verloren. Unter dessen sitzt doch ein Bischof da, ein Statthalter, zweyen Alcaden und einige

Sibü oder Sogbu.

Ihre Hauptstadt.

§ f f 2

i) Pigapetta nennet sie Zubu.

k) Eben dieser Seefahrer gedenket des Schwiegervaters mit keinem Worte, saget auch, den Juan Serrano

Philippini einige andere Beamte. Sie wird von einem guten Schlosse vertheidiget; die Besatzung **sche Eylande** besteht aus zwei Compagnien, theils Spaniern, theils Pampanghien und Cagayanen. In dem Augustinerkloster, welches gleich der Stadt im 1598 Jahre gebauet wurde, verwahret man ein Bildniß des Jesuskindleins, welches an dem Tage der Eroberung unter der übrigen Beute der Ueberwundenen angetroffen wurde, und vermuthlich zur Zeit der ersten Entdeckung von irgend einem Soldaten des Magellans verlohren worden war. Die Indianer hatten ihm eben die Ehre bezeuget, als ihren übrigen Götzenbildern. Man zählet bis fünf tausend Häuser in der Stadt von dem Namen Jesus. Es steht auch ein Jesuitercollegium darinnen. Nebst der Stadt liegen noch zween Marktflecken auf der Insel; die erste Namens Payran, wird von Kaufleuten und chinesischen Handwerksleuten bewohnt: die andere aber von Landeseingebohrnen der Insel, welche, weil sie sich den Spaniern am allerersten unterwarfen, und ihnen zur Entdeckung der übrigen Inseln behülflich waren, von allen Ausflügen befreyet sind. Das beste, was der dasige Boden trägt, ist eine Gattung von Getraide **Borona** genannt, welches bey den Einwohnern die Stelle des Reises vertritt. Es hat die Farbe des Hirsen, ist aber kleiner, schmecket auch anders. Nebst dem zeuget Sibü viel weißen Abaca, davon man nicht nur Thauen, sondern auch sehr feine Zeuge machet. Man säet diese Pflanze; ist sie reif geworden, so wird sie um die Fäden los zu kriegen, eben also gebrochen, wie der Gamuto, welcher gleichfalls ein flachsartiges Wesen ist, das man aus dem Kerne der Palmbäume bereitet, und schwarze Seile daraus machet, die aber der Nässe nicht so lange als jene widerstehen. Ferner wächst auf dieser Insel viel Baumwolle und Toback; das Gebirge hingegen liefert viel Wachs und Zibeth. Die Indianerinnen weben ungeniein schöne Zeuge aus ihrer Baumwolle. Auch verfertigen sie dergleichen von Palmrinde, wiewohl sie zu dem Zeddel Baumwolle nehmen.

Was das
Land trägt.

Rings herum
liegende In-
seln.

Schwarzen-
insel.

Auf der Nordostseite der Insel Sibü liegen viele andere Inseln, als zum Beispiele **Bantayan**, welche ihres Ortes wiederum fünf bis sechs kleinere um sich hat. Es wohnen in selbigen nicht mehr als drey hundert zinsbare Indianer, die sich bloß mit Fischen und Zeugweben ernähren. Gegen Osten, zwischen Sibü und der Küste von Ogmuch und Leyte liegen die kleinen camotischen Inseln, darunter die vornehmste Poro heißt, und unter Sibü steht. Ihr Vorgebirge, Namens Tanion, gränzet an die Schwarzeninsel, welche hundert Meilen im Umkreise hat, und von jenen nur durch einen kleinen Canal abgefon- dert wird. Er ist kaum eine Meile breit, aber wegen seiner Ströme sehr gefährlich. Es erstrecket sich diese Insel vom neunten Grade, bis auf zehn Grad dreyßig Minuten. Der Reiß geräth daselbst so gut, daß die Einwohner nicht nur ihre Steuer damit bezahlen, sondern auch Sibü und die benachbarten Inseln damit versorgen können. Auf dem Gebirge schwärmen Schwarze mit wollichten Haaren herum; und von ihnen hat die Insel den Namen bekommen. Sie haben ihre Wildnisse in gewisse Bezirke unterschieden, und unter sich getheilet. Einige wohnen oben auf dem Gipfel, andere auf dem Abhange der Berge; allein die Streitigkeiten zwischen ihnen nehmen kein Ende, nicht nur der Gränze wegen, sondern auch, weil sie keine andere Weiber haben können, als die sie einander entführen: daher nimmt auch das Blutvergießen unter diesen Wildfängen kein Ende. Noch wohnet eine andere Schwarzengattung an der Mündung der Flüsse. Diese hat mit jener nicht das geringste zu schaffen, und trägt einen unsäglichem Haß gegen die Spanier. Zwar machen sie

Serrano hätten seine Cameraden lebendig in der Insel im Stiche gelassen. N. d. 42 S.

sie alle gemeinschaftliche Sache mit einander, wenn die Insel von den Seeräubern von philippinische Mindanao und Kolo angefochten wird: allein nachgehends begiebt sich jedweder in seinen gehörigen Bezirk. Auf dem flachen Lande wohnen die Bisayas, und zwar meistens an der Westseite der Insel, unter der Jesuiten Regierung. Man zählt dreystausend spanische Unterthanen auf der Insel. Ihre hauptsächlich Beschäftigung besteht im Zubereiten des Cacao, den man aus Neuspanien in die philippinischen Inseln gebracht hat. Das Gebirge trägt Reis, welcher von Natur ohne Wasser wächst.

Die Insel Suegos oder Siquior, liegt unweit der letztern, und Sibiu. Ungeachtet ihrer geringen Größe, werden ihre Einwohner dennoch ihrer Tapferkeit wegen zu Mindanao, und Kolo gefürchtet. Die gegen Westen gelegene Insel Panamao ist von Leyte nur einen Büchschuß weit entfernt. Ihr Umfang beträgt sechzehn Meilen; ihre Länge vier, und ihre Breite ist verhältnißmäßig. Sie ist gebirgicht, wird von vielen Flüssen bewässert, hat auch viele Schwefel- und Quecksilbergruben. Sie ist erst seit wenigen Jahren bevölkert worden, und gehöret unter die Gerichte der Insel Leyte.

In allen diesen bisher benannten Inseln beläuft sich die Anzahl der spanischen Unterthanen, Spanier und Indianer zusammen gerechnet, auf zwey hundert und funfzig tausend Seelen, ungeachtet man bisher kaum noch den zwölften Theil der Einwohner bezwungen hat. Ein verheiratheter Indianer bezahlt zehn Piafter, alle übrige aber, vom achtzehnten Jahre bis ins funfzigste, fünf. Der König selbst hat nicht mehr als hunderttausend unmittelbare Unterthanen, indem die übrigen unter andere Herrschaften gehören, und aus dieser Ursache betragen die königlichen Einkünfte nicht mehr als viermal hunderttausend Stücke von Achten, welche nicht einmal zu Bezahlung der hin und wieder auf den Inseln einquartierten viertausend Soldaten, und zu den übermäßigen Besoldungen der Beamten hinreichen, sondern der Hof ist genöthiget, alle Jahre noch zwey hundert und funfzig tausend Stücke von Achten aus Neuspanien dahin zu schicken.

Der V Abschnitt.

Die Inseln Mindanao und Kolo.

Lage und Größe der Insel Mindanao. Was sie besonders hervorbringt. Zimmt auf Mindanao. Schwefel aus den Feuerbergen. Perlen und Vogelnester. Einwohner. Ihre Religion. Wüste Lebensart. Regierung und Adel. Insel Kolo. Vogel, dessen Nest man ist. Rognesäpfel. Insel Basilian, der Garten von Sambrangan genannt.

Man rechnet diese beyden Inseln noch mit zu den philippinischen, ungeachtet die erste über zwey hundert Meilen gegen Südost von Manilla entfernt ist. Sie erstreckt sich vom sechsten Grade Norderbreite bis auf zehn Grade dreysig Minuten, und liegt zwischen den Vorgebirgen des heiligen Augustin, Suliago und Samboengan. Der Gestalt machet sie gleichsam ein Dreyeck, daran besagte Vorgebirge die Winkel sind. Zwischen Suligo und Augustin, das ist, von Norden gegen Süden findet man ein streitbares Volk, das man Los Caragos nennt. Die unter Dapitan gehörige Landschaft Iligan, und die Landschaft Subanos haben ihren Platz zwischen Suliago, welches gegen Nordost liegt, und zwischen Samboengan. Die Landschaft, welche sich von dem letztbesagten Vorgebirge bis an des heiligen Augustins von Osten gegen Westen erstreckt, geht in einer

Philippini: einer geraden Linie fort, und gränzet an beyden Seiten mit den Landschaften Buhayen
sche Eylande. und Mindanao. Der Umkreis der ganzen Insel beträgt ungefähr drey hundert Meilen;
allein, sie hat dergleichen viele weit auslaufende Vorgebirge, und tief ausgeschnittene Bay-
en, daß man sie in anderthalben Tagen von einem Ende bis zum andern durchreisen kann.
Rings herum liegen viele Inseln, darunter absonderlich Kolo, dreyßig Meilen von Sam-
boangan merkwürdig ist; imgleichen Basilan, Sangail, und die Halbinsel Sam-
trangan.

Indem nun die Landschaften dieser Insel dergleichen weitläufig und zertrennet ausein-
ander liegen: so spüret man nicht nur einen großen Unterschied in der Witterung auf ihr,
sondern sie ist auch mit einem sehr stürmischen Meere umgeben, absonderlich an der Seite
der Los Caragos. Der Bezirk, welcher unter der Regierung von Samboangan steht,
ist sehr gemäßiget; die Winde sind erfrischend, die Stürme selten, und der Regen erqua-
ckend. Die Landschaften Mindanao und Buhayen stehen unter zweien mahometischen
Königen. Ihr Boden ist morastig, und man ist daselbst, wegen einer gewissen höchstbe-
schwerlichen Mückenart, einer großen Verdrießlichkeit unterworfen. Man zählet in dieser
Insel zwanzig schiffbare Flüsse, und zwey hundert kleinere. Die berühmtesten heißen
Buhayen und Batuan, und entspringen aus einer gemeinschaftlichen Quelle; unterdessen
nimmt jener seinen Lauf gegen Mindanao, dieser hingegen stürzet sich den Inseln Bool
und Leyte gegenüber in die See. Der dritte, Namens Sibuguey entspringt umweit
Dapitan, und dienet den beyden Landschaften Mindanao und Sambongan zur Gränze.
Ferner begreift die Insel zwey Seen in sich; einer davon hat eine gewaltige Größe, und
die Ehre, daß die ganze Insel seinen Namen trägt ¹⁾. Der andere heißt Malanao, hat
etwan acht Meilen im Umkreise, und liegt an jener Seite der Insel. Das Land ist mit
Ausnahme der Gegenden an der See, allenthalben voll Berge, dem ungeachtet hat es we-
der an Reiß noch an allerley nahrhaften Wurzeln nicht den geringsten Mangel. Man
findet überall, absonderlich aber an der Caragosküste und an dem Flusse Batuan, eine ge-
waltige Menge dergleichen Palmbäume, deren Frucht den Namen Sagu trägt, und hier
eben sowohl als auf den moluckischen Inseln gemahlen, zu Brodte und Zwiebacke verbacken
wird.

Was sie be-
sonders her-
vorbringt.

Nebst andern Früchten, welche Mindanao mit den übrigen Inseln gemeinschaftlich
besitzt, hat sie noch insbesondere den Durion, davon man auf der ganzen indianischen Kü-
ste großes Wesen machet. Inwendig hat diese Frucht ein weiches und weißliches Mark,
und in solchem drey bis vier Mandeln mit einem den Pflaumenkernen ähnlichen Steine,
den man wie eine Castanie brät und isst. Der Durion hat eben die Eigenschaft, als alle
andere morgenländische Früchte, das ist: man muß ihn erst nach dem Abbrechen zur völ-
ligen Reife kommen lassen. In dem Striche von Dapitan bis nach Samboangan, das
ist in einem Striche von sechzig Meilen groß, und absonderlich in hoch gelegenen Gege-
nden, findet man diese Frucht sehr häufig, vor andern aber auf den Inseln Kolo und Ba-
silan. Der Baum soll, wie man versichert, im zwanzigsten Jahre zum erstenmale tragen.
Die Zimmetrinde ist der Insel Mindanao gleichfalls eigen. Der Baum wächst ohne
die geringste Pflanze auf dem Gebirge, und gehöret dem ersten, der ihn haben will. Daher
rühret es vermuthlich, daß die Rinde abgeschälet wird, ehe sie noch ihre völlige Reife erlan-
get

Zimmt auf
Mindanao.

¹⁾ Mindanao heißt in der Landessprache ein Seemann.

get hat, indem nämlich jedweder befürchtet, es möchte ihm ein anderer zuvor kommen. Philippinisch-
 Allein, obgleich der soloische Zimmet, so lange er frisch ist, dem ceylanischen an Geschmacks-
 nicht das geringste nachgiebt: so hat er doch, ehe zwey Jahre vergehen, weder Geschmack
 noch Kraft mehr. Auf der samboanganischen Küste, und zwar in der Gegend bey Dapitan,
 sind fünf und zwanzig Dörfer, da man Zimmetrinde einsammelt; in der Landschaft Cagayan
 aber ist nicht mehr als ein einziges.

Die Einwohner der Insel finden ziemlich weit ins Land hinein recht schönes Gold,
 wenn sie darnach graben. Auch finden sie Gold in den Flüssen, wenn sie vor Ankunft der
 Fluth Gruben darinuen machen. Die Feuerberge liefern ihnen viel Schwefel, absonder-
 lich der zu Sanpil, welcher nicht weit von Mindanao liegt. Im 1640 Jahre stieg Schwefel aus
 daselbst auf einmal ein sehr hoher Berg aus der Erde empor, und warf eine dermaßen er-
 staunliche Menge Asche aus, daß man besorgte, dieser Ausbruch möchte die ganze Insel sen-
 verwüsten.

Aus dem benachbarten Meere fischet man sehr große Perlen. Der Pater Combes, Perlen und
 ein Jesuit, welcher die Geschichte von Mindanao herausgegeben hat, berichtet, man wisse, Vogelnester.
 daß an einem gewissen sehr tiefen Orte, eine Perle von der Größe eines Hühnerenes vor-
 handen sey, man habe aber vergeblich versucht, sie zu finden. Ferner hat Mindanao
 nicht nur alle übrige Vogelgattungen, die man in den übrigen Inseln antrifft, sondern sie
 hat insbesondere auch eine Art Baumhäckel, (Charpentier) welche dem Vorgeben nach,
 ein gewisses Kraut, das Eisen zerbricht, (oder die sogenannte Springwurzel) zu finden
 wissen. Wilde Schweine, Ziegen und Kaninchen, giebt es in erstaunlicher Menge, ab-
 sonderlich aber gewisse ungemein geile Affen, vor denen sich die Weiber kaum aus dem Hause
 wagen dürfen.

Die Einwohner der Insel werden in vier Hauptvölker abgetheilet, nämlich in die Einwohner.
 Mindanaos, Caragos, Lutaos und Subanos. Die Caragos rühmet man wegen
 ihrer Herzhaftigkeit. Die Mindanaos sind ihrer Treulosigkeit wegen berufen. Die Luta-
 os haben sich nur erst seit kurzer Zeit in den dreyen Inseln, Mindanao, Solo und
 Basilan niedergelassen, und bauen ihre Häuser an das Ufer der Flüsse auf Pfähle. Ihr
 Name bedeutet Schwimmer. Sie machen sich so wenig aus dem Erdboden, daß sie
 nicht einmal das geringste ausfüßen wollen, sondern bloß vom Fischfange leben. Nichts de-
 sto weniger verstehen sie die Handlung ungemein gut; und weil sie mit den Einwohnern zu
 Borneo starkes Verfehr treiben, so tragen sie gleich selbigen einen Turban. Die Sabas-
 os, deren Name so viel als Flußleute bedeutet, sind verachtete Leute. Sie werden als
 Unterthanen der Lutaos angesehen. Sie bauen ihre Häuser auf dermaßen hohe Pfähle,
 daß man ein solches Nest kaum mit einer Pike erreichen könnte. Sobald es finster wird,
 klettern sie statt der Leiter an einer langen Stange hinauf. Die Dapitans machen eben-
 falls gleichsam ein besonderes Volk aus, übertreffen aber die übrigen alle zusammen an Muth
 und Klugheit. Sie halfen nicht wenig dazu, daß die Spanier die benachbarten Inseln
 unter sich brachten.

Das inwendige Land wird von Gebirgleuten bewohnet, welche niemals an die Küste
 herab kommen. Auch giebt es einige Schwarze daselbst, denen ihre Wildheit weiter zu
 nichts hilft, als daß sie sich im Besitze ihrer Freyheit erhalten. Alle diese Inseleinwohner
 sind entweder Gögendienner, oder haben gar keine Religion: hingegen von Sanpil bis nach gion.
 Samboangan, herrschet der mahometanische Glaube ohne Ausnahme, absonderlich auf
 den

Philippini-
sche Eylande

den Inseln Basilan und Xolo, welche letztere gleichsam der Sitz dieser Glaubenslehre, und das Necha in diesem Inselstriche ist, indem derjenige, welcher die sämtlichen Inseln mit dem muhammedanischen Aberglauben ansteckte, auf Xolo ein Grabmaal hatte, wiewohl es die Spanier bey ihrer Ankunft zerstörten. Wenn man es bey Lichte besieht, sagt Carreri m), so glauben die meisten gar keinen Gott, und diejenigen, welche noch eine Art von Gottesdienste haben, sind gottlose Hexenmeister. Die dasigen Muhammedaner lassen sich an dreyen Stücken ihres Gesezes begnügen, an dem Verbothe Schweinefleisch zu essen, an der Beschneidung, und an der Erlaubniß mehr als eine Frau zu haben. Außerdem leben sie sehr mäßig. Sie essen nichts, als ein wenig Reis in Wasser gekocht, oder Wurzeln, ohne das geringste Gewürz. Ja sie kochen sogar Fleisch und Fische nur mit bloßem Wasser und Salze. Ihre Kleidung ist eben so ungekünstelt. Hosen, Hemd, und Wammes ist bey ihnen nur ein einiges Ding. An der Seite tragen sie einen Cris oder Dolch mit einem vergoldeten Griffe, und über den Hosen einen Gürtel, oder vielmehr eine dermaßen breite Leinbinde, daß sie bis an die Knie hinabhängt. Der Weiber Schmuck besteht aus einem Saufe, welcher bey Tage die Stelle eines Rockes vertritt, bey dem Schlafengehen aber wird er auf eine läderliche Matte hingebreitet, und bedeutet so viel als Bettücher und Madrasse zugleich. Ihre Häuser sind von Holz, und mit Binsen gedeckt. Die liebe Erde brauchen sie zum Stuhle, Baumblätter zu Schüsseln, die Rohre zu Gefäßen, und die Cocosnüsse zu Schalen.

Wüste Le-
bensart.

Die Bergeinwohner leben weit ungezogener, als die Muhammedaner. Kauft ein Vater seinen Sohn aus der Leibeigenschaft los, so machet er ihn dafür zu seinem eigenen Leibeigenen. Nicht besser gehen die Kinder mit ihren leiblichen Eltern um. Bey ihnen giebt die allgeringste Gutthat einen Anspruch auf des andern Freyheit. Hat einer etwas gesündigt, so verdammen sie sein ganzes Geschlecht zur Leibeigenschaft. Die Leutseligkeit gegen Fremde gehört bey ihnen unter die unerhörten Dinge. Das Stehlen verabscheuen sie auf das äußerste. Hingegen ein Ehebruch will so viel nicht sagen; man erleget eine leidliche Strafe, damit ist es gut. Blutschänderey im ersten Grade wird mit dem Leben gestraft; man steckt den Kerl in einen Sack, und schmeißt ihn in die See. Zwo ganze Nationen ergreifen die Waffen niemals gegeneinander: ist aber einem für seine eigene Person ein Unrecht widerfahren, so trachtet er seinem Beleidiger auf alle nur ersinnliche Weise nach dem Leben; indem sie von keinem andern Geseze zu Entscheidung ihrer Streitigkeiten wissen, als welches die Macht oder Stärke des Gegners vorschreiben will. Wer sich nicht auszukommen getrauet, suchet seines Lebens Sicherheit durch Geschenke zu erkaufen. Ist einer Willens, irgend einen vor den Kopf zu schlagen; der zukünftige Todte aber hat eine mächtige Freundschaft: so suchet er vor allen Dingen ein Stück Geldes zusammen zu scharren, damit er sie befriedigen kann. Dagegen wird er nach verrichteter That unter die braven Kerl gezählet, und darf einen rothen Turban tragen. Diese verruchte Gewohnheit ist unter den Sarabandos eingeführet: allein, bey den Caragos ist das nicht einmal genug, sondern es gehört weit mehr dazu, wenn man das Heldenzeichen, das ist einen bunten Turban Baracho genannt, tragen will; denn man muß sieben Menschen erleget haben.

Regierung
und Adel.

Die beyden muhammedanischen Könige auf der Insel Mindanao lassen ihren Vorterrhanen durch einen Statthalter, welcher den Titel Sarabandel trägt, Recht sprechen. Es

Es ist dieses Amt sowohl an einem als dem andern Hofe das allervornehmste. Der Adelstand hat seine verschiedenen Stufen. Die Großen führen den Titel Tuam; die Orancays sind vermögende Personen, welche eine gewisse Anzahl Unterthanen haben. Die Prinzen vom königlichen Geblüte nennet man Taciten. Ueberhaupt aber wird der gemeine Mann von den Vornehmen unerträglich gedrückt, weil der Landesherr nicht Macht genug dazu hat, ihrem Muthwillen zu steuern.

Die Mahometaner auf dieser Insel begraben ihre Todten so prächtig, als sie immer können. Die Armen wenden ihr ganzes Vermögen daran, damit sie ihrem verstorbenen Vater oder Anverwandten ein Sterbekleid von dem besten Cattune anziehen können. Sie pflanzen Bäume und Blumen um sein Grab; sie zünden Rauchwerk daben an, und wenn der Verbliehene ein Prinz gewesen ist, so wird ein schönes Zelt über dem Grabe aufgeschlagen, und an den Ecken vier weiße Fahnen gepflanzt. Vor Alters erzwirgten sie eine große Menge Leibeigene, damit es den Verstorbenen nicht an Bedienung fehlen möchte. Doch der sonderbareste unter allen ihren Gebräuchen ist dieser, daß jedweder, um desto fleißiger an seine Sterblichkeit zu gedenken, sich seinen Sarg noch bey Lebenszeit machen lassen, und ihn an einen solchen Ort im Hause, da er ihm am besten ins Gesicht fällt, hinstellen muß.

Ihre Weiber sind zwar ungemein erbar und keusch: es erleichtert ihnen aber ihre ungemaine Häßlichkeit die Ausübung besagter Tugenden um ein ziemliches. Das Hochzeitfest wird mit großem Prachte begangen, und währet vierzehn Tage. Nach Endigung desselbigen, behält die Frau das weiße Kleid, das sie am Vermählungstage trug, der Mann aber leget sich ein rothes zu.

Die Mahometaner lassen ihren Cris, oder Dolch mit einer geflammten Klinge, keinen Augenblick von der Seite. Die vornehmen Herren lassen die Griffe ihrer Dolche von Gold oder Elfenbeine machen, und daran kennet man sie. Im Kriege führen sie Spieße und runde Schilde, woran man sie gleichfalls von den Einwohnern aller übrigen Inseln unterscheidet, als welche länglichte Schilde tragen. Zur See gebrauchen sie die Babacays, das ist gewisse kleine und eines Fingers dicke Röhre, die aber so hart und spizig sind, daß man sie statt der Pfeile gebrauchen, und durch ein Brett damit schießen kann. Zu Lande führen sie nebst der Lanze und dem Dolche noch einen scharfen Säbel. Einige unter ihnen leiten ihre Abkunft aus der Insel Borneo her, und beweisen dieses Vorgeben damit, daß sie ein gewisses auf besagter Insel übliches Gewehr gleichfalls gebrauchen. Dieses sind die Sarbacanes oder Blasröhre, woraus sie gewisse kleine vergiftete Bolzen blasen, welche den unausbleiblichen Tod verursachen, wosern man nicht auf der Stelle ein bewährtes Gegenmittel gebrauchet. Die Erfahrung hat gelehret, daß in diesem Falle der Menschenkoth die allersicherste Wirkung erzeige.

Rings um Mindanao liegt eine ziemliche Anzahl Dörfer, die ihren eigenen Fürsten haben. Er steht nicht unter dem mahometanischen Könige dieses Bezirkes, hat auch von selbigem noch niemals können bezwungen werden. Der gemeine Mann in diesem Fürstenthume ist heidnisch, die Edelleute aber sind Mahometaner.

Dreyßig Meilen von Mindanao gegen Südosten liegt die Insel Kolo. Sie hat ihren eigenen König, und wird wegen der großen Menge mohrischer Schiffe, die ohne Unterlaß dahin kommen, nicht unbillig der Marktplatz aller umliegenden Inseln benennet. Man findet sonst auf keiner einigen philippinischen Insel Elephanten, als auf dieser; ja, da die Einwohner sie nicht zahm zu machen begehren, so haben sie sich ungemein vermehret.

Philippini- Ferner giebt es getiegete Ziegen, das ist, ihre Haut ist eben so sprenglicht, als eines Zie-
sche Sylande- gers. Der allermerkwürdigste Vogel auf der Insel Kolo ist der Salangan, von dessen
Neste seines vortrefflichen Geschmacks wegen, in ganz Indien viel Wesens gemacht wird.
Vogel, dessen Nest man ist. Unter den Früchten liefert die Insel absonderlich eine große Menge Pfeffer, den die Einwoh-
ner grün einsammeln; ferner Durions im Ueberflusse, und eine gewisse Gattung Aepfel,
welche von den Spaniern die königliche genennet wird, weil man sie sonst nirgend als in dem
königlichen Garten antrifft. An Größe gleicht ein solcher Aepfel einem gewöhnlichen; nebst
dem hat er eine ziemliche hohe Purpurfarbe, und weiße Kerne, von sehr angenehmem Ge-
schmacke, sie liegen aber in einer Schale, die so dick ist, als eine Schuhsohle. Außer dem
schäset man in dieser Insel ein gewisses Kraut, Namens Uvosbamban, sehr hoch, weil es
lust zum Essen macht. Die Perlen, die man an der Küste fischer, sind ihrer Schönheit we-
gen berühmt. Unter den Tauchern auf Kolo herrschet die wunderliche Gewohnheit, daß
sie sich die Augen mit Blute von einem weißen Hahne bestreichen, ehe sie unter das Wasser
fahren. Die See wirft viel Ambra an den Strand, absonderlich vom May an bis in
den Herbstmonat, zu welcher Zeit in der dasigen Gegend, weder Süd- noch Südwestwinde
de blasen.

Insel Basi- Die Insel Basilan liegt nur drey Meilen von Mindanao, und hat zwölf im Um-
lan, der Gar- freise. Weil sie der Landschaft Sambrangan gerade gegen über liegt, und sie mit Plas-
ten von Sam- tanen, Zuckerrohre, Gaves und Lanzones versorget: so nennet man sie den Garten derfel-
brangan ge- bigen. Die letztere Frucht trägt auf der Insel Pintadon den Namen Boaba, und gleicht
nannt. an Größe einer Nuß. Unter der äußern Schale liegen drey bis vier dermaßen süße
und zarte Kerne, daß man eine erstaunliche Menge essen kann, ohne die geringste Beschwer-
lichkeit davon zu verspüren. Sowohl hier als auf Leyte findet man eine Gattung Casta-
nien, die auf der letztbesagten Insel den Namen Tugup trägt. Sie hat eine wollliche
Schaale, und wird so groß, als eine Melone. Das Mark ist weich und von angenehmem
Geschmacke. Inwendig liegen kleine Kerne, welche den Atlas und Cirimayas, die man
in Neuspanien findet, gleichen. Der Balono gleicht äußerlich einer Quitte, hat aber
inwendig ein markiges Wesen eines Fingers dick, darinnen ein Kern liegt, den man, ehe
er noch völlig reif wird, mit Weinessig einmachet. Basilan trägt viel Reis, der aber
nicht nur am Geschmacke und an der Farbe, sondern auch wegen seiner übrigen Eigenschaf-
ten etwas besonderes hat. Ungachtet die Insel nur klein ist, so hat sie doch große Flüsse,
durch welche zu sehen es schwer fällt. An wilden Schweinen und Hirschen fehlet es ihren
Wäldern im geringsten nicht. Das Holz ist ungemein gut zum Bauen. Zum Beschlusse,
so ist die See gegen die Einwohner dieses Eylandes nicht weniger freygebig, als die Erde;
denn sie liefert ihnen nicht nur alle in Europa bekannte Fische, sondern auch noch viele ande-
re dieser Gegend eigene, und darunter viele Schildkröten von der zweyten Gattung, das
ist von derjenigen, die man ihrer Schaale wegen auffuchet. Zu allen diesen Reichthümern
kommen noch zweyerley Gattungen Agathe.

Der VI Abschnitt.

Eroberung der philippinischen Eylande.

Philippini-
sche Eylande.

Langes Zaudern der Spanier. Unternehmung des Lopez Legaspi. Er erobert Sibn und banet eine Stadt. Urbanetta thut der Schiffahrt Dienste. Vergrößerung der Spanier in den Philippinen. Ihre Eroberungen in der Insel Mindanao. Sie machen mit dem Könige Frieden. Einbildung der Einwohner von den Spaniern. Eroberung der Insel Zolo. Die Spanier wer- den hinaus gejagt.

Nachdem die Spanier die philippinischen Inseln entdeckt hatten: so ließen sie es länger als zwanzig Jahre dabey bewenden, daß sie nunmehr einen neuen Weg nach Ostindien wußten, und durch Hilfe desselbigen in den Besitz der moluckischen Inseln gekommen waren: sie suchten also nur ihre in besagten Inseln gemachte Einrichtung auf einen dauerhaften Fuß zu setzen. Aber, indem sie sich daselbst mit den Portugiesen herum schlugen, gebrauchten beyde Höfe zu Hause ganz andere Waffen. Sie nahmen die Feder, die Astro- labia und die Landkarten zur Hand, und suchten ihre Ansprüche damit zu unterstützen. Endlich fiel der Ausspruch in dieser berufenen Streitigkeit zu der Portugiesen Vortheile aus; die wenigen Spanier, die sich noch in den moluckischen Eylanden befanden, räumeten sie freiwillig, und bedungen sich nur die freye Ueberfahrt nach Spanien aus.

Von dieser Zeit an, richtete der madritische Hof die Augen im Ernste auf die philippinischen Inseln; und weil ihm kein Mensch das Vorrecht auf selbige streitig zu machen begehrete, so beschloß er, um von des Magellans Unternehmung doch wenigstens einigen Vortheil zu haben, selbige unter seine Vormäsigkeit zu bringen. Es bekam demnach Ruys Lopez de Villalobos in dem 1542 Jahre den Befehl, mit fünf Kriegeschiffen aus Mexico unter Segel zu gehen. Nach einer zweymonatlichen Schiffahrt entdeckte er die Insel Los Coralos unter dem zehnten Grade, und nachgehends die Diebeseylande, welche mit der Zeit den Namen der marianischen erhielten. Aber als er weiter fort segelte, und die Steuerleute nicht einig mit einander waren: so konnte er die Inseln unter dem elften Grade nicht antreffen. Er mußte folglich im Hornunge des 1543 Jahres in der Caragabay einlaufen. Daselbst verlor er nicht nur den allermeisten Theil seiner Leute durch Hunger und Krankheit, sondern es giengen auch viere von seinen Schiffen durch heftige Stürme zu Grunde. Da ihn nun überdieses noch die Portugiesen von den moluckischen Eylanden zurück wiesen, und nicht einmal mit den geringsten Lebensmitteln versorgeten: so gieng er nach Amboina, und grämte sich daselbst zu Tode.

Durch diesen Unfall wurden die Spanier von einem weitem Versuche so sehr abgeschreckt, daß sie ganzer zehn Jahre lang weder an die Eroberung dieser Inseln noch an die daraus entspringenden Vortheile gedachten. Endlich brachte es der Pater Urbanetta, ein Augustinermonch bey Philipp dem II so weit, daß er dem Unterkönige von Mexico Befehl zu einer neuen Unternehmung ertheilte. Man rüstete hierauf ein Geschwader von vier Kriegeschiffen und einer Fregatte aus, besetzte es mit vier hundert Mann, und ließ es im 1564 Jahre unter Anführung des Michel Lopez Legaspi unter Segel gehen. Indem auch der ganze Entwurf der gegenwärtigen Unternehmung von den Anschlägen des Paters Urbanetta und einiger andern Mönche von seinem Orden herrührete: so wollten sie bey seiner Anführung nicht zurück bleiben; sondern sie schifften sich gleichfalls auf der Flotte ein. Mit dem Anfange des folgenden Jahres erreichte selbige die Insel Leyta, lief glücklich

Philippinische lich durch die Straße, und legte den 27ten April am heiligen Pfingsttage im Hafen Sibuan vor Anker. Sie hatte zu ihrem Wegweiser einen Mohren aus Borneo gehabt, den Legaspi, weil er alle diese Inseln auf das beste kannte, bey Panaon an Bord nahm. Die Spanier stiegen ohne den geringsten Widerstand ans Land; nachgehends aber schöpften sie einigen Argwohn gegen die Einwohner der Insel, und bemächtigten sich der indianischen Stadt Sibuan mit stürmender Hand. Unter der Beute fand man das obencrähnte Bild des Jesuskindleins, nach welchem man sowohl die Stadt selbst, als auch das erste von den Augustinern darinnen angelegte Kloster, benennete. Als die Spanier nunmehr einen festen Sitz im Lande hatten: so gieng Urbanetta nebst dem Don Philippo de Salzedo auf dem Admiralschiffe unter Segel, um in diesem ungeheuren Meere, das man bisher nur auf ein Gerathewohl durchstrichen hatte, einen gewissen Weg nach Neuspanien auszufinden, und fest zu stellen. Seine Reise lief übrigens zwar ganz glücklich ab: allein, die Ehre der Erfindung trug Don Alonso de Arellana davon, welcher sich in einer Parache vor ihm auf den Weg gemacht, auch vor ihm nach Neuspanien gekommen war. Unter dessen gebühret dem Urbanetta nichts destoweniger der Ruhm, den seine besondere Einsicht und viele Bemühung billig verdienen, indem er den Weg genau beobachtete, und die nöthigen Karten zu dieser Seefahrt verfertigte.

Was Urbanetta zum Vortheil der Schifffahrt thut.

Vergößerung der Spanier in den Philippinen.

Ihre Eroberungen in der Insel Mindanao.

Machen mit dem Könige Friede.

Im 1570 Jahre, wurde Legaspi durch ein königliches Patent mit dem Generalatitel begnadiget, und ihm befohlen, seine Eroberungen weiter auszubreiten. Er rückte demnach das folgende Jahr vor die Stadt Manilla, bezwang sie ohne Blutvergießen, und legte den ersten Grund zu derjenigen, welche noch heutiges Tages da steht. Bald darauf wurde die Handlung mit dem chinesischen Reiche eröffnet. Legaspi selbst, gieng zwar im 1572 Jahre mit Tode ab: allein, sein Nachfolger in der Statthalterschaft, Namens Guido von Labazaris breitete sich immer weiter in der Insel aus, und beschenkte seine tapfersten Soldaten mit Landgütern. Es wurden diese Güter zu Rittersitzen erhoben, und mit allerley Vorrechten begabet, welches alles der spanische Hof ohne die geringste Schwierigkeit bestätigte. Im 1574ten Jahre waren die Spanier schon so mächtig, daß sie einen gewissen chinesischen Seeräuber, Namens Limahon, der sie mit einer Flotte von siebenzig Barken angriff, zurück schlagen konnten. Im folgenden Jahre brachte ihnen Don Francesco de Sande eine neue Verstärkung aus Mexico, und unternahm den berühmten Zug nach der Insel Borneo, auf welchem er den König dieser Insel aus dem Felde schlug, und seine Hauptstadt ausplünderte. Auch machte er die beyden Inseln Mindanao und Kolo, der Krone zinsbar. Seine Nachfolger wandelten mit aller Macht in seinen Fußstapfen. Stefano Rodriguez de Figueroa unternahm im 1597 Jahre die Eroberung der Insel Mindanao auf seine eigenen Kosten, und machte den spanischen Namen in allen diesen Inseln fürchterlich, starb aber mitten in dem Laufe seiner Thaten. Nach ihm gelangte Don Juan de Ronquillo zur Regierung, und führte den Krieg lange Zeit, wiewohl mit abwechselndem Glücke fort. Endlich den 6ten April 1635, bewang Juan Chaves die Landschaft Samboangan, und erbauete eine Festung darinnen, worauf der König, welcher diesen Theil der Insel beherrschete, um Friede bitten mußte. Es wurde selbiger auch wirklich, und zwar unter allerley Bedingungen geschlossen; doch die vornehmste darunter war, das Versprechen einer so vollkommenen Freundschaft, daß jedwede Klage wegen empfangener Beleidigung, und überhaupt alles, was einigen Anlaß zum Misvergnügen geben möchte, von beyden Höfen untersucht, und das gute Verständniß

niß nicht eher als nach verlaufener sechsmonatlichen Frist aufgehoben werden sollte ²⁾. Zu selbiger Zeit konnte der König von diesem Theile der Insel dreyßigtausend Mann auf die philippinische Eylande weite bringen, auch theils mit Schießgewehre, das er von den Holländern erkaufte, theils mit Pfeilen und andern kriegerischen Handwerkszeuge ausrüsten. Sein gewöhnlicher Sitz war ein offener Ort, indem die ganze Befestigung desselbigen nur in Pallisaden und einigen Feldstücken bestand. Endlich nachdem der manillische Statthalter lange Zeit im tiefsten Frieden mit ihm gelebet, und einstens einen Anfall der chinesischen Seeräuber zu befürchten hatte, räumte er diesem Könige die Schanze Samboangan ein, wiewohl mit der Bedingung, er sollte sie den Spaniern wieder abtreten, wenn es ihnen belieben würde, sie von neuem zu besetzen. In der Landschaft Carrago hingegen, ließen die Spanier einen Alcade Major, nebst einiger Mannschaft von ihrer Nation verbleiben, weil sie den dasigen Einwohnern nicht eben so gut, als dem nurerwähnten Könige trauen durften. Ueber dieses hatten sie noch die Schanze Illigan, in der Landschaft Dapitan, im Besitze, und ließen sie sorgfältig verwahren, ungeachtet die dasigen Landeseinwohner ihre den Spaniern versprochene Treue noch niemals im geringsten verläßt hatten. Allein, man wußte auch, daß diese Unterthänigkeit großen Theils von einer ziemlich kindischen Furcht herrührete. Denn da sie die Spanier mit dem Degen an der Seite Zwieback essen und Toback rauchen sahen: so gebachten sie, es wären schreckliche Ungeheuer mit einem langen Schwanze, die Steine fraßen, und Rauch ausspuyeten.

Einbildung
der Einwoh-
ner von den
Spaniern.

Man bemerkt, daß die Jesuiten den 24ten des Hornungs 1624, auf die Insel Mindanao kamen, um die Einwohner zu bekehren, und alle geistliche Verrichtungen zu übernehmen. Der spanische Statthalter auf dieser Insel, Don Ferdinand Tello übertrug ihnen die Sorge für die sämtlichen Kirchspiele. In dieser Austheilung wurde Illigan und Dapitan mit begriffen.

Im 1638 Jahre eroberte der manillische Statthalter, Don Sebastiano Zurado de Corcuero die Insel Zolo mit einer Flotte von achtzig Barken, worauf er eine große Menge Indianer, nebst sechshundert Spaniern eingeschiffet hatte. Der Friede, den er mit den Einwohnern traf, wurde durch die Einführung des Christenthums unter der Jesuiten Aufsicht, bestätigt, nachgehends durch den Unverstand einiger spanischen Officier zwar gebrochen, aber im 1646 Jahre unter der Bedingung wiederum erneuert, daß der König alle Jahre so viel Reis, als man in drey, acht Klafter lange Barken einladen könnte, zum Tribute bezahlen sollte. Zwen Jahre hernach wurde die Insel von den Holländern angegriffen. Nun legte zwar die Tapferkeit der Spanier ihrem Vorhaben unübersteigliche Hindernisse in den Weg: allein der König von Zolo ergriff diese Gelegenheit, und schaffte sich seine Ueberwinder vom Halße. Die Noth zwang die Spanier, den vorigen Vergleich aufzuheben, und andere Bedingungen einzugehen. Sie genossen nämlich die Freyheit, in den Häfen der Insel Anker zu werfen, gleichwie es hingegen den Unterthanen des Königes erlaubt ist, in den philippinischen Inseln ihre Handlung zu treiben.

Eroberung
der Insel
Zolo.

Die Spanier
werden hin-
aus gejagt.

Als die Vereinigung der beyden Kronen Castilien und Portugall einen Theil der Morgenländer unter spanische Vorherrschaft gebracht hatte: so rüstete der manillische Statthalter eine ansehnliche Flotte aus, und wollte die letzte Hand an die gänzliche Eroberung dieser Eylande legen. Allein, als er sich an den Bord des Admiralschiffes, welches bereits

²⁾ Diese Nachrichten findet man in des Vater Rablis Geschichte von Mindanao.

Philippinische Eylande. reits unter Segel gegangen war, begeben wollte, und zu diesem Ende eine Galeere bestieg: so erregten seine Ruderknechte, welche lauter Sangleys waren, einen Aufstand, schlugen ihn nebst allen auf dem Schiffe befindlichen Spaniern tod, und ergriffen in ihrer Galeere die Flucht nach China. Sein Sohn Don Louis de las Marinas folgte ihm in der Statthalterschaft, und suchte die Unternehmung auszuführen. Alle folgende Statthalter ließen sich dieses Vorhaben nicht weniger angelegen seyn. Dem ungeachtet hat es bisher noch immer nicht nach dem Wunsche der Spanier glücken wollen, indem sie, wie alle Seefahrer berichten, kaum den zehnten Theil der Einwohner unter ihre Gewalt gebracht haben.

Der VII Abschnitt.

Regierung der Insel Manilla und der übrigen Eylande.

Geistliche Regierung. Landesregierung. Gehalt. Vorrecht der Statthalter. Damit verknüpfter der vornehmsten Bedienten. Außerordentliches Verdruß. Betrübt's Schicksal der meisten.

Ungeachtet der erstaunlichen Entfernung des madridischen Hofes, ist die spanische Regierung auf diesen Inseln dennoch so weislich eingerichtet, und auf einen so dauerhaften Grund gebauet, daß auf einer Seite die Ausübung der nöthigen Gewalt im geringsten nicht gehindert, auf der andern aber allem Misbrauche derselbigen vorgebauet wird.

Geistliche Regierung.

Das Kirchenregiment ist in den Händen des manillischen Erzbischofes, den der König dazzu ernennet. Er entscheidet nicht nur die Angelegenheiten seines eigenen Sprengels, sondern es wird auch von den geistlichen Gerichten der unter ihm stehenden Bischöfe an ihn appelliret. Stimmet aber sein Ausspruch mit dem vorigen nicht überein: so steht es einem jedweden frey, von selbigem an den Bischof der camarinischen Inseln zu appelliren, welcher zu diesem Ende mit besonderer Gewalt von dem heiligen Stuhle versehen ist. Nebst dem Erzbischofe und seinen drey Suffraganeis, nämlich dem Bischofe zu Sibü, dem vorhin erwähnten in den camarinischen Inseln und dem zu Cagayan, befindet sich zu Manilla allemal noch ein Titularbischof oder Coadjutor, welcher bey den Spaniern der Bischof mit dem Ringe heißt. Dieser übernimmt, sobald eine bischöfliche Kirche erlediget wird, das Regiment derselbigen, damit es ununterbrochen ausgeübt werde. Dieses war das beste Mittel, das man erdenken konnte, um sowohl dem Könige von Spanien sein Ernennungsrecht vorzubehalten, als das Wohl der Gemeinde zu besorgen, indem sie außerdem sechs ganze Jahre auf die Ankunft eines neuen Hirten von Madrid hätte warten müssen. Der Inquisitions Commissarius wird von dem zu Mexico befindlichen Obergerichte ernannt.

Landesregierung.

Das Oberhaupt der Landesregierung und des Soldatenwesens ist der Statthalter, als welcher zugleich auch den Titel eines Generalcapitains führet. Sein Amt währet acht Jahre lang. Er ist Präsident des Oberappellationsgerichtes, welches aus vier Auditeurs oder Räten, und einem Fiscaladvocaten besteht. Es wurde im 1584 Jahre errichtet. Nachgehends glaubte man, es sey unnöthig, und bestimmte im 1590 Jahre die Befehlungen der ehemaligen Räte, zu Unterhaltung einer Anzahl Soldaten: allein, im 1598 Jahre wurde es nicht nur wieder eingeführet, sondern auch mit noch größern Vorrechten; als zuvor begabet. An dieses Gericht ergehen die Appellationes von den Stadtgerichten; es untersucht auch die Gewaltthätigkeiten, welche von Geistlichen begangen werden, gleich

*) Carreri ubi supra a. d. 49 S.

wie das Tribunal de la Force in Spanien. Der Statthalter sitzt als Präsident zwar mit im Rathe, hat aber keine Stimme: sind nun die Stimmen der vier Rätthe gleich getheilet, so ernennet er einen Rechtsgelehrten, welcher den Ausschlag giebt. Jedweder Rath genießt jährlich viertausend und vierhundert Stücke von Achten zur Besoldung, und wird ihm alle vier Monate ein Drittheil davon ausgezahlt. Der Fiscaladvocat bekommt eben so viel: allein es zahlen ihm über dieses noch die Sangleys dafür, daß er sie schützt, jährlich sechshundert Stücke, und zweihundert zieht er als Beschützer der heiligen Crusada. Die gewöhnliche Besoldung des Statthalters steigt bis auf dreizehntausend und dreihundert Stücke von Achten, nämlich viertausend hat er als General, vier tausend als Präsident des Obergerichtes, und fünf tausend und dreihundert als Statthalter, oder wegen Besorgung der Landesangelegenheiten. Stirbt er währenden Amtes, so genießt der älteste Rath seine Besoldung, besorget alle Krieger- und Landesgeschäfte, und leget nachgehends dem neuen Statthalter Rechnung darüber ab.

Philippinische Inseln
Gehalt der vornehmsten Bedienten.

Man wird sich billig über die Größe der Besoldungen in einem solchen Lande verwundern, da Lebensmittel, Kleidung, und mit einem Worte, alles und jedes, sowohl was zum Prachte als was zur Nothdurft des menschlichen Lebens gehört, weit wohlfeiler ist, als sonst an einem Orte in der ganzen Welt. Es bezeugen auch die Reisenden, wenn die philippinischen Inseln nicht so gar entseßlich weit von Spanien lägen, so würde kein einiger Vornehmer am ganzen Hofe seyn, der nicht nach dieser Statthalterschaft streben sollte, indem der Vortheil dabey unermäßig, der Gerichtsbezirk ungemein weitläufig, die Gewalt ohne Schranken, die Bequemlichkeiten im Ueberflusse, die Vorrechte ansehnlich, und die Ehrenbezeugungen ausnehmend sind o). Denn der Statthalter besorget nicht nur die Regierungsgeschäfte, und verwaltet nebst den vorerwähnten Rätthen die Gerechtigkeit; sondern er vergiebt auch alle Kriegerbedienungen, ernennet die Alcaden für die unter ihm stehenden zwey und zwanzig Landschaften, und besetzt, wenn der Statthalter auf den marianischen Eylanden mit Tode abgeht, seine Stelle so lange mit einem andern, bis der Hof anderweitige Verordnung machet. Ja er konnte mit den Statthalterschaften auf Formosa und Ternate ein gleiches thun, als diese Inseln noch unter spanischer Vorherrschaft standen. Er befehlet die spanischen Soldaten, wenn er sie dieser Belohnung würdig hält, mit der Herrlichkeit über indianische Dörfer. Ein solches Leben wird gemeiniglich auf doppelte Lebenslänge ertheilet, das ist mit dem Rechte der Nachfolge für Frau und Kinder. Nach ihrem Ableben aber fällt das Guth wieder an die königliche Kammer. Der Lehenman zieht die meisten Abgaben, welche sonst dem Könige entrichtet werden, absonderlich die Kopfsteuer von zehn Piaßters für einen verheiratheten, und von fünf Piaßters für die übrigen; hingegen muß er von jedem Kopfgelde zwey Piaßters zu Unterhaltung der Soldaten abgeben, ingleichen muß er jedweden in seinem Bezirke einquartierten Soldaten, vier Cavans p) Reiß liefern. Der König bekommt aus seinen Kammergütern nicht nur die zehn Piaßter, sondern auch noch zwey Cavans Reiß vom Kopfe.

Außerordentliche Vorrechte der Statthalter.

Ferner genießt der philippinische Statthalter das Recht, alle erledigte Dohmherrenstellen an der erzbischöflichen Kirche zu vergeben. Nur muß er es dem Könige melden, welcher seine Ernennung allemal bestätigt. Soll eine weltliche Pfarre, oder eine königliche Pfründe vergeben werden: so schlägt der Erzbischof drey Personen vor, und der Statthalter

ter

p) Ein Cavan beträgt fünfzig spanische Pfund.

Philippini- ter wählet eine davon. Hingegen die Ordenspfarren besetzt der Superior des Ordens, und
 sche Eylande bedarf seine Wahl keiner weitem Bestätigung. Unterdeffen darf keine Ordensperson ohne
 Erlaubniß der Bischöfe sonst jemanden Beichte hören, als nur die Indianer. Endlich so
 ernennet der Statthalter auch den General über die Galione, welche jährlich nach Neuspä-
 nien abgeht; und ist dieses ein Amt, das über funfzigtausend Thaler einträgt. Er vergiebt
 ferner die Befehlshaberstellen in den befestigten Plätzen, und machet überhaupt mehr Haupt-
 leute und Kriegesbediente, als in ganz Spanien vorhanden sind, indem er, um die India-
 ner zu desto größerer Treue gegen Spanien zu verbinden, die Macht hat, ihnen Obersten-
 Majors- und Hauptmannstitel zu erteilen, wornach sie nur halb soviel Steuer als zuvor
 geben dürfen.

Damit ver- Doch diese ungemeine Herrlichkeit und weit ausgreifende Gewalt findet ihr Gegewicht
 knüpfter Ver- gewicht in der Untersuchung, welche die Einwohner der philippinischen Eylande nach ver-
 druß. flossener Regierungszeit eines Statthalters mit seiner Aufführung vornehmen. Es hat so-
 dann jedermann das Recht, seine Klagen vorzubringen; ja es wird die Erlaubniß dazu in
 jedweder Landschaft öffentlich kund gemacht. Besagtes Recht dauret sechzig Tage, und so
 lange wird jedermann angehört. Gemeiniglich ist der neue Statthalter seines Vorfahrens
 Richter, und bringt er eine ausdrückliche Vollmacht vom Könige und vom indianischen
 Staatsrathe dazu mit. Unterdeffen behält sich der Hof den Ausspruch über gewisse Klagen
 bevor; folglich läßt sie der Richter nur protocolliren, und schicket sie nach Spanien: die
 übrigen Fälle hingegen kann er selbst entscheiden. Die Rätthe, welche die Regierung an
 eines verstorbenen Statthalters Stelle geführt haben, oder eine anderweitige Bedienung
 außerhalb Landes antreten sollen, sind einer gleichen Untersuchung unterworfen, doch mit
 dem Unterschiede, daß sie für ihre Person abreisen, und ihre Verantwortung durch einen
 Bevollmächtigten thun dürfen. Die Schärfe steigt bey diesen wunderlichen Processen oh-
 ne Ansehung des hohen Standes bis auf wirklichen Verhaft. Don Sebastian Hurtar-
 do de Corcuera, saß fünf ganzer Jahre auf dem Schlosse des heiligen Jacobs gefangen,
 und Don Diego de Taxyardo beynahe eben so lange: man mußte ihnen aber, auf aus-
 drücklichen Befehl des Königes, alles unrechtmäßiger Weise entzogene wieder geben. Es
 ist zwar diese Schärfe von dem indianischen Staatsrathe nachgehends gemildert, und be-
 sohnen worden, man sollte den Statthaltern für ihre Person kein Leid anthun, sondern
 nur die Acten nach Spanien schicken: allein, wegen der weiten Entlegenheit wird dieser
 Befehl nicht allemal genau beobachtet. Carreri versichert, man wisse seit der Eroberung
 dieser Inseln nicht mehr als zweien Statthalter, welche nach Spanien zurück gekommen
 wären, alle übrige wären entweder vor Verdruß, oder wegen der beschwerlichen Reise ver-
 storben. Ferner saget er, die Untersuchung der begangenen Verbrechen eines Statthalters
 trage seinem Nachfolger allemal hundert tausend Thaler ein, und müßte der vorige, wolle
 er sich anders den Verdruß vom Halse schaffen, diese Summe schon in Bereitschaft
 halten 9).

Betrübtes
 Schicksal der
 meisten
 Statthalter.

Der

Der VIII Abschnitt.

Bitterung und natürliche Vortheile der philippinischen Inseln.

Philippini-
sche Eylande.

Wärme und Nässe hat die Oberhand. Wilde. Gebirge beständig herumschwärmen. Bequeme Beschaffenheit der Luft. Erdbeben. Feuer. Lage dieser Eylande zur Handlung. Verlust fliehende Vögel. Warum die Leute aus dem des japanischen Handels.

Die Haupteigenschaften aller dieser Inseln ist Hitze und Nässe. Zwar ist die Hitze nicht so groß, als in Wälschland während der Hundestage: allein, sie ist weit beschwerlicher, Nässe hat die Oberhand. indem sie beständigen Schweiß verursacht, und dadurch die allerstärksten Naturen schwächt. Die Nässe entsteht von der großen Menge Flüsse, Seen, Teiche, und von dem heftigen Regen, der die meiste Zeit des Jahres über fällt. Man bemerkt es als eine ganz besondere Sache, daß auf den philippinischen Inseln das Ungewitter allemal mit Regen und Blitzen anfängt, der Donner hingegen erst nach geendigtem Regen gehört wird. In dem Brach-Heu- und Augustmonate, ja bis in den Herbstmonat hinein, regieren die Süd- und Westwinde. Diese bringen dermaßen häufige Regen und große Wolkenbrüche mit sich, daß das ganze Land unter Wasser steht, und man auf keine andere Weise als vermittelst kleiner Nachen aus einem Dorfe in das andere kommen kann. Vom Weinmonate bis in die Mitte des Christmonats regieret der Nordwind, und überläßt hernach seine Stelle bis in den Monaten dem Ost- und Ostüdostwinde. Dergestalt hat das Meer der philippinischen Inseln seine zween Nussens eben sowohl, als andere indianische Meere, einen trockenen und schönen, den die Spanier Brise nennen; und einen nassen stürmischen, der bey ihnen Vandaryl heißt.

Winde.

Noch hat die Landesart dieses besondere, daß die Europäer niemals einigens Ungeziefer an sich spühren, ihre Kleider und Hemden mögen übrigens so unrein seyn, als sie wollen, da im Gegentheile die Indianer davon wimmeln. Von Schnee weis man daselbst eben so wenig, als vom Eise; daher fällt es nicht möglich, das Getränk auf andere Weise abzukühlen, als man werfe Salpeter ins Wasser, welches aber der Gesundheit wenig Nutzen bringt. Mit einem Worte, es bleibt in dieser Gegend ohne Unterlaß warm; da nun die beständige Gleichheit der Tage und Nächte noch dazu kommt: so bleiben die zum Essen und zu Verrichtungen gewidmeten Stunden, das ganze Jahr über eben dieselbigen; eben so wenig verändert man die Kleidung, indem man aus keiner andern Ursache Tuch trägt, als um sich gegen den Regen zu verwahren. Diese Vermischung von Hitze und Nässe macht keine sonderlich gesunde Luft; sie verhindert die Dauung, und fällt überhaupt jungen Europäern beschwerlicher, als alten. Unterdessen sind auch die Speisen sehr leicht. Weil das gewöhnliche Brodt nur aus Reis gebacken wird, so ist es nicht so schwer, als das europäische. Die Palmbäume, welche in feuchtem Boden haufenweise wachsen, liefern Oehl, Essig und Wein; und da man unter allerley Gattungen Speisen die Wahl hat, so pflegen vermögliche Personen des Mittags Wildprät, und des Abends Fische zu genießen. Arme Leute behelfen sich meistens mit schlechtgekechten Fischen, und sparen das Fleisch für die Festtage. Noch eine andere Ursache der schlimmen Luft ist der Thau, welcher alle Tage, auch bey dem heitersten Wetter fällt, und zwar in solcher Menge, daß er gleich einem Regen von den Bäumen herunter rieselt, wenn man sie schüttelt. Die landeseingebohrnen empfinden nicht die geringste Beschwerlichkeit davon, sondern erreichen ein Alter von achtzig bis hundert Jahren: allein, die Europäer befinden sich meistens ziemlich schlecht dabey.

Beschaffen-
heit der Luft.

Allgem. Reisebesch. XI Band.

h h h

Zu

Philippini-
sche Eylande

Zu Manilla kann man weder essen noch schlafen, ohne, daß einem der Schweiß beständig auf dem Leibe stünde: allein, unter freyem Himmel schwißt man nicht so sehr, weil die Luft in stärkerer Bewegung ist. Aus dieser Ursache schaffen sich alle reiche Leute Landgüter an, und bringen die Zeit von der Mitte des März bis zu Anfange des Brachmonates auf selbigen zu. Ungeachtet im Maymonate eine stärkere Hitze als zu jedweder andern Zeit verspühret wird, so fallen doch bey der Nacht zum öftern erstaunliche Wolkenbrüche, wobey es heftig blizet und donnert.

Erdbeben.

Wir haben bereits angemerkt, Manilla werde von schrecklichen Erdbeben heimgesucht, absonderlich in der schönen Jahreszeit. Im Herbstmonate des 1627 Jahres ereignete sich ein dermaßen heftiges, daß von zween in der Landschaft Tagayan liegenden Bergen, die Carvallos genannt, der eine dem Erdboden gleich gemacht wurde. Im 1645ten Jahre gieng der dritte Theil der Hauptstadt durch einen ähnlichen Zufall zu Grunde, und es wurden über dreyhundert Personen unter dem Schutte der einstürzenden Häuser begraben. Die alten Indianer versicherten, es habe sich dergleichen Unglück schon öfters zugegetragen, und eben daher rühre ihre Gewohnheit, die Gebäude nur von Holze aufzuführen. Die Spanier sind ihrem Beyspiele nachgefolget; wenigstens doch, soviel die obern Stocwerke betrifft.

Feuerspeyen:
de Berge.

Sie müssen allerdings in unaufhörlicher Angst und Sorge leben, wenn sie die große Anzahl brennender Berge betrachten, die rings um sie unaufhörlich Feuer und Flammen ausspeyen, die ganze umliegende Gegend mit Asche bedecken, und die größten Steine unter dem fürchterlichsten Gefrache, wer weiß wie weit auswerfen. Auf der andern Seite bilden uns alle Reisende den Boden als einen der angenehmsten und fruchtbarsten in der ganzen bekannten Welt ab. Das Gras wächst, und die Bäume blühen das ganze Jahr über, und man findet auf dem Gebirge eben sowohl als in den Gärten, Obst und Blüthe zugleich am Baume. Ehe die alten Blätter abfallen, sind gemeiniglich die neuen schon wieder da.

Warum die
Gebirgslente
beständig her-
um schweifen.

Um dieser Ursache willen haben die Gebirgslente keine beständige Wohnung, sondern sie leben unter dem Schatten der Bäume, die ihnen Nahrung und einen angenehmen Aufenthalt zugleich verschaffen. Haben sie in einer Gegend oder in einem Walde alle Früchte aufgezehret: so ziehen sie anderswohin. Die Pommeranzen- Citronen- und alle in Europa bekannte Bäume überhaupt, tragen des Jahres über ordentlich zweymal Früchte. Pflanzet man ein Reis in die Erde: so trägt es im folgenden Jahre schon. Sowohl Villalobos als Dampier und Carreri stimmen in diesem Stücke einhällig mit einander überein, sie hätten an keinem einigen Orte mehr Grünes auf dem Felde, noch ältere und dickere Stämme in den Wäldern, oder auch mehrerley zur Nothdurft und Bequemlichkeit des menschlichen Lebens dienende Baumfrüchte angetroffen, als hier.

Bequeme La-
ge dieser In-
seln zur Hand-
lung.

Hiezu kommt, nach dem Geständnisse der muerwähnten Schriftsteller, noch dieses, daß Manilla zwischen den allerreichsten Ländern in ganz Ost und Westen liegt, und durch eben diese Lage zu einem Orte wird, wo die Handlung so sehr als irgendwo in der ganzen Welt blühet. Indem die Spanier von Osten, gleichwie die übrigen europäischen und indianischen Völker von Westen in die philippinischen Eylande kommen: so werden sie gleichsam der Mittelpunkt, in welchen alle Reichthümer zusammen fließen, und sich von neuem in andere Gegenden ausbreiten. Man findet da das Silber aus Peru und Neuspanien, die Diamanten aus Golkonda, die Topasen, Saphire und den Zimmet aus Ceylan, den Pfeffer aus Java, die moluckischen Nelken und Muscatnüsse; Rubinen und Campher aus Borneo, Perlen

Perlen und kostbare Tapeten aus Persien; Gummi Benzoe und Elfenbein aus Camboja; Philippinischen Viesam aus Lequios; die bengalischen Seiden- und Baumwollenzuge; Porcellan, ^{schöne Eylande} Zeuge und andere Kostbarkeiten aus China. Solange die Handlung nach Japon noch ^{Verlust des} erlaubt war, kamen alle Jahre zwey bis drey Schiffe mit dem feinsten Silber, Ambra, ^{japanischen} Seidenzeugen und lakirten Sachen nach Manilla, und tauschten dagegen leder, Wachs Handels. und allerley Landesfrüchte ein. Mit einem Worte, man kann sich die besondern Vortheile, welche Manilla hat, nicht leichter vorstellen, als wenn man erwäget, daß das Schiff, welches alle Jahre nach Acapulco abgeht, mit baarem Gelde und einem Gewinne von vier gegen eines wieder zurück kömmt.

Der IX Abschnitt.

Thiere, Pflanzen und Früchte der philippinischen Inseln.

Vielerley Thiergattungen. Ungeheure Affen. Früchte. Santor. Mabol. Bilimbins. Manaba. Noch andere Früchte. Mandeln auf Fichtebäumen. Palmbäume. Casa und Ripa. Allerley Bäume. Blätter werden zu Thieren. Besondere Blumen. Andere treffliche Kräuter. Gift und Gegengift. Camandag und dessen gefährliche Wirkung. Maca Dubay. Fühlkräuter.

Besondere Eigenschaften der Zibethkazen. Zagnans. Mango. Iguana. Entzückliche Schlangen. Sonderbare Vögel. Taven. Turteltauben. Der Kolm. Patoma Torcaz. Salangan. Herrero. Colocolo. Salpeter aus Fledermäusen. Der Donyon. Crocodile. Buhayas. Austern und Rochen. Allerley

Will sich die Fruchtbarkeit eines Landes auch so gar in der starken Vermehrung der Thiere äußert: so wimmeln die Felder in den philippinischen Inseln von einer so großen Menge wilder Büffel, daß ein guter Jäger in einem einigen Tage wohl zwanzig mit der Länge erlegen kann. Die Spanier tödten sie bloß um der Haut willen, und überlassen das Fleisch den Indianern. Die Menge der Hirsche, wilden Schweine und Ziegen in den Wäldern, ist etwas erstaunliches. Man hat sowohl nach Manilla als in einige andere Inseln Rindvieh und Pferde aus Neuspanien gebracht, welche sämmtlich zu einer großen Menge angewachsen sind: allein das Schafvieh kömmt wegen des nassen Bodens nicht fort.

Der Affen gedenken wir nicht, ihrer Menge wegen, ungeachtet selbige, was das Gebirge betrifft, beynahe allen Glauben übersteigt, sondern weil sie von einer ungeheuren Größe, auch dabey so verwegen sind, daß sie sich gegen einen Mann zur Wehre setzen. Wiebt es an dem Orte ihres Aufenthaltes keine Früchte mehr: so machen sie sich an den Strand, und nähren sich von Austern und Krabben. Es giebt daselbst allerley Auster-gattungen, absonderlich aber eine, Taclozw genannt, welche viele Pfunde wiegt. Finden die Affen eine solche Auster geöffnet: so werfen sie erstlich einen Stein hinein, damit sie sich nicht schließen, und ihnen die Pfote einklemmen kann, und fressen sie hernach, ohne die geringste Sorge.

An den Zibethkazen der philippinischen Inseln, daran es gleichfalls nicht fehlt, bemerkt man diese sonderbare Eigenschaft, daß man ihnen den Zibeth alle Monate benetzen muß, weil er sie sonst dermaßen brennet, daß sie die Blase an dem Erdboden aufschlagen. Diese Inseln sind der einzige Ort in der ganzen Welt, da man eine Gattung Katzen in der Größe eines Hasens, und von der Farbe eines Fuchses findet, welche von den

Philippini: Einwohnern Taguans genennet werden. Sie haben eben dergleichen Flügel, als die **Philippische Eylande** dermäuse, nur sind sie mit Haaren bewachsen; vermittelt dieser Flügel, schwingt sich das Thier wohl dreßzig Spannen weit, von einem Baume zum andern. Auf der Insel **Leyte** giebt es ein eben so sonderbares Thier, **Mango** genannt. Es hat die Größe einer Maus, auch einen solchen Schwanz, allein der Kopf ist zweymal so groß, als der ganze Leib, und hat einen Ragenbart. Der **Iguana** ist auf den philippinischen Inseln eben sowohl anzutreffen, als in America. Seine Gestalt hat viel Aehnliches mit einem Crocodile: allein die Haut ist röthlich mit gelben Flecken gesprengt, die Zunge in zween Theile gespalten, die Füße rund, und mit einem Hufe versehen. Ungeachtet er unter die Landthiere gehört, so schwimmt er doch ohne Beschwerlichkeit über die allergrößten Flüsse. Sowohl die Indianer, als **Europäer** essen ihn, und legen seinem Fleische den Schildkrötengeschmack bey.

Entseßliche Schlangen.

Weil die Masse von der Hitze in eine beständige Gährung gesetzt wird: so giebt es auf diesen Eylanden Schlangen von erstaunlicher Größe. Die sogenannte **Ibitin** hängt sich mit dem Schwanz an einen Baum, und wartet so lange, bis ein Hirsch, ein wildes Schwein, ja wohl gar ein Mensch vorbeigeht; was es nun ist, das verschlucket sie mit Haut und Haar; so dick und lang ist sie! Nachgehends schlingt sie sich fest um den Baum herum, damit ihr der Bissen desto leichter zu verdauen falle ^{r)}. Eine gewisse andere Schlange, **Assagua** genannt, stellet bloß dem Geflügel nach. Die von den Einwohnern also genannte **Olopang**, speyhet ein sehr gefährliches Gift aus. Die **Bobas** sind die allergrößten, und zuweilen bis dreßzig Schuhe lang.

Sonderbare Vögel.
Tavon.

Unter allerley andern sonderbaren Vögeln, die es auf diesen Inseln giebt, verdienet der **Tavon**, seiner Eigenschaften wegen, die meiste Bewunderung. Er ist ein Seevogel, schwarz, und am Leibe kleiner, als ein Huhn, an Füßen aber und am Halse ziemlich lang. Seine Eyer leget er in sandigen Boden, und haben sie beynähe eben die Größe als Gänseeyer. Was aber zu verwundern ist, so findet man nach dem Auskriechen des jungen Vögels zwar kein Weißes mehr im Eye, den Dotter aber noch eben so ganz, als zuvor; ja er ist auch noch eben so gut zu essen als vorhin; woraus denn der Schluß folget, daß die Fruchtbarkeit nicht allemal auf dem Dotter beruhe. Man brät und ißt die Jungen, ehe sie noch flücke sind. Sie schmecken eben so gut, als die beste Taube. Die Spanier essen gar oft das Junge und den Dotter aus seinem Eye zu gleicher Zeit. Doch das folgende verdienet eine weit größere Bewunderung. Das Weibchen leget seine Eyer an der Zahl vierzig bis fünfzig in ein Grübchen, scharret Sand darüber, und überläßt der warmen Luft die Mühe, diesen Brütosen zu erhitzen. Sind die Jungen endlich im Stande, die Eyer zu öffnen, und aus dem Sande hervor zu kriechen: so sezet sich die Alte auf einen in der Nähe stehenden Baum, läuft auch zuweilen um das Nest herum, und schreyet dabey aus vollem Halse. Sobald die Jungen ihre Stimme hören, wenden sie alle ihre Kräfte daran, arbeiten sich los, und kommen zu ihr. Die **Tavons** machen ihre Nester im März, April und Maymonate, zu welcher Zeit das Meer am stillsten ist, und keine so hohe Wellen wirft, daß sie die Eyer beschädigen könnten. Die Bootleute suchen diese Nester fleißig auf. Finden sie den Sand irgendwo aufgewühlt: so räumen sie ihn mit dem Stocke weg, und holen Eyer und Junge zugleich heraus, indem man eines so hoch schätzt, als das andere.

Es

^{r)} **Carreri** ist der Meynung, die Schlange ziehe sie mit ihrem Aethem an sich, und es wäre kein

Es giebt in den philippinischen Eylanden eine Turteltaubenart, welche auf dem Rücken Philippini-
 graue, auf der Brust aber weiße Federn hat. Mitten auf selbiger hat die Natur einen sche Eylande
 hochrothen Flecken gezeichnet, den man für eine blutende Wunde ansehen sollte.

Der Kolin ist ein Vogel in der Größe einer Drossel, von schwarzer und Aschfarbe. Turteltauben.
 Auf dem Kopfe hat er statt der Federn eine fleischichte Krone oder einen Kamm. Der Paloma Der Kolin.
 Torcaz ist beynahe eben so groß. Sein Gefieder ist grau, grün, roth und weiß durch- Paloma
Torcaz.

einander gesprenget, mit einem hochrothen Flecken mitten auf der Brust; doch das schönste Der Salan-
 an ihm ist sein Schnabel und seine Füße, welche gleichfalls die vortrefflichste hochrothe gan.
 Farbe zeigen. Der berufene Vogel, dessen Nest sowohl in China, als in ganz Indien für Der Herrero.
 ein köstliches Leckerbissen gehalten wird, heißt hier zu Lande Salangan. Er ist weder Der Colocolo.
 auf den calamianischen Inseln noch auf einigen andern, absonderlich aber auf Zolo etwas Der Colocolo.
 seltenes. An Größe gleicht er einer Schwalbe. Er bauet sein Nest auf die Klippen am Der Colocolo.
 Seestrande, und befestiget es ungefähr eben also daran, wie die Schwalbe das ihrige an Der Colocolo.
 eine Mauer. Der Herrero ist ein grüner Vogel, in der Größe eines Huhns, und von Der Colocolo.
 der Natur mit einem dermaßen harten Schnabel ausgerüstet, daß er in die allerdicksten Der Colocolo.
 Bäume ein Loch hauet, und sein Nest darein leget. Sein Name bedeutet auf spanisch ei-

nen Schmidt, indem er bey seiner Arbeit ein großes Getöse machet, das man von weitem Der Colocolo.
 höret. Man schreibt ihm auch die Eigenschaft zu, daß er ein gewisses Kraut, davon das Der Colocolo.
 Eisen zerspringen sollte, zu finden wisse. Noch ein anderer Vogel, Colocolo genannt, kann Der Colocolo.
 mit eben so großer Geschwindigkeit unter dem Wasser schwimmen, als durch die Luft fliegen. Der Colocolo.
 Seine Federn liegen so dicht beysammen, daß sie im Augenblicke wieder trocken sind, so Der Colocolo.
 bald er aus dem Wasser kömmt, und seine Fittige schwingt. Er ist schwarz, und kleiner Der Colocolo.
 als der Adler, hat aber einen zwey Spannen langen dermaßen starken und harten Schnabel, Der Colocolo.
 daß er alle beliebige Gattungen Fische damit fangen, und davon führen kann.

Auf den calamianischen Inseln giebt es sehr viele Pfauen. Statt der Fasanen und Unterschied
 Rebhühner, wimmelt das Gebirge von vortrefflichen wilden Hähnen. Die Bachteln sind zwischen ein-
 nur halb so groß, als bey uns, haben rothe Füße und Schnäbel. Sämmtliche Inseln sind gen dasigen
 mit einer gewissen grünen Vogelgattung, Volanos genannt, angefüllet, imgleichen mit und unsern
 Papagayen von allerley Gattung, und mit weißen Cacatus, die einen Federbusch auf dem Thieren.
 Kopfe haben. Die Spanier brachten wälsche Hühner auf die philippinischen Inseln: sie ver- Unterschied
 mehreten sich aber nicht. Doch sie halfen diesem Mangel durch eine andere sonderbare zwischen ein-
 Hühnergattung ab, die sie aus Camboya dahin brachten, und deswegen auch also benen- gen dasigen
 neten. Die Henne hat so kurze Füße, daß ihre Flügel auf der Erde streifen, die Hähne und unsern
 hingegen haben hohe Beine, und geben den wälschen Hähnen nichts nach. Noch machet Thieren.
 man viel Wesens von einer andern Hühnergattung, welche schwarzes Fleisch und schwarze Unterschied
 Knochen hat, aber vortrefflich gut schmecket. Die obenerwähnten großen Fledermäuse brin- zwischen ein-
 gen der Insel Mindanao großen Vorthail, weil man aus ihrem Mist eine große Menge gen dasigen
 Salpeter bereitet. und unsern
Thieren.

Was die Fische betrifft, so nennet Plinius beynahe keinen einigen, der nicht in die- Der Dyon
 sem Meere zu finden wäre; ja es hat über dieselbigen noch einige andere ganz besondere, als oder Pesce
 zum Beyspiele den Dyon, welchem die Spanier den Namen Pesce Muger beylegen, Muger.
 weil er das Unterscheidungszeichen und die Brüste einer Frauensperson hat. Seine Kno- Der Dyon
 chen oder Pesce
Muger.

anderes Mittel gegen diesen Zug, als daß man die Luft zwischen dem Menschen und der Schlange breche.

Philippinische Inseln chen haben die Kraft, das Blut zu stillen, und den Schnupfen zu vertreiben. Das Fleisch schmecket wie Kalbfleisch. Das Männchen von dieser Fischgattung hat noch niemand gesehen. Die sogenannten Schwertsfische sind von den unserigen nur durch die außerordentliche Größe ihres Hornes unterschieden, die sie für kleine Barken sehr gefährlich macht. Die

Crocobille. Crocobilten wären ihrer Menge und Gefräßigkeit wegen die allererschrecklichsten Feinde der Inselbewohner, wosfern es der Vorsehung nicht beliebt hätte, ihrer Vermehrung, und dadurch auch dem Unheile, das ihre allzugroße Menge stiften könnte, auf eine doppelte Weise Schranken zu setzen. Ihre Weibchen sind ungemein fruchtbar; und legen bis fünfzig Eier zu einer einzigen Brut, wiewohl nur auf die bloße Erde hin. Kommt nun die Zeit herbey, da die Jungen auskriechen sollen, so legen sie sich über den Weg, den selbige vermuthlich nehmen werden, und verschlingen eines nach dem andern, dergestalt, daß keine davon kommen, als welche zufälliger Weise einen andern Weg ergreifen. Zwentens haben diese Thiere keinen Gang zum Abführen, sondern geben dasjenige, was nach geschehener Verdauung im Magen übrig bleibt, durch den Rachen von sich. Indem nun auf diese Weise ihr Fraß desto länger im Magen liegen bleibt: so plaget sie der Hunger desto seltener. Wäre dieses nicht, so würde in diesen Inseln alle Tage eine große Menge Leute und Vieh darauf gehen. So oft man ein solches Ungeheuer öffnet, so oft findet man Knochen und Hirnschädel von Menschen bey ihm. Sowohl die Spanier, als die Indianer, essen junge Crocobilten. Zuweilen findet man eine Blase voll vortrefflichen Muscus an ihren Kiemen. Noch giebt es in den Seen der philippinischen Inseln eine andere Gattung ungeheurer Fische, welche von den Indianern Buhayas genennet werden, und wie es scheint, die Caymans der Portugiesen sind. Sie haben keine Zunge, daher können sie weder einen Laut von sich geben, noch so lange sie im Wasser sind, etwas verschlingen, sondern sie müssen ihren Raub am Strande verzehren. Ziele es ihnen nicht so äußerst schwer, sich von einer Seite gegen die andere zu wenden: so wären sie die fürchterlichsten unter allen Ungeheuern. Man schreibt ihnen vier Augen zu, zwey oben und zwey unten, mit welchen sie, wie man vorgiebt, alle Fischgattungen, die zu ihrem Raube dienen, im Wasser ungemein gut erblicken, obgleich sie auf dem Lande gar nicht weit sehen können. Nebst dem können auch, der gemeinen Sage zu Folge, die Männchen nicht weiter, als bis an den halben Leib aus dem Wasser kommen, folglich die Weibchen nur allein in der benachbarten Gegend etwas zu fressen suchen. Carveri scheint diese Meynung dadurch zu bestätigen, weil er versichert, wenn die Jäger ein solches Thier tödteten, so sey es allemal ein Weibchen. Nach seinem Berichte ist kein bewährteres Mittel, gegen alle Ueberfälle der Buhayas oder Caymans sicher zu seyn, als eine gewisse Frucht, Namens Bonga oder Tang Rawagan, welche wie er saget, auf einer gewissen Gattung von Rohre wächst, und diese grimmigen Thiere, vermuthlich durch ihren Geruch, vertreibt. Unterdessen vermindert er das Vertrauen, das man auf diese Frucht setzen solle, um einziemliches, wenn er versichert, sie halte die Herren eben so kräftig vom Leibe, als die Caymans s).

Anstern und Rochen von gewaltiger Größe. Bey Mindanao und Solo ist die See voll großer Wallfische und Seepferde ohne Füße, mit einem Crocobiltenschwanz. Anstern giebt es in diesen Inseln von so ungeheurer Größe, daß man den Büffeln aus ihrer Schale zu saufen giebt. Die Chinesen machen ungemein schöne Arbeit daraus. Schildkröten findet man von zweyerley Gattung. Von

s) Ubi supra n. d. 176 S.

Von einer ist man das Fleisch, und wirft die Schale weg, von der andern hingegen hält man die Schale in großem Werthe, achtet aber das Fleisch im geringsten nicht. Die Ro- Philippini-
sche Eylande.
chen haben eine ungemeine Größe. Ihre Haut ist gewaltig dicht, und wird von den Ja-
panern aufgekauft, welche Säbelscheiden daraus machen.

Wir kommen nunmehr auf die Früchte, welche entweder den philippinischen Inseln Allerley
Früchte.
ganz allein eigen sind, oder doch sonst nirgend, als dort, eine merkwürdige Eigenschaft an sich zeigen. Man weis dergleichen Früchte zwey, und sind sie bey den Spaniern eben so beliebt, als bey den Indianern. Sie wachsen von Natur im Gehölze. Die eine davon haben wir oben schon gerühmet; sie heißt Santor, und man weis sie in diesem Lande, da Santor.
der Zentner Zucker nicht einmal einen Thaler gilt, vortrefflich einzumachen. Carreri giebt eine genaue Beschreibung davon. Sie hat nicht nur die Gestalt, sondern auch die Farbe eines Pfirsings, ist aber etwas glatter. Die Schale ist ungemein zart. Bey dem Oeffnen findet man fünf weiße und säuerliche Kerne. Sie wird sowohl mit Weinessig, als mit Zucker eingemacht; was aber noch mehr ist, so giebt sie auch den Suppen einen vortrefflichen Geschmack. Der Baum sieht übrigens einem Wallnußbaume vollkommen gleich, nur sind seine Blätter etwas breiter. Sie sind gut zur Arzeney, das Holz aber zu Bildhauerarbeit z).

Die zweyte Frucht, davon wir reden, heißt Nabol, ist etwas weniger größer, als Nabol.
die vorige, aber wollicht, und pomeranzensfarbig. Der Baum hat die Größe eines Birnbaumes, an Zweigen und Blättern aber gleicht er dem Lorbeerbaume. Wird das Holz zu rechter Zeit gefällt, so kömmt es an Schönheit dem Ebenholze ziemlich nahe.

Die Chicoy oder Seizu haben wir schon in einem der vorhergehenden Artikel gerühmet, und gemeldet, sie wachse auf der Insel Guitan. Die Bilibins, oder von Bilibins
Caram-
den Portugiesen also genennete Carambolas, sind in Ostindien von einem herben, hier oder Caram-
aber, nämlich auf dem manillischen Boden, von einem sehr angenehmen Geschmacke. Man ist sie roh, mit Weinessig und Zucker. Die Macupa, welcher die Portugiesen den Ma- Macupa oder
Jambo
ist in den philippinischen Inseln weit größer, als in der Gegend Jambo.
um Goa. Eben also ist es auch mit den Banchilins beschaffen, ingleichen mit den Noch andere
Früchte.
Jaccas, welche bey den Spaniern Naucas heißen, mit den Tampuis, und Cassuis
oder Taguis. Die siamischen Mangas, oder nach ihrer portugiesischen Benennung, die
Papagallos, und die Camico, welche den Carambolas gleichen, aber säuerlicher schme-
cken, und keine Kerne haben, erlangen in den manillischen Gärten eine neue Vollkommen-
heit. Der Lumboy, welcher im Walde wächst, und bey den Tagalen Dobat heißt, Lumbulon.
Dottoyau.
gleichet durchaus einem Birnbaume. Anfänglich treibt er eine schöne weiße Blüthe, und
jedann eine Frucht in der Dicke einer Kirsche, aber von der Länge einer Olive. Die Por-
tugiesen nennen sie Jambulon. Der Dottroyan ist weit seltsamer. Seine Frucht ist
zwar roth, und hat keine Kerne, gleich der Jambulon, allein das Fleisch ist weiß,
und hat einen von süß und sauer vermischten Geschmack.

Der Panungian ist ein sehr großer Baum, trägt Früchte in der Größe eines Lau- Panungian.
benedes, mit einer rothen Schale, die an Gestalt und Härte unsern Fichtenäpfeln gleicht.
Das Fleisch ist durchsichtig, schmecket gut, und befördert die Verdauung. Man setet auch
dieser

*) Ebendasselbst a. d. 177 S.

Philippini- dieser Frucht den Namen *Licias* bey, weil sie der chinesischen ähnlich sieht, wiewohl sie
sche Eylande von selbstig im Grunde ganz unterschieden ist.

Carmon.

Die *Carmon* machet Lust zum Essen, und hat, wenn sie gekocht wird, keinen unangenehmen Geschmack. An Größe gleicht sie einem gemeinen Apfel, an der Schale aber einer Zwiebel; ihr Mark schmecket süß und sauer durcheinander. Der Baum gleicht einem Apfelbaume, und wächst gern am Wasser. In einigen Inseln findet man die

Durion.

Durions, und ist ihr Baum hier größer, als zu *Patan* und *Camboya*. Wir haben diese Frucht schon oben beschrieben, und gemeldet, sie wachse gleich den Fichtenäpfeln an demjenigen Orte des Astes, wo er am dicksten ist. Im Anfange dünket es einem, sie schmecke nach Zwiebeln: allein man gewohnet es bald, und die Ausländer essen sie nichtsdestoweniger mit Lust. Die *Marans* sind in unseren Inseln etwas sehr gemeines, haben einige Ähnlichkeit mit den *Durions*, werden aber weit größer. Die *Lanzones* oder *Boasbas*, sind sowohl wegen ihres Geschmacks, als ihrer übrigen Eigenschaften, unter die Weintrauben zu rechnen. Anstatt der Oliven findet man im Gebirge die *Paros*, eine Frucht, die ihnen an Gestalt ziemlich gleicht, und wenn sie völlig reif geworden ist, einen auserlesenen Geschmack hat. Sind sie noch grün und zart, so ist man sie mit Weinessig.

Paros.

Mandeln auf Fichtenbäumen.

Auf den hohen Gebirgen der Landschaften *Jlocos* und *Cagayan*, findet man wilde Fichten von ungemeiner Höhe, die aber keine Fichtenäpfel gleich den unsrigen, sondern eine von den Mandeln an Gestalt nicht sonderlich unterschiedene, am Geschmacke aber ihnen ganz ähnliche Frucht tragen. Auf dem *Lumbon*, einem andern Gebirgsbaume, wachsen kleine Nüsse, mit einer harten Schale. Der Kern schmecket wie die Fichtenkerne, schwächt aber den Magen. Man machet ein Del davon, und brauchet es statt des Talches, zum

Lumbon.

Jamboas.

calfatern der Schiffe. Die *Jamboas* wachsen auf einem dem Citronbaume an Größe und Blättern ähnlichen Baume, sind rund, gelblich, und werden noch einmal so groß, als ein Menschenkopf. Ihr Geschmack hat wirklich etwas einer Citrone ähnliches. Einige haben rothe Kerne, einige gelbe, und noch andere weiße. Es giebt unterschiedliche Gat-

Pommeranzen.

tungen Pommeranzen in den philippinischen Inseln: sie sind aber sämmtlich größer, als die europäischen. Auch findet man daselbst sowohl große, als kleine, meistens aber ungemeyn süße Citronen. Die neuspanischen Früchte, als zum Beispiele die *Aces*, *Ananas*, *Jupotes-prietos*, *Papayas*, *Mainegas*, und *Gayavas-peruleras*, kommen in allen unsern Inseln überhaupt gut fort. Insonderheit haben sich die *Gayavas* ungemein vermehret. Sie werden nicht nur eingemachet, sondern auch Wein daraus bereitet, welcher den Palmwein übertrifft. Ist man diese Frucht, ehe sie reif ist, so stopfet sie: nach ihrer völligen Zeitigung aber öffnet sie. Ihre Blätter sind ein vortreffliches Wundkraut, und bewährtes Mittel für geschwollene Beine. Vom europäischen Obste hat man bisher noch keine einzige Gattung weder in *Manilla*, noch in irgend einer andern Insel aufbringen können. Ja sogar die Feigen, die Granaden, und die Muscatentrauben, die man dahin bringt, werden niemals recht reif.

u) Man sehe den Artikel von diesen Inseln. In den philippinischen schneidet man den Sagu in Stücke, und loset nicht mehr als eine einzige Rindenschale ab, die übrigen läßt man daran, damit das inwendige Mark in desto besserem Zustande verbleibe, und läßt alles eine Zeit lang

im Wasser weichen. Nachgehends schneidet man das weiße Mark in sehr kleine Stücke, wirft es in Körbe von Rohr, und tritt unter beständigem Zugießen frisches Wassers, zu welchem Ende man die Körbe an einen Fluß stellet, so lange wie den Füßen darauf herum, bis der Saft völlig heraus

Carreri redet nach aller Länge von einem gewissen Baumgeschlechte, welches den Ein- Philippini-
 wohnern ihre hauptsächlichsten Einkünfte, und wie er zu reden beliebt, eben so viel Lust schen Eylande
 als Vortheil verschaffet. Man zählet wohl bis vierzigerley Baumarten, die er sämmtlich
 unter dem allgemeinen Geschlechte der Palmbäume begreift. Die Vornehmsten versorgen
 die Inseln mit Brodte. Der Baum, den die Tagalen Noro, und die Gebirgswilden Lanz
 dau nennen, heißt in den moluckischen Inseln Sagu. Er wächst von selbst und ohne die
 geringste Pflege an den Ufern der Flüsse. Sein ganzes Wesen von unten bis oben ist eben
 so weich, als eine Rübe. Seine Rinde ist zwar Fingers dick, aber weder sonderlich hart,
 noch glatt. Die Weise, wie man das Brodt daraus bereitet, ist in den philippinischen In-
 seln ganz anders beschaffen, als in den moluckischen u).

Eine andere Palmgattung giebt Wein und Essig. Ihr Name heißt Sasa und Sasa und
 Nipa: sie kann aber ihrer geringen Größe wegen, für keinen Baum gerechnet werden. Nipa.
 Die Frucht würde den Datteln gleichen, wenn man sie zeitig werden ließe: allein sobald die
 Blüthe zum Vorschein kömmt, machen die Landleute einen Schnitt in den Zweig; den her-
 ausströmenden Saft fangen sie in einem untergesehten Gefäße auf, und bekommen nicht sel-
 ten in einer einzigen Nacht wohl zehn Kannen voll. Dieser Saft wird mit der zimmetähn-
 lichen Rinde des Calingabaumes zubereitet, und gegen das Versauern verwahret. Mit
 den Blättern eben dieses Palmbaumes decket man die Häuser. Sie werden mit zart ge-
 spaltenem Fadendünnem Rohre angeheftet, und dauern ungefähr sechs Jahre. Von den
 Cocos machet man nicht nur Wein, sondern auch Del, welches, so lange es noch frisch ist,
 recht gut schmecket. Aus der äußern Rinde der Cocosbäume, oder ihrem Baste, machet
 man Thau und Stopfwerk zum Kalfatern der Schiffe: die innere Rinde dienet zu Gefäßen
 und andern Bequemlichkeiten.

Der Burias ist die dritte Palmgattung der philippinischen Inseln, und hat denen an Burias
 der Meerenge des heiligen Bernardins gelegenen Eylanden ihre Benennung gegeben. Der
 Baum ist größer, als derjenige, welcher die Cocos trägt. Seine Früchte sind eigentlich
 Datteln, aus deren Kernen man sehr artige Rosentränze machet, und seine Blätter gleichen
 den africanischen Palmblättern. Man zapfet einen Saft aus ihm, und kochet ihn am
 Feuer zu einer Art vom Honige oder schwarzem Zucker, den man Pacascas nennet, in
 kleinen Schachteln verkauft und für etwas treffliches hält. Das Mark dieses Palmbaumes
 verwandelt sich ebenfalls in Brodt. Auch machet man ein Mehl davon, und vermischt es
 mit der Frucht, welche gleichfalls zerstoßen wird. Es ist aber diese Speise nicht so gesund,
 als der Sagu.

Carreri sehet sogar den Baum, der die Areca trägt, mit unter die Palmen. Be- Bonga.
 sagter Apfel oder vielmehr besagtes Nüßchen hat die Größe einer starken Eichel, und wird
 nebst dem Ralche zum Zubereiten des Betels gebraucht. Eigentlich heißt dieser Baum
 Bonga. Er hat eben so breite Blätter, als der Burias. Der Stamm ist hoch, ge-
 schmeidig, schnur gerade, und voll Knoten. Endlich, die vierte Gattung, davon die Ein-
 wohner

aus gepresset, und in ein untergesehtes Gefäße voll
 Wasser abgelassen ist. Hernach nimmt man das
 zum Brey gewordene Mark heraus, streicht es in
 Formen von Palmblättern, und läßt es einiger-
 maßen erhartet, wornach es an den bloßen Son-

nenstralen, ohne die geringste Beyhülfe des Fen-
 ers seine völlige Festigkeit bekömmt, und zu einem
 sehr nahrhaften Brodte wird, das lange Zeit gut
 bleibt. Carreri ubi supra auf der 183 S.

Philippinische Inseln. wohner unserer Inseln besondere Vortheile genießen, heißt bey ihnen *Donota*. Sie liefern ihnen nicht nur eine Art von Wolle *Bajos* genannt, damit man Matrasen und Hauptkissen ausstopfet; sondern auch schwarzen Hanf, *Tonor* oder *Gamuto* genannt zu Schiffthauen, und endlich kleine *Cocosnüsse*, wiewohl sie, die Wahrheit zu gestehen, den großen nicht gleich kommen. Die Fäden dieses Baumes sind so lang und so dicke, als Hanffäden, dabey schwarz wie die Pferdehaare, und dauern, wie man versichert, lange Zeit im Wasser. Sowohl die Wolle als das Hanfähnliche Wesen, wird rings herum am Stamme abgelöst. Aus den Zweigen zapfet man süßen Wein, und die Knospen ist man, so lange sie noch zart sind. Es ist keine einzige Palmbaumgattung, mit dessen Blättern man nicht entweder das Dach decken, oder daraus man nicht Hüte, Matten, Schiffssegel und andere nützliche Sachen verfertigen könnte. *Plinius* hatte demnach vollkommen Recht, wann er schon vor sechzehn hundert Jahren schrieb, dieser Baum versorge den gemeinen Mann mit Speise, Trank, Kleidung und Wohnung.

Allerley Bäume.

Der *Cassienbaum* wächst auf den philippinischen Inseln dermaßen häufig, daß man im Mayen und Brachmonate mit seiner Frucht die Schweine mästet. Die *Tamarinden*, oder vielmehr die *Sampalen*, deren Frucht den Namen *Tamarinde* trägt, sind nicht weniger in größter Menge vorhanden. Aus dem Holze wird allerley Arbeit verfertiget, gleichwie aus dem Ebenholze. Auf dem Gebirge wachsen mancherley Gattungen hoher Bäume, mit beständig grünendem Laube. Ihr Holz ist gut zum Verzimmern, es sey nun zu Schiffen oder zu Gebäuden. Hieher gehöret das schwarze Ebenholz, der rothe *Balayon*, der *Asana* oder *Naga*, daraus man Gefäße macht, welche dem Wasser eine blaue Farbe beylegen, und es der Gesundheit vorträglich machen x). Ferner, der *Calinga*, welcher einen sehr angenehmen Geruch von sich giebt, und eine gewürzartige Rinde hat. Der *Tiga*, dessen Holz so hart ist, daß man es wie den Marmor mit einer Säge ohne Zähne schneiden muß, und um dieser Ursache willen das Eisenholz benennet. Wegen der großen Schwierigkeit, in den ungemein dicken Wäldern fortzukommen, wissen die eingebohrnen Einwohner dieser Inseln selbst nicht einmal, was für Schätze die Natur darcin gelegt haben mag. Einige manillische Gebirge sind mit einer großen Menge wilder Muscatenbäume bewachsen, sie tragen aber nichts. Daß auf *Mindanao* einige ungemein hohe Bäume mit einer zimmetartigen Rinde anzutreffen sind, das ist oben schon angemerkt worden.

Blätter werden zu Thieren.

Was aber für eine ganz außerordentliche Seltenheit gelten mag, das ist die Verwandlung, welche mit den Blättern gewisser Bäume auf diesen Inseln vorgeht. Denn so bald

x) Ist der Baum, welcher das Drachenblut liefert.

y) *Carreri* erwähnt dieser Verwandlung, und erweist sie nach seinem Ermessen mit den stärksten Gründen, nämlich mit dem Zeugnisse eines Bischofes und eines Franciscaner Mönches. Wir wollen seine eigene Worte hieher setzen: „der Vater *Joseph von Orense*, ein Franciscaner, und Provincial der Provinz des heiligen Gregorius auf den philippinischen Inseln hat mir erzählt, als er in dem Dorfe *Camalie*, welches auf einer von den *camarinischen* Inseln liegt, Pfarrer ge-

wesen, so habe er es mit seinen eigenen Augen gesehen; ja er hat mir ein schriftliches Zeugniß in bester Form darüber ausgestellt, welches ich ihm noch vorzeigen kann. Auch hat mich der Bischof von *Troye*, und Coadjutor des manillischen Erzstiftes, *Dom Gines Barrientos*, eines gleichen versichert. Dürfte ich es wagen, meine Meynung darüber zu eröffnen, so wollte ich sagen, man könnte dieses Wunder auf keine andere, als nur die folgende Weise erklären, wenn man nämlich erlunert, es wachse ein Baum aus dem Blatte, und bekomme hernach Flügel, welches

bald sie zu ihrer vollkommenen Zeitigung gelanget sind, wird ein lebendiges Thier daraus, Philippinische Eylande welches sich vom Aste los machet, und in der Luft herum fliegt, doch aber die Farbe des Blattes behält. Der Leib entsteht aus den härtesten Blattfasern; der Kopf aus dem Stiele, oder aus dem Theile des Blattes, damit es am Baume hing, und der Schwanz aus dem andern Ende. Die Blattrippen geben die Füße ab, und das übrige die Flügel y).

Man hat die Cacaopflanze aus Neuspanien in die philippinischen Inseln gebracht; Cacao. und sie hat sich daselbst so stark vermehret, daß man die americanische missen kann, wiewohl sie ihr an Güte weichen muß. Der sogenannte Aimirbaum ist nicht sowohl wegen seiner Wohlgeschmackten und Traubenweise wachsenden Früchte, als wegen der besondern Eigenschaft berühmt, daß er sich mit einem ungemein hellen Wasser anfüllet, welches die Jäger und die Wilden abzapfen, indem sie nämlich ein Loch in den Stamm bohren. Mitten unter Aimir. allen diesen Bäumen wächst die Rohrgattung, welche nach der Portugiesen Beispiele, insgemein den Namen Manbu trägt, von den Spaniern aber Veruco genannt wird. Sie umfasset den Baum, wie der Epheu, und steigt bis an den Gipfel der allerhöchsten empor. Sie ist voll Dornen, die man weg nimmt und das Rohr glatt machet: riset man dieses Rohr auf, so rinnt ein helles Wasser, und in solcher Menge, als ein Mensch zum Durstlöschen nöthig hat, heraus. Da nun das ganze Gebirge voll dergleichen Rohre steht: so ist man vor allem Wassermangel darauf sicher. Die Nutzbarkeit dieser Rohre wird in allen Reisebeschreibungen erwähnt.

Wir übergehen die Platane: z), das Zuckerrohr, die Ananas, oder nach ihrem spanischen Namen, die Posias, imgleichen den Ingwer, den Indig, nebst einer großen Menge anderer Pflanzen und Wurzeln, welche man in dem größten Theile der Morgenländer eben sowohl, als hier findet. Aber die Camoten darf man sonst nirgend als in den philippinischen Inseln, suchen. Es ist eine große Rübenart, die eben so gut riecht, als schmecket. Ferner die Glabis, daraus die Einwohner eine Gattung Brodt bereiten, wiewohl die Spanier diese Frucht gekocht essen, wie die Steckrüben; die Ubis, welche die Größe eines Kürbisses hat, und davon die Pflanze dem Epheue gleicht; die Xicamas, die man entweder eingemacht genießt oder auch roh, mit Essig und Pfeffer. Die wilden Rüben, welche wie Birnen schmecken, und die Taylan, welche einen Patatengeschmack hat. Diese sämmtlichen Wurzeln wachsen in so großer Menge, daß die meisten Wilden nicht einmal daran gedenken, sich eine andere Speise zu verschaffen.

Camoten.

Glabis.

Ubis.

Xicamas.

Jii 2

Eben

solches alle Tage mit den Fliegen, Mücken, Seidenwürmern, und unzähligen andern geschieht., Ubi supra a. d. 190 S.

z) Bey den Portugiesen heißen sie indianische Feigen. Ihre Beschreibung ist anderswo schon vorgekommen. Unterdessen bringt Carreiri von denen auf den philippinischen Inseln noch folgendes bey. Sie sind von mehr als einerley Gattung und Geschmacks. Eine davon trägt den Namen Ubiapo, weil sie ihrer Vortreflichkeit wegen eines bischoflichen Mundes würdig ist; eine andere Gattung heißt Plantano di Pipita, und wird

von den Einwohnern um ihre Häuser gepflanzt, nicht nur des Schattens wegen, sondern auch, weil sie die Blätter zu Schüsseln und Tellerbüchern gebrauchen: die dritte, Tandick genannt, ist so dick, als ein Arm, anderthalbe Spannen lang, wird gebraten, und mit Weine und Zimmet gegessen: Am Geschmacks gleicht sie einer Quitte; von der vierten Art, Vendicopol machet man eben so viel Wesens; von der fünften aber, oder der Dedo de Dama, noch weit mehr. Die Einwohner halten sie für ungemein gesund, und geben sie den Kranken.

- Philippinische Eylande** Eben so wenig Mühe wenden sie auch auf die Wartung der Blumen, indem sie die Natur derselbigen überhebet, und ihre Felder das ganze Jahr über damit ausschmückt. Den vornehmsten Rang giebt man der sogenannten *Jampaga*. Sie gleicht der *Mogorin* der Portugiesen, und ist eigentlich eine weiße Rosenart mit einer dreifachen Reihe Blätter am Kelche, riecht aber noch lieblicher, als unser Jasmin. Die *Solasi* und *Locoloco* werden gleichfalls hoch gehalten, und riechen wie Nelken. Die Bluhme, welche einen dreifachen Namen hat, nämlich *Torongil*, *Balanoy* und *Damoro*, trägt kleine Samenkörner mit einem Balsamgeruche, welche dem Magen trefflich dienen, und von zärtlichen Personen unter den Betel gemischt werden. Die *Daso* riecht über und über gewürzartig, auch so gar an der Wurzel. Die *Cablin* riecht zwar ungemein schön, wenn sie frisch abgebrochen ist, aber noch weit besser, wenn sie dörre geworden ist. Die *Sarafa*, oder von den Spaniern also genannte *Oja de S. Juan*, ist eine recht schöne Bluhme, mit sehr breiten, grün und weiß gesprengelten Blättern. Der gemeine Ingwer wächst allenthalben auf dem Felde: man findet aber auch eine noch hitzigere und stärkere Gattung, welche den Namen *Langeovas* trägt.
- Arzeneykräuter.** Dem Vorgeben nach sind keine Inseln in der Welt, welche mehr Arzeneykräuter hervorbrächten, als die philippinischen. Die in Europa bekannten, haben hier zwar eben dieselben Kräfte, nur aber in einem weit höhern Grade. Gleichwohl werden sie von andern, welche dem dasigen Boden und der Landesart eigen sind, noch übertroffen. Die *Pollo*, ein sehr gemeines, und dem Portulack ähnliches Kraut, heilet alle Verwundungen, sie mögen seyn wie sie wollen, in kurzer Zeit. Noch besser ist die *Pansipana*. Sie trägt eine weiße Blüthe wie die Bohnen. Zerstoßt man sie wohl, und leget sie auf die Wunde: so vertreibt sie das faule Fleisch. Die *Golondrina* stillt die rothe Ruhr beynahe im Augenblicke. Noch mancherley andere Kräuter heilen die Wunden, wenn man sie abkocht, und die Brühe trinkt. Ein gewisses anderes Kraut erzeiget bey einem Gesechte eben die Wirkung, als das *Opium*; es machet nämlich den Menschen toll, daß er blindlings auf den Feind losgeht; ja man versichert, er blute nicht einmal, wenn er verwundet werde. Wegen dieser besondern Kraft, führet *Carreri* einen portugiesischen Statthalter, und einige Heidenbefehrer, als Zeugen an. Ferner rühmet er die herrliche Eigenschaft zweyer andern Kräuter; das eine vertreibt alle Mündigkeit, wenn es um die Hüften geschlagen wird: das andere erhält den Menschen bey Kräften, wenn er es in den Mund nimmt, und kann er sodann zwey Tage lang in einem Stücke fortwandern, ohne etwas zu essen.
- Gift und Gegengift.** Eben diejenige Beschaffenheit der Luft, welche eine große Menge giftiger Thiere auf diesen Inseln hervorbringt, die verursacht auch, daß eine nicht geringere Anzahl schädlicher Kräuter, Blumen und Wurzeln daselbst wächst. Einige darunter führen ein dermaßen zartes Gift bey sich, daß sie nicht nur jedwedem, der sie berührt, den gewissen Tod bringen; sondern auch wenn sie blühen, die Luft in der ganzen Gegend anstecken und tödtliche Seuchen verursachen. Hingegen findet man auch, an eben denselbigen Orten, die bewährtesten Gegengifte. Ohne des *Bezoars* zu erwähnen, welcher in den philippinischen Inseln recht

a) Bey der Beschreibung, welche *Carreri* von den Kräften der philippinischen Kräuter und Bäume giebt, erzählt er zugleich, es habe ein deutscher Jesuiten Frater, Namens *Georg Carrol*, welcher in dem manillischen Collegio Apotheker ge-

wesen, eine Beschreibung davon in zween Folio Bänden verfertigt, und die Gestalt eines jedwedem so natürlich dazu gemalt, daß man es ohne Mühe auf dem Felde kennen konnte, wenn man nur das Buch bey sich hatte. Zu dem Bilde hatte er die

recht wunderbare Kraft hat, und in dem Leibe der Ziegen und Hirsche entsteht, so ist nichts vortrefflicheres gegen alle ansteckende und pestilentialische Fieber, als die Manungal zu Pulver gestoßen und in laulichem Wasser, oder in Cocosöhle eingenommen. Die Blätter der Alipayon, welche dem Uhornlaube gleichen, reinigen eine Wunde vollkommen, und machen, daß frisches Fleisch wächst. Die Dilawurzel, gestoßen und gesotten, heilet nebst dem Cocosöhle die Wunden von vergiftetem Geschosse oder giftigen Dornen. Ein anderes Kraut, das die Spanier Culebras, die Tagalen aber Carogtrong nennen, ist dermaßen kräftig, entzweygehauene Gliedmaßen wieder zu heilen, daß eine Schlange, wenn sie entzwey gehauen worden ist, nur dieses Kraut gebrauchet, und so bald wieder ganz wird. Eben dergleichen Kraft hat auch ein gewisses Holz, Namens Doctan. Die Frucht des Amuyons hat die Größe einer Haselnuß, brennet auf der Zunge wie der Pfeffer, und bringt erfrorne Gliedmaßen wieder zu rechte. Die Pandacaca gestoßen und warm übergelegt, erleichtert die Geburth. Der Baum Camandag genannt, ist so giftig, daß auch seine Blätter schon den Tod verursachen. Mit dem Saft, der aus seinem Stamme tropfet, vergiften die Inseleinwohner ihre Pfeile. Soweit der Schatten des Baumes rings herum fällt, so weit vertrocknet auch alles Gras. Versetzt man ihn anderswohin, so verdorren alle in der Nähe stehende Bäume, nur eine einzige Staude ausgenommen, die sein Gegengift ist, auch allezeit neben ihm wächst. Wer durch Einöden reisen muß, der behält beständig ein Stückchen Holz, oder ein Blatt von besagter Staude im Munde, damit er gegen die schädliche Wirkung des Camandags sicher seyn möge.

Philippinische Eylande

Manungal.

Alipayon.

Dilao.

Culebras.

Amuyon.

Pandacaca.

Camandag

und dessen gefährliche Wirkung.

Die Maca Bubay, welcher Name soviel heißt als belebend, ist eine Art Epheu, so dick als ein Finger, und schlingt sich um irgend einen Baum. Es hängen gewisse Fäden an dieser Pflanze, daraus die Insulaner Armbänder machen, und sie als ein bewährtes Mittel gegen allerley Gift an sich tragen. Nimmt man von der Wurzel Bubay das Stück, welches auf der Morgenseite steht, stößt, und leget es auf eine Wunde: so thut sie bessere Wirkung, als jedweder Balsam, es sey welcher es wolle. Der Baum dieses Namens wächst gern bey Gebäuden, und treibt seine Wurzeln mit solcher Gewalt durch ihren Grund, daß er nicht selten die allerstärksten Häuser zum Einstürzen bringt. Er wächst auch auf dem Gebirge, und wird von den dasigen Indianern in besondern Ehren gehalten a).

Maca

Bubay.

Es giebt auf den philippinischen Inseln unterschiedliche Fühlkräuter, welche gleichsam das Mittel zwischen den gemeinen Pflanzen und den Thieren ausmachen. Dasjenige, welches am meisten bewundert wird, gleicht durchaus dem Kohle. Es wurde im 1642 Jahre von einem Soldaten auf der Küste Ibabao entdeckt; denn als er es abbrechen wollte, riß es seiner Hand aus, und zog sich unter das Wasser des Meeres. Das von den Spaniern also genannte Verguenzosa, oder Schämkraut, wächst auf den S. Petershügeln, nicht weit von Manilla. Man mag es anrühren zu welcher Stunde des Tages, und so hart, als man will, so weicht es aus, und schließt seinen Kelch mit großer Behendigkeit zusammen. Die Spugna und die Seenessel wird in diesen Inseln gleichfalls angetroffen.

Fühlkräuter.

J i i 3

Der

Wirkung des Gewächses und die Weise, wie man es bereiten mußte, geschrieben; und an diese ganze Arbeit eine Zeit von funfzehn Jahren gewendet. Diese Kenntniß der Kräuter hatte er den Indianern zu danken, als welche große Kenner derselbi-

gen sind. Carreri sagt, dieses Werk verdiene wohl, daß man es zu Beförderung des gemeinen Bestens herausgebe, und habe er sowohl dem Superior als dem Frater Carrol selbst Vorstellungen deswegen gethan. a. d. 203 S.

Sechs besondere Sprachen. Art zu schreiben. Verliche Gottheiten. Alte Regierungsform. Ihre Gerichtsform. Wie sie den Diebstahl entdecken und bestrafen. Weiber und Heirathsgebräuche. Vielweiberey. Seltsame Gewohnheit. Rang und Beschäftigung der Einwohner. Andere sonderbare Gebräuche bey ihren Leichen. Ihre Trauer. Leibesgestalt und Kleidung. Weise zu grüßen. Ihre Speisen. Musik und Lustbarkeiten. Ihr Gottesdienst. Wund- Dampiers Nachrichten von Mindanao. Artige Weise zu betteln. Hauptstadt Mindanao. Pallast des Sultans. Künstler zu Mindanao. Nachricht des Vater Clain von den Pintados. Entdeckung der Insel Palao. Nachricht, die der Vater Clain davon erhält. Zustand ihrer Inseln. Ihre Gebräuche. Eifer der Missionarien.

Sechs besondere Sprachen.

Art zu schreiben.

Gerichtsform.

Die Verschiedenheit der Völker, welche theils ein bloßer Zufall, theils ihr eigenes Verleihen auf die philippinischen Inseln zusammen gebracht hat, zieht die Verschiedenheit der Sprachen, als eine unvermeidliche Folge, nach sich. Man zählt folglich auf der einzigen Insel Manilla sechs besondere Sprachen, nämlich der Tagalen, der Pampangas, der Bisayas, der Tagayanen, der Ilocos und der Pangasinanen. Unter diesen sind die tagalische und bisayanische, am stärksten im Gebrauche. Die Sprache der Schwarzen, der Sambalen und der andern Wilden, versteht kein anderer, als sie selbst. Carver behauptet, die alten Einwohner hätten ihre Sprache und Schrift von den Malayen auf dem festen Lande bekommen, wie sie ihnen denn nicht nur hierinnen, sondern auch an Dummheit gleich kämen. Im Schreiben gebrauchen sie nicht mehr, als drey Lautbuchstaben, wiewohl sie in der Aussprache fünf, ganz unterschiedene, haben. Mitlaute haben sie dreyzehn. Sie schreiben von unten hinaufwärts, setzen die erste Zeile zur linken, und die folgenden immer näher gegen die rechte Hand, da hingegen die Chinesen und Japanesen von oben herab, und von der Rechten gegen die linke schreiben. Ehe die Spanier sie das Papier kennen lehrten, schrieben sie mit der Messerspitze auf die platte Seite eines Rohres, oder auf Palmblätter. Heutiges Tages haben die indianischen Mohren ihre ehemalige Schrift vergessen, und gebrauchen dafür die spanische.

Das vornehmste Gesetz bey ihnen ist, man sollte diejenigen ehren, welchen man das Leben zu danken hat. Alle Streithandel werden von dem Oberhaupte des Barangueh unter dem Beystande der Aeltesten geschlichtet. In bürgerlichen Sachen ladet man die Parteien vor, und suchet sie mit einander zu vergleichen. Läuft der Versuch fruchtlos ab: so müssen sie schwören, daß sie es bey dem Ausspruche der Richter wollen bewenden lassen. Hierauf schreitet man zu dem Zeugenverhöre. Ist der Beweis auf beyden Seiten gleich stark: so wird die streitige Sache getheilet. Beschweret sich einer von den Streitenden darüber: so wird der Richter sein Gegentheil, behält die Hälfte der streitigen Sache für sich selbst, und vertheilet das übrige unter die Zeugen. In peinlichen Fällen wird kein rechtliches Urtheil ausgesprochen. Hat der Verbrecher kein Geld, damit er dem beleidigten Theile genug thun könnte: so jagen ihn das Haupt und die Vornehmsten des Barangueh durch die Spieße. War der Entleibte selbst einer von den Vornehmsten: so bekriegen seine Angehörigen die Verwandten des Todtschlägers so lange, bis sich ein Mittelsmann aufwirft, und vorschlägt, man sollte lieber so und so viel Geld zur Genugthuung annehmen. Eine Hälfte davon bekommen die Armen; die andere Hälfte aber die Frau und Kinder des Entleibten.

Ist

Die Vielweiberey war bey den Tagalen nicht im Gebrauche. Hatte aber der Mann **Vielweiberey.** keine Kinder von seiner Frau: so konnte er, mit ihrer Genehmhaltung, eine leibeigene in sein Bett nehmen. Bey den Bisayas hingegen, konnte der Mann nicht nur zwey, sondern noch mehr Weiber nehmen; nur mit dem Unterschiede, daß die Kinder von der ersten Frau zwey Drittel, die von den übrigen aber, nur ein Drittel erbeten. Das Gold für das Heirathsguth wurde nicht gewogen, sondern gemessen. Das Annehmen an Kindesstatt war bey diesem Volke nichts ungewöhnliches. Schwerlich aber wird an irgend einem andern Orte in der ganzen Welt ein so toller Gebrauch anzutreffen seyn, als die vor Zeiten bey ih- **Seltene Gewohnheit.** nen übliche Gewohnheit, ordentliche Beamten darauf zu halten, daß sie den Mägden die Jungferschaft nehmen mußten, weil man selbige als eine den Ergötzlichkeiten eines Ehe- mannes ungemein hinderliche Sache ansah. Nun ist zwar, seitdem die Spanier Herren im Lande sind, von diesem häßlichen Gebrauche nicht die geringste Spur mehr übrig geblie- ben, gleichwohl aber versichert der Reisebeschreiber, welchem wir diese ganze Erzählung zu danken

Philippinische Eylände. danken haben, aus dem Munde der Heidenbekehrer, daß ein Bisayas noch bis auf den heutigen Tag ungemein schwehrmüthige Gedanken in den Kopf bekomme, wenn er seine Frau gegen allen Verdacht bewähret finde; indem er nämlich sich einbilde, sie müsse irgend einen Fehler an sich haben, der ihm an seinem Vergnügen hinderlich fallen werde, weil kein Mensch Lust zu ihr bezeigt habe b).

Nanga und Beschäftigung der Einwohner. Der Adelsstand war bey keinem einzigen unter allen diesen Völkern erblich. Man erwarb ihn entweder durch Geschicklichkeit oder durch Leibesstärke; das ist, man mußte sich in irgend einer Kunst hervor gethan haben. Der gemeine Mann hatte keine andere Übung als den Ackerbau, das Fischen und Jagen. Seitdem sie aber unter spanische Völkermäßigkeit gerathen sind: so haben sie von ihren Herren das Faulenzen gelernt, ungeachtet sie sonst sehr geschickte Arbeiter sind. Absonderlich können sie ungemein zarte goldene Ketten und Rosenfränze machen. In den calamianischen und noch einigen andern Eyländern verfertigen sie aus ihren schönen bis fünfzig Spannen langen Rohren, allerley Schachteln, Kästchen und Futterale von mancherley Farben. Die Weibespersonen wirken Spigen, die den brabantischen wenig nachgeben, und über ihr Seidensticken muß ein Europäer sich verwundern.

Andere sonderbare Gebräuche bey ihren Leichen. Man hat seit langer Zeit bemerkt, daß kein Landeseingeborner jemals allein ist, sondern allemal wenigstens eine Person zur Gesellschaft haben muß. Hat ein Mann seine Frau verlohren: so wird er drey Tage lang, von lauter Witvern bedienet. Hingegen wird einer Frauen nach ihres Mannes Absterben eben dieser Dienst von dreyen Witwen geleistet. Bey einer kreißenden Frau darf kein Mägdchen zugegen seyn, weil sie meynen, die Arbeit werde ihr desto saurer. Arme Leute werden ohne viele Weitläufigkeit in ihrem eigenen Hause eingescharrret. Reiche hingegen werden mit goldenen Armbändern und andern Zierrathen geschmückt, und in eine Kiste von kostbarem Holze gelegt. Diese Kiste oder diesen Sarg stellet man in irgend einen Winkel des Hauses, in einiger Weite über der Erde, hernach umfasset man den Platz mit einem Gitterwerke, und stellet noch eine andere Kiste hinein, darinnen die besten Kleider und Waffen des Verstorbenen, oder wenn es eine Frau war, ihr Arbeitsgeräthe liegt. Vor Ankunft der Spanier konnte man einem Todten keine größere Ehre erzeigen, als wenn man den Leibeigenen, auf welchen er am meisten hielt, erstlich recht gut fütterte, und hernach erwürgte, damit er seinem Herrn Gesellschaft leisten möchte.

Sonderbare Trauer. Bey den Tagalen trauert man in schwarzer Kleidung, bey den Bisayas in weißer. Zu solcher Zeit scheeren sie sich den Kopf und die Augenbrahnen. Vor Zeiten, wenn einer von den Vornehmsten starb, so durfte vor Ablaufe einiger Tage kein Mensch das geringste Wort reden; man durfte weder hämmern noch klopfen; ja man durfte in der ganzen Gegend nicht einmal auf einem Flusse fahren. Man richtete gewisse Warnungszeichen auf, daran jedermann sehen konnte, in diesem Bezirke sey dormalen eine stille Zeit, und er müsse wegbleiben. Ueberschritt er besagte Zeichen dennoch, so wurde er am Leben gestraft. War der Verbliehene mörderischer Weise entleibet worden, so währte die Trauer und das Stillschweigen in seinem Barangueh so lange, bis seine Anverwandten die That gerächet hatten, und zwar nicht nur an dem Mörder, sondern überhaupt an allen Ausländern, als welche sie für Feinde hielten. Sie brachten ganze Tage damit zu, daß sie zu Wasser und Lande Schlachtopfer auffuchten. Hatten sie so viele zusammengebracht, daß sie ihre Buch genugsam

b) Carreri ubi supra S. 156.

genugsam daran auslassen konnten, so brachen sie das Stillschweigen, zogen ihre Feyerkleider an, und legten ihr Vergnügen durch ein heftiges Freudengeschrey und großes Frolocken an den Tag. Philippinische Inseln

Die indianischen Mohren dieser Inseln sind von mittelmäßiger Größe, wohlgestaltet, und von einer röthlichten Farbe, die ins Schwarze fällt. Die Tagalen lassen ihre Haare bis an die Schultern hängen. Die Tagaynen tragen sie länger, die Iloccos kürzer, und die Bisayas noch kürzer, als die Iloccos. Die Sambalen schneiden sie vorn ab, und lassen sie nur hinten am Kopfe fliegen. Die Weibespersonen haben alle miteinander ungefähre einerley Farbe, nur findet man unter den Bisayas zuweilen einige ziemlich weiße. Sie flechten ihre Haare zwar nicht in Zöpfe, binden sie aber sehr artig zusammen. Weil sie meistens schwarz sind: so schminken sich diejenigen, die von Natur mit dieser anmuthigen Farbe nicht genugsam begabet sind, mit einer Salbe von gewissen Baumrinden und Cocose, nebst darunter gemischtem Muscus und andern wohlriechenden Dingen, und geben sich die beliebige Schwärze. Ihre größte Schönheit suchen sie darinnen, daß sie die Zähne sehr rein, und in gleicher Größe halten. Sie streichen eine gewisse schwarze Farbe daran, davon sie gut bleiben, und die vornehmsten schmücken sie überdieses noch mit kleinen Goldblättchen. Ehe die Spanier ins Land kamen, trugen die Männer weder Knebel noch lange Bärte, sondern rissen sich die Haare mit einem Zängelchen aus. Auf einigen Inseln trugen sowohl Manns- als Weibespersonen Ohrengehänge, ja zuweilen in jedwedem Ohre ein Paar; die alte Tracht der Mannspersonen ist ein leichtes Wammes, das kaum bis an die Hüften reichet, und sehr kurze Ärmel hat. Um den übrigen Leib wickeln sie ein Stück Zeug, das zuweilen einige goldene Zierrathen hat, und stecken es zwischen den Beinen durch, wie die Indianer diesseits des Ganges zu thun pflegen. Um die Arme tragen sie Ringe von Gold oder Elfenbein, zuweilen auch Armbänder von Perlen, an den Beinen schwarze Riemen, und an den Fingern unterschiedliche Ringe: die übrige Kleidung besteht in einem Mäntelchen, das sie unter dem Arme durchziehen, und in einem Stücke Cattun, in Gestalt einer Mütze oder eines Turbans, daß sie Manputon nennen. Wer sehr artig thun will, läßt einen Zipfel davon auf die Schultern herab hängen. Einige tragen ein gewisses kurzes Gewand, Chinina genannt, gleichwie es denn auch das einzige ist, das die Weibespersonen tragen, dabey aber statt des Rockes noch den Saras, das ist ein langes Ende Cattun um sich hängen. Wollen sie ausgehen: so hängen sie ein kleines Mäntelchen um die Schultern. Uebrigens besteht ihr größter Pracht in Kleinodien, die sie an den Fingern, an den Ohren und am Halse tragen. Strümpfe und Schuhe verlangen sie nicht, damit ihnen die Beine desto kühler bleiben. Allein, die vornehmen Frauen erscheinen niemals barfüßig, indem sie die spanische Tracht ihrer Hoheit für gemäß achten.

Vor Zeiten machten sich die Einwohner dieser Inseln, ungeachtet ihrer Kleidungen, noch allerley Figuren auf die bloße Haut, und daher rühret der Name Pintados; den die Spanier der vornehmsten Insel der Bisayer beylegte, indem diese Leute aus dem besagten wunderlichen Zierrathe ein Merkmaal ihrer Tapferkeit und ihres Adels machten. Ja sie durften sich nicht einmal den ganzen Leib auf einmal dergestalt bezeren, sondern es mußte Stufenweise, und nach Maaßgebung ihrer tapfern Thaten geschehen. Die Männer bemalten sich überall, und sogar am Barte und den Augenbraunen, die Weiber hingegen bemalten nur eine Hand ganz, und die andere zum Theile. Heutiges Tages geht dieser Gebrauch auf der Insel Manilla bey niemanden mehr im Schwange, als bey den Iloccos.

Zutgem. Reisev. d. r. XI Band.

K f f

Sie

Philippinische Eylände. Sie grüßen sich unter einander sehr höflich, und nehmen dabey ihre Manputon oder Art von Mütze ab. Begegnet sie einer sehr vornehmen Person: so beugen sie den Leib sehr tief, legen eine oder auch wohl alle beyde Hände an die Backen, und halten zugleich einen Fuß mit gebogenem Knie in der Luft: geht aber ein Spanier vorbey, so nehmen sie nur die Mütze ab, neigen sich und legen die Hände zusammen.

Weisse zu grüßen.

Ihre Speisen.

Ihre Musik und Lustbarkeiten.

Sie sitzen zwar bey Tische, allein sehr niedrig, gleichwie denn ihre Tische an sich selbst nicht hoch sind. Jedweder Gast sitzt, eben so wie in China, an einem besondern Tischchen. Es wird bey ihren Gastmahlen mehr getrunken, als gegessen. Das gewöhnlichste Gericht ist etwas Reiß im Wasser gekocht. Die meisten essen niemals Fleisch, als etwa an einem Festtage. Ihre Musik und Tänze sind gleichfalls nach chinesischer Art eingerichtet. Einer singt vor, die übrigen wiederholten den Vers, unter dem Klange einer metallenen Trommel. Ihre Tänze stellen ein Gefecht vor, und es sind alle Schritte und Bewegungen dabey abgemessen. Zuweilen gebrauchen sie bey ihren Vorstellungen nur die bloßen Hände, zuweilen nehmen sie eine Lanze zu Hülfe, die sie sehr geschickt zu führen wissen. Die Spanier selbst befinden diese Tänze für schön, und haben sie bey ihren Festen eingeführet. Ihren Versen mangelt es in ihrer Sprache weder an Zierlichkeit noch Anmuth. Doch ihre Hauptlust besteht im Hahnenkampfe. Sie bewaffnen den Hahn mit einem eisernen scharfen Sporn, und richten ihn ordentlich ab.

Ihr Gottesdienst.

Vorgegebene Erscheinungen.

Wunderliche Gotttheiten.

Bisher hat man noch nichts entdeckt, was dem Gottesdienste und der ehemaligen Regierungsform der ursprünglichen Einwohner unserer Inseln ein Licht anzünden könnte. Alles, was man aus ihnen herausgebracht hat, besteht in einigen von ihren Voreltern mündlich erlernten Liedern, zum Lobe der Herkunft und der Heldenthaten ihrer Götter. Einen hatten sie, wie man weiß, gegen den sie eine sonderbare Ehrerbietung trugen, und den die tagalischen Gesänge *Barhala-May-Capal*, das ist den wirkenden Gott nennen. Sie betheten Thiere und Vögel, Sonne und Mond an; da war kein Felsen, kein Stein, kein Vorgebirge noch Fluß, den sie nicht mit Opfern beehrten; absonderlich aber kein alter Baum, dem sie nicht einige göttliche Ehre erzeiget hätten, und war es eine höchstverruhrte That, ihn umzuhauen. Dieser Aberglaube ist noch nicht völlig ausgerottet. Man wird einen Eyländer nimmermehr dahin bringen, daß er gewisse alte Bäume, darinnen nach seinem Wahne, die Seelen seiner Voreltern wohnen, umhauen sollte. Sie sehen in ihrer Einbildung auf dem Gipfel dieser Bäume gewisse Geister, die sie *Tibalang* nennen, und ihnen eine riesenmäßige Gestalt, lange Haare, kleine Füße, sehr weit ausgebreitete Flügel und einen bemalten Leib zuschreiben. Nach ihrem Vorgeben merken sie ihre Ankunft am Geruche. Das allerseltzamste dabey ist dieses, daß sie steif und fest dabey bleiben, sie sehen die *Tibalangs* mit Augen, ungeachtet die Spanier nicht das geringste erblicken^{c)}.

Noch betheten sie gewisse besondere Schutzgötter an, die bey den *Bisayas* den Namen *Davatas* trugen, bey den *Tagalen* aber *Anitos* hießen. Einer herrschete über das Gebirge, der andere über den Ackerbau, noch andere über das Fischen; einige beschützen die Häuser, andere die Kinder. Unter die Zahl der *Anitos* rechneten sie auch ihre Väter und Großväter, und riefen sie um Hülfe an, wenn sie in Nöthen steckten. Gleichfalls wurde der zum *Anitos*, der durchs Schwert umkam, den der Bliß tödtete, oder dem ein

c) Das tagalische Wörterbuch, welches ein Franciscaner verfertigt hat, handelt nach aller Länge von diesen Gespenstern.

Erocodill aufraß. Aus diesem thörichten Wahne wählten die alten Greisen irgend einen Philippinischen Ort im Gebirge, oder eine Felsenklippe, die weit in die See hinausragete, zu ihrer Begräbnißstelle, damit sie von den Fischen und Seelenten angebethet werden könnten. Von der Schöpfung der Welt und von ihren ersten Einwohnern wissen sie, aus ihrer alten Sage, eine Menge Märchen zu erzählen.

Die Spanier fanden in dieser ganzen Inselreihe, weder einen König, noch sonst einen Herrn von sehr hohem Stande. Die Einwohner verbanden sich ben ihren beständigen innerlichen Kriegen mit den verwegensten oder stärksten. Jedweder kleiner Staat trug den Namen Baranguah, welches soviel als eine Barke bedeutet; vermuthlich deswegen, weil die ersten Einwohner zu Schiffe dahin gekommen waren. Sie blieben den Schiffshauptleuten gehorsam, welche vielleicht die Häupter der eingeschifften Geschlechter waren, und dieser Titel wurde nachgehends beybehalten.

Als Dampier im 1686 Jahre nach Mindanao d) kam, und sich ziemlich lange da selbst verweilte: so beobachtete er eines und das andere, was billig verdienet, daß wir es an diesem Orte beybringen. Er beschreibt die Einwohner folgender Gestalt. „Die Mindanayer, saget er, sind von mittelmäßiger Größe; sie haben zarte Glieder, einen geraden Leib und kleinen Kopf; das Gesicht ist eyrund, die Stirne platt, die Augen schwarz und klein, die Nase kurz, der Mund ziemlich groß, die Lippen sind klein und roth, die Zähne schwarz und sehr gesund, die Haare schwarz und glänzend; ihre Gesichtsfarbe ist zwar dunkelbraun; sie fällt aber doch mehr ins Hellgelbe, absonderlich bey Weibspersonen, als in andern indianischen Gegenden. Den Daumnagel lassen sie ungemein lang wachsen, absonderlich am linken Daumen; sie befeilen ihn zwar zum öftern, schneiden ihn aber niemals ab. An gutem natürlichen Verstande fehlet es ihnen im geringsten nicht. Sie können auch hurtig und arbeitsam seyn, wenn sie wollen: allein meistens faulzen und stehlen sie gern, und es bringt sie nichts zum Arbeiten, als der Hunger. Unter dessen ist doch nicht zu leugnen, daß ihre Trägheit großen Theils von dem harten Joche herühre, das ihnen ihre Fürsten auslegen. Denn weil ihnen diese tyrannischen Oberherren alles wegnehmen, was sie erwerben, so verlangen sie nicht mehr zu haben, als sie gegenwärtig brauchen, das ist, was sie aus der Hand in den Mund bringen können. Dem ungeachtet sind sie meistens ungemein hochmüthig, und treten mit stolzen Schritten einher. Nichtsdestoweniger begegnen sie den Fremden sehr höflich, machen Bekanntschaft mit ihnen, und gehen ganz vertraulich mit ihnen um: allein gegen ihre Feinde sind sie unversöhnlich, im höchsten Grade rachgierig, und machen sich kein Bedenken aus dem Giftmischen, wenn sie nur ihr Muthchen kühlen können e).

Ihre Kleidung besteht aus einer Weste und Hosen. Beine und Füße bleiben bloß; auf dem Kopfe hingegen haben sie einen Turban, dessen beyde Enden mit einer Franse oder Spitze besetzt, und mit einer Schleife zusammengebunden sind, das übrige lassen sie hängen. Die Weibspersonen sind wohlgebildeter, als die Mannspersonen. In ihre schwarzen langen Haare schlagen sie einen Knoten, und lassen sie übrigens über dem Rücken hinab hängen. Sie haben längere Gesichter, als die Männer, und eine hübsche Bildung, nur die Nase ausgenommen, welche nicht nur ungemein kurz, sondern auch zwischen den Au-

R f f 2

„gen

d) Man sehe oben den Artikel von dieser Insel.

e) Wilhelm Dampiers Reisebeschreibung II Theil a. d. 367. 368 S.

Dampiers
Nachrichten
von Mindanao.

Beschaffenheit der Inselaner.

Abschilderung der Frauenpersonen.

Philippinische Eylande „gen so platt ist, daß man sie an selbigem Orte kaum wahrnimmt. Eben so wenig hat „ihre Stirne eine merkliche Erhöhung. Von ferne lassen sie ungemein schön, aber in der „Nähe erschrickt man über diese Unvollkommenheiten. Sie haben sehr zarte Gliedmaßen; „ihre Kleidung besteht in einer solchen Weste, dergleichen die Männer tragen, nebst ei- „nem Unterrocke aus einem einzigen Stücke, indem beyde Enden zusammen genähet werden. „Ein solcher Rock ist zween Schuhe weiter, als der Leib; daher kann man ihn anziehen, wie „man will, und das unterste Theil zum obersten machen; nur muß man es falten, damit „es dem Leibe gerecht wird. Die Weste oder das Leibkleid steht offen, und reicht bis über „die Hüften. Die Aermel sind weit länger, als der Arm, und so enge, daß man kaum die „Hand durchstecken kann, hingegen falten sie sich unter der Hand zusammen, f). Eben „dieser Reisende legte dem mindanaischen Frauenzimmer eine besondere Neigung gegen Auslän- „der, absonderlich gegen Weiße bey. Sie würden bald Bekanntschaft mit ihnen machen, „wenn ihnen der eingeführte Gebrauch diese Freyheit nicht eben deswegen abgeschnitten hätte, „weil man weiß, daß sie nach ihrem Geschmacke ist. Sie dürfen also mit Ausländern zwar „reden, doch nur im Beyseyn ihrer Männer.

**Artige Weise
zu betteln.**

Es haben diese Indianer eine ganz besondere und ihren Inseln allein eigene Weise zu betteln, welche nach des Verfassers Meynung bloß daher rühret, weil so wenig Handlung im Lande getrieben wird. Kommen Ausländer dahin, so stellen sich die Einwohner an den Strand, heißen sie willkommen seyn, und fragen einen jedweden ins besondere, ob er lieber einen Cameraden oder eine Pagaly beliebe? Diese Wörter haben sie von den Spaniern gelernet, und bedeutet das erste einen guten Freund; das andere, eine vertraute Freundin. Diese Höflichkeit muß man sich gefallen lassen, mit einem Geschenke erwidern, und auf gleiche Weise zu unterhalten suchen. So oft der Ausländer ans Land tritt, ist er bey seinem Cameraden oder bey seiner Pagaly willkommen; er bekommt in ihrem Hause für sein Geld zu essen und zu trinken, auch ein Nachtquartier, umsonst aber nichts als Toback und Betel, den er nicht schonen darf. Sogar die allervorrechnlichsten Frauen genießen die Freyheit, mit ihrem Gaste in anderer Leute Beyseyn zu sprechen, ihn ihrer Gewogenheit zu versichern, und mit Toback und Betel zu beschenken.

**Hauptstadt
auf Mindanao.**

Die Hauptstadt der Insel trägt gleichfalls den Namen Mindanao. Sie liegt in dem südlichen Theile der Insel, auf sieben Grade zwanzig Minuten Norderbreite an dem Ufer eines kleinen Flusses, nur zwey wälsche Meilen von der See. Die Häuser in dieser Stadt haben eine sehr wunderliche Gestalt. Man setzet sie nämlich auf Pfähle, die wohl zwanzig Schuhe hoch, und desto dicker sind, je prächtiger das Gebäude lassen soll. Sie bestehen folglich nur aus einem einzigen Stocke, der verschiedene Zimmer hat, in welche man von außen auf einer Treppe steigt. Das Dach ist breit, und mit Palmbältern gedeckt.

f) Ebendas. a. d. 369 S.

g) Also darf man zum Beyspiele, ihre Geschicklichkeit im geringsten nicht aus der Gestalt ihrer Blasbälge beurtheilen. Ein solcher Blasbalg ist ein runder, und gleich unsern Brunnenstöcken durchbohrter Block, etwa drey Schuh lang, den man neben dem Feuer auf die Erde hinstellet. Unten, dem Feuer gegenüber, hat er ein kleines Loch,

mit einer darein gesteckten Röhre, welche den Wind in die Gluth führet, vermittelst eines großen und eben an einem Stocke gebundenen Federbusches. Derselbe Federbusch füllt das Loch im Blocke aus, treiben die Luft fort, und jagen sie in die Röhre. Hierbey bringt die unten befindliche Röhre diese plumpe Maschine ohne Schwierigkeit in Bewegung. Ebendas. S. 374.

deckt. Es bleibt demnach unter jedwedem Hause ein großer offener, und unsern Hallen. Philippinische Eylande. ungefähr ähnlicher Raum, dem es zwar nicht an Helligkeit, wohl aber gemeiniglich an Reinlichkeit fehlet. Die Armen, welche Enten oder Hühner halten, umzäunen ihn, und machen ihrem Geflügel einen Hof daraus.

Der Pallast des Sultans ist an seiner Größe kenntlich. Er steht auf hundert und achtzig dicken, und weit höhern Pfeilern, als man zu den gemeinen Häusern nimmt; so steigt man auch auf großen und breiten Treppen hinauf. In dem Vorgemache stehen zwanzig eiserne Stücke auf ihren Lavetten. Der Feldherr und die Großen des Hofes haben gleich dem Könige schwebres Geschütz in ihren Häusern. Zwanzig Schritte weit von dem Pallaste steht ein kleines Gebäude, zwar ebenfalls auf Pfählen, sie sind aber nur drey bis vier Schuhe hoch. Hierinnen wird Staatsrath gehalten, und den ausländischen Gesandten oder Kaufleuten Gehör ertheilet. Der Saal ist mit sehr saubern Matten belegt, worauf die sammtlichen Räte mit kreuzweise übereinander geschlagenen Beinen sitzen.

Pallast des Sultans.

Handwerker und Künstler giebt es zu Mindanao nicht sonderlich viele. Die vornehmsten sind die Goldschmiede, die Waffenschmiede, und Zimmerleute. Unterdessen beläuft sich die Anzahl der ersten kaum auf drey Personen. Sie verarbeiten sowohl Gold als Silber, machen auch alle Arbeit, die man bey ihnen bestellet, sehr sauber: allein sie haben weder offene Läden noch feile Waare. Die Schmiede verfertigen so saubere Arbeit, als es bey dem elenden Werkzeuge, das sie haben, immer möglich fällt. Dampier verwunderte sich, daß er so große Geschicklichkeit und so schlechte Erfindungskraft beisammen fand g). Sie haben weder Feilstock noch Amboss. Sie schmieden auf einem harten Steine, oder auf einem alten Trumme von einem alten Stücke. Nichts destoweniger ist an ihrer Arbeit nichts zu tadeln, absonderlich was das gewöhnliche Hausgeräth und das Eisenwerk für Schiffe betrifft. Zimmern kann bey nahe ein jedweder, und versteht die Art und das Gleichheil zu führen. Sägen aber haben sie nicht. Wollen sie ein Brett machen: so spalten sie den Block nach der Länge, zimmern aus jedweder Hälfte ein einiges Brett, und gleichen es mit dem Beile ab. Diese Arbeit ist zwar mühsam, allein das Holz behält auf diese Weise seinen völligen Kern, und ersetzt durch seine Dauerhaftigkeit, alle daran gewendete Mühe und Kosten überflüssig.

Künstler zu Mindanao.

Im 1697 Jahre durchreiste der Jesuit, Pater le Clain, als ein Heidenbefehrer, die Landschaft de los Pintados. Sie besteht, saget er, aus großen Inseln, die nur durch schmale Meerarme von einander abgesondert sind, welche man wegen der Ebbe und Fluth nicht anders als mit vieler Beschwerclichkeit und Gefahr durchschiffen kann. Damals befanden sich schon sieben und siebenzigtausend Christen unter der geistlichen Aufsicht von ein und vierzig Jesuiten darauf. Eben dieser Schriftsteller giebt uns Nachricht h) von Entdeckung gewisser anderer Inseln, die er Palaos nennet. Sie liegen nicht weit von

Nachricht des Pater Clain von den Pintados.

Kff 3

den

h) In einem Briefe, welcher in der ersten Sammlung erbaulicher Briefe, und zwar in der zweyten Auflage steht. Eben diese Erzählung ist auch in der Einleitung zur sechsten Sammlung anzutreffen. In eben diesem Theile stehen auch päpstliche Breven und andere Schreiben, darinnen der Vorschlag zu Befehrung der Einwohner gethan wird. Ja man findet auch eine Karte von diesen Inseln,

welche aus den Nachrichten, und auf die Weise als wir soaleich erzählen wollen, verfertigt wurde. Unterdessen behaupten einige geschickte Seefahrer, wenn diese Inseln eben die Lage hätten, die man ihnen auf dieser Landkarte anweist, so müßten sie mit ihren Schiffen darüber weggefahren seyn.

Philippini- den marianischen, wiewohl sie übrigens nicht die geringste Gemeinschaft mit ihnen
sche Eylande haben.

Entdeckung
der Inseln Pa-
laos.

Als er die Klöster seines Ordens nach der Reihe besichtigte: so kam er in einen Flecken auf der Insel Samal, welches die südlichste und letzte unter den Pintadosinseln ist. Hier fand er neun und zwanzig Palaos; denn mit diesem Namen belegt er nicht nur die neu entdeckten Inseln, sondern auch die Einwohner. Sie waren von dem Ostwinde, welcher in diesen Meeren vom Christmonate bis in den May regieret, bey dreyhundert Meilen weit von ihren Inseln verschlagen, und in die Bay dieses Fleckens, welcher den Namen Guivvan trägt, geworfen worden. Sie hatten sich in ihrem Vaterlande an der Zahl fünf und dreyßig, auf zwey Barken eingeschiffet, um in die nächste Insel überzusetzen: allein der ungestüme Wind trieb sie in die weite See. Weil sie nun aller angewendeten Mühe ungeachtet, das Land nicht wieder erreichen konnten: so mußten sie sich dem Willen des Windes überlassen, und dergestalt siebenzig Tage lang auf der See herum schweben. Weil sie wenig Vorrath bey sich hatten: so litten sie lange Zeit Hunger und Durst. Endlich kamen sie auf der Höhe der Insel Samal. Ein Mann, der eben am Strande stand, erblickte sie, und weil er sie an der Gestalt ihrer Fahrzeuge für Ausländer ansah: so winkte er ihnen, durch den Canal, den er ihnen zeigte, zu laufen, um die Sandbänke und Klippen, daran sie sonst scheitern müßten, zu vermeiden. Als die armen Leute einen unbekannten Mann vor sich sahen: so suchten sie die hohe See wieder zu gewinnen: allein der Wind trieb sie beständig nach dem Ufer. Indem nun der Guivamer sah, sie müßten auf diese Weise unfehlbar zu Grunde gehen: so sprang er aus Mitleiden in die See, schwamm auf die eine Barke zu, und wollte ihren Lootsmann abgeben. Allein, sie legten seine gute Absicht ganz verkehrt aus; nicht nur die Männer, sondern auch die Weiber sprangen nebst ihren kleinen Kindern ins Wasser, und retteten sich in die zweyte Barke. Er bestieg aber die von ihnen verlassene, setzte ihnen nach, und brachte sie gleichsam wider ihren Willen in Sicherheit und in den Hafen.

Zwei unbek-
annte Bar-
ken kommen
zu Guivvan an.

Dieses geschah den 28ten des Christmonats 1696. Die sämmtlichen Einwohner des Fleckens, darunter die meisten dem christlichen Glauben zugethan waren, empfingen sie mit großer Leutseligkeit. Die Cocosnüsse schmeckten ihnen überaus gut. Als man ihnen aber Reiß im Wasser gekocht, als die gewöhnliche Speise von ganz Asien vorsetzte: kam er ihnen sehr wunderlich vor; sie hielten die Körner für kleine Würmer, und wollten durchaus nicht davon essen. Am allermeisten behagten ihnen die großen Wurzeln, absonderlich die sogenannten Palavans. Man ließ hierauf zwey Frauen, welche der Wind ehemals an diese Küste verschlagen hatte, aus einem andern Flecken der Insel holen. Diese erkannten die neuen Ankömmlinge sogleich an der Sprache für ihre Landesleute; und da sie sich nachgehends gleichfalls zu erkennen gaben, so bewillkommeten beyde Theile einander mit Freuden thränen. Weil die Fremden sahen, daß man dem anwesenden Jesuiten besondere Ehre zeigte: so hielten sie ihn für den König dieses Bezirkes, in dessen Macht ihr Leib und Leben stehe. Sie thaten ihm demnach einen Fußfall, und bathen um Gnade. Doch sein Mit-

i) Die übrigen heißen Panlok, Lamulop, Ntai, Pic, Piga, Puc, Salait, Iulutup, Saraon, Rapopie, Valayy, Caruvaruwong, Nlatu, Lamulur, Tayay, Satavan, Tutac, Nsalut, Pirauvas, Saypen, Tacaulap, Rapiyang, von,

Mitleiden wegen ihres ausgestandenen Unglückes, und die Liebfosungen, die er ihren Kindern Philippini- erzeugte, erweckten gar bald ein gutes Vertrauen gegen diesen Mann bey ihnen. Er ver- scheEylände theilte sie in die Häuser des Fleckens, und befahl, sie mit Essen und Kleidern zu versorgen; dabei sah er darauf, daß die Eheleute beyammen blieben, und überhaupt, allemal, wenigstens ein Paar, in eines und eben dasselbige Haus verleget wurden, aus Besorge, es möchte ihnen allzuverdrüsslich fallen, wenn sie gar keinen bekannten Menschen um sich hätten. Ihre Zahl hatte sich während der Reise von fünf und dreyßig, bis auf dreyßig vermindert; indem fünf von ihnen, theils vor Hunger, theils wegen der Beswehrlichkeiten ihrer langwierigen Schifffahrt, gestorben waren; ja es gieng wenige Tage nach ihrer Ankunft noch einer darauf, der aber zu allem Glücke vorher noch die Taufe empfing.

Aus der Nachricht, welche sie dem Pater Clain gaben, verfertigte er eine Beschreibung Nachricht, von ihren Inseln. Die Anzahl derselbigen beläuft sich auf zwey und dreyßig. Nach seiner welche der Pa- Meinung ist es sehr wahrscheinlich, daß sie den marianischen Eyslanden gegen Süden, unter ter Clain von dem eilften oder zwölften Grade Süderbreite, und unter eben dem Parallele als Guiz- ihnen bekömt dam liegen; indem diese Ausländer gerades Weges von Osten gegen Westen schifften, und endlich bey dem besagten Flecken ans Land kamen. Ferner glaubet der Pater, es gehörte eine gewisse Insel, welche man einige Jahre zuvor, wiewohl nur von Ferne gesehen hatte, mit unter diese Eyslande. Es war nämlich ein Schiff aus den philippinischen Inseln, von dem gewöhnlichen Striche, den man unter dem dreyzehnten Grade von Osten gegen Westen zu halten pflegt, abgewichen, und etwas zu weit gegen Südwesten gekommen, da es denn diese Insel zum erstenmale erblickte. Einige nenneten sie dem Könige von Spanien, Carl dem Zwenten zu Ehren, Caroline; andere hingegen die Barnabasinsel, weil man sie an dem Tage dieses Heiligen gesehen hatte. Nachgehends war sie vor ungefähr einem Jahre von noch einem andern Schiffe wahrgenommen worden, als es durch einen Sturm von seinem Wege aus der Insel Manilla nach den marianischen verschlagen wurde. Hierauf hatte der Statthalter der philippinischen Inseln, dem Schiffe, welches diesen Weg bernah alle Jahre machet, anbefohlen, sowohl diese nur besagte Insel, als die übrigen, die man in ihrer Nachbarschaft zu liegen vermuthet, aufzusuchen: es war aber alle Mühe vergeblich gewesen.

Die Fremden erzählten dem Pater, unter ihren zwey und dreyßig Inseln wären drey Zustand ih- nur allein von Vögeln bewohnt, die übrigen aber alle mit einander hätten eine große Men- rer Inseln. ge Einwohner. Fragte man, wie hoch diese Menge sich etwa belaufen möchte, so wiesen sie auf ein Sandhäufchen, und gaben ihre Landesleute durch dieses Gleichniß für unzählig aus. Die vornehmste von ihren Inseln heißt Lamurrec i), und ist der Sitz ihres Königes; wiewohl ihm die übrigen alle mit einander unterworfen sind. Es befand sich unter diesen dreyßig Ausländern ein sehr vornehmer Herr aus ihrem Lande, nebst seiner Gemahlinn, welche des Königes Tochter war. Ungeachtet sie kein ganzes Hemd am Leibe hatten, so verspührete man doch an den meisten ein gewisses hohes Wesen, und ein Bezeigen, das eine vornehme Abkunft verrieth. Der nur erwähnte vornehme Herr war am ganzen Leibe mit

von, Mutacusan, Dylu, Ulatan, Pa- diejenigen, welche keine andere Einwohner, als
la, Cucumyat, Pyalucanung, Piculat, Vögel haben.
Sulatan, und Tagyan. Die drey letztern sind

Philippinische Lylaoe mit einer großen Menge Striche bemalet, welche allerley Figuren vorstellten; aber die übrigen Mannspersonen hatten nur einige wenige dergleichen Striche an sich; die Weiber und Kinder hingegen gar keine. An Farbe und Bildung des Gesichtes hatten sie einige Aehnlichkeit mit den Einwohnern der philippinischen Inseln; nur aber trugen die Mannspersonen keine andere Kleidung, als eine Binde, die sie etlichemal um den Leib wunden und damit die Hüften und Schenkel bedeckten. Um den Hals hatten sie wohl anderthalb Ellen groben Cattun gebunden, und daraus etwas wie eine Capuzinermütze gestaltetes gemacht, das ihnen auf dem Rücken hinab hing. Die Weiber waren im geringsten nicht besser gekleidet, ausgenommen daß ihre Leibbinde oder Schürze tiefer hinab hing; nämlich vom Gürtel bis an die Knie.

Ihre Sprache. Ihre Sprache kömmt weder mit einer von den in den philippinischen Inseln üblichen, noch mit der marianischen Sprache im geringsten überein. Es dünkte dem Pater Clain, als ob ihre Aussprache viel ähnliches mit der arabischen habe. Die vornehmste unter den Frauenpersonen trug viele Ringe und viele Halsgehänge an sich; einige waren von Schildkrötschalen, andere von einer den Heidenbefehlern ganz unbekannten Materie, indem sie zwar sonst dem Ambra nicht uneben glich, nur aber nicht gleich selbigem durchsichtig war.

Ihre Gewohnheiten. Besagte Ausländer haben kein Rindvieh auf ihren Inseln. Sie erschrocken, als sie zum erstenmale einige Stücke auf der Weide sahen; imgleichen als sie in dem Hause der Heidenlehrer ein Hündchen bellen hörten. Sie haben Hühner, essen sie auch, aber die Eyer nicht. Man merkte nicht an ihnen, weder daß sie eine Kenntniß von der Gottheit besäßen, noch auch daß sie Götzen anbeteten. Ihr ganzes Leben schien sinnlich zu seyn, das ist, sie ließen es bey der Sorge für Essen und Trinken bewenden. Gleichwohl haben sie keine festgesetzte Stunde zur Mahlzeit, sondern sie essen und trinken, wenn ihnen die Lust ankömmt, und sie was haben. Doch essen sie allezeit nur wenig auf einmal, und wäre ihre stärkste Mahlzeit, auf keinen ganzen Tag hinreichend.

Ihre Höflichkeit oder ehrerbietiges Bezeigen, besteht darinnen, daß sie die Person die sie ehren wollen, entweder bey der Hand oder bey dem Fuße ergreifen, nachdem sie nämlich entweder sitzen oder stehen, und ihr Gesicht damit berühren. Sie hatten unter andern Geräthe, auch kleine Sägen von Schildkrötschalen bey sich, die sie, wenn es nöthig war, an einen Stein strichen, und dergestalt weksten. Sie schienen äußerst erstaunt zu seyn, als sie die große Menge Handwerkszeug sahen, das man zu Erbauung eines Kauffschiffes, das eben dazumal zu Guivain ausgerüstet wurde, gebrauchte. Sie betrachteten ein Stück nach

k) Nachricht des Pater Clain, in einem Schreiben aus Manilla an seinen General, unter dem 10ten des Brachmonats 1697. Im 1710 Jahre versuchten zwey Jesuiten, der Pater Cortil, und der Pater du Beron, das Evangelium in den Inseln Palao zu predigen, und der spanische Hof unterstützte ihr Vorhaben auf allerley Weise. In der eilften Sammlung erbaulicher Briefe steht eine kurze, von dem Pater Joseph Somera abgefaßte Nachricht, den Ausgang dieser Unternehmung betreffend. Beyde Patres stie-

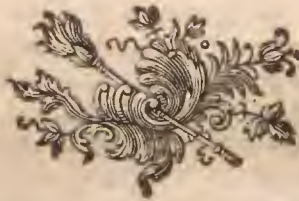
gen zwar in einer von besagten Inseln ans Land; allein das Schiff wurde unmittelbar darauf von den Strömen und der heftigen Brandung wieder auf die hohe See getrieben, und man mußte sie dem Willkühr der Einwohner überlassen. Weder Somera noch sonst jemand von dem Schiffe wurde stieg ans Land. Die ganze Erläuterung, die er von diesen Inseln beybringt, besteht darinnen, daß man eine Viertelmeile weit von der Insel die Höhe genommen, und sich auf fünf Grade sechzehn Minuten Norderbreite befunden habe. Die Ab-

weichung

nach dem andern, mit der größten Verwunderung; denn in ihrem Lande sind die Metalle ganz unbekannt. Der Pater beschenkte einen jeden mit einem ziemlich großen Stücke Eisen, worüber sie größere Freude bezeugten, als wenn es das feinste Gold gewesen wäre. Denn damit sie dieses kostbare Geschenk ja nicht verlihren möchten: so legten sie es, wenn sie schliefen, unter den Kopf. Sie hatten kein anderes Gewehr als Spieße und Pfeile mit Menschenknochen vorgespitzt; unterdessen schienen sie eines sehr friedfertigen Gemüthes zu seyn. Wurden sie uneinig, so machten einige Kopfnüsse der ganzen Fehde ein Ende; ja es geschah dieses nicht einmal oft: denn sobald sich ein Paar im allergeringsten über einander ärgerten, so legten sich ihre guten Freunde ohne Verzug dazwischen, und stillten die Sache. Nichts destoweniger sind sie keinesweges etwa dumm, oder von einem schläfrigen Wesen, sondern sie sind im Gegentheile aufgeweckt genug. Sie haben nicht soviel Fleisch an sich, als die Einwohner der marianischen Inseln; hingegen sind sie wohl gestaltet, und von eben der Größe als die Philippiner. Sowohl Männer als Weiber lassen die Haare wachsen, und über die Schultern hinab hängen. Wollten sie in ihrer größten Herrlichkeit erscheinen: so bestrichen sie sich den ganzen Leib mit einer gewissen gelben Farbe, die ein jeder zu machen wußte. Sie waren unaufhörlich vergnügt, daß sie an einem Orte waren, wo man alles, was zur Lebensnothdurft gehöret, nach Wunsche haben konnte. Sie versprachen, wieder zu kommen, und ihre Landesleute mitzubringen. Der manillische Statthalter munterte sie nach Vermögen dazu auf, in der Absicht ihre sämtlichen Inseln unter die spanische Herrschaft zu bringen, und die Jesuiten stunden ihm aus allen Kräften bey, in der Absicht, ihrer Gesellschaft ein neues Thor zu Gewinnung der Seelen zu eröffnen k).

Philippinische Inseln.

Eifer der Missionarien.



Das

Verwehung der Magnetnadel sey bey aufgehender Sonne fünf Grade gegen Nordost gewesen. Nachgehends hätten sie sich einer andern, fünfzig Meilen weit von der vorigen Insel entlegenen genähert, und die Höhe auf eine Meile davon, sieben Grade und vierzehn Minuten nördlich befunden.

Das folgende Jahr versuchte der Pater Serra: nicht nur päpstliche Breven, sondern auch andere Urkunden bey sich, welche, wie oben schon erwähnt worden, im sechsten Theile der erbaulichen

Briefe zu lesen sind. Er reiste den ersten des Christmonats, nebst noch einem Jesuiten, und dem Kerne der jungen Leute aus der Insel, von Manilla ab. Allein gleich am dritten Tage ihrer Schifffahrt wurde das Schiff durch einen heftigen Sturm zerschmettert, und es kam kein Mensch davon, als zween Indianer, und ein Spanier, welche die betrübte Nachricht von diesem Unfalle nach Manilla brachten. Demnach ist alles, was die Inseln Palaos betrifft, noch in großer Dunkelheit.

Das XXXIV Capitel.

Fahrt nach Süden, oder Reise des Jacob le Maire, eine neue
Durchfahrt südwärts unter der magellanischen Straße
zu entdecken.

Der I Abschnitt.

Einleitung. Le Maire bekommt von Schuten ein-
nige Nachricht. Goldsucher. Le Maire reiset
ab. Man erreicht den Seehuchthafen.
Eperlansbay. Seelöwen. Erstaunliche Men-
ge Vogeleyer. Großes Menschengeriippe. Hol-
länder entdecken Land. Wallfische zu Tausen-
den. Entdeckung des Staatenlandes. Große
Seemöven. Die Holländer glauben, die Straße
gefunden zu haben; nennen sie le Maire. In-

seln Juan Fernandez. Hundeseyland. Insel
ohne Grund. Begebenheit der Holländer dar-
selbst. Insel Waterland. Fliegeneyland. Es
steht schlecht mit den Holländern. Sie bege-
nen einer indianischen Barke. Beschaffenheit der
derselben. Cocoseyland. Beschaffenheit der
Einwohner. Ihr höfliches Bezeugen. Die
Holländer werden betrogen.

Einleitung.

Solange den Holländern die Durchfahrt durch die magellanische Straße von sonst nie-
manden, als den Spaniern, streitig gemacht wurde, entstand bald in dieser Stadt in
jener Stadt der vereinigten Provinzen eine Gesellschaft, welche der Spur des
Olivier Noorts glücklich nachfolgte. Allein, als nachgehends die Staaten selbst, der all-
gemeinen indianischen Handelsgesellschaft ein neues Patent ertheilten, darinnen jedermann
untersaget wurde, durch besagte Straße weder nach Indien noch nach einem andern Lande,
es möge selbiges ist schon entdeckt seyn, oder künftig noch entdeckt werden, zu fahren: so
suchte ein gewisser aus Amsterdam gebürtiger Kaufmann, Namens Jacob le Maire, der
aber in der kleinen Stadt Egmont wohnte, ein Mittel auszudenken, wie er einen neuen
Weg dahin erfinden möchte, ohne einen Eingriff in das Vorrecht der allgemeinen in-
dianischen Handelsgesellschaft zu thun.

Le Maire be-
kommt von
Cornelis
Schuten ein-
nige Nach-
richt.

Er hatte Bekanntschaft mit einem gewissen Cornelis Schouten gemacht, einem
vollkommenen Seemann, welcher die Reise nach Ostindien dreymal gethan, und endlich
als Steuermann, nachgehends als Factor, und endlich als Schiffer alle Gegenden durch-
strichen hatte, auch die alte Lust zu langwierigen Reisen noch immer an sich verspühren ließ.
Dieser setzte dem le Maire in den Kopf, es müßte nothwendiger Weise noch irgend ein an-
derer Weg in die Südsee offen seyn, als die magellanische Straße, und weil das Vorrecht
der Staaten von demselbigen nicht das geringste erwähne: so sey es folglich erlaubt, ihn zu
gebrauchen. Ueber dieses hofften sie alle beyde, neue Länder zu entdecken, einen vortheilhaf-
ten Handel daselbst zu treiben, und ihre Schiffe mit einer reichen Ladung nach Hause zu brin-
gen. Le Maire glaubte, diesen Punct insonderheit gut zu verstehen. Er meynte, wenn
ja der Anschlag allenfalls mislingen sollte, so könnten sie doch heimlich durch die alte Straße
laufen, und über das Südmeer nach Ostindien schiffen, von welcher Reise man allemal große
Vorthelle zu hoffen habe. Mit einem Worte, diese beyden durchtriebenen Kaufleute wur-
den

1) Tagebuch der Reise nach Süden, unternommen durch Jacob le Maire und Willems Cornelis Schouten

den schließig, sie wollten sich in die südliche unter der magellanischen Straße gelegene, bisher noch unbekannte Gegend wagen, und mit Hilfe derer Beobachtungen, die man in der Nachbarschaft der Straße bisher gemacht hatte, einen neuen Weg in die Südsee auszufinden trachten. Vermöge des Vergleiches, den sie dießfalls mit einander errichteten, sollte le Maire alle Kosten der Reise, des Schiffes und der Ladung nur zur Hälfte tragen, die andere Hälfte aber nahm Schouten unter dem Benstande seiner guten Freunde über sich, und versprach über dieses noch, die Anstalten zur Ausrüstung und Bemannung vorzulehren. In kurzer Zeit hatten sie unterschiedene vornehme Personen auf ihre Seite gebracht, welche unter sich den Titel Bewindhaber annahmen, und durch ihren Credit große Summen auftrieben, doch ohne denen, die mit in Gesellschaft traten, das geringste davon zu eröffnen, worauf ihre Unternehmung eigentlich angesehen sey, noch was für Vortheile man davon hoffen könnte. Auf diese Weise rüsteten sie zu Horn zwey Schiffe aus. Das größte, die Eintracht genannt, führte dreihundert sechzig Tonnen: das zweyte war eine bloße Jacht. Schouten, welcher die Schifffahrt verstand, nahm den Titel als Schiffer oder Hauptmann auf dem großen Schiffe an: le Maire hingegen begnügte sich mit dem Namen eines Factors. Sie hatten fünf und sechzig Mann am Borde, neun und zwanzig kleine Stücke, zwölf Steinstücke, eine Menge Schießgewehr, Kraut und Loth, zwey Schaluppen, eine mit Segeln, die andere mit Rudern, eine Barke und einen Beynachen, nebst doppeltem Vorrathe von Tafelwerke.

Weil sie ihr eigentliches Vorhaben vor jedermann geheim halten mußten oder wollten: so war die Hauptbedingung, welche sowohl die Officier, als gemeine Matrosen eingehen mußte, diese, sie wollten gehen, wohin es dem Hauptmanne belieben würde. Eine so besondere Unternehmung erweckte mancherley Urtheile, und der gemeine Mann nennete die Theilhaber derselbigen, Goldsucher: allein die Bewindhaber selbst legten sich den Titel der Südgesellschaft bey 1). Niemals war etwas den allerersten Reisen des Gama und Magellans ähnlicher gewesen, als dieses Wagstück. Denn es wurde gleich jenem zwar aus wichtigen Ursachen, und mit großer Zuversicht, aber ohne einen gewissen Endzweck, ohne deutliche Einsicht, und ohne zu wissen, wie man sich im widrigen Falle helfen sollte; mit einem Worte, recht auf ein Gerathewohl vorgenommen. Es besteht auch wirklich die ganze Schönheit des gegenwärtigen Tagebuchs bloß in der beständigen Abwechslung unerwarteter Zufälle. Sein Verfasser war der Bootsmann der Jacht, Namens Aers Claessen, und setzte er es aus seinen und der übrigen Officier Anmerkungen zusammen.

Den 14ten des Brachmonats 1615 liefen beyde Schiffe aus dem Terel. Es fiel auf ihrer Reise nichts merkwürdiges vor, bis auf den 5ten des Weinmonats, da man zu Mittage auf der Höhe von vier Graden sieben und zwanzig Minuten nördlich, in dem Vordertheile der Eintracht, einen starken Knall vernahm. Als der Steuermann sich umsah, war das Meer ganz roth von Blute. Sein Erstaunen hierüber war ungemein, und niemand wußte, wie es damit zugienge: allein, nachgehends erfuhr man, daß die ganze Sache von einem ungeheuern Seethiere hergerühret hatte, welches mit seinem Horne in die Schiffsverkleidung stieß, und es darüber entzwey brach; denn als man das Schiff in dem Seehuchtschafen kalfaterte: so fand man in dem Vordertheile, sieben Schuh tief unter dem Wasser, ein Horn stecken, welches an Gestalt und Dicke einem Elephantenzahne gliche, aber nicht

Gesellschaft
der Goldsu-
cher.

Le Maire.
1615.

Dessen Ab-
reise.
Eeltfamer
Zufall mit ei-
nem Seethie-
re.

Le Maire
1615.

hohl, sondern ganz dicht, und der Materie nach, ein ungemein harter Knochen war. Es war durch drey Futterwände bis ins Kniestück, das ist über einen halben Schuh weit ins Schiff hinein gegangen *m*). Die Wunde hatte so sehr geblutet, daß die See rings um das Schiff roth davon wurde.

Den 20sten besagten Monates kam man über die Linie. Bisher hatte das Schiff voll noch nicht das geringste von ihrer Oberhäupter Anschläge gewußt. Aber den 25sten verlas Schouten einen Befehl der Bewindhaber, des Inhalts: beyde Schiffe sollten eine neue Durchfahrt in die Südsee ausfindig machen, und daselbst in Hoffnung etwas schönes zu gewinnen, gewisse südliche Länder zu entdecken suchen: sollte aber dieses Vorhaben Fehl schlagen, so müsse man den Weg nach Ostindien nehmen *n*). Diese Eröffnung erweckte bey jedermann unsägliche Freude, weil jedweder einigen Vortheil bey dieser wichtigen Unternehmung zu finden verhoffte.

Man errei-
chet den Sehn-
suchts-hafen.

Den 6ten des Christmonats erblickte man Land auf der Höhe von sieben und vierzig Grad dreyßig Minuten. Es war eine weißliche und nicht sonderlich hohe Küste, die man endlich für die Küste des Sehnsuchts-hafens erkannte. Man blieb über Nacht vor Anker liegen, und lief den folgenden Vormittag gegen Süden. Hier nun befand man sich an der Einfahrt. Allein, weil man mit der Fluth, da sie am stärksten war, fortrückte: so stunden damals diejenigen Klippen unter Wasser, davon Olivier Noort erwähnt, und gesagt hatte, man müsse sie nordlich liegen lassen, wenn man in den Hafen einlaufen wolle. Man sah sie folglich nicht, wohl aber einige andere weiter gegen Süden gelegene, hielt diese letzten für die rechten, und lief folglich, um sie zu vermeiden, noch weiter südlich. Hierüber kamen beyde Schiffe von der rechten Einfahrt ab, und dagegen in eine andere Bay, die sie nicht suchten, und wo sie auf fünfsthalb Faden Wasser vor Anker legeten. Allein nach geendigter Fluth, blieben nicht mehr als vierzehn Schuh Wasser übrig. Die Eintritts-kam mit dem Hintertheile auf einen Felsengrund zu sitzen, und hätte unfehlbar scheitern müssen, wenn die See nicht mit Hülfe eines Westwindes ganz stille gewesen wäre. Die Klippen an dieser Bay lagen voll Eyer. Man fand auch sehr gute Muscheln und allerlei Fische, absonderlich zwölf Zolle lange Sperlans, von welchen man dieser Bay den Namen beylegte. Man schickte eine Schaluppe nach den Pinguinsinseln, welche zwey Meilen ostsüdöstlich vom Sehnsuchts-hafen liegen. Diese brachte zweyen Seelöwen und hundert und funfzig Pinguinen zurück. Besagte Seelöwen, davon Noort mit großer Verwunderung redete, werden hier mit einiger Veränderung beschrieben. An Größe gleichen sie einem kleinen Pferde. Sie haben einen Löwenkopf, mit einer dicken wilden Mähne. Dem Weibchen aber fehlet diese Mähne: sie sind auch nur halb so groß, als die Männchen. Die Erfahrung bekräftigte, was Noort gesagt hatte, nämlich daß sie schwer zu tödten wären. Manche bekamen soviel Schläge mit Hebelbäumen und Schiffshaken, daß ihnen das Blut zur Nase und zum Rachen heraus schoß: dem ungeachtet kamen sie davon, und retteten sich ins Wasser. Man mußte ihnen mehr als eine Kugel durch den Kopf oder Hals jagen, wenn sie fallen sollten *o*).

Sperlans-
bay.

Seelöwen.

Den

m) Der Verfasser bemerkt, es sey ein großes Glück gewesen, daß das Horn gerade in ein Kniestück an den Futterdielen getroffen habe; denn wo-

fern es zwischen zweyen Kniestücken durchgegangen, folglich nichts als die Schiffsverkleidung angetroffen hätte: so hätte es vermuthlich ein großes Loch darein

Den 9ten zur Frühe erreichte man die Insel, welche Olivier Noort das Königs-*Le Maire.*
 eyland benennet hatte. Einige Matrosen stiegen ans Land, und fanden es so voll Eyer *1615.*
 von einer gewissen Scmöven Gattung liegen, daß man kaum davor gehen konnte. Man *Erstaunliche*
 konnte ohne von der Stelle zu weichen, fünf und vierzig Nester mit der Hand erreichen, *Menge Bo-*
 und in jedweden lagen drey bis vier Eyer, etwas größer als Kiebigenerer p). Den zeh- *geleyer.*
 ten fuhr eben diese Schaluppe an das jenseitige Ufer, und suchte süßes Wasser. Ungeachtet
 man aber bis vierzehn Schuhe tief in die Erde grub, so war das Wasser dennoch gesalzen,
 und zwar nicht nur in den Thälern, sondern auch auf den Anhöhen. Dagegen sah man
 Strauße, imgleichen einige den Hirschen ähnliche aber ungemein scheue Thiere, an denen
 der Hals eben so lang war, als der übrige ganze Leib. Man erblickte auf einer Anhöhe ei-
 nige Steinhäufen. Als man nun nachsuchte, was doch darunter stecken möchte: so fand man *Menschen*
 Menschengerippe von zehn bis eils Schuhen in die Länge. Die übrige Mannschaft war un- *Serippe eils*
 terdessens beschäftigt, beyde Schiffe zu kalfatern: allein, zum Unglücke fing die Nacht *Schuhe lang.*
 Feuer, und die Flamme ergriff das Thauwerk mit solcher Geschwindigkeit, daß kein Löschen
 mehr half; die Holländer mußten sich folglich alle mit einander in dem noch übrigen Schiffe
 befehlen.

Den 18ten ließ man die Sebaldseylande drey Meilen gegen Südosten liegen, und *Holländer*
 fand zu Mittage die Höhe von ein und funfzig Graden. Die Fahrt war ruhig bis auf den *entdeckenLand*
 24sten. Man hatte bisher Süd gen Westen gesteuert, und am 24sten zur Frühe das Land
 zur rechten Hand eine Meile weit von sich gehabt, aber auf einmal fand man vierzig Fa-
 den Grund. Die Küste lief Ost zu Süden fort, und zeigte hohe mit Schnee bedeckte Ge-
 birge. Um den Mittag fand man das Ende dieser Küste, sah aber zugleich eine andere
 gegen Osten, welche gleichfalls sehr hoch zu seyn schien. Man schätzte die Entfernung bey-
 der Küsten von einander auf etwan acht Meilen, und glaubte, es müßte eine Durchfahrt
 zwischen ihnen vorhanden seyn. Diese Meynung wurde dadurch bestärket, weil die Strö-
 me in diesem Raume südlich strichen. Zu Mittage befand man sich auf vier und funfzig
 Grade sechs und vierzig Minuten, und das holländische Schiff wurde von einem kühlen
 Nordwinde hurtig gegen die Oeffnung fortgetrieben. Allein, mit einbrechender Nacht wur-
 de es von einer Windstille überfallen, und die ganze Nacht über bloß von den Strömen
 fortgeführt. Wallfische erschienen hier zu tausenden, und man mußte beständig wenden, *Wallfische zu*
 und andere Vortheile zu Hülfe nehmen, nur um ihnen auszuweichen. *tausenden.*

Den 25ten des Morgens befand man sich bey der östlichen Küste, welche ungemein
 hoch und sehr unterbrochen war, auch soweit das Gesichte reichen konnte, gegen Ostsüdost *Entdeckung*
 fort lief. Man gab ihr den Namen Staatenland; hingegen die andere gegen Westen *des Staaten-*
 gelegene nennete man Moriz von Nassau. Schouten und le Maire hofften hier gute Rhe- *landes.*
 den und sandige Bayen anzutreffen, weil man auf beyden Seiten sandige Ufer sah. Fi-
 sche Pinguins und Seehunde gab es da im Ueberflusse, aber keinen einzigen Baum. Man
 rückte mit einem Nordwinde ziemlich weit gegen Südsüdwesten fort, bis auf fünf und funf-
 zig Grade sechs und dreyßig Minuten; hierauf steuerte man gegen Südwesten und bemerk-
 te, daß die südliche Küste der Mündung, von dem westlichen Ende des Moriznassau Lan-
 des

111 3

gemacht, und das Schiff zum Sinken bringen können
 a. d. 574 S.
 n) A. d. 555 S.

o) A. d. 580 S.

p) A. d. 578 S.

Le Maire.
1613.

des gegen Westsüdwest, und gegen Südwesten fort lief, auch beständig hoch und unterbrochen blieb ^q).

Große Seemöven.

Gegen Abend lief der Wind in Südwest um; die Wellen giengen die ganze Nacht durch sehr hoch, und das Wasser zeigte eine dunkel blaue Farbe, woraus man schloß, es müßte an diesem Orte eine gewaltige Tiefe haben. Man vermuthete, es müßte diese See das große Südmeer seyn, und man habe eine bis auf den heutigen Tag unbekannt gemessene Durchfahrt entdeckt ^r). Bald darauf wurde aller Zweifel vollends gehoben. Man sah außerordentlich große Jans van Tenten, das ist, Seemöven, die am Leibe so groß als ein Schwan waren, und Flügel hatten, davon jedweder, wenn man ihn ausspannete, eine Klafter in die Länge betrug. Sie setzten sich auf das Schiff, und ließen sich von den Matrosen nach Belieben weghaschen ^s).

Insel Vardenfeld.

Den 26sten mußte man auf der Höhe von sieben und fünfzig Grad, einen gewaltigen Sturm aus Süden anstehen, welcher vier und zwanzig Stunden dauerte; diese Zeit über fuhr man mit dem Schönfahrsegel, und rückte nichts destoweniger weiter gegen Süden fort. Die hohe Küste zeigte sich noch immer gegen Nordwest. Man steuerte darauf zu, und befand sich den 26sten zu Mittage auf sechs und fünfzig Grad ein und fünfzig Minuten. Die Kälte war hier ungemein groß. Es hagelte auch. Den 29sten zur Frühe entdeckte man zween Inseln in Westsüdwesten, nachdem man vorher den Lauf gegen Südwest gehalten hatte. Um den Mittag erreichte man sie. Es waren graue dürre Felsen auf

Horns Vorgebirge.

Die Holländer glauben, die Straße gefunden zu haben.

sieben und fünfzig Grade Südbreite. Man nannte sie nach dem holländischen Geographen Vardenfeld. Hierauf hielt man gegen Westnordwest, und bekam auf den Abend das Land in Nordwesten und Nordnordwesten abermal zu Gesichte. Dieses Land ist eben dasjenige, welches der magellanischen Straße in Süden liegt, und immer in diesem Striche fort geht. Man sah nichts darauf, als hohe Gebirge voll Schnee, die sich unter sieben und fünfzig Grad acht und vierzig Minuten mit einem ungemein spitzigen Vorgebirge endigten, das man Horn benannte. Von hier segelte man gegen Westen, und hatte te einen sehr schnellen Strom zu Hülfe. Den 30sten setzte man eben diese Straße mit eben dergleichen Strömen fort. Das Wasser war blau, und die See beständig hoch, welche Merckmaale die geschöpfte Hoffnung, man werde die gesuchte Durchfahrt finden, desto mehr verstärkten. Diesen und den folgenden Tag über war der Wind veränderlich. Unter dem acht und fünfzigsten Grade war man vor das Vorgebirge Horn vorbeigelaufen, und man hatte das Land völlig aus dem Gesichte verlohren. Die Wellen rollten aus Westen, und das Wasser blieb beständig dunkelblau. Nunmehr war man stärker, als jemals versichert, man wäre wirklich in der Südsee, und habe weiter kein Land mehr vor sich.

1616.

Kinden die Durchfahrt, und nennen sie le Maire.

Den 3ten Jänner, zu Mittage fand man die Höhe auf neun und fünfzig Grad, fünf und zwanzig Minuten. Man sah weder einiges Land, noch konnte man das geringste Merkmaal spüren, daß eins gegen Süden liegen müßte. Beyde Anführer stellten hierauf dieser glücklichen Entdeckung wegen ein Dankfest an. Eben an diesem Tage wurde Schiffsrath gehalten, und diese neue und glücklich gefundene Durchfahrt zwischen dem Moritz-Nassau und Staatenlande, die Straße le Maire benennet, ungeachtet es der Willkür gemäß

^q) N. d. 582 und vorherg. S.

^r) Wir werden in der Folge neuere Nachrichten von dieser Durchfahrt beybringen.

^s) N. d. 582 S.

^t) N. d. 584 S.

gemäßer gewesen wäre, sie die Schoutenstraße zu nennen; indem Schouten nicht nur das Le Maire. Oberhaupt vorstellte, sondern auch durch seine Erfahrung das meiste zu dem glücklichen Fortgange der Reise beygetragen hatte z). 1616.

Die ganze Zeit über, die man auf die Durchfahrt durch die neue Straße verwendete, hatte man fast unaufhörlich hohle See, Regen, dicke Nebel, und sehr oft Hagel und Schnee gehabt. Allein, die Holländer wurden durch die Freude über den erwünschten Fortgang, und durch die Hoffnung, die Früchte davon in kurzem zu genießen, so muthig gemacht, daß sie keine Beschwerlichkeit achteten.

Die folgenden Tage bis auf den 23ten lief man gegen Norden, und fand die südlichen Passatwinde unter sechs und vierzig Grad dreyßig Minuten. Man legte mit Hülfe des Süd- und Südsüdostwindes ein großes Stück Weges zurück. Den 28ten wurde Schiffs- rath gehalten, und auf Gutachten der vier Steuermänner beschlossen, man wollte an den Inseln Juan Fernandez vor Anker legen, damit das Volk, welches vom Scharbocke Inselfn Juan Fernandez. heftig angegriffen war, sich wieder erholen möchte. Den 1sten März erblickte man diese Inseln. Es sind ihrer zwey; sie liegen unter drey und dreyßig Grad acht und vierzig Mi- nuten, und haben ziemlich hohes Land u).

Die kleinste, welche am weitesten gegen Westen liegt, ist dürre und unfruchtbar, voll kahler Berge und Klippen. Die große ist zwar auch gebirgig, aber voll Bäume und von Natur fruchtbar. Es giebt viel Vieh darinnen, als zum Beispiele Schweine und Ziegen, und die Küste wimmelt von Fischen. Der Ver- fasser bemerkt denen, welche künftig diesen Weg nehmen werden, zur dienlichen Nachricht: man habe einen sehr großen Fehler begangen, daß man nach der Westseite der Insel ge- steuert habe; an statt an der Ostseite hinzulaufen, und in der Rhede, welche an der südlichen Spitze der großen Insel liegt, Anker zu werfen. Denn als man an der Westseite herum fuhr, wurde man von einer Windstille befallen, gleichwie an hohen Küsten gemeiniglich zu geschehen pfleget; und es fiel unmöglich, bis an den Ort zu kommen, da man vor Anker hatte legen wollen. Man schickte eine Schaluppe hin; diese fand auf dreyßig bis vierzig Faden, sehr nahe am Lande guten Ankergrund, der nachgehends auf einmal bis auf drey Faden abnimmt, und vortreffliche Bequemlichkeit beyzulegen schaffet x). Die Matrosen hatten ein schönes grünes Thal, viele Bäche, die von den Anhöhen herab flossen, viele Zie- gen auf dem Gebirge, und noch eine Menge andere Thiere, die man in der Ferne nicht erkennen konnte, wahrgenommen. Kaum konnte man den Angel auswerfen: so hatte der Fisch schon abgebissen, absonderlich der Corcobado und die Brasse. Man schickte sie wieder auf die Jagd und Fischerey zurück. Allein, sie konnten wegen des dicken Gesträu- ches und der vielen Dornbüsche, weder den Ziegen noch den Schweinen beykommen; hin- gegen fingen sie in weniger Zeit zwey Tonnen voll vortrefflich wohlgeschmeckte Fische; die- sen einzigen Vortheil hatte man also von diesen Inseln, womit aber den Kranken nicht son- derlich gedienet war. Den 1ten fuhr man zum zweytenmale über den Wendekreis des Steinbockes, und steuerte mit einem guten Winde gegen Nordwesten. Endlich traf man die Passatwinde aus Osten und Ostsüdost wieder an. Den 12ten veränderte man den Lauf unter dem 18ten Grade nach Westen, und erblickte eine große Menge Vögel; absonderlich

Inselfn Juan Fernandez.

Ihre Be-
schreibung.

Sie gehen
wieder über
den Wende-
kreis des
Steinbockes.
aber

z) Eine genauere Beschreibung, und mehrere Entdeckungen sind unten in des Ansons Tagebuche zu lesen. Es wird nicht unangenehm fallen, sie

gegen die Nachrichten des Maire zu halten.

x) Ebendas. a. d. 587 S.

Le Maire.
1616.

Hundes-
eyland.

Insel ohne
Namen.

Insel ohne
Grund.

Liebe der Ein-
wohner zu den
Nägeln.

Ihre Gewalt-
thätigkeit
wird bestraft.

aber Pfeilschwänze, welche am Leibe schneeweiß, am Schnabel hoch roth, am Kopfe röthlich aussehen, und weiße gespaltene Schwänze ungefähr zween Schuhe lang, haben. Unterdessen regierte der Scharbock heftig unter dem Volke, ja der Hauptmann von der Yacht war gar daran gestorben. Jedermann sehnte sich äußerst nach dem Lande. Den 10ten April entdeckte man eine sehr niedrige und kleine Insel, auf welcher man weiter nichts als Kräuter und Regenwasser fand, welches an eben demselben Tage gefallen war. Von Bäumen sah man nur eine einzige Reihe. Diese Insel nannte man das Hundeseyland, weil man drey Thiere darauf sah, die man für Hunde hielt; wiewohl sie weder belleten noch sonst einigen Laut von sich gaben. Sie liegt unter dem zwölften Grade, und nach der Steuerleute Rechnung bey neun hundert und fünf und zwanzig Meilen von der peruanischen Küste. Die Brandung an den Klippen ist sehr ungestüm y). Weil der Wind anhub, aus dem Norden zu blasen: so lief man gegen Westen, in Hoffnung die Salomonsinseln, zu finden. Den 14ten sah man eine große und sehr niedrige Insel. Gegen Abend, als man etwan noch eine Meile weit vom Lande war, kam ein Nachen mit vier Indianern zum Vorscheine. Sie waren nackt und überall roth bemalt, nur die Haare ausgenommen, welche schwarze Farbe und eine große Länge hatten. Sie kamen so nahe an das Schiff, daß man ihnen zurufen konnte, und hießen die Holländer theils mit Worten, theils durch allerley Zeichen willkommen. Allein, weil man sie nicht verstund, auch da man näher an die Insel kam, weder Grund fand noch einige Aenderung am Wasser merkte, wohl aber am Strande eine große Menge Indianer sah, von denen man nicht wußte, was sie etwan Willens seyn möchte: so setzte man den Weg weiter fort. Diese Insel hat zwar eine große Länge, aber eine geringe Breite. Man sah eine große Menge Bäume darauf, und hielt sie für Palm- und Cocosbäume. Ihre Höhe war fünfzehn Grad funfzehn Minuten, und ihr Ufer weißer Sand z). Die Nacht über legte man ungefähr zehn Meilen gegen Südsüdwest zurück, und erblickte zu größter Verwunderung abermal eine Küste vor sich, worauf einige nackte Menschen herum hüpfen. Drey unter ihnen fuhren der Schaluppe in einem Nachen entgegen. Man begegnete ihnen mit erfindlicher Freundschaft, welches den einen so kühn machte, daß er sich ins Schiff wagte. Allein, an statt darauf Acht zu geben, was man ihm sagte, zog er die Nägel aus den Caintefensterchen, und versteckte sie mit ungemeiner Geschicklichkeit in seinen Haaren. Die beyden andern schwärmten rings um das Schiff herum, zogen an den großen Bolten, und ärgerten sich darüber, daß keiner losgehen wollte. Man schloß daraus, sie müßten sich ungemein viel aus Eisen machen. Sie waren über den ganzen Leib mit allerley ungestalteten Figuren bemalt, welche, so viel man errathen konnte, Schlangen, Indwürme, und andere gräßliche Ungeheuer vorstellen sollten. Der Grund der Farbe war blau, gleich den Brandmaalen, welche das Schießpulver auf der Haut zurück läßt. Man reichte ihnen einen Becher voll Wein in ihren Nachen: sie tranken auch den Wein ohne Weitläufigkeit aus, gaben aber den Becher nicht wieder her. Unterdessen, weil sie übrigens keine Eisensfresser zu seyn schienen: so schickte man die Schaluppe mit vierzehn Mann ans Land. Acht waren mit Kugelbüchsen bewaffnet, sechs aber nur mit Säbeln. Kaum hatten sie das Ufer betreten: so kamen dreyßig solcher Wilde mit großen Prügeln aus dem Walde heraus, und wollten den Holländern ihr Gewehr wegreißen, die Schaluppe aber auf den Strand ziehen. Ja

Le Maire.
1616.

Ja sie hätten bereits zween Holländer bey dem Leibe erwischet, und wollten mit ihnen zum Walde hinein: allein, die Büchsen schüßen brenneten sie mit einigen Kugeln so zierlich auf den Pelz, daß verschiedene zu Boden stürzten, und die andern Reißaus nahmen. Nebst den Prülgeln hatten sie noch ein anderes Gewehr bey sich, das am Ende mit Zacken oder Dornen besetzt zu seyn schien. Auch hatten sie Schleudern, und warfen mit ziemlich gro-ßen Steinen um sich, trafen aber zum Glücke niemanden. Bogen und Pfeile erblickte man nicht bey ihnen. Zu diesem Gefechte kamen einige Weiber gerennet, packten diejeni-gen, welche sich großmüthig stellten, und nicht sogleich davon laufen wollten, bey der Gur-gel, und schrien dabey, als ob sie toll wären. Die Holländer glaubten, sie thäten es, um die Menschen zu Rettung ihres schätzbaren Lebens zu vermögen a).

Diese Insel bekam den Namen *Zyland ohne Grund*, weil man an ihrem Ufer wirklich keinen findet. Ihre Höhe ist funfzehn Grade, und ihre Entfernung von der Hundesinsel hundert Meilen. Der Strand war mit Palmbäumen bewachsen, aber in-wendig schien das Land unter Wasser zu stehen. Bey dieser elenden Beschaffenheit des Bo-dens und seiner Einwohner, suchten die Holländer, des Winsels ihrer Kranken ungeachtet, das Weite. Sie fanden die See ziemlich eben und ohne Klippen, woraus sie schlossen, es müßte unweit davon gegen Süden Land anzutreffen seyn. Den 18ten zur Frühe er-blickten sie in Norden eine andere Insel, und hielten, in dem guten Vertrauen, ihre Rechnung an diesem Orte besser zu finden, immer darauf zu. Allein, es war hier eben so wenig Grund anzutreffen, als bey der vorigen Insel, und in der Mitte war das Land gleichfalls überschwenmt. Am Strande stunden Bäume, es waren aber weder Palm- noch Cocos-bäume. Man schickte die Schaluppe ans Ufer, um den Grund zu erforschen. Die Ma-tesen sahen zwar keine lebendige Seele, wohl aber nicht weit vom Strande eine große Pfüt-ze mit süßem Wasser; unterdessen konnten sie wegen der starken Brandung nicht mehr als vier Tonnen voll wegbringen. Mit den Kräutern gieng es glücklicher; sie fanden eins, das dem Wasserfresse an Geschmacke glich, und die Kranken erlabten sich ungemein damit, als man einen Kessel voll für sie kochte. Es lag diese Insel funfzehn Meilen weit von der vorigen, und bekam den Namen *Waterland*.

Insel Water-
land.

Den 18ten des Morgens entdeckte man schon wieder eine niedrige Insel in Südwesten, *Fliegeneyland* zwanzig Meilen weit von der vorigen, und fand zwanzig, fünf und zwanzig bis vierzig Fa- den Grund bey einer Landspitze, vor welcher eine schmale Sandbank auf einen Büchsen schuß weit in die See sticht. Diejenigen, die ans Land traten, kamen mit großer Mühe über die Brandung weg. Sie wagten sich ziemlich weit ins Land hinein, und bis in ein Gehölz: allein, der Anblick einiger Wilden verursachte, daß sie unverzüglich den Weg nach dem Ufer zurück nahmen. Auf dieser Flucht wurden sie von einem ungeheuern Fliegen schwarme verfolgt, vor dem sie ihr Gesicht und ihre Hände kaum zu retten vermochten, ja das hungerige Un-geziefer fiel sogar über die Schaluppe her, also daß sie bis auf die Ruder, schwarz voll Flie-gen saß. Man konnte sie ganzer vier Tage nicht los werden. Aber endlich erhob sich ein kühlter Wind, und befreiete die Holländer in einem Augenblicke von dieser Quaal. Um dieser Ursache willen bekam diese Insel den Namen *Fliegeneyland*.

Nunmehr wurden die Holländer nicht nur vom Scharbocke, sondern auch vom Was- sernangel geplaget. Sobald es nur im allergeringsten regnete, fing man das Wasser in

Es steht
schlecht mit
den Hollän-
dern.

a) N. d. 593 G.

Le Maire.
1616.

den Bettlaken und Segeln auf. Den 23ten unter funfzehn Grad vier Minuten hatte das Schiff viel von einer ungestümen See auszustehen. Die Wellen kamen aus dem Süden, ungeachtet der Wind aus dem Osten, und absonderlich aus Ost und Ost zu Süden blies. Einige gerietzen auf die Meynung, das Südländ, welches man suche, liege noch auf zweyhundert und funfzig Meilen weit vor ihnen. Den folgenden Tag, imgleichen den 25ten, rollten die Wellen noch immer aus dem Süden, eben wie sie in der spanischen See gewöhnlich aus dem Nordwesten herrollen b). Den 2ten May, als man unter dem funfzehnten Grade drey Minuten gegen Westen fort lief, sah man zum erstenmale Dorados in der Südsee. Nach der Steuerleute Ueberschlage, war man damals ein tausend fünf hundert und zehn Meilen weit von Peru und Chili entfernt. Ungeheuere Weitschaft eines beynahe gänzlich unbekannten Meeres! die Kranken verlohren nunmehr alle Geduld. Endlich den 5ten May erblickte man ein Segel, und erkannte es bald darauf für eine indianische Barken. Sie kam aus dem Süden, hielt gegen Norden, und lief dem Schiffe gerade über den Weg. Schouten that einige Schiffe aus den Steinstücken nach ihr, damit sie die Segel streichen sollte: es war aber vergeblich, sie gewann ihrer Schnelligkeit wegen den Wind, und wollte entwischen; doch die Schaluppe konnte noch schneller segeln, hobelte sie endlich ein, und that auf einen halben Büchschuß weit vier Schüsse auf sie. Sogleich sprangen viele von den darinnen sitzenden Wilden über Bord, und die übrigen warfen allerley Sachen, als zum Beyspiele Matten und Hühner in die See. Weil sich nun niemand in der Barken zur Wehre setzte: so wurde sie von der Schaluppe unverzüglich an Bord gebracht, und hernach suchte man, diejenigen, die ins Wasser gesprungen waren, zu retten: es befanden sich nur noch zwey Mannspersonen und acht Weiber, mit drey säugenden Kindern, und einigen andern von neun bis zehn Jahren in der Barken. Die beyden Menschen ließ man aufs Schiff kommen; einer davon war ein alter Greis mit grauen Haaren. Sie thaten den Officieren einen Fußfall, und bathen vermuthlich um ihr Leben; denn man verstand sie nicht: unterdessen begegnete man ihnen auf das freundlichste.

Die Schaluppe konnte nicht mehr als zweyen Menschen retten, die noch auf einem Ruder in der See herum trieben. Sie zeigten mit der Hand auf den Grund des Meeres, und gaben damit zu verstehen, ihre Cameraden wären untergesunken. Alle diese Indianer waren mutternackend und roth angestrichen; die Weiber hatten weiter nichts als ein Streifchen Cattun um den Leib gewunden. Gegen Abend erlaubete man den Männern wieder in ihre Barken zu steigen. Hier wurden sie von ihren Weibern, die sie für verlohren geschäget hatten, mit inniger Freude umarmet. Man verehrte ihnen einiges Glaswerk, und bekam dafür zwey sehr feine Matten, und einige Cocosnüsse, so viel nämlich als sie noch hatten, gleichwie sie solches durch Zeichen zu verstehen gaben. Sie tranken in der That Seewasser, gaben es auch ihren Kindern zu trinken, welches die Holländer mit großer Verwunderung ansahen.

Wie sie beschaffen war.

Die indianische Barken war auf eine sehr besondere Weise gebauet. Sie bestand aus zweyen langen, und schönen Rähnen, zwischen welchen ein leerer Raum war. Mitten durch jedweden Rahn giengen zwey breite Bretter, von einem hochrothen Holze, worüber das Wasser ablaufen konnte; noch andere Bretter waren von einem Borde zum andern an jene befestigt. Sie waren alle sehr wohl in einander gefügt, giengen aber nicht bis an beyde Enden. Das

Das Hinter und Vordertheil war mit langen Spitzen oder Schnäbeln bedeckt, welche nicht Le Maire.
weniger bequem waren, sie vor dem Wasser zu bewahren. Einer von diesen Rähnen hatte 1616.
einen Mast mit einem Besänssegel und seiner Rhaa. Oben am Ende des Mastes war ein
hölzerner Hafen, die Seile daran zu hängen. Das Segel war von Matten, und die In-
dianer wußten den Wind zu fangen, er mochte herkommen von welcher Seite er wollte.
Sie hatten bey ihren Seefahrten weder einen Compaß noch andere Werkzeuge nöthig, nur
Angeln zum Fischen ausgenommen, das obere Theil derselbigen war von Holz, das
untere von schwarzen Knochen, oder auch von Schildkröten-schale. Ja sie hatten sogar
welche von Perlmutter. Ihre Seile waren gut, so dick als ein Thau, und aus einer ge-
wissen den Binsenkörben, darinnen man die Feigen aus Spanien bringt, ähnlichen Mate-
rie, geflochten oder gesponnen. Als man ihnen erlaubet hatte, ihren Weg weiter fort zu se-
hen: so liefen sie gegen Südosten c).

Den roten steuerte man gegen Westen und Südwesten, und erblickte in einer Entfer- Cocoseyland.
nung von etwa acht Meilen zur Linken des Schiffes, ein sehr hohes Land. Seine Farbe schien
blau zu seyn. Man konnte es aber den ganzen Tag nicht erreichen. Die Nacht über lagerte
man, und befand sich des Morgens an einer sehr hohen Insel, von welcher zwei Meilen wei-
ter gegen Süden, noch eine andere lag. Das Schiff lief über eine Bank, wo das Wasser
nicht tiefer, als vierzehn Faden, und der Grund steinig war. Aber sobald man die Bank
zurückgelegt hatte, konnte man keinen Grund mehr finden, ungeachtet man das Land nur
auf zwei Meilen weit vor sich sah. Man setzte hierauf die Schaluppe aus. Nach eini-
gem Suchen, brachte sie die Nachricht, sie habe an der Spitze der ersten Insel guten Sand-
grund auf fünf und zwanzig Faden gefunden. Man legte demnach an diesem Orte ohne
Schwierigkeit vor Anker, ungeachtet der Strand mit einer ziemlichen Anzahl Nachen besetzt
war. Es ist diese Insel eigentlich nichts anders, als ein hoher Felsen. Man erblickte eine
große Menge Cocosbäume darauf, welche den Kranken frischen Muth, und der Insel selbst
den Namen des Cocoseylandes zuwege brachten. Die andere war länger und niedriger, als
diese, und erstreckte sich von Osten gegen Westen d).

Sobald das Schiff vor seinen Anker lag, kamen drey kleine wilde Fahrzeuge herbey,
und besichtigten es rund um; ein Duzend Rähne aber kamen gerade darauf zugefahren. Et-
liche darunter ließen kleine weiße Fähnchen fliegen, dagegen die Holländer die weiße Flagge
gleichfalls aufsteckten. In jedwedem Nachen saßen etwa drey bis vier Mann. Die Räh-
ne waren vorne rund, hinten spitzig, und aus einem einzigen Stücke hoch rothen Holze ver-
fertigt. Als die Indianer nahe genug am Schiffe waren: so sprangen sie ins Wasser, und
schwammen an Bord. In beiden Händen hielten sie Cocosnüsse und Waswurzeln, und
vertauschten sie gegen Nägel und Glaswerk, nach welcher Waare sie ungemein begierig
thaten. Für einen Nagel, oder für einige Glaskügelchen gaben sie vier bis fünf Nüsse.
Aber es kam ein solcher Schwarm an Bord, daß man sich davor nicht rühren konnte.
Schouten bedauerte, daß er an dieser Inselspitze gar keinen Schuß gegen die Winde fand;
er befahl also, die Schaluppe sollte die Insel rings herum befahren, und sehen, ob sie nicht
etwa einen sicherern Ort antreffen könnte? Allein, kaum war die Schaluppe vom Schiffe
weg, so schwärmte eine gewaltige Menge andere Nachen um sie herum. Die darinnen
sitzenden Wilden sahen sehr grimmig aus, und trugen große Prügel von einem ungemein har-
ten

M m m 2

Le Maire.
1616.

Beschaffen-
heit der Ein-
wohner.

ten Holze, und mit einer schneidenden Spitze. Sie versuchten, in die Schaluppe zu steigen, und wollten sie vermuthlich wegnehmen. Die Holländer waren folglich genöthiget, sich zu vertheidigen, und drey Schüsse unter sie zu thun. Es schien aber nicht, als wenn die Wilden weder nach der Flamme, noch nach dem Rausche sonderlich viel fragten. Als aber bey dem dritten Schusse die Kugel einem unter ihnen, durch die Brust hinein, und zum Rücken wieder hinaus gieng, der Kerl aber im Augenblicke todt zu Boden fiel: so suchten sie nur in aller Geschwindigkeit weit genug von der Schaluppe wegzukommen. Diese Leute haben eine ungemeine Neigung zum Stehlen. Ungeachtet des gewaltigen Schreckens, der sie befiel, tauchete dennoch einer unter, und mausete das Blei den Holländern vor der Nase von der Schnur hinweg. Auf dem Schiffe packten sie alles an, was sie nur erreichen konnten, und schwammen damit davon. Einige stahlen Kopfstücken und Decken, andere Messer; ja weil ihnen überhaupt das Eisen am meisten in die Augen stach: so streckten sie alle Kräfte daran, die Nägel und Bolten aus dem Schiffe zu reißen. Man hielt folglich, um besserer Vorsorge willen, für nöthig, die Schaluppe des Abends über Bord zu hohlen, und sie die Nacht daselbst zu lassen. Es waren diese Wilden große baumstarke und am Leibe wohlgewachsene Kerl. Ungeachtet einer so splitter nackend lief, als der andere, so trugen sie doch ihre Haare nicht auf einerley Weise. Einige hatten kurz abgestufte Haare, andere künstlich aufgeträufelte; noch andere flochten sie in Zöpfe, und zwar abermals auf unterschiedliche Weise. Die Lage der Insel ist unter sechzehn Grade, zehn Minuten ^e).

Unterdessen schien es, als ob sie aus der gestrigen Erfahrung eine heilsame Lehre gezogen hätten; denn sie thaten weit ehrbarer, und brachten Cocosnüsse, Bananas, Wassermurkeln, einige Ferkel, und große Humpen frisches Wasser, mit aller Bescheidenheit an Bord. Sie übeten ihre Künste nur an einander selbst aus; denn es wollte immer einer dem andern zuvor kommen, sprang aus seinem Rahne heraus, schwamm zwischen den andern durch, oder unter ihnen weg, und hielt seine Waare, die er verkaufen wollte, in den Zähnen oder in der Hand. Hatte er sie an den Mann gebracht, so kehrte er wieder nach seinem Rachen zurück. Einige konnten die Stärke und Größe des Schiffes nicht genugsam bewundern. Sie ließen sich am Steuer ins Wasser herab, klopften mit der Faust unter dem Wasser an die Verkleidung des Schiffes, nicht anders als ob sie erkundschaffen wollten, wie dicht es an diesem oder jenem Orte seyn möge. Noch ein anderer Rachen brachte ein schwarzes wildes Schwein, und man schloß aus denen Zeichen, welche sie bey dem Uebergeben machten, es sollte ein Geschenk ihres Königes vorstellen; absonderlich weil die Ueberbringer durchaus nichts annahmen, als man ihnen eine Gegenverehrung anbot. Bald darauf erschien der König in eigener Person, in einer großen Piroge, welche zwar Segel hatte, aber an Gestalt einem Schlitten glich, damit man in Holland zur Winterszeit auf dem Schnee zu fahren pflegt. Zur Bedeckung hatte er fünf und zwanzig Rachen bey sich. Der Titel, den er vermöge seiner Würde führte, und den man zum öftern erschallen hörte, hieß Latu. Man bewillkommte ihn mit dem Schalle der Trompeten und Pauken. Hierüber schien er dermaßen bestürzt zu seyn, daß man leicht merken konnte, er müßte dergleichen Klang Zeit lebens noch nicht gehört haben. Die Indianer von seinem Gesolge, erzeigten sich ungemein höflich und liebevoll gegen die holländischen Matrosen, wenigstens nickten sie doch zum öftern mit dem Kopfe, schlugen sich mit der Faust an die Stirn, und machten noch allerlei

Ihr höfliches
Bezeugen.

Le Maire.
1616.

allerley andere Gebärden, die man für nichts anders als für Höflichkeiten ansehen konnte. Der König selbst jauchzete, sobald er an das Schiff kam, mit aller Macht, und gab seine Freude durch allerley besondere Verwendungen des Leibes, und durch einige Luftsprünge zu verstehen, welche von seinem sämmtlichen Gefolge nachgemacht wurden. Er hatte nicht das geringste Merkmaal an sich, dabey man seine Würde erkennen konnte; er lief eben so nackend als seine Unterthanen, und bloß der Gehorsam, den man ihm leistete, legte seinen Rang an den Tag. Schouten ersuchte ihn durch Zeichen, an Bord zu kommen. Allein, er wollte seine Person nicht dermaßen in Gefahr setzen. Der Prinz aber kam an Bord, und wurde auf das beste bewirthe. Diejenigen, welche mit ihm auf das Schiff traten, fielen vor den holländischen Oberhäuptern auf die Knie nieder, küßten ihnen die Füße, und bewunderten alles, was sie sahen. Man schloß aus denen Zeichen, die sie machten, sie ersuchten die Holländer, an den Strand zu kommen, und ihrer Seits aller treuen Freundschaft versichert zu seyn. Ihr Geschenk bestand in dreyen Angeln zum Fischen; sie waren etwas größer, als die unserigen, aus Perlmutter gemacht, und hingen an einem Röhre f).

Den 13ten kamen noch andere Nachen an das Schiff, und bathen so inständig, man möchte doch an die zweyte Insel kommen, daß man endlich, aus bloßer Gefälligkeit gegen sie, den Anker lichtete. Denselbigen Tag über kamen ungefähr fünf und vierzig Nachen zum Vorscheine, und bald darauf ließ sich eine ganze Flotte von drey und zwanzig kleinen besegelten Fahrzeugen sehen. Jedwedes Fahrzeug war mit fünf und zwanzig Mann besetzt; jedweder Nachen aber, nur mit vier bis fünf. Anfanglich ließen sie im Handel und Wandel die größte Aufrichtigkeit spühren; doch das war nur ein Deckmantel, darunter sie ihre verrätherische Bosheit verbargen. Der König war in einem der besagten kleinen Fahrzeuge vorhanden. Man ersuchte ihn zum öftern, an Bord zu kommen, aber vergeblich. Sein hartnäckiges Weigern erweckte desto größern Verdacht, weil er das Schiff von seiner ganzen Flotte umringen ließ. Endlich begab er sich aus seinem Fahrzeuge und stieg in einen Nachen; sein Sohn stieg in einen andern, und alle seine Leute erhuben ein gräßliches Geschrey, welches die Lösung zum Angriffe war. Sogleich kam das Fahrzeug, aus welchem der König gestiegen war, mit solchem Grimme auf das Schiff losgefahren, als wenn es dasselbige hätte in den Grund segeln wollen: doch dieses heftige Anpressen half weiter zu nichts, als daß die Vordersten der beyden Nachen, worauf das Schlittengerüst stand, in Stücken giengen, und die darauf befindlichen Indianer ins Wasser purzelten. Hierauf folgte aus den übrigen Fahrzeugen ein gewaltiger Steinregen, dafür die Holländer kaum sicher waren. Schouten beantwortete diese Höflichkeit durch einen Gegengruß aus dem kleinen Gewehre, und dreyen mit Flintenkugeln und alten Nägeln geladenen Steinwürfen. Eine große Menge Indianer stürzte zu Boden, die übrigen retteten sich voller Angst über ein so schreckliches Würgen ans Ufer. Allem Vermuthen zu Folge, hatte der König seine ganze Macht zu dieser Unternehmung aufgebothen; denn man zählte über tausend Mann auf seiner Flotte, darunter man auch einen, der eben so weiß als ein Europäer war, erblickte g).

Schouten lichtete, um einem anderweitigen Ueberfalle vorzukommen, ohne langes Federlesen den Anker. Zwar bath das Schiffsvolk um Erlaubniß, daß es an das Land gehen,

M m 3

und

Le Maire.

1616.

und allenfalls Gewalt brauchen dürfte, weil es ihnen an Zeit gefehlet hatte, sich mit genügsamem Wasservorrathe zu versorgen: allein, seine kluge Vorsichtigkeit unterdrückte diese Hige. Die erste Insel, welche sehr hoch ist, wurde das Cocoseyland, und die andere das Verräthereyland genennet h).

Der II Abschnitt.

Begebenheit der Holländer auf einer Insel. Ihre Ungewissheit wegen des Weges. Sie haben mit Wilden zu kämpfen: treiben Handel mit ihnen. Häuser derselben. Sie werden der Holländer Freunde. Ihrer Weiber Puz. Besuch der Holländer bey den Insulanern. Innere Beschaffenheit der Insel. Leibesgestalt der Ein-

wohner. Ihre Religion und Sitten. Man nennet die Insel Hornseyland. Insel St. Johanna. Tolle Kerl. Ihre Gestalt und Sitten. Ihre Piroguen. Andere Inseln und Wilden. Sie halten viel auf ihren Vart. Dummer Betrug. Wilder Moses.

Begebenheit
der Holländer
auf einer In-
sel.

Den 14ten entdeckte man eine andere, funfzig Meilen weit von den letztern beyden entlegene Insel, und man legte ihr schon zum Voraus den Namen der Hoffnungsinsel bey, weil man daselbst Wasser einzunehmen verhoffte. Als man aber keinen Grund fand: so wurde die Schaluppe ausgesetzt, und die Küste mit dem Senkbleye untersucht, wo man zwar auf vierzig, zuweilen auch auf zwanzig bis dreyßig Faden Grund, von kleinen weichen und schwarzen Steinen, aber allemal so nahe bey der Insel antraf, daß zweymal so weit davon als die Schaluppe lang war, nicht der geringste mehr gefunden wurde. Ueber dieses schlug die Brandung so ungestüm an die Küste, daß es eine gewagte Sache um das Landen zu seyn schien. Man erblickte sonst nichts auf der Insel, als braune Felsen mit begrüntem Gipfeln, und schwarzes Land mit Cocosbäumen bepflanzt. In der Ferne sah man nicht nur einige einzelne Häuser, sondern auch einen ansehnlichen Flecken. Ueberhaupt ist diese Insel gebirgig, obgleich ihre Berge keine sonderliche Höhe haben. Unterdessen da die Schaluppe mit dem Bleywurfe zu thun hatte, kam etwa ein Duzend Nachen herbey, und schienen mit gefährlichen Anschlägen schwanger zu gehen. Indem nun die Anzahl der Holländer nicht mehr als acht Mann betrug: so hielten sie um ihrer Sicherheit willen für nöthig, Feuer unter die verdächtigen Kerl zu geben, wovon zweyen Mann getroffen wurden; der eine fiel sogleich über den Haufen, der andere wischte erst ein wenig an der Wunde, und purzelte hernach gleich dem ersten in die See. Die übrigen spiegelten sich zwar an diesem Vergessle: allein, das Schiff gieng nichts destoweniger unter Segel.

Ungewissheit
wegen des
Weges.

Den 18ten befand man sich unter sechzehn Grad und fünf Minuten, und hatte gemein veränderliche Westwinde. Schouten stellte hierauf im Schiffsrathe vor, man habe nun schon bey ein tausend sechs hundert Meilen östlich von Peru und Chili zurück gelegt, aber noch nicht das geringste von dem Südlände, das man suche, gesehen; ja es wäre nicht einmal die geringste Wahrscheinlichkeit da, daß man es künftig noch finden werde; denn man wäre ohnedieß schon weiter gegen Westen fortgerückt, als man es Willens gewesen; wollte man auf diesem Wege bleiben, so werde man, unfehlbar in die südliche Gegend unter Neu Guinea kommen: finde man nun daselbst keine Durchfahrt, gleichwie es denn eine sehr ungewisse Sache damit wäre, davon man nicht die geringste Nachricht habe: so werde Schiff und Volk verlohren gehen, indem die in dem dasigen Gewässer unaufhörlich blasen.

blasenden Ostwinde den Rückweg nach Osten unmöglich machen würden. Zum Beschlusse, *Le Maire.*
so gehe der Vorrath auf die Neige, und es wäre nicht einzusehen, woher man frischen neh- 1616.
men wollte; man müßte folglich den Lauf ändern, und nach Norden steuern, damit man
nordlich über Neu Guinea vorbei laufen, und die moluckischen Inseln erreichen könnte i).

Weil nun der gesammte Schiffsrath diesen Vorschlag einmüthig gut hieß: so wen- Haben mit
dete man die Segel ohne Verzug Nordnordwest, den folgenden Tag aber mit Hülfe eines Wilden zu
Südwindes gerade gegen Norden. Den ziten war man nahe bey einer Insel, aus wel- kämpfen.
cher zwanzig Nachen an Bord kamen, und sich ungemein freundschaftlich und leutselig an-
stellten. Nichts destoweniger suchte einer von den Eyländern, der eine ungemein spitzige
Fassagan führte, dieselbige über einen Matrosen. Zu gleicher Zeit erhoben die übrigen ein
heftiges Geschrey, welches für die Losung zu einem Angriffe ausgelegt wurde. Man Feuer-
te demnach mit zweyen Stücken und einigen Flinten unter sie, davon zween auf dem Platze
blieben; die übrigen ergriffen die Flucht. Als nachgehends die Schaluppe mit dem Bley-
wurfe näher ans Land kam: so wurde sie von sechs bis sieben Rähnen umringet, und die
darinnen befindlichen Indianer versuchten, in die Schaluppe zu steigen, und den Matrosen
ihre Gewehr zu nehmen. Doch es trug ihnen diese Gewaltthätigkeit weiter nichts ein, als
einen Gruß aus dem kleinen Gewehre, davon sechs zu Boden stürzten, weit mehrere aber
verwundet wurden. Wäre die Noth nicht so gar groß gewesen: so hätte man weiter an
nichts gedacht, als sich unverzüglich zu entfernen, absonderlich da man schon so manches Bey-
spiel von der betrügerischen Gemüthsart der Eyländer gesehen hatte. Allein, vorist stieg
der Hauptmann vielmehr selbst in die Schaluppe, und fand in einer benachbarten Bay,
nicht weit von einem Flusse, eine sehr bequeme Stelle, Anker zu werfen. Die See war
an demselbigen Orte sehr eben. Man ließ den Anker vor der Mündung des Flusses fallen,
also, daß das schwere Geschütz die Matrosen gegen alle Anfälle der Wilden in Sicherheit
stellte, sie mochten nun auf dieser oder auf jener Seite ans Land treten.

Noch eben diesen Tag kamen einige Nachen zum Vorscheine, und vertauschten allerley Treiben Han-
Lebensmittel gegen Nägel, Messer, und Glaskügeln. Zwar blieben sie übrigens fried- del mit ihnen.
lich: allein, im Stehlen, und Untertauchen gaben sie den Einwohnern der vorigen Inseln
nicht das geringste nach. Ihre Häuser, die man aus dem Schiffe erblicken konnte, waren Häuser der
mit Baumblättern ausgeflochten und gedeckt; übrigens im Umfange rund, und oben Wilden.
beynahe ganz spitzig. Jedwedes mochte etwa fünf und zwanzig Schuhe im Umkreise, und
zehn bis zwölf in die Höhe haben. Statt der Thüre hatte das Haus ein niedriges Loch,
durch welches man auf allen vierein hinein kriechen mußte. Inwendig sah man kein ande-
res Hausgeräth, als etwas Heu, oder doch Kräuter, die so dürre als Heu waren, und
darauf die Leute schliefen. Das übrige bestand aus einem Paar Fischeangeln nebst den dazu
gehörigen Ruthen, und wenn es hoch kam, aus einem hölzernen Prügel.

Weil man wegen der großen Menge Nachen, die sich von allen Enden der Insel ver-
sammelten, in beständiger Sorge leben mußte; absonderlich da kein einziger Wilder jemals
an Bord kommen wollte: so kam der Hauptmann auf die Entschließung, er wollte drey von
seinen Leuten als Geiseln am Lande lassen, dahingegen er sechs von den vornehmsten Wilden
am Borde behielt, und sie durch gute Bewirthung, und allerley Geschenke zu gewinnen suchte.
Hingegen wiederfuhr den drey Holländern auf dem Lande nicht weniger Höflichkeit, der Kö-
nig

i) A. d. 610 und 611 G.

Le Maire.
1616.

nig selbst erzeugte ihuen alle ersünliche Ehre. Er legte beyde Hände an einander, und an den Kopf, neigte sich beynabe bis auf die Erde, und blieb wohl eine halbe Stunde lang in dieser Stellung, weil er vermuthlich von den Holländern eine ähnliche Ehrerbietigkeitsbezeugung erwartete. Endlich schritten sie wirklich dazu. Sogleich küßete er ihnen Hände und Füße. Ein gewisser anderer Indianer, der neben dem Könige saß, weinete unterdessen die heißen Zähren, und hielt eine lange Rede, wovon die Holländer zum Unglücke nicht das geringste verstanden. Endlich zog der König die Füße unter dem Hintern, worauf er saß, hervor, schlug sie sich um den Hals, und wälzte sich nach des Verfassers Worten, wie ein armer Wurm auf der Erden herum. Ueber die Geschenke, die man ihm brachte, ließ er zwar eine große Freude spühren: gleichwohl aber machte er so viel Wesens von einem weißen Hemde, das einer von den dreyen Holländern, Namens Aris, angezogen hatte, daß selbiger nicht umhin konnte, ein anderes Hemde vom Schiffe hohlen zu lassen, und es dem Könige zu verehren. Zur Wiedervergeltung schenkte er ihnen drey Ferkel k).

Sie werden
der Holländer
Freunde.

Als nun die Freundschaftstractaten auf diese Weise ihre Nichtigkeit erlangt hatten: so konnten die Holländer ohne jemandes Einrede, so viel Wasser einnehmen, als sie beliebten; doch schickte man allezeit beyde Schaluppen zugleich ab, und besetzte die eine mit bewaffneter Mannschaft, um die andere, welche die Wassertonnen führte, zu beschützen. Zwar am Strande war das Gedränge von Wilden beständig so groß, daß sich die Matrosen kaum davor rühren konnten; unterdessen lief doch alles friedlich ab. Der König selbst hieß die ungestümen Zuschauer aus dem Wege gehen, oder ließ sie durch seine Officier wegzagen, und hielt mit vieler Standhaftigkeit über seinen Befehlen. Um das Schiff herum schwärmte es nicht weniger von Indianern. Einer von ihnen kletterte am Hinterteile herauf, stieg in die Cajüte, und maufete einen Säbel heraus, mit welchem er glücklich davon schwamm. Man ließ ihn zwar durch einige Leute in einem Nachen verfolgen: allein sie vermochten ihn nicht einzuhohlen. Schouten klagte hierauf bey den königlichen Beamten. Sogleich ließen sie den Dieb auffuchen: er wurde ungeachtet er schon weit entfernt war, wieder herbeygebracht, und der Säbel denen, die seine Auslieferung verlangten, zu Füßen hingelegt. Sie fuhren dem Kerl mit dem Finger an der Gurgel vorbei, und gaben dadurch zu verstehen, wenn der König sein Verbrechen wüßte, so würde es ihm den Kopf kosten. Von dieser Zeit an, wurde den Holländern weder auf dem Schiffe, noch am Lande das geringste mehr gestohlen.

Furcht der
Wilden vor
dem Schießen.

Die Wilden fürchteten sich erstaunlich vor dem Schießgewehre. Man durfte nur eine Kugelbüchse losschießen, so liefen sie über Hals und Kopf davon. Aber noch weit mehr erschracken sie, als man ihnen zu verstehen gab, man könnte aus den großen Stücken ebensoviel Feuer geben. Der König bezeugte Lust, es einmal zu sehen. Man erzeugte ihm die Gefälligkeit. Allein, ob er es gleich zum Voraus wußte, was geschehen würde, und man ihn überdieses versichert hatte, es würde ihm kein Leides widerfahren: so nahm er doch mit allen seinen Leuten Reißaus, ja man hatte, als er endlich wieder zurück kam, noch große Mühe, bis man ihn von seinem Schrecken zurechte brachte. Hierauf ließ Schouten ihre Geißel wieder nach Hause gehen; und die drey Holländer kamen gleichfalls ungehindert an Bord zurück. Den folgenden Tag erschienen zu jedermanns Verwunderung einige von den Vornehmsten nebst ihren Weibern am Borde. Sie hatten zum Anzeigen ihres hohen Standes

Ihrer Weiber
Fuß.

k) N. d. 615 und vorherg. S.

des frische Cocosblätter an dem Halse hängen, in der Hand aber trugen sie grüne Zweige und ein weißes Fähnlein, als ein Zeichen des Friedens und der guten Freundschaft. Vorläufig machten sie eben dergleichen Reverenz, als ihr König gemacht hatte. Hernach führte sie Schouten in die Cajüte, wo sie absonderlich eine Taschenuhr, eine Schelle, einen Spiegel, und die Pistolen bewunderten. Man gab ihnen einige Geschenke, sowohl für ihre eigene Person, als für ihren König mit nach Hause, und machte ihnen hernach einen Zeitvertreib mit Fischen.

Unter andern Fischen, fand man zween Rochen, von einer ganz ungewöhnlichen Gestalt, im Neze. Sie waren nicht nur am Leibe ungemein dick, sondern sie hatten auch einen sehr dicken Kopf, eine gesprengte Haut, wie ein Sperber, weiße Augen, zwei große Flossen, einen schmalen und sehr langen Schwanz, und zwei kleine Schällen an den Seiten. Nimmt man den Schwanz aus, so waren sie überhaupt den Fledermäusen sehr ähnlich ¹⁾.

Große Rochen

Die Holländer hielten sich für verbunden, die empfangene Höflichkeit zu erwidern. Le Maire und Aris stiegen demnach ans Land, ließen die Trompeter voraus treten, und hielten einige Spiegel und andere Kleinigkeiten als Geschenke für den König, mit großer Höflichkeit in der Hand. Am Strande fanden sie einen Mann mit gebücktem Leibe, dem Gesicht auf der Erde, und gefalteten Händen über dem Kopfe liegen. Dieser Mann war der König, und diese Stellung eine Reverenz. Sie huben ihn auf, und giengen mit ihm nach seinem Hause, welches theils mit Zuschauern, theils mit seinen Hofbedienten ganz angefüllt war. Man breitete zwei kleine Matten auf den Boden, worauf der König nebst ihnen Platz nahm. Als nun bey diesem Vorgange die Trompeter in ihre Trompeten stießen: so gerieth die ganze Versammlung theils in Erschrecken, theils in Erstaunen. Hierauf kam noch ein anderer vornehmer Herr zum Vorschein, den die Holländer für den zweyten König, oder für die zweyte Person nach ihm ansahen. Diese vornehme Person nun schlich

Besuch der
Holländer bey
den Insulanern.

ganz sachte herein, und behielt das Gesicht beständig nach den Fremden gewendet, wiewohl sie dabei immer seitwärts fortrückte. Sobald sie gerade vor ihnen war, that sie auf einmal einen gewaltigen Satz hinter ihre Matte, und sprach dabei einige Worte mit einem majestätischen Tone aus; nachgebends machte sie einen lustsprung, fiel mit kreuzweise gesträngten Beinen aus der Luft auf dem Boden nieder, und saß damit auf einmal da. Indem nun das Zimmer mit Steinen gepflastert war: so wunderten sich die Holländer, daß die hohe Person ihre Beine nicht zerbrochen hatte. Auf diesen Voreingang folgte eine weitläufige Rede, ein Tischgebeth, oder was es sonst vorstellen sollte, und nach Endigung derselben trug man eine Gattung Limonien auf, die beynahe wie Wassermelonen schmeckten. Der Frank bestand aus gesottenen Wurzeln. Nebst andern Ehrenbezeugungen, die man den Fremden erzeigte, breitete man auch viele Matten auf den Boden, und ließ sie darauf setzen. Beyde Könige beschenkten den Le Maire und Aris mit ihren Kronen, und setzten sie ihnen mit eigenen Händen auf die Häupter. Eine solche Krone war eigentlich nur ein Kranz von weißen schlechten und langen Federn, darunter hier und dort einige kleine rothe und grüne gemischt waren, welche von den Papagayen der Insel herkamen. Es giebt noch eine Gattung anderer Vögel daselbst, davon die Einwohner, nach des Verfassers Erachten, viel Wertes machen; indem jedweder von des Königes Rächen einen dergleichen Vogel auf einem

Lustige Re-
verenz.

1) Ebendas. a. d. 613 S.

Le Maire.
1616.

einem Stängelchen neben sich sitzen hatte. Sie sind den Tauben einigermaßen ähnlich, bis an die Flügel weiß, an dem übrigen Leibe aber schwarz, nur einige rothe Federn unten am Bauche ausgenommen. Le Maire übergab beyden Königen einige Geschenke von geringem Werthe, die aber in ihren Händen unschätzbar wurden.

Anmerkung
wegen der un-
nern Beschaf-
fenheit der
Insel.

Den 29sten nahmen sich einige Holländer vor, die Insel zu besichtigen. Der König und sein Bruder m) machten sich ein Vergnügen daraus, sie in eigener Person zu begleiten. Sie bestiegen eine Anhöhe, sahen aber nichts als Wildniß und einige unfruchtbare Thäler. Eine rothe Erde fanden sie, daraus die Weiber im Lande eine Farbe bereiten, und ihre Wangen damit schminken. Aber auf dem Rückwege kamen sie durch angenehme und mit Cocosbäumen bepflanzte Gegenden. Die Bäume hingen voll Nüsse. Indem sie nun unter dem Schatten derselbigen frische Luft schöpften: so kletterte der Bruder des Königes ohne weitere Hülfe, als eines kleinen Bandes, das er sich um die Beine machte, mit unglaublicher Behendigkeit bis auf den Gipfel des allergrößten und geradesten. Er brach einige Nüsse ab, brachte sie den Fremden, und öffnete sie mit einem Hölzchen, ohne die geringste Schwierigkeit. Der König gab hierauf seinen Gästen zu verstehen, er werde mit den Einwohnern der zweyten Insel sehr oft in einen Krieg verwickelt. Er zeigte ihnen auch verschiedene Höhlen im Gebirge, und einige dichte Gebüsch, dahin seine Unterthanen entweder ihre Zuflucht nahmen, oder sich in Hinterhalt legten. Le Maire begriff aus diesen Zeichen wohl, er verlangte den Beystand ihres Schiffes zu einer Unternehmung gegen seine Feinde: allein, man gab ihm dagegen zu verstehen, daß man diesen Beystand unmöglich bewilligen könnte. Unterdessen gesteht der Verfasser doch, man hätte sein Begehren vielleicht bewilliget, wenn etwas dabey zu gewinnen gewesen wäre n).

Leibesgestalt
der Einwoh-
ner.

Diese Leute waren von einer außerordentlichen Leibesgröße. Die meisten waren eben so groß, als der längste Holländer: allein, diejenigen, die man bey ihnen für lang hielt, hätte man in Europa für Riesen angesehen. Nebst dem besaßen sie ungemeine Stärke, sind wohl gestaltet, flüchtige Läufer und treffliche Schwimmer. Ihre Farbe ist braungelb. Sie schmückten sich gern mit ihren eigenen Haaren, und in diesem Stücke folget jedweder seinen eigenen Einfällen. Einige hatten kurze wollichte, andere recht schön aufgekräuselte Haare; noch andere flochten sie in fünf bis sechs artige Zöpfe: manche hielten sträubische Haare für schön, und ließen die übrigen gerade zu Berge stehen. Der König hatte auf der linken Seite einen langen Zopf bis an die Hüften herab hängen, das übrige Haar war in zweien Knoten aufgebunden. Seine Hofjunker hatten zweien Zöpfe, das ist auf jedweder Seite einen. Uebrigens lief jedermann ohne Unterschied des Geschlechtes und Standes

m) Vermuthlich der zweyte König.

n) A. d. 626 Seite.

o) A. d. 627 S.

p) Die Einwohner brachten erstlich aus allen Orten der Insel eben dergleichen Kräuter zusammen, als ihre Nachbarn mit sich gebracht hatten. Hernach setzten sie sich hin, und kaueten sie mit gesammelter Hand. Das Gefauete nahmen sie wieder aus dem Munde heraus, und warfen es in ein großes hölzernes Gefäße, gossen Wasser darauf, und rührten alles wohl durcheinander. Mit diesem Getränke bedieneten sie die beyden Könige

und ihre Hofjunker, denen es trefflich schmeckte. Sie bothen auch den Holländern davon an, die aber vom Zusehen schon genug hatten. Hierauf legte man den Gästen Cavawurzeln vor, welche theilweise ausgeheilert wurden. Der fremde König nahm seinen gehörigen Platz ein. Seine Wäher und sein Gefolge ließ sich hinter ihm in einem Kreise nieder. Jedermann fing an zu essen. Als dieses erste Gerichte vorbey war, so brachte man große, zwanzig bis dreysig Schuhe lange Tragbäuren, voll Abas und andere Wurzeln, theils roh, theils gebraten, und theilte sie unter die Gäste aus.

nutternackend, nur ein Baumblatt in der Mitte des Leibes ausgenommen. Die Weibes- *Le Maire.*
 personen kamen den Holländern ungemein häßlich vor; sie waren schlecht gebildet, klein, *1616.*
 und dermaßen geil, daß sie sich vor aller Leute Augen, ja allernächst bey dem Könige selbst
 mit ihren Liebhabern lustig machten. Sie tragen sehr kurze Haare; dagegen aber haben
 sie ein paar lange Duttten, wie ein paar lederne Säcke, auf den Nabel hinab hängen o).

Man konnte nicht merken, ob diese Leute Gögendienner waren, oder ob sie außerhalb *Ihre Reli-*
 der vorhin erwähnten Rede, die man für ein Fischgebeth hielt, noch andere andächtige *gion und Sit-*
 Gebräuche ausübten. Dieses aber merkte man ohne Schwierigkeit, daß sie eben also in *ten.*
 den Tag hinein lebten, als die Thiere im Walde. Von der Handlung hatten sie nicht den
 geringsten Begriff. Sie beschenkten die Holländer, so oft es ihnen in den Kopf kam, und
 die Holländer richteten ihre Frengeligkeit nach Maaßgabe der ihrigen ein. Sie saen noch
 erndten nicht. Sie treiben weder Künste noch Handwerk. Sie essen nichts, als was von
 selbst wächst, welches meistens nur in Cocos, Ubas, Bananas, und in einer geringen
 Anzahl anderer Früchte besteht. Die Thiere, die sie essen, vermehren sich ohne ihre Sor-
 ge. Einige Weiber suchen die Fischgen auf, welche die Ebbe in den Sandgruben am Stran-
 ge zurück läßt; andere fischen mit kleinen Angeln. Wie es um ihre Kochkunst bestellet sey,
 das ist aus der Beschreibung einer Gasterey abzunehmen, welcher *le Maire*, *Aris*, und *Gasterey der*
 einige andere Holländer bewohnen mußten. Sie kann aber hier nicht wohl einigen Plaz *Wilden.*
 finden, als etwa in einer Anmerkung p). Der König aus der zweyten Insel hatte einen
 Besuch bey seinem Nachbar abgestattet. Er brachte sechzehn Schweine mit, und sein gan-
 zes Gefolge, welches aus dreyhundert Mann bestand, hatte eine Menge gewisser grünen
 Kräuter, daraus sie ihr Getränke bereiten, in dem Gürtel stecken. Sobald der Fremde seinen
 Nachbar von fern erblickte, machte er ihm eine große Menge Neigungen und Reverenze. Er
 neigte sich mit dem Gesichte bis auf die Erde, und bethete mit vollem Halse. Der andere
 kam ihm entgegen, und sparte seines Ortes die Neigungen und Verdrehungen eben so we-
 nig. Endlich erhoben sie sich beyde wieder von der Erde, und giengen mit einander in das
 Belez, mit welchem Namen die Einwohner ihres Königes Wohnung belegen. Die An-
 zahl aller Anwesenden belief sich auf neunhundert Personen. Nachgehends begaben sie sich
 auf das holländische Schiff, und bezeugten ein Vergnügen darüber, als sie sahen, daß man
 sich zur Abreise gefaßt machte; indem sie alles bezeugten guten Vertrauens ungeachtet, den-
 noch in beständiger Furcht lebten, man möchte ihre Inseln erobern wollen. Daher fielen
 auch, bey diesem Abschiedsbesuche, wichtige Geschenke vor. Sie hatten nämlich eine ziem-
 lich

N n 2

aus. Endlich legte man sechzehn Schweine vor
 beyde Könige hin. Die ganze Zubereitung be-
 stand darinnen, daß man sie ausgeweidet hatte,
 gewaschen aber waren sie nicht worden, sondern
 waren noch blutig. Doch hatte man die Vorsten
 abgesenget, auch einige glühende Steine in den
 hohlen Leib gesteckt, davon sie braten sollten.
 Nachgehends wurden die Schweine mit Kräutern
 ausgefüllet, und die Leber an einem Spießchen
 daran gesteckt. Dreyzehn solche Schweinsbraten
 wurden mit größter Eierigkeit verschlungen. Alles,
 was man den Königen vortrug, wurde aus Ehr-

erblethung auf dem Kopfe herbey gebracht, und
 kniend vor sie hingeseht. Die zwey übriggebliebe-
 ne Schweine wurden durch eine Hofjunker an
 Bord geschickt. Man trug sie gleichfalls auf dem
 Kopfe, und legte sie den holländischen Oberhäu-
 ptern zu Füßen. Bey diesem Geschenke befanden
 sich noch elf lebendige kleine, und einige halbgewach-
 sene Schweine. Zur Wiedervergeltung ver-
 ehrte ihnen Schouten und *le Maire* drey kleine
 messingene Pfannen, vier Messer, ein Duzend alte
 Nägel, und einiges Glaswerk. Ebendaf. a. d. 624.
 und folg. C.

Le Maire.
1616.

Man nennet
sie die Hoorn-
eylande.

lich große Anzahl Schweine mitgenommen, ja es brachte jedweder König eines in eigener Person auf dem Kopfe getragen.

Bei der Abreise gaben die Holländer beyden Inseln den Namen der Hoorneylande, weil ihr Schiff in dieser Stadt ausgerüstet worden, und ihr meistes Volk aus selbiger gebürtig war. Die Bay trug von dem Schiffe den Namen der Eintrachtsbay davon. Sie liegt in einem Meerbusen auf der südlichen Seite der Insel. Der Grund ist so scharf, daß man große Mühe hatte, den Anker loszuwinden. Auf einer Seite liegt eine Sandbank, die zur Zeit der größten Ebbe über dem Wasser zu sehen ist; auf der andern Seite liegt die Küste, welche längst dem Ufer sehr unrein ist. Diese Bay liegt auf vierzehn Grade, sechs und fünfzig Minuten 9).

Die Holländer schifften wohlgenuthet davon, weil sie nicht nur ohne Gefahr ausgeruht, sondern auch einen großen Vorrath an Wasser bekommen hatten. Sie steuerten den ganzen Tag gegen Westen, und befanden sich den 1sten des Brachmonats, auf der Höhe von dreizehn Grad = = = Minuten. Den 2ten verwunderte man sich, daß man nirgend Land erblickte, und die Steuerleute besorgten, sie möchten weit hinter Neuguinea fortgerückt seyn. Um aus diesem Zweifel zu kommen, wendete man die Segel gegen Norden. Die folgende Nacht, war man auf zwölf und einen halben Grad. Die vornehmsten Officiere besorgten, man sey schon weiter gegen Westen gekommen, als man meynete, und Neuguinea läge ihnen noch zur Seite. Sie beschloßen demnach mit den Steuerleuten, noch einmal aus der Sache zu sprechen, und das Vorgeuerke ihres von Peru bis in diese Gegend gehaltenen Laufes auf der Seekarte nochmals zu überschlagen. Schoutens Ueberschlag betrug eintausend siebenhundert und dreißig Meilen; ein anderer, eintausend sechshundert und fünf und sechzig, und sofort die andern immer weniger, bis auf eintausend sechshundert und zehn. Als man die sämtlichen Rechnungen mit einander verglichen hatte: so schloß man, die ganze Reise müsse ungefähr eintausend sechshundert und sechzig Meilen betragen. Weil man nun noch immer nichts vom Lande sah: so änderte man den Lauf, und hielt gegen Westen. Den 13ten zu Mittage schloß man aus der Sonnenhöhe, man sey ungefähr hundert Meilen weit von den Hoorneylanden entfernt: es änderte sich auch die Farbe des Wassers. Endlich ließ die Menge der Boniten und anderer Fische, ja so gar einige Vögel, die allgemach zum Vorscheine kamen, an der Nähe eines Landes nunmehr nicht weiter zweifeln. Gleichwohl rückte man bis auf den 20sten fort, ohne es zu sehen. Endlich, an dem Abende des erwähnten Tages, erblickte man eine Küste auf vier Grade fünfzig Minuten. Die Vorsichtigkeit erforderte, daß man, um das Stranden zu vermeiden, die Anker ausbrachte. Am folgenden Morgen erblickte man etwa ein halb Duzend kleine Inseln voll Bäume, und einige große Sandbänke, die sich gegen Nordwest erstreckten. Der Grund war hier so schlecht, daß man das Schiff gegen Westen wendete, und die Inseln unter dem vierten Grad sieben und vierzig Minuten verließ. Den 22sten erblickte man abermal wohl zwölf bis dreizehn Inseln unter dem vierten Grade fünf und vierzig Minuten. Man ließ sie zur Linken des Schiffes liegen. Ströme sah man in diesem Gewässer im geringsten nicht 1).

Den 24sten kamen drey niedrige Inseln voll Bäume und Grünem, im Südwesten zum Vorscheine. Allein, die Küste war allenthalben mit Klippen besetzt, und nirgend einiger Ankergrund zu finden. Man nannte sie die grünen Inseln. Noch vor Endigung des Tages

ges erblickte man ein anderes und dergleichen hohes Land, daß man es in der Ferne wegen der gegen Südwest hinter ihm liegenden, und eben so hohen Küsten, für das Vorgebirge von Neuguinea hielt. Allein, als man näher dazu kam, glaubte man das Gegentheil, und daß es nur eine Insel seyn müßte, zu bemerken, welcher man den Namen der Johannes-Insel beylegte, weil sie an diesem Festtage entdeckt worden war. Man fuhr lange Zeit neben dem Ufer hin, ohne jemals Grund zu finden; endlich auf den Abend kam man um das Vorgebirge herum, und lief in eine Bay, da man auf fünf und vierzig Faden Sand und Kieselgrund Anker warf. Die See war eben, und das Wasser dunkelblau. Hierauf näherten sich zwei Piroguen bey dem Mondscheine dem Schiffe. Es saßen einige schwarze Kerl darin, welche zwar vieles mit den Holländern reden wollten, allein man verstund sie nicht. Man bemerkete, daß die Einwohner die ganze Nacht über, sowohl an der Küste, als absonderlich an der Mündung des Flusses, bey welchem man vor Anker lag, Wache hielten. Gegen Morgen, als der Himmel sehr heiter, und heller Mondschein war, rückten einige Piroguen bis unter die Galerien ans Schiff. Man warf ihnen Glaschüre zu, redete so freundlich mit ihnen, als man konnte, und suchte sie durch allerley Zeichen zu bedeuten, man verlange sonst nichts, als Cocosnüsse, Schweine, Fische, und Ziegen, von ihnen. Allein sie ihres Ortes schwärmeten so lange, bis es völlig Tag wurde, mit einem lauten Geschreye um das Schiff herum, und thaten sonst noch erstaunlich wild. Nach dem Ueberschlage der Steuerleute, lag diese Küste eintaufend achthundert und vierzig Meilen weit von der peruvianischen s),

Le Maire.
1616.Insel St.
Johann.

Den 26sten zu Frühe, erschienen acht andere Piroguen. In einer saßen eilf Kerl, in den übrigen nur sechs bis sieben. Sie fuhrten etlichemal um das Schiff herum, und droheten den Holländern mit ihren Hassagayen, Steinen, Prügeln, Säbeln und Schleudern. Man redete zwar auf das freundlichste mit ihnen, ja man warf ihnen sogar allerley Waare zu: aber anstatt der Antwort, warfen sie mit Steinen und Hassagayen nach den Holländern. Dieser Frevel verdroß das Schiffsvolk: man gab aus dem großen und kleinen Geschütze zugleich Feuer auf sie. Die große Pirogue sank sofort mit einigen Kerlen zu Grunde; ungefahr ein Duzend andere stürzten zu Boden. Man setzte ohne Verzug die Ruderschaluppe aus, welche zwischen die übrigen, die sich mit Schwimmen zu retten suchten, hineinfuhr, und noch einigen das Varaus machte. Drey hart verwundete wurden gefangen, und vier Piroguen an Bord geschleppt, um Brennholz daraus zu machen. Einer von den Verwundeten starb nach Verlaufe einer Stunde.

Tolle Kerls.

Mit den übrigen beyden fuhr die Schaluppe ans Land. Weil man ihnen alles gutes erzeiget, und durch Zeichen zu verstehen gegeben hatte, man verlangte sonst nichts, als Lebensmittel: so redeten sie vermuthlich ihren Landesleuten zu, einige Früchte an Bord zu bringen; denn bald darauf kam ein kleiner Nachen in aller Eile herbey, und überlieferte zwey Spanferkel und ein Gebund Bananas. Hierauf gab man einen Gefangenen, welcher heftig verwundet war, wieder los, und forderte für den andern zehn Schweine als ein Lösegeld. Weil der losgelassene nicht im Stande war, vom Ufer wegzugehen, so kamen einige bewaffnete aus dem benachbarten Walde zum Vorscheine, und führten ihn unter den Armen unter einige Bäume, saßen sich um ihn herum, und waren sehr bemühet, ihm beyzuspringen.

M n n 3

Diese

*) A. d. 632 S.

s) A. d. 634 S.

Le Maire.

1616.

Ihre Gestalt
und Sitten.

Diese Barbarn durchbohren sich die Ohren und die Nasenlöcher; einige sind damit noch nicht zufrieden, sondern durchbohren auch die Scheidewand in der Nase, und stecken in alle diese Löcher Ringe. Sie tragen ziemlich lange Bärte, aber keine Knebel. Unter dem Ellenbogen und an dem Gelenke der Hand, hatten sie Armbänder von Perlmutter. Ihr ganzes Gewand besteht in einem Baumblatte vor der Mitte des Leibes, und einem Gürtel von Bast, an welchem das Baumblatt hängt. Sie scheinen sehr stark zu seyn, sind auch ganz wohlgestaltet. Ihre Zähne sind schwarz, die Haare gleichfalls, dabey aber kurz und kraus, wiewohl bey weitem nicht so wollicht, als der Aethiopier ihre. Sie haben Mügen, von gemaltem Baste, setzen zwei bis drey übereinander auf, und schnüren sie mit einer Art von Bände aneinander, welches ihnen das Ansehen einer Weiberhaube verleiht. Die meisten hatten ein kleines Einsenförmchen voll Kalk an der Seite hängen; mit dem Kalk bestreuten sie dasjenige, was der Verfasser ihren Pinang nennet. Ihre Höflichkeit bestand darinnen, daß sie ihre Müge abnahmen, und die Hände auf den Kopf legten. Sie legten auch Baumblätter darauf, welches ein sonderbares Zeichen der Gewogenheit zu seyn schien. Man hielt sie für Papius 2). Wenn sie an Bord kamen, so stimmten sie einen Gesang mit einander an, welcher nicht übel klang. Ihre Säbelgriffe sind zierlich gemacht. Sie gebrauchen aber weder die Säbel, noch das übrige vorhin erwähnte Gewehr, als nur gegen die Feinde ihrer Nation. Werden sie unter einander selbst uneinig, so beißen sie sich nur wie die Hunde. Ihre Nachen haben nicht einerley Größe. Auf den größten zählte man wohl siebenzehn paar Ruderer, und auf den kleinern, von zwey Paaren bis zehn. Sie steuern an dem Vordertheile eben sowohl, als an dem hintern; und es haben ihre Fahrzeuge, der wenigen Größe ungeachtet, dennoch eben sowohl ein Casteel, als die Gallionen. Doch können nicht mehr als zwei Personen neben einander darinnen sitzen. An einer von ihren größten Piroguen waren alle Stücke aneinander geheftet, und die Masten gut verpicht, oder mit Terpentin bestrichen.

Andere Inseln
und Wäldern.Halten viel
auf ihren
Bart.

Man versorgte sich ohne jemandes Hinderniß mit Wasser. Als aber den folgenden Tag einige Nachen an Bord kamen, und weder soust etwas, noch das Lösegeld für den Gefangenen mitbrachten: so hielt man für das beste, ihn aus Land zu setzen, und mit diesen wilden Menschen sich nicht weiter zu vermengen. Von dieser Küste erblickte man in Norden noch eine andere Insel. In der Nacht des 29ten gieng Schouten wieder unter Segel, und man konnte den ganzen folgenden Tag die Landspitze, die man verlassen hatte, nicht zu Gesicht bekommen. Sie lief Westnordwest, und Nord zu Westen, und zeigte verschleierte Bayen. Hingegen erblickte man an eben diesem Tage zwei hohe, und alle beyde der großen gegen Norden liegende Inseln; den 30ten des Morgens kamen einige Nachen herbey. Es saßen schwarze Menschen darinnen, und zerbrachen, als sie sich dem Schiffe näherten, ihre Hassagayen über dem Kopfe. Vermuthlich sollte dieses ein Friedenszeichen vorstellen: allein, sie hatten außerdem nicht das geringste zu Bestätigung der Freundschaft mitgebracht, ungeachtet sie alles, was ihnen nur in die Augen fiel, unverschämter Weise geschenkt haben wollten. Doch waren sie noch etwas bescheidener, als alle ihres Gleichens, die man bisher gesehen hatte. Mitten vor dem Leibe hatten sie einige Blätter hängen. Ihre Nachen waren nicht nur besser gezimmert, als die andern, sondern auch sowohl hinten als vorne mit einiger Bildhauerarbeit ausgezieret. Man bemerkete, daß sie auf ihren Bart und auf ihre

ihre Haare ungemein viel hielten, und die Lestern mit Kalche bestreuten. Sie kamen aus *Le Maire*.
 einigen Inseln her, welche, wie es schien, voll Cocosbäume stünden. Allein, man mochte *1616.*
 winken, wie man wollte: so waren nicht die geringsten Lebensmittel von ihnen herauszubringen. Ja, man gerieth den folgenden Tag gar auf den Verdacht, das Zerbrechen der Hassagayen wäre eine bloße List gewesen, dadurch sie die Holländer sicher zu machen vermeynten. Weil das Schiff bey der Windstille, welche die ganze Nacht über anhielt, durch die Ströme fortgeführt wurde: so befand es sich des Morgens zwischen einer zwey Meilen langen Insel, und einer andern Küste. Sogleich kamen fünf und zwanzig Piroguen voll Wilde zum Vorscheine. Man sah einige unter ihnen für die gestrigen an, und Schouten ließ sie ohne Bedenken herbey kommen. Man hatte vorne zweyen Anker ausgebracht, und zum Werfen fertig gemacht. Diese bestiegen zweyen Negers, jedweder einen, mit einem Ruder in der Hand, ohne Zweifel in der thörichten Meynung, sie könnten das Schiff auf diese Weise ans Ufer bringen. Die übrigen schwärmeten um das Schiff herum, und sahen sich, wie es schien, nach einem bequemen Orte um, da sie hinein steigen könnten. Endlich als sie meynten, nun könnte es ihnen nicht mehr entweichen, begonnten sie auf einmal mit Steinen, und Hassagayen um sich zu werfen, und zwar mit solcher Gewalt, daß sie an den Masten und an der Verkleidung in Stücke sprangen, und kleine Splitter los rissen. In der ersten Bestürzung wurde ein Matrose verwundet, und die übrigen mußten den Ueberlauf räumen. Allein, da die Wilden erst recht hitzig wurden, und das Schiff besteigen wollten: so gab man ihnen die Lage von dem obersten Verdecke, und feuerte zugleich aus dem kleinen Gewehre. Dieser unvermuthete Gruß, tödtete und verwundete eine große Menge, und jagte die übrigen in die Flucht. Die Schaluppe, welche wohl bewaffnet war, jagte ihnen nach, und eroberte noch einen Nachen mit drey Wilden; einer davon wurde getödtet, der andere gefangen, der dritte sprang ins Wasser. Der Gefangene war ein junger Mensch von achtzehn Jahren; man gab ihm den Namen Moses, weil der verwundete Matrose Moses hieß: ja es wurde die ganze Insel Moseseyland benennet. Die gewöhnliche Nahrung dieser Inselwilden, war eine Gattung von Brodte, aus Baumwurzeln gemacht.

Dummer Betrug.

Wilder Mo: ses.

Moseseyland.

Der III Abschnitt.

Große Menge Inseln. Feuerinseln. Wilde, die man für Vapus hält. Die Holländer stehen in Sorge. Sie sind bey neu Guinea, ohne es zu wissen. Inseln Moa, Insu und Arimon. Schouten Wilde, welche die Europäer kennen. Schouten Eyland. Die Holländer sehen zum östern Land. Erdbeben wird in der See verspühret. Sie wissen wieder nicht, wo sie sind. Sie kommen an die moluckischen Inseln; treffen eine Flotte von ihrer Nation an. Zusatz zu Claessens Tagebuche. Das Schiff kommt um einen Tag zu kurz. Vortheil von des le Maire Entdeckung.

Hierauf entfernete man sich von diesem treulosen Geschmeiße. Man nahm des Mittäges die Sonnenhöhe, und fand drey Grad zwanzig Minuten. Gegen Abend lief man gegen Nordwest an der Küste hin, und erblickte zwar eine schöne Sandbay, wollte sich aber nicht hinein wagen. Den 2ten des Heumonats erblickte man auf der Höhe von drey Graden zwölf Minuten, zur linken Seite des Schiffes, niedriges Land, mit einem dazwischen liegenden hohen Berge, gerade vor dem Schiffe aber eine niedrige Insel. Den 3ten wurde man von dem Winde gezwungen, Westnordwestlich zu halten, und man sah auf zwey Grade

Gegen Norden: ge Inseln.

Le Maire.
1616.

Grade vierzig Minuten, abermal hohes Land in Westen. Als man den 4ten von diesen Inseln wegzukommen suchte: so entdeckte man von zwey Grad fünf und zwanzig bis auf dreyzig Minuten, noch zwey und zwanzig bis drey und zwanzig andere, kleine und große, hohe und niedrige, in verschiedenen Entfernungen von einander. Die einbrechende Nacht ließ den Holländern nicht soviel Zeit, eine Rhede aufzusuchen: aber den folgenden Mittag erblickten sie einen hohen Berg in Südwesten, und fuhrn in guter Hoffnung darauf zu. Die Steuerleute wußten so wenig, wo sie waren, daß sie durch die Aehnlichkeit dieses Berges mit dem Guniapi auf der Insel Banda, auf die Gedanken gebracht wurden, sie hätten besagte Insel vor sich; absonderlich, weil die Höhe meistens damit übereinstimmte. Allein, als man bald darauf in Norden und in einer Entfernung von sechs bis sieben Meilen von diesem Berge noch drey oder vier andere liegen sah: so war die Falschheit dieser Meynung zur Gnüge bewiesen. Hinter dem ersten Berge erschien sowohl gegen Osten als gegen Westen, ein gewaltig großer Strich, theils hohes theils niedriges Land, davon man auf beyden Seiten kein Ende absehen konnte; und weil es sich gegen Ostsüdost erstreckte, so glaubte man endlich, es sey Neuginea u).

Feuerinsel.

Den 7ten schiffte man vor Tages auf den Berg los, welcher aus seinem Gipfel Feuer speyete, und dem Schiffe durch diese, wiewohl mit Rauch und Asche vermischete Flamme den Weg wies. Bey Tage sah man, daß es eine starkbewohnte, und mit Cocosbäumen angefüllte Insel war, welche den Namen Feuerenland davon trug x). Die Einwohner schickten dem Schiffe einige Piroguen entgegen. In jedweder befanden sich fünf bis sechs Kerl, nebst einem Gerüste, das auf Stangen stand, und dem Fahrzeuge zur Decke diente. Weil diese neue Weise ziemlich verdächtig schien: so ließ man den Neger Moses mit ihnen sprechen: allein sie verstunden ihn nicht. Sie waren am ganzen Leibe, nur die Mitte ausgenommen, mutternackend. Einige hatten kurze Haare, andere lange. An Farbe waren sie gelber, als Moses. Man konnte keine Ankerstelle an ihrer Küste finden; und weil man in Norden und Nordwesten noch viele andere Inseln vor sich liegen sah, so steuerte man nach einer gewissen platten Landspitze, welche dem Vordertheile des Schiffes gerade gegen über stand. Das Wasser hatte allerley Farben, grün, weiß und gelb; indem es nun auch überdies süßer schmeckte, als das Seewasser ordentlicher Weise zu schmecken pfleget, so vermuthet man, es müßte aus einem Flusse herkommen, welcher unweit davon in die See falle. Es kamen viele Bäume und Aeste angetrieben; auf einigen sah man Vögel und Krebse. Diese Nacht über lavirte man mit kurzen Schlägen, und steuerte des Morgens gegen Westsüdwest, zwischen einer hohen Insel, die man dem Schiffe zur Rechten, und zwischen einem etwas niedrigen Lande, das man ihm zur Linken ließ. Gegen Abend fand man nicht weit vom Ufer auf siebenzig Faden Grund, und legte daselbst vor Anker. In den Rähnen, die an Bord kamen, saßen seltsame Kerl, die man für Papus ansah. Sie hatten kurze krause Haare, Ringe in der Nase und in den Ohren, kleine Federn auf dem Kopfe und an den Armen, und Halsketten von Schweinszähnen. Ihre Weiber sahen scheußlich aus. Der Verfasser vergleicht ihre Bäuche mit Sonnen, und ihre Brüste mit Blutwürsten, die bis auf den Nabel hinab gehangen hätten. Daben hatten sie dünne Arme und Beine, Affengesichter und kurze Haare. Die Mitte des Leibes war so obenhin bedeckt, alles übrige aber nackend. Ueber diese allgemeine Häßlichkeiten hatte jedwede noch einen besondern Fehler. Eine hinkte, die andere schielte, die dritte war bucklicht,

Wilbe, die
man für Pa-
pus hält.

u) Ebendasselbst a. d. 641 S.

x) Ebendasselbst.

bucklicht, die vierte sah sonst aus, als ob es ihr irgendwo fehlte. Man schloß hieraus, die Lust müßte hier zu Lande sehr ungesund seyn, absonderlich weil die Häuser acht bis neun Fuß hoch über der Erde auf Pfählen stunden. Die Höhe dieser Küste ist drey Grade drey und vierzig Minuten. Einige Wilden, denen man an Bord zu kommen erlaubte, brachten Ingwerproben mit, woraus man schloß, sie müßten schon gewohnt seyn, Handlung zu treiben. Man suchte hierauf eine bequemere Ankerstelle, fand sie auch nicht weit davon in einer Bay, da man den Anker auf sechs und zwanzig Faden Sandgrund mit Ketten vermischt, warf. Aus den benachbarten beyden Dörfern kamen ein Paar Rähne mit Cocosnüssen zum Vorscheine. Sie hielten aber ihre Waaren ungemein theuer. Vier Nüsse bothen sie um eine Elle Cattun; und nach dieser Waare strebten sie am eifrigsten. Weil nun an diesem Orte der Handel so schlecht, und die Lebensmittel sehr selten waren; indem man nicht mehr als einige Schweine aufreiben konnte: so verweilten die Holländer nicht lange daselbst. Den folgenden Tag befanden sie sich unter dem vierten Grade; und weil man nicht wissen konnte, wie es noch etwa gehen möchte, so wurde ausgemacht, wieviel jedweder den Tag zu seinem Unterhalte bekommen sollte. Sie wußten im allgeringsten nicht, in welchem Theile der Welt sie waren; noch weniger ob sie von den ostindischen Inseln noch weit entfernt wären, und ob das Land, das sie beständig im Gesichte behielten, Neuguinea sey oder nicht. In allen ihren Charten war nicht die mindeste Spuhr von denen Ländern, die sie täglich entdeckten, zu sehen, sie mußten sich folglich mit bloßen Muthmaßungen begnügen y).

Le Maire.
1616.

Die Holländer stehen in Sorge.

Den 1ten liefen sie meistens Westnordwest an der Küste hin, und blieben beständig auf drey Meilen weit davon. Um den Mittag kamen sie ein hohes Vorgebirge vorbey. Das Land, welches in der That Neuguinea war, erstreckte sich meistens Nordwest zu Westen, zuweilen aber etwas weiter gegen Westen, oder etwas weiter gegen Norden. Den 12ten trafen sie, unter zwey Grad acht und funfzig Minuten, günstige Ströme an, welche ihrer gewöhnlichen Richtung an der neuguineischen Küste gemäß, gegen Westen strichen. Den 13ten und 14ten schiffte man wie bisher an der Küste hin. Den 15ten fand man drey niedrige, bewohnte und mit vielen Cocosbäumen bewachsene Inseln. Weil man nun auf eine halbe Meile vom großen Lande guten Ankergrund von vierzig Faden bis auf sieben fand: so legte man daselbst vor Anker. Wären die Holländer mit größerer Vorsichtigkeit ans Land getreten: so hätten sie ihrer ganzen Noth auf einmal abhelfen können: allein, weil sie mit ihrer Schaluppe gerade zu fuhren, so schickten ihnen die Inseleinwohner, die am Strande auf ihrer Huth stunden, übrigens aber von einer leutseligen Gemüthsart waren, einen Pfeilregen zu, und verwundeten sechzehn Matrosen. Dem ungeachtet stieg man in der kleinsten Insel ans Land, und brennete in der ersten Hitze einige einzelne Häuser weg. Hierüber stellten sich die Wilden in der benachbarten Insel äußerst grimmig an, und verübten ein fürchterliches Gesehle, getrauten sich aber doch nicht, in die andere Insel überzusetzen, indem das Schiff das ganze Ufer bis in den Wald mit einigen Stücken bestrich, und die Kugeln mit schrecklichen Rasseln und Krachen durch die Bäume fuhren. Des Abends bathen sie um Friede, und hierauf näherten sich einige Nachen dem Schiffe, bis auf eine gewisse Weite, blieben aber, weil sie aus Furcht nicht näher kommen wollten, allezeit über dem Winde, und warfen ihre Cocosnüsse von Ferne ins Wasser, damit sie der Strom den Holländern zufüh-

Sie sind bey Neu Guinea, ohne es zu wissen.

y) A. d. 643 und vorherg. S.

Le Maire.
1616.

Inseln Moa,
Insu und Arimon.

zuföhren sollte. Endlich nach vielem Winken und Freundschaftszeichen wagten sie sich näher herben, und brachten eine große Menge Nüsse und Bananas, grünen Ingwer, und gelbe Wurzeln, die sie statt des Safrans gebrauchen. Man gab ihnen dagegen allerley Glaswerk, Nägel und rostige Messer. Diese Leute giengen durchaus nackt. Man sah einige eiserne Töpfe bey ihnen, die sie unfehlbar von den Spaniern bekommen hatten. Die Gestalt des Schiffes schien ihnen nichts neues zu seyn. Sie fürchteten sich zwar wohl vor dem Geschüße; unterdessen jagte ihnen weder das Knallen noch der Anblick desselbigen einiges Schrecken ein. Die östlichste von ihren Inseln nenneten sie Moa, die andere Insu, die letzte und höchste aber, welche nur fünf oder sechs Meilen von Neuguinea lag, hießen sie Arimon z). Es föhreten sich diese Wilden beständig sehr bescheiden auf, und man bekam alle beliebige Lebensmittel um einen sehr geringen Preis von ihnen. Sie backen zwar Brodt und Kuchen aus der Cassavawurzel: sie ist aber hier zu Lande weit schlechter, als in Westindien.

Wilden, welche
die Europäer
kennen.

Den 20sten gieng man wieder unter Segel, und fuhr beständig gegen Westnordwest neben der Küste hin. Unter dem dreyzehnten Grade wurde man durch die Ströme gegen einige Inseln getrieben; und weil man des Abends einen guten Ankergrund auf dreyzehn bis funfzehn Faden fand, so legte man um soviel lieber daselbst vor Anker, weil man auf der benachbarten Insel kein Feuer sah. Nichts destoweniger kamen bey anbrechendem Tage sechs große Vögel mit Flügeln, auch einem Vorder- und Hintercastelle zum Vorscheine. Die darinnen befindlichen Wilden näherten sich dem Schiffe mit großer Furcht, ungeachtet sie gewaffnet waren. Sie zeigten ihre Waare nur von ferne, nämlich durre Fische, Cocosnüsse, Toback, und eine gewisse unsern Pflaumen ähnliche Frucht. Man suchte ihnen durch freundliches Zuwinken ein gutes Vertrauen bezubringen. Noch andere Vögel, welche aus eben dieser Insel herzukommen schienen, brachten Lebensmittel und chinesisches Porcellan. Weil sie weder das Schiff noch das Geschüß bewunderten: so schloß man, sie müßten schon öfterer europäische Schiffe gesehen haben. Diese Wilden hatten eine gelbere Farbe und grössere Leibesgestalt, als die Einwohner der vorigen Inseln. Die meisten trugen gläserne Ringe in den Ohren, die sie von niemanden als den Spaniern haben konnten. Alles dieses machte den Holländern zwar frischen Muth, gab ihnen aber nicht

Schouteney-
land.

Neues Vor-
gebirge der
guten Hoff-
nung.

das geringste Licht von ihrer Fahrt. Den 24sten befanden sie sich auf der Höhe von dreyßig Minuten. Sie ließen Nordwest und Westsüdwest an einer schönen und großen Insel hin, die sie nach ihrem Hauptmanne, Schouteneyland, nannten. Die östliche Spitze dieser Insel nannten sie das Vorgebirge der guten Hoffnung; denn weil sie in ihren Karten einige Inseln östlich von Banda gezeichnet fanden: so hofften sie, dieses Vorgebirge werde vielleicht zu einer solchen Insel gehören; folglich der Weg nach Banda auf der Südseite offen stehen. Unterdessen da sich das Schouteneyland bis unter die Linie erstreckte: so besorgten sie, es möchte etwa eine von denen Inseln seyn, die auf ihrer Karte an der Westseite von Guinea, und von selbiger bis an die Linie gezeichnet stunden. Sollte nun diese letzte Vermuthung gegründet seyn: so stunden sie in Gefahr, in irgend einen von den gillischen Meerbusen zu verfallen. Weil dem Schouten dieser Zweifel sehr im Kopfe herum gieng: so beschloß er ohne Verzug, entweder gegen Norden oder gegen Süden zu laufen. Der Wind kam damals aus dem Osten, und trieb eine erstaunliche Menge Fische, Kräu-
ter

z) Ebendasselbst.

Le Maire.
1616.

ter und Baumblätter auf das Schiff zu. Allein, ob man gleich die Küste beständig im Gesichte behielt, so fand man doch nirgend Grund. Bey diesen Umständen tröstete sich das Volk damit, daß es an frischer Kost auf dem Schiffe nicht fehlte. Man hatte aus den letzten Inseln einen ziemlichen Vorrath an allerley Früchten mitgenommen; absonderlich eine, welche inwendig gelb oder pomeranzfarbig, und außen grün, dabey aber hohl, voll Kerne und kleiner als eine Melone war, welcher sie auch an Geschmacke nicht übel glich. Sie wurden in großer Anzahl mit Salze und Pfeffer verspeiset, und bekamen den Kranken sehr wohl.

Den 25ten erblickte man auf der linken Seite des Schiffes einen langen Strich Landes, von ungleicher Höhe, und ließ ihn gegen Südsüdwesten liegen. Den 26ten sah man der sehen zum drey Inseln; den 27ten aber sowohl hohes, als auch anderes niedriges Land im Süden, östern Land. an welchem man beständig gegen Westnordwest hinlief. In der Nacht, zwischen dem 28ten und 29ten, verspürte man mitten in der See ein starkes Erdbeben. Die Bootsknechte sprangen voll Entsetzen aus ihren Koyen heraus, und konnten nicht begreifen, woher die heftigen Stöße kamen, davon das Schiff auf das gewaltsamste erschüttert wurde; absonderlich in einer Gegend, da nicht der geringste Grund zu finden war. Den 30ten lief man in einen großen Seebusen ein, welcher auf allen Seiten mit Land umfaßt zu seyn schien. Dieser Tag war wegen eines entsetzlichen Gewitters merkwürdig. Es donnerte und bligte unaufhörlich mit solcher Heftigkeit, daß das Schiff in vollen Flammen zu stehen schien. Hierauf erfolgte ein unmäßiger Wolkenbruch, dergleichen die allerältesten Matrosen noch niemals gesehen hatten a). Die Gefährlichkeiten dieser Gegend, und die Vorsehung, es möchte dieser Seebusen keine andere Oeffnung haben, als durch welche man hinein gekommen war, verursachten, daß man den Lauf nördlich richtete. Den 31ten des Abends lief man zum zweytenmale über die Linie, und warf an einer wüsten Insel, nicht weit vom festen Lande, auf zwölf Faden Anker. Den folgenden Tag war man funfzehn Minuten nördlich. Den dritten nahm eine sehr breite Sandbank auf fünf und vierzig Minuten, den Anblick des Landes beynahe gänzlich weg. Man schloß aus dieser Höhe, man befände sich an der äußersten Spitze von Neuguinea, nachdem man bisher mehr als zwey hundert und achtzig Meilen weit an der Küste hingeseilt war. Die Ströme liefen gegen Westsüdwest. Doch war der Ankergrund von vierzig bis auf zwölf Faden, recht vortreflich. An eben diesem Tage sah man Wallfische und Schildkröten. Gegen Abend sah man zwey Inseln im Westen b).

Den 4ten bemerkete man, daß die Ströme gegen Westen strichen: man richtete den Lauf gegen Südsüdwest. Weil man aber sieben bis acht Inseln erblickte: so mußte man aus Vorsehung, auf den Strand zu laufen, die ganze Nacht über die raume See halten. Den folgenden Tag lief man gegen Süden und Südost: allein, der widrige Wind nöthigte die Steuerleute, sich einer Insel zu nähern, woselbst die Schaluppe keinen Grund als ganz nahe am Ufer, auf fünf und vierzig Faden finden konnte. Hier kamen drey Piroguen mit weißen Flaggen zu ihr, und fuhren in ihrer Gesellschaft ohne Bedenken nach dem Schiffe.

Sie hatten Proben von indianischen Bohnen und Erbsen bey sich, imgleichen Reis, Taback und zween Paradiesvögel. Zwar erschracken die Indianer ihres zuversichtlichen Annähern ungeachtet einigermassen, als sie wahrnahmen, daß ihre Gäste Holländer wären, Die Holländer kommen an die molukischen Inseln

Do o 2

unter=

a) A. d. 650 S.

b) A. d. 651 S.

Le Maire.
1616.

Treffen eine
Flotte von
ihrer Nation
an.

Zusatz zu
Claessens Ta-
gebuche.

unterdessen war es doch kein solches unbändiges Gefindel mehr, das weder Treu noch Glauben hielt, und mitten unter den freundschaftlichsten Liebkosungen mit Morde und Todtschlag schwanger gieng. Sie trugen Leibbinden von ziemlich feinem Cattune. Ja einige hatten sogar seidene Beinkleider, Turbane, goldene und silberne Ringe an den Fingern, und Haare von einer wunderbaren Schwärze. Man wußte nicht, zu welcher Nation sie etwan gehören möchten. Als man aber genau auf ihre Sprache Achtung gab, so dünkte es dem Aris, welcher das malayische einigermaßen verstund, er hörte sehr viele ternatisehe Wörter, und einige spanische Redensarten. Was für ein Trost war dieses nicht für das abgemattete Schiffsvolk, welches zwar noch aus fünf und achtzig Köpfen bestund, aber durch die ansgestandene Mühseligkeit und Krankheiten ganz entkräftet, und wegen seines Schicksals äußerst bekümmert war. Man befragte die Indianer unverzüglich wegen des Namens ihrer Insel und Nation. Es war aber nichts aus ihnen zu bringen; doch eben diese Weigerung erweckte nebst noch einigen andern Umständen die Vermuthung, man befände sich an der äußersten Spitze von Gilolo, welche Insel eine dreyfache Erdzunge gegen Osten von sich ausstrecket. Die gegenwärtigen Indianer selbst, die mit der Sprache nicht heraus wollten, hielt man für Unterthanen des Königes von Tidor, eines guten Freundes der Spanier. Diese Muthmaßung wurde auch wirklich als gegründet befunden. Man legte ziemlich nahe am Ufer vor Anker, und erfuhr in einem dasigen Flecken, Namens Soppi, die benachbarte Insel, aus welcher die drey Piroguen hergekommen waren, heiße Naba, und gehöre dem Könige von Tidor. Vier Tage hernach kam eine ternatisehe Pirogue in die Bay zu Soppi, und gab dem Schouten aus eigener Bewegung die Nachricht, es lägen demalen wohl zwanzig holländische und engländische Schiffe bey Ternate vor Anker c). Wenige Tage hernach befand er sich wirklich mitten unter einer zahlreichen Flotte von seiner Nation d). Uebrigens fehlet bey diesem Tagebuche die Erläuterung über zween wichtige Puncte. Der erste betrifft das Schiff des Schoutens, welches der holländische Generalgouverneur, im Namen der indianischen Gesellschaft in Besiz nahm. Doch, diesem Mangel kann durch eine merkwürdige Stelle abgeholfen werden, welche in des Georg Spilbergs Reisebeschreibung anzutreffen ist. Besagter Spilberg war durch die magellanische Straße nach Ostindien gekommen, und befand sich damals auf der Insel Java. Hier bekam er von dem Generalgouverneur den Befehl, das weggenommene Schiff nach Holland zu führen, den le Maire und Schouten aber an seinen eigenen Bord zu nehmen e). Der zweyte Punct, von welchem man keine hinlängliche Nachricht findet, betrifft das Lebensende des le Maire selbst.

c) N. d. 654 und vorherg. S.

d) N. d. 658 S.

e) „Den 20sten des Herbstmon. 1616, kam
„das Schiff die Eintracht von Hoorn genannt,
„nach Jacatra, welches von Jacob le Maire
„geführt wurde; den 14ten des Brachmonats
„1615 von Holland ausgelaufen, und durch die süd-
„liche Straße des Magellans gekommen war.
„Als man aber erfuhr, es wäre nicht für die all-
„gemeine Handelsgesellschaft befrachtet, auch oh-
„ne ihre Bewilligung ausgelaufen, so confiscirte es
„der Präsident Jan Pietersz Coen zum Vortheil
„der Gesellschaft, und vertheilte das Volk auf

„die übrigen Schiffe. Diese Lente hatten auf ih-
„rer langen Fahrt weder neues Land, noch eine
„neue Nation, mit der man handeln könnte, ent-
„deckt. Nur sagten sie, sie hätten eine neue,
„und von der gewöhnlichen, ganz unterschiedene
„Durchfahrt entdeckt; ungeachtet dieses Vorzei-
„chen wider alle Wahrscheinlichkeit lief. Denn
„sie hatten mit ihrer Reise bis nach Ternate ge-
„rade funfzehn Monate und drey Tage zugebracht,
„auch ihrem eigenen Geständnisse zu Folge, kei-
„ständig guten Wind gehabt, zugeschworen, daß
„sie bey ihrem einzigen Schiffe der Verzögerung
„nicht unterworfen waren, welche bey einer Flotte
„nicht

selbst. Denn es ereignete sich selbiges auf seiner Rückreise nach Holland, und beraubte ihn ^{Le Maire.} der Belohnung, die er mit dem größten Rechte verdienet hatte. Der einzige Trost, den ^{1616.} er mit aus der Welt nehmen konnte, war dieser: daß er seinen und seines Vaters Namen verewiget hatte. Zu verwundern ist es, daß beyde Tagebücher nicht einmal wegen seines Sterbetages einig sind. Claessen giebt den 21sten des Christmonats an f). Der andere den 22sten g).

Bey der Gelegenheit, da Claessen die Confiscation des Schiffes erzählt, bemerkt er: man wäre mit Fertigstellung des Güterverzeichnisses, der Rechnung des Schiffsvolkes zu Folge, an einem Montage den 1sten des Wintermonats zu Stande gekommen; aber, nach der Rechnung des Raths von Indien wäre es schon Dienstag, und der zweyte besagten Monates gewesen. Die Ursache dieses Unterschiedes rührete, gleichwie anderswo schon erwähnt worden, daher, weil das Schiff, die Eintracht, beym Auslaufen aus Holland, den Weg gegen Westen genommen hatte. Indem es nun dergestalt mit der Sonne um die Erde gelaufen war, so hatte es eine Nacht weniger gehabt, als diejenigen, welche aus Westen gegen Osten gereiset waren, und im Gegentheile hatten diese letztern so viel Zeit, als ein Tag beträgt, gewonnen. Dieser auf einer Seite gewonnene Tag, und diese auf der andern Seite verlorne Nacht, betrugen nothwendiger Weise einen Unterschied von vier und zwanzig Stunden; damit nun das Schiffsvolk der Eintracht mit der Rechnung der Holländer auf Java übereinstimmen möchte, ließ es einen Tag fallen; das ist, es zählte nach dem Montage sogleich den Mittwochen, und hatte folglich in derselbigen Woche nicht mehr als sechs Tage h).

Zum Beschlusse müssen wir zum Angedenken des Isaacs le Maire, und seines Soh- ^{Vorteile von} nes Jacobs i), noch dieses erwähnen, daß ihr Vaterland den Nutzen von ihrer Bemühung ^{le Maire Ent-} sehr bald genoß. Sechs oder sieben Jahre nach Entdeckung der Straße, welche den mai- ^{deckung.} rischen Namen verewiget, fasseten die Generallstaaten, und der Prinz Moriz von Nassau den Entschluß: besagte Straße genauer untersuchen zu lassen, und schickten zu diesem Ende eine Flotte von elf Schiffen unter dem Admirale Jacob le Hermitte dahin. Alles, was Jacob le Maire und Schouten davon angegeben hatten, wurde vollkommen richtig be- funden, und es ist diese berufene Straße die allgemeine Durchfahrt für alle Seefahrer ge- worden, welche die Gefährlichkeiten der magellanischen wissen, und mit geringerem Zeit- verluste und größerer Sicherheit in das große Südmeer einlaufen, oder ihren Weg über Südwest nach Ostindien nehmen wollen k).

D o o 3

Das

nicht wohl vermeidlich fällt, indem ein Schiff auf das andere warten muß. Diese angeblichen Er- finder, die sich rühmeten, durch eine neue Straße gelaufen zu seyn, verwunderten sich ungemein dar- über, daß die Flotte des Admiral Spilbergs so lange vor ihnen zu Ternate angekommen war, George Spilbergs Reise a. d. 1664 und 1665 S. f) A. d. 661 S.

g) Als den 14ten des Christmonats 1616 der Admiral Spilberg nach Holland unter Segel gieng, nahm er den Jacob le Maire an seinen Bord, welcher Präsident auf dem confiscirten Schiffe, die Eintracht von Hoorl genannt, gewesen war. Be-

sagter le Maire verstarb den 22sten eben dieses Monates auf der Reise. Jedermann bedauerte seinen Verlust, indem er ein sehr verständiger und erfahrener Mann in der Schifffahrt war. Eben- d. a. d. 566 S.

h) A. d. 661 S.

i) Zu bemerken ist hierbey, daß des Jacobs le Maire Vater Isaac hieß, und daß diese Reise von ihm entworfen, von dem Sohne aber ausge- führt wurde. Unsere Geschicht- und Landbeschreiber haben gar oft einen mit dem andern verwechselt.

k) Der Verfasser des Tagebuchs von Jacob le Hermitte, welches gleichfalls in der Sammlung der

Beschreib.
der Insel
Celebes.

Das XXXV Capitel.

Beschreibung der Insel Celebes oder Macassar.

Einleitung.

Le Maire und viele andere Schiffahrer, die man ohne Unterlaß an der Insel Celebes anlanden oder vor ihr vorbeys fahren gesehen, haben aus unbekannten Ursachen sich beflissen, nur mit vieler Zurückhaltung von ihr zu reden. Indessen hat sie doch einen so ansehnlichen Rang in den morgenländischen Meeren, daß man, in Ermangelung einer ordentlichen Beschreibung, es für seine Schuldigkeit gehalten, die zerstreuten Beobachtungen vieler Reisenden zu sammeln; vornehmlich von den Holländern, die daselbst ein Fort und vortreffliches Waarenlager haben, welches sich auf die Trümmern des alten portugiesischen Sitzes gründet. Nach ihrem Beispiele hat man sich gewöhnet, sie ohne Unterschied Celebes oder Macassar, nach dem Namen ihrer Hauptstadt, zu nennen.

Der I Abschnitt.

Physicalische und geographische Beschreibung des Landes.

Lage und Umfang. Eigenschaft der Himmelsluft.
Was das Land hervorbringt. Verschiedene Arten von Holze. Schönheit einiger Provinzen.
Treffliche Blüthe. Schöner Vogel. Früchte.
Europäische Rasse. Wein. Baumwollenbau.

me. Hülsenfrüchte. Opium. Thiere. Affen.
Einziger Fluß. Crocodile und Stören darinnen.
Hafen Tompandam. Holländische Niederlassung.
Hauptstadt, Macassar. Andere Städte in Celebes.

Lage und Umfang.

Dasjenige Königreich, welches seine Einwohner Mancazar nennen, und welches seit den Eroberungen eines seiner Könige zu Ende des letzten Jahrhunderts in der That den größten Theil des Eylandes in sich begreift, erstreckt sich von der Aequinoctiallinie bis auf den sechsten Grad südlicher Breite. Seine Länge geht von Norden gen Süden, und ist ungefähr hundert und dreyßig Meilen, nach der Breite aber giebt man ihm gemeinlich achtzig Meilen ¹⁾. Mandar und Bonguis waren zwey andere Königreiche, die es gegen Norden begränzeten; die aber mit Toraja und einigen andern Provinzen, welche

der holländischen Gesellschaft und zwar im vierten Theile befindlich ist, machet gar kein Geheimniß daraus, warum die Holländer diese Durchfahrt hauptsächlich untersuchen, und zur Gewisheit bringen ließen. Er sagt: alle Staatsverständige stimmten darinnen überein, es wäre kein besseres Mittel, Spanien auf den alten Fuß zu setzen, und die Tyranney, die es hin und wieder in Europa ausübte zu hemmen, als daß man ihm seine americanischen Länder wegnehme, oder doch wenigstens die Einkünfte davon vernichtete. Dieses ist die wahre Absicht von allen Versuchen, die auf Entdeckung einer Durchfahrt, es wäre nun in Norden oder

in Süden, abzielten. Auf der 663 Seite.

¹⁾ Dampier geht von diesem Maaße etwas ab. „Die Insel Celebes, sagt er, ist sehr groß. Ihre Länge erstreckt sich von Norden nach Süden, ungefähr sieben Grad lang; breit aber ist sie etwa drey Grad. Die Mittagslinie geht durch, und hebt sich die Insel nordwärts derselben, der gemeinen Rechnung nach, auf einen Grad dreyßig Minuten an, und strecket sich gegen Mittag auf fünf Grad dreyßig Minuten hinans. In dem Nordertheile ist ein langer enger Strich Land, des, der ungefähr dreyßig Meilen lang ist. Dreyßig Meilen von diesem Striche, und gegen Osten liegt

KARTE VON DER INSEL CELEBES ODER MACASSAR. Zu der allgemeinen Geschichte der Reisen.



iso den Königen von Macassar unterworfen sind, einerley Schicksal gehabt haben. Einige rechnen diese große Insel mit unter die Molucken, von denen sie nur ungefähr achtzig Seemeilen entfernt ist.

Beschreibung der Insel Celebes.

Eigenschaft der Himmelsluft.

Weil sie mitten in dem heißen Erdgürtel liegt: so bildet man sich leicht ein, daß daselbst eine ungemeine Hitze sey. Vielleicht wäre sie nicht bewohnet, wenn diese übermäßige Hitze nicht durch ziemlich starke Regen gemäßiget würde, welche gemeinlich fünf oder sechs Tage vor und nach dem Vollmonde und die zween Monate über, welche die Sonne daselbst in ihrem Laufe durch die Zeichen des Thierkreises brauchet, das Erdreich erfrischen. Auf der andern Seite erregt diese Vermischung von Regen und Hitze, nebst denen Dünsten, die beständig aus den Gold- und Kupferbergwerken aufsteigen, deren eine ziemlich große Anzahl in diesem Lande ist, daselbst fast alle Tage bey Untergange der Sonnen, entseßliche Stürme und die fürchterlichsten Donnerwetter. Die Luft würde daselbst sehr ungesund seyn, wenn sie nicht durch die Nordwinde gereinigt würde, welche sich den besten Theil des Jahres hindurch daselbst heftig spühren lassen. Sobald sie aufhören, welches zum guten Glück sehr selten ist, so wird das Land von verschiedenen ansteckenden Krankheiten verheeret. Wenn sie aber mit ihrer ordentlichen Stärke wehen: so genießen alle Einwohner einer so vollkommenen Gesundheit, daß man sie ohne Krankheit bis auf hundert oder hundert und zwanzig Jahre leben sieht.

Unter allen Provinzen, aus welchen das Königreich Macassar besteht, findet sich keine, welche die Natur nicht mit etwas Besondern begnadiget hat, welche sie allen andern vorzuziehen macht. Diejenigen, die nur aus Felsen und unersteiglichen Bergen bestehen, tragen durch ihre Steinbrüche und Bergwerke, etwas zu dem Reichthume des Landes bey.

Was das Land hervorbringt.

In dem einen findet man sehr schöne Steine, welches in Indien selten ist. Die andern haben Gold- und Kupfer- und Zinnbergwerke. Die Landschaft Toraja liefert allein eine ziemlich große Menge Goldstaub; und wenn sich die kleinen Wässer, welche sich von den mamojischen Gebirgen herabstürzen, verlaufen haben, so entdeckt man oft in den Thälern kleine Goldklumpen. Gervaise erzählet, auf glaubwürdige Zeugnisse, wie er sagt m), daß man dergleichen wohl eines Armes dick gefunden.

Gold in Staub und Klumpen.

Die Insel Celebes ist voller Ebenholz, Calambuc, Calamba, Sandelholz und einiger andern Arten, die zum grün und scharlach färben dienen; und wovon die Farbe so lebhaft und schön wird, daß sie unsere meist übertrifft. Das Bau- und Zimmerholz, welches viel gemeiner ist, als in Europa das Brennholz, sehet die Einwohner in den Stand, viel

Mancherley Holz.

„liegt die Insel Gilolo, nahe aber an dieser, etwas gegen Westen die Molucken. An der Mittagsseite der Insel Celebes ist ein See oder vielmehr ein Meerbusen, von ungefähr sieben oder acht Meilen in der Breite, und vierzig bis fünfzig in der Länge, welcher zwischen dem Lande fast gerade gegen Norden zu, hinein geht, und in der Mitte, so lang er ist, viele kleine Inseln hat. An der Westseite der Inseln fast an der Spitze gegen Süden liegt die Stadt Macassar, welche den Holländern zugehört und ein fester Platz ist, wo große Handlung getrieben wird. An der Westseite sind große stehende Seen, wie auch viele

„kleine Inseln und hier und da Sandbänke. An der Nordseite sahen wir einen hohen Berg, gegen Morgen zu aber ist das Land überall niedrig. Auf dieser Seite ist der Erdboden schwarz und tief, auch gar vortreflich fett, fruchtbar und voll sonderbar hoher und starker Bäume, daß die Insel einem lautern Walde ähnlich sieht. Es sind auch unterschiedliche Bäche süßes Wassers da, welche sich in die See stürzen. Dampiers Reise um die Welt. II Th. a. d. 501 und 502 S.

m) Histoire de Macassar a. d. 21 S.

Beschreib.
der Insel
Celebes.

viel wohlfeiler Fahrzeuge zur See zu bauen, als in irgend einem Hafen. Ihre Bambus sind so hart und fest, daß sie nicht allein Hütten, sondern auch kleine Fahrzeuge und Pfeile daraus machen. Es ist fast kein Land in Indien, wo dieses Rohr besser wächst. Anstatt eines Fußes im Durchschnitte, welches seine gewöhnliche Größe ist, hat es in der Insel Celebes oft mehr, als drey; und weil es von Natur hohl ist, so machen die Macassarer Trummeln daraus, die nicht weniger lärmten, als die unserigen.

Schönheit ei-
ner Land-
schaften.

Anderer Landschaften scheinen nur bloß zum Vergnügen ihrer Einwohner gemacht zu seyn. Eine Menge kleiner Flüsse, wovon sie gewässert werden, giebt ihnen vortreffliches Fischwerk, welches das ganze Jahr hindurch ihre vornehmste Speise ist. Nichts aber kommt dem Gemälde bey, welches man uns von der Aussicht des Landes machet. Die Veränderung ist unendlich. Da sind Hügel und Felder mit immer grünen Bäumen angefüllt, Früchte und Blumen zu allen Jahreszeiten; Vögel, die nie aufhören zu singen. Unter dem Jasmin, den Rosen, Tuberosen, Nelken, und einer Menge anderer Blumen, die das Land von selbst hervorbringt, giebt man derjenigen einen sehr hohen Vorzug, die man Bugna: Genay: Maura nennt.

Treffliche
Blume Bu-
gna: Genay:
Maura.

Sie hat etwas von der Lilie an sich; ihr Geruch aber ist unendlich weit süßer, und läßt sich weit von ferne empfinden. Die Eysländer machen eine Essenz daraus, womit sie sich bey ihrem Leben parfümiren, und die nach ihrem Tode dienet, sie einzubalsamiren. Ihr Stengel ist etwan zween Fuß hoch. Sie kömmt nicht aus einer Zwiebel, wie die Lilie, sondern aus einer dicken sehr bittern Wurzel, die man wider viele Krankheit, vornehmlich aber Fleckfieber und andere giftige Fieber brauchet. Die gemeinsten Bäume auf diesen angenehmen Gefilden sind die Citronen und Orangenbäume. Unter den Vögeln, deren Anzahl so groß ist, daß die Luft zuweilen davon verdunkelt wird, es sey nun, daß sie entweder alle daselbst ausgebrütet werden, oder die Schönheit des Landes sie dahin zieht, ist derjenige, den man am meisten rühmet, nur so groß, als eine Lerche. Sein Schnabel ist roth; die Federn auf seinem Kopfe und Rücken sind ganz grün; die auf dem Bauche fallen ins Gelbliche, und sein Schwanz hat das schönste Blau von der Welt. Er ernähret sich von einem kleinen Fische, den er an gewissen Orten auf dem Flusse, wohin ihn nur bloß der Trieb führen kann, aufjaget. Er schwebet daselbst dicht auf dem Wasser so lange herum, bis dieser Fisch, welcher sehr leicht ist, in die Luft springt: als ob er seinen Feind überwältigen wollte. Allein der Vogel hat stets die Geschicklichkeit, ihm zuvor zu kommen. Er fängt ihn mit seinem Schnabel, und trägt ihn in sein Nest, wo er sich ein oder zween Tage davon nähret, in welcher Zeit er sonst nichts thut, als daß er singt. Wenn ihn der Hunger darauf plaget, so geht er wieder auf die Jagd, und kömmt nie ohne eine neue Beute zurück. Dieser wundersame Vogel heißt Tenz: ru: julon.

Tenz: ru: julon,
ein sonderbar
schöner Vogel.

Lurys.

Der Lurys ist eine Art von fast ganz rothen Papageyen: vornehmlich ist sein Hals von einem recht brennenden Roth, das durch kleine schwarze Stralen erhöht wird. Man nennet ihn unter den vielen andern Arten von grünen und bunten Papageyen nur bloß deswegen, damit man eine sonderbare Eigenschaft an ihm bemerke, vermöge welcher er ein trauriges und melancholisches Scillschweigen beobachtet, unterdessen daß die andern sehr lustig zu seyn scheinen, welches den Papageyen gewöhnlich ist n).

Früchte.

Alle indianische Früchte, vornehmlich die Mangues, die Bananas, die Orangen und Citronen wachsen in der Insel Celebes vortrefflich. Die Manguesbäume sind daselbst so groß

n) Man bleibt nur bey den besondern Eigenschaften der Insel.

groß und so dick, daß man an hellem Mittage eine Kühle unter ihren Zweigen findet, und vor dem stärksten Regen daselbst bedeckt seyn kann. Die Blätter sind eben so lang, als die Nußblätter. Sie geben einen sehr schönen Geruch, wenn man sie nur ein wenig reibt. Ihre Früchte, welche länglicht rund und von der Größe unserer Birnen sind, hängen an langen Fäden von den Bäumen. Sie haben eine goldgelbliche Schale, fast wie die Art von Sommerbirnen, Bons chretiens, aber viel härter. Das Fleisch ist sehr zuckerhaft und röthlich, mit einem ziemlich harten Kerne, worinnen die Mandel sehr bitter ist. Man erkennet es daran, daß sie reif sind, wenn man sie mit den Nägeln wie die Drangen abschälen kann. Die Melonen auf der Insel Celebes sind so erfrischend, daß, ungeachtet sie klein sind, dennoch eine halbe genug ist, den heißesten Durst zu löschen und einen Reisenden bey der größten Hitze einen ganzen Tag lang davor zu verwahren. Der stärkste Mensch kann keine Traube von den Bananas tragen, welche die Feigen des Landes sind. Sie sind nicht viel dicker, als unsere; die meisten aber haben fast einen Fuß Länge, und der Geschmack davon ist sehr lieblich. Die Insulaner nennen sie Ontis. Man bemerkt, wenn man sie von einander schneidet, viel stärkere Kreuze darinnen, als sie in eben der Frucht in den andern Theilen von Indien sind; daher sich auch die Portugiesen ein Gewissen machen, sie mit einem Messer zu öffnen, aus Furcht, sie möchten vor dem geheiligten Zeichen des Christenthums nicht Ehrverbiethung genug haben.

Beschreib.
der Insel
Celebes.

Von allen europäischen Früchten trägt die Insel Celebes nur Nüsse. Sie sind bey weitem nicht so weiß, als unsere, und die Schale ist ungleich weit härter. Sie sind auch nicht von so gutem Geschmacke. Man würde sichs aber schwerlich einbilden, was für eine Menge Del die Einwohner daraus bekommen. Unter vielen Hülfsmitteln, bey welchen sie es nebst verschiedenen Zubereitungen brauchen, machen sie eine Salbe daraus, welche so gut ist, als der beste Balsam, und zur Heilung der Wunden noch mehr dienet. Sie machen auch Fackeln daraus, indem sie es mit dem weißen Fleische vom Coco kochen lassen. Dieses wird zu einem Zeige, womit sie sehr trockene Stäbe überziehen, die sie einige Stunden an die Sonne setzen. Diese Fackeln sind eben so schön, dauern eben so lange, und geben nicht weniger Licht, als diejenigen, die man hier von dem besten Wachse machet; und wenn sie recht angebrannt sind, so hat man weit mehr Mühe, sie auszulöschen.

Europäische
Nüsse.

Der Ueberfluß der Palmbäume ersetzt den Mangel der Weinreben, die niemals in dieser Insel haben wachsen wollen; und giebt beständig ein Getränk, welches die Holländer ohne Schwierigkeit mit den trefflichsten französischen Weinen vergleichen, ob sie es gleich nicht für so gesund halten. Man kann nicht gar zu viel davon trinken, ohne sich der Gefahr auszusetzen, daß man den Durchlauf davon bekömmt.

Wein.

Man sieht in dem Königreiche Macassar große Ebenen, die nur mit Baumwollenbäumen bedeckt sind; und dieses Gesträuch hat auch seine besonderen Eigenschaften. Anstatt daß seine Blumen, wie in andern asiatischen und africanischen Ländern gelb seyn sollten: so sind sie von einer rothen Feuerfarbe, lang, wie die Lilie eingeschnitten, und dem Besichte sehr angenehm, aber ohne den geringsten Geruch. So bald die Blume abgefallen ist, wird der Knopf so dick, als eine grüne Nuß, und giebt eine Wolle, die für die Feinsie in Indien gehalten wird.

Man bewundert es, daß unter der Linie, nicht allein viele Hülsenfrüchte, sondern auch die Rüben, Eichorien, Portulack, ja der Kohl selbst so gemein in der Insel Celebes ist, als in Europa. Man findet daselbst Rosmarin, Balsaminen, Seebloomen und viele andern.

Baumwoll-
bäume.

Beschreib.
der Insel
Celebes.

Opium.

Gefahr dabey

andere heilsame Kräuter, deren Kraft die Einwohner bey verschiedenen Krankheiten kennen. Das Opium, welches die Portugiesen Ophyon nennen, wird am höchsten geschätzt. Es ist eine Art von Gestäube, welches gemeinlich auf den Gräbern, in den Hölen der Berge oder an gewissen steinigten und wilden Orten wächst, die nur den Insulanern bekannt sind. Seine Blätter sind sehr blaß grün. Man zieht einen Saft aus seinen Zweigen durch einen Einschnitt, an welchen man ein Gefäß von Bambus anhängt, welches davon voll wird. Wenn es aber voll ist: so beobachtet man sorgfältig, daß keine Luft hinein komme. Der Saft verdickt sich in einigen Tagen. So bald er eine gewisse Festigkeit erhält: so schneidet man ihn in Stücke, um kleine Kugeln daraus zu machen, welche die Malayen und alle Muhammedaner nach der Schwere des Goldes kaufen. Mit dem Wasser, in welchem sie eine von diesen Kugeln haben zergehen lassen, nachdem sie solches durch zwey verschiedene Tücher durchgeseiget, besprengen sie den Toback, den sie rauchen wollen. Dieses giebt ihm einen Geschmack, den sie vortrefflich finden. Sie geben vor, daß solches die Daurung befördere und den Magen stärke. Seine gewisste Wirkung aber ist, daß es berauschet; und der Schlaf, den es ihnen verursacht, hat so viel Reizungen für sie, daß sie solchen allen andern Vergnügungen vorziehen. Die Erfahrung aber hat sie doch gelehret, daß die Gewohnheit, das Opium zu gebrauchen, nicht ohne Gefahr ist. Es wird denjenigen, die sich daran gewöhnet haben, so nothwendig, daß, wenn sie solches lassen, sie bald mager werden, in eine abscheuliche Mattigkeit verfallen, und vor Schwachheit und Entkräftung sterben. Es ist aber noch gefährlicher, wenn man es übermäßig brauchet. Der munterste Mensch, welcher in vier und zwanzig Stunden mehr als vier- oder fünfmal davon rauchet, fällt unfehlbar in eine Schlafsucht; oder wenn er mehr als ein halb Gran davon nimmt, so schläft er augenblicklich ein; und so lieblich dieser Schlaf auch zu seyn scheint, so führet er dennoch zum Tode. Ein Körnchen, wie ein Reiskorn groß, ist eine heftige Purganz. Wenn man es mit Theriac vermischet: so hat es eine ganz gegenseitige Wirkung; und der hartnäckigste Durchfall kann ihm nicht lange widerstehen. Die Macassarer mischen es unter den Toback, den sie rauchen, ehe sie ins Treffen gehen, um ihren Muth zu erhitzen, und sich bey den stärksten Wunden unempfindlich zu machen. Sie haben über dieses noch eine erstaunliche Menge von allerhand Gifte und giftigen Kräutern, woraus sie einen so durchdringenden Saft machen, daß man ihn nur anrühren oder riechen darf, um so gleich, wie man sagt, des Todes zu seyn. Sie bestreichen damit die Spitzen ihrer Pfeile, die denn auch lauter tödtliche Wunden machen; und wenn sie gleich vor zwanzig Jahren schon vergiftet wären, so würde die Wirkung deswegen doch noch eben so schädlich seyn. Man versichert, nur bloß der Rauch könne ihnen diese unglückliche Kraft benehmen. Einige von diesen fürchterlichen Pflanzen sind dem Ophyon sehr gleich, und die Insulaner haben zuweilen das Unglück, sich darinnen zu versehen. Die Thiere auf dem Enlande aber, welche von einem weit sicherern Triebe, als die Vernunft, geleitet werden, entfernen sich ungemein schnell von allem Gifte, welches ihnen vorkommt.

Thiere.

Affen ver-
schiedener Art.

Celebes hat eben so viel Vieh, als Europa. Die Ochsen sind daselbst eben so stark, und die Kühe geben keine schlechtere Milch, als unsere. Es finden sich Pferde und Büffel daselbst. In den Wäldern trifft man Heerden Hirsche und wilde Schweine an. Die Insel hat keine Tyger, noch Löwen, noch Elephanten, noch Nashörner: die Affen aber sind daselbst sowohl wegen ihrer Größe und Wildheit, als auch wegen ihrer Menge gleichsam in dem Besitze der Herrschaft. Einige haben ganz und gar keinen Schwanz. Andere haben einen

einen sehr langen, und ihrem Leibe gemäß dicken. Man unterscheidet sie in zwei Hauptgattungen. Die eine sind diejenigen, die stets auf vier Pfoten laufen; die andere, diejenigen, die wie die Menschen aufgerichtet sind, und nur auf den Hinterbeinen gehen. Die weißen, unter denen man einige so große sieht, als die größten englischen Doggen, sind viel gefährlicher, als die Schwarzen. Insbesondere fallen sie die Frauenspersonen an. Der erste, welcher eine wahrnimmt, ruft sogleich durch ein Geschrey seine Gefährten zusammen. Sie bemächtigen sich derselben; sie thun ihr allerhand Schande an, sie erwürgen sie und reißen sie in Stücke. Die einzigen Feinde, wovon sich die Affen auf der Insel Celebes zu fürchten haben, sind abscheuliche Schlangen, die ihnen Tag und Nacht nachstellen. Einige sind von einer so ungeheuren Größe, daß sie auf einmal einen Affen verschlingen, wenn sie ihn erhaschen können. Andere, die nicht so groß, aber behender sind, verfolgen sie bis auf die Bäume. Diejenigen, die sich nicht für stark genug halten, sie offenbar zu bekriegen, wenden verschiedene Arten von List an. Sie beobachten die Zeit, wenn die Affen schlafen, und ein jeder Tag bringt ihnen eine neue Beute. Andere, deren Zischen, dem Pfeifen einiger Vögel gleich, steigen auf die Bäume, verbergen sich unter die Blätter und fangen ruhig an zu zischen. Dieses Geräusch zieht die Affen hinzu, die von Natur neugierig sind; und die Schlange, welche gleichsam die Wahl unter ihnen hat, schießt auf denjenigen, den sie verzehren will, hält ihn mit ihrem Schwanz an einem Aste fest, zerreißt ihm das Eingeweide, und sauget sein Blut aus bis auf den letzten Tropfen. Dieser Widerwille, oder vielmehr diese Lust der Schlangen in Celebes zu den Affen verwahret die Städte und Felder vor dem Ungemache, das sie von ihrer übermäßigen Vermehrung würden auszustehen haben. Es sind doch noch genug übrig, den Eyländern beständige Unruhe zu verursachen, welche ihre Weiber und Felder wider eben so geile als gefräßige Thiere ohne Unterlaß zu vertheidigen haben. Die bloße Bewegung eines Stockes in der Hand eines Menschen ist auch schon genug, sie zu erschrecken. Man setzt hinzu, es würden diejenigen, die sie verfolgten, oft durch einen andern Vortheil belohnet. Weil die Affen, so wie die Ziegen, die Knospen von gewissen Gesträuchen fressen, aus welchen durch die Verdauung der Bezoarstein wird: so findet man solchen mitten in ihrem Unrathe, den sie aus Furcht auf ihrer Flucht von sich lassen. Dieser Bezoar ist der theuerste, und wird am höchsten geachtet. Die Steine sind viel runder und dicker, als die von den Ziegen; und die Erfahrung hat oftmals bewiesen, daß ein Gran von den ersten eben so viel wirke, als zwey von den andern.

Beschreib.
der Insel
Celebes.

Ihnen wird
von den
Schlangen
nachgestellt.

Das ganze Königreich Macassar wird nur durch einen großen Fluß gewässert, der es von Norden gegen Süden durchströmet. Er fällt in den Meerbusen oder in die Meerenge, in dem fünften Grade südlicher Breite. Bey seiner Mündung ist er über eine halbe Meile breit. Weiter hinauf hat er nur ungefähr drey hundert Schritte; und von da bis fast an seine Quelle ist er nicht breiter, als die Seine zu Paris. Auf seinem ganzen Laufe aber theilet er sich in unzählige Arme, die sich in allen Theilen des Königreiches ausbreiten, und viel beytragen, es zu bereichern, indem sie Canäle zur Handlung machen. Zum Unglücke giebt es eine große Anzahl Crocodile darinnen, die hier viel gefährlicher sind, als in irgend einem andern morgenländischen Flusse. Diese Ungeheuer begnügen sich nicht, allein wider die Fische Krieg zu führen; sondern sie versammeln sich zuweilen auch haufenweise, und halten sich unter dem Wasser versteckt, um auf kleine Fahrzeuge zu warten. Sie halten solche an; und da sie sich ihres Schwanzes wie eines Haken bedienen, werfen sie solche

Einziger
Fluß.

Crocodile und
Sirenen dar-
innen.

Beschreib. um, und fallen über die Menschen und Thiere her, die sie in ihre Schlupfwinkel ziehen.
der Insel Man findet in eben dem Flusse auch Sirenen o), von ungeheurer Größe, deren Flossfedern
Telebes. vorn recht wie Hände gestaltet sind.

Hafen Tom-
pandam.

Holländische
Niederlas-
sung.

Obgleich das Bette des Flusses Macassar für die größten Schiffe tief genug ist: so ist es doch mit einer so großen Anzahl Sandbänke besetzt, daß eine Barke von funfzig Tonnen, nicht über eine halbe Stunde fortfahren kann, ohne zu stranden. Viele Provinzen aber haben sehr schöne Häfen, die den großen Schiffen zur Zuflucht dienen. Man rühmet den Hafen zu Tompandam sehr, welcher in der Meerenge selbst ist, und dessen Stadt am Ufer steht. Die Holländer, welche Meister davon sind, haben nichts verabsäumt, sich den Besitz desselben zu versichern. Sie haben ein Fort daselbst gebauet. Außer denen Reichthümern, die sie aus dieser Insel an Gold, Seide, feiner Baumwolle, Ebenholz, Sandal und Calambaholze ziehen, welches die Einwohner gegen europäische Zeuge und Eisen, das der Insel fehlet, bey ihnen umsetzen, haben sie auch aus diesem Orte eine sehr vortheilhafte Niederlage für ihre Handlung, mit andern nicht weit davon entfernten Ländern gemacht. Von Macassar nach dem Eylande Borneo, woher sie Gold, Diamanten, Pfeffer und andere Waaren bekommen, ist die Ueberfahrt nur eine Tagereise. Nach den Inseln Amboina, Banda und Buton, die ihnen Muscaten und Würznelken geben, brauchet man nur zweien oder drey Tage. Nach den Eylanden Terlattes und Timor, woher man viel Wachs und Sapanholz bringt, sind es nicht mehr als viere. Die Molucken sind, wie man schon angemerket hat, nur vier und zwanzig Seemeilen davon. Die Königreiche, Sam, Cambaya, Cochinchina und Tonquin, das Reich China und die philippinischen Inseln, sind nicht über drehundert Seemeilen. Tompanda ist also, in den Händen der Holländer, einer von den größten und wichtigsten Plätzen in dem Königreiche Macassar, und folglich der ganzen Insel geworden.

Hauptstadt
Mancacara.

Schöne
Strassen

und Gebäude.

Mancacara, welches die Hauptstadt darinnen ist, und von den Königen zu ihrem Sitze erwählt worden, ist eine ältere schöne und große Stadt, deren Festungswerke nicht zu verachten sind, obgleich die Holländer diejenigen zerstöret haben, welche die Portugiesen gemacht hatten. Sie liegt etwas über der Mündung des Flusses, gegen den sechsten Grad Süderbreite, in einer an Reize, Früchten, Blumen und Küchengewächsen, fruchtbaren Ebene. An ihren Mauern auf der einen Seite fließt der große Fluß. Sie hat viele und meistens sehr breite Straßen. Vom Pflaster weis man da nichts: allein, der Sand, womit sie von Natur bedeckt sind, machet, daß es auf denselben sehr reinlich ist. Sie sind mit einer doppelten Reihe sehr buschichter Bäume besetzt, welche die Einwohner sorgfältig unterhalten, weil ihre Häuser Schatten davon bekommen, und sie bey der Hitze des Tages eine beständige Kühle darunter finden. Man sieht keine andere steinerne Gebäude, als den königlichen Pallast und einige Moscheen. Allein, obgleich alle andere Häuser nur vom Holze sind: so sehen sie doch, wegen ihrer mancherley Farben, eben so angenehm aus. Das Ebenholz, welches besonders dazu gebraucht worden, hat einen Glanz, worüber die Fremden erstaunen; und die Stücken sind so künstlich in einander gefüget, daß man die Verbindungen nicht sieht. Das größte Gebäude ist nicht über vier oder fünf Toisen lang, und eine oder zwey breit. Die Fenster sind sehr enge; und das Dach ist von großen Blättern, deren Dicke dem Regen widersteht. Die meisten stehen in der Luft erhaben, auf Säulen von

o) Oder Lamantinen.

Beschreib.
der Insel
Celebes.

von so hartem Holze, daß es für unvergänglich gehalten wird. Man steigt vermittelst einer Leiter hinauf, die ein jeder sorgfältig nach sich zieht, wenn er hinein ist; aus Furcht, es möchte ihm ein Hund nachkommen. Dieses Thier wird für unrein gehalten; und diese Esländer, welche die abergläubigsten unter allen Muhammedanern sind, würden sich des Tagelichs unwürdig halten, wenn sie sich nicht so gleich in dem Flusse wuschen, so bald ein Hund sie angerührt hätte. Auf dem Dache, welches flach und sehr niedrig ist, hat ein jedes Haus stets drey halbe Monde, wovon zween recht stehen, und die beyden Enden ausmachen. Der mittellste aber ist umgekehrt. Man findet zu Mancacara in vielen Buden alles, was man zur Bequemlichkeit einer großen Stadt verlangen kann. Man sieht daselbst schöne Plätze, wo zweymal des Tages Markt gehalten wird; nämlich des Morgens vor der Sonnen Aufgange, und des Abends eine Stunde vor ihrem Untergange. Man trifft lauter Weibespersonen darauf an. Eine Mannsperson würde sich verächtlich machen, wenn sie sich darauf blicken ließe, und sich den größten Beschimpfungen der Kinder aussetzen, die in der Meynung erzogen werden, das männliche Geschlecht hätte ernsthaftere und wichtigere Geschäfte. Man stellet es uns als ein angenehmes Schauspiel vor, täglich alle junge Mädchen aus den benachbarten Flecken und Dörfern ankommen zu sehen, deren einige mit Fischen aus süßen Wassern beladen sind, welche fünf oder sechs Meilen von der Stadt in einem großen Flecken, Namens Galezon, wo die Fischerey angelegt ist, gesangen werden; andere mit Seefischen, die sie aus verschiedenen Häfen bringen; oder mit Früchten und Palmweine, der vornehmlich von Banttain, einem Dorfe zwey Meilen weit, kommt; mit Geflügel, Rind- und Büffelfleische, welches eben so wie die Früchte und Fische auf diesen Märkten verkauft wird. Vordem giengen die Einwohner in ihrem Eifer für das muhammedanische Geseß so weit, daß sie sich ein Gewissen machten, von irgend einer Art von vierfüßigen Thieren zu essen. Allein, heutiges Tages enthalten sie sich nur des Schweinefleisches. Indessen verkauft man doch kein Wildbrät auf den öffentlichen Plätzen, weil das Recht zu jagen dem Könige und den Großen vorbehalten ist. Ueberdies gehört das wilde Schwein, welches das gemeinste Wild auf der Insel ist, mit unter die verbotenen Thiere; und der König selbst pflegt diejenigen, die er auf der Jagd fängt, den Fremden zu schenken.

Männer dürfen nicht zu Märkten gehen.

Vor denen Kriegen, welche alle Theile von Celebes unter die Herrschaft eines einzigen Herrn gebracht haben, zählte man nicht weniger, als hundert und sechzig tausend Einwohner in der Hauptstadt des Königreichs Macassar und den benachbarten Dörfern, ohne die Weiber und Kinder mit darunter zu rechnen. Mit dieser zahlreichen Mannschaft erweiterte ein mehr von den letztern Königen seine Eroberungen. Es sind aber heutiges Tages nicht mehr als ungefähr achtzigtausend Mann übrig, welche die Waffen tragen können.

Anzahl der Einwohner.

Bone, die Hauptstadt der Provinz Bouguis, ist eben so schön und so volkreich, als Mancacara, von welcher sie neun oder zehn Tagereisen entfernt ist. Vagiu, Soppen und Renuguy, sind andere ansehnliche Städte in eben der Provinz. Mandar und Mamoya, die vornehmsten Städte der Provinz Mandar, sind sieben Tagereisen von Mancacara; und Toraja die Hauptstadt in der Provinz gleiches Namens, ist nicht weiter entfernt.

Die größten Städte von der zweyten Ordnung, besonders in der Provinz Macassar, sind etwa sieben oder acht Seemeilen von einander entfernt. Die vornehmsten heißen Talu, Turate, Borobassu, welche alle drey wegen ihrer Manufacturen berühmt sind, wo selbst man verschiedene Arten von baumwollenen und seidenen Zeugen machet.

Beschreib.
der Insel
Celebes.

Der II Abschnitt.

Beschreibung der Einwohner in Macassar, ihrer Sitten und Religion.

Eigenschaft und Gestalt der Macassarer. Ihre Erziehung; Neigung zum Waffnen. Ihre Kleidung. Sonderbare Mode mit ihren Nägeln und Zähnen. Kleidung der Frauenspersonen. Wenig Sclaven in Celebes. Verschiedene Ordnungen des Adels. Kriegeswesen. Das Son-

derbare in ihrer Religion. Ihr Begriff vom Ursprunge der Welt. Einführung des Christenthums daselbst. Es wird durch die muslimmedanische Lehre vertrieben. Sonderbare Geschichte davon.

Eigenschaft
und Gestalt
der Macassar-
rer.

Ihre Erzie-
hung.

Ihre Nei-
gung zum
Waffnen.

Beschreibung
eines Kries
und dessen
Gebranch.

Alle Reisende stimmen darinnen überein, daß unter den indianischen Völkern keine von Natur mehr Geschicklichkeit zu den Künsten, Wissenschaften und Waffen bekommen hätten, als die Macassarer. Sie können leicht etwas begreifen, haben einen guten Verstand, und ein so glückliches Gedächtniß, daß sie dasjenige fast niemals vergessen, was sie einmal gefasset haben. Die Eigenschaften des Körpers stimmen mit den Eigenschaften der Seele überein. Sie sind groß und stark, arbeitsam, und fähig, den größten Beschwerden zu widerstehen. Ihre Gesichtsfarbe ist nicht so schwärzlich, als der Siamer ihre: sie haben aber eine plattere und mehr eingebogene Nase. Diese Nase, welche sie in unsern Augen verstellet, ist bey ihnen eine Schönheit, die man von Kindheit an zu bilden sie befeßiget. So bald sie auf die Welt kommen, leget man sie nackend in einen kleinen Korb, wo ihre Mütter bedacht sind, ihnen zu allen Stunden des Tages die Nase platt zu machen, indem sie solche mit der linken Hand sanft drücken, da sie unterdessen mit der andern sich mit Oele oder laulichem Wasser reiben. Man reibt sie auch auf eben die Art an allen Theilen des Leibes, damit sie desto besser wachsen. Daher kömmt es auch vermuthlich, daß sie alle einen geraden und guten Wuchs haben, und man keine Bucklichte noch Hinkende auf der Insel sieht. Man säuget sie nur ein Jahr lang nach ihrer Geburt, in der Meinung, sie würden nicht so viel Verstand bekommen, wenn sie länger mit der Muttermilch ernähret würden. Im fünften oder sechsten Jahre werden alle Knaben, von was für einem Stande sie auch seyn mögen, zu einem Unverwandten oder Freunde gethan, aus Furcht, ihre Herzhaftigkeit möchte durch die Liebkosungen ihrer Mutter, und durch die Gewohnheit einer gegenseitigen Zärtlichkeit erweicht werden. Vor dem funfzehnten oder sechzehnten Jahre kommen sie nicht wieder zu ihrer Familie; und das Gesetz giebt ihnen alsdann die Erlaubniß, sich zu verheirathen. Es geschieht aber selten, daß sie sich dieser Freyheit eher bedienen, als bis sie sich in allen Kriegesübungen vollkommen gemacht haben.

Weil sie fast insgesammt von Natur eine Neigung zum Waffnen haben: so erlangen sie so viele Geschicklichkeit darinnen, daß man keine Indianer kennet, welche hurtiger zu Pferde steigen, einen Pfeil fortreiben, eine Flinte losschießen, und sogar ein Stuck abfeuern können. Es führen auch keine den Kries und den Säbel besser. Der Kries oder Cri, den man in diesem Werke so oft genannt hat, ist ein Gewehr, welches den Malagen, Javanen, und andern Eyländern in Indien gemein, nirgend aber so fürchterlich ist, als in dem Königreiche Macassar. Es ist anderthalb Fuß lang und wie ein Dolch gestaltet, nur mit dem Unterschiede, daß die Klinge schlangennäßig läuft, so wie die Maler etwa eine Flamme oder einen Sonnenstral malen. Die Macassarer bedienen sich desselben vornehmlich bey ihren Zweykämpfen, die auf zweyerley Art geschehen. Bald schlagen sie sich mit dem Säbel und einem Schilde; bald sind sie mit zweenen Kries bewaffnet. Mit dem in

in der linken Hand schlägt man die Streiche aus; und mit dem andern versetzt man einige Stöße, die den Streit bald endigen; denn die geringste Schramme von einem Gewehre, welches gemeiniglich vergiftet ist, wird eine so tödliche Wunde, daß man keine Hülfe dawider weis. Bey diesen Schlägereyen kommen auch gemeiniglich beyde um. Ihre Art die Pfeile abzurücken, ist ebenfalls außerordentlich. Sie machen sie von sehr leichtem Holze, an dessen Ende sie einen Zahn vom Requin *p*) anstoßen. Statt der Vogen haben sie ein Blasrohr von Ebenholze, ungefähr sechs Fuß lang, und sehr glatt inwendig. Sie stecken einen Pfeil hinein, und blasen solchen nach der Stärke ihres Athems mehr oder weniger weit; insgemein aber trägt solcher auf sechzig oder achtzig Schritt, und so gerade, daß, wenn man dem Urheber dieser Erzählung glauben darf, sie dasjenige, wornach sie zielen, nicht um einen Nagelbreit verfehlen.

Beschreib.
der Insel
Celebes.

Blasrohre
statt der Vo-
gen.

Die Macassarer sind weit besser gekleidet, als irgend eine andere indische Nation. Die Kleidung der Vornehmen ist eine lange Weste, die ihnen fast bis auf die Knie geht, gemeiniglich von goldenem oder silbernem Stücke, oder einem schönen Scharlache, den sie von den Holländern kaufen. Die Knöpfe, womit sie solche vorn zumachen, sind Goldschmiedarbeit. Die Ärmel daran sind sehr eng, und werden bis an die Knöchel zugeknöpft. Die Hosen, welche sie darunter tragen, gleichen den unserigen: sie sind aber nur von einem dünnen seidenen Zeuge, und bunt gestreift. Ihr Gürtel ist von Brocade, von einer andern Farbe, als die Weste. Er ist sehr breit, und die beyden Enden, die man bis über die Knie hinab hängen läßt, sind reich mit Gold und Silber gestickt, fast eine halbe Elle hoch. Wenn sie öffentlich erscheinen, so nehmen sie einen kleinen muffelinen Mantel nachlässig darüber. Der Kries steckt an der rechten Seite in dem Gürtel. Das Gefäß und die Scheide desselben sind gemeiniglich von gediegenem Golde. Auf der andern Seite tragen sie in ihrem breiten Gürtel ein kleines Messer, Toback, Betel, und ihren Geldbeutel, weil sie keine Tasche haben. Im Felde haben sie nebst dem Kries, auch einen Säbel auf der rechten Seite, dessen Gefäß gemeiniglich von Gold oder Silber ist. Der gemeinen Soldaten ihre sind von Elfenbeine, oder kostbarem Holze. Die gemeine Gewohnheit des Landes ist, daß sie baarfuß gehen. Indessen ziehen doch vornehme Personen, welche die Beschwerlichkeit der Hitze nicht so sehr scheuen, als daß sie den Sand fühlen möchten, kleine morische Sandalien an, die mit Golde und Silber gestickt sind, fast wie unsere Frauenzimmerschuhe. Der Hut ist bey den Macassaren ein Abscheu; und ihre Ehrerbietung gegen den Turban geht so weit, daß sie sich desselben nur an Festtagen und bey öffentlichen Lustbarkeiten bedienen. Sie tragen aber beständig eine kleine Mütze, von der Gestalt eines Hutes, und von einem weißen Zeuge, welches nach dem Range oder dem Reichthume der Person mehr oder weniger kostbar, und mit einem kleinen Aufschlage von Golde oder Silber besetzt ist. Ihr Turban ist nicht wie der Türken ihrer gestaltet. Es ist nur eine breite Binde von Zeuge oder Leinwand, die sie sich sehr geschickt um den Kopf winden. Der Priester und Alten ihre ist weiß: junge Leute aber haben sie von allerhand Farben, meistens roth, grün oder gestreift. Es ist für Personen vom Stande nicht allein eine Zierlichkeit, sondern auch eine unumgängliche Gewohnheit, auf ihren Nägeln ein rothes Malwerk zu erhalten, welches man von ihrer Kindheit an darauf machet. Eben so sorgfältig malen sie sich auch ihre Zähne entweder grün oder roth. In ihren ersten Jahren lassen sie sich dieselben

Ihre Klei-
dung, bey den
Mannsperso-
nen.

Sonderbare
Mode mit ih-
ren Nägeln
und Zähnen.

p) Ein bekannter Fisch, sonst auch Seewolf genannt, welcher spitze und scharfe Zähne hat.

Beschreib.
der Insel
Celebes.

Kleidung der
Frauensper-
sonen.

Wenig Scla-
ven in Cele-
bes.

ben glätten und seilen; darauf reiben sie solche mit Citronensaft, welches machet, daß sie die Farbe annehmen, die man ihnen geben will. Dieses geschieht nicht ohne Schmerzen und ohne Blut. Allein, die Mode herrschet in Celebes eben so sehr, als in Europa. Niemals lassen sich die macassarischen Herren ihre besten Zähne herausreißen, um dafür goldene, silberne oder tombackene zu tragen.

Die Frauenspersonen haben noch mehr Neigung zum Puge, als die Mannspersonen: sie sind aber nicht so prächtig. Sie tragen Hemden von schönem Musseline, die ihnen bis auf die Knie gehen. Die Ärmel sind daran enge, und so kurz, daß sie nicht über den Ellbogen gehen. Der Hals daran ist hoch genug, die Brust ganz zu bedecken. Sie tragen darunter Hosen von goldenem oder silbernem Stücke, die von der Männer ihren nur darinnen unterschieden sind, daß sie länger sind und stets meist übers Bein gehen. Weil sie ungemein geschickt sind, so ist nichts schöner, als die goldene oder silberne Stickerey, womit diese Hosen an den Enden besetzt sind. Sie haben ein Röckchen darüber, wie der französischen Weiber ihre sind, das nur von Leinwand oder einigem leichten Zeuge im Hause ist. An Festtagen aber nehmen sie einen von gestreiftem Musseline, durch welchen die Hosen von goldenem oder silbernem Brocade, deren Boden gemeiniglich roth ist, in ihrer ganzen Schönheit durchschimmern. Ihre Haare sind ihr einziger Kopfschmuck, und hinten ziemlich zusammen gebunden. Sie haben solche von Natur sehr schwarz, und da sie dieselben mit wohlriechendem Wasser beneßen, welches deren Glanz noch mehr erhebt, so machet die Art, wie sie solche in Locken legen, einen angenehmen Puch. Man sieht wenig Ringe und Edelgesteine an ihnen. Das ist der Männer Zierrath. Sie haben zu ihrem Halsbande nur eine kleine goldene Kette, welche ihre Männer ihnen den Morgen nach der Hochzeit geben, damit sie sich erinnern, daß sie die obersten unter ihren Slaven sind 9).

In der That haben sie auch oftmals alle häuslichen Verrichtungen auf sich. Es giebt in Celebes wenig Slaven. Die Geseze erlauben daselbst den Eltern nicht, wie in andern indianischen Ländern, ihre Kinder zu verkaufen, noch zu Jahren gekommenen Personen, ihre Freyheit aufzugeben; und die Furcht, man möchte die öffentliche Ruhe durch die Krieger gesessenen gestört sehen, bewegt den Hof, sie in die benachbarten Lande versetzen zu lassen. Gervaise erzählet, als er im 1685 Jahre zu Siam gewesen, so habe er zwey da mit angefüllte macassarische Schiffe ankommen sehen. Der König in Siam und der berühmte Constanz, damaliger Staatsbedienter dieses Herrn, kauften einen Theil davon. Der Ritter von Chaumont, französischer Gesandter an diesem Hofe, und der Abt Choisy, nahmen auch einige, die ihnen nach Frankreich folgten. Sie waren ursprünglich aus der Provinz Toraja, welche der König von Macassar vollends erobert hatte.

9) Man übergeht alle die Gebräuche, welche die Macassarer mit den andern indianischen Muhammedanern gemein haben. Daher hält man sich nicht bey ihren Hochzeitceremonien auf. Das nachstehende aber ist dabey etwas sonderbares. Nach den angenommenen Gebräuchen führet man die Neuverheiratheten in eine sehr dunkle Kammer, worinnen kein anderes Licht ist, als von einer kleinen Lampe, die in einem Winkel brennet. Man läßt sie daselbst drey Tage und drey

„Nächte allein, ohne daß sie herausgehen oder
„andere hineingehen dürfen. Es steht bloß eine
„alte Frau an der Thüre, die ihnen dasjenige rei-
„hen muß, was sie nöthig haben. Diese Ein-
„samkeit wird so streng beobachtet, daß, um ih-
„nen allen Vorrath zu benehmen, hinaus zu ge-
„hen, in dem Zimmer selbst ein kleines zu der nö-
„thigen Nothdurft bestimmtes Cabinetchen ist.
„Die drey Tage, die sie mit einander zubringen
„werden von den Anverwandten und Freunden
„mit

Der Adel in Macassar ist nicht, wie in dem größten Theile des Morgenlandes ein überhängendes Ansehen oder ein Vorzug, welcher nach dem Einfall des Fürsten, nur der Insel auf derjenigen Person haftet, die er damit hat bekleiden wollen, und welcher nicht stets auf seine Nachkommen kömmt. Er gründet sich auf Gerechtsamen, die ihn beständig machen. Die Edelleute sind daselbst auch viel stolzer, als an irgend einem Orte in der Welt. Man unterscheidet sie in viele Arten. Die vornehmsten sind diejenigen, deren Adel auf Ländereyen haftet, die ehemals von den Königen zum Besten einiger Unterthanen, die dem Staate ansehnliche Dienste geleistet hatten, geadebt worden. Dergleichen Verwilligungen machen, daß ein Gut nicht darf veräußert werden. Sie verbinden die Besitzer, der Krone eine gewisse Summe zu bezahlen, und dem Könige in seinen Kriegesheeren auf ihre eigenen Kosten zu dienen, wenn sie Befehl erhalten, ihm zu folgen. Dieser Adel kömmt ohne Ende auf die Nachkommen aus eben dem Geschlechte; und wenn sie ohne Kinder sterben, so werden ihre Ländereyen wieder zu den Krongütern geschlagen. Er giebt um so viel mehr Macht und Ansehen, weil alle Vasallen einer Herrschaft verbunden sind, ohne Unterschied des Geschlechts, ihrem Herrn zu fröhnen; oder sich durch eine gleichgültige Summe Geldes von dem Frohndienste loszukaufen. Diese alten Edelleute und ihre Nachkommen, werden durch den Titel *Dacus*, von andern unterschieden, welcher mit dem Titel Herzog unter uns übereinkömmet. Sie erscheinen nicht anders, als mit einem zahlreichen Gefolge, am Hofe. Sie gehen unmittelbar nach den Prinzen von Geblüte. Sie bekleiden die obersten Bedienungen und die besten Statthalterschaften des Königreichs. Der Name *Dacus* ist so ansehnlich, daß man ihn auch den Prinzen aus dem königlichen Hause giebt. Weil aber die Vermehrung eines Adels, der keinen neben sich von gleichem Range leiden will, die andern Edelleute erniedrigen, und dem Staate nachtheilig werden könnte: so ist die Anzahl dieser Edelleute festgesetzt. Heutiges Tages ist sie nicht größer, als die Zahl unserer Herzöge. Die alten würden sich widersetzen, wenn man neue wählen wollte, und der König begnügt sich nur, diese erlauchten Geschlechter durch neue Gnadenbezeugungen zu unterstützen, die er ihnen bewilliget, indem er ihnen entweder die geadelten Ländereyen ertheilet, die ihm nach Abgange derjenigen, die sie besessen haben, anheim fallen, oder ihnen die Einziehungen der Güter und andere Vortheile überläßt.

Beschreib.
der Insel
Celebes.Angesehener
Adel in Celebes.Erste Ord-
nung.179
180
181Zweyte Ord-
nung.

Ob

Die zweyte Ordnung des Adels ist der *Carres* ihre, welche den Marquis und Grafen gleich kommen, und sich nicht weniger vermehret haben. Diese Ehre kömmt einzig und allein auf den Willen des Königes an. Ein Macassarar, welcher dem Hofe gefällt, erhält leicht, daß sein Dorf zu einem *Carre* erhoben wird. Seine Kinder folgen ihm.

„mit Schmausen und Fröhlichkeit zugebracht. Den Morgen des vierten Tages nimmt der neue Ehe- mann von den Anverwandten seiner Frau Abschied, um das Haus zu beziehen, welches er einnehmen soll. Ehe er aber noch aus der dunkeln Kammer geht, bringt ein Diener mit An- bruche des Tages eine Stange Eisen, worauf einige geheimnißvolle Charactere stehen, und ein Eimer frisch Wasser hinein. Der älteste von der Gesellschaft kömmt gleich hinter ihm nach, Allgem. Reisebesch. XI Band.

„nähert sich dem Bette, heißt die neuen Eheleute „anstehen, und beyde mit bloßen Füßen auf die „Stange Eisen treten. Darauf gießt er ihnen „den ganzen Eimer Wasser über den Leib und sa- „get einige Gebethe dabey her. Nach diesem ge- „hen die Bedienten hinein, um ihre Herrschaft „abzutrocknen, und ihr ankleiden zu helfen. Ger- vaise am angeführten Orte auf der 220 und vor- herg. S.

Beschreib. Ob aber gleich in dieser Ordnung die Gleichheit herrschet: so genießen die Alten dennoch ^{der Insel} ^{Celebes.} nes Ansehens, dessen sich die andern nur von der Länge der Zeit zu versehen haben.

Dritte Ord- Die Lolos, welche die dritte Classe ausmachen, sind der bloße Adel. Sie werden nung. durch besondere Briefe, oder durch einige Geschenke, die ihren Diensten gemäß sind, oder auch nur durch die Hoffnung dazu geabelt. Oftmals geben die Freunde eines reichen Kaufmanns ihm aus Schmeicheley den Namen Lolo. Allein die Dacus, die Carren und die wahren Lolos, nehmen sich wohl in Acht, daß sie diese Titel nicht so verschwenden.

Regierungs- Die Regierung in Macassar ist ganz monarchisch. Die Könige, welche den Thron form und Erbsolge. seit fast neunhundert Jahren besitzen, sind auf solchem stets sehr unumschränkt gewesen, und ihre Unterthanen haben sie gefürchtet und geliebet. Die Krone ist erblich: die Brüder aber folgen einander mit Ausschließung der Söhne; entweder weil man sie für nähere Anverwandten hält, oder weil man befürchtet, es möchte die Minderjährigkeit der Oberherren zu bürgerlichen Kriegen Anlaß geben, welche die Ordnung und Ruhe des Staates stören würden. Craen Biset, welcher im 1685 Jahre regierte, war der zwanzigste König aus seinem Geschlechte. Dieser Herr, einer der größten, welche den macassarischen Thron bekleidet hatten, genoß einer unumschränkten Hoheit. Außer den Besatzungen der Seehäfen, der Städte, und Gränzpläze, hatte er stets ein Heer von zehntausend Mann im Vorrathe, denen er keinen Sold gab, die er aber in Kleidung und Waffen erhielt. In denen Kriegen, welchen er seine Eroberungen zu danken hatte, bestund sein Heer aus acht und achtzig tausend Mann zu Fuße, und zwölftausend zu Pferde.

Kriegeswesen Die königliche Standarte zu Celebes ist entweder weiß oder roth. Eine alte Gewohnheit verbindet den König, eine von diesen beyden Farben zu wählen. Sie ist mit halben Monden besäet, zwischen welchen goldene Blätter und Vögel sind. Im Felde fliegt sie stets unter der Wache vieler Compagnien Fußvölker, an der Seite des Monarchen. Die großen Herren und vornehmen Befehlshaber haben auch ein jeder seine Fahne, die von ihren tapfersten Soldaten bewachtet wird, weil ihr Verlust sie um ihren Ruhm und ihre Bedienung bringt. Diese Gewohnheit ist um so viel weislicher, weil, da eines jeden Bedienten Fahne ihr besonderes Kennzeichen hat, es dem Könige, der sie insgesammt kennet, leicht fällt, diejenigen zu bemerken, welche ihre Schuldigkeit thun. Er ist stets an einem solchen Orte gelagert, wo er alles sehen kann, was um ihn her vorgeht; und auf den Marschen hält er sich mitten in seinem Heere, wo die Fürsten und Dacus mit ihren Völkern nach dem Grade ihres Adels und ihrer Würde mehr oder weniger von seiner Person entfernt sind. Die Macassarer haben so große Strücker, daß ein Mensch ohne Mühe hinein kriechen und sich ganz darinnen verstecken kann. Ihr Pulver aber hat so wenig Kraft, daß diese ungeheuren Strücker oft unnütz werden *). Man lagert sich alle Tage des Abends, und der Marsch fängt mit der Sonnen Aufgange wiederum an. Obgleich die Hitze ungemein groß ist: so geschieht es doch selten, daß man sich eher, als an dem zum Lager bestimmten Orte aufhält; und das Frühstück ist das einzige, was man vor dem Ende des Tages zu sich nehmen darf. Wann zwey Heere auf einander stoßen: so sind die ersten Augenblicke des Treffens hitzig; vornehmlich wenn sie ihr Pulver verschossen haben, und nun zum Säbel und Kries greifen, welche ein entsetzliches Blutbad anrichten. Allein, diese Art von Wuth, worein sie das Ophyon bey Erblickung ihrer Feinde setzet, ist gemeiniglich von keiner langen Dauer.

*) Gervaise, wie oben a. d. 189 S.

Dauer. Ein Widerstand von zwei Stunden macht, daß die Feigheit auf die Wuth folgt. Diejenigen, die ihre Gemüthsart kennen, suchen ein Mittel, sie aufzuhalten, damit ihr erstes Feuer verlauche, und alsdann fällt es ihnen nicht schwer, sie in Unordnung zu bringen. Beschreibung der Insel Celebes.

Die meisten von ihren andern Gewohnheiten haben viel Gleichheit mit der benachbarten Eyländer und aller indianischen Muhammedaner ihren, und brauchen hier nicht weitläufiger vorgestellt zu werden. Man kann aber nicht Umgang nehmen, etwas von ihrer Religion zu sagen, und wie die Holländer sich auf dieser Insel gesetzt haben.

Noch vor nicht zwey hundert Jahren steckten die Macassarer noch in der finstern Abgötterey. Sie kannten nichts größeres und nichts ehrwürdigers in der ganzen Welt, als Sonne und Mond, die sie allein anbetheten. Der Ausgang und Untergang dieser beiden Gestirne war die Zeit ihres Gottesdienstes. Sie hatten solche um die Gewogenheiten, von denen sie glaubeten, daß sie ihnen dieselben erzeigen könnten. Entzog von ungefähr bey ihrem Gebethe ein Wölkchen sie ihrem Gesichte: so glaubeten sie, daß solche erzürnet wären. Sie eilten in ihre Häuser und warfen sich vor ihren Bildern nieder, die sie ehrverbiehigst an einem besondern Orte verwahrten. Solche waren von Gold, Silber, Kupfer oder vergoldeter Erde und von einer Größe, die ihrem Eifer gemäß war. Der erste und fünfte Tag des Mondes waren der Ehre dieser Gottheiten gewidmet. Sie opferten ihnen Ochsen, Kühe und Ziegen. Da die Meynung von der Seelenwanderung damals unter ihnen eingeführt war, wie in dem größten Theile von Indien: so wurden sie es für ein großes Verbrechen gehalten haben, wenn sie eins von diesen Thieren zu ihrem besondern Gebrauche geschlachtet hätten. Sie hielten es aber für ihre Pflicht, solche der Sonne und dem Monde zu opfern, weil sie glaubeten, daß sie der glücklichen Fruchtbarkeit ihrer Flüsse das Daseyn derselben und alles, was sie besaßen, zu danken hätten. Diese Opfer geschahen ordentlich auch in den allerkleinsten Dörfern; und man sah Väter, welche ihrer eigenen Kinder nicht schoneten, wenn sie alle ihr Vieh schon geopfert und sonst nichts weiter mehr dazubringen hatten. Sie würden geglaubt haben, ihre Götter zu beschimpfen, wenn sie ihnen Tempel auf der Erde gebauet hätten, weil sie daselbst nichts so kostbares fanden, ihre Wohnung daraus zu machen. Alle ihre Opfer wurden also mitten auf den öffentlichen Plätzen von Pfaffen verrichtet, die auf Unkosten des Volkes unterhalten werden. Die besondern Opfer wurden von den Hausvätern, vor der Thüre ihrer Häuser, und den Augen der ganzen Nachbarschaft dargebracht.

Nach der Einführung des Alcorans in der Insel Celebes erlaubet die Aufmerksamkeit der Türken, alle Spuren der alten Religion zu zernichten, aus Furcht, sie möchten nur dienen, die Eyländer wieder in ihre alte Abgötterey zu stürzen, den Reisenden nicht, bis zu der Quelle eines so einfältigen Gottesdienstes hinauf zu gehen, noch die andern Alterthümer der Insel zu ergründen. Da aber der angeführte Schriftsteller Gelegenheit gehabt hat, zu Siam mit einer großen Anzahl Macassarer umzugehen: so erfuhr er von ihnen, daß ihr Vorfahren, ungeachtet der Lehre von der Seelenwanderung, sich doch kein Bedenken gemacht, Schweinefleisch und Vögel zu essen. Sie glaubeten, es sey keine Seele so sündig, daß sie verdienete, in den Körper eines so unsätligen Thieres verwiesen zu werden, als ein Schwein wäre; und der Vögel ihrer schien ihnen viel zu klein zu seyn, oder wenigstens aus viel zu schwachen und viel zu übel eingerichteten Gliedmaßen zu bestehen, eine menschliche Seele anzunehmen, und ihr zu ihren Verrichtungen Freyheit zu lassen. Sie hatten auch

Beschreib.
der Insel
Celebes.

auch den Grundsatz: weil die Seele unsterblich wäre: so müßte man sie in den Stand setzen, daß sie mit Ehren in allen denen Stellen, die nach ihrer Trennung von dem Körper auf sie warteten, erscheinen könnte; und diese Meynung machte; daß sie ihre Todten mit ihren besten Kleidern und dem größten Theile ihres Vermögens begruben. Man findet zuweilen in ihren alten Gräbern eine Menge Gefäße, Armbänder, goldene Ketten und Stangen.

Ihr Begriff
vom Ursprung
geder Welt.

Ihre Lehrer lehrten, der Himmel hätte keinen Anfang gehabt; Sonne und Mond hätten stets eine unumschränkte Herrschaft in demselben ausgeübt; und sie hätten in gutem Vernehmen mit einander gelebet, bis auf den Tag, da ein unglücklicher Zank unter ihnen entstanden, wo die Sonne den Mond verfolgt hätte, in der Absicht, ihm übel zu begegnen; da nun solcher vor ihr gestoh'n, so hätte er sich gestoßen und die Erde hervorgebracht, welche von ungefähr dahin gefallen wäre, wo sie noch stünde: dieser schwere Klumpen hätte sich bey seinem Falle ein wenig geöffnet, und es wären zweyerley Riesen herausgekommen: die einen hätten sich des Meeres bemästert, wo sie über die Fische herrscheten; in ihrem Zorne erregeten sie auf demselben Ungewitter, und sie nießten niemals, ohne einen Schiffbruch zu verursachen: die andern Riesen hätten sich bis in den Mittelpunkt der Erde begeben, um daselbst nebst der Sonne und dem Monde an Hervorbringung der Metalle zu arbeiten: wenn sie sich gar zu sehr bewegten, so verursachten sie Erdbeben, und wirften oft ganze Städte um: übrigens gieng der Mond noch mit vielen andern Welten schwanger, welche eben so groß wären, als die unserige; und welche er nach und nach gebären würde, um den Untergang derjenigen zu ersetzen, welche von der Sonnenhitze sollten verzehret werden: es würde aber der Mond natürlicher Weise damit niederkommen, weil die Sonne, und der Mond erkannt, daß die Erde ihrer Einflüsse brauchte, und sich daher endlich versöhnet hätten, unter der Bedingung, es sollte die Herrschaft über den Himmel unter ihnen beyden gleich getheilet seyn, das ist, die Sonne sollte die eine Hälfte des Tages, und der Mond die andere regieren.

Einführung
des Christen-
thums da-
selbst.

Dieses war das Lehrgebäude der Macassarer, als zween Kaufleute von der Insel des Handels wegen nach den Molucken geführt wurden. Sie wurden zu Ternate wohl aufgenommen, wo die Portugiesen, die sich seit einigen Jahren daselbst niedergelassen hatten, ihren Gottesdienst öffentlich ausübten. Diese beyden Fremden schienen von den Ceremonien des Christenthums, und von dem Begriffe, den man ihnen von dem Schöpfer der Welt beybrachte, gerühret zu werden. Anton Galva, welcher damals in der Festung seiner Nation Befehlshaber war, machte sich eine Ehre daraus, sie zu unterrichten. Sie verlangten, getauft zu werden; die Insel hatte keinen Priester; und sie erhielten also die Taufe von den Händen dieses frommen Befehlshabers, welcher den einen Anton, und den andern Michael nannte. Bey ihrer Zurückkunft in ihrem Vaterlande predigten sie das Evangelium mit einem Eifer, welcher ihnen eine große Anzahl Schüler zuzog. Die Könige der Insel aber, bezeigten wenig Lust zu einer Lehre, welche die süßesten Neigungen der Natur bestritt. Der einzige König von Soppem machte, nachdem er lange ungewiß gewesen, sich der Ankunft eines großen portugiesischen Schiffes zu Nuzen, welches Sandelholz laden wollte; und verlangte neue Unterweisung von dem Hauptmanne. Er wurde mit seiner Familie und einem Theile seines Hofes öffentlich getauft.

Es wird durch
die muham-
medanische
Lehre vertrie-
ben.

Einige Geschichtschreiber erzählen, daß ein König von Sion, der von diesem Bey-
spiele gerühret worden, sich mit dem Könige von Soppem taufen lassen. Gervaise aber
verfä-

versichert, wenn jemals ein König von Zion in Indien gewesen, so hätte er sich doch nicht auf der Insel Celebes befunden, wosern man nicht wenigstens voraussetzen wolle, daß das Gedächtniß von ihm in dem Gemüthe der Inselinwohner verloschen sey. „Dieses Land,“ sagt er, „kennet kein Macassar; und die geschicktesten Erdbeschreiber wissen nichts von dessen Daseyn.“ Es scheint viel gewisser zu seyn, daß der heilige Franz Xavier, der kurz darauf nach Indien gekommen, von diesem glücklichen Fortgange des Evangelii un- terrichtet gewesen, und sich entschlossen habe, durch seinen brünstigen Eifer etwas dazu be- zutragen. Alle seine Bemühungen aber konnten ihm keine Gelegenheit verschaffen, nach der Insel Celebes zu gehen; und andere Heidenbekehrer, welche die Portugiesen, auf Bitte des Königes von Soppo vielmals abgehen ließen, kamen daselbst eben so wenig glücklich an. Dieser Verzug hielt das Werk des Himmels auf. Einige Muhammedaner von der Insel Sumatra, die sich an dem Hofe des Königes von Macassar befanden, nahmen daher Ge- legenheit, ihm den Koran vorzutragen. Es fiel ihnen schwer, ihn aus seiner langen Un- gewißheit herauszubringen. Indessen faßte er doch den Entschluß, zu gleicher Zeit viere von seinen vornehmsten Beamten in einander ganz entgegen gesetzten Absichten abzuordnen; wozu nämlich nach Malacca, um sich von dem portugiesischen Statthalter einige christli- che Prediger auszubitten, welche ihm seine Schwierigkeiten auflösen könnten; und zween nach dem Hofe zu Achem, um von da muhammedanische Priester zu holen, die ihm eben den Beystand leisten könnten. Er hatte sich eingeildet, es würde ihm, wenn er beyde Religionen sorgfältig untersucht hätte, leicht seyn, sich für die beste zu erklären. Sein Rath lobete diesen Entschluß: allein, aus Furcht, es möchten die christlichen und muham- medanischen Lehrer die Gemüther des Volkes theilen, stellten sie ihm vor, er sollte des Friedens wegen die Religion derjenigen ergreifen, die am ersten ankommen würden, und zwar dieses um so vielmehr; weil er hoffen könnte, daß ihm der Himmel dadurch zeigen würde, was er wählen sollte. Er hatte die Schwachheit, sich dazu anheischig zu machen, und alle seine Unterthanen thaten eben den Schwur mit ihm. Der Hof zu Sumatra, wel- chem solches gemeldet wurde, verlor nicht einen Augenblick, seine Lehrer abreisen zu lassen. Sie kamen vor den Portugiesen zu Macassar an; und der König ließ sich beschneiden. Um seine Verbindung noch feyerlicher zu machen, verpflichteten sie ihn, eine prächtige Moschee bauen zu lassen, die er mit seinen größten Kostbarkeiten bereicherte. Der Prinz, sein Bru- der, und einige Große, die eine Neigung zur christlichen Religion hatten, ließen ihren Un- willen darüber ausbrechen. Sie ließen des Nachts Schweine in die neue Moschee laufen; und nachdem sie solche an eben dem Orte geschlachtet, so beschmiereten sie mit deren Blute die Mauern und Thüren. Nach einem so kühnen Unternehmen hatten sie kein anderes Mittel, als daß sie sich in das Königreich Bouguis flüchteten, welches mit Macassar noch nicht vereinigt war; und in Monatsfrist erstickete die muhammedanische Religion vol- lends allen Samen des Christenthums.

Beschreib.
der Insel
Celebes.

Sehrbare
Geschichte
von dieser
Veränderung.

In diesen Umständen sah man zu Tompandam portugiesische Schiffe und Missio- narien, unter der Anführung der beyden Abgeordneten ankommen, welche nach Malacca wa- ren geschickt worden. Ihr Schmerz war ihrem Erstaunen gleich. Sie wandten alle ihre Kräfte an, dem Könige wegen seines Irrthums die Augen zu eröffnen, und ihn wenigstens zu bewegen, daß er sie nur anhörte: allein, dieser Herr ließ ihnen melden, die Nachlä- ssigkeit der portugiesischen Statthalter wäre nicht mehr gut zu machen. Indessen war er noch gütig gegen sie. Nachdem er denen Kaufleuten, die sie hergebracht, erlaubt hatte,

Beschreib. ihren Handel in allen seinen Landen zu treiben: so nahm er von dieser Gnade selbst Anlaß, **der Insel** ihnen auf seine eigenen Kosten eine sehr schöne Kirche in einer Stadt bauen zu lassen, die er **Celebes.** ihnen zu ihrer Wohnung bewilliget hatte; und die Missionarien hatten die Erlaubniß, sich daselbst niederzulassen, unter dem Vorwande, den Portugiesen ihre Dienste zu leisten. Er ließ so gar denen unter seinen Unterthanen, die noch nicht beschnitten waren, die Freyheit, sich taufen zu lassen, und den neuen Christen, bey ihrem Glauben zu beharren. Vielleicht hatte er keine andere Absicht, als der Portugiesen zu schonen, vor deren Macht er sich fürchtete, welche er von Tage zu Tage zunehmen sah. Allein, die Missionarien, welche seine Gesinnungen besser erklärten, beweineten die Saumseligkeit der Beamten zu Malacca; und verschiedene Unglücksfälle, die fast zu eben der Zeit über diese Stadt kamen, wurden als eine gerechte Strafe dafür angesehen. s).

Der III Abschnitt.

Geschichte der holländischen Niederlassung in Celebes.

Vorwand der Holländer. Historie von einer seltenen Veränderung. **Anschlag der Holländer.** Ausführung desselben. Sie vergiften einen Fluß; hungern eine Hauptstadt aus; bemächtigten sich des Forts; machen sich Celebes unterwürfig. Friedensvertrag mit dem Könige und seinen Nachfolgern. Die Jesuiten und Portugiesen werden verjaget. Geschichte des Daens Ma Allé. Abbildung seiner Frau. Er muß sich nach Siam flüchten. Sein Tod.

Borwand der Holländer. Die Eroberung der ganzen Insel, welcher von obgedachtem Herrn z) unternommen, und von seinem Nachfolger zu Ende gebracht ward, eröffnete der muhammedischen Lehre darinnen einen leichten Weg. Nichts aber hat mehr gedienet, sie daselbst zu befestigen, als die Niederlassung der Holländer zu Tompandam, nachdem sie Mittel gefunden, die Portugiesen daraus zu verjagen u). Tavernier erzählet im zweyten Theile seiner Reisen, es hätte die holländische Compagnie es den portugiesischen Jesuiten nicht vergeben können, daß sie Ursache gewesen, daß der Kaiser in China die Gesandten, welche sie zu Ende des 1658 Jahres an ihn geschickt, beurlaubet, und ihnen die Freyheit des Handels abgeschlagen hätte; und sie hätte daher den Entschluß gefaßt, sich dieserwegen nicht allein an allen Jesuiten, sondern auch an allen portugiesischen Kaufleuten zu rächen. Als sie daher vernommen, daß die Schiffe, welche sie jährlich nach Celebes schickten, in dem Hafen zu Tompandam, mit den reichsten chinesischen Waaren eingelaufen wären: so hätte sie eine ansehnliche Flotte von Batavia auslaufen lassen, um sie wegzunehmen, oder in Grund zu bohren; „und sie hätte diesen Anschlag mit Rechte fassen können, um sich wegen der fünf hundert tausend Thaler Schadens zu halten, die sie auf die chinesische Gesandtschaft vergebens gewandt hätte.“ Allein andere sagen, es sey solches nur ein scheinbarer Vorwand gewesen, womit die Holländer ihre Beschnehmung bemänteln wollen. Wenn ihre Gesandten an dem chinesischen Hofe aufge-

s) Sie wurde von der Pest, dem Hunger und Kriege heimgesucht. Gervaise am angeführten Orte a. d. 258 S.

z) Ein unvermutheter Tod hielt den Lauf seiner Siege auf. Er hatte die Gemahlinn eines der größten Herren an seinem Hofe entführt. Die-

ser grimmige Ehemann fand Mittel, sich deswegen zu rächen. Eines Tages, da der König seiner Liebsten eine Lust mit Fischen machen wollte, und mit ihr allein in eine Barke gestiegen war, machte er sich unter die Ruderbursche, fiel über den König her, und stieß ihn mit fünf oder sechs Dolchstichen zu Tode. Darauf stürzte er sich ins Meer, und

aufgenommen worden; so darf man keine andere Ursache davon, als das natürliche Mißtrauen der Chinesen, suchen. Ein angesehenener Reisender macht uns eine einfältigere Erzählung davon, „nach dem Zeugnisse vieler uneigennütigen Personen von bekannter Redlichkeit, welche die Umstände davon selbst aus dem Munde derjenigen erfahren, die an diesem Unternehmen den meisten Antheil gehabt hatten,“ x).

Beschreib.
der Insel
Celebes.

Um das 1560 Jahr schickte die holländische Compagnie einige von ihren vornehmsten Beamten zum Sombanco, welcher damals in Macassar regierte, um ihn um Erlaubniß zu bitten, mit seinen Unterthanen handeln zu dürfen. Es wurde ihnen solche um so viel leichter bewilliget, weil dieser Herr, der bereits große Vortheile aus dem portugiesischen Handel gezogen hatte, sich aus dem batavischen nicht weniger versprach. Die Abgeordneten der Compagnie wurden mit vielen Ehrenbezeugungen angesehen, und reifeten vergnügt ab. Einige holländische Schiffe, welche zu Vollziehung des Vertrages bald abgeschickt wurden, kamen in dem Hafen zu Tompandam glücklich an. Sie machten daselbst einen ansehnlichen Gewinnst, daß sie den Vorsatz faßten, in größerer Anzahl wieder dahin zu kommen. Da sie aber gleich das erstemal erkannt hatten, daß ihr Gewinnst noch einmal so groß seyn würde, wenn sie ihn nicht mit den holländischen Kaufleuten theilen müßten: so faßten sie den Entschluß, alle ihre Kräfte anzuwenden, sich diese gefährlichen Nebenbuhler vom Halse zu schaffen. Das Unternehmen mußte ihnen schwer vorkommen. Die Portugiesen hatten sich eingenistet. Sie waren bey dem Volke beliebt, und bey dem Könige im Ansehen. Der Rath zu Batavia aber gründete alle seine Hoffnung auf die Mittel, die er anwenden wollte. Man verabredete, es sollten die Schiffe, die nach Macassar gehen sollten, jährlich eine gewisse Anzahl auserlesener Soldaten mitnehmen, die sich auf eine geschickte Art unter dem ordentlichen Vorwande des Handels ausbreiten sollten; vornehmlich aber in der Provinz Buguis, wo es am leichtesten seyn würde, eine Empörung anzujetteln, weil solche erst kürzlich erobert worden: unter diesen Ausgeschickten sollten in jeder Provinz drey oder viere seyn, denen man das Geheimniß anvertrauen sollte, nachdem man sie durch den allerschrecklichsten Eid zur Treue verbunden hätte: man sollte so lange warten, bis ihre Anzahl groß genug wäre, daß man die Masse sicher abnehmen könnte: unterdessen sollte man ein zureichendes Capital zu den beständigen Geschenken aussetzen, womit man den König und seine Staatsbedienten hinhalten mußte; endlich so sollte man den Jesuiten und Portugiesen in allem nachgeben, damit man ihnen keine Ursache zum Mißtrauen und Klagen gäbe.

Geschichte
einer seltsamen
Veränderung.

Listiger Anschlag der Holländer.

Dieser seltsame Aufschlag hatte allen Fortgang, den sich die Holländer davon versprochen hatten. Ihre Soldaten, welche gut unterhalten und einige Jahre lang in den Provinzen zerstreuet waren, versammelten sich in einem Augenblicke, da man sichs am wenigsten versah, und schlugen sich zu den Mißvergnügten in Buguis. Sie näherten sich in einem Heereszuge der Hauptstadt des Königreichs. Ihr Marsch war so eifertig, daß, ehe noch

Ausführung
desselben.

und man hat niemals erfahren können, wo er hinkommen.

x) Ohne sie, sagt eben der Schriftsteller, würde man daselbst noch drey schöne Kirchen, die sie niederreißen lassen, und eine gute Anzahl Christen sehen, welche viel zur Bekehrung dieser Völker hätten beytragen können. Man weiß, daß,

nachdem sie durch ihre Ränke und Verleumdungen die Missionarien und Katholiken daraus verjaget, sie lieber den Mahomet daselbst haben wollen herrschen, als Christo Jesu nachfolgen sehen. Am angeführten Orte a. d. 262 und 263 S.

x) Ebendas. a. d. 61 S.

Beschreib. der König Nachricht davon erhielt, sie bereits über den Fluß gegangen waren, welcher bey
der Insel de Provinzen von einander absonderte. Dieser Herr brachte so gleich einige Truppen zu-
Celebes. sammen, mit denen er sich den Aufrührern muthig entgegen stellte; und nachdem er sie
herzhaft angegriffen hatte, so zwang er sie, ihr Heil in der Flucht zu suchen. Sie gien-
gen wieder über den Fluß, und erwarteten an dessen Ufern den Beystand, den man ihnen
von Batavia versprochen hatte. Der König, welcher Zeit hatte, ein Heer zusammen zu
bringen, sparte nichts, sie zu einem allgemeinen Treffen zu bewegen. Da er sie aber nicht
aus ihrem Posten ziehen konnte: so ermüdete er sie nur durch beständige Angriffe einer gro-
ßen Anzahl kleiner Fahrzeuge, welche so gar bis in ihr Lager Lärm machten.

Die Holländer, welche in Verzweiflung waren, daß sie sich so schlecht unterstützt sa-
hen, und anfangen, zu befürchten, es möchten sich ihre Anhänger ingeheim mit dem Köni-
ge vergleichen, bedieneten sich einer List, die, wie der Verfasser versichert y), noch in In-
dien verflucht wird. „Nachdem sie wahrgenommen, daß das königliche Heer des Nachts
„zu dem Flusse kam, zu trinken und sich zu erfrischen: so suchten sie unter ihren Truppen eini-
„ge Gebirger aus, welche die giftigen Kräuter kannten, und in einigen Tagen ließen sie
Sie vergiften „sich deren so viel bringen, daß sie das ganze Wasser damit vergifteten. Dieser Anschlag
einen Fluß. „erforderte eine genaue Abmessung. Sie hatten die Stunde angemerket, da sich ihre Fein-
„de erfrischeten. Sie warfen also die Kräuter einige Meilen oberhalb des königlichen Lagers
„zu so bequemer Zeit ins Wasser, daß sie gerade zu eben der Zeit ankommen mußten, da
„sich diese Unglückseligen für ganz sicher hielten, ihren Durst frey löschen zu können. Ei-
„nige starben so gleich von der Stärke eines Giftes, welches nirgend so durchdringend ist,
„als zu Celebes. Andere krochen noch mit Mühe zu ihren Zelten, um in den Armen ihrer
„Spießgesellen zu sterben, und sie zu Zeugen von einem Unfalle zu machen, wovon sie die
„Ursache noch nicht erkannten. Als endlich der König und diejenigen, die dem Tode ent-
„ronnen waren, die Augen eröffneten und sahen, was auch ihnen für ein Schicksal drohete:
„so entferneten sie sich von diesem unglücklichen Flusse. Es geschah aber nicht ohne ein ent-
„setzliches Geschrey, welches für sie eine neue Quelle des Unglücks wurde. Die Holländer
„vernahmen dieses Lärmen, und giengen eiligst über den Fluß. Sie verfolgten sie bis einen
„Stückschuß weit von der Hauptstadt, in welche sich der König versperrern mußte. **Sie**
Zwingen die „hatten nicht die Kühnheit, ihn darinnen zu belagern. Doch schlossen sie solche ein, und
Hauptstadt „bemüheten sich, ihr die Zufuhr von Lebensmitteln abzuschneiden; da unterdessen zwey
durch Hunger. „Schiffe von ihrer Nation den Hafen besetzt hielten, und die Zufuhr von der See versper-
„reten. Zu gleicher Zeit steckten sie den Reiß in Brand, den man eben einerndten wollte.
„Sie plünderten alle benachbarte Dörfer aus, und zwangen die Einwohner, in die Gebir-
„ge zu fliehen. Die Truppen, welche der König noch übrig hatte, thaten unter der An-
„führung seines Bruders, Daen Ma Alle, viele Ausfälle. Ihre Feinde aber, die sich
„Rechnung darauf machten, daß sie dasjenige bald durch Hunger erlangen würden, was
„sie durch Gewalt zu erlangen nicht gewiß waren, fochten stets im Zurückziehen. Die Le-
„bensmittel, welche sich in der Stadt befanden, waren auch wirklich bald aufgezehret.
„Der Reiß wurde mit Gold aufgewogen; und man lebete viele Monate lang dafelbst nur
„von verschiedenen Thierhäuten, die man in bloßem Wasser aufkochen ließ.

Die

„Die Hoffnung des Königes gründete sich auf die portugiesischen Schiffe, die jährlich Beschreib. in dem Hafen zu Jompandam Anker warfen, und die er alle Tage erwartete. Sie ka- der Insel Celebes. men endlich an: allein, wie groß war nicht das Erstaunen der Macassarer bey Erblickung der Ankunft einer dreysig anderer Segel, die fast eben so bald mit der holländischen Flagge erschienen, und die kleine Flotte umringeten, von welcher sie Verstand hofften! Zwen von den größten holländischen holländischen Schiffen setzten einige Compagnien Soldaten ans Land, welche Befehl hat. Flotte. ten, zu den Aufrührern von Buguis zu stoßen. Fünf andere griffen die portugiesische Sie bemäch- tigt sich des portugiesi- schen Forts. Festung an; und da sie vieles Geschütz hatten, so brauchten sie nur einen Tag, solche in einen Steinhäusen zu verwandeln. Viele tapfere Leute kamen dabey um; und die noch lebeten, als der Feind in den Platz einzog, wollten lieber mit den Waffen in der Hand sterben, als den angebotenen Vergleich annehmen. Der Statthalter war gleich anfangs geblieben. Seine Gemahlin, die ihn nicht überleben mochte, that etwas, wovon das Muth eines Andenken noch erhalten wird. Sie nahm allen ihren Reichthum, ihre Kleinodien, und Frauenzim- mers. Goldstangen zusammen, ließ vor ihren Augen eines der größten Stücke aus der Festung damit laden; und damit sie den Holländern das Vergnügen benähme, eine so kostbare Beute zu besitzen, so brannte sie solches Stück, welches nach dem Meere zu gerichtet war, mit ihrer eigenen Hand ab. Darauf stellte sie sich herzhast an den gefährlichsten Ort, woselbst sie auch bald ihren Tod fand.

„Unterdessen daß die fünf holländischen Schiffe die Festung und die Stadt Jompandam vollends beschossen, waren die andern mit der kleinen portugiesischen Flotte im Gefechte, welche sich gezwungen sah, der ungleichen Anzahl nachzugeben. Allein dieses geschah erst nach einem sehr rühmlichen Gefechte. Von sieben Schiffen, woraus sie bestand, wurden drey verbrannt, zwey in Grund geschossen, und die beyden übrigen kamen in des Feindes Hand. Die sieben Hauptleute und vornehmsten Befehlshaber hatten bey einer so schönen Vertheidigung das Leben verloren, und es so theuer verkauft, daß sie mehr Ruhm von ihrer Niederlage, als die Holländer von ihrem Siege hatten.

„Sogleich näherte sich die siegreiche Flotte der Hauptstadt des Königreiches, die nur Eine Mine fünf oder sechs Seemeilen von dem Hafen entfernt ist. Sie liegt ein wenig über der unterwirft Celebes den Holländern. Mündung des Flusses in einer sehr angenehmen Gegend, die aber nichts zur Vertheidigung hat. Sie wurde also nunmehr zu Wasser und zu Lande angegriffen. Die Holländer fanden darinnen noch mehr Widerstand, als sie sichs vermuthet hatten. Der König, welcher sich von Jugend an im Kriege geübet hatte, vertheidigte sich mit so vieler Klugheit, als Herzhastigkeit. Sein Bruder, Daen Ma Alle, that sich durch so tapfere Thaten hervor, daß die Holländer eifersüchtig darüber wurden, und ihm den Untergang schwuren. Endlich aber stürzte der Einfall der vornehmsten Zimmer des Pallastes, des Zeughauses und des besten Stückes von der Stadtmauer, die durch eine Mine in die Luft sprangen, ohne daß die Macassarer, denen eine solche Art des Angriffes unbekannt war, die Ursache davon errathen konnten, den König in eine heftige Unruhe, daß er um Frieden bitten ließ. Er konnte nur einen Waffenstillstand erhalten, da man sich denn wegen folgender Bedingungen verglich.

„Die Stadt, Festung und der Hafen Jompandam sollten mit allem, was dazu Friedensbe- dingungen gehörte, welches die Sieger auf drey bis vier Meilen umher ausdehneten, der holländi- mit dem Kö- nige. schen Compagnie eigenthümlich verbleiben; und der König sollte für sich und seine Nachkommen allen seinen Rechten darauf entsagen.

Beschreib.
der Insel
Celebes.

„Die Jesuiten sollten aus dem Königreiche verjaget, alle ihre Güter für die Gesellschaft der Holländer, zur Vergütung der Unkosten ihrer fruchtlosen Gesandtschaft nach Celebes, na, woran sie Schuld gewesen, eingezogen, ihre Häuser geschleift und ihre Kirchen abgebrochen werden.

„Die Portugiesen sollten der Statthalterschaften, der Würden und Bedienungen beraubt werden, womit der König sie beehret hätte. Ihre Vorrathshäuser sollten geschlossen und ihre Festungswerke zerstört werden. Sie sollten unverzüglich aus dem Königreiche gehen, wosfern sie nicht lieber unter der Bedingung, keinen Handel daselbst zu treiben, darinnen bleiben wollten; und damit man ihnen die Mittel dazu benähme, so sollten sie in ein von den Städten entferntes Dorf verwiesen werden.

„Der König sollte unverzüglich eine Gesandtschaft mit Geschenken, die seinem Reichtume gemäß wären, nach Batavia schicken, um von dem Rathe die Genehmhaltung des Friedens zu erlangen.

„Die Holländer verbänden sich dagegen, so lange der König und seine Nachfolger ihre Versprechen treulich halten würden, sie in dem ruhigen Besitze ihrer Staaten nicht zu stören, sich ihres Besten anzunehmen, und ihnen in ihren auswärtigen und einheimischen Kriegen beizustehen; die mit ihren Unterthanen angefangene Handlung fortzusetzen, das ist, die Waaren, die sie brächten, oder in dem Hafen fänden, ihnen um den gewöhnlichen Preis zu verkaufen, oder von ihnen einzukaufen.

Die Portugiesen werden aus der Insel gejagt.

„Daen Ma Alle weigerte sich, einen Vertrag zu unterzeichnen, welcher ihm für sein Vaterland nachtheilig vorkam. Der König aber nahm dem ungeachtet alle Bedingungen an, und ernannte die vornehmsten Herren seines Hofes, solchen nebst zweyhundert Goldbrodten und andern eben so reichen Geschenken nach Batavia zu bringen. Nach der Genehmhaltung zogen die Jesuiten und meisten Portugiesen aus dem Königreiche. Diejenigen, die aus Armuth oder andern Ursachen darinnen blieben, sahen sich schimpflich in ein Dorf verwiesen, Namens Borobassu, woselbst sie noch unbekannt und mäßig leben.

Aufführung
der Holländer.

„Seit dieser Veränderung haben die Holländer denen Gesetzen getreulich ein Genüge geleistet, welche sie sich aufgelegt haben. Sie haben ihre Verbindungen, wegen des Vortheils, den sie beständig bey dem Handel auf der Insel finden, und aus Furcht, sie möchten einen der besten Häfen in Indien verlieren, fest gehalten z).

Geschichte des
Daen Ma
Alle.

Es würde aber an dieser ausführlichen historischen Erzählung etwas fehlen, wenn man nicht des Ma Alle Begebenheiten hinzu setzete. Die Erzählung derselben wird um so viel merkwürdiger seyn, weil dadurch eine Begebenheit aufgekläret wird, die in den Nachrichten von dem Königreiche Siam dunkel ist. Die Holländer fanden gar bald Mittel, diesen Prinzen bey dem Könige seinem Bruder verhaßt oder verdächtig zu machen. Sie zogen ein Hoffrauenzimmer mit in ihren Anschlag, welches der König seit langer Zeit mit einer thörichten Leidenschaft liebete, und gegen welches er ein übermäßiges Vertrauen hatte, wovon ihm Ma Alle oftmals die Gefahr vorgestellt hatte. Dieses Frauenzimmer, welches einmal durch ihre Empfindlichkeit und durch die Geschenke der neuen Bundesgenossen von Celebes gereizet ward, nahm von der Weigerung des Prinzen, den Frieden zu unterzeichnen, Gelegenheit, dem Könige die Furcht beizubringen, er könne auf eine Empörung. Sie

z) Am angeführten Orte a. d. 57 und vorhergehenden Seite.

Sie berebete ihn unvermerkt, daß das Volk, welches für den Prinzen eingenommen wäre, Beschreib.
 nur auf einen günstigen Augenblick wartete, ihn auf den Thron zu heben. Die Holländer der Insel
 unterstützten solches durch falsche Berichte, die sie für Zeugnisse ihrer Ergebenheit wollten Celebes.
 angesehen wissen. Sie redeten von einer Verschwörung, wovon sie die Umstände angaben. Die Hollän-
 Da sie nun nichts gespart hatten, dem Könige begreiflich zu machen, daß sein Un- der wollen ihn
 tergang unvermeidlich wäre, wofern er solchen nicht durch seines Bruders seinen zuvor kä- umbringen.
 me: so trieben sie endlich ihren Eifer so weit, daß sie die Ausführung davon über sich nah-
 men; und ihre Dienste wurden angenommen a).

Ma Alle, welcher in seiner Unschuld gelassen war, befeuzete nur das Unglück seines Er entfliehe.
 Vaterlandes. Er würde demjenigen, was ihm selbst drohete, nicht entgangen seyn, wenn
 er nicht eiligst von einem Hofbedienten wäre gewarnt worden, welcher die letzte Unterredung
 mit angehört hatte, worinnen sein Tod war beschlossen worden. Sein erster Entschluß
 war, er wollte zum Könige, seinem Bruder gehen, und sich bey demselben rechtfertigen:
 seine Freunde aber, welche befürchteten, er möchte bey dem ersten Schritte denjenigen in
 die Hände fallen, die ihn tödten wollten, nöthigten ihn, ingeheim aus dem Königreiche zu
 gehen. Bey dem Einbruche der Nacht hielt sich eine wohlausgerüstete Barke fertig. Er
 trat mit zweenen Bedienten, welche sein ganzes Gefolge ausmachten, hinein, ohne daß es
 die holländischen Soldaten wahrnahmen, welche den Hafen bewachten. Der eine trug sei-
 nen Schild, seinen Helm und seinen Säbel; und der andere seine Edelgesteine und alles,
 was er vom Golde und Silber hatte zusammen bringen können. Sie entferneten sich mit
 so gutem Glücke von der Küste, daß sie durch Segel und Ruder innerhalb zween Tagen in
 der Insel Java ankamen. Man meldet uns nicht, in welchem Hafen: er besand sich aber Kommt nach
 in den Staaten eines Fürsten von seinem Geblüte, der ihn mit allen Ehrenbezeugungen auf Java und
 nahm. Er vermählte sich daselbst mit der Tochter eines der vornehmsten Herren an diesem verheirathet
 Hofe. Der Verfasser nennet sie Ancque Sapia. Weil er sie nachher in Siam gesehen: sich.
 so muß die Abschilderung, die er von ihr macht, für kein Gemälde der Einbildungskraft
 gehalten werden. „Sie war eben nicht die schönste Frauensperson in Indien: sie hatte Abschilderung
 aber viel Verstand, und einen aufgeweckten Geist, nebst einer erhabenen Gemüths- seiner Ge-
 art, welche des Prinzen seiner ziemlich gleich kam. Das Gerücht von seinen verrichteten mahlinn.
 großen Thaten hatte mehr Antheil an ihrer Neigung gegen ihn gehabt, als sein Rang.
 „Indessen hielt es ihre Familie doch für eine besondere Ehre, daß sie von einem Prinzen ge-
 suchet ward, der, ob er gleich flüchtig und unglücklich war, dennoch für den vermuthli-
 chen Erben einer reichen Krone gehalten wurde; und der vernünftiger Weise hoffen konnte,
 daß, wenn er dereinst wieder bey dem Könige, seinem Bruder, in Gnaden käme, er auch
 wieder in den Besitz aller seiner verlassenen Güter kommen würde. „
 Die beyden ersten Jahre ihres Ehestandes verflossen glücklich. Raum aber hatten
 die Holländer erfahren, daß ein so furchtbarer Prinz einen nicht weit von ihrem Hauptsitze
 entlegenen Hof zu seinem Aufenthalte erwählt hatte: so fanden sie solchen viel zu nahe bey
 Macassar und Batavia. Sie ließen dem Könige, der sich für seinen Beschützer erkläret
 hatte, drohen, sie würden ihm den Krieg ankündigen, wenn er ihn länger in seinen Landen
 behielte. Ma Alle wurde vor dem Sturme gewarnt, der sich über seinem Haupte zusammen- Er muß nach
 zog. Er wollte seine Freunde nicht der Gefahr aussetzen, sie in seiner Widerwärtigkeit mit Siam flüch-
 ten.
 verwi-

Beschreib. verwickelt zu sehen. Er widerstand allem ihrem Anhalten, und begab sich zu dem Könige von der Insel Celebes. Siam, der ihm schon verschiedenemale eine Zuflucht und einen Unterhalt unter seinem Schutze angeboten hatte. Er reisete mit der Prinzessin, seiner Gemahlinn, und einigen treuen Dienern von Java ab. Darauf entschlossen sich über sechzig macassarische Familien, die sich bei seiner Ankunft in dieser Insel befunden hatten, aus bloßer Hochachtung und Zuneigung gegen ihn, ihm zu folgen, und wünschten, sein Glück und Unglück mit ihm zu theilen.

Seine Aufnahme da selbst. Er kam im 1664 Jahre auf einem Schiffe, das ihm der König geschickt hatte, in Siam an. Dieser Monarch ließ ihm einen mit der schönsten chinesischen Arbeit geschmückten Pallast erbauen. Er schenkte der Prinzessin eine Menge Edelgesteine und goldene Gefäße. Zu ihrem Unterhalte setzte er ein ihrem Stande gemäßes Jahrgeld aus; und befehlte zu mehrerer Gnade den Prinzen Na Alle mit der Würde eines Krongroßschatzmeisters, unter dem Titel Doya Paedi, welcher mit den französischen Herzogen und Pärs gleich kommt. Allen denjenigen, die ihm gefolget waren, ließ er zu ihrem Unterhalte Landereien und Ochsen geben, sie zu bauen, nebst dem Befehle, ihrem Prinzen alle die Ehre zu bezeugen, und eben den Tribut zu bezahlen, den sie ihm auf dem Throne schuldig zu seyn würden geglaubet haben.

Sein Tod. Viele Jahre lang schien seine Erkenntlichkeit so vielen Wohlthaten gemäß zu seyn. „Niemals, sagt ein Schriftsteller, der es mit seinen Augen gesehen, hat man ein Beispiel von einer aufrichtigeren und getreueren Ergebenheit gesehen. Weil er sich aber zum muhammedanischen Glauben bekannte: so machte seine Religion, welche seiner Meynung nach durch einige übele Begegnungen war beleidiget worden, welche die Moren von dem Könige in Siam leiden müssen, daß er einer Verschwörung beyrat, die ihm das Leben kostete.“ Die Prinzessin Anque Sapia, welche einige Jahre vorher gestorben war, hatte ihm zween Söhne hinterlassen, welche sich die französischen Missionarien von dem Könige in Si am ausbathen, und welche nach Frankreich geführt wurden, um daselbst in dem Collegio Ludwigs des Großen, auf eine christliche Art erzogen zu werden c).



b) Man findet alle Umstände von dieser Begebenheit in den Nachrichten des Grafen von Fourbin.

c) Sie wurden daselbst unter dem Schutze Ludwigs des XIV und des Dauphins getauscht, welche ihnen die Ehre thaten und ihre Namen gaben. Der älteste wurde Ludwig Daen = Xuru; und der andere Ludwig Dauphin Daen = Tulalo genannt. Man hat die Folge von ihnen Schicksa-

len nicht bekannt gemacht. Es ist aber gewiß, daß noch vor ihres Vaters Daen Na Alle Tod die Krone von Macassar, die ihm nach den Grundsätzen des Landes zugehörte, auf seines Vaters Craen Biser, des Königs Sombanco einzigen Sohnes Haupt gekommen ist. Am angeführten Orte a. d. 109. 110 und 111 S.

d) Seine Reise ist anfangs deutsch geschrieben worden, und von dem Herrn Waude einem

KARTE VON DEM REICHE JAPON

Zur allgemeine Geschichte
der Reisen.

Von dem Hrn. Bellin Ing^r. de la Marine.

Maaßstab.

Japanische Seemeilen, 2160 Toisen eine.

Große Französische Stemeile, 2837 Toisen eine.

5 10 15 20 25

MEER VON COREA

I. Tsussima

I. Iki

I. Firando

INSUL

I. XIXOCO

XIMO

I. Iquifeuqui

I. Tacuxima

JAPONISCHE MEER

Insul Fatsisio



Das XXXVI Capitel.

Engelbert Kämpfers Reise nach Japan.

Einleitung.

Auszug aus Kämpfers Leben. Beurtheilung seines Werkes. Kämpfer vertheidiget sich selbst.
Charlevoix Urtheil von ihm.

Alle Reisen in dieser Sammlung, welche bisher Japan einigermaßen betroffen haben, sind nur eine kleine Vorbereitung zu derjenigen gewesen, die wir iſo abgekürzt mittheilen wollen. Einige in den bisherigen Bänden zerstreute Abschilderungen wurden denen Begriffen, die man sich von einem so reichen und schönen Lande zu machen hat, sehr wenig gemäß seyn. Seine Lage aber, vermöge deren es mit gleichem Rechte zu den morgenländischen und abendländischen Reisen gehöret, scheint die Ordnung und die Stufen zu erfordern, die man sich hier zu beobachten bemühet hat. Wir wollen den Anfang mit gehörigen Erläuterungen wegen des Verfassers machen, dessen wir uns bedienen werden d).

Sein Uebersetzer meldet uns, daß Engelbert Kämpfer den 16ten des Herbstmonats 1651 zu Lemgo, welches ein Städtchen im westphälischen Kreise ist, geboren worden, Kämpfers Leben. und sein Vater, ein Geistlicher daselbst, nichts an seiner Erziehung gespart; daher er sich seit seiner ersten Jugend durch seine Kenntniß in fremden Sprachen, und in allen Wissenschaften hervorgethan. Seine vornehmste Beschäftigung war die Arzneykunst und die Naturgeschichte. Nachdem er sich in vielen großen Städten Deutschlands und Pohlens mit Ruhme gewiesen hatte: so begab er sich nach Schweden, wo er von verschiedenen Aemtern, die man ihm anbot, ihn zum Dienste der Nation zu verpflichten, die Stelle eines Secretärs einer Gesandtschaft annahm, die König Carl der XI an den persischen Hof schickte. Er reisete den 20sten des Märzmonats 1683 mit dem schwedischen Abgesandten, Herrn Fabricius, von Stockholm ab, um durch Rußland, auf dem caspischen Meere zu Schiffe zu gehen, und langte glücklich zu Nisabad an, von dar er sich nach Siamachi, der Hauptstadt der Landschaft Schirvan, begab. Weil man die Befehle vom persischen Hofe erwarten mußte e), so bediente er sich dieser Zeit, alles da herum zu untersuchen, was seiner Neugier werth zu seyn schien. Diesen gelehrten und mühsamen Reisen hat man seine Sammlung von Beobachtungen f) über das, was er die sieben Wunder der Halbinsel Okestra nennet, zu danken g). Während seines Aufenthaltes in Persien setzte er sich nachgehends

Ar r 3

in

Franzosen, der der Religion wegen nach London gesucht war, ins Französische übersetzt worden; aber nach Herr Scheuchzers, Mitglieds der königlichen Gesellschaft zu London, englischer Uebersetzung. Sie führet den Titel: Natürliche Staats- und Kirchengeschichte des Kaiserthums Japon, 1732 zu Haag bey Goffe und Neaulme drey Bände in 12.

e) Man sehe die vorigen Reisen dieser Sammlung.

f) Unter dem Titel *Amoenitates exoticae* 1712. heraus gekommen.

g) Unter andern die Stadt Baku am caspischen Meere. Die Denkmale der Alterthümer, die in der Nachbarschaft übrig sind, die Napthaquellen, das brennende Feld, den kochenden See, den Berg, der eine zarte Erde für die Töpfer enthält.

Kämpfer. in den Stand, in eben demselben Werke einen vollkommenen Begriff von diesem großen Königreiche zu geben. Als der schwedische Gesandte seine Unterhandlungen gegen den Schluß des 1685 Jahres geendigt hatte: so veranlaßte Kämpfern seine Lust zu reisen, daß er Abschied von ihm nahm, als Oberschiffsbarbier auf eine holländische Flotte zu gehen, die damals im persischen Meerbusen kreuzte. Diese Stelle war nicht so ansehnlich, als die, welche er verließ, und schickte sich auch nicht so gut für seinen Rang als eines Arzneygelehrten, aber sie stimmte mit seiner Neigung zu reisen besser überein. Er gieng sogleich nach Bander Abassi ab, wo ihn einige Unpäßlichkeit bis an das Ende des Brachmonats 1688 zurück hielt. Auch die Zeit, welche er seiner Krankheit entziehen konnte, wandte er zu lehrreichen Untersuchungen an ^b).

Die Flotte, zu der er endlich gelangte, hatte Befehl, bey verschiedenen Plätzen, wo sich die Holländer gesetzt hatten, anzulanden, im glücklichen Arabien, in den Ländern des Großmogols, auf der Küste von Malabar, im Eylande Ceylan, im bengalischen Meerbusen, und in der Insel Sumatra; wobey er eifrig alle Gelegenheit, etwas zu sehen, ergriff. Batavia, wo er im Herbstmonate 1685 anlangte, öffnete ihm noch ein ander Feld. Nach seiner japanischen Reise, die etwan drittehalb Jahr betrug, kam er im Weinmonate 1693 wieder in Europa. Das Jahr darauf ward er zu Leyden Doctor der Arzneykunst. Bey dieser Gelegenheit machte er zehn der sonderbarsten Beobachtungen von seinen Reisen bekannt ⁱ). Er kehrte in sein Vaterland zurück, wo er 1700 seine Reisen endigte, und eine glückliche Heirath that. Da sich seine Gesundheit gegen 1715 sehr verschlimmerte: so starb er zu Lemgo, den 2ten des Wintermonats 1715, ungefähr fünf und sechzig Jahr alt. Man beehrte ihn mit einer Leichenrede, die daselbst gedruckt ist.

Beurtheilung seines Werkes.

Wir wollen sein Lob und seine Beurtheilung einem unserer guten Schriftsteller abborgen, dessen Ausspruch, wie jedermann zugestehen muß, in einer Sache besondere Achtung verdienet, die ihn lange Zeit beschäftiget hat.

„Man kanu es Kämpfern nicht streitig machen, saget der Vater de Charlevoix, daß seine Nachrichten voll lehrreicher Untersuchungen, den Ursprung der Japaner, die Reichtümer des Landes, die Regierungsart und Policy betreffend, sind, daß er die verschiedenen Lehrgebäude ihrer Religion besser als sonst jemand aus einander gesetzt hat, daß er uns chronologische Nachrichten von diesem Lande gegeben, wichtige Beschreibungen, eine ziemlich genaue Naturgeschichte dieser Inseln geliefert hat, und gute geographische Beobachtungen mittheilet: aber, alles dieses erfüllet noch lange nicht den Titel einer Geschichte „von

^b) Wir haben derselben, saget der Uebersetzer seiner Beschreibungen des Berges Benna, in der Landschaft Laar, zu danken, auch die Beschreibungen der dasigen Pflanzen und Thiere; des Bezoar, des Thieres, in dessen Magen man ihn findet, der warmen Bäder, eines besondern Balsams, und tausend anderer Merkwürdigkeiten, die man auf diesem Berge antrifft; der natürlichen Mumie, nämlich des kostbaren Balsams, der aus einem Felsen in der Landschaft Doar tröpfelt, und jährlich einmal mit viel Pracht und Feyerlichkeit, allein zum Gebrauche des Königs von Persien gesammelt wird. Seine Beobachtungen über

die Asa fétida, und die Pflanze, welche diese Waare hervorbringt, nebst der Art, sie zu sammeln, und zuzubereiten. Seine Anmerkungen über die Venus Medinensis der arabischen Schriftsteller, oder über den besondern Wurm, den er Dracunculus nennet, welcher sich in den Zwischenräumen oder Wänslein in verschiedene Theile des menschlichen Leibes nährt: seine Beschreibung des morgenländischen Drachenblutes, das von einem zapfentragenden Palmbaume kömmt; seine merkwürdige Geschichte der persischen Dattelpalme, derselben verschiedene Arten, Baues und Gebrauchs, endlich viel andere Beobachtungen, die noch

»von Japan, den man seinem Werke gegeben hat; man findet darinnen nur einzelne Sti-
 »cke aus der alten und neuen Geschichte in sehr geringer Anzahl, und meist aus sehr ungi-
 »hern Quellen: kurz, fast alles, was den vorigen Geschichten fehlet, findet sich hier, aber
 »man trifft nichts von dem an, was sie enthalten. Es ist das Tagebuch eines lehrbegie-
 »rigen, geschickten, aufrichtigen Reisenden, der gemeinen Erzählungen etwas zu viel getrauet
 »hat, aber keine Geschichte.

»Der englische Uebersetzer hat seiner Arbeit eine Vorrede voll sehr gründlicher und
 »lehrreicher Anmerkungen über alles Nordliche von Japon vorgefetzt, und die Karte, die er
 »beygefüget hat, ist unter allen, welche man bisher von diesem Reiche gehabt, am wenig-
 »sten unvollkommen k).

Da der stärkste Vorwurf des Pater Charlevoix die Quellen des Werkes trifft, die zu
 unsicher, wie der Verfasser gegen gemeine Erzählungen zu leichtgläubig, gewesen seyn sollte:
 so ist es billig, daß man Kämpfern, mit dem Vortheile, daß ihn sein Gegner selbst für
 einen geschickten und aufrichtigen Reisenden erkennt, sich selbst vertheidigen läßt.

»Ich kann versichern, saget er, daß meine Beschreibungen und Nachrichten, vielleicht Kämpfer ver-
 »unvollkommen, und ohne Zierrath, aber der Wahrheit vollkommen gemäß, ohne Ver- theidigt sich
 »schönerung, und so wie mir die Sachen vorkamen, beschaffen sind. Von den geheimen
 »Geschäften des Reiches habe ich keine umständlichen und weitläufigen Berichte erhalten
 »können. Seit der Ausrottung der römischen Religion, sind die holländischen und chinesi-
 »schen Kaufleute wie Gefangene. Das Reich ist vor allem Handel mit Fremden verschlossen,
 »und gegen die, welche im Reiche geduldet werden, müssen sich die Landeseinwohner unge-
 »mein behutsam aufführen. Die Japaneser, welche das meiste mit uns zu thun haben, müssen
 »seyerlich schwören, sich mit uns von keinen Staats- und Religionsachen zu unterreden.
 »Eben durch diesen Eid, den man jährlich wiederhohlet, verbindet man sie, daß einer den
 »andern beobachten, und verrathen muß. So große Schwierigkeiten sind doch nicht un-
 »überwindlich. Erstlich machet sich diese Nation wenig aus Eidschwüren im Namen gewis-
 »ser Götzen oder Geister, welche viele nicht anbethen, und die meisten nicht kennen. Dr-
 »dentlich hält sie nur die Furcht vor der Strafe zurück. Setzet man auf der andern Seite
 »den Stolz und die kriegerische Gemüthsart der Japaner bey Seite: so sind sie höflich, gesit-
 »tet, lehrbegierig, so sehr als ein Volk in der Welt; sie lieben Handel und Umgang mit
 »den Fremden, und wünschen eifrig, ihre Geschäfte, Wissenschaften und Künste zu lernen.
 »Da wir aber nichts als Kaufleute sind, denen sie die letzte Stelle unter den Menschen
 »ein-

nach ungedruckt sind. Leben des Verfassers
 a. d. 13 und 14 S.

i) Ueber das berühmte scythische Lamm oder
 Borromez, welches für eine Thierpflanze ausge-
 geben wird, und wie er erweist, eine Erdichtung
 ist, die vielleicht die Aehnlichkeit des Namens
 Borromez, mit dem russischen Borannetz, und
 polnischen Borannek veranlaßt hat, welches ei-
 ne besondere Art Schöpfe um das caspische Meer,
 in der Bulgarey und in Korasan bedeutet; über
 den bitteren Geschmack des caspischen Meerwassers,
 die wahre persische Mumie, Muminahi, den Fisch

Torpedo, welcher die Finger der ihn anrührenden
 einschlafend machet, das Andrum, einen Wasser-
 bruch, und Perical eine Geschwulst an den Schen-
 keln, welche beyde Krankheiten bey den Malaba-
 ren gemein sind. Die japanische Art, durch Ste-
 chen mit einer Nadel die Colik zu heilen, die Mo-
 ra, der Chineser und Japaner gewöhnliches Brenn-
 mittel. Ebendas. a. d. 17 S.

k) Sie enthält auch ein Verzeichniß derer, die
 von Japan geschrieben haben, nebst einer Beur-
 theilung ihrer Werke, und den Namen verschiede-
 ner japanischen Bücher, die Kämpfer mitbrachte.

Kämpfer.

„einräumen, und da ihnen außerdem der äußerste Zwang, in dem man uns hält, nichts
 „als Eifersucht und Mistrauen gegen uns eingeben kann: so können wir ihre Freundschaft
 „nur durch unsere Freigebigkeit, Höflichkeit und alles, was ihrer Eitelkeit schmeicheln kann,
 „erwerben. So erlangte ich mehr Gewogenheit bey unsern Dolmetschern, und den Be-
 „amten, die täglich zu uns kamen, als jemand, nach denen Verfassungen, denen wir unter-
 „worfen sind, hätte hoffen dürfen. Ich gab ihnen Rathschläge, Arzeneyen, Unterricht in
 „der Sternkunde und Messkunst, Herzstärkungen und andere Getränke aus Europa, und
 „so durfte ich alle Fragen an sie thun, die mir einfielen. Sie versagten mir keine Nach-
 „richt: auch nicht wenn wir allein waren, von Sachen, die sie höchst geheim halten sollten.
 „Diese besonderen Nachrichten sind mir sehr dienlich gewesen, die Sachen zur Geschichte von
 „Japan zu sammeln, die ich vor hatte. Vielleicht aber hätte ich mich nie im Stande
 „gesehen, meine Unternehmung auszuführen, wenn ich, unter andern vortheilhaften Ge-
 „legenheiten, nicht das Glück gehabt hätte, einen verständigen und verschwiegenen jungen
 „Menschen anzutreffen, durch dessen Vermittelung ich das erfuhr, was mir noch mangelte.
 „Er war etwa vier und zwanzig Jahre alt, und verstund das Japanische und Chinesische voll-
 „kommen. Bey meiner Ankunft gab man ihn mir, mich zu bedienen, und zugleich unter
 „mir die Medicin und Wundarzney zu lernen. Er hatte das Glück, dem Ottona, dem
 „vornehmsten Beamten unserer Insel, unter meiner Anführung, mit gutem Erfolge bey
 „einer Krankheit beyzustehen, dadurch er die Erlaubniß erhielt, so lange ich in Japan blieb,
 „welches fast zwey Jahre war, in meinen Diensten zu verharren. Der Herr verstattete
 „ihm sogar, mich auf unsern beyden Reisen nach Hofe zu begleiten, daß er also von ei-
 „nem Ende des Reiches zum andern reisen durfte, welche Gewogenheit man Leuten von
 „diesem Alter selten verstattet, und niemals jemanden auf eine so lange Zeit vergönnet
 „hatte. Da ich zu meinem Endzwecke nicht gelangen konnte, ohne ihn holländisch zu leh-
 „ren: so brachte ich ihm diese Sprache dergestalt bey, daß er sie innerhalb eines Jahres
 „besser redete, und schrieb, als ein einziger unserer Dolmetscher. Ich setzte zu dieser Ge-
 „fälligkeit, den besten Unterricht in der Zergliederungskunst und Arzneywissenschaft, zu dem
 „ich vermögend war, und gab ihm noch starken Sold. Dagegen ertheilte er mir so aus-
 „führliche Nachrichten, als man nur haben kann, vom Zustande des Reiches, der Regierung,
 „dem kaiserlichen Hofe, der Religion, die in jedem Staate eingeführet ist, der Geschichte
 „der ersten Zeiten, und allen Merkwürdigkeiten, die täglich vorgiengen. Es war kein
 „Buch, von was für Sachen es auch handeln mochte, das er mir nicht sogleich brachte, und
 „mir erklärte, was ich daraus wissen wollte. Da er hierzu öfters etwas borgen oder kaufen
 „mußte: so ließ ich ihn niemals ohne Geld ausgehen, damit er mir allezeit etwas bringen
 „konnte 1).

Diese Erklärungen eines geschickten und aufrichtigen Mannes, verdienen wohl hier
 als eine Schusschrift angesehen zu werden, ob sie wohl älter sind, als die Anklage ist. Auch hat
 der Pater Charlevoix ohne Bedenken, das nützlichste und sonderbareste im Kämpfer ge-
 brauchet, und es völlig, nur in einer andern Ordnung, geliefert. Daß er ihm den Titel eines
 Geschichtschreibers versaget, ist eine bloße Schwierigkeit über den Namen, weil die Gestalt
 einer Geschichte oder wenigstens Ordnung und Vollständigkeit nach seinem Vorwurfe Kämp-
 fern

1) Vorrede des Verfassers.

m) Kämpfer I Th. a. d. 2 S.

n) In der Beschreibung wird man sehen, was für
 Demuthsbezeugungen sie sich unterwerfen müssen.

psern fehlen soll. Vielleicht haben bloß die Uebersetzer diesen Titel Kämpfers Werke be-
geleget; denn er redet allezeit nur, wie in einem Tageregister. Hier wird man sich nicht
darüber beklagen; denn ihm den Titel eines Geschichtschreibers absprechen, heißt es mit
völligem Rechte unter die Reisebeschreibungen zählen.

Kämpfer.
1690.

Der I Abschnitt.

Kämpfers Reise von Batavia nach Japon und dabey vorkommende Umstände.

Abreise von Batavia. Die einzige Zeit, da Euro- Kämpfers Ankunft in Japon. Hafen zu Nan-
päer in Japon kommen dürfen. Von den Un- gasaki. Verdrießliche Umstände bey der Auf-
ruhen in Siam. Eine siamische Pyramide. nahme der Holländer.

Seit länger als einem Jahrhunderte, da der Eingang in Japon allen Europäern unter- Abreise von
sagt ist, nur die Holländer ausgenommen, denen man, wie der Verfasser glaubet, Batavia.
mehr Redlichkeit als den andern zutrauet m), schicket die holländische ostindische Gesell-
schaft jährlich eine Gesandtschaft dahin, bey welcher Gelegenheit ihre Gesandten die Frey-
heit haben, bey Hofe zu erscheinen, um dem Kaiser für seine Wohlthaten zu danken n).
Nur diese Zeit kann ein Reisender wählen, ein Land zu besuchen, welches durch seine na-
türliche Lage so sehr, als durch die Strenge der Geseze, allen Ausländern verschlossen ist.
Kämpfer befand sich 1690 zu Batavia, und nahm das Amt eines Wundarztes an, das man
ihm bey der Gesandtschaft auftrug. Sie traten den 7ten May zu Schiffe, und die Fahrt
daurete etwa vier Monate. Sie hatte nichts merkwürdigers, als was wir schon von ver- Die einzige
schiedenen Reisenden, die eben diesen Weg gefegelt sind, erzählt haben. Aber das hollän- Zeit, da Euro-
dische Schiff, der Waalstroom genannt, landete zu Siam an, einige Waaren einzuladen, päer in Ja-
welcher Gelegenheit Kämpfer sich bediente, die Umstände einer berühmten Begebenheit zu von kommen
erfahren, die damals in frischem Andenken war, und vielleicht von unsern Geschichtschrei- dürfen.
bern nicht so vollkommen erläutert worden ist o).

Das Jahr zuvor hatte Herr Constance p), der berühmte Staatsbediente in Siam, Von den Un-
dessen Glück und Verdienste wir in andern Reisebeschreibungen dieser Sammlung vorgestel- ruhen in
let haben, sein Leben durch eine Unruhe verlohren; welche auch die Franzosen aus Siam Siam, und
vertrieb. Ist Kämpfers Aufrichtigkeit dem Ruhme, den man ihm ertheilet, gemäß: so Hin. Constan-
hat man seine Erzählung so hoch zu schätzen, daß man sie mit seinen eigenen Worten anfüh- ce Schicksale.
ren muß. Aber man muß sich erinnern, daß bey der Abreise der französischen Gesandten,
Desfargues, ein ansehnlicher Kriegsbediente, Befehlshaber der Festung Bancoek, mit
einer Besatzung von etwa vierhundert Mann geblieben war q).

Kämpfer läßt im Zweifel, ob Herrn Constancens Absichten nicht bis auf die königliche
Macht gegangen. Doch scheint es, als hätten andere Erläuterungen diesen Verdacht auf-
Der König lag an einer tödlichen Wasserfucht darnieder. Herr Constance suchte mit den
Franzosen und einigen Kronbedienten den Moupitorso, des Fürsten Eidam und ange-
nommenen Sohn, auf den Thron zu setzen. „Man wollte den Petraatia, des Kö-
nigs Schwestersohn, aus dem Wege räumen, auch seine beyden Söhne, und zween
„Brü-

o) Denn die Franzosen waren damals aus dem
Reiche vertrieben, und des Herrn Constance
Geschichtschreiber, der Vater d'Orleans hat nicht

so gute Nachrichten haben können.

p) Kämpfer nennt ihn Constantin.

q) Man sehe den X Band dieser Sammlung.

Kämpfer.

1690.

„Brüder des Monarchen, die als Kronerben angesehen wurden; kurz, alle, die der Ver-
 „bundenen Absichten zuwider waren. Des Moupi Vater und Verwandten hatten schon
 „vierzehntausend Mann aufgebracht, die hie und da zerstreuet waren; und die Ausführung
 „zu erleichtern hatte Herr Constance ein Mittel gefunden, heimlich in des Königes Zimmer
 „zu kommen, und ihn beredet, es wäre Zeit seiner Krankheit, zur Sicherheit seiner Per-
 „son dienlich, den französischen General und einen Theil der Besatzung nach Louvo kommen
 „zu lassen ¹⁾, wo sich der König damals befand. Diese Stadt liegt fünfzehn Meilen
 „nordwärts von der Hauptstadt. Indem aber Desfargues auf dem Wege war: so wurde
 „das Bündniß durch des Petraatia Sohn entdeckt, der sich mit zwei Beyschläferinnen des
 „Königes in einem Zimmer befand, das an dasjenige stieß, wo die Verbundenen sich be-
 „rathschlagten, und aus Neugier an der Thüre horchte. Er berichtete solches so gleich sei-
 „nem Vater, und dieser dem Könige, wie denn auch Petraatia den Moupi, den Herrn
 „Constance, und die Mandarinen, die auf ihrer Seite waren, eiligst nach Hofe fordern,
 „und in Ketten schlagen ließ, so viel Verdruß auch diese Kühnheit dem Könige zu machen
 „schien. Herr Constance hatte sich einige Zeit von Hofe entfernt. Da er aber wieder da-
 „hin gefordert wurde: so konnte er sich nicht entschuldigen, ob er wohl etwas Uebels befürch-
 „tete. Man saget, er habe niedergeschlagen und traurig von den Seinen Abschied genom-
 „men. Bald darauf kam die silberne Sänfte, in der er sich tragen ließ, leer zurück; da-
 „her seine Freunde und Bedienten sein Unglück schlossen, und solches mit ihm zu theilen
 „sich bereiteten. Es war den 19ten May 1689. Zweene Tage darauf, verhinderten alle
 „Einwendungen des Königes den Petraatia nicht, dem Moupi den Kopf abschlagen zu las-
 „sen. Er warf solchen dem Herrn Constance vor die Füße, der in Ketten geschlossen war,
 „und sagte: da ist euer König. Des Moupi trauriges Ende rührte den König sehr, weil er ihn
 „järtlich liebte. Er hielt inständigst an, daß man seinen Leichnam nicht beschimpfen, sondern
 „solchen anständig beerdigen sollte, wie auch geschah. Nachgehends bemächtigte man sich des
 „Vaters des Moupi auf seinen Gütern, zwischen der Hauptstadt und Louvo mit List, und
 „alle ihre Anhänger wurden zerstreuet. Herr Constance ward gefoltert, und vierzehn Tage mit
 „Wasser und Brodte gespeiset, worauf man ihn des Abends in eine schlechte Sänfte setzte, ohne
 „ihn von seinen Schicksalen zu benachrichtigen. Man führte ihn anfangs in sein Haus, das
 „er geplündert fand. Seine Frau war in einem Stalle gefangen. Anstatt von ihm Ab-
 „schied zu nehmen, spie sie ihm ins Gesicht, und wollte ihn nicht einmal seinen einzigen vier-
 „jährigen Sohn umarmen lassen. Ein anderer Sohn, den er mit ihr gehabt hatte, war
 „vor kurzem gestorben, und noch nicht begraben. Von dar ward er außer der Stadt, auf
 „den Richtplatz gebracht, wo ihm, seines Widerstrebens ungeachtet, der Kopf abgeschlagen
 „ward. Sein Leichnam ward in zwey Stücken zerhauen, und mit ein wenig Erde bedec-
 „ket, aber die Hunde rissen ihn bey Nacht heraus und fraßen ihn bis auf die Knochen.
 „Ehe er starb, nahm er sein Petschaft, zwey silberne Kreuze, eine in Gold gefaßte Reli-
 „quie, die er auf der Brust trug, und vom Pabste hatte geschenkt bekommen, wie auch
 „den Orden St. Michaelis, der ihm aus Frankreich war geschickt worden, und übergab
 „alles einem Mandarin, mit Bitte, solches seinem Sohne zuzustellen. Aber diese Geschenke
 „schickten sich nicht für das unglückliche Kind, das bisher mit seiner Mutter, sein Brodt hat
 „vor den Thüren betteln müssen, ohne daß sich jemand unterstanden hätte, für sie zu bitten.

„Als

1) Der Verfasser schreibt allezeit Livo.

s) Man sehe den X Band dieser Sammlung.

„Als Desfargues in dieser Zeit zu Louvo mit einigen Franzosen anlangte: so erstaunte er, alles so unverhofft so sehr verändert zu finden. Man empfing ihn sehr höflich, und beschenkte ihn im Namen des Königes mit einer mit Gold ausgelegten Büchse von Pinang: aber ehe man ihm die Freyheit ließ, wieder nach Bancoct zu kehren, mußte er versprechen, daß er diesen Platz den Siamesern überliefern wollte, und man behielt seine beyden Söhne mit zwölf Franzosen als Geiseln zu Louvo. Sobald er aber zurück war, ließ er aus Wuth wegen seiner betrogenen Hoffnung, die Schiffer, die ihn hingebracht hatten, ins Gefängniß setzen, und auf die siamesischen Schiffe feuern, die sich der Festung näherten. Als er bemerkte, daß zween Siameser von seiner Besatzung, seine Befehle nicht eifrig genug bewerkstelligten: so ließ er sie im Angesichte ihrer Landesleute auf den Wall hängen. Kurz, er begieng alle Arten Feindseligkeiten. Dieses Verfahren mußte natürlichher Weise die Siameser erzürnen, und schien ihm und seinen Söhnen ein trauriges Schicksal zu drohen. Sie fingen auch wirklich an, längst des Flusses Schanzen aufzuwerfen, um ihm den Weg abzuschneiden und zu verhindern, daß er nicht zu Wasser zurück könnte. Er kam aber wieder zu sich selbst, schob das Vorgegangene auf seine Soldaten, die seinem Befehle nicht hätten gehorchen wollen, und erhielt bald die Erlaubniß, sich mit allen seinen Leuten weg zu begeben. Die Geiseln hatten unternommen, von Louvo zu entfliehen: sie wurden aber gefangen und zu Pferde zurück gebracht. Da ihre Wache nach dem Landgebrauche ihnen Stricke um den Hals gethan hatte: so entsetzte sich einer davon, ein Ingenieur, so heftig darüber, daß er todt hinfiel. Alle die andern Franzosen zu Siam bezahlten die aufrührerischen Unternehmungen Herrn Constance, und die Hitze ihres Generals sehr theuer. Sie wurden lange Zeit sehr hart gefangen gehalten. Herr Louis, Metropolitanbischof, ward in dem Hofe der Magazine des Königes eingeschlossen, nebst sieben oder acht Jesuiten. Ich besuchte sie daselbst. Sie lebten ganz vergnügt, in kleinen Häusern von Bambus und Schilse. Dren andere Jesuiten, die sich zu Louvo gesetzt, und ihre Wohnung bey dem Tempel des Watniaak Prani Waan genommen hatten, unter dem Vorwande, das siamesische Pali, oder die Sprache ihrer heiligen Bücher zu lernen, und sich von den Priestern unterrichten zu lassen, deren Kleidung und Art zu leben sie auch nachahmten¹⁾, verschwanden plötzlich, und man hat nie erfahren, wo sie hinkommen sind²⁾.

„Petraatia bemächtigte sich darauf der beyden Brüder des Königes unter dem Vorwande, daß sie dem Herrn Constance ergeben wären, und ließ sie außer Louvo in einen benachbarten Tempel bringen, wo man sie aus Hochachtung für das königliche Blut, das nicht soll vergossen werden, durch Schläge mit Sandelholze hinrichtete. Der König starb vor Schmerzen über alles dieses Verfahren selbst, zween Tage nach seinen Brüdern, fünf und funfzig Jahr alt, im zwey und dreyßigsten Jahre seiner Regierung³⁾.

„Petraatia, der sich solchergestalt den Weg zum Throne geöffnet hatte, nahm den Titel eines Königes von Siam, Tenasserim, Sucketa und Poiselucke, und Beschützers von Camboya, Johor, Patane und Queda an⁴⁾.

Die Holländer hatten nur Vortheil von dieser Veränderung, und Kämpfer bekam die Erlaubniß, die Hauptstadt von Siam zu besuchen, die er beständig India nennet. Alle seine Anmerkungen stimmen mit des Pater Tachard und des de la Loubere Beobachtungen sehr

Eine siamesische Pyramide, welche die französischen Reisenden nicht bemerkt haben.

Es s 2

*) Den 1ten des Junimonats 1689.

1) Des Pater Mandnit Reise im X Bande.
2) Dieses sind lauter Königreiche auf der Küste.

Kämpfer.
1690.

wohl überein: doch machet er eine, die man bey jenen nicht findet, und die dieservwegen so wohl als wegen ihrer eigenen Wichtigkeit Achtung verdienet. In einer Ebene nur eine Meile von der Hauptstadt nordwestlich, sieht man eine berühmte Pyramide *Ptah-Thon* oder *Ptah-Thon* genannt. Die Siameser richteten sie daselbst zum Andenken eines großen Sieges über den König von Pegu auf, der sie vom Joche der Peguaner befreyte. Dieses Denkmaal ist von einer starken aber prächtigen Bauart, mehr als zwanzig Klaftern hoch; es befindet sich mit in einem Vierecke von niedrigem Mauerwerke. Es besteht aus zwey Stücken, eines über das andere gesetzt. Das untere ist viereckicht, jede Seite hundert und funfzehn Schritte lang, und mehr als zwölf Klaftern hoch, mit drey ausspringenden Winkeln von der Länge einiger Schritte, die auf jeder Seite bis an den Gipfel hinauf gehen. Das Gebäude besteht aus vier Stockwerken, davon das höchste enger zugeht, und auf dem obern Theile dessen, das sich darunter befindet, einen leeren Platz läßt, da man herum gehen kann. Jedes Stockwerk hat eine angenehme Mannichfaltigkeit von Zierrathen. Alle Galerien, die unterste ausgenommen, sind in Mauern eingeschlossen, die so hoch sind, daß man sich darauf lehnen kann, und an jedem Winkel schöne Säulen haben. Der mittlere Winkel eines jeden Stockwerkes stellet das Vordertheil des Gebäudes vor, und übertrifft die andern an Schönheit, besonders an seiner Spitze, die dem Verfasser prächtig zu seyn schien. In der Mitte zeigt sich die Treppe, die zu der obern Fläche führet, darauf sich das zweyte Stück befindet. Sie hat vier und siebenzig Stufen, jede neun Zoll hoch und vier Schritte lang. Der Pyramide zweytes Stück ist auf die Fläche des ersten gesetzt, welche viereckicht und auf jeder Seite sechs und dreyßig Schritte lang ist. In der Mitte rückt es der Zierlichkeit wegen herans, und ist sowohl als das übrige in eine schöne Mauer von halber Mannshöhe eingeschlossen, mit einem fünf Schritte breiten Gange herum. Die Treppe endiget sich an diesem Gange, und jede Seite des Einganges ist mit Säulen geziert. Der Untersatz des zweyten Stückes ist achteckicht, aber die acht Seiten sind von verschiedener Länge. Es hat auch seine Zierrathen, die von den Zierrathen des ersten nicht sehr unterschieden, und einige Klaftern hoch sind. Nachgehends erhebt es sich wie ein Glockenthurm, und auf der Höhe sieht man verschiedene kurze Säulen in einigen Entfernungen von einander mit leeren Räumen dazwischen. Diese Säulen tragen eine Menge Kugeln, die sich in Spitzen erheben, und je höher sie liegen, desto kleiner werden. Endlich schließt sich das Denkmaal in eine sehr lange Spitze, die so dünne ist, daß man sich wundern muß, wie sie der Zeit hat widerstehen können. In der Nachbarschaft sind einige Tempel und Häuser der Talapoinen mit Ziegelmauern umgeben. Die Tempel sind sehr schön, und mit verschiedenen Dächern auf Säulen, bedeckt y).

Es ist wunderbar, daß so neugierige Reisende, als *Tachard* und *la Loubere*, diese besondere Pyramide gar nicht gekannt haben.

Kämpfers
Ankunft in
Japon.

Wir wollen Umstände, die nicht so wichtig sind, übergehen, um mit dem Verfasser sogleich in dem berühmten Hafen zu *Nangasacki* anzulangen. Nachdem sie linker Hand des Schiffes die ersten Inseln von Japon, *Gotho* genannt, entdeckt hatte, welche von Landleuten bewohnet werden: so kam er den 24ten des Herbstmonats in einen Hafen, der von hohen Bergen, Inseln und Klippen umgeben ist, die ihn vor Stürmen bedecken.

Auf

y) Ebendasselbst auf der 49 und folgenden Seite. Kämpfer beschreibt noch einige Gebäude, welche aber die, die *Tachard* beschrieben hat, nicht übertreffen. Außerdem wollte auch der Jesuite

Auf den Gipfeln der Berge hat man Wachhäuser angelegt, aus welchen man mit Ferngläsern alles beobachtet, was auf dem Meere vorgeht, um der Obrigkeit der Stadt Nachricht davon zu geben. Es kamen auch zwanzig japanische Ruderfahrer denselben Tag dem Schiffe entgegen. Sie schleppten es bis auf zweyhundert Schritte vom holländischen Kaufhause hinauf. Das Ufer, welches durch den Fuß der Berge verschlossen wird, hat zu seiner Vertheidigung verschiedene runde Bollwerke, deren Pallissaden roth gemalt sind; und von der Seite der Stadt, ganz nahe beym Ufer, sieht man auf zwei Höhen zwey Wachhäuser mit Tuche umgeben, um den Fremden die Zahl des daselbst befindlichen Geschlüßes und der Mannschaft zu verdecken.

Kämpfer.
1690.

Hafen zu
Nangasacki.

Die Holländer begrüßten jeden dieser beyden Posten mit zwölf Canonenschüssen, und ankernten dreyhundert Schritte von der Stadt bey Desima, einer Insel, die man besonders zum Aufenthalte ihrer Kaufleute eingerichtet hat. Darauf kamen zwey Bediente der Regierung an Bord, und brachten ihre schriftliche Commission mit; sie wurden von einer großen Menge Bedienten, Dolmetscher und Soldaten begleitet. „Sie riefen nach dem Verzeichnisse, das man ihnen in die Hände gab; alle die, welche neu angekommen waren, ließen sie einen nach dem andern durch die Musterung gehen, untersuchten sie vom Kopfe bis auf die Füße, und schrieben ihre Namen, ihr Alter und ihre Geschäfte sorgfältig auf. Nach diesem wurden fünf oder sechs Personen des Schiffes besonders über die Umstände der Reise gefragt, woher sie kämen, wenn sie abgereiset wären, wie lange Zeit sie unterwegs zugebracht hätten, ob sie in keinen andern Hafen eingelaufen wären? Man schrieb ihre Antworten auf. Man that auch verschiedene Fragen, wegen eines Beamten auf dem Schiffe, der den Tag zuvor gestorben war. Man beobachtete seine Brust, und das übrige seiner Haut sorgfältig, um zu sehen, ob kein Kreuz oder andere Merckmaale der römischen Religion an ihm zu finden wären. Die Holländer erhielten, daß sein Leichnam noch selbigen Tag weggenommen wurde; aber man verstattete niemanden, ihn zu begleiten, noch zu sehen wo er beerdigt ward. Nach dieser Musterung stellte man Soldaten und Beamte in jeden Winkel des Schiffes, welches so zu reden, mit aller seiner Ladung in die Hände der Japaner kam. Man ließ die Schaluppe und das Boot noch den holländischen Matrosen, aber nur für diesen Tag, und um ihre Anker zu besorgen. Gegentheils forderte man ihnen die Pistolen, Messer und alle Waffen ab, die in Sicherheit gebracht wurden, den folgenden Tag ließ man sich auch alles Pulver geben.“ Kämpfer gesteht, ein so seltsames Verfahren würde ihm sehr bange gemacht haben, wenn er es nicht zuvor gewußt hätte. Auch saget er, verbinde ihn die Wahrheit, zu bekennen, „daß bey dem ersten Anblicke der Küste von Japon, jeder, nach dem Befehle der Obern, und alten Gebrauche, dem Capitän sein Gebethbuch und andere geistliche Bücher geben müssen, wie auch alles europäische Geld. Der Capitän habe aufgezeichnet, was jedem besonders gehöre; alles in ein altes Faß gesthan, und es vor den Japanern bis zur Abreise des Schiffes verstecket z).“

Verbriefliche
Umstände bey
der Aufnahme
der Holländer.

Sobald diese tyrannischen Beamten fort waren, ließ das holländische Kaufhaus allerley Erfrischungen an Bord bringen. Die Directoren fanden sich daselbst den Tag darauf ein, und versammelten alles Schiffsvolk, um verlesen zu hören, was für erniedrigenden Umständen die Abgeordneten der Gesellschaft unterworfen wären, wenn sie in diesen Hafen auf-

§§§ 3

auf

hüte nicht eben alle Gebäude des Königreiches z) Ebendasselbst a. d. 91 S.
Siem beschreiben.

Kämpfer.
1691.

aufgenommen wurden. Das Papier, welches diese Verordnung ertheilet, ward nach japanischem Gebrauche öffentlich ausgehangen. Kämpfer wollte zu Desima aussteigen, und mußte deswegen, wie der schlechteste Bootsmann einen Paß von dem japanischen Wachs- schiffe nehmen, ihn der Wache auf dem Lande zu zeigen. Wiederum durfte man nicht vom Lande abgehen, ohne einen Paß von der dasigen Wache dem Schiffe zu zeigen a).

Der II Abschnitt.

Kämpfers Reise in Japon bis nach Osacka.

Zubereitung zur Reise. Anmerkung über die Wege in Japon. Allgemeiner Begriff von dem Wege nach Jeddo. Zug des Gesandten. Weg von Mangasacki nach Kokura. Dßos, der japanische Weg- und Reisegöthe. Gezwungene Höflichkeit der Fürsten von Omura. Day und Stadt Omura. Barine Väder von Urifignio. Sivota und andere Dörter, wo man Porcellan machet. Reiß von Omura für den Kaiser. Weibsbilder von sonderbarer Gestalt. Fruchtbarkeit der Landschaft Fisen. Annehmlichkeit des Weges. Fuhrwerk Cangos. Dorf voll

Kinder eines einzigen Vaters. Kokura. Das Volk beugt die Knie vor den Holländern. Ebene Gamassima. Begebenheiten, die sie berühmt machen. Hafen Simonosaki. Beschreibung der Stadt. Weg von Simonosaki nach Osacka. Caminosaki. Dßino Camiro. Esua und ihr Hafen. Herr von Firesima. Insel, wie eine Pyramide. Tempel des Abuto. Höhle, wo Kobodais angebetet wird. Muru und seine Beschreibung. Verschiedene merkwürdige Dörter auf der Küste von Nipon. Hafen Giogo. Amangasai und Sakai. Einzug in Osacka.

Zubereitungen zur Reise nach Jeddo.

Der holländische Gesandte van Buteenheim, wandte einige Monate an, sich nach dem Gebrauche zur Reise nach Jeddo anzuschicken, wo sich der Kaiser von Japon ordentlich aufhält. Kämpfer hält sich bey diesen Zubereitungen weitläufig auf b), und giebt anfangs einen allgemeinen Begriff von diesem Wege. Seit vielen Jahrhunderten, da das japanische Reich in sieben große Landschaften getheilet ist, hat man die Reisen durch einen Weg, der jede dieser Landschaften begränzet, bequemer zu machen gesucht; und wie dieselbe noch kleinere Abtheilungen haben, so hat man auch in jeder dieser Abtheilungen besondere Wege gemacht, die sich in die große Straße ziehen, wie kleine Flüsse in einen großen fallen. Alle diese Wege werden von der Landschaft oder Gegend, nach der sie führen, genannt.

Anmerkungen über die Wege in Japon.

Die großen Straßen sind so breit, daß zween Haufen Reisende, so stark sie auch seyn mögen, ohne Hinderniß zugleich daselbst gehen können. Derjenige Haufen, welcher aufwärts steigt, das ist, nach der dasigen Art zu reden, welcher nach Meaco geht, hält sich auf der linken Seite des Weges, und der niederwärts gehende, oder der von der Seite von Meaco herkömmt, auf der rechten. Alle große Straßen, sind zur Nachricht für die Reisenden in gemessene und abgezeichnete Meilen eingetheilet, die von der großen Brücke zu Jeddo als dem gemeinschaftlichen Mittelpuncte aller Wege, gerechnet werden. Man heisset diese

a) Ebendas. a. d. 93 S.

b) Diese japonischen Gebräuche sollen in der allgemeinen Beschreibung erzählt werden.

c) Kämpfer III Th. a. d. 304. 305 S.

d) Die japonischen Meilen sind nicht alle gleich lang. Die Landmeilen in der Insel Kinsiu und

Landschaft Isse bestehen jede aus fünfzig Tso, die andern gemeinen nur aus sechs und dreyßig, die ersten werden zu Pferde in einer Stunde zurück gelegt, die andern in drey viertel Stunden. Das Tso ist das Maas der Länge einer Wasse. Es enthält sechzig Kins oder Nates, das ist ungefahr eben so viel Toisen. Die Seemeilen betragen

se Brücke vorzüglich Niponbas, d. i. die Brücke von Japon. Ein Reisender mag sich also im Reiche befinden, wo er will, so kann er allezeit wissen, wie viel japanische Meilen er von der Residenz entfernt ist. Die Meilen sind durch zwei kleine Erhöhungen bemerkt, die auf jeder Seite des Weges, einander gegen über gesetzt sind, und oben auf derselben hat man einen oder mehr Bäume gepflanzt. Am Ende jeder Landschaft, und jedes kleinen Bezirkes, findet man einen Pfeiler von Holz oder Steine in die große Straße gesetzt, auf dem eingegraben ist, was für Provinzen und Länder sich hier endigen, und so gar, wenn sie zugehören. Die Luerstraßen leiten die Reisenden auch, durch Schriften c).

Kämpfer.
1691.

Auf der Reise von Nangasacki nach Hose bringt man die Holländer über zween solche große Wege, und von einem zum andern zu Wasser. Also ist der ganze Weg in drey Theile getheilet. Sie begeben sich anfangs zu Lande quer über die Insel Kiusju, nach der Stadt Kokura, wozu fünf Tage erfordert werden. Von Kokura an, gehen sie erstlich über die Meerenge in kleinen Schiffen bis nach Simonosetki, welches etwa zwei Meilen davon ist, und wo eine Barke ihre Ankunft zu erwarten vor Anker liegt. Dieser Hafen ist so sicher, als bequem. Der Weg von Nangasacki nach Kokura, führet in Japon den Namen Sa Kaido: Weg der Abendländer. Zu Simonosetki treten sie zu Schiffe, um nach Osacka zu kommen, wo sie, wenn die Zeit günstig ist, innerhalb acht Tagen anlangen. Manchmal geht das Fahrzeug nur bis Gioray, wovon Osacka noch dreyzehn japanische Seemeilen entfernt ist. Sie verrichten diese Fahrt in kleinen Schiffen, nachdem sie ihre Barken zu Gioray bis zu ihrer Rückkunft gelassen haben. Von Osacka durchreisen sie zu Lande ein Stück der großen Insel Nipon, bis nach Jedo, welches etwa vierzehn Tage wegnimmt. Der Weg von Osacka nach Jedo heißt Too Kaido; Weg der See, oder der Küste. Die Holländer halten sich zwanzig Tage zu Jedo auf, kehren eben den Weg nach Nangasacki zurück, und brauchen zur ganzen Reise etwa drey Monate. Sie beträgt wenigstens drehundert und dreh und zwanzig japanische Meilen, nämlich vier und funfzigsteilb von Nangasacki nach Kokura, dreyzehn bis von Kokura nach Osacka, hundert und dreh und dreyßig von Osacka nach Jedo, welches zweyhundert deutsche Meilen ausmachet. Auf diesem Wege durchreiset man, oder sieht wenigstens in einiger Ferne, dreh und dreyßig große, und sieben und funfzig kleine Städte, nebst unzähligen Dörfern und Flecken.

Allgemeiner
Begriff von
dem Wege
nach Jeddo.

Der Zug des Gesandten bestund aus einer Menge Bedienten, die folgende Ordnung hielten: erstlich ein Dofin oder Lieutenant des Bugio, darnach sein eigener Lieutenant; sandten. ein Amtmann von Nangasacki; der holländische Gesandte; der oberste Dollmetscher, der den Namen Joseimon oder Brasinon führete; ein Kaufmann, Namens Abouas; Kämpfer und sein Gehülfe Dubbels, alle zu Pferde. Der zweyte Dollmetscher Trojemon. Sein

gen drittehalb eine deutsche Meile außer dem Lande, aber im Lande, wie sich die Japoner ausdrücken: das ist, zwischen den Inseln, und daherum messen sie solche nach der Länge der Küsten, ohne eine gewisse Rechnung zu haben. Kämpfer konnte von ihrem Verhältnisse zu den andern Meilen nicht urtheilen, er schätzet sie aber kürzer. Ebendaf. a.

d. 306 S. Montan in seiner japanischen Gesandtschaft a. d. 104 S. rechnet fünf und zwanzig japanische Meilen auf einen Grad, und dreh hundert und vier und funfzig von Nangasacki nach Jedo, nämlich zwey und zwanzig von Nangasacki nach Osacka, und hundert und vier und dreyßig von Osacka nach Jedo.

Zug des Ge-
sandten.

Kämpfer.
1691.

Sein Sohn, der mit dazu angeführt ward, und ein anderer Beamter zu Nangasacki. Endlich der Joriki oder Bugio, das ist, der oberste Befehlshaber, welcher Asagana Pandaa Nasin hieß, und in seiner Sänfte getragen wurde, vor ihm ward ein Handpferd geführt, und ein Officier trug vor ihm seine Staatspique, die oben mit einer silbernen Kugel und Platte, als den Merkmaalen seines Ansehens, gezieret war. Die Köche, das Küchengeräthe, die beyden Secretäre des Weges, reiseten allemal einige Zeit vor diesem Zuge; die ersten das Essen bey des Gesandten Ankunft bereit zu haben; die andern, alle die Reisefkosten, die holländischen Waaren, die Zahl der Menschen und Pferde, die man sie zu tragen brauchte, die Menge der Meilen, die man jeden Tag zurück legte, die Namen der Wirthshäuser, und alles Merkwürdige, was auf der Reise vorgieng, aufs genaueste aufzuzeichnen. Den Köchen folgten die Bedienten, Stallknechte, und einige Träger, die einander ablöseten, alle zu Fuße. Die Pferde trugen außer ihren Reitern, jedes zweyen Kuffer, und die Matten, auf denen man die Nacht schlief, darüber gebreitet. Die Reiter saßen mit kreuzweis gelegten Füßen, oder wie es ihnen am bequemsten ist.

Weg von
Nangasacki
nach Kokura.

Der Weg durch Nangasacki ist rauh und beschwerlich, weil man immer aufwärts gehen muß. Bey dem Ausgange aus der Stadt trifft man einen Flecken an, Namens Mangom, der nicht weit von dem Orte ist, wo man die Verbrecher hinrichtet. Es bewohnen ihn nur Gerber, die in Japan das Amt der Scharfrichter verwalten. Etwa zwei Meilen weiter, gelanget man an den Flecken Urakami; fünf Meilen darüber sahen die Holländer das erstemal eine steinerne Säule, anderthalbe Tessen hoch, auf welcher die Gränzen der Bezirke von Nangasacki und Omura durch eingegrabene Schriftzüge angedeutet waren. Eine Stunde darnach langten sie im Flecken Tockiz an der Bay von Omura an. Dasselbst speiseten sie. Ob sie aber gleich ihr Essen selbst mitgebracht hatten, und sich von ihren eigenen Köchen bedienen ließen: so mußten sie doch für einige andere Erfrischungen, die sie nicht angerühret hatten, ziemlich viel bezahlen. Der Weg von Nangasacki, bis an diesen Flecken, ist sehr uneben, bergicht und steinicht, wie alles Land da herum. Zwischen den Bergen strecken sich fruchtbare Thäler, und durch den Fleiß der Einwohner sind die Berge selbst, bis an den Gipfel angebauet. Kämpfer sah auf diesem Wege nichts merkwürdigers, als das Götzenbild Dsisos, welches den Wegen und Reisenden vorsteht, und hier an neun verschiedenen Orten in Felsen gehauen war. Er sah ein anderes von eben der Art, etwan drey Fuß hoch, mit Blumen gezieret, auf einer steinernen Säule. Dieses Götzenbild hatte vor sich zweyen andere kleine Pfeiler, die oben hohl waren, daß Lampen darinnen brennen konnten, welche von der Reisenden Freygebigkeit unterhalten wurden. Nicht weit davon sah man ein Becken voll Wasser, wo sich diejenigen, welche dem Götzenbilde etwas opfern wollen, zuvor die Hände waschen müssen. Als sie zu Urakami anlangten, so erstauneten die Holländer über ein prächtiges Toori, das ist einen großen Thorweg, der nach einem Tempel des Kami führt, und den Aufenthalt dieses Götzens durch eine Aufschrift anzeigt.

Dsisos, der
japanische
Weg- und
Reisegötze.

Gezwungene
Höflichkeit
des Fürsten
von Omura.

Zu Tockiz fand der Gesandte des Fürsten von Omura Haushofmeister, der aus Ehrerbietung gegen den Kaiser, und ohne einige andere Betrachtung, wie er sich erklären ließ, ihm alle Beyhülfe zu Fortsetzung der Reise anbot. Man hielt zweyen Seiffenurs oder Lustschiffe bereit, ihn über die Bay bis Sinongi zu bringen, das nur achtzehn Meile von Tockiz ist. Diese Seiffenurs sind stark, aber sehr zierlich. Jedes hatte vierzehn Ruderer in blan und weiß gestreifte Röcke gekleidet. Auf dem Hinterteile befand sich die

die Flagge des Fürsten, mit seinem Wappen, welches eine fünfblätterichte Rose im blauen Felde war. Vor der Flagge stand das ordentliche Zeichen der obersten Macht, ein Busch zerschnittenes Papier an das Ende eines langen Stabes gebunden, neben welchem der Bugio seine Pücke stellte. Einer der Secretäre des Fürsten setzte sich auf eine Seite, und der Steuermann auf die andere. Der Bugio und der Gesandte nahmen die beyden Cajüten ein.

Kämpfer.
1691.

Den Abend langte man zu Sinongi an, nachdem man den ganzen Tag zehn Meilen zurück gelegt hatte, ob man wohl zu Lande fünfzehn von Tokiz zählt, weil man alsdenn um die Bay herum reiset. Es befindet sich sehr wenig Wasser in ihr. Sie erstreckt sich nach Westsüdwest, hat mit dem Meere durch eine kleine Enge Zusammenhang, und daher ordentliche Ebbe und Fluth. Die Holländer sahen die Stadt Omura, des Fürsten Residenz an Hafen gelegen, etwa zwei Meilen weit rechter Hand. Hinter der Stadt bemerkten sie einen Berg, der rauchte. In der Bay findet man Perlenmuscheln; vor alters sammelte man daselbst einen sehr schönen Goldsand, längst der Küsten, die ihn überschwemmet sind. Omura steht unter der großen Provinz Fisen, wie Nangasacki, Firando, Gorho, Urissigino, Sicasseri, und andere kleine Bezirke, die vormals besondere Könige hatten.

Bay und
Stadt Omura.

Man reisete den 14ten von Sinongi ab, und gieng über einen Berg, bis an die Gränze von Omura, zwei Meilen weit, wo man in den kleinen Bezirk von Urissipino kömmt. Hier kehrten zehn Leute den Weg vor den Holländern, bis an den Flecken, der diesem Bezirke den Namen giebt. Nahe bey dem Flecken, am Ufer eines kleinen Flusses, der von einem benachbarten Berge herunter fällt; trifft man warme Bäder an, die ihrer verschiedenen Tugenden wegen berühmt sind. Das ganze Gebäude ist mit Geländern von Bambus eingeschlossen, die sehr künstlich gearbeitet sind. Jedes Bad hat zween Hähne, einen zum kalten und einen zum warmen Wasser. Die Quelle ist nicht tief, aber das Wasser brauset mit so viel Gewalt hervor, und scheint so heiß zu seyn, daß kein Holländer sich unterstund, die Finger hinein zu halten. Kämpfer fand keinen Geruch und Geschmack daran, und schrieb daher alle seine Kräfte nur der Wärme zu. Aber ihn zu überzeugen, daß sich etwas außerordentlichers darinnen befände, riß ein Japaner einen Ast von einem Baume ab, und tunkte ihn hinein, worauf er ihm ein Blatt zu kauen gab, welches ihm Mund und Zunge machte, als wenn sie grün und gelb gemalt wären e).

Warme Bäder
der von Urissipino.

Drittelhalb Meile über den Bädern, gelangt man zu einem Flecken Swota, nachdem man linker Hand des Weges sehr viel Häuser gefunden hat. Die Einwohner von Swota machen eine Art großer irdener Töpfe, die statt der Tonnen dienen, das Wasser auf den Schiffen darinnen zu verwahren; die Europäer nennen Gefäße, die diesen ziemlich ähnlich sind, Martabanes, von einem indianischen Königreiche, das diesen Namen führet, wo man deren viel machet, und von daraus in ganz Indien verführet. Ein großer und schöner Fluß, der von Swota nach Morgen, durch eine weite Ebene läuft, fällt in den Meerbusen von Simabara. In diesen Flecken, wie in Urissipino auf den benachbarten Bergen, und verschiedenen andern Orten der Provinz Fisen, machet man das japanische Porcellan aus einem weißlichten Thone, der sich daselbst häufig findet.

Swota, und
andere Orter,
wo japani-
sches Porcel-
lan gemacht
wird.

Bev der Abreise von Swota mußten die Holländer über viel Flüsse setzen, deren einige schiffbar sind: sie giengen durch die Städte Narisui und Wenwaki, und legten eine

Lage-

e) A. d. 385 und vorherg. S.

Kämpfer.
1691.

Reiß von
Omura, der
dem Kaiser
vorbehalten
wird.

Weibesbilder
von sonderba-
rer Leibesge-
stalt.

Fruchtbarkeit
der Landschaft
Fisen.

Tagereise von elf Meilen, bis Ooda, zurück, wo sie die Nacht zubringen sollten. Den ganzen Tag waren sie in angenehmen und fruchtbaren Thälern, und den schönsten Feldern gezogen, die einige Schritte vom Wege mit Theebäumen besetzt waren. Diese Bäumchen sind nicht über sechs Fuß hoch, und haben ein schlechtes Ansehen, wenn sie, wie damals, ihrer Blätter beraubt sind. Die Reißfelder schienen Kämpfern schöner zu seyn, als in einigem andern Lande der Welt. Die ganze Landschaft Fisen ist ihres Ueberflusses an Reisse wegen berühmt, und man zählt dessen sechs verschiedene Arten. Der beste wächst in den Gegenden von Omura, und wird für den Kaiser nach Jeddo gebracht.

Den folgenden Tag gieng man durch Sanga, die Hauptstadt der Landschaft Fisen, um die Nacht zu Todoroki nach einer Tagereise von elf Meilen zuzubringen. Das ganze Land, wodurch dieser Weg gieng, ist flach, voll Flüsse, und Reißfelder. Die merkwürdigen Derter sind erstlich Totimarz, ein großer Flecken eine halbe Meile von Ooda.

Kämpfer sah da das erstemal Weibesbilder von Fisen, und das Schauspiel kam ihm sehr seltsam vor. Sie sind so kurz, daß man sie für junge Mädchchen ansehen sollte, aber dabey wohlgebildet, und meistens artig. Sie schminken sich, und das machet sie vol- lends zu Puppen; wenn sie verheirathet sind, so reißen sie sich die Augenbraunen aus. Eine Meile über Totimarz findet man einen andern großen Flecken, Namens Kongawar- marz. Ein trüber Fluß, welcher dadurch geht, und sich im Meere verliert, nachdem er vier oder fünf Meilen tiefer gekommen ist, zeigt hier eine sehr schöne hölzerne Brücke, und ist nie von Lustschiffen leer, die daselbst auf und abfahren. Eine viertel Meile weiter geht man durch den Flecken Utsinsin, wo man Träger und Fuhrwerk verändert, und eine halbe Meile davon durch Borack, worauf man unweit des letzteren den Krasignomas antrifft, welcher aus drey Theilen besteht; der erste dießseits eines großen Flusses, der süd- ostwärts läuft, heißt Fooknamas; der zweyte, welcher mit dem ersten durch eine Brücke hundert und fünfzig Schritte lang zusammen hängt, Jakimooramas; der dritte, Saks- nomas. In den beyden ersten sieht man Papiermühlen, und verschiedene gute Manufak- turen zu seidenen Zeugen.

Aus eben der Materie, welche die Japaner zum Papiere brauchen, ziehen sie eine Art Wolle, die Faden hat, und zu Seegeln dienet.

Noch eine viertel Meile weiter langeten die Holländer in den Vorstädten von Onsi- marz, und bald zu Sanga an, wo sich der kleine König der Landschaft Fisen aufhält. Diese Stadt ist groß und sehr bevölkert, aber mehr lang als breit. Sie hat breite und gerade Gassen, mit Canälen und Flüssen, die durch sie gehen, und in das Meer Arima, bey einer Stadt, die eben so heißt, fallen. Die Häuser sind da niedrig, und die Läden zur Zierde schwarz bekleidet. Kämpfer bewunderte hier noch mehr die kleine Gestalt und Artigkeit der Weibesbilder, die nicht sowohl lebenden Geschöpfen, als Wachsbildern ähnlich sehen, obgleich die rothe Farbe ihrer Lippen ihr Wohlbefinden beweist^{f)}. Das Feld ist viele Meilen um Sanga sehr fruchtbar, eben, und mit Flüssen oder Canälen durchwäf- fert, die eine große Menge Schleusen haben, daß man dieses so weitläufige Land auf ein- mal unter Wasser setzen kann. Daher wächst auch der Reiß hier vollkommen; Kämpfer würde dieses schöne und fruchtbare Land Medien selbst vorziehen^{g)}, wenn er es besser mit Viehe und Obstbäumen versehen gefunden hätte. Sonst ist es die größte Landschaft von Saitokf.

f) N. d. 390 G.

g) Ebendasselb.

Saitokf. Der Fürst von Fisen hat nicht weniger als vier hundert tausend Flecken oder Dörfer unter sich. Kämpfer.
1691.

Die Holländer brauchten anderthalb Stunde durch Sanga zu ziehen, ob sie gleich ziemlich geschwind giengen. Außer dem Thore, durch welches sie hinaus giengen, sahen sie eine lange Allee von Tannen, Störche auf den Bäumen, aber nicht so groß als in Europa, und verschiedene Falken, welche einige lente auf den Händen trugen, wie in Japon gebräuchlich ist. Nachdem sie durch den Flecken Sarnamarz eine Meile von Sanga, und über einige Flüsse gegangen waren: so langten sie zu Mittag in dem großen Flecken Ransacki an, der zwey Meilen von Sarnamarz ist. Die Wege waren schön, eben, und mit frischem Sande bedeckt. Vier Meilen weiter endigten sie diese Tagereise in einem andern großen Flecken Todorocki genannt, waren aber zuvor über einige Flüsse, und durch verschiedene Dörfer gegangen, davon die vornehmsten Gaddi oder Gaddi, (denn in der Aussprache der Japaner lassen sich h und f nicht wohl unterscheiden), Nittanvah und Nagabar sind. Sie waren durch ein Gehölze, voll sehr großer Fichten, gegangen, und hatten rechter Hand vier Meilen von Nagabar, das Schloß Kurume gesehen, in welchem prächtigen Gebäude der Fürst von Tsikungo sich aufhält. Unnehmlich-
keiten des Wes-
ses.

Den 10ten begaben sie sich nach Taifero, das nur eine halbe Meile von Todoroki ist. Diesen großen Flecken hatte der Kaiser seit kurzem den Fürsten von Fisen genommen, und ihn dem Herrn von Tsussima und Simababan gegeben, der bisher nichts auf dem festen Lande von Japon besessen hatte, da ihm nur zwey Inseln, Iki und Tsussima zugehörten; die nach Corea zu liegen. Von Taifno giengen sie über einige Flüsse, und durch die Dörfer Anamarz, Sarda, und Dsufanka, und hielten das Mittagsmahl zu Jamaio, welcher Ort sehr volkreich ist. Bey Dsufanka theilet sich der Weg in zweene; einer wendet sich zur rechten, nach der Seite von Kurume, und der andere zur linken, längst einigen Bergen hin, nach Sakatto zu. Nachmittage setzten sie ihren Weg in Cangos durch die Gebirge fort, über die man nicht gut zu Pferde kommen kann. Diese Fuhren, welche wie ein kleiner viereckichter Korb sind, der auf allen Seiten offen, und nur mit einem kleinen Dache auf einem Stabe bedeckt ist, sind für den Reisenden sehr unbequem. Indem man den Berg Giamitz hinauf steigt, trifft man einen kleinen Flecken ohne Namen an, dessen Einwohner alle von einem einzigen Manne hergekommen waren, der noch lebte. Kämpfer erstammte, als er sie alle wohlgebildet, und so höflich fand, als sie die beste Auf-Fuhren Cau-
gos genannt.

erziehung hätte machen können ^{b)}. Der Gang über den Berg beträgt etwa zwey Meilen, worauf man anderthalb Meile nach Utsjino hinab steigt, und daselbst wieder Pferde bekommt, den Abend zu Iz anzulangen, das an einem Flusse liegt. Kämpfer bemerkte, daß die Felder mit Theebäumen bedeckt waren. Die Einwohner, saget er, gehen mit dem Erdbreche so sparsam um, daß sie selbst diesen Bäumen nur das Aeußerste ihrer Felder eingeben. Dorf voll
Kinder eines
einzigen Va-
ters.

Den folgenden Morgen reisete man noch vor Anbruche des Tages ab, weil man dreizehn Meilen zurück legen wollte. Der Flecken Tabukro, zweene tiefe Flüsse, die nahe bey einem andern Dorfe zusammen kommen, das Kusanoffa heißt und Kufuraki, anderthalb Meile von welchem man zwey steinerne Pfeiler findet, welche die Bezirke von Tsikusen und Rokura absondern, zogen allein Kämpfers Aufmerksamkeit auf sich, bis nach Rokura selbst, wo man erst nach einer Reise von zehn Meilen anlangte. Die Holländer ruhten

Kämpfer.
1691.

Kokura.

ruhten daselbst in einem sehr schönen Gasthose aus. Die Stadt liegt in der Landschaft Buzsen. Vordem war sie reich und stark bewohnt; aber seitdem die benachbarten Gegenden unter verschiedenen Fürsten sind getheilet worden, hat sie viel von ihrem alten Glanze verloren. Ihre Länge beträgt ungefähr eine japanische Meile, und ihre Gestalt ist ein längliches Viereck. Sie besteht aus vier Theilen, einem großen Schlosse, wo der Fürst sich aufhält, und drey Städten, oder vielmehr so viel Theilen einer Stadt, die von einander abgefondert sind. Das Schloß nimmt einen großen viereckichten Platz ein, der mit Gräben und Mauern umgeben ist, und jeder Theil der Stadt hat eben die Gestalt. Die Häuser sind niedrig und klein; die Gassen breit und ordentlich. Man sieht daselbst große Wirthshäuser, viel Brathhäuser, die erhabene Heerde und Koste, wie in Deutschland haben, öffentliche Bäder und schöne Spaziergärten. Ein Fluß, der von Süden nach Norden durch die Stadt geht, sondert den dritten Theil von den beyden andern und dem Schlosse ab, worauf er ins Meer fällt. Damals waren über hundert Barken auf ihm; denn die größten Schiffe können nicht über Simonoscki hinauf. Er hat nur eine Brücke, etwa zweyhundert Schritte lang, worauf sich an jeder Seite ein eisernes Geländer, auf hölzernen, sehr schön gearbeiteten Säulen befindet.

Das Volk
beuget die
Knie vor den
Holländern.Ebene Sa-
masima.Begebenheit,
die sie be-
rühmt ma-
chen.

Hier ruheten die Holländer einige Stunden aus. Nach diesem führte man sie den Weg der Küste, sich in Kabajas oder kleine Fahrzeuge zum Uebersetzen zu begeben, die sie nach Simonoscki bringen sollten. Sie reiseten aus Kokura durch eine Menge Zuschauer, die in tiefem Stillschweigen knieten. Kämpfer will eben nicht behaupten, daß es aus Ehrfurcht für die holländische Gesandtschaft geschehen. Indessen sezet er hinzu: „so nahmen wir unsern Abschied aus der Insel Kiusju, oder wie das Volk sie nennet Nisijiro: Kumi, „das ist, das Land von Neun, weil es in neun große Provinzen eingetheilet ist. Sie heißt auch Salkotf oder das westliche Land, weil sie westwärts des großen Eilandes Nipon liegt.“ Simonoscki ist nur drey Meilen von Kokura. Diese kleine Ueberfahrt geschieht über eine Meerenge, die von einem Eylande Rikusicua und Sinosama und die Küsten der Provinz Buzsen gemacht wird, aber doch wegen großer Begebenheiten berühmt ist. Kämpfer mag sie erzählen. Zu unserer Rechten saget er, auf den Küsten der Landschaft Buzsen, unter der Gerichtsbarkeit von Kokura, sahen wir eine große grüne Ebene, mit Bäumen bepflanzt, die man Jamasima, das ist, Perleninsel nennet. Bey dieser Ebene befindet sich ein Schloß, Daiiri, wo sonst der Daiiri, ein erblicher geistlicher Kaiser herrschte. Zwischen diesem Schlosse und der benachbarten Insel, die nicht über eine viertel Meile davon ist, entdecket man einen Felsen, der sich über das Meer erhebet, nebst einem steinernen Pfeiler darauf, den die Einwohner Jorike nennen.

Dieses Denkmaal ward einem Piloten, der diesen Namen führte, zu Ehren aufgerichtet, welcher unternommen hatte, einen berühmten japanischen Kaiser, Tasto, zu führen; als selbiger die westlichen Länder zu überwältigen, und ihnen die isho im ganzen Reiche eingeführte Regierungsart aufzulegen kam. Der Pilote, Jorike, hatte diesen Fürsten der äußersten Gefahr gegen die Felsen ausgesetzt, und kam der Strafe zuvor, die er verdient zu haben glaubete, indem er sich den Bauch auf japonisch aufhieb. Eine so schöne Vergewissung zu verewigen, befahl der Kaiser, daß man ihm dieses Denkmaal aufrichten sollte. Eben dieser Felsen ist auch wegen des Todes eines kaiserlichen Kronprinzen berühmt. Segue oder

oder Feki, ein Herr von großem Muth, befand sich in einem blutigen Kriege wider Gego verwickelt. Er war so unglücklich, daß er überwunden ward, und seine ordentliche Residenz, Osacka, verlassen mußte. Sijuago, wohin er seine Zuflucht nahm, schützte ihn nicht lange. Er floh wieder, und verlor bald sein Leben. Er hatte einen Sohn, der kaum sieben Jahre alt war. Die Wärterin dieses jungen Prinzen unternahm, mit ihm über das Meer zu entfliehen: als sie aber an diesen Felsen gekommen war, und sah, daß man sie so genau verfolgte, daß es unmöglich wäre, zu entfliehen, umarmte sie den Prinzen, und warf sich vor Schmerz und Liebe mit ihm ins Meer. Man liest in der japanischen Geschichte, nachdem Fegue sein Verderben für unvermeidlich gehalten, so habe er sieben Schiffe mit Gold und Silber nach China geschickt, wo man nach seinem Tode einen prächtigen Tempel zu seinem Andenken erbauet. Die Japoner richteten auch einen zu Simonoseki auf, das Unglück des jungen Prinzen zu verewigen.

Kämpfer.
1691.

Simonoseki ist ein berühmter Hafen, am Fuße eines Berges in der Landschaft Nagasacko, welches die östlichste der großen Insel Nipon ist. Die Gestalt dieser Insel gleicht einer Kinnbacken, und sie ist durch zwei große Straßen durchschnitten, die sich von einem Ende zum andern strecken. Einer geht von Westen nach Osten, von Simonoseki an, durch Osacka und Meaco nach Jeddo, längst der Küsten. Seinerster Theil von Simonoseki bis Osacka, wird zu Wasser zurück gelegt, weil die Küsten sehr bergicht sind. Der andere Weg geht von Jeddo nach Norden und Nordost, bis an das Aeußerste der Landschaft Osiu, ungefähr vierzig Meilen lang.

Hafen Simonoseki.

Die Stadt Simonoseki enthält nicht über vierhundert oder fünfhundert Häuser, meist auf die beiden Seiten einer Gasse gebauet, die ihre ganze Länge ausmacht, und von einigen kleinen durchschnitten wird. Sie ist voll Läden, in denen man vornehmlich Lebensmittel und Vorrath für die Schiffe verkauft. Hier ist der gemeinschaftliche Hafen aller Schiffe, die von den westlichen Provinzen nach den östlichen gehen, oder daher zurück kommen. Kämpfer zählte deren über zweyhundert vor Anker, von allerley Größe. Zu Simonoseki machet man Schreibzeuger, Büchsen, Feller, und andern Hausrath, aus einem grauen und schwärzlichen Serpentinsteine, der nahe dabey bricht. Der widrige Wind hielt die Holländer den ganzen folgenden Tag daselbst zurück, und sie vertrieben sich den Nachmittag mit Besichtigung der Läden, des Tempels des Amadais, dieses jungen Prinzen, des Sohnes des Kaisers Fegue. Sie wurden von zween Beamten der Stadt dahin begleitet. Ein Tempel des

junger Priester, der sie am Thore empfing, führte sie in einen mit schwarzen Crep bezogenen Vorsaal. Der Fußboden war mit einer Tapete belegt, die mit Silber durchwirkt war, und in der Mitte desselben sah man auf einem Altare das Bild des jungen Prinzen.

„Es war ein artiges Kind, dicke, mit langen schwarzen Haaren; alle gegenwärtige Japoner neigten sich vor ihm, nach der Landesart, indem sie den Kopf bis auf die Erde beugten. Was sie da sehen.

„Jede Seite des Gemäldes zeigte Bilder anderer Prinzen, von eben dem Geblüte, in Lebensgröße, schwarz bekleidet. Der Priester, welcher die Holländer empfangen hatte,

„zündete eine Lampe an, und hielt ihnen eine Rede über diese traurige Begebenheit; nach diesem führte er sie in ein anderes großes Zimmer, welches der Gesprächsaal des Klosters

war. Der Superior hatte sich dahin begeben, sie zu empfangen; es war ein alter

„hagerer Mann, von einem sehr ernsthaften Ansehen. Er trug, wie die andern Priester, einen Rock von schwarzem Crep, mit einem silbernen Bande, das ihm, wie eine Leib-

„binde, von der rechten Achsel nach der linken Seite hinabhing. Hinter seinem Kopfe,

Kämpfer.
1691.

„zwischen den beyden Schultern hing ein anderes viereckichtes Stück von eben dem Zeuge.
„Dieses waren die Merckmaale seines Ranges und seines Ansehens. Er setzte sich auf den
„Boden; und weil er bey den Holländern nicht viel Eifer sah, sich ihm zu nähern, so stand
„er auf, um sich in einen der benachbarten Kammern zu begeben, welches kleine Zelter sind,
„die nur durch Schirme von einander abgesondert werden. Der Gesandte ließ für das
„Kloster ein Goldstück, etwan drittehalben Reichsthaler am Werthe, zurück. „

Beg von Si-
monoseti nach
Osaka.

Man reiste den 19ten nach Osacka ab. Dieser Weg beträgt hundert und sechs und
drenzig Seemeilen. Aber die Lage der Hafen, wo man einläuft, machet den Unterschied desto
größer, da man beständig große und kleine Inseln antrifft, und sehr unordentlich schiffen
muß. Die ganze Fahrt durch hatte man die große Insel Nipon zur Linken, zur Rechten
aber was zur Provinz Buisjen oder Bungo gehöret, und von da die kleine Insel und
Provinz Arradsi.

Zwo Meilen von Simonoseti sahen die Holländer bey dem Flecken Tonnora einen
großen Pallast, wo sich die Fürsten bey ihren Reisen nach Hofe aufhalten. Fünf Meilen
weiter entdeckten sie das Dorf, und berühmte Gebirge Nottosajamena. Hier erweitert
sich die Meerenge, und die Küsten von Saikotsf wenden sich zur Rechten, und machen mit
denen von Nipon eine offene und geraume Bay. Achtzehn Meilen weiter, verliert man
Saikotsf aus dem Gesichte, und bald darauf entdeckt man ein großes Eyland Jerossina
genannt. Ein wenig weiter sieht man einen hohen Berg Cassada Jamna, der zehn
Meilen von Caminoseti ist, und entdeckt in der Entfernung die hohen mit Schnee be-
deckten Berge der Provinz Ijo auf der großen Insel Tsikotsf. Noch weiter wies man
den Holländern gefährliche Klippen Ssossinecksf genannt, davon einige unter dem Wasser
sind, andere hervorragen. Nach diesem kamen sie in eine Enge, die Nipon von einer an-
dern Insel absondert. Wie sie durchgefahren waren, so ließen sie zur Linken ein Dorf No-
riszu genannt, auf Nipon gelegen, und rechter Hand ein anderes Caminoseti, wel-
ches seinen Namen auch der zweyten Insel ertheilet. Ein hölzerner Leuchthurm, auf einem
Felsen, dem Hafen gegen über, trägt eine Laterne, die man bey Nacht zur Sicherheit der
Schiffahrt anzündet. Kämpfer bemerkt hier, daß das Meer zwischen Simonoseti
und Caminoseti, den Namen Survonada, das ist Hafen von Sirvo führet, weil
es vornehmlich die Küsten der Landschaft Sirvo beneget.

Caminoseti.

Osino Ca-
miro.

Von Caminoseti waren noch vier Meilen bis Osino Camiro, wo man gegen acht
Uhr des Abends ankerte, und diesen Tag fünf und vierzig japonische Seemeilen zurück ge-
legt hatte. Osino Camiro besteht aus mehr als vierhundert Häusern, deren einige wohl
gebauet sind. Es liegt auf den Küsten von Uki, in der Tiefe eines mit Bergen umgebenen
Hafens. Man nennet es Osino; Niedrig, um es von Okino Camiro oder Hoch
Camiro, auf eben der Küste unweit davon zu unterscheiden. Den Dienstag war den
ganzen Morgen Windstille, daß man sich nur mit Rudern forthelfen mußte. Man gieng
vor Okino Camiro vorbei, wo etwan vierzig Häuser sind, die auf dem östlichsten Ende
einer kleinen sehr fruchtbaren Insel liegen, deren Hügel und Berge bis an die Gipfel an-
gebauet sind. Die Insel Tsiwa zeigt sich folgendes zur Linken mit einem sehr guten Hafen,
der wie ein halber Zirkel gebildet ist, auf der südlichen Küste: ihn fassen etwan zwanzig
Häuser ein. Den Nachmittag sah man Camogari auf den Küsten von Uki; gegen Abend
ließ man in den berühmten Hafen Mitare ein, und hatte den Tag acht und vierzig See-
meilen zwischen vielen Inseln zurück gelegt, die theils fruchtbar und angebauet, meistens
aber

Insel Tsiwa
und ihr Ha-
fen.

aber unfruchtbar und wüste waren, und selbst aus Felsen bestunden. Rechter Hand hatte man die Landschaft Ijo auf der Insel Tsikoko, und auf der andern Seite die Landschaft Aki auf Nipo. Die höchsten Berge beyder Provinzen waren mit Schnee bedeckt.

Kämpfer.
1691.

Den 21sten lichtete man die Anker mit Anfange des Tages, und Kämpfer beobachtete, daß die Küsten des Eylandes Tsikoko, sich um die von Nipo so nahe ziehen, daß sie eine Meerenge machen, die hier und da nur eine japanische Meile breit ist. Zwo Meilen über Mitare sah man Ksurissima, einen nicht sehr beträchtlichen Ort, auf der Spitze des Eylandes Tsikoko. Dasselbst hält sich der Herr von Furesima in Aki auf, der auch neun kleine benachbarte Inseln besitzt. Zwo oder drey Meilen weiter, gieng man vor der Stadt Inabari vorbei, deren Schloß ein prächtiges Gebäude mit vielen hohen Thürmen gezieret ist, wo sich ordentlich der Sijromottosano, Sohn des Fürsten von Kijotuni aufhält, welcher des Kaisers Tochter geheirathet hatte. Man legte noch fünf Meilen zurück, und gelangte an die Einfahrt einer sehr schmalen Enge, die linker Hand einen Flecken Sanguri, unten an zweyen Gebirgen zeigt, der seiner Salzquellen wegen berühmt ist. Viele andere kleine Flecken an den Küsten werden nur von Fischern bewohnt. Eine Meile über Sanguri trifft man eine Batterie an, die so niedrig als das Wasser ist, welche die Ueberfahrt desto besser bestreicht, da sich alle Fahrzeuge ihr bis auf einen Pistolenschuß nähern müssen. Einige Meilen weiter sieht man linker Hand den Flecken Iwangi, aber das Land ist vom Meere so unterbrochen, daß man nicht ausmachen kann, ob es zum Eylande Nipon, oder einem andern gehöret. Unweit davon sieht man einen Tempel auf einer angenehmen Höhe, mit einem Vorthore auf dem Ufer, die Vorbeygehenden zu belehren, daß eine lange Treppe, die darauf folget, den Zugang zu einem heiligen Gebäude ausmachtet. Noch weiter fährt man zwischen hohen und steilen Bergen, an welchen unten verschiedene gute Hafen, und viel Dörfer liegen. Rechter Hand zeigt sich auf einer Insel der große Flecken Swoja, der seines Salzes wegen berühmt ist, und dabey Iugi oder Ige, den nur reiche Privatpersonen, bewohnen.

Herr von Furesima und seine Länder.

Batterie, die eine sehr enge Durchfahrt bestreicht.

Weiter giengen die Holländer vor einer kleinen Insel vorbei, die ihrer Gestalt wegen merkwürdig ist; denn sie sieht wie eine hohe Pyramide aus. Rechter Hand des Schiffes begränzte nichts auf dem Meere die Aussicht. Ein großer Meerbusen strecket sich hier zwischen Iko und Sanecki, den beyden nördlichsten Landschaften der Insel Tsikoko, und vertieft sich so weit, daß man das Ende nicht sieht. Auf der andern Seite zeigt das große Eyland Nipon verschiedene Flecken. In einiger Entfernung kann man in den berühmten Hafen Tomu, bey dem sich ein Städtchen Bingono Tomu, zum Unterschiede eines Fleckens, der eben den Namen führet, so genannt, befindet. Es liegt auf einer Höhe am Fuße des Berges, in der Landschaft Bingono, die zur Insel Nipon gehöret, und stellet einen halben Kreis vor. Man machet dasselbst sehr feine Matten, und Fußtapeten, die in andere Landschaften verführet werden. Außer einem schönen Kloster, das sich hinter dem Städtchen zeigt, bemerkt man in einiger Entfernung einen berühmten Tempel des Götzen Abuto, dem man eine Menge Wunderheilungen, und die Macht günstigen Wind zur Schiffahrt zu verleihen beyleget. Die Matrosen und Reisenden befestigen einiges Geld auf ein Brett, und werfen es ins Wasser, und der Priester versichert, dieses Opfer komme allemal richtig ans Ufer in seine Hände. Indessen kömmt er doch um besserer Sicherheit willen, in einem Schiffchen, und fordert diese Abgabe von allen Schiffen ein, die vor dem

Insel, wie eine Pyramide gestaltet.

Tempel des Götzen Abuto.

Tempel

Kämpfer. Tempel vorbei segeln. Gegenüber entdeckt man ein Eyland voll großer Bäume, mit denen auch die meisten benachbarten Berge bedeckt sind.

**Höhle, wo
Kobodais an-
gebetet wird.**

Sieben Meilen von Tomu ankerte man, gegen Abend zu Sigraisi, welcher Hafen in einer kleinen Insel am Aeußersten eines angenehmen und wohlgebauten Thales liegt. Man betet daselbst den Götzen Kobodais in einer Höhle oben auf dem Berge an. Diesen Tag hatte man achtzehn Seemeilen nach Ost und Nordost zurück gelegt. Den 22sten waren sie noch sieben zwischen verschiedenen kleinen Inseln gesegelt, als man sich vor Sijmossi oder Sijmozui, einer Stadt in der Landschaft Bitgu, am Fuße eines angebauten Berges aufhielt, wobey ein Schloß Sirvos und ein kleiner Flecken liegen. Ziemlich nahe dabey sah man das Eyland Tsusi Jamma, gegen welches man gerade zu segelte, den Weg nach Osten zu nehmen. Hier fängt das Meer an sich einzuziehen, weil sich die Küsten von Nipon und Tsikoko einander nähern. Linker Hand auf den Küsten von Bitesu sieht man einen großen Hafen, der gegen die Südwinde offen ist, und auf jeder Seite einen Flecken an seinen Ufern hat. Acht Meilen weiter auf eben der Küste nach Norden, findet man den großen und schönen Flecken Sigmodo oder Usimano, den eine Schanze beschützt: sieben Meilen weiter das Schloß Ako, dessen weiße Mauern und hohen Thürme, nebst der Stadt eben dieses Namens dahinter, sehr artig aussehen. Die benachbarten Küsten zeigen nur Felsen. Drey Meilen von Ako trifft man einen berühmten Hafen Muru an, den ein Berg, welcher sich nach Westen erstreckt, sehr sicher macht. Ein guter Theil des Hafens ist mit einer dicken Mauer von gehauenen Steinen umgeben. Die Stadt ist längst dieser Mauer gebauet, in einer angenehmen und bequemen Lage, und gehöret zur Landschaft Bisen. Sie besteht in einer langen Gasse, die sich in einem halben Zirkel längst des Ufers wendet, und in einigen andern, die sich nach dem Berge zu strecken. Außer den Lebensmitteln, die man daselbst in Menge verkauft, ist sie wegen einer Manufactur von Pferdehäuten berühmt, die man daselbst nach russischer Art gerbet, und die Farben durch verschiedene Arten Firnisse erhebet. Die benachbarten Berge sind bis an die Gipfel angebauet. Ein Holz hinter der Stadt machet die Aussicht sehr angenehm, nicht nur wegen seiner grünen Farbe, sondern auch wegen einiger runden Bollwerke, mit denen es umgeben ist, und vieler schönen Gebäude, wo sich Officirer und Soldaten aufhalten. Der Hügel, auf welchem das Gehölz und die Schanze liegen, hängt mit der Stadt durch einen kleinen Erdstrich zusammen, aber Mauern und Thore verhindern, aus einem ins andere zu kommen. Die Holländer stiegen mit einigen Japanern zu Muru aus. Man führte sie durch eines Kaufmanns Haus in die große Gasse, und von dar zu einem Bader, wo sie die Freiheit hatten, sich zu erfrischen. Bey ihrer Rückkehr fanden sie die Gassen voll Zuschauer, welche ohne das geringste Geräusch auf die Knie fielen, und sie also noch ungewiß ließen, ob es eine Ehrenbezeugung für ihre Nation wäre.

**Verschiedene
merkwürdige
Orter auf
der Küste
von Nipon.**

Sie lichteten die Anker den 23sten, und ließen den ganzen Tag hinter einander. Linker Hand auf den Küsten von Nipon verschiedene Orter, die Kämpfers Aufmerksamkeit auf sich zogen. Abosi ist eine Stadt, welche von einigen Festungen vertheidiget wird, ein großes kaiserliches Magazin enthält, und im Namen des Kaisers regieret wird. Ein Aufseher nimmt daselbst die Einkünfte des Monarchen ein. Sie liegt in dem Lande des Fürsten von Fariina. Simessi oder Simedsi ist eine andere kleine Stadt, mit einem kostbaren Schlosse. Die Küsten um diese beyden Plätze sind voll Klippen und Sandbänke. Takasango oder Takosani, ist noch ein Städtchen sieben Meilen von Muru, welches eine

eine große Ebene unter sich hat, zu der es den Eingang eröffnet. Diese Ebene erstreckt sich sieben Meilen in das Innere des Landes, und fünf längst der Küsten. **Ukasi**, welches sie begränzet, ist eine offene Stadt, um die sich eine große Menge Spaziergänge von Bäumen befinden; sie ist ihrer Manufacturen von Catables wegen berühmt. Dieses sind Frauenzimmerröcke von häusnem Zeuge. Durch die Bäume entdeckt man dahinter ein Schloß mit viereckichten drey Stockwerk hohen Thürmen, in dessen Mitte der Pallast eines Bugio des Fürsten von **Satima** ist. Auf beyden Seiten der Stadt ist das Ufer mit vielen großen Flecken bedeckt, welche meistens von Fischern und Leuten bewohnt werden, die das Salz aus dem Meerwasser sieden. Bey **Ukasi** kamen die Holländer in eine Enge, welche von den Küsten von **Nipon**, und einer ziemlich großen Insel gemacht wurden, darauf sie verschiedene Flecken und Tempel sahen. Weiter erblickten sie die Flecken **Jamatra**, **Saromi** und **Sivoja**, die von Fischern und Handwerkern bewohnt sind; noch etwas weiter **Summa**, oder vielmehr drey Flecken, die unter diesem Namen begriffen werden. Bey den alten innerlichen Kriegen in Japon vertheidigten sich einige Anhänger des Kaisers **Sete** viele Jahre in diesem Plage. Nach **Summa** folget der Flecken **Cammagu Sagassi** von drey bis vier hundert Häusern, und alsdenn die Stadt und der Hafen **Fiogo**, in der Landschaft **Setz**, fünf Meilen von **Ukasi**. Südwärts von der Meerseite bedeckt den Hafen ein Damm von Sande, der sich etwan zwey tausend Schritte nach Osten erstreckt. Er hat unsägliche Summen, und das Leben vieler Menschen gekostet. Weil Wellen und Stürme ihn verschiedenemal zerstörten: so verzweifelte man, ihn zur Vollkommenheit zu bringen: aber wenn man den japanischen Geschichten glauben darf, so ließ sich ein Held lebendig unter den Grund des Werkes begraben, den Zorn der Meergötter zu stillen. Manche theilen diesen Ruhm unter dreyßig Männer, die sich dergestalt dem gemeinen Besten aufgeopfert hätten. Der Hafen **Fiogo** ist nur nach Osten offen, und selbst von dieser Seite zum Theile durch die Küsten der Landschaft **Setz** bedeckt. Dieß ist der letzte, der einige Aufmerksamkeit zwischen **Simonoscki** und **Osacka** verdienet. **Kämpfer** zählte daselbst wenigstens dreyhundert Barken vor Anker. Die Stadt hat kein Schloß, aber sie ist fast so groß, als **Nangasacki**, und liegt in einem halben Kreise um den Hafen. Dahinter zeigt sich ein Berg voll reicher Goldgruben, aber ohne Bäume.

Kämpfer.
1691.

Hafen Fiogo.

Wie er vol-
lendet wor-
den.

Sonnabends den 24ten des Hornungs verließen sie ihre große Barke, die sie nicht bis an den Hafen von **Osacka** führen konnten, weil er nicht tief genug ist. Sie mieteten vier kleine Fahrzeuge, in welche sie sich nebst ihrem Geräthe begaben. Unter verschiedenen ähnlichen Städten auf der Küste von **Nipon** unterscheidet **Kämpfer** **Amangasaki** und **Sakai**. drey Meilen von **Osacka**, und die kaiserliche Stadt **Sakai**, die sich Südöstlich zeigt, wenn man in den Fluß kömmt. Nach zurück gelegten zehn Meilen von **Fiogo** bis an die Mündung des Flusses **Osacka**, giengen die vier Fahrzeuge in den schiffbaren Arm, nach Ost-südost. Zwo prächtige Barken erwarteten den Gesandten, und brachten ihn, durch verschiedene Flecken, die an den Ufern liegen, bis an die Vorstädte von **Osacka**, und in die Stadt selbst. Sie ist von den Vorstädten durch zwey befestigte Wachhäuser abgesondert, eines an jeder Seite des Flusses. Man ließ die Holländer unter sechs schönen hölzernen Brücken durch gehen; und als sie endlich die Erlaubniß aus Land zu treten erhielten, kamen sie in eine sehr enge Gasse, durch welche sie nach dem ordentlichen Wohnplage ihrer Nation in einem Winkel, der auf die größte Gasse der Stadt sieht, geführt wurden.

Einzug in
Osacka.

Die Holländer besuchen den Befehlshaber. Beschreibung von Osacka. Fluß Jodogawa. Schönheit seiner Ufer; der Brücken. Gassen und Häuser zu Osacka. Japonischer Hausrath. Schloß zu Osacka. Drey Schlößer, eines in dem andern. Reichthümer und Annehmlichkeiten von Osacka. Weg von Osacka nach Meaco.

Thee von Utsi, der beste in Japon. Beschreibung von Meaco. Pallast des Dairi. Handlung zu Meaco. Kaiserlicher Tempel Fugania. Tempel, wo die kaiserlichen Namen verwahrt werden. Tempel der Blumen. Tempel der Daiboden. Das Götzenbild.

Der holländische Gesandte langete mit seinem Gefolge gegen zwey Uhr Nachmittages an gedachtem Orte an. Man gab ihm sogleich Zimmer, die nach dem Landesgebrauche mit Schirmen abgesondert waren. Ihre Vollmächter, welche sie an die beyden Befehlshaber der Stadt mit einigen Geschenken sendeten, um die Freyheit ihnen aufzuwarten, zu erhalten, meldeten bald, ein Befehlshaber, Nossi Kemono Cami wäre nach Hofe gegangen, wegen der Sachen, die seine Verwaltung beträfen, Rechenschaft zu geben, und der zweyte Orgiri-Tassarō-Cami, habe diese Geschäfte, und ersuche den Gesandten, solche bis morgen zu versparen.

Die Holländer besuchen den Befehlshaber.

Den 17ten des Hornungs Sonntags, ward er wirklich mit seiner Begleitung zur Audienz geführt. Als sie nach dem Pallaste, welcher am Aeußersten der Stadt, in einem großen viereckichten Plage ist, kamen, ließ man jeden Holländer einen seidenen japanischen Mantel um nehmen, welches die japanische Ceremonienkleidung ist. Sie giengen dreyßig Schritte weit, bis in den Wachsaal, wo zweene Edelleute sie des Befehlshabers wegen empfingen. Vier Soldaten stunden linker Hand der Thüre Wache, und noch weiter saßen acht Officier auf ihren Fersen. Die Mauer rechter Hand war mit aufgehentem Gewehre versehen, das sich in guter Ordnung befand. Kämpfer zählte funfzehn Helleparden auf einer Seite, neunzehn Piken auf der andern, und zwanzig Lanzen in der Mitte. Vier andere Zimmer, durch welche man den Gesandten führte, hatten ebenfalls keine andere Zierath, als Krieße, Säbel, Schwerdter, und einiges Schießgewehr, in kostbaren schwarzen und lakirten Futteralen. Endlich wurden die Holländer von zween Secretären des Befehlshabers im Audienzsaale sehr höflich empfangen, und mit Thee, bis zur Ankunft derselben bewirthet. Er kam in Begleitung zweener Söhne, und setzte sich, zehn Schritte weit in ein anderes Zimmer, welches er nach der Seite des Audienzsaales öffnete, indem er drey Fenstergitter wegschob, und durch die Fenster redete. Es war ein Mann von vierzig Jahren, von mittlerer Größe, aber einem männlichen Ansehen, höflich, und sprach mit viel Leutseligkeit und Sittsamkeit. Seine Kleidung war ganz schlecht, ohne weitere Unterscheidungszeichen, als einen grauen Ceremonienrock über die ordentliche Kleidung. Die Unterredung enthielt eben so wenig merkwürdiges. Man redete von der Witterung, die ziemlich kalt war, der Länge der Reise, dem Glücke, vor dem Kaiser gelassen zu werden, und dem Vorzuge der Holländer, welchen diese Gnade vor allen Völkern der Welt allein verstatet würde. Nach Ueberreichung der Geschenke kehrten sie eben den Weg zurück. Einige Tage, die sie nöthig hatten, sich ihre Pässe geben zu lassen, und andere Zubereitungen zu machen, gaben ihnen Zeit, das Schloß nebst verschiedenen Theilen von der Stadt zu besehen, davon Kämpfer die Beschreibung mittheilet.

Osacka,

Osacka, saget er, ist eine von den fünf großen kaiserlichen Städten. Sie liegt so angenehm, als bequem, in der Landschaft Setzu, in einer fruchtbaren Ebene an den Ufern eines schiffbaren Flusses, fünf und dreyßig Grad funfzig Minuten nördlicher Breite. Ihre Länge von Westen nach Osten, das ist, von den Vorstädten bis ans Schloß, ist etwa vier tausend gemeine Schritte, und die Breite ein wenig geringer. Der Fluß Jodo-gava läuft nordwärts der Stadt, von Osten nach Westen, und fällt in das benachbarte Meer. Er bringt den Einwohnern von Osacka unsägliche Reichthümer zu. Seine Quelle ist nur anderthalb Tagereisen nach Nordost, wo sie aus einer See heraus geht, der im Mittel der Insel in der Landschaft Vonni ist, und den, wie die Japaner erzählen, ein Erdbeben innerhalb einer Nacht hervor gebracht hat. Er geht aus diesem See bey dem Flecken Tsinatofas, wo er eine doppelte prächtige Brücke hat; die Brücke ist doppel, weil eine kleine Insel daselbst eine Theilung machet. Nachgehends läuft er bey den Städten Udsi und Jodo vorbei, da ihm die letzte ihren Namen giebt. Von dar setzt er seinen Weg nach Osacka fort, theilet sich daselbst in zween Arme, deren einer in die Stadt, der andere gerade ins Meer geht. Diese Verminderung wird ihm durch zween andere Flüsse Jomattagava und Giranogava ersetzt, welche gleich vor der Stadt in den Arm, der durch geht, fallen; es geschieht nordwärts des Schlosses, und sie haben schöne Brücken. Nachdem alles dieses vereinigte Wasser den dritten Theil des Schlosses benetzt hat: so führet ein großer Canal etwas davon in die südliche Abtheilung der Stadt, welche die größte ist, und die reichsten Einwohner hat. Man hat verschiedene kleine Canäle gemacht, die in die vornehmsten Gassen gehen, und noch andere, die das Wasser in den großen zurück bringen. Sie sind tief genug für kleine Barken, welche den Einwohnern, was sie nöthig haben, vor das Haus bringen. Kämpfer bewunderte die Ordnung dieser Menge von Canälen, über welche man viele, und manchmal sehr schöne Brücken gebauet hat. Etwas unter dem großen Canale, strömet ein anderer, aber nicht schiffbarer Arm des Flusses, sehr schnell nach Westen, und begiebt sich ins Meer von Osacka. Der vornehmste Strom aber, der zwischen diesem Arme und dem Canale bleibt, setzt seinen Lauf in der Stadt fort, und wendet sich am Ende derselben nach Westen, die Vorstädte und benachbarten Flecken zu benetzen. Nachgehends theilet er sich in verschiedene Arme, und fällt durch mehr als eine Mündung ins Meer.

Kämpfer.
1691.Beschreibung
von Osacka.Fluß Jodo-
gava.

Dieser Fluß ist schmal, aber seiner Tiefe wegen bequem zu schiffen. Von seiner Mündung bis an die Stadt, und weiter hinauf, ist er beständig mit hinauf oder herabfahrenden Barken bedeckt; manche führen Waaren, andere Fürsten und Herren des Reiches. Seine Ufer sind an beyden Seiten mit Stufen von gehauenen Steinen versehen, die beständige Treppen machen, daß man überall aussteigen kann. Alle diese Brücken, die nicht über drey oder vier hundert Schritte von einander entfernt sind, bestehen aus dem schönsten Eberholz, und haben Geländer mit messingenen Kugeln. Kämpfer zählte deren zehn, die ihrer Länge und Schönheit wegen merkwürdig waren. Die erste und weiteste nach Osten, in der größten Breite des Flusses, ist sechzig Klaftern lang, und wird von dreyßig Bogen unterstüzet. Die zweyte ist ihr in allen Verhältnissen ähnlich, die dritte, über beyde Arme des Flusses, wo er sich theilet, hat hundert und funfzig Schritte Länge, die andern sind kürzer, weil der Fluß schmaler wird.

Schönheit
seiner Ufer.Schönheit
der Brücken.

Die meisten Gassen von Osacka sind enge, aber so ordentlich, daß sie einander recht winkliche durchkreuzen, den Theil der Stadt auf der Meerseite ausgenommen, wo sie sich

Gassen und
Häuser zu
nach Osacka.

Kämpfer.
1691.

Japanischer
Hausrath.

Schloß zu
Osacka.

Drey Schloß-
fer eines in
dem andern.

nach den verschiedenen Armen des Flusses richten. Sie sind reinlich, ohne anderes Pflaster, als einen kleinen Weg von gehauenen Steinen, längst den Häusern, für die Fußgänger. Die Enden jeder Gasse werden des Nachts durch gute Thore verschlossen. Auch zeigt jede Gasse an einem umschlossenen Orte alle Werkzeuge, den Fortgang eines Brandes zu verhindern, nebst einem Brunnen. Die Häuser haben nach den Grundgesetzen des Landes, nur zwey Stockwerke, jedes anderthalbe oder zwey Klaftern hoch. Sie sind von Holz, Kalk und Thone gebauet. Jede Facade zeigt die Thüre und einen Laden für Kaufleute, oder eine Werkstatt für Handwerker. Von oben jedes Ladens oder jeder Werkstatt, hängt ein Stück schwarzes Tuch herunter zur Erde, oder zur Beschirmung vor dem Wetter; man hängt daselbst auch Proben von dem aus, was im Hause gemacht, oder verkauft wird. Bey gemeinen Häusern ist das Dach platt, und nur mit Schindeln oder Holzspähnen bedeckt, aber bey vornehmen mit schwarzem Zeuge überzogen, der mit Kalk geleinert ist. In allen japanischen Häusern zeigt sich eine Keinlichkeit, die Fremde in Verwunderung setzt. Sie haben weder Tische noch Stühle, und nichts, das dem europäischen Hausrath gleichet. Treppen, Geländer und Einfassungen sind lackirt. Der Boden ist mit Matten und Tapeten bedeckt. Die Zimmer sind nur durch Schirme von einander getrennt, die man nur wegnehmen darf, aus verschiedenen ein einziges zu machen, wie man eben so leicht eines in viele theilet. Die Mauern sind mit stark glänzendem Papiere überzogen, da die Figuren silberne Blumen vorstellen, aber einige Zoll unter der Decke, sind sie ordentlich mit einem orangefarbenen Thone überzogen, den man bey der Stadt gräbt, und seiner Schönheit wegen, in andere Provinzen verführet. Die Matten, Thüren und Schirme, sind alle von einer Größe, eine Klafter lang, und halb so breit. Man bauet auch die Häuser und Zimmer nach der Rechnung auf so und so viel Matten.

Am Aeußersten der Stadt, gegen Nordost sieht man in einer großen Ebene das berühmte Schloß zu Osacka, das der Kaiser Takom gebauet hat. Im ganzen Reiche zieht man ihm nur das Schloß Fingo an Größe, Pracht und Stärke vor. Es ist vier-eckicht. Man kann nur in einer Stunde ganz herum gehen. Nordwärts wird es vom Flusse Jedogawa beschützt, der an seiner Mauer hinfließt, nachdem er die beyden andern Flüsse in sich genommen hat; und obwohl alles dieses Wasser zusammen schon einen ansehnlichen Canal ausfüllte, so hat man ihn doch noch erweitert. Ostwärts geht der Fluß Kasijvarigawa, ehe er in jenen fällt, an den Mauern hin. Darüber, dem Schlosse gegen über, entdeckt man einen großen Garten, der dazu gehöret. Die Enden südwärts und westwärts sind von der Stadt begränzet. Kämpfer glaubet, man könne, ohne der Sache zu viel zu thun, den äußern Wiederlagen der Mauer sieben Klafter Dicke zueignen. Diese Wiederlagen halten eine hohe und dicke Mauer, mit gehauenen Steinen eingefast, auf der man einen Spaziergang, von Federn oder Tannen, sieht. Die Holländer sahen nur ein kleines enges Thor, mit einem Brückchen, um ins Schloß zu kommen, und Kämpfer bekam die Erlaubniß nicht, seine Beobachtungen weiter zu treiben: aber seine Wegweiser meldeten ihm einige andere sonderbare Merkwürdigkeiten. Wenn man durch die erste Mauer ist: so findet man ein anderes Schloß, kleiner als jenes, aber von eben der Bauart, und diesem folget das dritte, in der Mitte des ganzen Gebäudes, dessen Winkel mit schönen Thürmen, viele Stockwerke hoch gezieret sind. In diesem dritten Schlosse, welches auch das höchste ist, sieht

k) Eine japanische Münze. i) Fünf Klaftern lang, und so dicke. h) Weil man, sagt der Verfasser,

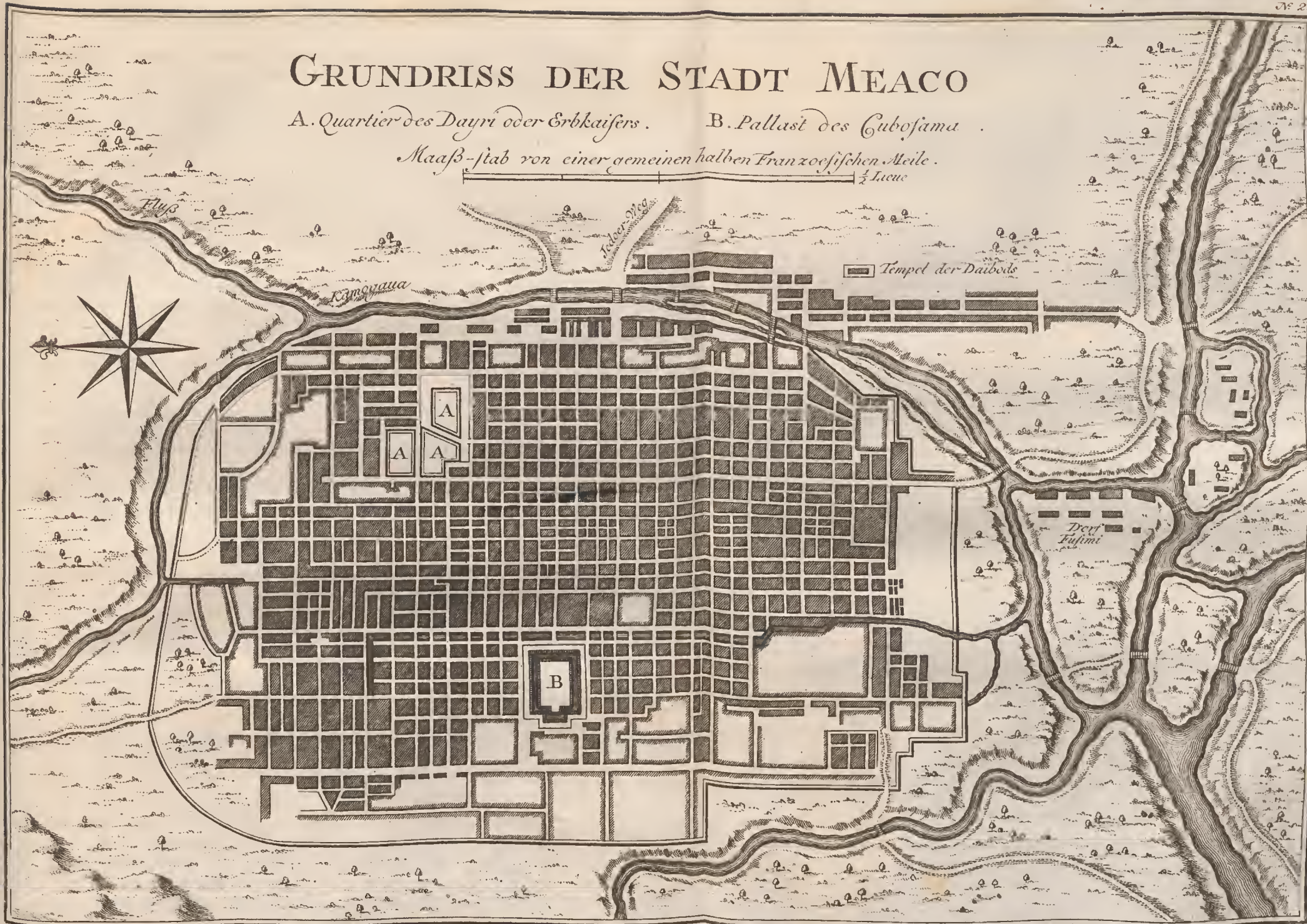
GRUNDRISS DER STADT MEACO

A. Quartier des Dayri oder Erbkaisers.

B. Pallast des Cubosama.

Maaß-stab von einer gemeinen halben Franzoesischen Meile.

$\frac{1}{2}$ Lieue



1891 - 1892



sieht man einen prächtigen Thurm, dessen höchstes Dach zwei seltsame Fischgestalten trägt, die statt der Schuppen, mit vollkommen polirten goldenen Uhangs *h)* bedeckt sind. Das Thor, das zum zweyten Schlosse führet, zeigt einen schwarzen polirten Stein, der zur Mauer gehört, und so erstaunlich groß ist, daß man ihn im Lande für ein Wunder ansieht *i)*. Der Kaiser hält hier stets eine starke Besatzung. Zweien der vornehmsten Herren des Reiches commandiren daselbst wechselsweise, jeder drey Jahre. Wenn einer dahin kommt, sein Amt anzutreten: so muß der andere sogleich nach Hofe gehen, Rechnung zu geben. Sie sehen einander bey dieser Ablösung nicht, und der Abreisende läßt dem Ankommenden in seinem Zimmer seine Verordnung schriftlich *k)*. Mit dem Befehlshaber in Osacka haben sie nichts zu thun; sie sind aber von höhern Range.

Kämpfer.
1691.

Die Stadt Osacka muß ungemein volkreich seyn, wenn nach der Japaner Berichte, nur aus ihren Einwohnern ein Kriegsheer von achtzigtausend Mann kann aufgebracht werden. Ihre Lage ist zur Handlung zu Wasser und zu Lande gleich vortheilhaft, und sie ist daher die größte Handelsstadt in Japan, voll reicher Kaufleute, Handwerker und Künstler. Lebensmittel, was zur Pracht und zur Ergözung dienet, sind daselbst in gutem Kaufe. Die Japaner nennen sie auch, den Schauplatz des Vergnügens. Sie begeben sich aus dem ganzen Reiche dahin, das Ueberflüssige ihres Vermögens daselbst mit Lust zu verthun. Alle Fürsten und Herren, welche Länder in Westen besitzen, haben ihre Häuser in dieser Stadt, ob sie sich wohl nicht länger als eine Nacht daselbst aufhalten dürfen. Das Trinkwasser ist ein wenig salzig, aber man brauet in den benachbarten Dörfern den besten Saki in Japan.

Reichthümer
und Annehmlichkeiten von
Osacka.

Die Holländer reiseten den 28sten des Hornungs von Osacka nach Meaco, welches nur dreyzehn Meilen entfernt ist. Sie hatten zu dieser Reise vierzig Pferde, und soviel Lastträger gemiethet. Sie giengen auf einer Brücke über den Fluß, die der Kiobas heißt, und gleich unter dem Schlosse ist, worauf sie eine Meile in sehr feuchten Reißfeldern zurück legten, über einem niedrigen Damme, der längst des Jodogavan hingehet, und mit viel Tsanadils bepflanzt ist. Diese Bäume wachsen so hoch, als unsere Eichen. Ihre Rinde ist rauch. Sie waren damals ohne Blätter, aber des Winters ungeachtet, waren ihre Aeste mit einer gelben Frucht beladen, aus welcher die Einwohner Del ziehen. Dieses ganze Land ist außerordentlich volkreich. Die Flecken sind so zahlreich und nahe beisammen, daß sie auf der großen Straße, gleichsam eine zusammen hängende Gasse, bis Meaco ausmachen. Immitz, Moriguis, wo man die beste Zimmetrinde zubereitet, Sadda und Defudsi trifft man zuerst an; alsdenn Firacatta, das auch fünfhundert Häuser hat, fünf Meilen von Osacka. Auf dem ganzen Wege erkennt man die Wirthshäuser und öffentlichen Häuser, leicht an den geschminkten Weibesbildern, die sich an der Thüre befinden, und die Reisenden ersuchen, hineinzugehen. Nachmittags gingen die Holländer durch die Flecken Sakuma und Kasimocto, und von dar nach Jodo, einem Städtchen, das wegen seiner schönen Gebäude und seines guten Wassers berühmt ist. Die Vorstadt ist eine lange Gasse, durch welche man zu einer prächtigen hölzernen Brücke kömmt, die vierhundert Schritte lang ist, und auf vierzig Bogen ruhet, auch Geländer mit messingenen Kugeln hat. Die Gassen in Jodo sind sehr gerade; das Schloß auf der westlichen Seite der Stadt ist von Ziegeln gebauet, mitten im Flusse. Seine prächtigen Thürme geben ihm ein schönes Ansehen.

Weg von
Osacka nach
Meaco.

U u u 3

Ein
die Schätze des Kaisers, besonders die Einkünfte der westlichen Provinzen, daselbst sammlet und verwahret.

Kämpfer.
1691.

Ein Fürst, Fondaisiono, hält sich daselbst auf. Bey dem Ausgange aus Jodo kommt man wieder über eine Brücke von zweyhundert Schritten, auf zwanzig Bogen, dadurch die Stadt von einer andern Vorstadt abgesondert wird. Rechter Hand läßt man auf der andern Seite des Flusses einen großen Flecken, Udsi, der wegen seines vortrefflichen Thees, welcher daselbst wächst, und nur für den Kaiser aufbehalten wird, berühmt ist. Zwei Stunden Weges brachten die Holländer nach einer kleinen offenen Stadt, Fusijini, deren vornehmste Gasse sich bis Neaco erstreckt, daß man sie für eine Vorstadt der letztern ansehen könnte.

Besondere
Bettler.

Man hatte gleich den ersten Tag des Monates, den die Japaner Tsitarz nennen, und ihn als einen Festtag mit Besuchung der Tempel, Spaziergängen, und andern Ergötzlichungen feyern. Die Gasse, in welcher die Holländer vier ganzer Stunden blieben, ehe sie in ihr Gasthaus zu Neaco gelangten, wies ihnen überall eine Menge Einwohner, die frische Luft schöpften, und sich zu ergötzen suchten. Die Weibesbilder waren wohl angekleidet, mit Röcken von mancherley Farben, nach der Mode zu Neaco, seidene purpurfarbene Schleyer auf der Stirne, und große Strohhüte zum Schirme vor der Sonnenhitze. Man sah besondere Bettler, auf eine närrische Art gekleidet, oder lächerlich maskirt. Einige giengen auf eisernen Stelzen, andere trugen auf den Köpfen große Töpfe mit grünen Bäumen, andere schlugen auf Glöckchen. Verschiedene Pickelhäringe ergötzen das Volk in offenen Läden. Die Tempel auf den Anhöhen waren mit unzähligen Lampen erleuchtet. Die Priester schlugen auf Glocken mit hölzernen Hämmern, und erregten dadurch ein Geräusch, das sehr weit schallte. Kämpfer bemerkte in einem Tempel an der Gasse, auf einem Altare einen großen weißen Hund. Man sagte ihm, der Tempel sey dem Hundepatron geheiligt. Endlich stiegen die Holländer um sechs Uhr des Abends in dem Gasthause, das ihrer Nation zugehöret, ab, und ließen ihre Ankunft den vornehmsten Beamten zu Neaco melden, damit sich diese vorbereiten könnten, ihre Geschenke anzunehmen.

Kleine Demüthigung
für die Holländer.

Den folgenden Tag wurden sie bey dem Präsidenten des Gerichtes, und den Befehlshabern zur Audienz gelassen, aber mit der kleinen Demüthigung, daß sie funfzig Schritte von dem Pallaste des Präsidenten, ihre Wagen verlassen mußten, den übrigen Weg zu Fuß zu gehen; wobey sie an dem Thore des ersten Wachhauses warten mußten, bis man ihrer Ankunft wegen, Nachricht ertheilet hatte. Der Präsident that ihnen nicht einmal die Ehre an, sich selbst zu zeigen, und empfing ihre Geschenke durch einige Beamte. Die beyden Befehlshaber waren nicht so stolz, und ließen sich sehen, wie der von Osacka: doch nur durch Fenster. Indessen prüfete man daselbst ihre Geduld auf andere Arten. Nach der Audienz ersuchte man sie, noch zu verziehen, damit das Frauenzimmer, welches sich in einer benachbarten Kammer, hinter einen Schirme befand, den man mit vielen Löchern durchbohret hatte, ihre Gestalt und ihre Kleidung betrachten könnte. „Der Gesandte mußte seinen Huth, Degen, Uhr, und verschiedene andere Sachen, die er bey sich hatte, weisen; man bath ihn auch, seinen Mantel abzulegen, und seine Kleider hinten und vorne zu zeigen.“ 1).

1) Man sehe den III Band a. b. 19 S.

m) Kämpfer schreibt allemal Niaco.

n) „Man machet daselbst das Kupfer fein, präget Geld, drucket Bücher, verfertigt die kostbarsten Stoffe mit goldenen und silbernen Blumen,

„die besten und theuersten Farben, das vollkommene Schutzwerk, alle musicalische Instrumente, Gemälde, lakirte Cabinete, allerley Arbeiten von Golde und von Metalle, besonders Stahl, als Klingen, die aufs beste gehärtet sind,

Die Holländer brachten vier Tage zu Meaco zu. Kämpfer giebt hier den Grund-
riß der Stadt, den er von einer japanischen Karte genommen. Sie heißt Meaco ^{m)}
oder Rio, welches eine Stadt bedeutet, und wird vorzüglich so genennet, weil sich der
Dairi oder geistliche Erbkaiser, daselbst aufhält, und sie dieswegen als die Hauptstadt
des Reiches angesehen wird. Sie liegt in der Landschaft Jamatto, mitten in einer großen
Ebene. Ihre Länge von Norden nach Süden ist dreyviertel deutsche Meilen, und die Breite von
Osten nach Westen eine halbe. Angenehme Hügel um sie, und einige Berge, auf denen
viel Quellen und Flüsse entspringen, geben ihrer Lage viel Anmuth. Auf der östlichen Seite
sieht man auf der Anhöhe eines dieser Berge, viel Tempel, Klöster und Capellen. Drey
Flüsse, die nicht viel Tiefe haben, gehen auf eben der Seite in die Stadt, und vereinigen
sich im Mittel, da man auf einer schönen Brücke, etwa zweyhundert Schritte lang, über sie
geht. Alles dieses vereinigte Wasser läuft darauf nach Westen. Des Dairi Pallast nimmt
eine nördliche Abtheilung ein, die aus zwölf oder dreyzehn Gassen besteht, welche von der
übrigen Stadt mit Mauern und Gräben abgesondert sind. Im westlichen Theile von Meaco
sieht man ein wohlbefestigtes Haus von gehauenen Steinen, wo sich der weltliche Mo-
narch aufhält, wenn er den Dairi besuchet. Die Gassen sind enge, aber ordentlich, und
ungemein lang. Die Häuser haben nur zwey Stockwerke, sind meistens von Holz und
Thone, mit einem Wasserbehältnisse auf dem Dache, und allen Werkzeugen zum Lösch-
versehen.

Kämpfer.
1691.
Beschreibung
von Meaco.

Pallast des
Dairi.

Meaco ist das allgemeine Vorrathsbehältniß der japanischen Manufacturen und al-
ler Waaren, und der Mittelpunkt des Handels im Reiche ⁿ⁾. Bey der letzten Zählung
des Volkes, die man Aratame nennet, hatte man zu Meaco viermalshundert sieben und
siebenzigtausend fünfhundert und sieben und funfzig Weltliche, und zwey und funfzigtausend
einhundert und neun und sechzig Geistliche gefunden; den ganzen zahlreichen Hof des
Dairi, und die Fremden, die in Menge aus allen Theilen des Reiches dahin kommen, nicht
mit gerechnet.

Handlung zu
Meaco.

Die Holländer besuchten erst bey ihrer Rückreise verschiedene schöne Tempel, die sich
auf den Bergen bey Meaco zeigen: aber eine so merkwürdige Nachricht verdienet, hier ein-
gerückt zu werden, und der Eingang dazu ist werth, daß man ihn in den eigenen Worten
des Verfassers liest. „Es ist eine alte Gewohnheit, daß man uns bey der Rückkunft vom
Hofe, den letzten Tag unserer Abreise von Meaco, die Freyheit verstatet, der Tempel
Pracht zu sehen, welches die größten, angenehmsten und prächtigsten geistlichen Gebäude
des Reiches sind. Man kann so gar sagen, diese Gewohnheit sey durch die Zeit ein Gesetz
geworden. Man führet uns in die Tempel, und wir müssen sie sehen, wir mögen wollen
oder nicht, ohne daß man den Gesandten, oder Director unsers Handels, darum befraget o).“

Was für
Zwänge die
Holländer
unterworfen
sind.

Diese Gebäude sind mit vieler Kunst auf die Anhöhen der Berge um Meaco ange-
legt. Zuerst zeigte man ihnen den kaiserlichen Tempel, Tsugania. Man kömmt durch
einen geräumigen Gang dahin, der sich mehr als tausend Schritte längst des Berges erstrecket, wie alle
ein großes und prächtiges Thor hat, und ein doppeltes gebogenes Dach zeigt, wie alle
Tempel

Kaiserlicher
Tempel Tsu-
gania.

„und andere Waaren werden in der größten Voll-
kommenheit zu Meaco verfertigt, auch die kost-
barsten Kleider, allerley Geschmeide, Mario-
netten, die den Kopf von sich selbst bewegen, und
dergleichen. Was man nur verlangen kann, ist

„da zu finden, und was man fremdes hinführt,
„machen die Künstler nach. Wenig Häuser sind,
„wo nicht was zu verkaufen wäre; ich begreife
„nicht, wo alle Käufer zu so viel Waaren herkom-
men. Ebend. a. d. 21. 22 S. o) Ebend. a. d. 126 S.

Kämpfer.
1691.

Tempel und Schloßthürme in Japan. Dieser Gang ist mit schönem Sande bedeckt, an beyden Seiten mit hohen Häusern eingefast, wo die Bedienten des Tempels wohnen. Am Ende kommt man auf eine große Terrasse, die mit Bäumen und Gebüsch umgeben ist, worauf man zwischen zweyen prächtigen hölzernen Gebäuden, eine schöne Treppe hinaufsteigt, die in ein ander sehr erhabenes Gebäude führet, dessen Forderseite etwas prächtigers und majestätischer hat, als selbst der kaiserliche Pallast zu Jedo: die Gallerie ist sehr künstlich lakirt, und die Zimmer sind mit sehr feinen Matten bedeckt. Mitten in dem ersten sehr großen Saale, sieht man eine Capelle oder einen kleinen Tempel, welcher ein großes Götzenbild mit aufgerollten Haaren enthält. Um solches herum befinden sich kleinere Götzenbilder und verschiedene Zierrathen. Beyde Seiten des Saales zeigen verschiedene andere Capellen, die kleiner und nicht so sehr gezieret sind: von dar führte man die Holländer in zwey besondere Zimmer, wo sich der Kaiser aufhält, wenn er aus Andacht dahin kommt; sie sind, wie man dort redet, zwey Matten über den großen Saal erhoben, und die beyden Thüren, nach der Aussicht auf die Capellen zu offen. Bey diesen Zimmern, die am Fuße des Berges sind, der schon an und für sich eine schöne Aussicht hat, befinden sich in einem kleinen Garten alle Annehmlichkeiten durch die Kunst vereinigt. Die Gänge sind mit einem sehr reinen Sande bedeckt. Viele seltene Pflanzen, und verschiedene schöne Bäume mit artigen Steinen untermenget, zieren die Beete. Nichts aber sieht schöner aus, als eine Reihe kleiner Hügel, die zur Nachahmung der Natur gemacht, und mit den schönsten Pflanzen und Blumen des Landes bedeckt sind. Ein heller Bach rauschet annehmlich durch. Er ist hier und da mit Brückchen bedeckt, die zugleich zur Zierde und zu Wegen aus einer Abtheilung des Gartens in die andere dienen. Man führte die Holländer in das Aeußerste dieses angenehmen Ortes, wo die Aussicht wieder eine neue Schönheit zeigt. Sie giengen zur Hinterthüre hinaus, in einen kleinen benachbarten Tempel, der noch dreyßig Schritte auf dem Berge höher lag. Hier behält man die Namen der verstorbenen Kaiser auf. Sie sind mit goldenen Buchstaben auf eine Tafel geschrieben, die mit niedrigen Stühlen umgeben ist, auf denen man verschiedene Papiere mit Gebethsformeln sieht. Zweene junge sehr höfliche Mönche, die den Holländern zu Führern dienten, brachten sie von dar zu einem andern Tempel, der von jenem durch einen großen Platz abgesondert ist, und seine vornehmste Pracht in vier gekrümmten Dächern zeigt. Die Pfosten, Säulen und Karniese, welche die Dächer tragen, sind roth und gelb gemalt. In lakirten Bildersclenden sieht man da verschiedene Götzen; der Vornehmste hat einen Vorhang, mit dem man ihn verdeckt, nebst einem runden Spiegel bey sich, und einige Allmosenstöcke, mit einem Gitter bedeckt. Unweit desselben Tempels brachte man die Holländer in einen andern, der nicht sehr verschieden ist, wo eine Menge junger Mönche sie empfangen, ihnen Sacki, Pilze, geröstete Bohnen, Kuchen, Früchte, Wurzeln und Ruchenkräuter austrugen.

Tempel von
Gibon oder der
Blumen.

Nach diesem kehrten sie zum großen Plaze zurück, durch den sie hinein gegangen waren, und den sie nur zum Theile gesehen hatten, weil man sie versicherte, er enthielte sieben und zwanzig Tempel in seinem Umfange. Von dar aber führte man sie nach dem Tempel von Gibon oder der Blumen, der über drey tausend Schritte von dem vorigen ist. Der Weg ist sehr angenehm. Er ist mit dreyßig oder vierzig Capellen umgeben, die ordentlich gesetzt sind. Der Hof ist mit schönen Bäumen bepflanzt, darzwischen sich Läden befinden, nebst leeren Plätzen, wo sich die Leute im Bogenschießen üben. Der Tempel selbst ist ein langes und

und schmales Gebäude, und sein Mittel, das von dem übrigen durch eine große Gallerie abgefondert ist, enthält ein großes Götzenbild mit verschiedenen kleinen umgeben. Das große stellet ein junges Frauenzimmer vor, zwei oder drey Klustern lang, und die kleinen sind junge Leute, die sich um sie bemühen. Eben daselbst sieht man die Vorstellung eines holländischen Schiffes mit europäischem Gewehre, Degen und dergleichen. Eine lange Gasse, die Gasse der Bettler und lüderlichen Häuser genannt, führet von diesem Tempel zu dem Tempel Riomids, wo sich zuerst ein Thurm mit sieben Stockwerken zeigt, davon das niedrigste einige Stufen über das Erdreich erhoben ist. Der Tempel ist ein wenig weiter, auf einer Seite von Felsen, auf der andern von hohen Thürmen unterstüzt. Man findet daselbst allezeit viel Volk. Eine steinerne Treppe, nahe bey dem Gebäude, führet über fünf und achtzig Stufen, nach einem berühmten Brunnen, der an dreyen Orten aus den Felsen entspringt, und von dem man behauptet, sein Wasser mache bescheiden und klug. Er heißt Orevantaki. Die Holländer fanden sein Wasser sehr rein, kosteten es, und bemerkten keinen Unterschied von gemeinem Wasser. Sie giengen weiter längst dem Berge hin, auf einer durch Kunst gemachten Terrasse, durch verschiedene kleine Tempel, bis an einen großen, von dem die Aussicht schöner und sonderbarer war, als daß sie der Verfasser beschreiben könnte. Alle Götzenbilder dieses Tempels sitzen, und halten einander bey den Händen.

Kämpfer.
1691.

Weisheits-
brunnen.

Endlich führte man sie zum Tempel der Daibods, einer der berühmtesten in Japon, unweit der Heerstraße von Fussimi. Er liegt auf einer Höhe; sein Hof ist mit einer hohen Mauer, von großen gehauenen Steinen umgeben; die an der Facade haben nicht weniger als zwei Klustern ins Gevierte. Die innere Seite dieser Mauer zeigt eine große Gallerie, nach der Seite des Hofes zu offen, und mit einem Dache bedeckt, das von zwei Reihen Säulen getragen wird. Kämpfer zählte auf jeder Seite des Thores fünfzig. Das Thor selbst hat viele, nebst einem doppelten zur Zierrath gebogenen Dache. Zwei Bildsäulen von Helden, die gleichsam den Eingang bewachen, haben statt aller Kleidung nur ein Stück schwarzes Tuch um den Unterleib. Sie sind vier Fuß hoch, wohl proportionirt, und stehen auf einem Fußgestelle eine Klafter hoch. Der Tempel zeigt sich mitten im Hofe, beyden Bildsäulen gegen über. Er war das höchste Gebäude, das die Holländer bis dahin in Japon gesehen hatten. Er hat ein doppeltes prächtiges Dach, dessen Giebel sich über alle Gebäude zu Meaco erhebet. Es wird von sechs und neunzig Säulen unterstüzt. Seine Thore machen Gänge aus, die sich bis unter das zweyte Dach erheben. Das Innere des Gebäudes ist über dem ersten Dache gänzlich offen; das zweyte nämlich, wird nur von einer großen Menge Pfosten und Stützen getragen, die verschiedentlich gestellet, und roth gemalt sind. Indessen machet seine außerordentliche Höhe den Ort sehr dunkel. Statt der Matten, und wider den gemeinen Gebrauch, ist der Fußboden des Tempels, mit großen Quaderstücken von Marmor bedeckt. Die Pfeiler sind wenigstens anderthalb Klafter dick, aus verschiedenen Pfosten zusammen verbunden, und roth gemalt, wie die unter dem zweyten Dache. In einem so großen Raume entdeckt man weiter keine Zierrathen, als ein unglaublich großes, ganz vergoldetes Götzenbild. „In seine flache Hand ließen sich leicht drey Matten legen. Es hat große Ohren, aufgerollte Haare, und auf dem Kopfe eine Krone, die man durch das Fenster im ersten Dache entdeckt. Auf der Stirne befindet sich ein großer unvergoldeter Fleck, wie ein Schminkpflasterchen auf einem Frauenzimmergesichte. Die Schultern sind nackend, Brust und Leib mit einem Stücke Tuch leicht Allgem. Reisebeschr. XI Band. Er r „bedeckt.

Tempel der
Daibods oder
3333 Götzen.

Das Götzen-
bild.

Kämpfer.

1691.

„bedeckt. Die rechte Hand hält es erhaben, und den Ballen der linken auf den Bauch ge-
 „legt. Es sitzt auf indianisch, mit kreuzweis gelegten Füßen, auf einer Bluhme Tarate p),
 „welche von einer andern Bluhme, deren Blätter sich erheben, getragen wird. Den Rü-
 „cken hat es an einer länglichten Rundung von Dratharbeit mit Personen gelehnet, die
 „mit verschiedenen kleinen Götzenbildern, in menschlicher Gestalt gezieret ist, welche auf so
 „viel Taratebluhmen sitzen. Diese länglichte Rundung ist so groß, daß sie vier Pfeiler
 „bedeckt, und der Götze so breit, daß seine Schultern von einem Pfeiler zum andern ge-
 „hen, ob die Entfernung gleich vier Klafter beträgt. Noch weiter sahen die Holländer einen
 „andern Tempel, dessen Götze sechs und vierzig Arme hat. Er ist mit sechzehn Helden umgeben,
 „die schwarz gekleidet, und größer als natürlich sind; hinter ihnen stehen zwei Reihen ver-
 „goldeter Bilder, fast von eben der Größe, jedes mit zwanzig Armen. Die entferntesten
 „dieser Bildsäulen haben lange Schäferkeulen. Die andern tragen Blumenkränze und an-
 „dere Zierrathen in den Händen. Ihnen folgen verschiedene andere Reihen Götzenbilder,
 „von verschiedener Größe, und so gestellet, daß man allemal die entferntesten sehen kann.
 „Ihre Zahl soll sich auf dreytausend dreyhundert drey und dreyßig belaufen, daher der
 „Tempel einen japanischen Namen hat, welcher Tempel der dreytausend dreyhundert drey
 „und dreyßig Götzen bedeutet q).

Der IV Abschnitt.

Reise bis nach Jedo.

Weg von Meaco nach Fammamah. Stadt und
 See Diz. Berg Jesan. Größte Brücke in
 Japan. Schiff, aus dessen Wurzel man Stä-
 be macht. Pulver, das wegen seiner Kräfte
 berühmt ist. Pilgrime von Isse. Japoni-
 scher Aberglaube. Pilgerinnen von Jokai.
 Sie gefallen Kämpfern. Haß eines japanischen
 Kaisers wider die Weibesbilder. Tempel zu
 Säbeln. Fluß Ten: Rijn; Ofugaya. Tan-
 beumist, der sich selbst entzündet. Holz von

Jeseri. Schändliche Gewohnheit. Beschrei-
 bung des Berges Jufsi. See Fockone. Paf-
 wo die Weiber untersucht werden. Japoni-
 sches Fegefeuer. Merkwürdigkeiten eines Tem-
 pels. Pflanzen, die von den japanischen Aerz-
 ten hochgehalten werden. Catechu. Ebene
 von Jedo. Insel Kamokura. Sinagava, erste
 Vorstadt von Jedo. Die Holländer kommen
 daselbst an.

Weg von
 Meaco nach
 Fammamah.

Die Holländer reiseten von Meaco den 2ten März ab, und brauchten nicht weniger, als
 eine Stunde, an das Außere einer Vorstadt zu kommen, die Awattagus heißt.
 Nach diesem giengen sie auf einem sehr schmalen Wege über einen Berg, nach welchem sie eine
 Meile von Meaco die Flecken Sinoka und Jakodsieja fanden. Der letzte erstreckt sich
 bis an den Flecken Jabunosa, dessen Erdreich den besten Taback in Japon hervorbringt.
 Linker Hand des Weges entdeckte man ein Kloster, Muro-Tai-Dai-Mosin, vor dem sich
 ein prächtiges Thor zeigt, das an den Zugang des Tempels führet. Eine viertheil Meile
 weiter, langet man an den Flecken Ogiraki, der aus einer langen Gasse, von etwa fünf-
 hundert Häusern besteht, die nur von Schlössern, Drechslern in Holz und Eisen, Bild-
 schnitzern, Gold- und Silberdrathziehern, und besonders Bildhauern und Malern bewoh-
 net werden. Rechter Hand sieht man einen hohen Berg, Ottovano Jamma genannt,
 der damals mit Schnee bedeckt war. Die Holländer hielten sich diese Nacht zu Diz auf,

Stadt und
 See Diz.

p) Die *Nymphæa palustris maxima* oder *Faba Aegyptiaca* Prosp. Alpini.

ob sie wohl den Tag nur drey japonische Meilen gereiset waren. Diese Stadt besteht aus einer Gasse, in Gestalt eines Bogens, wo man wenigstens tausend Häuser zählt. Sie liegt an einer See, die eben den Namen führet; und weil sie zu den kaiserlichen Kammergütern gehöret, so wird sie von einem Hofbedienten verwaltet. Ihr See ist schmal, strecket sich aber der Länge nach nordwärts funfzig bis sechzig japonische Meilen bis an die Landschaft Tanga. Alle Waaren, die aus dieser Landschaft nach Meaco kommen, werden zu Wasser bis an die Mauern von Viz gebracht. Die See geht in zweene Flüsse, deren einer nach Meaco hinab fließt und solches durchströmet, der andere nach Jodo und Osacka, und von dar ins Meer geht. Unweit der See zeigt sich ein hoher und angenehmer Berg Jesan oder Jiosan, mit schönen Bäumen bedeckt, und bis an den Gipfel grün. Er soll drey tausend Tempel, und folglich erstaunlich viel Mönche enthalten haben. Seine Lage, und die Gedanken von seiner Heiligkeit machten ihn zu einem sicheren Zufluchtsorte für die Einwohner von Meaco bey der Wuth der innerlichen Kriege. Da indessen der Kaiser Nobunanga nebst vielem Hass gegen alle Geistlichen, auch wegen einiger Beleidigungen, die ihm die Bewohner dieses Berges besonders erwiesen hatten, sich zu rächen suchte: so bemächtigte er sich desselben mit einem zahlreichen Heere, zerstörte die drey tausend Tempel, und machte alle Mönche nieder. Hinter dem Berge Jesan, zwey Meilen von der Heerstraße sieht man die Giranotaties, andere Gebirge, die sich weit an der Länge der See Viz hin erstrecken, und hinter denen sich zween Wege befinden, durch welche einige Fürsten aus dem westlichen Japon sich nach Hofe begeben.

Kämpfer.
1691.

Berg Jesan,
und seine drey
tausend Tempel.

Den 2ten legte man dreyzehn Meilen bis Tsutsi-Jamena zurück. Bey dem Ausgange aus Viz, kömmt man bald an die angenehme Stadt Dsedsie, wo sich Sondas Siro Cami Fürst von Söcatta aufhält. Ihre Gassen sind ungemein ordentlich. Das Schloß am nördlichsten Ende der Stadt ist auf einer Seite mit dem See Viz umgeben. Es ist ein weitläufiges und prächtiges Gebäude, mit hohen viereckichten Thürmen gezieret, deren Dächer so viel an der Zahl als Stockwerke sind, und einen erstaunlichen Glanz haben. Ein großer Tempel des Götzen Umano Gongin bey dem Schlosse, machet die Aussicht noch schöner. Hier sind die Heerstraßen mit Fichten zuerst eingefasset; und dieses geht so bis nach Jedo fort, wo nicht das Erdreich gar zu felsicht oder sandigt ist. Die Meilen sind hier mit vieler Ordnung durch einen runden Hügel, und einen Baum darauf angezeiget. Nach Dsedsie findet man einen Flecken Tsetta, Sjetsa oder Setta genannt, durch den der Jodegawa fließt, bald nachdem er aus Viz herausgekommen ist. Die dop-

Größte Brücke in Japan.

pelte Brücke über diesen Fluß an einem Orte, wo ihn eine kleine Insel theilet, ist die größte, welche der Verfasser in Japan gesehen hat. Sie ist, wie er saget zusammen drey hundert und vierzig Schritte lang, zwischen zweyen mit messingenen Kugeln gezierten Geländern; anderthalbe Meile weiter geht man durch Kusatz, in welcher Gegend die Natur die berühmte Art von Schilf oder Bambus hervor bringt, deren Wurzeln zu Stöcken, auf die man sich bey dem Gehen stützen kann, dienen. In Japon heißt sie Satsiku, ob man sie wohl unter dem Namen Kottang nach Europa bringt. Ordentlich ist der Preis mittelmäßig, aber manchmal werden sie sehr theuer, wenn der Herr des Landes einige Jahre verbietet, welche auszureißen, damit sie nicht zu sehr verwüstet werden. Man findet das Rohr in andern Ländern, aber die Wurzel ist zu kurz zu Stäben. Hier treibt die Satsiku die

Schilf, aus dessen Wurzeln man Stäbe macht.

Ex p 2

Wur-

Kämpfer.
1691.

Pulver, das
wegen seiner
Kräfte be-
rühmt ist.

Geschichte der
Entdeckung
und des Er-
finders.

Pilgrime
von Isse.

Wurzeln so tief, daß man große Oeffnungen in die Erde machen muß, um sie heraus zu ziehen. Ein Theil der Einwohner von Kufatz haben nur diese Beschäftigung und diesen Handel. Die Kunst, sie zuzubereiten, besteht darinnen, daß man das Unnütze an beyden Enden der Wurzel abschneidet, worzu ein besonders gehärtetes Messer gebraucht wird. Man schneidet auch die jungen Wurzeln, und die Fasern um die Knoten ab, denen man doch ihre Merkmale, nämlich die runden Löcherchen um jeden Knoten läßt. Gefrümmte machet man durchs Feuer gerade. Man wäscht sie darauf, und reiniget sie sehr sorgfältig r).

Eine viertel Meile über Kufatz geht man durch drey große aneinander hängende Flecken Mingava, Tebura, und Minoki. Man kann sie auch drey Gassen eines Fleckens nennen, die verschiedene Namen führen. Minoki ist wegen eines Pulvers berühmt, das besondere Kräfte hat, daselbst entdeckt worden ist, und nur da verfertigt wird. Die Japoner nennen es Wadferan, und nehmen es innerlich wider alle Krankheiten, besonders eine Art Kolik, die ihrem Lande eigen ist s). Ein armer Einwohner, den man für den ersten Erfinder hält, gab vor, der Götze Jakusi, der Japoner Aesculap, sey ihm im Traume erschienen, und habe ihm verschiedene Pflanzen, die auf den benachbarten Bergen wachsen, gezeigt, mit Befehl, solche zur Hülfe seiner Landesleute zu gebrauchen. Diese Geschichte brachte das Mittel in Ansehen, und er verkaufte viel. Er ward dadurch bald in den Stand gesetzt, ein schönes Haus zu seinem Aufenthalte zu bauen, und seinen Laden gegen über, eine kleine Capelle, dem Götzen, den er für den Urheber seines Glückes erkannte, zu Ehren reichlich auszustatten. In diesen Tempel setzte er des Jakusi Bildsäule, welche man daselbst aufgerichtet, auf einer vergoldeten Tarateblumme unter einer großen Kammuschel, die seinen Kopf bedeckt, sieht. Um das Haupt hat er eine Stralentrone. In der rechten Hand hält er was, das die Holländer nicht erkennen konnten, und in der linken Hand ein Zepter, das wie die ganze Figur vergoldet ist. Die Japaner, welche durch den Flecken gehen, verabsäumen selten, den Götzen zu verehren, einige mit einer tiefen Verbeugung, andere indem sie sich dem Tempel mit entblößtem Haupte in einer demüthigen Stellung nahen. Zween Verwandten des Erfinders halten sich da auf, und setzen eben den Handel fort. Sie haben gleichfalls viel Reichthum erworben, und Gestifte gemachet t).

Wenn man aus Minocki heraus kömmt: so verliert man den See Oiz aus dem Gesichte, welcher von den Hügeln verborgen wird. Man kömmt sechs Meilen von der Stadt eben dieses Namens, in einen großen Flecken, Isobe. Einige Meilen von Isobe findet man das Städtchen Minakudsi, das aus drey langen sehr unordentlichen Gassen besteht, und wegen seiner Hüte und Binsenkörbe berühmt ist. Hier gehen häufige Pilgrime zu Isse, zu Pferde, zwey bis drey auf einem, durch, die von einem berühmten Tempel, Isse, am südlichen Ende der Landschaft dieses Namens, zurück kommen. Die meisten tragen den Namen ihrer Pilgrimschaft, ihres Geburtsortes und ihren eigenen, auf ihrem Hute geschrieben, damit man sie in allerley Vorfällen kenne. Die Büchse, welche ihren Ablass enthält, ist auch an dem Rande ihres Hutes befestiget, vorn an ihrer Stirne. Auf der andern Seite haben sie einen Strohwiß in Papier gewickelt, das Gleichgewicht mit der Büchse zu

r) Ebendas. a. d. 32. 33 S.

s) Es wird aus dem Putsiu, einer bittern Art des Costus gemacht, welche man trocknet und grob zerschneidet, darauf pulvert. Dieses Pulver

wird in Papiere von vier Zoll ins Gevierte gethan, und man schreibt mit rothen und schwarzen Zügen seinen Namen, seinen Gebrauch und seine Kräfte darauf. Jedes Pack wiegt etwas über zwey Quentchen.

zu erhalten. Dsutsi Jamma war der Flecken, wo die Holländer die Nacht zubrachten, nachdem sie zwölf japonische Meilen zurück geleyet hatten.

Kämpfer.
1691.

Den 4ten giengen sie über den Berg Dsutsika, und gelangten durch einen sehr rauhen Weg nach Sakanosta, einem Flecken, zwey Meilen von Dsutsi Jamma. Man steigt von diesem Berge fast wie auf eine Wendeltreppe herab. Es sind große Stufen, in die Einfassung eines tiefen Thales gehauen, die zu einem andern benachbarten Berge führen. Doch trifft man auf diesem Wege verschiedene Capellen mit Mönchen an, die den Reisenden eine Reliquie zu kaufen darbiethen. Sakanosta ist ein anderer Flecken, der erste, an den man in der Landschaft Isje kömmt, bey welchem man in einen kleinen Tempel sehr dünne Bretter verkaufet, worauf Zauberzüge gegraben sind, welche vor allen Krankheiten und üblen Zufällen schützen sollen. Nachgehends findet man den Flecken Fuzkati. Drey viertheil Stunden weiter kamen die Holländer nach Sekinosisi. Zu Mittage hatten sie nur etwan vier Meilen zurück geleyet, aber noch vor Abende reiseten sie sieben bis Jokais, wo man einen Weg findet, der nach der Wallfahrt von Isje, dreyzehn Meilen davon führet.

Japonischer
Aberglaube.

Nachmittage waren sie durch Kamme Jamma, eine ziemlich große Stadt, gegangen, welche auf einer Höhe liegt, wo die Gassen wegen des ungleichen Erdreichs sehr unordentlich sind. Eine Meile weiter waren sie durch Munitsaya, und von dar durch Tsjo-no, Tsjakus, Tsjetsuki, Ogevatā und Sinkawa gekommen. Der geringste Flecken hat zweyhundert Häuser. Das Land ist sehr bergigt, bis zwey Meilen von Jokais, wo es ebener und fruchtbarer wird. Jokais ist eine ziemlich große Stadt, wo den Fremden desto besser begegnet wird, weil die meisten Einwohner sich davon unterhalten, ihnen zu dienen. Unter verschiedenen Pilgrimen, die sie diesen Tag antrafen, bewunderten sie eine wohlgeschmückte, in Seiden gekleidete und stark geschminkte Frau, die einen blinden Alten führte, und vor ihm her das Almosen unbescheiden forderte. Sie trafen auch verschiedene junge Bekunis oder bettelnde Nonnen an, die mit Singen zu den Reisenden kommen, etwas Geld von ihnen zu erlangen. Sie halten sich so lange auf, als man will, ohne sich ihre Gunst allzuthuer bezahlen zu lassen. Die meisten sind Töchter der Priester auf dem Gebirge, und haben sich dieser Lebensart durch Bescherung des Hauptes gewidmet. Sie sehen gut aus, und sind wohl gekleidet. Ihr Kopfpuz besteht in einem Schleyer von schwarzer Seide, über einen leichten Hut, ihre Farbe vor der Sonnenhitze zu beschirmen. Kämpfer lobet ihre Aufführung, die zugleich frey und bescheiden ist, und gleichsam zwischen Frechheit und Schaam das Mittel hält. „Sie haben, saget er, so viel Schönheit, als man bey den Weibesbildern des Landes finden kann; ihr Betteln sieht nicht sowohl einer Arthemuth, als einem Spiele ähnlich; sie greifen nicht nur den Beutel der Reisenden an, sondern nehmen sie auch durch ihre Reizungen ein. Man unterscheidet sie von andern Bettlerinnen, durch den Namen Kamano Kikurri, weil sie allezeit paarweise gehen, sie haben ihre gewissen Stellen auf den Wegen bey Jokais, und müssen jährlich einen gewissen Theil dessen, was sie erbetteln, als eine Abgabe zum Tempel Isje liefern,“ u).

Weibliche
Pilarimme
zu Jokais;

Sie gefallen
Kämpfern.

Exr 3

Den

hen. Man giebt es nach dem Alter und der Beschaffenheit des Kranken in einer zwey oder drey Dosibus, die man in einer Schaafe warmes Wasser nimmt. In den Häusern, wo dieses Pulver

gemacht wird, verkaufet man es zubereitet, und in Wasser gesotten. Kämpfer ebend. a. d. 33 S.

1) Ebendas. a. d. 34 S.

2) A. d. 39. 40 S.

Kämpfer.
1691.

Daß eines ja-
panischen
Kaisers wider
die Weibes-
bilder.

Tempel zu
Säbeln.

Warum man
die Weiber
und Töchter
zu Geißeln
für die
Mannperso-
nen nimmt.

Den 5ten gieng der Weg anfänglich nach Uruano, drey japonische Meilen, in wel-
chen Raum man durch verschiedene Flecken und über viel Flüsse geht. Uruano, auch
Kuana und Kfana genannt, ist eine sehr große Stadt, die erste der Landschaft Owari,
an einer Bay des südlichen Meeres gelegen. Ihr Schloß ist ins Wasser auf der Südseite
gebaut. Es rühret vom Kaiser Gengoin her, der die Weibesbilder, und besonders sel-
ne Gemahlinn, die Kaiserinn, haßte, und sie mit allem Hofrauzimmer dahin verwies. Der
große Fluß Saijah, fällt bey einem Flecken dieses Namens, drey Meilen von Uruano,
ins Meer. Fünftehalb weiter findet man eine andere Stadt, Nijah, wo sich der Kaiser
im Schlosse aufhält, wenn er sich nach Neaco begiebt. Ein lange Reihe Häuser, die sich
zwo Stunden von Nijah erstreckt, endiget sich bey Nagaija, wo sich der Herr der Land-
schaft aufhält, dessen Schloß, seiner Macht und Größe wegen, für das größte im Reiche ge-
halten wird. Man verehret die Fürsten so sehr, daß die Holländer, wenn sie ihn unter-
weges antreffen, mit allem ihren Gefolge absteigen, und in einer demüthigen Stellung war-
ten müssen, bis er vorbey ist. Zu Nijah besuchet man einige Tempel, wo alte Säbel,
deren sich die vormaligen japanischen Helden bedienet, sorgfältig verwahret werden.

Kassadira, Narimusi, Arimarsi und Imokava, sind große Flecken, durch
welche die Holländer den folgenden Tag giengen, ehe sie zu Tsiwa oder Tsiwin, der ersten
Stadt der Landschaft Mikawa, anlangten. Okasaki, das man nachgehends antrifft, ist
eine Stadt in eben der Provinz, wobey sich ein Fluß befindet, der in den benachbarten nord-
westlichen Bergen entspringt, und von dar schnell bis ans Meer läuft. Das Städt-
chen Jusicava ist anderthalb Meilen von Okasaki, und viertelhalb Meile weiter kommt
man in eine lange Gasse voll schöner Gebäude und Wirthshäuser. Diese einzige Stadt
machet eine ziemlich große Stadt Okasaka aus. Den folgenden Tag reisete man sieben
Meilen, bis an den Flecken Uray, durch Goju, Rhomra, Sinnosii, Josida und
Sirofaka. Josida oder Jostsida, ist eine ansehnliche Stadt, auf einer Höhe, fünf
Meilen von Uray, ihrer Stahlarbeit wegen berühmt; Siroasacka, ein großer Flecken,
am Ufer des Meeres. Von dar entdeckt man zuerst den Gipfel des hohen Berges Soosi
oder Fusino Jama, dessen Schönheit Verwunderung erwecket.

Uray ist nur ein offenes Städtchen, ohne Mauern, welches aber durch den Aufent-
halt der kaiserlichen Verordneten wichtig wird, die daselbst der Reisenden Geräthe durch-
suchen, besonders der Reichsfürsten, die damals Weiber und Waffen nicht durchführen
durften. Der regierende Kaiser hatte diese Einrichtung gemacht, um sich des geruhigen Besi-
zes des Thrones zu versichern. Die Weiber und Töchter der Fürsten wurden in der Haupt-
stadt Jedo, als Versicherungen der Treue ihrer Männer und Väter, verwahret x).
Waffen durfte man in großer Menge an keinem Orte durchführen. Die Holländer mußten
sich auch durchsuchen lassen, worauf sie in einer kaiserlichen Barke über den Hafen Saro
setzten, der nur eine halbe Meile breit ist, und achtehalb Meilen im Umfange hat, und zu
Nigasacka ausstiegen, von dar man nur drey Meilen bis Sammamatz rechnet. Das
Land, das sie durchreiseten, war sehr angenehm, und wohl gebauet, aber nicht so volkreich,
als sie bey Annäherung an die Hauptstadt erwartet hätten. Sammamatz ist ein Städt-
chen, dessen Gassen sehr ordentlich sind. Es hat ein großes Schloß.

Den

x) Ebendaf. a. d. 47 S.

y) Ebendaf. a. d. 57 S.

z) Manche nennen ihn Sumpu, andere Susu-
ju, von seinem Schlosse.

Den Tag darauf, langte man zwey Meilen von der Stadt an die Ufer des großen Flusses Ten Rijn an, der nicht weniger als eine viertel Meile breit ist, und seines reißenden Laufes wegen, keine Brücken verstatet; nachgehends folget die Stadt Nizcedai, und darauf Nizka; weiter eine Brücke von fünfhundert Schritten, die in Tuktoro führet, worauf man sich nach Katinga oder Kategava, zwey Meilen davon begiebt. Nisijaka ist eben so weit von Katinga; man nimmt daselbst Cangos, über einen Berg zu gehen, bis an den Flecken Canaja, wo man wieder Pferde nimmt. Eine Meile weiter trifft man den großen und berühmten Fluß Usugava an, der mit reißender Gewalt von den benachbarten Bergen herabstürzt, und eine halbe Meile unterhalb diesen Uebergang ins Meer fällt. Nach großem Regen hat er keine Furch, zu anderer Zeit machen sie die großen Steine, die er immer von den Bergen herabreißt, allemal gefährlich. Die Einwohner da herum kennen die Beschaffenheit seines Bettes vollkommen, und nehmen ein gewisses Geld, die Reisenden durchzubringen. Kömmt einer unglücklicher Weise unter ihren Händen um, so bestrafen die Landesgesetze alle, die seine Erhaltung über sich genommen hatten, mit dem Tode. Sie werden nach der Höhe des Wassers bezahlet, die man an einem Pfosten, der am Ufer steht, abmisst. Ob das Wasser gleich damals sehr niedrig war, so wurden doch fünf Mann zu jedem Pferde der Holländer ernannt, zweyne auf jeder Seite, ihm den Bauch zu halten, und einer an den Zaum. Bey schwerern Zeiten brauchet man sechs Mann an jeder Seite des Pferdes, zwey es unter dem Bauche zu halten, vier die Forder zu unterstützen, und einander selbst zu helfen, und der dreyzehnte führet das Pferd bey dem Zaume. Die japonischen Schriftsteller, besonders die Dichter, machen öfters Anspielungen auf die sonderbare Beschaffenheiten dieses Flusses 1).

Kämpfer.

1691.

Fluß Ten Rijn;

Flecken Ostugava und seine Merkwürdigkeiten. Wie man hinüber kommt.

Simada ist ein nahes Städtchen, wo die Holländer die Nacht zubrachten. Das Land ist bergicht und unfruchtbar. Den folgenden Tag hatte man die Berge zur Linken, und entdeckte das Meer zur Rechten, über viele Felder, die mit Theebäumen umgeben waren. Sie gingen durch verschiedene Flecken, und hatten wieder eben die Noth, durch einen reißenden Strom zu setzen, der an den Mauern von Fusii Jodo hinfließt. Von dar sahen sie im Vorbeygehen ein berühmtes Schloß, Samukassjo, und hatten zwey oder drey Meilen einen sehr übeln Weg, durch Berge und Felsen, wo der Fusii Jodo entspringt, aber gegen das Städtchen Musiko findet man die Ebene wieder; und eine halbe Stunde Weges brachte sie ans Ufer eines großen Flusses, der durch Abikava geht, und bald in drey Mündungen ins Meer fällt 2).

Von diesem Flusse hat man nur eine viertel Meile nach Suruga, der Hauptstadt einer Landschaft dieses Namens. Es ist eine offene Stadt, mit breiten, ordentlichen Gassen, voll schöner Läden. Man machet daselbst Papier, geblümte Zeuge, Büchsen, andern Hausrath von geflochtenem Rohre, und allerley lackirte Sachen. Man münzet Geld wie zu Jedo und Meaco. Das Schloß auf der nördlichen Seite der Stadt, war vor einigen Jahren verbrannt, und man schrieb solches dem Taubenmiste zu, der sich lange Zeit auf dem höchsten Stockwerke des Thurmes gesamlet, und durch seine eigene Hitze Feuer gefangen hatte. Kämpfer lobet die Jugend dieser Stadt, als wohlgezogen, weil sie den Holländern bey dem Durchgehen, keine Beschimpfungen erwiesen, wie anderswo a).

Taubenmist, der sich selbst entzündet.

Drey

a) Man rief ihnen nach Toosin Bai Bai. Der Verfasser erkläret diese drey Wörter nicht.

Kämpfer.

1690.

Holz von Jeseri.

Drey Meilen von Suruga kamen sie in einen Flecken, Jeseri genannt, an einem tiefen Flusse, bey der Bay Totomina. Man wirft auf diesen Fluß eine große Menge sehr hartes Holz, das man Holz von Jeseri nennet, das bis ans Meer hinab fließt, und in alle japanische Inseln verführt wird. Der Kaiser hält in einem benachbarten Hafen einige Kriegeschiffe zum Schutze. Der Bay gegen über, auf einem hohen Berge, liegt das berühmte Schloß Kuno oder Kone, welches die Japaner für unüberwindlich halten, und wo vor Zeiten die Schätze des Kaisers verwahrt wurden. Kämpfer bemerkte auf diesem Wege verschiedene seltene Pflanzen, und allerley gepropfte Bäume, die große Blumen tragen. Die Heerstraße, besonders um Suruga, war mit Biturris oder jungen Betelnnonnen bedeckt, welche die Reisenden durch ihr Singen belustigen, auch mit Tammasbos oder gebirgischen Priestern, die lange Reden an die Vorbeygehenden halten, und solche mit einem erstaunlichen Geräusche von Trompeten und eisernen Ringen endigen, imgleichen mit Pilgrimen, die nach dem Tempel von Isse gehen, oder daher kommen.

Schändliche Gewohnheit.

Den roten März gieng man durch Kiomids, ein Städtchen anderthalb Meile von Jeseri, und durch Jostivara achtehalb Meile davon; den Abend langete man zu Nisijima an. Diese Tagereise von zwölf Meilen beschäftigte Kämpfers Neugier sehr. Er sah zu Kiomids ein Beyspiel von schändlichen Sitten ^{b)}, das er für das einzige in der Welt hält. Nachgehends giengen sie über die Gebirge von Satai und den Fluß Jamar, sich nach Cambara zu begeben, das nur anderthalbe Meile davon ist. Sie mußten das Ufer des Meerbusens verlassen, und sich nordwärts nach dem großen Flusse Sodsikara wenden, den man anderthalb Meile weiter antrifft, indem man nur beym Flecken Utabus über ihn setzen kann. Er entspringt auf dem hohen Berge Sudsi oder Fusi, der sieben große japonische Meilen von diesem Flecken nach Nordost liegt, wächst in seinem Laufe durch die Vereinigung vieler andern Flüsse, und theilet sich in zween Ärmern, um in den Meerbusen von Totomina zu fallen. Man setet mit vieler Mühe und Gefahr durch, in flachen Fahrzeugen, deren Boden aus so dünnen Brettern besteht, daß sie nachgeben, wenn das Schiff auf eine Sandbank oder Klippe kömmt, und es also darüber weggeht. Auf der andern Seite des Flusses kam man nach anderthalber Stunden in Jostivara an, welche Stadt dem Gebirge Sudsi am nächsten, obwohl noch sechs Meilen davon ist. Sechs Meilen rechnet man noch vom Fuße des Berges bis an den Gipfel. Kämpfer beobachtete mit seinem Compasse, daß er fünf Grade von Norden nach Osten lag. Er ist unglaublich hoch, und die benachbarten Berge scheinen dagegen nur Hügel; er gleicht dem Pico von Teneriffa ziemlich. Man entdeckt ihn so weit, daß er den Holländern zum Wegweiser, und Kämpfern bey Verfertigung der Karte dienete. Er glaubet, dieser Berg verdiene beschrieben zu werden, weil man ihn mit Rechte einen der schönsten auf der Erde nennen könne. Sein Grund ist groß; er geht spizig zu, und sieht ordentlich wie eine Cocosnuß aus. Die meiste Zeit im Jahre ist er mit Schnee bedeckt, die Sommerhize schmelzet etwas davon, doch bleibt allemal noch genug übrig, den Gipfel zu bedecken. Fast ganz oben sieht man ein tiefes

Beschreibung des Berges Sudsi.

b) „In der vornehmsten Gasse dieser Stadt, „saget er, befanden sich neun oder zehn Häuser „oder Logen, vor deren jeden sich zween oder drey „junge wohlgeputzte Knaben von zehn bis zwölf Jahren befanden. Ihr Gesicht war geschminkt, und

„Ihr Bezeugen weibisch. Ihre verführten Herren hielten sie da zu der abscheulichen Lust reicher Reisenden. Denn die Japaner sind diesem Laster sehr ergeben. Doch den Schein zu vermeiden, „und ehrbare Leute nicht zu ärgern, saßen sie auf „den

ses Loch, daraus vor Alters Flammen und Rauch aufstiegen, welches aber aufgehöret hat, da sich seit dem eine Art von kleinem Hügel darüber erhoben hat. Jesho sind die ebenen Gegenden des Gipfels mit Wasser bedeckt. Aus den Schneeflocken, welche der Wind absendet und nach allen Seiten treibt, läßt sich urtheilen, daß der Berg in Wolken und Rauch eingehüllet ist. Da die Luft in den Obertheilen ungemein stille ist: so führet die Andacht viele Leute dahin, daselbst den Gott der Winde zu verehren. Man brauchet drey Tage, hinauf zu steigen, aber weniger als drey Stunden, herunter zu kommen, weil man im Winter auf dem Schnee, und zu anderer Zeit auf dem Sande in einem hölzernen Schlitten fortrutschet. Die Jammabos oder Priester des Berges sind dem Dienste des japonischen Windgottes geweiht. Ihr Wort ist Jushi Jamma, welches sie bey dem Betteln ohne Unterlaß wiederholen. Dieser berühmte Berg giebt den japonischen Dichtern und Malern viel zu schaffen c).

Kämpfer.

1691.

Misijima, wo die Holländer die Nacht zubrachten, war sonst seiner Tempel und Capellen wegen berühmt, von denen man viel Märchen erzählt: aber ein Brand hat die Stadt 1686 verzehret, und ihr nur den Vorzug gelassen, daß sie an drey Flüssen liegt, und viel Brücken hat. Man hatte nur einen einzigen Tempel wieder erbauet, welchen Kämpfer bey seiner zweyten Reise nach Hofe beschreibt.

Sonntags den 1ten März gieng man über das Gebirge Sakone, auf dessen Gipfel eine Pyramide die Provinzen Idsu und Sagami bey dem Eingange der Staaten des Odovara theilet. Von dar steigt man in einer Stunde hinunter nach Togis, welches auch vom Berge Sakone genannt wird, und an einer See liegt, die eine halbe Meile breit, eine Meile von Süden nach Norden lang ist. Auf der östlichen Seite erhebt sich ein hoher Berg, der sich in eine Spitze endiget, und an dessen Fuße der Flecken Motto Sakone liegt. Noch weiter zwischen Motto Sakone und Togis liegt Dsoogassima. Da herum wachsen viel Cedern, und die schönsten in Japon: aber die Luft ist so kalt und schwer, daß sie Fremden bey einem kurzen Aufenthalte schädlich wird. Am Ende von Togis, wo der Weg schmaler wird, findet man eine kaiserliche Wache, wie zu Aray, die Weiber und Waisen aufzuhalten; und hier ist die Untersuchung noch schärfer, weil Togis gleichsam ein Schlüssel zur Hauptstadt des Reiches ist, und alle westliche Fürsten nach Hofe hierdurch gehen müssen. Argwohnet man, ein Reisender habe eine Frau in Mannskleidern bey sich, so wird sie aufs strengste untersucht; aber von andern Weibern. Bey der Hauptwache erstaunte Kämpfer über fünf Capellen und so viel Priestern, die mit erschrecklichem Gehäule auf platte Blocken schlugen; noch mehr aber, als er sah, daß alle Japaner des Zuges Geld in die Capellen warfen, und dagegen ein Papier bekamen, das sie mit Ehrfurcht ans Ufer des Sees trugen, und hinein warfen; nachdem sie zuvor einen Stein daran gebunden hatten, damit es gewiß zu Boden gieng. Man erklärte ihm den Grund eines so seltsamen Gebrauchs. Der See Sakone wird in Japon für das Fegfeuer der Kinder, die vor sieben Jahren starben, gehalten, da sie so lange Pein leiden, bis der Vorbeygehenden Mildthätigkeit sie erlöset.

See Sakone.

Daß, wo die Weiber untersucht werden.

Japonisches Fegfeuer.

Die

den Waffen als wollten sie den Reisenden ihre Waaren verkaufen. Unser Bugio oder oberster Befehlshaber des Zuges, dem seine Gravität nicht verstattete, aus dem Wagen zu gehen, bis wir uns in den Wirthshäusern befanden, konnte Allgem. Reisebeschr. XI Band.

„sich nicht enthalten, hier anzusteigen, und mit diesen Jungen eine halbe Stunde zuzubringen. „Ebendas. a. d. 56 S. „Man sehe den Artikel von den Sitten in der Beschreibung von Japan.

c) Ebendas. a. d. 58. 59 S.

M n v

Kämpfer.
1691.

Merkwürdig-
keiten eines
Tempels.

Pflanzen, die
von den japa-
nischen Aerz-
ten hochgehal-
ten werden.

Catechu oder
Cachou.

Die Priester versichern, sie empfänden Linderung, sobald die Namen der Heiligen und Götzen, die auf das Papier geschrieben sind, zu verlöschen anfangen; und wenn das Wasser diese Züge gänzlich verzehret hätte, so wären sie völlig befreiet. Der besondere Ort, wo sich diese Seelen befinden sollen, heißt Sainokavara, und ist mit einem Steinhäusen bezeichnet. Kämpfer scheint in den Gedanken zu stehen, die Priester glaubeten, ohne Betrug wirklich eben das, was das Volk glaubet, weil er verschiedene sah, die auch solche Papiere kauften, und treuherzig hinein warfen ^{d)}. In einer dieser Capellen zeigte man allerley Seltenheiten ^{e)}, als Säbel alter Helden, deren Thaten dabey erzählt werden, zween schöne Korallenäste, zwey erstaunlich große Hörner von Einhörnern, zween Steine, deren einen man in einer Kuh, den andern in einem Hirsche gefunden hat, ein Kleid von Zeuge von Anna, wie die Engel im Himmel tragen, und dadurch das Vermögen zu fliegen erhalten; den Kamm des Joritomo, ersten weltlichen Monarchen in Japan, mit seinen Wapen darauf, die Glocke des Kobidais, Stifters einer berühmten Secte, und einen eigenhändigen Brief des Takamine. So haben alle Völker der Welt ihre Träume, die aus der menschlichen Natur entspringen, weil man solche in entfernten Ländern, die nie mit einander in Verbindung gestanden haben, so ähnlich antrifft.

Von Togiz giengen die Holländer noch eine Meile hinunterwärts, bald auf der Höhe, bald am Fuße des Berges Firango, von dem sie den hohen und berühmten Berg, Coma Jamma entdeckten. Sie ließen einen sehr merkwürdigen Wasserfall zur Linken. Da die See Sakone mit Bergen umgeben ist, so hat sie keinen Abfluß als drey Oeffnungen, die sie sich durch den Firango machet; und alles dieses Wasser, welches auf dem Abhängen des Berges gesammelt ist, sieht bey seinem Falle sehr sonderbar aus. Es geht alsdenn in ein gemeinschaftliches Bette zusammen, und verschiedene Bäche fallen dazu, so daß ein großer Fluß daraus wird, welcher über Felsen und Abstürze, mit schrecklichem Getöse durch das Thal ins Meer läuft, die Beschwerlichkeit des Weges wird durch die angenehmen Ausichten ersetzt. Ostlich zeigt sich das Meer am Ende einer Reihe von Bergen. Kämpfer beobachtete voll Lehrbegierde an diesen wilden Orten, eine wunderbare Mannichfaltigkeit von Gewächsen. Die japonischen Aerzte schreiben den Pflanzen dieses Berges besondere Kräfte zu, und lassen sie sorgfältig sammeln. „Sie halten eine sehr schöne Art des Adiantum, oder Frauenhaares besonders hoch, dessen Stengel und Seiten purpurbraun sind, und das in Japan nur unter dem Namen Sakona Ksa, Pflanze vom Sakone bekannt ist. Es wächst häufig, und seine Kräfte sind niemanden unbekannt; daher sich alle Reisenden da selbst aufhalten, sich damit zu versorgen.

Nachdem sie durch Innotta, Raetama, oder Kasamatz, und vor vielen berühmten Tempeln vorbeigegangen waren, so langten sie zu Odovara an, die Nacht da zubringen. Die Stadt ist wohl befestiget.

Man bereitet daselbst das wohlriechende Catechu zu ^{f)}, daraus man Pillen, Götzenbildchen, Blumen u. d. g. machet. Die Weibesbilder brauchen es sehr, in den Gedanken, es mache die Zähne feste und den Odem wohlriechend. Kämpfer bemerket, es sey ein verdickter Saft, den die Holländer und Chineser nach Japon bringen, und der nachdem er in Neaco und Odovara zubereitet, und mit Umbra, Kampfer u. d. g. vermenget worden, von diesen Völkern wieder gekauft und veräußert wird ^{g)}.

^{d)} Ebendas. a. d. 65 S.

^{e)} Ebendas. a. d. 66 S.

Den 12ten gieng man über den Fluß Sakawa, der nicht mehr als drey Fuß tief, und so gefährlich ist, wenn ihn die Regen aufschwellen, daß man, seiner Verwüstung zu widerstehen, mit großen Kosten Dämme so lang als seine Ufer sind, gemacht hat. Sakawa, Koosi, Magigawa, Misawa, Kojisa, Siraga und Bangsu, oder Bandaju sind lauter große Flecken, durch die man endlich in eine große und nicht auszufahende Ebene kömmt, die sich bis an Jedo erstrecket. Ferner findet man drey Flecken Marzija, Tango und Kawanda, die nach dem vierten Jootsuia führen. Unweit der Küsten Kawanda gegen über, sieht man einen Felsen wie eine Pyramide aus dem Meere steigen, und noch weiter gerade südwärts die berühmte Insel Kana-kura, deren Namen Küsten bedeutet. Die Großen, welche in Ungnade gefallen sind, werden dahin verwiesen; und wenn sie einmal dieses Unglück gelitten haben, selten zurück berufen. Sie sieht rund aus, hat höchstens eine Meile im Umfange, und ist mit sehr hohem Gehölze bewachsen. Ihre Küsten sind so steil, daß man die Fahrzeuge, in denen man die Gefangenen oder Lebensrittel hinbringt, mit Kranen heben muß. Eine Meile über Jootsuia geht man durch Susisawa, an welcher Stadt ein Fluß vorbey geht. Da verliert man das Meer aus dem Gesichte, und sieht es erstlich sechs Meilen davon wieder bey Sodogai, von dar man es bis Jedo beständig in Augen hat. Sodogai ist am Ufer selbst, wo die Mündung eines Flusses einen ziemlich sichern Hasen machet. Das Land, das sie diesen Tag durchreisten, war so fruchtbar als volkreich; es endiget sich mit einer kleinen Menge Hügel, von dar man eine zusammenhängende Reihe Städte und Flecken entdeckt, und nur noch sechs Meilen bis Jedo rechnet.

Dienstag, den 13ten, setzte man noch die Reise durch ein sehr volkreiches Land fort, dessen merkwürdigste Dörter Tsisi oder Tsifiti, Kanagawa, Kawasaki und Kotingo sind. Tsifunomori ist wegen der häufigen Schnecken und Meerpflanzen, die sich daselbst finden, berühmt. Kämpfer beobachtete, wie die Japaner daselbst die *Ulgam marinum* zubereiten, daß sie zur Nahrung dienen.

„Sie wählen zu der vornehmsten Pflanzen, die auf Muscheln wachsen; eine grüne und schmale, und eine andere röthliche und breitere. Sie zerschneiden solche, reinigen sie und waschen jede Art in frischem Wasser wohl ab. Nach diesem breiten sie die grüne über einem Stücke Holz aus, zerhacken sie in sehr kleine Theile, wie Toback, waschen sie wieder, thun sie in ein hölzernes Sieb, das zwey Fuß lang ist, und gießen frisches Wasser darauf. Wenn sie einige Zeit darinnen geblieben ist, so zieht man sie mit einer Art eines Kammes heraus, drückt es mit der Hand, daß ein dicker Teig daraus wird, und presset das Wasser heraus, damit es an der Sonne leichter trocknet. Die rothe Art ist nicht so gemein, als die grüne, daher man sie nicht zerhacket, übrigens aber eben so handthieret, und auch eine Art Kuchen daraus verfertigt, welche die Japaner sehr gern essen h.).

Sinagava zeigt sich eine halbe Meile über Tsusunomori, und ist eine Vorstadt von Jedo, zwei Meilen von dieser kaiserlichen Stadt; wenigstens stößt sie an die wahre Vorstadt, wie Fudsimi an die Vorstadt von Meaco. Der Gerichtsplatz zeigt bey dem Eingange einen entsetzlichen Anblick. Eine Menge Menschenköpfe und Leichname, halb verfaulet, halb verzehret; viel Hunde, Raben, und andere fleischfressende Thiere, die sich von diesen elenden Ueberbleibseln nähren. Sinagava besteht aus einer langen unordentlichen

f) Oder Terra Japonica, insgemein Cacho.

g) H. d. 65 C.

b) Ehend. a. d. 73. 74 G.

Kämpfer.
1691.

Ankunft zu
Jedo.

Was sie zuerst
gesehen.

Strenge ge-
gen sie.

chen Gasse, die das Meer rechter Hand, und einen Hügel zur Linken hat, auf dem man eine schöne Tempel entdeckt. Nachdem sie in dieser Gasse etwa drey viertheil Meilen zurückgelegt hatten: so hielten sie sich bey einem Wirthshause auf, wo die völlige Aussicht auf die Stadt und den Hafen, der ordentlich voll Schiffe, von allerley Größe und Gestalt ist, einen sehr schönen Anblick giebt. Man sagte ihnen, diese schöne Aussicht zöge oft Vornehme dahin. Noch eine viertheil Meile hatten sie bis an die Vorstadt von Jedo, die nur eine Fortsetzung von Singava ist, und davon bloß durch ein Wachhaus abgesondert wird. Hier geht das Meer so nahe an den Hügel, daß zwischen dem Hügel und dem Wege nur eine Reihe Häuser ist. Der Weg geht einige Zeit lang am Hügel hin, breitet sich alsdenn aus, und machet verschiedene unordentliche ansehnlich lange Gassen. Nach einer halben Stunde sahen die Holländer aus den schönern, breitem, und ordentlichern Gassen, der Menge Volkes und dem Lärmen, daß sie in der Stadt waren. Sie giengen über einen Markt, und von dar durch eine große Gasse, welche Jedo etwas unordentlich von Süden nach Norden durchschneidet, über verschiedene prächtige Brücken, unter denen sich eine zwey und vierzig Klafter lang, vor den übrigen unterschied. Sie ist als der Mittelpunkt; von dem man alle Wege und die Entfernung der Orter in diesem Theile des Reiches misst, be- rühmt. Sie sahen verschiedene Gassen, die alle nach der großen zugingen, und bewun- derten besonders die unglaubliche Menge Volkes, den Zug der Vornehmen und Für- sten, die ihnen alle Augenblicke begegneten, und den Schmuck des Frauenzimmers, das in Sänften und Palankinen beständig vorbeigien. Auch sahen sie eine ungemeine Man- nigfaltigkeit von Läden an den Gassen, wo allerley Proben und Muster aushingen, nebst einem schwarzen Tuche, das zur Bequemlichkeit oder zum Schmucke aufgehängt war. In den andern Städten war man neugierig, sie vorbeiziehen zu sehen; hier aber bemerketen sie solches nicht, vermuthlich, „weil ein so geringer Zug für die Einwohner einer so volkrei- chen Stadt nichts besonders hatte, wo der Aufenthalt eines großen Monarchen, die präch- tigsten Schauspiele gemein machet.“ Sie zogen eine ganze Meile in der großen Gasse bis an das ordentliche Gasthaus der Holländer.

Der Gesandte ließ seine Ankunft so gleich den Staatsbedienten, die zu auswärtigen Geschäften verordnet waren, melden. Der erste Befehl, den er erhielt, war, er sollte in seinem Zimmer mit allen seinen Leuten eingeschränkt bleiben, und der Bugio sollte keinen andern Japaner, als die zu ihrer Bedienung gehörten, ihnen nahe kommen lassen. Kämpfer murret ein wenig über diese Strenge. „Man kann glauben, saget er, daß unsere Wohnung weit genug von der Gasse entfernt war; denn sie befand sich im höchsten Stock- werke des Hintergebäudes, wo nur ein enger Zugang war, den man verschließen konnte, wenn es nöthig gewesen wäre. Eine Thüre war unten, die andere oben an der Treppe, und die Zimmer waren auf drey Seiten verschlossen. Das meine hatte nur ein sehr enges Fenster, durch welches ich kaum bey hellem Mittage die Sonne sah i).

Fast vierzehn Tage verstrichen, ehe der Gesandte seine erste Audienz erhalten konnte; und diese Zeit über wurde die Gefangenschaft der Holländer so wenig gemildert, daß man ihnen so gar empfahl, aus ihren Zimmern kein Papierchen mit europäischen Buchsta-
ten

i) Ebendaf. a. d. 86 S.

k) Vielleicht rührte dieses Mistrauen von ei- nem Brande her, der über vier tausend Häuser

vor Ankunft der Holländer verzehret hatte, und sich immer wieder erregte.



STÜCK VON DEM JEDOER MEERBUSEN

GRUNDRISS VON JEDO

A. Kaiserliche Pallast.

B. Niponbas oder Japonische Brücke.

Maaßstab von einer Meile oder 2500 Toisen.

1 L.

Vorstadt Sinagawa

Kam
169

Anf.
Jedo.

Was si
gesehen

Stre
gen sie.

ben auf die Gasse zu werfen k). Gleichwohl scheint es, Kämpfer habe die Geschicklichkeit besessen, es bey seiner Wache dahin zu bringen, daß er die Stadt besuchen, und eine Beschreibung davon machen dürfen, die desto merkwürdiger ist, weil er einen Grundriß, dessen Richtigkeit er versichert, beyfüget l).

Kämpfer.
1691.

Der V Abschnitt.

Beschreibung von Jedo und Aufenthalt der Holländer daselbst.

Gebäude. Vorsichtigkeit gegen Feuersgefahr. Kloster. Palläste. Theuerung der Lebensmittel. Kaiserliches Schloß. Innere Auszierungen. Zimmer wider den Donner. Audienz der Holländer. Ihr Aufzug. Montan hat die Sachen zu groß vorgestellt. Kämpfer wiederleget ihn. Verdrießliche Veränderung für die Holländer. Sie müssen dem japanischen Hofe zum Schauspiel dienen. Wie man sie im Saale der zweyten Audienz sehet. Wie der Kaiser und das Frau-

enzimmer gesetzt sind. Wie die Holländer mit dem Kaiser reden. Fragen an sie, und ihre Antworten. Mittel, das Leben zu verlängern. Die Holländer belustigen den Hof mit Vossen. Man bewirthe sie; begegnet ihnen nicht allzuernsthaft; weist ihnen zwei Landkarten. Artikel, die man dem Gesandten vorliest. Geschenke des Kaisers. Glücksbrief. Compliment des Abgeschickten.

Von den fünf großen Handelsstädten, die zum kaiserlichen Eigenthume gehören, ist Jedo die vornehmste, und zugleich die Hauptstadt, und größte Stadt des Reiches. Viel Fürsten und Herren halten sich da auf, welche den Hof ausmachen, und die Menge ihrer Einwohner ist fast unglaublich. Nach Kämpfers Beobachtung liegt sie im fünf und dreißigsten Grade zwey und dreißig Minuten Breite, in einer großen Ebene der Landschaft Musashi, in der Tiefe einer sehr fischreichen Bay, die an der rechten Hand, nach dem Meere zu, Ramakura, und die Landschaft Idso, linker Hand die Landschaften Iwa und Kudsu hat. Die Seite von Jedo nach dem Meere zu, hat die Gestalt eines halben Mondes. Die Japaner geben ihr sieben Meilen Länge, fünf Breite, und zwanzig zum Umfange. Sie hat keine Mauern, aber verschiedene Graben und hohe Wälle mit Bäumen bepflanzt, auch Thore, die Widerstand thun können, sind schon im Stande, sie zu vertheidigen. Ein großer Fluß, der im Westen entspringt, geht durch und fällt in den Hafen, da indessen einer seiner Arme dem Schlosse statt des Grabens dienet, und durch fünf Mündungen, deren jede eine prächtige Brücke hat, auch in den Hafen fällt.

Beschreibung
der kaiserlichen
Residenz
Jedo.

Jedo ist nicht so ordentlich, als die andern japanischen Städte gebauet, weil sie ihre heutige wunderwürdige Größe erst nach und nach erlangt hat. Indessen findet man hie und da so ordentliche Gassen, daß sie einander recht winklich durchschneiden. Diese Verschönerung hat sie den östern Feuersbrünsten zu danken, die vielmal eine Menge Häuser verzehret haben: die neuen Gassen können alsdenn, wie es die Eigenthümer des Grundes und Bodens haben wollen, angeleget werden. Ueberhaupt sind die Häuser in Jedo niedrig und klein, wie sonst überall im Reiche. Meistens sind sie von Fichtenholze erbauet, dünne mit Thöne überzogen. Inwendig sind sie wie zu Meaco beschaffen; nämlich mit papiernen Schirmen in Zimmer getheilet, und die Mauern mit gemaltem Papiere bekleidet, der Boden

Gebäude.

Y y 3

l) Er giebt vor, derselbe wäre von einem großen Grundriß fünfzehn Fuß lang und breit, den die Japaner selbst versertiget, und der in die Hände des Herrn Ritters Sloane gekommen, getreulich abgezeichnet und verjüngt worden. Man hat ihn hier beygefügt.

Kämpfer.
1691.

Vorsichtigkeit
gegen Feuers-
gefahr.

Klöster.
Palläste.

Theurung der
Lebensmittel.

Kaiserliches
Schloß zu
Jedo, oder
Pallast des
Kaisers zu
Japan.

den mit Matten, und das Dach mit Schindeln bedeckt. Bey so viel verbrennlichen Sachen muß das Feuer wohl viel Schaden thun. Jedes Haus soll unter, oder auf dem Dache eine Kufe voll Wasser, nebst Werkzeugen zu löschen haben. Diese Vorsichtigkeit hilft manchmal das Feuer in einem Hause löschen, aber sie ist zu schwach, die Wuth eines Brandes zu dämpfen. Alsdeun wissen die Japaner kein anderes Mittel, als die Häuser, an welche das Feuer noch nicht gelangt ist, nieder zu reißen. Sie haben dazu verordnete Leute, die Tag und Nacht herumgehen, braune lederne Kleider, zum Schutze vor die Flamme, und Feuerhaken tragen.

Alle Abtheilungen der Stadt sind wie in Europa, voll Mönche, Klöster, Tempel, und andere geistliche Gebäude, welche die schönsten Gegenden einnehmen. Aber die Wohnungen der Mönche sind von der Weltlichen ihren nur durch einige Stufen, die man hinaufsteigen muß, einen benachbarten Tempel oder Capelle, oder wenigstens einen großen Saal mit verschiedenen Altären und Götzen darauf, unterschieden. Die Palläste der Großen sind prächtig, wie man sich von so viel Fürsten und vornehmen Herren ^{m)} vorstellen kann, die sich ordentlich in der Hauptstadt aufhalten. Sie sind von den schlechten Häusern, durch große Höfe und prächtige Thore, da man einige sehr ausgeputzte Stufen hinaufsteigt, unterschieden. Doch haben sie nur ein Stockwerk, das in verschiedene prächtige Zimmer getheilt ist, ohne Thürme und andere Zierrathen, die man als Kennzeichen der Macht, an den Schlössern der Großen, in ihren erblichen Ländern sieht.

Jedo ist, nach Kämpfers Ausdrücke, eine Pflanzschule der Künstler, Kaufleute und Handwerker, und doch ist alles da theurer, als anderswo. „Dieses verursacht der unsägliche Zusammenfluß des Volkes, müßiger Mönche und Hofleute, nebst der Schwierigkeit, die Lebensmittel fortzuschaffen.“

Das Schloß oder der kaiserliche Pallast liegt fast im Mittel der Stadt. Seine Gestalt ist unordentlich. Es soll fünf Meilen im Umkreise haben. Es besteht aus zwei Einfassungen, die man zwey völlige Schlösser nennen kann. Das dritte, welches den Mittelpunkt ausmachet, und der eigentliche Aufenthalt des Monarchen ist, hat an den Seiten noch zwey andere feste, aber kleinere Schlösser, nebst großen Gärten hinter den kaiserlichen Zimmern. Jedes dieser Schlösser ist mit Graben und Mauern umgeben. Das erste nimmt einen großen Platz ein, welcher das zweyte und einen Theil des kaiserlichen Pallastes in sich schließt. Es enthält so viel Gassen, Gräben und Canäle, daß es Kämpfern schwer wurde, sich den Grundriß davon vorzustellen, ob er solchen wohl, nebst dem Grundriße der Stadt liefert. In diesem äußern Schlosse halten sich die Fürsten des Reiches, nebst ihren Familien auf. Das zweyte nimmt nicht so viel Raum ein, und sieht nach dem dritten zu, ist aber von den beyden andern, durch Graben, Mauern, Zugbrücken, und starke Thore abgesondert. Es hat eine zahlreichere Wache, als das erste, und enthält prächtige Palläste einiger der mächtigsten Reichsfürsten, Staatsräthe, vornehmsten Kronbedienten; kurz, alle Herren, die ihre Verrichtungen zu einer genauern Vertraulichkeit mit dem Kaiser berechtigen. Der eigentliche kaiserliche Pallast liegt etwas höher, als diese beyden Schlösser, ist mit einer dicken Mauer von gehauenen Steinen umgeben, die Bollwerke hat, welche den europäischen

^{m)} Man sehe die Beschreibung im folgenden Artikel.

ⁿ⁾ Weiter unten redet Kämpfer vom Enale der zwey hundert Matten.

paischen ziemlich ähnlich sind. Ein Erdwall auf der innern Seite unterstühet verschiedene lange Gebäude und Wachthürme, die viele Stockwerke haben. Das Gebäude, welches der Kaiser wirklich bewohnet, ist ungemein stark. Es besteht aus erstaunlich großen gehauenen Steinen über einander, ohne Mörtel und eiserne Haken gelegt, damit bey den Erdbeben, die in Japon gemein sind, die Steine dem Stöße weichen können, und das Gebäude nicht beschädiget wird. Im innern Pallaste erhebt sich ein Thurm, höher als die übrigen Gebäude, in verschiedene Stockwerke, jedes mit seinem Dache getheilet, und so reichlich gezieret, daß es von weiten dem ganzen Schlosse ein so prächtiges Ansehen giebt, daß man darüber erstaunet. Eine Menge gekrümmte Dächer, mit vergoldeten Drachen auf dem Gipfel, und in den Ecken, welche alle die übrigen Gebäude bedecken, sehen ebenfalls sehr wohl aus. Das zweyte Schloß hat wenig äußerliche Zierrathen, ist aber wie das erste mit breiten und tiefen Gräben, und sehr hohen Mauern, nebst einem einzigen Thore und einer Brücke versehen, die ins dritte geht. Im ersten und zweyten erzieht man die kaiserlichen Kinder: alle diese Schösser und Palläste haben nur ein Stockwerk, und sind doch ziemlich hoch. Das dritte hat verschiedene lange Gänge und große Säle, die mit Schirmen können abgetheilet werden. Jedes Zimmer hat seinen Namen. Der sogenannte Saal der tausend Matten dienet nur zu großen Versammlungen, wo der Kaiser die Huldigung und die Geschenke der Reichsfürsten, und die Gesandten der fremden Mächte empfängt: aber es giebt auch noch andere Audienzsäle da u.). Ihrer Schönheit mangelt nichts nach der dasigen Bauart. Decken, Bretter und Säulen sind von Cedernholze, Kampferholze oder Jesserholze, dessen Aehren natürliche Blumen und andere sonderbare Gestalten vorstellen. Verschiedene Zimmer sind nur lakirt, andere mit schöner Bildhanerarbeit gezieret. Meistens zeigen sich Vögel oder Nester in halberhabener Arbeit, künstlich vergoldet. Der Boden ist mit weißen Matten bedeckt, die goldene Franzen zur Einfassung haben. Sonst ist das Geräthe in des Kaisers und in der Fürsten Zimmern, wenig unterschieden. Der kaiserliche Schatz wird in einem Zimmer verwahret, das Dächer von Kupfer, und Thürren von Eisen hat, damit es vor dem Feuer sicher ist. Die Furcht vor dem Donner hat sie auf den Einfall gebracht, ein unterirdisches Gewölbe anzulegen, dessen Decke ein großes Wasserbehältniß über sich hat. Dahin begiebt sich der Kaiser, wenn es donnert; denn die Japoner bilden sich ein, durch einen solchen Schuß dringe das Feuer des Himmels nicht. Kampfer gesteht, er habe es selbst nicht gesehen, und berichte es nach anderer Zeugnisse o).

Kämpfer.
1691.

Innere Aus-
zierungen.

Zimmer, sich
vor dem Don-
ner zu verber-
gen.

Wie die Hol-
länder Au-
dienz erhalten

Endlich ward der Tag zur Audienz den 29sten März angesehet, welches der letzte Tag im zweyten Monate der Japoner ist. Es war zwar einer von den ordentlichen Audienztagen des Kaisers; aber Kämpfer meldet, man würde doch nicht daran gedacht haben, die Holländer so bald abzufertigen, wenn der Liebling des Kaisers, welcher dem Monarchen zu Ehren ein Fest anstellen wollte, und zu seinen Vorbereitungen Zeit hatte, sie nicht gern hätte los seyn wollen. Dieser Herr, Makino Bingo genannt, war Hofmeister des Kaisers gewesen, und hatte sich noch in der höchsten Gunst erhalten. Er ließ dem holländischen Gesandten melden, sich auf den 29sten fertig zu halten. Die Vorbereitungen enthielten nicht viel besondere Ehrenbezeugungen; denn er ließ ihm schlechtweg sagen, er sollte sich bey guter Zeit bey Hofe einfinden, und sich im Wachsaale aufhalten, bis er gerufen würde p).

o) Ebendasselbst a. d. 85 S.

p) A. d. 90 S. Makino Bingo war Präse-
dent des Staatsrathes.

Kämpfer.
1691.

Warum sie
merkwürdig
ist.

Der Hollän-
der Zug.

Die Erzählung dieser Audienz ist desto merkwürdiger, weil man nicht nur daraus sieht, wie den Holländern in Japon begegnet wird, seit dem sie es dahin gebracht haben, daß sonst alle Europäer daselbst ausgeschlossen worden; als auch, weil der Verfasser den Montanus in dem berühmten Werke, das dieser herausgegeben hat, einer Falschheit beschuldigt 1); und da man Kämpfern für einen geschickten und aufrichtigen Bemerkter zu halten hat, so ist sein Zeugniß das einzige, nach dem man sich einen gehörigen Begriff von dem japonischen Hofe machen kann. Wir wollen in seiner Erzählung nichts ändern, als nur die Schreibart etwas verbessern.

„Donnerstags, den 29sten März, wurden die Geschenke für Seine kaiserliche Majestät nach Hofe gesandt. Sie sollten daselbst auf hölzernen Tafeln im Saale der tausend Maten geordnet werden, wo der Kaiser sie durchsehen wollte. Wir folgten sogleich mit schwarzer Begleitung, jeder mit einem schwarzen seidenen Mantel bedeckt. Mit uns giengen drey Intendanten, der Befehlshaber von Nangasacki, ein Abgeordneter des Bugio, zweene Boten von Nangasacki, und ein Sohn des Dollmetschers, alle zu Fuß. Unser viere ritten, einer hinter dem andern, drey Holländer und unser Dollmetscher. Jedes Pferd führte ein Knecht am Zaume, auf der rechten Seite. Auf dieser Seite steigt man im Lande auf und ab. Sonst führten zweene Knechte unsere Pferde, aber wir haben diesen Gebrauch als eine unnütze Ausgabe unterdrückt. Unser Gesandter, den die Japoner Hauptmann nennen, folgte uns in einem Norimon, nebst unserm alten Dollmetscher, der in einem Tango getragen wurde. Unsere Bedienten beschloßen den Zug zu Fuß. So begaben wir uns mit einem Zuge, der eine halbe Stunde dauerte, ins Schloß. In die erste Einfassung kamen wir über eine große Brücke mit einem Geländer, auf der sich eine Reihe kupferne Kugeln befindet; der Fluß darunter ist breit, und läuft nordwärts um das Schloß. Man sah viel Fahrzeuge und Barken darauf. Am Ende der Brücke fanden wir zween befestigte Thore, hinter denen wir eine kleine Wache sahen. Durch das zweyte kamen wir in einen großen Platz, wo die Wache zahlreicher war. Der Waffensaal schien uns mit Tuche tapeziret zu seyn. Die Piken stunden aufgerichtet, am Eingange, inwendig aber befanden sich vergoldete Waffen, lakirte Flinten, Schilde, Bögen, Pfeiler und Röcher, alles sehr ordentlich und zierlich gesetzt. Die Soldaten saßen auf der Erde mit kreuzweis gelegten Füßen, alle in schwarze Seide gekleidet, und jeder mit zween Säbeln am Gürtel: man ließ uns durch die erste Einfassung ganz durchgehen; zwischen den Pallästen der Fürsten und Großen, welche das Innere dieses Schlosses erfüllen. Das zweyte, in das wir gelangten, schien uns von jenem nur durch den Bau der Thore und Palläste, der prächtiger ist, unterschieden. Da mußten wir unsern Norimon, unser Tango, und unsere Pferde und Bediente lassen, und über eine lange Brücke in den Aufenthalt des Kaisers Sonmarz genannt, gehen. Als wir über diese Brücke waren, so giengen wir durch ein doppeltes Bollwerk, dem zweyten Thore folgten, durch welche wir in eine unordentliche Gasse kamen, die an beyden Seiten sehr hohe Mauern hat. Wir kamen bey der großen Wache des Schlosses, Siaknimban genannt, an, die sich am Ende dieser Gasse bey dem letzten Thore zum Pallaste befindet. Man befahl uns, im Wachsaale zu warten, bis der große Staatsrath versammelt wäre, da wir sollten vor-

1) Merkwürdige Gesandtschaften der Holländer ins Kaiserthum Japon. Man sehe in der Beschreibung, was davon zu halten ist.

„geführt werden. Die beyden Hauptleute der Wache boten uns höflich, Thee, und Taback zu rauchen an; und einige andere Edelleute kamen, uns Gesellschaft zu leisten. Wir warteten wenigstens eine Stunde, und sahen indessen verschiedene Staatsräthe, manche zu Fuße, manche in ihren Norimons getragen, in den Pallast kommen. Endlich führte man uns, durch zwey prächtige Pforten, über einen großen viereckichten Platz bis an den Eingang des Pallastes. Der Raum zwischen der zweyten Pforte, und der Vorderseite des Pallastes war voll Hofleute und Soldaten. Man steigt von dar durch zwey Treppen in einen geräumen Saal, rechter Hand des Einganges, wo alle diejenigen, die vor den Kaiser oder die Staatsräthe gelassen werden sollen, verziehen müssen. Dieser Saal ist sehr groß und hoch, und doch dunkel genug, wenn man alle Schirme hinein gesetzt hat, weil er nur von den Fenstern in der Höhe in einem benachbarten Zimmer Licht erhält. Sonst ist er nach der Landesart kostbar ausgezieret, und seine vergoldeten Pfeiler stehen zwischen den Schirmen sehr wohl aus. Wir warteten daselbst noch eine Stunde, bis der Kaiser in den Audienzsaal gekommen war. Darauf führten drey Officirer unsern Gesandten vor Seine Majestät, und ließen uns in dem ersten Saale, wo wir waren. Sobald er hinein war, schrien sie laut: *Hollanda Capitaine*. Dieß war das Zeichen, ihn an die Leistung der gewöhnlichen Unterthänigkeit zu erinnern. Er kroch dem Gebrauche nach auf Händen und Knien an den ihm angewiesenen Ort, zwischen die Geschenke, die auf einer Seite gestellet waren, und dem Kaiser, der auf der andern saß, setzte sich daselbst auf die Knie, beugte sich nach der Erde, und berührte solche mit der Stirne. Nachgehends kroch er wie ein Krebs auf Händen und Füßen zurück, ohne den Mund zu öffnen, und ein einziges Wort zu sagen. Weiter geht bey denen Audienzen, die wir von diesem mächtigen Monarchen erhalten, nichts vor, und bey denen Audienzen, die er den größten Reichsfürsten giebt, beobachtet man nicht mehr Ceremonien. Man ruft sie laut bey ihren Namen; sie kriechen hinzu, und wenn sie mit der Stirne auf die Erde geschlagen haben, kriechen sie zurück.

Kämpfer.
1691.

„Der Audienzsaal, oder der Saal von hundert Matten, ist dem, welchen Montanus beschreibt und abbildet, in nichts ähnlich. Der erhabene Thron, die Stufen hinaufzusteigen, die Tapeten, damit sie bedeckt seyn sollen, die prächtigen Säulen, zwischen denen, wie er saget, die Reichsfürsten vor dem Monarchen niedersinken, und andere Abschilderungen, sind nur in seiner Einbildungskraft gewesen. Was man in diesem Saale findet, ist in der That sehenswürdig und kostbar, aber nicht so künstlich, wie er es vorstellet. Bey unserer zweyten Reise nach Hofe, hatte man die Gewogenheit, uns den Saal zu zeigen; und ich bediente mich derselben, einen Grundriß zu machen, der sich leicht fertigstellen ließ. Man brauchte sich nur die Zahl der Matten, der Säulen, der Schirme und der Fenster sagen zu lassen. Sein Boden ist wirklich mit hundert Matten, alle von einer Größe, bedeckt; daher er *Sen Sio Siki*, Saal der hundert Matten, genannt wird. Auf einer Seite ist er nach einem kleinen Hofe geöffnet, von dem er sein Licht empfängt, auf der gegenüberstehenden stößt er an zwey andere Zimmer, deren eines den Staatsräthen zum Audienzsaale dienet, in dem zweyten, welches kleiner ist, weiter hin liegt, und nur eine Stufe erhöht ist, sitzt der Kaiser mit kreuzweisgelegten Füßen auf einer geringen Anzahl Teppichte. Man kann ihn nicht wohl sehen, weil das Licht nicht bis an den Ort, der ihm statt des Thrones dienet, kommt; wie denn auch die Audienz sehr kurz ist, und diejenigen, welche man dazu läßt, in einer allzugebückten Stellung sind, als daß sie ihn recht sollten betrachten können. Außerdem ist bey dieser Ceremonie etwas Allgemeines. Reisebesch. XI Band.

Montanus
hat die Sa-
len zu groß
vorgestellt.

Kämpfer wie
derleget ihn.

Kämpfer.
1691.

„jestätisches, welches viel Ehrfurcht erregt. Die Staatsräthe, Fürsten und Herren des Reiches, die in großer Menge da sind, die kaiserlichen Kammerjunker, und andere große Bediente, die alle eine doppelte Reihe im Saale, und an allen Zugängen in einer schönen Ordnung sitzend, und prächtig gekleidet ausmachen, beobachten alle ein erstaunliches Stillschweigen, r).

Verdrüssliche
Veränderung
für die Hol-
länder.

Sonst kam der holländische Abgesandte mit Ablegung der Unterthänigkeit davon, und wenig Tage darauf, las man ihm gewisse Verordnungen vor s), die er zu beobachten versprach, worauf man ihn nach Tangasaki zurück sandte. Aber seit mehr als zwanzig Jahren z), werden der Gesandte, und die Holländer, die ihn begleiten, wieder in den Pallast hineingeführt, damit sie der Kaiserin, den Prinzessinnen und den Damen das Vergnügen machen, sich von ihnen besehen zu lassen. Bey dieser zweyten Audienz befinden sich der Kaiser und das Frauenzimmer, hinter Schirmen und Gitterfenstern, aber die Staatsräthe und andere Hofbediente sitzen frey. Kämpfer schildert diesen seltsamen Auftritt sehr natürlich ab.

Sie müssen
dem japoni-
schen Hofe
zum Schau-
spiele dienen.

„Nach der Ceremonie der Unterwürfigkeit, begab sich der Kaiser wieder in sein Zimmer, und wir wurden nebst dem Gesandten gerufen. Man führte uns, durch verschiedene Zimmer, in einen stark vergoldeten Gang, wo wir eine viertheil Stunde warteten. Nachgehends giengen wir durch verschiedene andere Gallerien in ein großes Zimmer, wo man uns ersuchte, uns zu setzen. Verschiedene beschorne Leute, welches die Aerzte des Kaisers, Küchenbediente und Geistliche waren, fragten nach unserm Namen und Alter. Doch man setzte bald Schirme vor uns, uns von ihrer Unbescheidenheit zu befreien. Wir blieben eine halbe Stunde in diesem Orte. Nach diesem führte man uns durch andere dunklere Gänge, die mit einer zusammenhängenden Reihe Leibwache besetzt waren. Nach ihnen, näher bey dem Zimmer des Kaisers, ward die Reihe durch verschiedene hohe Kronbedienten fortgesetzt, die das Gesicht nach dem Saale kehrten, wo man uns erwartete. Sie saßen in ihren Ceremonientkleidern auf den Fersen, mit gebogenem Kopfe. Der Saal bestand aus verschiedenen Zimmern, die gegen den mittlern Raum gekehrt waren; einige waren offen, andere mit Gitterfenstern und Schirmen verschlossen. Manche waren von fünfzehn Matten, andere von achtzehn, und eine Matte höher oder niedriger, nach Beschaffenheit der Personen, welche sie bewohnten. Die Mitte war ohne Matten, und folglich am niedrigsten, weil man sie weggenommen hatte. Auf dem Boden dieses Raumes, befahl man uns, uns zu setzen. Der Kaiser und die Kaiserin saßen uns zur Rechten, hinter Gitterfenstern. Ich hatte zweymal Gelegenheit, die Kaiserin durch Oeffnungen zu sehen.

Wie man sie
im Saale der
zweyten Au-
dienz setzt.

„Sie kam mir schön vor, von brauner Farbe, mit schwarzen, feurigen Augen, etwa sechs und dreyßig Jahre alt; und da ihr Kopf ziemlich groß war, so schloß ich aus der Verhältniß, sie müsse lang seyn. Durch Gitterfenster verstehe ich eine Art sehr feiner Taperey, aus gespaltenem Rohre zusammengesetzt, und hinten mit einer durchsichtigen Seide bekleidet, welche Oeffnungen einer Handbreit weit hat, durch welche man frey sehen kann. Man malt sie mit verschiedenen Figuren, zur Zierde, oder vielmehr diejenigen, welche dahinter sind, besser zu verbergen, ob es wohl auch ohne solche Gemälde schwer

Wie der Kai-
ser und das
Frauenzim-
mer da gesetzt
sind.

„fällt, Leute von weitem zu erkennen, besonders wenn es auf der Seite, wo sie sich befinden, dunkel ist. Der Kaiser selbst befand sich in einem so dunkeln Orte, daß wir ihn schwer

r) Ebendas. a. d. 96 und vorherg. S.

s) Man sehe die Beschreibung.

„schwerlich würden entdeckt haben, wenn man nicht seine Stimme gehört hätte. Gleichwohl redete er so sachte, daß es schien, als wollte er nicht erkannt seyn. Die Prinzessinnen vom Gebüre, und das Hofrauzimmer befanden sich uns gegenüber hinter Gitterfenstern. Ich bemerkte, daß man zwischen das Rohr papierne Deutchen gesteckt hatte, die Oeffnungen zu erweitern, und die Aussicht freyer zu machen. Ich zählte etwa dreyßig solcher Deutchen, woraus ich schloß, daß das Frauenzimmer ungefähr soviel wäre. Matino Bingo saß allein auf einer erhabenen Matte, uns zur Rechten, an einem freyen Orte auf der Seite des Kaisers. Uns zur Linken, in einer andern Abtheilung, saßen die Staatsräthe der ersten und zweyten Ordnung. Die Gallerie hinter uns ward mit den vornehmsten Hofbedienten und kaiserlichen Kammerjunkern erfüllet. Ein anderer Gang, der nach der Abtheilung, wo sich der Kaiser befand, führte, ward von den Kindern der Fürsten, den Edelknaben seiner Majestät und einigen Priestern, die sich verbargen, um uns zu sehen, eingenommen. So war der Schauplatz beschaffen, auf dem wir spielen sollten u).

Kämpfer.
1691.

„Unser erster Dolmetscher setzte sich ein wenig über uns, um die Fragen und Antworten leichter zu hören, und wir nahmen unsere Plätze zu seiner Linken ein, alle in einer Reihe, nachdem wir kriechend und niederfallend bey den Gitterfenstern des Kaisers vorbeigezogen waren. Bingo sagte uns von wegen des Monarchen, derselbe sähe uns gern. Der Dolmetscher, der uns dieses meldete, sagte auch unsers Gesandten Antwort: sie bestund in einer demüthigen Dankagung, daß der Kaiser die Gnade gehabt hätte, uns die Freyheit des Handels zu verstaten. Bey jeder Erklärung fiel der Dolmetscher nieder, und redete laut genug, daß ihn der Kaiser hören konnte; alles aber, was aus des Monarchen Munde gieng, wurde durch den Bingo vorgebracht, als wenn des Kaisers Worte zu heilig wären, unmittelbar an niedere Bediente zu gelangen. Nach den ersten Complimenten folgte ein wahrhaftes Poffenspiel x).

Wie die Holländer mit dem Kaiser reden.

„Man that tausend lächerliche Fragen an uns, als: wegen unsers Alters und Namens, welches jeder von uns auf ein Stück Papier, mit einem europäischen Schreibzeuge, das wir dieserwegen mitgebracht hatten, aufzeichnen mußte. Nachgehends befahl man uns, das Papier dem Bingo zu geben, der es durch eine Oeffnung im Gitterfenster dem Kaiser überreichte. Man fragte darauf den Capitain oder Gesandten, wie weit es von Holland nach Batavia, und von Batavia nach Japon wäre? wer mehr Macht hätte; ob der Generaldirector der holländischen Gesellschaft, oder der Fürst von Holland? Mich insbesondere fragte man, was für äußerliche und innerliche Krankheiten ich für die gefährlichsten zu heilen hielte? Wie ich mit innerlichen Geschwüren umgieng? Ob die europäischen Aerzte nicht ein Mittel zur Unsterblichkeit suchten, wie die chinesischen seit viel Jahrhunderten thäten? Welches das beste Mittel in Europa wäre, das Leben zu verlängern. Ich antwortete auf diese letzte Frage, unsere Aerzte hätten eine geistige Feuchtigkeit entdeckt, die in dem Körper die Flüssigkeit der Säfte erhalten, und die Lebensgeister stärken könnte. Diese Antwort schien zu weitläufig zu seyn, und man verlangte, ich sollte den Namen dieses vortreflichen Mittels sagen. Weil ich wußte, daß alles, was man in Japon hoch hält, sehr lange und prächtig klingende Namen bekömmt: so antwortete ich, es sey des Sal volatile oleosum Sylvii. Dieser Name ward hinter dem Gitterfenster geschrieben, und ich mußte ihn verschiedenemal wiederholen. Man verlangte, zu wissen, wer der Erfinder dieses

Fragen an sie, und ihre Antworten.

Mittel das Leben zu verlängern.

333²

u) A. d. 98 S. x) A. d. 99 S.

*) Von 1691 rückwärts zu rechnen, da der Verfasser schrieb.

Kämpfer.
1691.

„ses Mittels, und wo er her wäre? Ich berichtete, es sen der Professor Sylbius in Holland. Man fragte sogleich, ob ich es zu machen wüßte? Der Gesandte befahl mir, ich sollte es verneinen; ich aber antwortete: ja, doch nicht zu Japon. Man fragte, ob ich es zu Batavia machen könnte; und als ich mit ja antwortete, so befahl der Kaiser, man sollte es ihm mit den ersten Schiffen schicken, die in Japon anlangen würden.

Die Holländer
der belustigen
den Hof durch
Poffen.

„Der Kaiser, der bisher ziemlich weit von uns geblieben war, näherte sich unsers Rechten, und setzte sich so nahe, als möglich, hinter die Gitterfenster. Er ließ uns darauf nach und nach befehlen, unsere Mäntel abzunehmen, aufgerichtet zu stehen, zu gehen, stille zu stehen, Complimente mit einander zu machen, zu springen, Trunkene vorzustellen, ja, ponisch zu radebrechen, holländisch zu lesen, zu malen, zu singen, zu tanzen, unsere Mäntel umzunehmen und abzulegen. Wir bewerkstelligten diese Verordnungen, und ich fügte meinem Tanze ein verliebtes deutsches Liedchen bey. Auf diese Art, und durch hundert andere Poffen, mußten wir unsere Geduld zur Belustigung des Kaisers und des Hofes üben y).

„Der Gesandte selbst ist indessen doch von diesem Spiele befreuet, und die Ehre, daß er seinen Herrn vorstellt, versichert ihn vor allem unanständigen Begegnen und Verlangen. Außerdem zeigte er auch in seinem Ansehen, und in seiner Aufführung so viel Ernsthaftigkeit, daß die Japoner wohl sahen, solche Pöckelheeringsbefehle würden ihm nicht gefallen z). Der Auftritt endigte sich mit einem Mittagmahle, das man jedem unter uns auf kleinen Tafeln mit japonischen Speisen besetzt, vortrug, wobey elfenbeinerne Täßelchen, statt Messer und Gabeln, lagen a). Nachgehends führten uns zweene Officirer wieder in das erste Vorzimmer, wo wir von ihnen Abschied nahmen.

Man bewir-
thet sie.

Sie besuchen
die Hofleute.

Man bege-
gnet ihnen
nicht allzu
ernsthaft.

„Die folgenden Tage brachte der Gesandte mit Besuchen bey den Ministern und vornehmsten Staatsrathen zu. Man empfing ihn überall sehr höflich, durch die Intendanten und Secretäre b), die ihn mit Thee, Taback und Confecte bewirtheten. Die Zimmer, wo man ihn hinführte, waren hinter den Schirmen und Gitterfenstern voll Leute, die sehr wünschten, daß die Holländer ihre lustigen Poffen machen möchten. Ueberall hielt man diese Gefälligkeit nicht, doch tanzten und sangen sie an einigen Orten, wo sie mit der Bewirthung zufrieden waren. Manchmal stieg ihnen das starke Getränk, das man sie etwas zu häufig trinken ließ, auch zu sehr in den Kopf. Diese Gefälligkeit, den Großen

y) Ebendaselbst a. d. 101 S.

z) Doch gesteht Kämpfer a. d. 190 S. daß man den Gesandten vor seiner zweyten Reise nach Hofe, auch nöthigte, den Mantel abzunehmen, und in dem Zimmer allerley Uebungen zu machen. Der Kaiser war das erste mal so wohl mit den Holländern zufrieden gewesen, daß er ihnen das zweytemal anbefehlen ließ: „ohne Zeitverlust ihre Mäntel abzulegen, aufzustehen, zu gehen, sich umzudrehen, zu tanzen, zu singen, zu complimentiren, sich böse zu stellen, sich zum Essen zu laden, mit einander, als gute Freunde, als ein Vater mit seinen Kindern, als Mann und Frau, zu sprechen, Abschied von einander zu nehmen, mit Kindern zu

spielen, sie zu tragen, ihre Hüte und Perücken abzunehmen u. a. d. 181 u. f. S. In der Mendez Pinto Reise im X Theile dieser Sammlung hat man gesehen, daß die Japaner selbst gute Poffenspieler sind, und daß die Großen so viel Ergözung daran finden, daß sie sich selbst durch solche Vorstellungen nicht für entehrt hielten.

a) Kämpfer scheint mit der kaiserlichen Bewirthung nicht vollkommen zufrieden zu seyn. Er beklaget sich anderswo a. d. 187 S. Die Mahlzeit sey der Pracht eines so mächtigen Monarchen nicht gewäp gewesen. Auf jede Tafel, schreibt er, setzte man folgendes: 1) zween hohle Brodchen mit Senf körnern durchsäet. 2) Ein Stückchen weissen Zucker

Großen zum Possenspiele zu dienen; und die Schwierigkeit, die sie auf den Gassen fanden, sich von der Menge des Volkes los zu machen, geben einen besondern Begriff von ihrer Gesandtschaft. Indessen bezeugten sie einige Ungeduld, sich wegzubegeben, weil sie glaubeten, man habe zu wenig Achtung für sie. Wir sahen uns, saget Kämpfer, nicht als Kaufleute an, die nur des Handels wegen gekommen wären, sondern als Gesandte, denen man mit Ehrerbietigkeit begegnen sollte c).

Kämpfer.
1691.

Bei einem Besuche, den sie bei dem Herrn Tsusimano Cami ablegten, trug man ihnen folgende Speisen zur Mittagsmahlzeit auf: Fisch in einer sehr guten Brühe gekocht, gebratene Austern in den Schalen mit Essig; verschiedene Schnittchen einer gebratenen Gans, gebratene Fische und gekochte Eier. Das Getränk, das man ihnen vorsetzte, war vortreflich. Nach der Mahlzeit verlangte man, ihre Hüte, Pfeifen und Uhren zu sehen. Man brachte zwei Landkarten. Eine war ohne Namen der Länder, aber sonst ziemlich wohl gezeichnet, und allem Ansehen nach, von einer europäischen Karte genommen; die andere war eine Karte von der ganzen Erde, länglicht rund, und die Namen mit den japonischen Katakana, eine Art Schriftzügen, bezeichnet. Kämpfer bediente sich dieser Gelegenheit, zu beobachten, wo die Japoner die Länder nordwärts ihres Reiches vorstellen. Ueber Japon, den beyden großen nordlichen Vorgebirgen Osju gegenüber, bemerkete er die Insel Jesogassima. Ueber dieser Insel sah er ein Land, noch einmal so groß, als China, in verschiedene Landschaften getheilt, deren sich ein Drittheil nach dem Polarkreise zu streckte, und viel weiter nach Osten gieng, als die östlichsten Küsten von Japon. Es war mit einem großen Meerbusen auf der östlichen Küste vorgestellt, America gegen über; und der Meerbusen war ungefähr viereckicht. Zwischen diesem Lande und America war nur eine schmahle Ueberfahrt, und in derselben eine kleine Insel darüber. Nach Norden befand sich eine andere Insel, von länglichter Gestalt, die mit ihren beyden Enden fast die beyden festen Länder Jesso westlich, und America östlich berührte, und sie die Durchfahrt nach Norden ausmachte; ungefähr eben so hatte man alle unbekannte Länder um den südlichen Polarkreis als Inseln angesetzt d).

Man weist ihnen zwei Landkarten.

Kämpfers Bemerkungen über diese Karten.

Von viel andern Umständen, die Kämpfer auf den beyden Reisen des Gesandten nach Hofe eben so sorgfältig angemerkt hat, ist noch einer, den wir hier nicht weglassen dürfen, ob er ihn wohl auf eine solche Art vorträgt, daß er die Holländer so viel als möglich, dabei zu schonen suchet. Nachdem der Gesandte seine Abschiedsaudienz erhalten hatte: so forderte man ihn vor die Staatsräthe, die Befehle wegen des Handels verlesen zu hören; unter

Artikel, die man dem Gesandten vorliest.

333 3

ter, so raffirtet als ob er gestreift wäre; 3) fünf eingemachte Rainokis; dieses sind Nüsse vom Baum Kai, die unsern Mandeln ziemlich gleich kommen; 4) einen viereckichten flachen Schnittkuchen. 5) Zwee Kuchen von Mehl und Honig, wie Trichter geformet, braun und dicke, aber etwas harte, auf einer Seite waren sie mit einer Sonne oder Rose, auf der andern mit dem Dairi Tsip, d. i. des Dairi Wapen, einer Blüthe und Frucht eines großen Baumes Kiri, bezeichnet. Die Blüthe ist dem Klettentrante, und das Blatt dem Fingerhutfrante meist ähnlich. 6) Zwei viereckichte Schnittchen eines Kuchens von feinem Mehle, Bohnen und Zucker, braunroth und bröcklig.

7) Zwei andere aus Reis gebacken, gelb und harte. 8) Noch zwei andere, da die Krume ganz von andern Teige war, als die Nade. 9) Ein großer Mangu gekocht und mit Erbsenmehle gefüllt, mit Zucker vermenget, den man für Bierlack hätte halten sollen. 10) Zwee kleinere Mangues von ordentlicher Größe, auch so zugerichtet. Die Holländer kosteten von allem, worauf der Dollmetscher Befehl bekam, das übrige wegzunehmen. Er hatte seine völlige Ladung daran, und man gab ihm, solches wegzutragen, Papier und Bretter a. d. 192. 193 S.

b) Ebendas. a. d. 102 S.

c) Ebendas. a. d. 106 und vorherg. S.

d) Ebendas. a. d. 193 S.

Kämpfer.
1691.

Geschenke
des Kaisers.

Umstände bey
der Großen
Geschenken.

Glücksbrief.

Compliment
des Abgesand-
ten, und Ant-
wort des Ge-
sandten.

ter andern e) enthielten sie: die Holländer sollten kein Schiff oder Fahrzeug der Chineser oder Siquans beunruhigen: in ihren Schiffen keine Portugiesen oder Priester nach Japan bringen: und auf diese Bedingungen gestattete man ihnen einen freien Handel. Nach dieser Ceremonie beschenkte man den Gesandten mit dreßzig Röcken, die an eben dem Orte auf dreß Brettern aufgehangen waren. Man fügte den sogenannten Glücksbrief, ein Zeugniß von dem Schutze des Kaisers, bey. Der Gesandte mußte viermal niederfallen, und legte zu Bezeugung seiner Ehrerbietigkeit, eines von den Enden der Röcke auf seinen Kopf.

Desselben Tages Nachmittags, ehe er nach seiner Wohnung zurück gefehret war, schickten ihm verschiedene Herren des Hofes auch Geschenke von Röcken. Einige der Abordneten ließen ihre Last in den holländischen Wirthshause, andere erwarteten die Rückkunft des Gesandten, ihm die Geschenke zu übergeben. Die Annahme dieser Geschenke geschah mit allen Umständen des eingeführten Ceremoniels. Die Koulis oder Träger gingen voran mit den Röcken, die sie in Kasten trugen. Einer trug das Brett, auf den die Röcke sollten ausgebreitet werden, und den Glücksbrief, der aus einer Menge verbundener platter Schnuren besteht, die an einem Ende verschlungen, und in ein Papier eingewickelt sind, das mit einer ungeraden Anzahl seidener Bänder umwunden ist, die von verschiedenen Farben, und manchmal vergoldet oder silberfarben sind.

Der, welcher die Röcke überreichen sollte, ward in des Gesandten Zimmer geführt, und setzte sich ihm in einiger Entfernung gegenüber, und machte ihm folgendes Compliment: „der und der Große, mein Herr, wünschet euch Glück, daß ihr eure Abschiedsaudienz gehabt habet, nebst guter Witterung, die Medithe, das ist sehr glücklich ist. Eure Geschenke ihm sehr angenehm gewesen sind: so wünschet er, daß ihr dagegen diese geringe Zahl Röcke annehmen möget.“ Indem er schloß, gab er dem Dolmetscher ein großes Blatt Papier, das in großen Buchstaben die Zahl und die Farbe der Röcke anzeigte. Der Gesandte, dem der Dolmetscher dieses Blatt gab, hielt es zu Bezeugung seiner Ehrerbietung über seinen Kopf. Alle Zuschauer beobachteten ein tiefes Stillschweigen, manche sitzend, andere kniend. Man hatte den Gesandten das Gegencompliment, das er machen sollte, gelehret, welches er dergestalt mit einer tiefen Verbeugung vorbrachte: „Ich danke dem Großen, Eurem Herrn, gehorsamst für seine Sorgfalt, uns eine baldige und geneigte Audienz zu verschaffen. Ich bitte ihn, seine Gewogenheit gegen die Holländer fortzusetzen. Ich danke ihm auch für sein kostbares Geschenk, und werde nicht ermangeln, meine Obern zu Batavia davon zu benachrichtigen.“ Nach diesem Compliment brachte man Tabak zu trinken, nebst Thee und Aquavit f).

e) Man wird hiervon in der Beschreibung ausführlicher handeln.

f) Ebendas. a. d. 195 u. f. S.

g) Die vier andern sind Mexico, in der Landschaft Jamatyze. Jedo, in der Landschaft Kjusasi; Osaka in der Landschaft Setz und Sakai in der Landschaft Jassumi; alle viere in der Landschaft

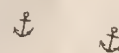
GRUNDRISS VON DEM HAFEN UND DER STADT NANGASAKI

- | | |
|--|--|
| A. Ort, wo die Kaiserlichen Befehle angeschlagen werden. | E. Tempel, wo der dritte wohnt, wenn er Gouverneur zu Nangasaki ist. |
| B. Das Gefängniß. | F. Haus der Hafen Inspectoren. |
| C. Wohnung eines Gouverneurs. | |
| D. Wohnung des andern Gouverneurs. | |

Maafstaf von einer halben Meile.



Tiefe des Hafens wo nur wenig
Waßer ist.



Zeughaus und Pulver Magazin.

sint bewohnt

Berge

Alle diese

Anderer Ort wo
der gleichen
Wache ist.

Papenberg

Ort zum Ver-
brennen der feind-
lichen Schiffe.

Sebo

I. Kiminofima

Einfahrt des Hafens

Wohnung der
Chinesen.

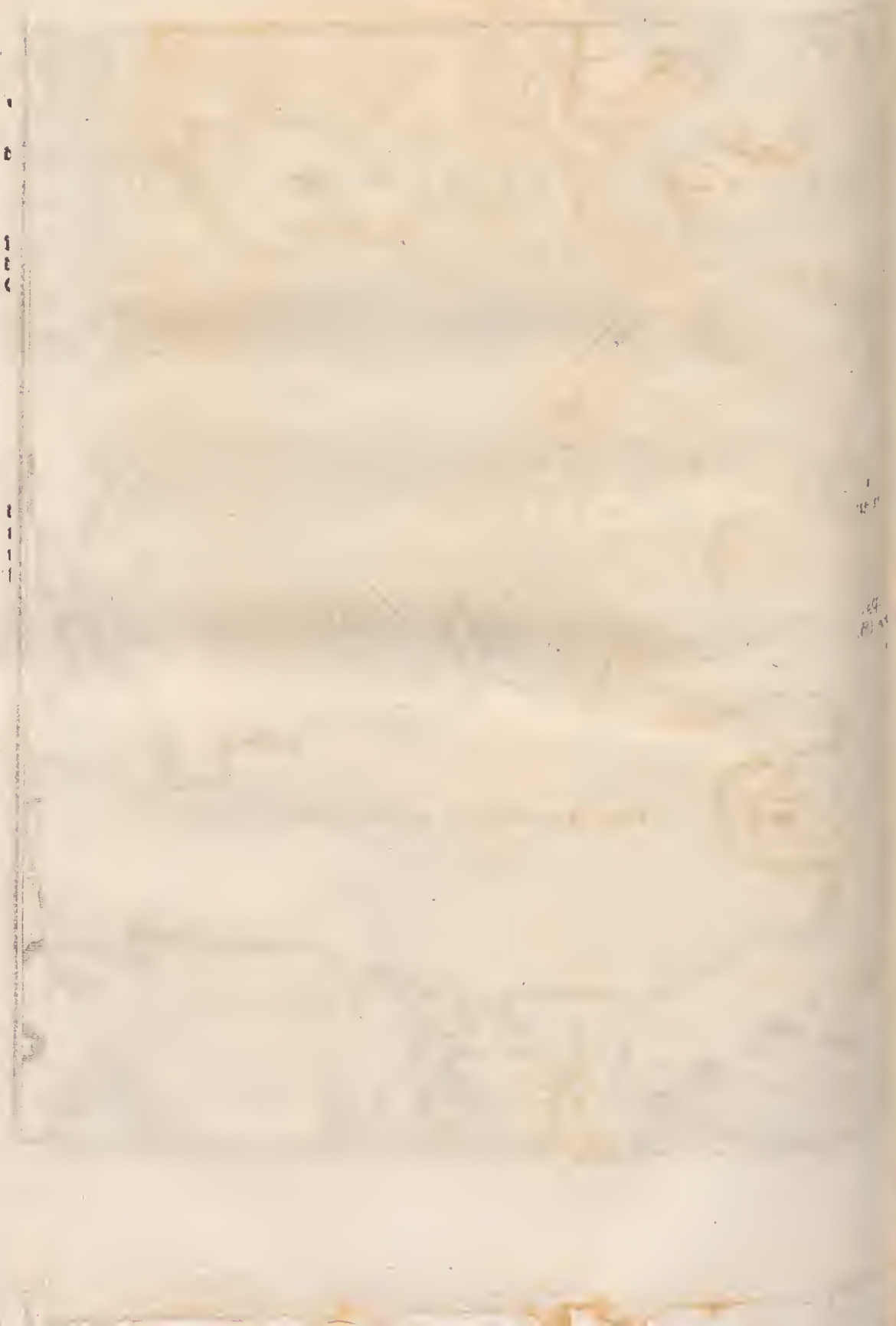
Chinesischer Hafen

F

Ort, wo die Holländischen
Schiffe anlegen

Delima

Corps de
Garde



Der VI Abschnitt.

Beschreibung der Stadt Nangasaki.

Kämpfer.
1691.

Ihr Hafen steht allein den Fremden offen. Gestalt und Beschaffenheit desselben. Anzahl der Schiffe darinnen. Lage der Stadt. Ihre Verrückungen. Ihr Name und ihre Vergrößerung. Die Portugiesen lassen sich da nieder und werden verjaget. Innere Beschaffenheit der Stadt. Öffentliche Gebäude, Janagura. Palläste

der Großen. Wohnungen der Fremden. Insel Desima oder Quartier der Holländer. Chinesische Tempel. Ihre sonderbare Stiftung. Chinesischer Oberpriester in Japon. Öffentliche Huthäuser. Gefängniß der Christen. Abschwörung des Christenthums jährlich in Nangasaki.

Weil die Rückkehr der Holländer nach ihrer kleinen Insel Desima, und ihre zweyte Reise nach Jedo durch eben den Weg geschehen: so will man sich hier nicht in unnützlichen Wiederholungen einlassen. Doch die zehn Monate über, welche zwischen diesen beyden Reisen verließen, wandte Kämpfer allen seinen Fleiß an, eine vollkommene Kenntniß von der Stadt Nangasaki zu erlangen, wovon er eine merkwürdige Beschreibung giebt.

Diese Stadt, eine von den fünf See- oder Handelsstädten des Reichs g), liegt an dem östlichen Ende der Insel Kjusju, in einer fast unfruchtbaren Gegend, zwischen steilen Felsen und hohen Gebirgen, fern von der Insel Nipon, welche allen fremden Nationen zum Handel fast gänzlich verschlossen ist. Nangasaki h) ist mittelmäßig von Kaufleuten und reichen Bürgern besetzt. Die meisten Einwohner sind Handwerksleute mit dem allergeringsten Pöbel vermengt. Indessen machen doch ihre bequeme Lage und die Sicherheit ihres Hafens sie zum allgemeinen Sammelplatze der fremden Nationen, welche die Freyheit haben, in Japon zu handeln. An gewissen Tagen des Jahres, begeben sich die japanischen Kaufleute aus allen Theilen des Reichs dahin. Diese Freyheit oder sonderbare Gnade ist seit langer Zeit nur den Chinesern und Holländern bewilliget, wiewohl mit den allerstärksten Einschränkungen. Nach der Verfolgung, welche im 1638 Jahre das Christenthum in allen diesen Inseln vollends ausgerottete, verordnete der Kaiser unter vielen neuen Gesetzen, es sollte der Hafen zu Nangasaki allein den Fremden offen stehen; und wenn ein Schiff durch Sturm oder andere Zufälle gezwungen seyn würde, einen Schuß an einem andern Orte des Reichs zu suchen, so sollte niemand die Erlaubniß haben, aus Land zu steigen; sondern man sollte so gleich, wenn die Gefahr vorbey wäre, die Reise bis nach Nangasaki, unter einer Bedeckung der japonischen Küstenbewahrer fortsetzen; und bey der Ankunft in diesem Hafen, sollte der Hauptmann dem Statthalter Rechenschaft geben, aus was für Ursachen er einen andern Weg genommen hätte.

Der Hafen fängt gegen Norden von der Stadt an. Seine Einfahrt ist sehr enge, und hat nur wenig Faden Tiefe, und Sandgrund. Das Meer nimmt daselbst einige Flüsse ein, welche von den Gebirgen kommen. Darauf erweitert er sich, und wird tiefer; und wenn er etwan eine halbe Seemeile breit ist, so wendet er sich eine Seemeile lang gegen Südwest, längst einer hohen Küste. Er höret da noch nicht auf, ungefähr eine Viertelmeile breit zu seyn, bis an die Insel Taka-Jama oder Taka-Boko, welche ein hohes Gebirge

Gestalt und Beschaffenheit des Hafens.

ben Insel Nipon. Man sehe die allgemeine Beschreibung.

h) Man folget hier der Gewohnheit unserer Sprache, welche Nangasaki schreibt, obgleich

Kämpfer versichert, man müsse Nagasaki schreiben: doch, saget er, zuweilen spricht man auch Nangasaki aus. II Th. a. d. 85 S.

Kämpfer.
1691.

Anzahl der
Schiffe dar-
innen.

Lage der
Stadt.

Ihre Gegen-
den.

Gebirge machet. Die Holländer nennen es Papenberg. Alle Schiffe ihrer Nation, die von Mangasaki nach Batavia segeln sollen, werfen gemeinlich bey dieser Insel Anker, um die Gelegenheit zu erwarten, durch die vielen Sandbänke, Untiefen und Klippen aus dem Hafen zu kommen, welche die Fahrt in dieser Straße eben so gefährlich, als beschwerlich machen. Sie müssen nach Westen steuern, das Land an der rechten Seite lassen, und zwischen den kleinen Eylanden durchgehen, um in die offenbare See zu kommen. Kämpfer hat bey seiner Ankunft angemerkt, daß alle Seiten des Hafens mit Basteyen versehen sind, aber meistens ohne Geschütz. Bey seinem Aufenthalte zu Desima versicherte man ihn, die beyden kaiserlichen Wachten, die eine halbe Meile von der Stadt, gegen einander über stünden, wären jede sieben hundert Mann stark; jedoch diejenigen mit darunter begriffen, welche rottenweise auf den Wachbarken wären, um die fremden Schiffe abzuhalten, daß sie ohne erhaltene Erlaubniß nicht Anker würfen. Bey Papenberg, wo eigentlich der Hafen anfängt, trifft man eine kleine Insel an, woselbst das letzte portugiesische Schiff, welches von Macao nach Japon geschickt worden, mit allen seinen Gütern verbrannt wurde. Es finden sich selten weniger, als funfzig japonische Fahrzeuge in dem Hafen, eine große Anzahl kleiner Fischerbarken nicht mitzurechnen. Was die fremden Schiffe anlangt, so sind ebenfalls, einige Wintermonate ausgenommen, selten weniger als dreyßig, meist chinesische darinnen. Die holländischen Schiffe halten sich niemals über drey Monate im Herbste daselbst auf; weil alsdann der Süd- oder Westwind, mit dem sie gekommen sind, sich gemeinlich gen Norden wendet. Dieß ist der Nordost Muffon, mit welchem sie wieder nach ihren Häfen kehren müssen. Der ordentliche Ort zum Ankern ist am Ende der Bay, einen Flintenschuß weit von der Stadt; er wird von zweyen kaiserlichen Wachten bestrichen. Man wirft daselbst in einer weichen Thonerde, in sechs Faden Tiefe bey der Fluth, und fünfsehalb bey der Ebbe, Anker i).

Die Lage der Stadt ist in zwey und dreyßig Grad sechs und dreyßig Minuten Nordbreite, und hundert und ein und funfzig Grad Länge. Sie liegt an der Tiefe des Hafens an einem Orte, wo er am breitesten ist, und wo, indem er sich gegen Norden wendet, er ein Ufer von einem halben Zirkel machet. Sie stellet auch in ihrer Gestalt einen halben Mond vor, der etwas ins Dreyeckigte fällt. Sie ist an dem Ufer selbst in einem engen Thale gebauet, welches ostwärts vertieft, und durch die Deffnung der benachbarten Gebirge gemacht wird. Ihre Länge ist drey Viertelmeile, und fast eben so groß auch die Breite. Die vornehmste und breiteste Straße erstreckt sich die ganze Länge des Thales hindurch. Die Gebirge, welche es umgeben, sind nicht sehr hoch, meistens aber steil, und ihr Grün, welches bis an die Spitze ununterbrochen fortgeht, machet eine sehr angenehme Aussicht. Hinter der Stadt, auf dem Abhange der Gebirge, sieht man viele prächtige Tempel, die mit schönen Gärten und Blumenstücken gezieret sind. Darüber findet man unzählige Gräber, und weiter hin ist die Aussicht durch andere höhere, aber fruchtbare und wohlbebaute Berge verschlossen. Diese Einrichtung bezauberte Kämpfers Augen k). Er nennet einige merkwürdige Dörfer umher. Fukasori ist ein angenehmes Dorf gen Südwest, zwey kleine deutsche Meilen von der Stadt, nebst einem kleinen Fort, worinnen sich ein Bugio aufhält, welcher dieses Land für den Fürsten von Fisen regieret. Dieser Ort liefert der Stadt Brennholz. Ziemlich nahe, bey eben dem Dorfe, findet man einen großen

i) Im II Theile a. d. 79 S.

k) A. d. 80 S.

großen See, dem man diese sonderbare Kraft zueignet, daß, so sehr er auch mit Bäumen umgeben ist, man doch niemals Blätter oder Unreinigkeiten auf dem Wasser sieht. Die Japaneser thun dem Schutzgeiste dieses Sees die Ehre an, und schreiben ihm diese Eigenschaft zu; und ihre Ehrerbietung geht so weit, daß es bey schwerer Strafe verbotnen ist, daselbst zu fischen. Nordwärts von Nangasacki ist die Stadt Omura, das Tafelgut eines Fürsten gleiches Namens, und an einem Meerbusen gelegen, welcher auch davon seinen Namen hat. Einige Meilen weiter findet man gegen Westen, an der Bay Simara, die Stadt Isafai, welche dem Fürsten von Fisen gehöret.

Kämpfer.
1691.

Nangasacki hat seinen Namen von seinen alten Herren, die es vom Vater auf den Sohn, mit dessen ganzem Gebieth von Nangasacki Kotavi, dem ersten dieses Namens an, bis auf Nangasacki Sijn Seijemont, zwölf Geschlechter durch, besessen haben. Man zeigt noch hinter der Stadt, auf der Spitze eines Hügels, die Ueberbleibsel ihrer alten Wohnung. Da der letzte Herr dieses Stammes ohne Kinder gestorben war: so fiel die Stadt und alles, was dazu gehörete, unter den Besiz des Fürsten von Omura. Kämpfer zählt etwan zweyhundert Jahre, daß diese Reichsveränderung vorgegangen. Nangasacki war nur ein elendes Dörfchen, welches einigen Fischern zur Zuflucht dienete. Man nannte es Fuca Trise, das ist die lange Bay, um es von dem Dorfe Fucavori zu unterscheiden, welches der lange Reich heist. Der neue Herr von Fuca Trise verwandelte diesen Namen, den alten Besitzern zu Ehren, in Nangasacki; und seine Sorgfalt machte unvermerkt einen großen Flecken daraus, bis zu der ersten Ankunft der Portugiesen in Japon. Diese Völkerschaft genoß einige Zeitlang die Freyheit des Handels, unter eben den Bedingungen als die Chineser, welche in diesen Inseln handelten. Man hatte ihnen keinen besondern Hafen angewiesen. Sie hatten die Freyheit, sich an denen Orten aufzuhalten, die sie am bequemsten fanden. Ihren ersten Siz nahmen sie in der Landschaft Fisen zu Sakuda, einem Dorfe der Insel Firando, am Eingange des Hafens von Nangasacki, welcher damals unter dem Schutze des Fürsten von Omura war. Ihr zweyter Siz war in dem Dorfe Fucavori. An diesen beyden Orten, und in vielen andern, wo sie sich noch ferner niederließen, waren ihre Sorgen zwischen der Handlung und der Fortpflanzung des Evangelii getheilet. Es gelang ihnen auch mit so vielem Glücke, daß sich der Fürst von Omura öffentlich für die christliche Religion erklärte, und in sie drang, sie sollten sich zu Nangasacki niederlassen. Dieser Flecken war so ansehnlich geworden, daß er schon drey und zwanzig Straßen erhielt. Sie machen heutiges Tages denjenigen Theil der Stadt aus, welcher Urst-
marz, das ist der Mittelpunct, heist. Sobald die Portugiesen Meister davon waren, so zog die Bequemlichkeit des Hafens zur Handlung eine große Anzahl Japoneser und Chineser dahin, welche den Entschluß faßten, sich daselbst aufzuhalten. Die alte Stadt war nicht mehr hinlänglich, sie alle zu fassen, und man bauete neue Straßen, welche durch die Namen der Provinzen und Städte unterschieden wurden, aus welchen ihre vornehmsten Einwohner gekommen waren; dergleichen sind Bebgomaz, Jedomaz, Kanasimamaz, Firandomaz, Omuramaz, und Simabaramaz. Nangasacki wurde also stufenweise eine sehr große und sehr bevölkerte Stadt. Es beunruhigte den Kaiser aber gar bald, daß er einen so wichtigen Plaz in den Händen der Ausländer sah. Er nahm Gelegenheit von einigem Misvergnügen, welches ihm die Portugiesen verursachten, und entzog ihnen nicht nur den Besiz, sondern beraubete auch den Fürsten von Omura seiner Gerichts-
Allgem. Reisebesch. XI Band.

Ihr Name
und ihre Ver-
größerung.

Die Portu-
giesen lassen
sich daselbst
nieder.

Sie werden
daraus verja-
get.

K a a a

Kämpfer.
1691.

Innere Be-
schaffenheit
von Manga-
saki.

richtbarkeit und Einkünfte, die zu den Kammergütern des Reichs geschlagen wurden 1).

Die Stadt Nangasaki ist offen, wie die meisten andern japonischen Städte. Sie hat kein Schloß, keine Mauern, keine Festungswerke, und nicht die geringste Verteidigung. Drey Flüsse, die ein sehr schönes Wasser haben, und in den benachbarten Gebirgen entspringen, vereinigen sich bey dem Eingange in die Stadt, und fließen durch dieselbe von Osten gen Westen. Den größten Theil des Jahres hindurch haben sie kaum Wasser genug, die Reisfelder zu wässern, und einige Mühlen zu treiben. In der Regenzeit aber schwellen sie dergestalt an, daß sie auch Häuser umreißen können. Die ganze Stadt ist in zween Theile getheilet. Utsimatz oder der innere Theil, welcher heutiges Tages aus sechs und zwanzig Straßen besteht; und Sottomatz oder die äußere Stadt, welche man gleichsam als die Vorstädte ansehen kann, und, welche ein und sechzig Straßen enthält. Die meisten sind unordentlich, eng und unreinlich. Die einen gehen aufwärts, die andern abwärts. Einige von den steilesten haben steinerne Tritte, um den Weg bequem zu machen. Sie sind von einander durch zwey hölzerne Thore abgesondert, an jedem Ende eines, die alle Nacht, und zuweilen auch des Tages, zugeschlossen werden, wenn diese Vorsichtigkeit nöthig ist. Eine jede hat, wie in Jedo, Meaco, und den meisten großen Städten, ihren Wasserbehälter, nebst allen Werkzeugen, welche wider das Feuer können gebraucht werden. Die Leiter, welche dienen, um an diesen Ort zu kommen, ist unter der Aufsicht des Straßenmeisters. Die japonischen Straßen sind niemals übermäßig lang. Sie sind nicht einmal alle von einem japonischen Tsiö, welches das Maaß von sechzig Kins oder Klaftern ist, ob sie gleich ihren Namen von diesem Maaße entlehnet haben. Was die Anzahl der Häuser betrifft: so finden sich selten über sechzig in einer Straße. Die Häuser des gemeinen Volkes sind elende Gebäude, klein, niedrig, und selten über ein Stockwerk hoch. Die Auszierung ist so, wie sie in der Beschreibung von Meaco vorgestellt worden; das ist, eine Decke mit gemaltem Papiere überzogen; Matten von einem sehr dicken Gewebe auf dem Fußboden; papierne Schirme, welche die Zimmer abtheilen; und wenig anderes Geräthe, als solches, welches zum täglichen Gebrauche in der Küche nöthig ist. Hinter einem jeden Hause ist ein Hofraum, der gemeinlich groß genug ist, einige angenehme und besondere Pflanzen in sich zu fassen, die man daselbst sorgfältig unterhält. Die Häuser der Reichen sind viel besser eingerichtet. Sie sind zwey Stockwerke hoch, haben einen Vorhof, und hinten einen Garten.

Wesentliche
Gebäude Ja-
nagura.

Die merkwürdigen Gebäude in Nangasaki aber sind diejenigen, welche den Namen Janagura führen. Sie gehören dem Kaiser. Man unterscheidet darunter fünf vornehmliche, welches große Gebäude von Holze sind, in dem nördlichen Theile der Stadt, und nahe am Ufer, wo man drey große kaiserliche Junken, das ist drey Kriegsschiffe mit allem ihren Takelwerke verwahrt. Zweytens, der Ten Siogura, oder das Pulvermagazin, welches ebenfalls an dem Flusse liegt, der Stadt gerade gegen über: man brauchet es aber wenig, nachdem man aus gerechter Vorsicht auf einem benachbarten Hügel große Gewölber hat bauen lassen, worinnen man das Pulver verwahrt. Drittens, die Palläste der drey Statthalter, welche in den Ringmauern der Stadt sind. Sie nehmen ein ansehnliches Stück Grund ein, welches höher liegt, als der andern Gassen ihrer. Die Gebäude sind sauber.

1) A. d. 83 und verberg. S.

sauber, einförmig und von gleicher Höhe. Man geht durch besetzte und wohlbewachte Thüren in den Hof. Viertens, außer diesen Pallästen, welche man öffentliche Gebäude nennen kann, ist die Stadt auch, mit ungefähr zwanzig Pallästen der Dai-Mio und der Sio-Mio gezieret. Den ersten von diesem Namen führen die Großen von dem ersten Range, und den andern die von der zweyten Ordnung. Dieß sind die Herren von den vornehmsten Ländern in Kiusju, welches man auch Saitokf, das ist, westliches Land nennet, worinnen Mangasaki liegt. Ob sie gleich nicht oft dahin kommen, so wohnen doch stets einige von ihren Leuten darinnen, die auf ihr Bestes Acht haben müssen.

Die Fremden wohnen außer der Stadt in abgesonderten Quartieren, wo sie mit vieler Schärfe beobachtet und bewachet werden. Die Chineser oder andere Morgenländer, die sich zu eben der Religion bekennen, und unter einerley Namen handeln, wohnen hinter der Stadt auf einer Höhe. Ihr Quartier ist mit einer Mauer umgeben, und heißt Jakuin, das ist Arzenengarten, weil man ehemals einen daselbst gesehen hat. Man nennet ihn auch Dsuisensju, von denen Beobachtern, welche auf den Hügeln gebraucht werden, den Statthaltern Nachricht von denen fremden Schiffen zu geben, die sie in dem Hafen ankommen sehen.

Man hat bereits angemerkt, daß die Holländer ihre Wohnung in einer kleinen Insel haben, welche Desima heißt, das ist, die Vorinsel, oder die vor der Stadt gelegene Insel. Die Japoner nennen sie auch zuweilen Desimamarz, das ist, die Vorinsellasse, weil sie unter die Straßen von Mangasaki gezählet wird, und eben den Verordnungen unterworfen ist. Sie ist der Stadt sehr nahe zwischen Klippen und Sandbänken, mitten unter welchen sie durch die Kunst eine halbe Toise hoch, über das Meer bey der hohen Fluth, erhaben ist; und ihre Gründe sind ungefähr zwey Toisen hoch, von gehauenen Steinen. Kämpfer vergleicht sie mit einem Fächer, von dem man den Stiel oder die Stäbe abgeschnitten. Es ist ein länglicht Viereck, deren beyde größte Seiten Abschnitte von Zirkeln sind. Sie hängt durch eine kleine steinerne Brücke einige Schritte lang an der Stadt. Zu Ende der Brücke haben die Japoner eine gute Hauptwacht, und allezeit einige Soldaten auf der Schildwacht. An der Nordseite sind zwey starke Thore, welche man Wasserthore nennet, und niemals öffnet, als zum Aus- und Einladen der holländischen Schiffe vor den Augen einer gewissen Anzahl Commissarien, welche von den Statthaltern ernennet werden. Die ganze Insel ist mit tannenen Planken von mittelmäßiger Höhe, und mit einem Dache bedeckt, umgeben; dessen Spitze mit einer doppelten Reihe Piken, als spanische Reuter besetzt ist; eine schwache Vertheidigung, saget Kämpfer, bey einem Angriffe. Einige Schritte vom Ufer und im Wasser haben die Japaner dreyzehn sehr erhobene Pfähle aufgerichtet, mit einigen kleinen Brettern eben dran, auf welchen in großer Schrift ein Verboth steht, daß kein Schiff oder Fahrzeug über die Pfähle hinan fahren, und sich der Insel nähern soll. Vor der Brücke an der Stadtseite sieht man einen andern Pfeiler von gehauenen Steinen, an welchen man die Befehle des Kaisers und die Verordnungen des Statthalters anschlägt; Man liest aber beständig auf zwey Brettern eine Verordnung, welche die Wache betrifft; und eine andere, welche die Beamten zu Desima und alle diejenigen angeht, welche durch ihre Geschäfte genöthiget werden, daselbst aus- und einzugehen.

Man giebt der Insel Desima sechs hundert Fuß Länge, und zwey tausend vier hundert Breite. Kämpfer saget, er habe, da er sie sorgfältig gemessen, gefunden, daß ihre Breite zwey und achtzig gemeine Schritte, und ihre größte Länge zwey hundert und sechs

Kämpfer.

1691.

Palläste der Großen.

Wohnungen der Fremden.

Insel Desima oder Quartier der Holländer.

Kämpfer.
1691.

und dreßzig sey. Ihre Länge wird durch eine breite Straße durchschnitten: man kann aber solche durch einen kleinen Weg umgehen, welcher an den Planken hingehet, womit sie umgeben ist, und im Nothfalle verschlossen werden kann. Das Wasser aus den Rinnen läuft durch enge und krumme Röhren ins Meer, denen man deswegen diese Gestalt gegeben, damit man verhindere, daß nichts ingeheim aus der Insel komme. Die Straße ist durchgehends mit Häusern besetzt. Sie sind auf Kosten einiger Einwohner in Nangasacki erbauet worden, denen oder deren Erben die Holländer noch kraft des ersten Vertrages einen jährlichen Erbzins von sechs tausend fünf hundert Siu-momen zahlen müssen, welches nach Kämpfers Meinung das Capital von ihrem wirklichen Werthe weit übersteigt. Sie sind von Holze, vornehmlich von Tannen, erbauet, zwey Stockwerke hoch, wovon das unterste zur Niederlage dienet. Die andern Gebäude in der Insel sind drey Hauptwachen, an jedem Ende der Insel eine, und in der Mitten die dritte; ein Haus, nahe bey dem Eingange, wo man die zum Löschen des Feuers nöthigen Werkzeuge aufhebt; und kleine Brunnen, die man eben dazu gegraben hat. Alles Wasser, dessen man sich in den Häusern bedienet, kömmt aus dem Flusse, welcher durch Bambusröhre durch die Stadt geht, und in einen gemeinschaftlichen Behälter fällt: diese Bequemlichkeit aber müssen die Holländer noch besonders bezahlen. Die indische Compagnie hat auf ihre Kosten hinter der großen Straße ein Haus zum Verkaufe ihrer Waaren, und zwey feuerfeste Niederlagen, eine große Küche, ein Haus für ihre Oberkaufleute, eins für die Dollmetscher, die nur zur Zeit des Verkaufes gebraucht werden; einen Lustgarten, ein Bad und andere Bequemlichkeiten bauen lassen. Der Ottona, oder das japonische Oberhaupt der Straße, hat daselbst ein bequemes Haus inne, mit einem Garten. Man hat einen leeren Platz gelassen, auf welchem man die Zeit über, da die holländischen Schiffe im Hafen sind, Boden aufschlägt.

Kämpfer zählte zwey und sechzig Tempel inn- und außerhalb der Stadt; fünf der Siasia, welche den alten Götzen des Landes gewidmet sind; sieben der Jammabos, welches die Priester der Gebirge sind; und funfzig zur Ehre ausländischer Götzen, deren Dienst in Japon eingeführet ist. Neun und zwanzig von den letztern sind außer der Stadt auf dem Abhange der Hügel, und dienen eben so wohl zum öffentlichen Vergnügen, als zu den Religionsübungen; sie sind mit angenehmen Gärten, schönen Lustgängen und großen Zimmern versehen. Es sind die schönsten Gebäude von Nangasacki, wegen ihrer anmuthigen Lage, die ihnen eine freye Aussicht auf die Stadt und den Hafen giebt. Kämpfer hält sich bey der Beschreibung dieser Tempel und ihres Gottesdienstes weitläufig auf. Wir haben aber einige von seinen Anmerkungen in den allgemeinen Artikel von den japonischen Religionen gebracht, und halten uns hier nur bey den Tempeln der Chineser auf, welche als eine von den vornehmsten Sonderheiten von Nangasacki zu dieser Beschreibung gehören.

Chinesische
Tempel in
Nangasacki.

Die Chineser haben daselbst drey Tempel, welche wegen ihrer schönen Bauart, und wegen der Anzahl Priester oder Mönche, die daselbst zum Dienste der Altäre unterhalten werden, gleich merkwürdig sind. Sie sind eigentlich von der Secte Sen, ob sie gleich mit chinesischen Götzen und Bildern von natürlicher Größe ausgezieret sind. Man sieht in den Höfen schöne Triumphbögen und verschiedene andere Zierrathen von seltsamer Gestalt. Die Chineser und andere Kaufleute, welche unter ihrem Namen handeln, ob sie gleich unterschiedene Sprachen reden, haben diese Tempel nach der gänzlichen Ausrottung des Ihr Gebrauch Christenthumes gestiftet; um daselbst ihren Götzendienst frey auszuüben, und die Götzen von

von ihren Schiffen hineinzusetzen. So bald sie in den Hafen von Nangasacki gekommen sind: so werden die Götzen aus Land gebracht, und in die Capellen gestellt, die man ausdrücklich nahe bey dem großen Tempel gebauet hat. Diese Ceremonie geschieht mit sonderbaren Umständen unter dem Schalle der Pauken und Trompeten. Sie werden wiederhollet, wenn man bey der Abfahrt der Junken die Götzen wieder darauf bringt.

Kämpfer.
1691.

Diese Tempel oder Klöster führen den Namen des Landes oder der Provinz ihrer Stiftung. Der größte heißt Nanzindira, das ist, Tempel der Stadt Nanquin. Dieser wurde zuerst in Japon gebauet. Man sezet zu diesen Namen noch den Namen Koosufusi, welcher Tempel des bestätigten reichen Vermögens heißt. Der zweyte ist Tsiatsjudira, der Tempel des Landes Mimoi, wodurch man, nach Kämpfers Meinung, die mittäglichen Provinzen des chinesischen Reichs versteht. Die Chineser, welche die Insel Formosa bewohnen und sich in andern von China entfernten Ländern niedergelassen, gehören zu diesem Tempel. Das Matsusi oder ihm zugeordnete Kloster, steht unter dem Superior des großen Tempels. Das Beywort oder der zweyte Name dieses Tempels ist Fufusi, das ist, Tempel der Reichen. Der dritte Soksia-Dira, ist der Tempel der mitternächtlichen Lande. Er wurde von den Chinesen aus den nördlichen Gegenden gestiftet, welche noch dazu gehören. Sein anderer Name ist Suku-saisi, das ist, Tempel der Reichtümer und Opfer.

Ihre Stift-
ung.

Die drey Klöster wurden vor Alters nur von chinesischen Priestern bewohnt, welche bloß auf Kosten ihrer Nation unterhalten wurden. Seit dem man aber das Reich geschlossen hat, und die Verordnungen wegen der fremden Kaufleute sehr scharf geworden: so duldet man in jedem Kloster nur zweyen gebörne Chineser, die ihren Unterhalt von der freywilligen Beysteuer ihrer Landesleute, und von dem, was ihnen ihr Gebeth einbringt, nehmen. Wenn diese Freygebigkeiten nicht zureichen: so erwarten sie das andere von der Gnade des Kaisers. Die drey obern stehen unmittelbar unter einem Generale, der aus ihren Mitteln genommen ist, und sich bey Meaco auf dem Gebirge Obaku aufhält. Dieses Haupt des ausländischen Heidenthums führet den Titel des dritten Nachfolgers des Stuhles des Jngen, dessen Geschichte Kämpfer erzählt.

Jngen war Oberpriester in China, und der acht und zwanzigste Nachfolger des Stifters seiner Religion, Saika. Ein brennender Eifer für die Fortpflanzung dieser Secte, seine Zärtlichkeit gegen die Mönche von eben dem Glauben, welche in den dreyen Klöstern von Nangasacki wohnten, und die Begierde, diese Stiftung wider die Mukurrokus, (ein Name, den die Sectairen den Christen und allen Gegnern ihrer Meinungen geben) zu versichern, vermochten ihn, seine Würde an einen Nachfolger abzutreten und nach Japon zu gehen, um daselbst einen obersten Sitz dieser Lehre zu errichten. Er wurde daselbst mit aller ersinnlichen Ehrerbietung aufgenommen. Der Kaiser both ihm zu seinem Aufenthalte das Gebirge Obaku an. Einige Wunderwerke, die er gleich bey seiner Ankunft that, vermehrten die Meinung von seiner Heiligkeit. Indessen konnte er doch nicht die ganze japonische Pfaffheit, die damals getheilet war, bereden, seine Grundsätze anzunehmen, und ihn für das Haupt zu erkennen. Er hatte einen andern Chineser, Namens Kuffi zum Nachfolger, dem ein Japoner unter dem Titel eines Obern des Gebirges Obaku, und Generals der drey chinesischen Klöster in Nangasacki folgte m).

Chinesischer
Oberpriester
in Japon.

Kämpfer

A a a 3

m) A. d. 161 und vorherg. C.

Kämpfer.
1691.

Oeffentliche
Hurenhäuser.

Kämpfer ahmet hier, wie er sagt, den Japanesern nach, indem er von den Tempeln zu den lüderlichen Dörtern geht. Er machet eine sehr sonderbare Vorstellung von diesem schändlichen Viertel. Es enthält unter allen in der ganzen Stadt die artigsten Häuser, welche insgesammt von Buhlerinnen bewohnt werden. Es heißt Kasimatz, und liegt auf einer Höhe. Es besteht aus zwei großen Straßen. In der ganzen Insel Saikoff zählt man nur zweien solche Dörter, welche die Japaneser Mariam nennen; einen in der Provinz Tsikusen und den andern in Nangasacki. Diese Insel bringt die schönsten Frauenpersonen in Japon hervor, jedoch die von Meaco ausgenommen, welche sie noch über treffen. Kämpfer versichert, es könnten die Einwohner von Nangasacki ihre Töchter in den Mariam thun, wenn sie einige Annehmlichkeiten hätten. Sie werden von den Bewohnern dieses seltsamen Handels sehr jung gekauft, und es können ihrer wohl dreißig in einem Hause seyn. Sie sind sehr wohl logirt. Man lehret sie sorgfältig tanzen, Musik machen, Liebesbriefe schreiben, und überhaupt alles, was sich zu ihrem Gewerbe schicket. Der Preis für ihre Kunstbezeugungen ist durch die Geseze ausgemacht. Diejenigen, welche sich durch außerordentliche Eigenschaften unterscheiden, wohnen besser, und sind auch besser gekleidet. Eine von den schlechtesten muß die Nacht über in einem Behältnisse an der Thüre eines jeden Hauses zur Bequemlichkeit der Vorbeygehenden wachen. Die Bezahlung ist das kleinste Stück Landmünze. Diejenigen, die sich übel aufführen, werden zur Strafe zu dieser Wache verdammet. Die meisten von diesen Mädchen verheirathen sich, wenn sie ihre Zeit ausgedienet haben. Sie finden dazu leichter Gelegenheit, weil sie gut erzogen sind; und die Schande ihrer Jugend fällt nur auf diejenigen, welche sie gekauft haben, ihre Unschuld zu verderben. Nichts ist auch so verhaßt, als diese Art Leute. Ob sie gleich ansehnliche Güter sammeln: so werden sie doch niemals in die Gesellschaft ehrlicher Leute aufgenommen. Man giebt ihnen den verhaßten Namen Katsava, das ist, Unflath des Volkes. Sie werden in den Rang der Lohgerber gesezt, welche, nach der Vorstellung der Japaneser, die allerunehrlichsten sind; und bey der Einrichtung der Missethäter sind sie verbunden, ihre Hausgenossen zu schicken, daß solche den Dienern der Gerechtigkeit beystehen ⁿ).

Christen, die
noch zu Nangasacki gefangen sind.

Wie sie da-
selbst gehalten
werden.

Gokuja, welches die Hölle heißt, ist der Name des öffentlichen Gefängnisses. Es ist ein Gebäude, mitten in der Stadt, welches aus einer großen Anzahl kleiner abgesonderter Gemächer besteht, in denen man nicht allein diejenigen verschließt, welche Missethaten begangen haben, sondern auch diejenigen, welche in dem Verdachte sind, daß sie sich zur christlichen Religion bekennen. Wir müssen, um die Wichtigkeit dieses Artikels zu erheben, anmerken, daß uns Kämpfer drey und funfzig Jahre nach Ausrottung des Christenthums in Japon meldet, es wären noch so starke Spuren davon übrig, daß sie sich die Aufmerksamkeit des Statthalters zuziehen könnten. Als er zu Nangasacki war, so zählte man über funfzig Christen, Männer, Weiber und Kinder in diesem Gefängnisse ^o). Man brachte von Zeit zu Zeit noch immer einige hinein. Im 1688 Jahre hatte man ihrer drey gefangen genommen. „Diese armen Leute, um mit Kämpfers Worten zu reden, sind sehr unwillig, in der christlichen Religion. Sie wissen nichts weiter davon, als den Namen unsers Heilandes und seiner heiligen Mutter. Indessen sind sie ihr doch mit solchem Eifer ergeben, daß

ⁿ) A. d. 89 und vorherg. S.

^o) Man weiß, daß Nangasacki und Bungo die

Orter gewesen, wo das Christenthum am meisten Fortgang vor den Verfolgungen gehabt, und daß

Kämpfer.
1691.

„daß sie lieber im Gefängnisse elendiglich sterben, als ihre Freyheit durch die Abschwörung
 „erkaufen wollen, um welche man sie oftmals anliegt. Im 1692 Jahre geschah es zum er-
 „stenmale, daß dreye von diesen Gefangenen, Geld zu den abgöttischen Tempeln schickten.
 „Die Priester wollten selches nicht annehmen, ohne Vorbewußt und Einwilligung des
 „Statthalters, welcher sich nicht unterstund, in einem so küglichen Puncte einen Ausspruch
 „zu thun, ohne Verhaltungsbefehl vom Hofe. Die japonischen Christen werden heutiges
 „Tages nicht mit der alten Strenge zum Tode verdammet. Man zieht ihre Einfalt etwas
 „in Betrachtung. Sie werden bloß verdammet, ihr elendes Leben in dieser irdischen Hölle
 „hinzubringen, aus welcher sie nicht herauskommen, als wenn sie alle zween Monate in
 „den Pallast des Statthalters geführt werden, nicht so wohl daß man ihnen daselbst scharf
 „begegne, als vielmehr, daß man in sie dringe, noch andere Christen anzugeben. Aller
 „Trost, den man ihnen bewilliget, ist, daß man sie zweymal des Jahres aus ihren Kerker
 „heraus führet, um sich nach Gewohnheit des Landes das Caustikon von Mora setzen zu
 „lassen; sechsmal, um sich in der Cisterne des Gefängnisses zu baden; und noch sechsmal,
 „um auf einem großen und geräumigen Hofe spazieren zu gehen, welcher außerhalb ihrem
 „Beschlusse ist. Die übrige Zeit bringen sie mit Woll- und Baumwollspinnen zu, um
 „die Matten zu säumen. Ihre Kleider flicken sie mit Nadeln von Bambus, weil sie kei-
 „ne eiserne haben dürfen. Einige verrichten andere kleine Arbeiten. Das Geld, welches
 „sie durch ihre Arbeit und ihren Fleiß verdienen, wird ihnen nicht genommen. Sie thei-
 „len ihren Weibern und Kindern, welche in eben dem Gefängnisse, aber in verschiede-
 „nen Orten sind, frey und ohne Schen davon mit. Von dem, was sie übrig haben, ma-
 „chen sie einen Trank, *Uma-Saki* genannt; welcher eine von ihren größten Leckeren ist.
 „Der Statthalter giebt ihnen jährlich eine Matte, darauf zu schlafen; und seit kurzem ha-
 „ben auch einige die Freyheit erhalten, sich eines kleinen Messers zu ihren Arbeiten zu be-
 „dienen. Sie bekommen zuweilen Kleider von ihren Freunden aus *Bungo*. In diesem
 „Land ist noch eine kleine Anzahl Christen, welche, da sie es mehr dem Namen, als der
 „That nach sind, einige Freyheit genießen, aber eine sehr scharfe Untersuchung ausstehen
 „müssen p).

Obgleich alles dasjenige, was die in den Straßen eingeführte Ordnung, und die an-
 dern Stücke der *Policey* betrifft, in den allgemeinen Artikel von der Statthalterschaft ver-
 wiesen ist: so glaubet man doch, man dürfe bey dieser Beschreibung den Gebrauch nicht
 weglassen, welcher seit einem Jahrhunderte jährlich zu *Nangasacki* erneuert wird, und an-
 zeigt, wie sehr die Hölle die Japonefer wider den christlichen Glauben empöret hat. Es
 ist eine grausame Inquisition, diejenigen zu entdecken, welche einige christliche Meynungen
 beybehalten haben. Sie ist mit einer abscheulichen Ceremonie begleitet, und es kommt in
 der ganzen Kirchengeschichte kein dergleichen Exempel vor. Sie wird nur zu *Nangasacki*
 und in einigen benachbarten Orten ausgeübet, wo das Christenthum vordem sehr geblühet
 hat q).

In dem letzten Monate eines jeden Jahres, machet der *Nizio Gosi*, einer von jährliche Ab-
 den Beamten einer jeden Straße, das *Sito-Aratame*; das ist, er schreibt die Namen schwörung
 aller Einwohner eines jeden Hauses nebst dem Tage und dem Orte ihrer Geburt, ihrer des Christen-
 thumes in
 Hand- *Nangasacki*.

Re durch das Blut einer großen Menge Märtyrer
 benetzt worden.

p) H. d. 90 und 91 S.

q) Man sehe in der allgemeinen Beschreibung-
 den

Kämpfer.
1691.

Handthierung und ihrer Religion auf. Wenn dieses Verzeichniß fertig ist, in welchem beyderley Geschlechter, und die Personen von allerley Alter stehen: so erwartet man den zweyten Tag des neuen Jahres, um das sogenannte Jesumi anzufangen. Dieß ist eine feyerliche Abschwörung des Christenthumes, bey welcher man das Bild unsers Heilandes am Kreuze und seiner heiligen Mutter, oder eines andern Heiligen, mit Füßen tritt. Kämpfer erzählet die Umstände davon. „Diejenigen, saget er, denen diese höllische Verrichtung aufgetragen ist, fangen an zu unterschiedenen Seiten an, und gehen so fort von Hause zu Hause. Sie gehen also täglich fünf oder sechs Straßen durch. Die Beamten, welche gegenwärtig seyn müssen, sind der Ottona oder das Haupt der Straße, seine drey Voqueni-Oja, welches seine Commissarien sind, der Sitsia oder Schreiber, der Nizi-Gosi oder der Bothe, und zweyen Monbanen; das ist zweyen Gerichtsdienern, welche die Bilder tragen. Diese sind von gelbem Kupfer, einen Fuß lang, und werden in einer Büchse zu diesem Gebrauche verwahrt. Die Inquisitoren sitzen auf einer Matte. Sie lassen alle Personen, welche in dem Verzeichnisse stehen, in das Zimmer rufen, als den Hausherrn, die Frau, die Kinder, das Gesinde von beyderley Geschlechter, alle Miethleute, und zuweilen auch die nächsten Nachbarn, deren Häuser zu der Ceremonie nicht groß genug sind. Man setzet die Bilder auf den bloßen Boden. Darauf nimmt der Jesumi-Tsie, welcher der Inquisitionsscretär ist, das Verzeichniß, liest die Namen und ruft einen nach dem andern herbey, den Fuß auf die Bilder zu setzen. Die Kinder, welche noch nicht gehen können, werden von ihren Müttern gehalten, welche sie die Bilder mit dem Fuße berühren lassen. Darauf setzet der Hausherr sein Siegel auf die Liste zur Beglaubigung bey dem Statthalter, daß das Jesumi in seinem Hause gehalten ist. Wenn die Inquisitoren in allen Häusern der Stadt gewesen sind: so treten sie selbst die Bilder mit Füßen; und da sie einander gegenseitig zu Zeugen dienen, so beglaubigen sie solches mit Aufdrückung ihres Siegels. Wenn jemand in dem Jahre stirbt; so muß seine Familie diejenigen, unter denen das Haus steht, bitten, zu seinem Ebette zu kommen, um ein Zeugniß abzulegen, nicht allein, daß er eines natürlichen Todes gestorben, sondern auch, daß er kein Christ gewesen. Sie untersuchen den Leichnam. Sie suchen auch nach, ob nicht ein Zeichen der Gewaltthätigkeit oder ein Merkmal der christlichen Religion an ihm sey; und das Leichenbegängniß kann nicht eher geschehen, als bis sie einen von ihnen untersiegelten Schein deswegen von sich gestellt haben ¹⁾).

Kämpfer meldet uns von seiner Rückreise nichts weiter, als daß er mit dem Admirale Pompus zu Schiffe gegangen, welcher den 31sten des Weinmonats im Jahre 1692 aus dem Hafen von Mangasaki auslief ²⁾).

den Artikel von der Handlung, wo man dasjenige anführen wird, was die Holländer betrifft.

¹⁾ A. d. 128 und 129 S.

²⁾ Im I Theile a. d. 230 S.

¹⁾ Ni bedeutet Feuer, und in höhern Verstande die Sonne; Pon bedeutet Grund. Die südlichen Chinesen sprechen das Wort Sijpon oder Gepuan aus, und vermuthlich haben die Portu-

giesen Japan daraus gemacht, das sich nachgehends in Japon verändert hat. In den japanischen Büchern trägt dieses Reich mancherley andere Benennungen; es sind aber bloße Benennungen, welche die Größe und Vortrefflichkeit desselbigen bedeuten. Kämpfer I Th. a. d. 93 S.

²⁾ Kämpfer Ebendas. a. d. 94 und 95 S. Die Läng von Japon erstreckt sich dem neuen Geschick-

Das

Das XXXVII Capitel.

Beschreibung der japonischen Inseln.

Das große Reich, welches die Europäer Japon, seine eigene Einwohner aber Nipon oder Niphon nennen, liegt zwischen dem ein und dreißigsten und zwey und vierzigsten Grade Norderbreite, und zu Folge einer ganz neuen Landkarte, da bey man die astronomischen Beobachtungen eines chinesischen Jesuiten zu Rathe gezogen hat, zwischen hundert und sieben und fünfzig und hundert und fünf und siebenzig Graden dreyßig Minuten Länge, wenn der Anfang zu zählen, von der Insel Ferro gemacht wird. Es erstrecket sich gegen Nordost und Ostnordost. Seine Breite ist sehr verschieden, wiewohl sie überhaupt zu reden, in Vergleichung mit der Länge, nirgend sehr beträchtlich ist. Denn die letztere wird nach der gemeinen Meynung, von dem Ende der Landschaft Sisen, bis an die östliche Küste der Landschaft Osiu, in gerader Linie, auf zweyhundert deutsche Meilen u) geschätzt. Doch sind hiebey weder alle Küsten, noch auch die am weitesten entfernten Inseln mit gerechnet, ungeachtet sie gleichfalls unter des japonischen Kaisers Bothmäßigkeit stehen. Kämpfer vergleicht dieses Reich, soviel seine äußerliche Beschaffenheit betrifft, mit Großbritannien und Irland. Es ist, saget er, auf gleiche Weise, wiewohl noch weit mehr, mit Erdzungen, Vorgebirgen, Meerarmen, Seebusen und großen Bayen unterbrochen und durchschnitten, welche sehr tief ins Land hinein gehen, und eine große Menge Inseln, Halbinseln, und Häfen machen x). Unter besagten Inseln haben drey den Vorzug vor allen übrigen; die ansehnlichste heißt Nipon, und theilet ihren Namen dem ganzen Reiche mit. Sie erstrecket sich, der Länge nach, von Osten gegen Westen, und hat die Gestalt eines Kinnbäckens, dessen gekrümmeter Theil gegen Norden läuft. Ein enger Canal oder eine Straße voll Klippen, und theils bewohnter, theils wüster Inseln, trennet sie von einer andern Insel, welche an Größe die zweyte ist; und weil sie südwestlich von Nipon liegt, den Namen Saitokf, das ist, Westland, bekommen hat. Doch heißt sie auch Kinsju oder das Land der Renne, weil sie in neun große Landschaften abgetheilet wird. Die Japoner geben ihr hundert und vierzig von ihren Meilen zur Länge, und vierzig bis fünfzig zur Breite. Der Umkreis beträgt, nach Kämpfers Angaben, hundert und acht und vierzig deutsche Meilen. Die dritte Insel liegt zwischen der ersten und zweyten, hat beynahe eine viereckigte Gestalt, und den Namen Sitokf, das ist, Land der vier Vogteyen. Um diese drey große Inseln, liegt eine große Menge kleine. Sie sind zum Theile klein, unfruchtbar, und mit einem Worte, bloße Klippen, zum Theile aber so groß und einträglich, daß sie ihre eigenen Fürsten haben.

Schickschreiber dieses Reiches zu Folge, gegen Ost und West, zieht sich aber einigermaßen gegen Ostnordost. Seine Länge ist Nord und Süd. Es ist selbige, saget er, nicht so gar ungleich, wie einige Schriftsteller vorgeben. Denn, wofern man nach den Graden der Breite rechnet, so ist sie bey nahe nirgend geringer als sechzig oder siebenzig französische Meilen, dahingegen sie niemals hun-

dert erreicht. Was die Länge betrifft, so be- trägt selbige nach des Vater Briets Angaben, von dem westlichen Ende der Landschaft Sisen, bis an die östliche Küste von Oxiu, oder Osiu, etwas über zwey hundert und sechzig gemeine französische Meilen. Histoire du Japon, I Th. a. d. 10 S.

x) Kämpfer am angeführten Orte a. d. 95 S.

B b b b

Beschreib.
von Japon.

Der I Abschnitt.

Allgemeine Abtheilung des japonischen Reiches.

Einteilung der Inseln. Noch andere unter dem Jesso. Landschaften von Oki Jesso. Inseln Kaiser stehende Inseln. Liquejo und deren Einwohner. Halbinsel Corea; gehört zum Theile sie zu entdecken. Insel Bune oder Bunesima. Insel nach Japon. Insel Jesso. Festes Land Ossu Insel Jatsisio. Sie dienet zum Staatsgefängnisse.

Einteilung
der Inseln.

Im 590 Jahre der gemeinen christlichen Rechnung, wurden die zum japonischen Reiche gehörigen Inseln von dem geistlichen Erbkaifer Siusiam, in sieben große Kreise abgetheilet, welche bey den Japonern Gokisizidos heißen. Im 681 Jahre theilte Tenmu diese sieben Kreise in sechs und sechzig Landschaften, und setzte über jedwede einen Landvogt. Als nachgehends die beyden Inseln Iki und Tsussima, welche sonst unter Corea gehörten, durch das Eroberungsrecht an Japon fielen: so wuchs die Zahl der Landschaften auf acht und sechzig. Ob gleich nun diese doppelte Einteilung noch bis auf den heutigen Tag besteht: so sind doch besagte acht und sechzig Landschaften theils durch allerley vor-gefallene Staatsveränderungen, theils um die Zahl der Landvögte zu vermehren, in sechs hundert und vier Untervogteyen abgetheilet worden.

Noch andere
unter dem
Kaiser stehen-
de Inseln.

Nebst diesen Inseln und Landschaften erkennen noch einige andere und weiter abgelegene Länder den Kaiser für ihren Oberherrn, oder stehen doch wenigstens unter seinem Schutze. Den ersten Rang darunter haben die Inseln Riuku, oder Liquejo, deren Einwohner sich keinesweges für Unterthanen des japonischen Kaisers, sondern des Fürsten von Satsuma, der sie erobert hat, ausgeben; ferner gehört hierher Tsiosin, das ist der dritte und unterste Theil der großen Halbinsel, welche den Namen Corea trägt, und durch den Prinzen von Iki und Tsussima, in des Kaisers Namen, verwaltet wird; und endlich die Insel Jesso, welche unter eben diesem Namen durch den Fürsten von Matsumai, dessen eigene Lande in der weitläufigen Landschaft Osju liegen, regieret wird.

Inseln Li-
quejo, und de-
ren Einwoh-
ner.

Die Inseln Liquejo heißen in dem Munde ihrer eiaenen Einwohner Riuku. Sie liegen südöstlich, sowohl von der japonischen Landschaft Satsuma, welche zu der Insel Saikoff gehört, als von der benachbarten, und von ihnen gleichfalls nicht weit entfernten Insel Tana oder Tanagasima. Kämpfer meldet, sie erstreckten sich, nach den holländischen Karten, beynähe bis an den sechs und zwanzigsten Grad Norderbreite. Nach der Japoner Vorgeben, saget er, tragen sie alle Jahre zweymal Reiß. Die Einwohner legen sich meistens auf den Ackerbau oder Fischfang; übrigens sind sie von einem sanftmüthigen und aufgeweckten Wesen. Sie leben höchst vergnügt. Ist ihre Arbeit geschehen, so thun sie sich etwas im Reißweine zu gute, und spielen auf ihren Instrumenten eines dazu. Ja sie nehmen die leßtern gar mit auf den Acker.

Ihrer Sprache wegen hält man sie für Abkömmlinge der Chinesen. Als China unter tartarische Bothmäßigkeit gerieth: so verließ eine große Menge Chinesen ihr Vaterland, und zerstreute sich hin und her in die östlichen Gegenden von Indien. Unter andern kamen auch einige in diese Inseln, legten sich auf die Handelschaft, und treiben sie mit Satsuma noch bis auf den heutigen Tag. Zwar müssen sie dem Fürsten dieses Namens, seitdem er sie bezwungen hat, eine jährliche Steuer bezahlen: sie bringen aber nebst dem noch ein gewisses Geld unter sich auf, und überliefern es dem tartarischen Beherrscher von China, als ein Merkmaal ihrer Unterwürfigkeit und Treue. Sie haben gleich den Japonern und Sonquern

hern ihren geistlichen Erbherrn, der seinen Sitz auf der Insel Jasuma hat, welche eine Beschreib.
der ansehnlichsten ist, und nicht weit von Osima, einer liqueischen Insel vom zweyten von Japon.
Ränge, liegt.

Corea ist eine Halbinsel, hängt an der Tartarey, und läuft neben der chinesischen Halbinsel
Küste gegen Japon. Die Japoner erzählen, sie wäre vorzeiten in drey Landschaften ab- Corea.
getheilet gewesen. Die nächste an ihrem Lande nennen sie Tsiosiju, die mittlere Corey,
und die dritte, die an die Tartarey stößt, Sakkusai. Die Einwohner stammen, der Japo-
ner Vorgeben zu Folge, von den Chinesern her, wurden öfterer als einmal, und von al-
lerley Fürsten bezwungen, endlich aber dem japonischen Reiche unterthan. Allein seit hun-
dert Jahren sind sie von neuem unter tartarische Vorherrschaft verfallen, und es ist den Gehört zum
Japonern von ihren Eroberungen weiter nichts übrig geblieben, als die Küste der Landschaft Theile nach
Tsiosiju, welche von dem Fürsten von Iki und Tsusima regieret wird. Man rechnet Japon.
von der coreischen Küste bis an die Insel Tsusima nicht mehr als etwan acht und vierzig
japonische, oder sechzehn deutsche Meilen, und eben so weit liegt besagte Insel auch von den
japonischen Hauptländern. Der Zwischenraum ist mit einer großen Menge Klippen, und
kleiner, meist öder Inseln angefüllet. Die Waaren, welche aus Tsiosiju nach Japon ge-
bracht werden, bestehen in vortreflichen Stockfischen und andern Arten eingefalzener Fische,
in Nüssen, Arzeneykräutern, Blumen und Wurzeln, absonderlich in der Ginseng, welche
in den Landschaften Corea und Sakkusai eben so häufig wächst, als in Siamfai, welche
zur Tartarey gehöret.

Jeso, Nesso, oder wie die Japoner sagen, Jesogossima, welches soviel bedeutet, Insel Jeso.
als Insel Jeso, ist das nördlichste Eyland, das sie außerhalb dem eigentlichen japonischen
Bezirke besitzen, und wird es von dem Fürsten des benachbarten und zu der großen Land-
schaft Osu gehörigen Landschaft Matsumai regieret. Jeso liegt auf zwey und vierzig
Grad Norderbreite, Nordnordost gegen Osu über. Seine beyden Vorgebirge Sun-
gar und Toasasaki erstrecken sich weit in die See hinein, und machen einen Seebusen.
Die Japoner sagen, man habe einen ganzen Tag zur Ueberfahrt in besagte Insel nöthig, un- Ihre Entfer-
geachtet der Weg nicht über vierzig japonische Meilen beträgt, ja, ungeachtet die Insel an nung von
einigen Orten kaum fünfzehn bis achtzehn Meilen weit von der japonischen Küste entfernt Japon.
ist: allein, die Ströme sind ungemein reißend, und führen das Schiff bald nach Osten
bald nach Westen. Zwar schäset man Jeso für eben so groß, als die Insel Kiusiu. Weil
aber das Land mit Wäldern angefüllet ist, so besteht der ganze Vortheil, den es seinen Herren
schaffet, bloß in Pelzwerke und in dem bernstenen Fische Karasaki. Es ist selbiger eine Was sie her-
Art von Stockfische, hat einen vortreflichen Geschmack, und wird an den Küsten dieser vorbringt.
Insel in größter Menge gefangen. Kämpfer hält das von Vries nordlich über Japon
entdeckte Land, für ein Stück dieser Insel. Die japonischen Karten sind, was die Gestalt
dieser Insel betrifft, gar nicht miteinander einig. Zwar geben sie dem südwestlichen und
größten Theile derselbigen die Benennung Matsuki. Da sie aber schlecht gezeichnet sind, so
ist nicht eigentlich zu erkennen, ob nicht besagter Theil vielleicht gar eine besondere In-
sel sey. Die Sprache der Einwohner hat viel ähnliches mit der Coreischen. Sie selbst
sind von guten Leibeskräften, und zum Fischfange trefflich abgerichtet: allein, unflätig und
wild.

Ihre Haare und Bärte lassen sie sehr lang wachsen. Festes Land
Hinter dieser Insel, das ist gegen Norden, findet man ein festes Land, das die Ja- Okujeso
poner Oku-Jeso, das ist Oberjeso nennen. An der Wirklichkeit dieses Landes zweifelt
kein

Beschreib. kein einziger Erdbeschreiber. Ob es aber an die Tataren oder an America stoße, das ist von Japon nicht ausgemacht. Eben so wenig weis man auch, wohin die Straße Anian, und die so längst gesuchte Durchfahrt aus dem Nordmeere in das indianische zu verlegen sey, gesetzt nämlich, es stoße dieses Land nicht unmittelbar, und ohne alle Durchfahrt an die Tataren oder an America y). Die Japoner wissen von der Größe und dem übrigen Zustande ihres Okuseso eben so wenig Bescheid zu geben. Zwar legen sie ihm drey hundert von ihren Meilen zur Länge bey: aus was für einem Grunde aber, das ist unbekannt. Kämpfer meldet, man habe im 1684 Jahre eine japonische Junke ausdrücklich auf neue Entdeckungen ausgesandt; nach ihrer Wiederkunft habe sie berichtet, die Einwohner dieser Gegend trieben mit den benachbarten Tataren allerley Verkehr. Eben dieses bestätigte ihm auch ein gewisser alter japonischer Steuermann, welcher diese Meere genau kannte. Wenige Jahre vor Kämpfers Ankunst war noch eine andere Junke, um gleicher Entdeckungen willen von der östlichen Küste abgesegelt, und hatte nach ihrer Rückkunft berichtet, sie habe zwischen dem vierzigsten und fünfzigsten Grade der Breite vieles ausgestanden, endlich aber doch ein sehr weitläuftiges festes Land, das man für America hielt, und in selbigem einen sehr guten Hafen ausfindig gemacht, darinnen sie den Winter über geblieben sey; übrigens aber konnte sie nicht die geringste Erläuterung von der Beschaffenheit des Landes geben, wußte auch nicht zu sagen, ob es sich weiter gegen Nordwest erstrecke oder nicht. Weiter trieb der japonische Hof seine Neugierigkeit nicht. Was die im Reiche vorhandenen Karten betrifft, so lassen sie zwar alle mit einander auf die Tataren und hinter der Insel Jeso noch ein weitläuftiges Land folgen, auch um etwan funfzehn Grade der Länge weiter gegen Osten fortlaufen, als Japon: allein, sie lassen zugleich einen großen Raum zwischen diesem Lande und dem benachbarten America z). Uebrigens theilen sie zwar Oku Jeso in fünf Landschaften, und benennen sie, Kämpfern zu Folge, Rabersari, Orankai, Sitsij, Serosan und Anarisi; sie zeichnen auch zwischen beyde letztere einen ziemlich großen Fluß, welcher gegen Südwest hinter dem Eylande Jeso in die See fällt: nur ist zu bedauern, daß man auf diese Karten keine sichere Rechnung machen darf.

Inseln Giusima und Kinsima. Noch rechnen die Japoner zwei andere Inseln zu ihrem Reiche, welche über hundert und funfzig Meilen weit, gegen Osten und Ostnordost von der ostuschen Küste liegen. Die nördlichste und von Japon am weitesten entfernete, heißt Giusima, das ist Silberinsel; die nächste und größte aber Kinsima, das ist Goldinsel. Diese prächtige Benennung hat die Europäer öfter als einmal in Versuchung geführt. Als der spanische Hof erfuhr, sie lägen America gegen Westen, das ist in demjenigen Theile der Welt, den der Pabst den Spaniern zugesprochen hatte, gleichwie hingegen seiner Austheilung zu Folge alle östlich liegende neue Länder ein Eigenthum der Portugiesen seyn sollten: so ließ er sie um das Jahr 1620, durch einen sehr geschickten Steuermann auffuchen. Doch die Mühe war vergeblich. Den Holländern gelang es im 1639 und 1643 Jahre eben so wenig. Bey der letztern Unternehmung schickten sie zwey Schiffe aus, den Brestken und Castricum. Sie mußten aber nicht allein heftige Stürme ausstehen, sondern es wurden auch einige von des Brestkens Leuten,

y) Kämpfer berichtet umständlich, wie viele vergebliche Mühe er in Rußland angewendet habe, um hiervon eine gewissere Nachricht einzuziehen. I Theil a. d. 104 u. f. S.

z) Man sehe, was Kämpfer in der vorhergehenden Reisebeschreibung von einer gewissen Karte meldet, die man ihm bey seinem Aufenthalte zu Jedo zeigte.

Leuten, die sich ans Land wagten, in die Eisen geschlagen, und sehr übel gehalten, nicht anders als ob sie Willens gewesen wären, das Reich feindlich anzufallen, oder zu verrathen a). Beschreib. von Japon.

Im 1675 Jahre entdeckten die Japoner zufälliger Weise eine sehr große Insel. Es wurde nämlich eine Barke aus der Insel Satsisio, die über dreyhundert Meilen gegen Westen davon liegt, durch Sturm dahin verschlagen. Man fand sie gänzlich unbewohnt, doch aber von Natur fruchtbar, und absonderlich sehr wasserreich. Weil der Arakbaum in großer Menge darauf wächst, da er doch sonst nirgend als in warmen Ländern fortkömmt: so glaubet Kämpfer, sie liege vielmehr gegen Süden, als gegen Osten von Japon. Besagte Insel Satsisio, aus welcher die Barke herkam, ist die äußerste von allen südlichgelegenen Inseln der Japoner. Sie liegt unter eben dem Mittagkreise als Jedo, und ungefähr achtzig japonische Seemeilen von der Insel Nipon, ist auch die letzte von einer langen Reihe kleiner und dicht beyammen liegenden Eylande. Ihre Küste ist dermaßen hoch und steil, daß man die Fahrzeuge mit ihrer völligen Ladung, vermittelt eines Krans, auf- und abwinden muß. Uebrigens ist sie ganz unfruchtbar. Der Kaiser hat also sein hauptsächlichstes Staatsgefängniß daraus gemacht; und es werden die großen Herren, wenn sie in Ungnade fallen, gemeinlich an diesen Ort verwiesen. Ihre Beschäftigung an diesem elenden Orte besteht im Seidenweben; und da es dem größten Theile dieser unglücklichen Personen weder an Geschicklichkeit noch an Erfindungskraft fehlet: so verfertigen sie dermaßen schöne und feine Zeuge, daß es bey hoher Strafe verbotnen ist, sie an Ausländer zu verkaufen b).

Insel Duna.

Insel Satsisio.

Sie dienet zum Staatsgefängnisse.

Indem das japonische Reich überhaupt von einer stürmischen See umgeben, und seine Küste durch Berge, Klippen und Sandbänke, beynah unzugänglich gemacht wird: so scheint es, wie Kämpfer bemerkt, die Natur habe diese Inseln gleichsam zu einer kleinen abgesonderten Welt machen, und mit allem, was zur Nothdurft, zur Bequemlichkeit, ja auch zum Vergnügen des menschlichen Lebens gereicht, so überflüssig versorgen wollen, daß ihre Einwohner des Beystandes anderer Nationen entübriget seyn können c).

Der II Abschnitt.

Beschreibung der sämtlichen Landschaften.

Fünf kaiserliche Tafelvogteyen. Jamasjro oder vierter Kreis. Sanjondo, fünfter Kreis. Insel Sansju. Jamatto. Kavaşil. Idsumi. Elşu. Rinsju. Saikaido, sechster Kreis. Nankaido, siebenter Kreis. Die beyden Provinzen Iki und Tsussima. Summe der japonischen Einkünfte.

Ben der allgemeinen Abtheilung der japonischen Landschaften, werden die fünf nicht mit gezählet, welche den Namen Gokinai, oder Gokinai Goka-Rokf, das ist Ländereyen. der kaiserlichen Einkünfte tragen; weil ihr sämtlicher Ertrag dem Unterhalte der kaiserlichen Hofstaat insbesondere gewidmet ist d).

Die erste heißt Jamasjro oder auch Sansju. Es ist ein fruchtbares und sehr weitläufiges Land, das hundert japonische Meilen von Süden gegen Norden zur Länge hat. Jamasjro oder Sansju.

B b b 3

Es

a) N. d. 109 S. b) N. d. 110 S. c) N. d. 97 S.

d) Der Verfasser sagt, die Einkünfte betragen an Reiß hundert und acht vierzig Mans, und tausend zwey hundert Rokfs. Zu bemerken ist,

daß überhaupt alle Landeseinkünfte, nach diesem gedoppelten Reißmaße angeschlagen werden. Ein Man hält zehn tausend Rokfs, und ein Rokf drey tausend Balken oder Säcke Reiß a. d. 111 S.

- Beschreib. von Japon.** Es wird in acht Bezirke vertheilet, nämlich Okotuni, Kadono, Okongi, Kij, Utsi, Russe, Sakanaka, und Tsukngi; darinnen unterschiedliche schöne Städte und andere ansehnliche Orte liegen. Die zweyte, Namens Jamatto oder Wosju, erstreckt sich gleichfalls von Süden gegen Norden, ist eben so fruchtbar, auch beynahe eben so lang, als die vorige. Ehedessen hatte sie viele große Städte, aber heutiges Tages hat sie gar wenige mehr. Man theilet sie in funfzehn Bezirke; nämlich Soono Cami, Soonosimo, Seguri, Sirole, Katsi dsiau, Katsunge, Okuno, Umi, Utsz, Josimo, Uda, Sifino-Simo, Sifino-Cami, Takand, Tooids, und Jammanobe. Die dritte heißt Kavaizij oder Kasu, hat mittelmäßigen Boden, und eine Länge von etwa zwö Zagereisen, welche in funfzehn Bezirke abgetheilet wird. Die Namen sind: Nisori, Isitawa, Kukaiz, Jastabe, Wotake, Tukajaz, Kavaiz, Sarara, Umbazada, Katanno, Wakase, Sibukaja, Sit, Tahbofs und Tannan. Die vierte heißt Idsumi oder Sensusu. Es ist ein zwar großes, aber nicht sonderlich fruchtbares Land, und läuft hundert japonische Meilen weit von Süden gegen Westen. Auf einer Seite dienet ihm das Meer, auf der andern eine lange Reihe Gebirge zur Gränze. Das Meer liefert Fische in größtem Ueberflusse, der Boden aber schwarzes Korn, Erbsen und Bohnen, wiewohl davon wenig Wesens gemacht wird. Bezirke hat es nur drey, Wotori, Idsumi, und Sina. Endlich, so heißt die fünfte und letzte Landschaft Sizu, imgleichen auch Tsino-kuni und Sispu. Ihr Umkreis beträgt drittelhalb Zagereisen; sie liegt an einem großen Seebusen, und ist das allerwestlichste Land von ganz Japon. Ihr südlicher Theil ist sehr warm, der nördliche hingegen genießt einer gemäßigten Luft, und ist deswegen weit fruchtbarer, als jener, absonderlich an fünf Hauptgattungen gewisser Erbsen, die man Gokokfs nennet. Sizu wird in dreyzehn Bezirke vertheilet, nämlich, Sij, Jos, oder Simmios, Kutaz, Singassinai, Nisijnan, Jatsan, Simasino, Simakami, Tesijma, Kavanobe, Wuko, Avara, Arima und Nosje.
- Kavaizij oder Kasu.** Nunmehr wenden wir uns zu den sieben Kreisen, darein der Kaiser Susiam den Inbegriff des ganzen Reiches abgetheilet hat.
- Idsumi oder Sensusu.** Der erste heißt Tookaido, das ist der südöstliche Kreis. Wir haben bereits gemeldet, man habe die sieben Kreise in sechs und sechzig Landschaften, darunter die fünf nurerwähnten mit begriffen sind, abgetheilet, und nachgehends noch zwey neue dazu gesetzt. Von diesen acht und sechzig Landschaften nun, begreift der Kreis Tookaido funfzehn in sich. Erstens Iga oder Isju, die gegen Süden und Osten von der See eingeschlossen, gegen Norden aber durch ein Gebirge von seinen Nachbarn abgesondert wird. Es ist ein warmes Land, von mittelmäßiger Fruchtbarkeit; man findet einige Kräuter, einige Bäume, und viel Bambus darinnen. Seine vier Bezirke heißen Nije, Namanda, Iga, Nabari. Zweitens, Isie oder Sessu, hat von Süden gegen Norden, eine Länge von drey Zagereisen. Das Meer hat eine Halbinsel daraus gemacht. Der Boden ist höchstfruchtbar, überhaupt zwar eben, doch mit untermengten Anhöhen, die ihm ein sehr angenehmes Ansehen belegen. Diese Landschaft hat folgende funfzehn Bezirke: Quana, Asaki, Sufuka, Isisf, Aanki, Taato, Nisikissima, Gofasima, Inaba, Nije, Sufaka, Vatakei, Ino, und Taki. Drittens, Ssima, oder Sissio, ist ein kleines Land, das man in einem halben Tage durchreisen kann, auch an sich selbst unfruchtbar wird aber von der See mit Austern und Muschelwerke überflüssig versorget. Es hat nur drey Bezirke, Toosij, Ako und Kannesima. Viertens, Orari oder Bisju, liegt
- Sieben große Kreise.**
- Tookaido.**

mitten im Lande, und fließt nirgend an die See, ist aber eine der allerfruchtbarsten, und volkreichsten Gegenden im ganzen Reiche. Sie erstreckt sich drey Tagereisen weit von Süden gegen Norden, und begreift neun Bezirke in sich, Anabe, Nakassima, Katuru, Nirva, Kassungale, Jamaela, Mitsi, Tsitta und Toosijnossima. Fünftens, Nizkava oder Nisju; hat einen elenden unfruchtbaren Boden, ist voll Flüsse, Moräste und Teiche. Ihre Länge beträgt von Osten gegen Westen, drittehalb Tagereisen, und ihre Einteilung acht Bezirke: Avomi, Ramo, Nutada, Bas, Sori, Jana, Tsitarra und Akumi. Sechstens, Tootomi oder Tensju, ist eine fruchtbare, und wegen der angenehmen Abwechslung ihrer Ebenen, Hügel, Flüsse, Dörfer und Städte ungemein schöne Landschaft. Man giebt ihr drittehalb Tagereisen, von Osten gegen Westen zur Länge, nebst vierzehn Bezirken, Sammana, Suz, Suusa, Aratama, Nangakami, Nagassimo, Suz, Jammama, Kikoo, Saifara, Tojora, Jamaika, Sanno, und Ivata. Siebentens, Surunga oder Sinsju, zeigt gleich der vorigen, die schönste Abwechslung von Dörfern, Städten, Hügeln und fruchtbaren Ebenen. Sie ist eben so lang als Tootomi, erstreckt sich von Osten nach Westen, und begreift sieben Bezirke, Tsta, Nassafu, Udo, Isabe, Rosarra, Susij und Suringa. Achters, die Landschaft Kai oder Kastsu, ist ein ebenes Land, das an Reis, Wiesewachse, Gewächsen und Bäumen sehr großen Ueberfluß besitzt. Pferde hat es nicht weniger in Menge. Man rechnet seine Länge von Süden gegen Norden, auf zwei Tagereisen, und theilet es in vier Bezirke: Jamanassiro, Jaassiro, Como, und Tsir. Neuntens, Idsu oder Toosju, ist eine lange Halbinsel, welche nicht nur viel Salz hervorbringt, sondern auch viele Fische liefert, und deswegen für eine gute Landschaft gehalten wird. Von ihren Bezirken liegen nur drey auf Nipon, nämlich Takato, Naka und Camo, wozu noch ein paar Inseln Oosima und Sirakasima kommen. Zehntens, die Landschaft Songami oder Soosju, hat eine Länge von drey Tagereisen, und zwar ebenen, aber dabey schlechten Boden. Von Lebensmitteln ist sonst wenig da, als Fische, Schildkröten und Seekrebse, Holz hingegen ist der vielen Waldungen wegen, genug vorhanden. Die Abtheilung geschieht in acht Bezirke; Asikaranno Cami, Asikaranno Simu, Oosimi, Juringi, Mitsuko, Tangi, Camakura, Mijura und Jesima. Elftens, Musiasi oder Busju, ist eine weitläufige Landschaft von sechstehalb Tagereisen im Umkreise, ohne Wälder und Berge, aber von großer Fruchtbarkeit an Reis, Kokos, Obst und Gewächsen. Man theilet sie in ein und zwanzig Bezirke; Ku-Raggi, Tsukuki, Tama, Tatsinbaria, Kaisura, Jouma, Tosima, Sisti, Tokomi, Saitama, Roduma, Tsibusima, Sabara, Sasifava, Naka, Kami, Adaz, Tsisibu, Jebara, Totesima und Osara. Zwölftens, Ava oder Soosju ist ein ganz gutes Land; es trägt Reis und Korn, es ist stark bevölkert, und wird von der See mit Fischen und Austern im Ueberflusse versorget. Die Austerschaalen werden zu Vesserung der Felder gebraucht. Uebrigens hat es von Süden gegen Norden eine Länge von anderthalb Tagereisen, und vier Bezirke, Sefuri, Ava, Asaina und Nakaba. Zum dreizehnten, die Landschaft Kadsusa oder Roosju, geht drey Tagereisen weit von Süden gegen Norden. Ungeachtet ihrer steilen Berge, hat sie guten Boden. Die Einwohner verfertigen größtentheils Zwilch oder Hanseleinwand, und zwar recht schöne. Man theilet sie in elf Bezirke; Ssusu, Ainsa, Isiwara, Umingami, Toiko, Mooki, Issimi, Sarinib-Nagava, Jaminanob und Nussa. Vierzehntens, der Landschaft Simoosa oder Soosju, giebt man von Norden ge-

Beschreib. von Japon. gen Süden drey Tagereisen zur Länge; sie ist gebirgig, und nicht sonderlich fruchtbar, hat aber Geflügel und Vieh die Menge. Ihre zwölf Bezirke heißen Kaddosita, Tsibba, Imba, Sooma, Saspema, Inuti, Tooda, Roosa, Unagami, Ratori, Fannibu und Okanda. Zum funfzehnten Siraz oder Sjo, ist eine sehr große Landschaft von viereckichter Gestalt, und hat sowohl in die Länge als in die Breite, wenigstens drey Tagereisen. Die Fruchtbarkeit ist zwar nur mittelmäßig, wird aber durch die große Menge Seidenwürmer, und durch die berufene Geschicklichkeit der Einwohner im Seidenweben ersetzt, worzu noch ein starker Viehhandel kommt. Man zählt in dieser Landschaft eilf Bezirke, Nijbari, Makaije, Tsekumba, Kavarz, Ssida, Umbaraki, Namingata, Nata, Kussi, Taka und Jengoko. Das letztere Wort bedeutet eigentlich ein entferntes Land, und ist vermuthlich der Name irgend einer Insel.

Die Einkünfte dieser zu dem Kreise Tookaido gehörigen funfzehn Landschaften, steigen auf vierhundert vier und neunzig Mankokks.

Toosando, zweyter Kreis.

II. Der zweyte unter den sieben großen Kreisen, heißt Toosando, und begreift acht große Landschaften in sich. Erstens, Oomi, ein ungemein fruchtbares Land, in welchem Berge, Hügel, Flüsse, und weitläufige Ebenen, darauf sowohl Korn als Reis eines so gut als das andere geräth, auf das angenehmste mit einander abwechseln. Der Umkreis dieser Landschaft beträgt viertehalb Tagereisen, und wird in dreyzehn Bezirke abgetheilet, Singa, Karimotto, Jus, Cammo, Kansaki, Inungami, Sakata, Jers, Ober und Nieder Assai, Junito, Takassima, Kooka und Joosizumi. Zweitens, Mino oder Diosju, giebt der Landschaft Oomi weder an angenehmer Abwechslung der Hügel und Ebenen, noch an Fruchtbarkeit des Bodens das geringste nach. Ihre Länge von Süden nach Norden beträgt drey Tagereisen, und ihr Inhalt achtzehn Bezirke, Mijutsu, Fusa, Wadsi, Ikenda, Oono, Morros, Muffiroda, Katakata, Mersumi, Rakumi, Jamangata, Menggi, Gundsjo, Camo, Taka, Tokki, Jerna und Taki. Drittens, Sida oder Sisju, kommt den vorigen weder an Größe noch an Fruchtbarkeit bey weitem bey. Ihre größte Weitschaft von Süden nach Norden, beträgt nicht mehr als etwa zwey Tagereisen. Sie ist voll Wälder und Gebüsche, und nur in vier Bezirke abgetheilet, Ofarra, Masjinda, Anniano, und Araki. Viertens, Sinano oder Sinsju, ist ein sehr kaltes und von der See weit entlegenes Land, dem es an Weide, folglich auch an Viehe fehlet; sein ganzer Reichthum besteht in einer Menge Maulbeerbäumen, Seide und Hanse. Sonsten erstreckt es sich fünf Tagereisen weit von Süden nach Norden, und hat eilf Bezirke: Nidsus, Takay, Fannissima, Tsifagetta, Sakku, Ina, Ssiwa, Tskunima, Atsumis-Sara, und Sjina. Fünfstens, Koodosike oder Osiosju, hat von Osten nach Westen vier Tagereisen zur Länge, und ist ein warmes Land, daß weder Maulbeerbäume noch Seidenwürmer fehlen, nur taugt die Seide zu keinem andern als groben Zeugen. Die Eintheilung geschieht in vierzehn Bezirke, Ussui, Assa, Srikanne, Isesta, Sai, Nitta, Kattaoka, Soora, Gumsma, Kauwa, Tago, Midorino, Naba und Jannada. Sechstens Simoodosike oder Jasju, hat viertehalb Tagereisen von Osten nach Westen zur Länge. Der Boden ist eben, mit untermengten Gebirgen, trägt Gras, Korn, Reis und Gokoff im Ueberflusse. Die Anzahl ihrer Bezirke steigt auf neune, Askeru, Janada, Aso, Tsuga, Taka, Savingava, Savoja, Nasu und Mukabe. Zum siebenten Mutsju oder Ososju, ist die größte Landschaft in ganz Japon. Denn sie geht sechzehn Tagereisen weit von Süden nach

nach Norden, nebst dem fehlet ihr es, der großen Fruchtbarkeit wegen, an keiner einzigen Beschreib. zum Lebensunterhalte nöthigen Sache. Vorzeiten hatte sie ihren eigenen Fürsten, welcher von Japon. zugleich die benachbarte Landschaft Deva beherrschete. Man theilet sie in fünf und fünfzig Bezirke: Sirakava, Kurokava, Juvasi, Mizaki, Miz, Nama, Oda, Asak, Adatar, Sibarta, Karidu, Tooda, Natori, Sinnobu, Rikkunda, Sibanna, Nssonusa, Nanningata, Juoderaga, Kavaz, Tizungi, Takane, Valzari, Jamadsuturi, Donato, Rami, Ssida, Kurivada, Jesan, Jeki, Mizava, Nagaoaka, Tojone, Monovara, Osika, Gunvi, Kaddono, Sasigani, Tlungarie, Oda, Iku, Morojas, Isbara, Tardsi, Sikkamma, Inaga, Siva, Ivasaki, Kimbara, Kadsinda, Dote, Socka, Sei, und Kisen. Achtens, Dava oder Uspo, hat fünf Tagereisen zur Länge, vortrefflichen Wiesenwachs, Ueberfluß an Bäumen und Erdgewächsen; und versichert man, es beginne hier der Frühling um vierzehn Tage zeitiger, als in jedweder anderer japonischen Landschaft. Sie gehörte vorzeiten zu Osiu, ist aber nachgehends davon getrennet, und in die zwölf folgenden Bezirke eingetheilet worden: Akumi, Kavanobe, Murajama, Vitama, Votaz, Siraka, Tangaira, Diva, Akindatauri, Samboku, Mogueni, und Jainamotta.

Die sämtlichen Einkünfte dieser acht Landschaften steigen, nach der alten Rechnung, auf fünfhundert drey und sechzig Mankokfs, haben sich aber nachgehends um ein ziemliches verbessert.

Der dritte Reichskreis trägt den Namen Foku Rokkudo, und begreift sieben Land- Dritter Kreis, schaften in sich. Zum ersten Vakasa oder Siakusja, erstreckt sich anderthalb Tagerei- Foku Rokku- sen weit, von Süden nach Norden, und hat an der leßtern Gegend die See zur Gränze, do. welche ihr Fische, Hummern, Schildkröten u. s. w. im Ueberflusse verschaffet. Ihr Reichthum und ganze Handelschaft beruhet auf einigen Eisengruben. Ihre Bezirke heißen Onnibu, Vi, und Micatta. Zweitens Ietsissen oder Ieatsu, ist gegen Süden sehr gebirgig, gegen Norden aber eben, fruchtbar und gut zur Viehzucht. Die sämtliche Länge begreift drey Tagereisen. An Maulbeerbäumen, Seide, Hanf und Gokokf hat diese Landschaft Ueberfluß. Man theilet sie in zwölf Bezirke, Tsiurogo, Nibu, Sonobaz, Nsijba, Vono, Sakai, Kuroda, Ikingami, Takatida, Joodsida, Sagagita und Naandsjo. Drittens Kaga oder Kasju hat einige Seidenzeuge, guten Essig, Soja, der in andere Landschaften verführet wird, und so viel Gokokf, als die Einwohner brauchen. Sie erstreckt sich drittehalb Tagereisen weit von Ost nach West, und hat vier Bezirke, Jenne, Nomi, Iikava und Kanga, wozu einige noch Kaboku sehen. Viertens Noto oder Scospo ist beynahe gänzlich von der See umgeben. Sie hat zwar Eisenbergwerke, aber schlechten Boden, und es wird der Gokokf hier weit später zeitig, als anderswo. Man giebt ihr drittehalb Tagereisen von Osten nach Westen, und vier Bezirke, nämlich Bagui, Noto, Sukeisund und Ssus. Fünftens Jaetsdo oder Jaesja, hat drey Tagereisen im Umkreise, liefert Holz zu Brücken, und eine ganz eigene Gattung von irdenem Geschirre, in welchem der ganze Handel dieser Landschaft besteht. Ihre Bezirke sind Tonami, Imidsu, Nebu und Nisagacta. Sechstens Ietsingo oder Iusju, ist eine große Landschaft, von sechs Tagereisen im Umkreise, gegen Süden zwar etwas bergigt, sonst aber fruchtbar genug. Sie liefert Seide, Hanf und Gokokf. Ihre Eintheilung geschieht in sieben Bezirke, Kabibi, Kos, Nissima, Joodsu, Cambara, Nutavi und Ivasune. Zum siebenten Sado oder Sasju ist eine Insel von viertehalb Tag.

Beschreib. Tagereisen im Umkreise, sie liegt Japon gegen Norden, und den Landschaften Jectsu und Jectingo gleich gegenüber. Man rühmet ihre Fruchtbarkeit an Reis, Getreide, Gokoff, Holz und Wiesewachse: übrigens hat sie nur drey Bezirke, Umo, Soota und Camo. Der jährliche Ertrag dieser sieben Landschaften, steigt auf zwey hundert und dreyundvierzig Mankokfs.

Der vierte Kreis Sanindo, ist, wie seine Benennung anzeigt, gegen Norden gerichtet, birgig, und begreift acht Landschaften in sich. Zum ersten Tanta oder Tansju, erstreckt sich zwey Tagereisen in die Länge, und trägt nebst einer großen Menge Reis, auch allerley Gattungen Erbsen und andere Hülsenfrüchte. Man theilet dieses Land in sechs Bezirke, Kuvada, Sunaij, Taki, Amada, Singami und Jkarunga. Zum zweiten Tango oder Tansju, ist von Süden nach Norden anderthalb Tagereisen breit, reich an Hanf und Seide, und noch reicher an Seefischen. Die fünf Bezirke, darein man sie theilet, heißen Kati, Joki, Tango, Katamo und Kumano. Zum dritten Tassima oder Tansitju, hat von Osten nach Westen zwey Tagereisen zur Länge, mittelmäßigen Boden und acht Bezirke Asami, Tabu, Idsu, Ketta, Kinnosaki, Siangata, Sizumi und Mikumuni. Zum vierten Imaba oder Insju, ist eben so lang, als Tassima. Ihre nördliche Gränze ist die See, und ihre südliche das Gebirge. Das Land liefert grobe Seidenzeuge, und wird in sieben Bezirke abgetheilet, Togomi, Jagami, Tsidju, Oomi, Takaguso, Ketta und Konno. Zum fünften Sooti oder Sakusju erstreckt sich drittehalb Tagereisen weit von Süden nach Norden. Der Boden ist zwar nicht sonderlich fruchtbar, doch findet man hier Seide, Hanf und Gokoff im Ueberflusse; die hiesigen Seidenzeuge sind berühmt. Man theilet diese Landschaft in sechs Bezirke: Ravamura, Ruine, Javata, Aleri, Oomi und Sino. Zum sechsten Idsumo oder Unsju hat eine Breite, von drittehalb Tagereisen von Osten gegen Westen, wird von der See beynahe auf allen Seiten eingeschlossen, und zu einer Halbinsel gemacht: das Land ist ungemein fruchtbar, und hat sechs Bezirke, Ija, Nomi, Semane, Atisika, Tattenni, Idsumo, Kanto, Ijis, Nirida und Oofara. Zum siebenten Jowami oder Sekisju ist zwey Tagereisen von Norden nach Süden lang, bringt Hanf und Salz. Ungeachtet der mittelmäßigen Fruchtbarkeit dieser Landschaft, zählet sie dennoch ihren Fürsten noch einmal so viel, als eine andere. Ihre fünf Bezirke heißen Tstuma, Naka, Ooz Mino und Candoa. Zum achten Oki oder Insju, ist eine Insel, die für eine Landschaft gilt. Sie liegt nicht weit von der Halbinsel Corea, und hat einen Umkreis von zwey Tagereisen.

Die jährlichen Einkünfte aus diesen acht Landschaften, sind nicht größer, als hundert und drey und zwanzig Mankokfs.

Sanjodo, Bergland. Er besteht aus acht Landschaften. Erstens Sarima oder Bansju, hat vierteilb Tagereisen im Umkreise, und vortrefflichen Boden. Man findet hier nicht nur alles, was zum menschlichen Unterhalte gehöret, sondern auch Seidenzeuge, Tuch und Papier. Die Eintheilung geschieht in vierzehn Bezirke: Akas, Kata, Ramo, Inami, Sika, Ivo, Akato, Saija, Siz, Kansaki, Taka, Mizubo, Issai und Iro. Zweytens, Minasaki oder Sakusju, hat eine Länge von drey Tagereisen, von Osten gegen Westen. Man beobachtet bey dieser Landschaft, als eine sonderbare Eigenschaft, daß sie dem Winde nicht so sehr, als die übrigen Gegenden des Reiches unterworfen ist. Der Boden

Boden liefert den Einwohnern, bey seiner mäßigen Fruchtbarkeit, dennoch alles, was zum Lebensunterhalte gehört. Die Eintheilung begreift sieben Bezirke: Aida, Katsurja, To-
manisi, Tomasigasi, Rhume, Oaba, und Masuma. Drittens, Bidsen oder
Bisju, hat drey Tagereisen im Umkreise. Es ist ein gutes Land, das viel Seide zeuget;
so reifen auch die Früchte hier geschwinder, als in keiner benachbarten Landschaft. Die eif
dazu gehörigen Bezirke heißen: Kosuma, Waki, Iwanasi, Ooku, Akosaka, Ranz
daz, Minne, Ooas, Tsraka, Tsingosima, und Kamosima. Viertens, Bisju
oder Sijin, drittehalb Tagereisen von Osten gegen Westen lang. Der Boden verschaffet
den Einwohnern alles Benöthigte, absonderlich aber Gokotsf und Hauf. Bezirke rech-
net man neune, nämlich Utz, Kaboja, Rajia, Simomiz, Assangur, Oda, Si-
guki, Teta, und Fanga, wozu noch beyde Eylande, Saburosima, und Joris-
ma, kommen. Fünftens, Bingo oder Sijju, erstreckt sich auf zwey Tagereisen weit,
von Süden gegen Norden; hat guten Boden, darauf Reis und Gokotsf im Ueberflusse
wächst, auch geschwinder zeitiget, als anderswo. Die vierzehn Bezirke heißen: Abo,
Sutsis, Ramisi, Asika, Numasini, Boniz, Asida, Roomi, Mikami, Ca-
midami, Mitsuki, Jesso, Sirra, und Nijwara. Sechstens, Aki oder Gasju,
ein unfruchtbares Bergland; doch hat es viele Wälder, darinnen Pilze in ganz besonde-
rer Menge wachsen. An der Küste wird viel Salz gemacht. Die Länge von Süden nach
Norden beträgt drittehalb Tagereisen, und die Eintheilung geschieht in acht Bezirke, Nu-
mada, Takatta, Tajoda, Sada, Cammo, Sabaku, Aki, Takamija, und
Tukussima, welchen Namen auch eine sehr berühmte Stadt in diesem Bezirke trägt.
Siebentens, Suwo oder Scosju, hat hauptsächlich viele Erdgewächse und Wiesenwachs
aufzuzeigen. Die Küste ist an Fischen und Muschelwerke nicht weniger reich. Man reiset
sie von Osten nach Westen, innerhalb drey Tagen durch, und theilet sie in sechs Bezirke,
Cosima, Kuka, Kumade, Tsimo, Sava, und Joosti. Achters, Nagata
oder Tsiosju, wird an der Süd- und Westseite von der See, und gegen Norden von ei-
nem langen Gebirge begränzet. Die Länge beträgt drittehalb Tagereisen, von Osten gegen
Westen. Das Land trägt von allem, was zum menschlichen Leben gehört, doppelt so viel,
als die Einwohner verbrauchen können. Die sechs Bezirke heißen: Assa, Tojora, Mi-
ne, Oos, Minu, und Nissijma.

Der jährliche Ertrag dieser acht Landschaften steigt bis auf zweyhundert und siebenzig Insel Kiusju
oder Saitoff.
Zu bemerken ist, daß sie sämmtlich sowohl, als die übrigen Landschaften
der bisher angeführten fünf Kreise zu der Insel Nipon gehören. Die folgenden aber, und
die beyden Kreise, darunter sie begriffen sind, machen die zweyte Insel aus, welche an
Größe die nächste an Nipon ist, und von den Japanesen Kiusju, das ist, Westland, im-
gleiches auch Saitoff oder Land der Neune genennet wird.

VI. Saitaido, der sechste Kreis, liegt also auf der Insel Kiusju oder Saitoff,
und trägt seinen Namen wegen seiner westlichen Lage. Er besteht aus neun großen Land-
schaften. Erstens, Tsikudsen oder Tsikusin, ist von Süden nach Norden, vier Tage-
reisen lang. Der Boden ist mittelmäßig, trägt Reis und Getreide, und nebst dem sind
viel Porcellanhütten im Lande. Es wird in vier und zwanzig Bezirke getheilet: Sina,
Rama, Jassika, Nosima, Mitasa, Nonagatta, Onka, Musiroda, Sonas-
ui, Sara, Naka, Cassija, Siaka, Musima, Iro, Musiro, Vujs, Kus-
randa, Notosima, Sinos, Kasatura, Kamiska, Satura, Kotuf, und
Tassai.

Beschreib. von Japon. Tassai. Zwentens, Tsitungo oder Tsikusju, erstreckt sich fünf Tagereisen weit von Süden nach Norden, zeuget Getreide, Reis und Erbsen im Ueberflusse. Die Seefläche liefert Fische, Muscheln und Hummern. Es werden hier viele eingemachte Sachen bereitet, und in andere Landschaften verschickt. Bezirke zählt man zehn: Niwora, Nii, Itua, Mi, Mite, Kandsima, Simodsima, Jamnakando, Jammaseto, und Take-no. Drittens, Budsen oder Soasju, ist vier Tagereisen von Süden nach Norden lang, und sowohl wegen seiner trefflichen Arzeneykrauter, als wegen der großen Menge Seidenwaare, die daselbst verfertigt wird, berühmt. Die sieben Bezirke heißen: Tangawa, Sacku, Mijako, Nakaz, Tsuti, Kamizaki, Simozaki, und Usa. Viertens, Bungo oder Tonsju, hat eine Länge von drey Tagereisen. Ihre Fruchtbarkeit ist zwar nur mittelmäßig, doch zeuget das Land Seide, Tuch, Hanf, Gokoff und allerley Pflanzen von unvergleichlicher Wirkung. Seine Eintheilung geschieht in acht Bezirke: Gira, Rees, Navori, Vono, Amaba, Oskata, Saijani, und Kumsaki. Fünftens, Sidsen oder Sissju, hat von Süden nach Norden drey starke Tagereisen zur Länge. Der natürliche Reichthum dieses Landes besteht in Getreide, Reis, einer großen Menge Fische und Vögel. Auch wird etwas Tuch im Lande gewebet. Bezirke hat es elf: Kietji, Tabu, Mine, Ostri, Kansaki, Saaga, Maatsura, Kissima, Tusz, Kadsuraki, und Takaku. Sechstens, Sigo oder Sissju, ein gesegnetes Land, an Holz, Getreide, Erbsen, Fischen, Muschelwerke, und den meisten zum Lebensunterhalte nöthigen Sachen. Der Umkreis beträgt fünf Tagereisen. Man theilet es in vierzehn Bezirke: Tamana, Jamaga, Jamamoto, Kikus, Aso, Takuma, Kuma, Aida, Masiki, Udo, Jaadsiro, Roos, Akusa, und Assira. Siebentens, Singo oder Nissju, ist ungefähr drey Tagereisen lang, und ein mageres Bergland, das kaum so viel Getreide, Reis und Erdgewächse trägt, als die Einwohner zum Lebensunterhalte brauchen. Man theilet es in fünf Bezirke: Uski, Koisu, Naka, Mijakata, und Morokata. Achters, Gosumi oder Kusju, hat von Osten gegen Westen zwei Tagereisen zur Länge, ist zwar ein kleines, aber an allem, was zur Nothdurft des menschlichen Lebens gehöret, ganz außerordentlich fruchtbares Land. Es wird hier viel Papier, nebst einigen Seidenzeugen gemacht. Die acht Bezirke heißen: Gosumi, Sisingari, Kuvabara, Soo, Sijara, Rimodisaki, Komadsji, und Kumage. Neuntens, Saguma oder Sasju, ist ungefähr eben so lang, als die vorige Landschaft, aber nur mittelmäßig fruchtbar; doch leidet es weder an Maulbeerbäumen, noch an Hanf einen Mangel, auch rühmet man die hier verfertigten Tücher. Bezirke sind vierzehn vorhanden: Idsum, Takaki, Sasuma, Teki, Isa, Aka, Kavanobe, Jene, Jekunnaki, Sire, Sani, Jamma, Otkinokosima, und Koskissima.

Nankaido,
siebenter
Kreis.

Diese neun Landschaften tragen jährlich dreihundert und vier und vierzig Manbokk. VII. Nankaido, der siebente Kreis, bedeutet seinem Namen nach Südküstenland, und besteht erstlich aus einer Insel, welche an Größe die dritte ist, zwischen den beyden vorigen in der Mitte liegt, und Sikoff, das ist, Land der vier Bogtenen, heißt; ferner aus der benachbarten Insel Awadsi, welche nördlich über Sikoff liegt, und endlich aus der

e) In den unmittelbaren kaiserlichen Landschaften, daraus eigentlich die Tafelgüter des Monarchen bestehen, sind mit der Zeit noch einige Be-

zirke anderer Landschaften gekommen, entweder weil sie schon vor Alters zu den Kronausgaben bestimmt waren, oder weil sie nachgehends erst ih-

der großen Insel Kijokumi, in der Meerenge bey Nipon. Sonst wird dieser Kreis in sechs Landschaften eingetheilet. Erstens, Kijokinni oder Kijju, ist die nur benennete Insel, und fünftehalb Tagereisen von Süden nach Norden groß, zwar eben, aber unfruchtbar; indem sie weder Getreide, noch Reis, noch Hülsenfrüchte trägt. Doch besteht sie aus sieben Bezirken: Ita, Naka, und Nagusa, Amabe, Arida, Sitaka, Muro. Zweitens, Awadsi, gleichfalls eine Insel, einer Tagereise lang, ernähret ihrer Unfruchtbarkeit ungeachtet, ihre Einwohner dennoch. Sie begreift nur zweien Bezirke in sich: Tsina, und Nijwara, wozu noch zwei benachbarte Inseln, Nussima, und Jesima, kommen. Drittens, Awa oder Asju, auf der Insel Sikokf, ist eine Landschaft zwei Tagereisen groß, etwas bergicht, hat aber Vieh, Geflügel, Fische und Muschelwerk im Ueberflusse. Ihre neun Bezirke heißen: Niosi, Ojen, Nasingasi, Nanisi, Katsura, Naka, Itano, Awa, und Nina. Viertens, Sanuki oder Sansju, auf eben dieser Insel. Man giebt ihr drey Tagereisen von Osten nach Westen zur Länge. Das Land ist mittelmäßig fruchtbar, gebirgig, wird aber doch von verschiedenen Flüssen gewässert, und trägt an denen Orten, welche des Bauens fähig sind, Getreide, Reis und Hülsenfrüchte. Das Meer giebt Fische und Muscheln her. Es hat diese Landschaft die Ehre, daß eine große Anzahl berühmter Leute aus ihr entsprossen sind. Man theilet sie in neun Bezirke, Ouwsi, Samingava, Niki, Mino, Jamada, Kanda, Aino, Utari, Naka, Tado und Nako. Zum fünften Ijo oder Jossu, auf der Insel Sikokf, hat zwei Tagereisen zur Länge. Man findet hier unfruchtbare Berge, und ebene, wiewohl meistens sandigte Felser durcheinander, ungeachtet der Boden hier und dort Reis, Hanf, Maulbeerbäume, Gras und Kräuter trägt. Ihre Eintheilung geschieht in vierzehn Bezirke, Nii, Sui, Ruvamira, Dorz, Kasafaja, Nooma, Tsike, Otsimi, Kumu, Fuke, Ijo, Kita, Uwa und Uma. Zum sechsten Tosa oder Tosju, ist die letzte Landschaft unserer Insel, erstreckt sich zwei Tagereisen weit von Süden nach Osten, und bringt Holz, Hülsenfrüchte, Obst und andere zum menschlichen Leben dienliche Sachen reichlich hervor. Man theilet sie in die acht Bezirke Tosa, Agava, Taka, Oka, Saka, Nanooka, Kutesima und Kami.

Beschreib.
von Japon.

Die jährlichen Einkünfte dieser sechs Länderen steigen auf hundert und vierzig Mankokfs.

Da in dieser Beschreibung die sechs und sechzig Landschaften, darein man das Reich vor Alters eingetheilet hat, und darein es aller Staatsveränderungen ungeachtet, noch bis auf den heutigen Tag eingetheilet wird, von der ersten bis zur letzten begriffen sind: so sind nicht mehr als noch zwei hinzuzusetzen übrig. Eigentlich zwar sind es Inseln, und sie tragen den Namen der Landschaften, nur seit dem sie in dem letzten Kriege mit Corea erobert, und an die Krone verknüpft wurden. Wir haben bereits oben gemeldet, daß sie Iki und Tsussima heißen. Unterdessen sind die Japoner gewohnt, beide Namen aneinander zu hängen; denn so, wie sie ehemals unter des Fürsten von Satsuma Herrschaft standen, so stehen sie heutiges Tages unter ihrem eigenen Fürsten, welcher den Titel eines Fürsten von Iki Tsussima führet. Die erste unter beyden Inseln heißt auch Isju, ist nur eine einzige Tagereise lang, und in zweien Bezirke eingetheilet, nämlich in Iki und Isida.

Die beyden
Provinzen
Iki und Tsus-
sima.

C c c c 3

ren Eigenthümern zur Strafe wegen irgend eines begangenen Verbrechens entzogen, und zu einem

Fahrgute gemacht worden. Kämpfer auf der
128 S.

Beschreib. von Japon. **Isida.** Die Insel Tsussima, sonst auch Taisju genannt, ist etwas größer, und gleichfalls in zween Bezirke Akata und Simonkata, das ist in Ober- und Niederakata getheilet. Von der Fruchtbarkeit dieser beyden Landschaften höret man zwar kein sonderliches Rühmen, wohl aber von der großen Menge Götzenbilder, die man daselbst anbethet, und von mancherley andern Seltenheiten, welche die Ausländer dahin locken. Die jährlichen Einkünfte beyder Inseln steigen auf drey Mans, und fünf tausend Kokfs.

Summe der japonischen Einkünfte. Die sämtlichen Einkünfte aller japonischen Landschaften und Inseln, rechnet Kämpfer mit zweytausend dreyhundert und acht und zwanzig Mans und sechstausend zweyhundert Kokfs für jedwedes Jahr zusammen; wenigstens kömmt doch, vermöge des gemeinen Anschlages, dem er gefolget ist, so viel heraus, obgleich ein gewisser japonischer Schriftsteller, den er öfters zu Rathe zog, nicht mehr als zweytausend zweyhundert und sieben und funfzig Mankokfs angiebt f).

Der III Abschnitt.

Ursprung der Japoner und ihre Regierungsform.

Die Japoner wollen von keinem andern Volke herkommen. Ihr sonderbarer Ursprung. Folge der Götter und Halbgötter. Muthmaßlicher Ursprung der Japoner. Morgenländische Sage. Einwürfe dagegen. Kämpfers Muthmaßung.

Die Japoner wollen von keinem andern Volke herkommen.

Ihr sonderbarer Ursprung.

Den wahren Ursprung der Japaner darf man nirgend weniger, als in ihrer eigenen alten Geschichte, suchen. Weil es ihr angebohrner Stolz nicht vertragen konnte, daß man ihre Herkunft von irgend einem andern Volke ableiten sollte: so wußten sie kein besseres Mittel, diese Gattung einer Veringfügigkeit von sich abzulehnen, als wenn sie vorgaben, sie wären aus dem Schooße ihres eigenen Reiches entsprossen. Unterdessen soll doch dieses nicht etwa nach dem Beispiele anderer Völker g), auf eben die Weise, als das Ungeriefer unvermuthlich entsteht, geschehen seyn, sondern sie steigen mit ihrer Abstammung bis zu den Göttern hinauf. Indem nun diese Einbildung etwas ihnen ganz allein eigenes ist: so verdienet sie ihrer Seltsamkeit wegen, eine umständliche Beschreibung. Nach Kämpfers Berichte, welcher sich viel Mühe gab, ihre eigentliche Meynung in diesem Stücke zu erforschen, glauben sie ein Chaos, welchem alles, was ist, seine Entstehung zu danken, und welches auch ihre Götter hervorgebracht habe. Diese Götter nun sind nicht von einerley Stamme. Die erstern waren himmlische Geister; das ist, Wesen, die von aller Vermischung der Materie frey waren, und eine Zeit, deren Länge man nicht bestimmen kann, über Japan

f) Ebendas. a. d. 126 und vorherg. S.

g) Diodorus von Sicilien I Buch.

h) Sie werden in folgender Ordnung angezeihen. 1. Kuni-Toko-Dat-sii-no-Mikotto, Mikotto ist ein Veyname, welcher Macht und Glückseligkeit andeutet. 2. Kuni-Satzu-Tsin-no-Mikotto. 3. Tojo-kun-Nanno Mikotto. Diese drey erstern waren nicht verheirathet; die vier folgenden aber hatten Weiber, und zeugeten,

wiewohl auf eine unbegreifliche Weise, jedweder seinen Nachfolger mit der seinigen. 4. Nisi-Ti-no-Mikotto. 5. Go-Tono-Tsino-Mikotto. 6. Go-mo-Tarno-Mikotto. 7. Isanagi-no-Mikotto. Gegen diesen letztern, und gegen seine Frau, die Isanani hegen die Japoner eine ganz besondere Ehrerbietung, weil sie die Stammältern des zweyten Stammes sind, von welchem nachgehends der dritte herkam.

Japon regierten. Die letztern waren irrbische Geister, oder göttliche Menschen, folgten Beschreib.
auf jene, und regierten gleichfalls sehr lange, bis sie endlich den dritten und heutigen Tages von Japon.
in Japon wohnenden Stamm erzeugten, der aber weder die Reinigkeit, noch die Vollkom-
menheiten seiner göttlichen Vorfahren beybehalten hat.

Die Weise, wie nach ihrem Vorgeben, diese Götter und Halbgötter entstanden, und Folge der Göt-
einander erzeugeten, ist nicht weniger ganz außerordentlich. Götter, oder ganz geistliche ter und Halb-
Wesen, waren an der Zahl sieben Hauptregenten *b)*, darunter der erste bey der ersten götter.
Auswicklung des Chaos, aus solchem hervor kam. Aus ihm entstand sein Sohn, durch
die Bewegung und wirkende Kraft der Himmel, und untern Elemente. Dergestalt wur-
de jedweder zum Vater eines andern, bis auf den letzten; denn dieser machte sich Gliedma-
ßen, die in die Sinne fielen, damit er sein Weib fleischlich erkennen konnte, und zeugete
auf diese Weise den zweyten Stamm, das ist vermischte Wesen, welche sowohl von der gött-
lichen als menschlichen Natur etwas an sich hatten. Ob nun gleich dieser Stamm weit ge-
ringer war, als der vorige: so behielt er doch dem ungeachtet, mancherley erhabene Eigen-
schaften, und konnte sie, wiewohl auf eine ganz unbegreifliche Weise, auf seine Nachköm-
linge fortpflanzen. Endlich verlosch er mit der Person des *Avadse-Dsuno* *i)*; indem er
zum Ahnen des dritten Stammes wurde, das ist, desjenigen, woraus die heutigen Ein-
wohner des japonischen Reiches bestehen *k)*.

Doch wir wollen uns bey diesen Märchen nicht länger verweilen, indem sie doch sonst Muthmaßli-
niemand für wahr halten wird, als wer einen Vortheil daraus zu erjagen vermeynet. Un- cher Ursprung
sere meisten Erdbeschreiber leiten die Japoner von den Chinesern her, und gründen ihre Mey- der Japoner.
nung auf die Nachricht von zwey Begebenheiten, welche die ersten europäischen Reisenden
aus dem Morgenlande mit nach Hause brachten. Man erzählet nämlich, es wären sehr Morgenlän-
dise Sage.
viele chinesische Geschlechter des Hochverrathes überwiesen, und alle miteinander zum Tode
verdammter worden. Weil aber die Anzahl so groß gewesen, daß die Henker selbst des Hin-
richtens endlich überdrüssig geworden, so habe der Kaiser die Todesstrafe in ewige Landesver-
weisung verwandelt, und befohlen, man sollte die sämtlichen noch am Leben befindlichen
Missethäter, in die damals noch unbewohnten und öden, japanischen Enlande übersetzen.
Dergestalt sey Japon von diesen Leuten allgemach bevölkert worden, und von ihnen stamme
die heutige japonische Nation ab. Ferner wird im Morgenlande erzählet, es habe ein ge-
wisser chinesischer Kaiser, aus Verdruss über die Kürze des menschlichen Lebens, ein Mit-
tel gegen den Tod zu finden gesucht, und zu diesem Ende viele geschickte Leute in alle Theile
der Welt ausgesandt. Weil er aber wegen seiner unerhörten Grausamkeit bey jedermann
verhaßt gewesen, so habe einer von seinen Leibärzten bey dieser Gelegenheit, aus seiner Ge-
walt zu entfliehen gesucht, und vorgegeben, das verlangte Mittel sey, einer erhaltenen Nach-

i) Man zählet fünf Regenten oder Monarchen
vom zweyten Stamme. 1. Tensio Da-Dsin,
war der älteste Sohn des Isanagi, und heißt in
der gemeinen Sprache Ama-Teru-Von Gami.
Man hat ihm zu Ehren in allen Gegenden des
Reiches Bilder aufgerichtet, und an die Orte, da
er sich aufgehalten haben sollte, Wallfahrten an-
geordnet. 2. Oosivo ni: no Mikotto. 3. Ni-
nkin-Mikotto. 4. De: mi: no Mikotto.

5. Avadse-dsu no: Mikotto, mit welchem der
zweyte Stamm erlosch. Die Japoner schreiben
den Personen des dritten Stammes, die von dem
ältesten Sohne des Avadse-Dsuno in gerader Li-
nie herkommen, oder in Ermangelung der gera-
den Linie ihren nächsten Erben, eine übernatürli-
che Kraft zu, und behaupten, ihr Dairi oder geist-
licher Erbkaiser sey aus diesem Geschlechte.

k) Ebendas. a. d. 153 und folg. S.

Beschreib. von Japon. Nachricht zu Folge, in den benachbarten Inseln anzutreffen: es bestehe aber in einigen Pflanzen von ungemein zarter Beschaffenheit; folglich müßten sie durch reine und zarte Hände eingesammelt werden. Hierauf erlaubte ihm der Kaiser, dreihundert junge Leute und eben so viel Mägdchens auszusuchen, trat ihm die völlige Gewalt darüber ab, und ließ ihn damit abreisen. Allein der Arzt kam nicht mehr wieder, sondern blieb auf Japon, und bevölkerte das Land 1).

Einwürfe dagegen.

Gegen die erstere Sage beruft sich Kämpfer theils auf das allgemeine Stillschweigen, sowohl der chinesischen als japonischen Geschichtschreiber, theils auf den himmelweiten Unterschied zwischen beyden Völkern, in solchen Dingen, welche die allerwesentlichsten Merkmale betreffen, als zum Beyspiele in der Sprache, Glaubenslehre, Gemüthsbeschaffenheit und Lebensart m). Folglich hält er die zweyte für gegründet, um so mehr, da sie die Japoner selbst nicht leugnen. Denn sie zeigen noch heutiges Tages an ihrer südlichen Küste, den Ort, wo die Chinesen ausstiegen, die Gegend, da sie sich niederließen, und die Ueberbleibsel von einem Tempel, der ihrem Anführer zu Ehren aufgebauet wurde, weil er die Wissenschaften, Künste und höfliche Lebensart der Chinesen, nach Japon gebracht hatte; nur aber beweisen sie zugleich aus der Zeitrechnung ihrer eigenen Könige, es habe der chinesische Kaiser, unter dessen Regierung sich diese Begebenheit ereignete, vierhundert und fünfzig Jahre nach dem ersten japonischen Monarchen, dem Sinnu, regieret n), und folglich wären ihre Inseln damals schon bevölkert gewesen.

Kämpfers Muthmaßungen.

Unser Verfasser machet hierauf allerley Anmerkungen, daraus er endlich den Schluß zieht, weil die japonische Sprache mit keiner einigen im ganzen Morgenlande überein komme, und ohne alle Vermischung mit andern zu seyn scheine, so gehöre sie vielleicht unter die allerersten Sprachen, welche, wie er meynet, die Vorsehung, dem Verstande und Gedächtnisse der babylonischen Thurmbauer einflößete, und hätten sich die ersten Japoner gleichfalls mit bey dieser verworrenen Unternehmung befunden. Ja er beschreibet sogar den Weg, auf welchem sie vermuthlich nach Japon gekommen sind o). Nichts desto weniger gesteht er, es sey, was die Leibesgestalt und Gemüthsbeschaffenheit betrifft, ein gewaltig

1) Ebendas. a. d. 129 S.

m) Linschot will aus eben diesem Unterschiede einen Beweis für die Wahrheit der angeblichen Geschichte erzwingen; denn er sagt, weil sich die Japoner ihres wahren Ursprunges schämten, so hätten sie in der Absicht ihn zu verbergen, mit Vorsatz das Gegenspiel bey sich eingeführet. Doch dieses ist viel zu weit hergeholt, als daß es wahr-scheinlich fiele.

n) Zweyhundert und neun Jahre vor Christi Geburt.

o) Kämpfer am angeführten Orte a. d. 139 u. f. S.

p) Ebendas. a. d. 151 S.

q) Ebendas. und vorherg. S. Wir wollen einige Beyspiele davon anführen, weil sie in der gegenwärtigen Sammlung allerdings einen Platz verdienen. Bey Kämpfers Anwesenheit in Japon

scheiterte ein Schiff an der Küste von Satsuma. „Es kamen nicht mehr als drey schwarze Matrosen mit dem Leben davon, und sie konnten kein einziges Wort deutlich aussprechen, als Tibano. „Man hielt sie eine Zeitlang gefangen, und übergab sie nachgehends den Holländern, um sie auf ihren Schiffen nach Hause zu liefern. Noch ein anderes Schiff, das an die nordliche Küste gestoßen wurde, und keine lebendige Seele an Bord hatte, wurde nach Nangasacki geschickt. „Sein ganz besonderer Bau, und andere an dem Vordertheile noch vorhandene Schriftzüge brachten die Japoner auf die Vermuthung, es komme von dem äußersten Ende des Landes Jesso her. Vor weniger Zeit gleng bey der Insel Biju ein Schiff zu Grunde, daraus sich zwey eingekerkerte Personen retteten. Man brachte sie anfangs nach Satsuma; hier gab man ihnen acht

waltiger Unterschied zwischen den Einwohnern dieser oder jener japonischen Landschaft p), Beschreib. von Japon. und folglich mußten ihre Vorfahren aus mehr als einerley Landen dahin gekommen seyn, wie wohl die Ursache davon theils in einem ausdrücklichen Vorsatze, diese Inseln zu bevölkern, theils in Schiffbrüchen, als welche auf einer so stürmischen See zu keiner Zeit selten seyn können, zu suchen wären. Ungeachtet man heutiges Tages die Schifffahrt weit besser versteht, als vorzeiten, so ereignen sich doch noch immer ähnliche Zufälle. Die japonische Geschichte bezeuget, man habe auf einigen benachbarten, sowohl südlichen als nordlichen Inseln, Schwarze gefunden; und die davon gegebene Beschreibung läßt nicht den geringsten Zweifel, es wären entweder malaysche Kaufleute, oder Einwohner einer moluckischen Insel gewesen, die von einem Sturme dahin geworfen worden, und die Entschließung faßten, an diesen unbewohnten Orten zu verbleiben. Kämpfer selbst war bey seinem Aufenthalte in Japon ein Augenzeuge von dem Unglücke einiger an der Küste gestrandeten Schiffe q); und es ist bekannt, wie er saget, daß das erste europäische Schiff, das in diese Inseln kam, ein portugiesisches war, und durch Sturm dahin verschlagen wurde.

Doch, damit wir dem neuen Geschichtschreiber eine Anmerkung abborgen, so ist es weit wahrscheinlicher, den Ursprung der Japanesen von den Tatzarn herzuführen, als von den Chinesen, wosern ja ein benachbartes Volk dazu genommen werden sollte. Die chinesischen Jahrbücher melden ganz ausdrücklich, im 1196 Jahre vor Christi Geburt, hätten die Tatzarn angefangen, die Enlande des östlichen Meeres zu bevölkern. In der That herrscht nicht nur eine große Aehnlichkeit zwischen der beyderseitigen Lebensart, sondern es wohnet auch einem Volke, wie dem andern, eine so kriegerische Neigung, und ein so herzhaftes Gemüth bey, daß man einen Japoner nicht besser beschreiben könnte, als wenn man ihn für einen Tatzarn, der zu leben wüßte, ausgäbe r).

Die Entdeckung des japonischen Reiches war eine Wirkung eben desjenigen Glückes, Wie, und wann Japon entdeckt wurde. das im funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, mit den Schifffahrten der Europäer sein Spiel zu treiben schien. Marcus Polus, der zu Ausgange des dreyzehnten lebte, ist der erste unter allen europäischen Schriftstellern s), welcher dieses Reiches erwähnt, wie wohl

„Barges zur Begleitung mit, und lieferte sie nach
 „Nangasacki, welches dem Fürsten von Satsuma
 „einige tausend Thaler kostete. Sie waren wohl
 „gewachsen, sahen gut aus, hatten geschorne Köpfe
 „nach Art der Polen, keinen Bart, aber in je-
 „dem Ohre drey Löcher. Ihr höfliches Zeigen,
 „nebst ihrem ungezwungenen und bescheidenen Be-
 „sen, war ein genugsamer Beweis, sie müßten ei-
 „ne gute Anserziehung gehabt haben. Sie zeig-
 „ten auch vielen Wiß an sich, indem sie Steine
 „von verschiedener Größe auf einem Tische in Ord-
 „nung legten, einem jedweden den Namen einer
 „von ihren Inseln beylegte, und dadurch die
 „Zahl, Größe und Lage derselbigen beschrieben.
 „Diejenige, daraus sie gehörig waren, hieß Pa-
 „tan. In einem solchen Falle muß das sammt-
 „liche Schiffsvolk, nämlich nicht nur die gerette-
 „ten, sondern auch die ertrunkenen und von der

„See an den Strand geworfenen, nebst allem Tafel-
 „werke nach Nangasacki geliefert werden, weil
 „dieses der Ort ist, da man alles, was zum See-
 „wesen gehört, untersuchen muß. Man giebt sich
 „alle mögliche Mühe, das Vaterland der gestran-
 „deten zu erfahren. Zuweilen wird der holländi-
 „sche Resident mit zu dieser Untersuchung gezogen.
 Ebendas. a. d. 149 S.

r) Histoire du Japon a. d. 119 S.

s) Kämpfers Uebersetzer bemerkt, es habe
 „Mr. de l'Isle die drey Insulas Satyrorum des
 „Ptolomäus mit Unrecht für die japonischen Ey-
 „lande angesehen. Denn der besagte alte Erdbes-
 „reiber setzt die Satyreylände südlich unter die
 „Linie, Japon aber liegt unstreitig zwischen ein und
 „dreyßig und acht und vierzig Graden Norderbrei-
 „te. Discours preliminaire oder Vorbericht des
 Uebersetzers a. d. 33 und 34 S.

D d d d

Beschreib. wohl er ihm den Namen Zipangri oder Zipangu, beylegte, und für seine Person nie-
 von Japon. mals hineingekommen war. Nicht nur die Vergleichung der von ihm erzählten natürl-
 chen Beschaffenheit des Landes mit dem, was uns die Erfahrung davon gelehret hat, son-
 Zipangri des dern auch die Gleichförmigkeit seiner historischen Berichte mit den Jahrbüchern der Japo-
 Marx Polo. ner und Chinesen, setzet die Sache außer allem Zweifel, daß Japon und Zipangri ein
 und eben dasselbige Land sey. Er hat die Ehre, daß man glaubet, seine Nachricht 1) von
 dieser Insel habe den Christoph Columbus größtentheils auf seine Rnthmäsungen gebracht.
 Denn weil er, gleich wie damals jedermann, in der ungegründeten Meynung stand, das
 chinesische Reich liege funfzehn Stunden weiter gegen Morgen, als Europa, Zipangri
 folglich noch weiter: so mußte er nothwendiger Weise auf die Einbildung gerathen, der Weg
 dahin müsse weit kürzer ausfallen, wenn der Reisende von Europa gegen Westen auslaufe,
 als wenn er gegen Osten gehen, und ganz Africa umschiffen wollte. Vielleicht gab ihm
 auch eine gewisse Seekarte, nebst noch einer andern Karte von der Erdkugel 2), Anlaß zum
 Nachdenken. Es stunden allerley seit kurzem durch die Portugiesen entdeckte Länder darauf,
 und Marcus Polus hatte sie nach Europa gebracht. Wenigstens ist doch dieses gewiß,
 daß Columbus, da er auf die Insel Hispaniola kam, nicht anders gedachte, als er sey
 wirklich in dem Zipangri des Marcus Polus.

Wer Japon
 entdeckt habe,
 und wenn? ist
 ungewiß.

Obgleich die Portugiesen die Ehre, Japon entdeckt zu haben, sich selbst zuschrei-
 ben: so sind sie doch wegen der Zeit, da es geschehen seyn sollte, unter sich selbst nicht
 einig. Denn einige setzen diese Begebenheit schon in das 1535 Jahr. Andere ins 1542 Jahr.
 Noch andere ins 1548 Jahr; ja es fehlet nicht an solchen, die selbige noch näher an unsere
 Zeit rücken. Bey dieser Ungewißheit glaubet Kämpfers Uebersetzer, man könne der Mey-
 nung des Diego de Couto, Fortsetzers der Decadum des Barros, den Vorzug unmöglich
 absprechen. Besagter Gelehrte war Geschichtschreiber des Königes von Spanien und Por-
 tugall, Philipps des Zweyten, und hatte seine meiste Lebenszeit in Indien zugebracht; denn
 er trug daselbst die Aufsicht über das Archiv zu Goa, und schöpfte aus dieser Quelle den Vor-
 rath zu seinem großen Werke, von den neuentdeckten und eroberten Ländern der Portugie-
 sen, dessen Inhalt bis an das Ende des sechzehnten Jahrhunderts reicht. In der fünften
 Decas berichtet er, es wären im 1542 Jahre, als Martin Alfonso de Sousa, Unter-
 könig von Indien war, drey Portugiesen, Namens Antonio de Mota, Franz Zeimor-
 to, und Anton Peixota in einer mit Leder beladenen Junke, welche von Siam nach
 China gehen wollte, durch einen Sturm an die japonische Küste verschlagen worden x).
 Nur

1) Ebendas. a. d. 38 S.

2) In der seltenen und verurtheilten Ausgabe der
 ptolemäischen Erdbeschreibung, welche Michael
 Villanovanus, oder Michael Servet, welcher
 nachgehends als ein Atheist zu Genf verbrannt
 wurde, im 1535 Jahre zu Lion veranstaltete, fin-
 det man noch drey Karten, welche hauptsächlich
 nach des Marcus Berichte, und zu Folge seiner
 Wahrnehmungen ausgearbeitet worden sind.

x) Der Vater Charleville läßt sie von Do-
 dra, im Königreiche Tion auf der Insel Macas-
 far abreißen. Geschichte von Japon II Theil a. d.

139 S. Es ist schon oben in dem Artikel von Eu-
 lebes gezeigt worden, daß kein solches Königreich
 in der Welt sey.

y) Das sonderbareste, saget er, bey der ganzen
 Sache, ist dieses, daß zwey Schiffe, ein chinesisches
 und ein portugiesisches, durch ganz ähnliche Zufälle
 le, in einerley Jahre, und ungefähr zu gleicher
 Zeit, wider ihren Willen, und ohne das geringste
 von einander zu wissen, in diese Inseln kamen. Es
 glaubte folglich ein jedwedes, besung zu seyn, sich
 selbst die Ehre wegen der Entdeckung einer so weit-
 läufigen

Nur ist die Schwierigkeit, wie man diese Nachricht mit des Pinto Erzählung vereinigen sollte, indem er nicht nur die Ehre dieser Entdeckung sich selbst zuschreibt, sondern auch den Zeimoto unter seine Reisegefährten rechnet, nur mit dem einigen Unterschiede, daß er ihn nicht Franz; sondern Diego, nennet. Ueberdieses kam Pinto nicht aus Siam her, befand sich auch auf keinem Handelschiffe, sondern auf der Junke eines chinesischen Seeräubers, und wollte nach den Inseln Lequios. Weil aber der widrige Wind sie dahin nicht kommen ließ: so wandten sie sich freiwillig nach Japon. Bey diesem ganz widrigen Vorgeben beyder Theile, tritt der neue Geschichtschreiber des japonischen Reiches, ohne viel Weitläufigkeit, und ohne den Grund der Sache zu untersuchen, auf des Pinto Seite, wiewohl er doch dabey nicht merken läßt, als ob er etwa mit einem günstigen Vorurtheile gegen einen Schriftsteller, der die Geschichte des indianischen Apostels erläutern hilft, eingenommen sey y).

Beschreib.
von Japon.

Die Mey-
nungen sind
schwer zu ver-
einigen.

Nach unserm Erachten möchte zwar wohl die Entdeckung der japonischen Eylande den Portugiesen nicht abzusprechen seyn; nur aber ist der Name des Erfinders viel zu ungewiß, als daß er unter diesem Titel eine Stelle in der Geschichte bekommen könnte. Nebst dem müssen wir auch dieses nicht vergessen; nämlich, man dürfte die in Ostindien gemachten Entdeckungen, keinesweges eben also ansehen, als diejenigen, welche zu eben der Zeit in der andern Hälfte unserer Erbkugel gemacht worden; denn die letztern, das ist, die americanischen, betrafen Länder, davon man nicht das allergeringste wußte, und welche um dieser Ursache willen, den Namen einer neuen Welt mit allem Rechte verdieneten; dahingegen man nicht nur die Wirklichkeit, sondern auch den Namen der allermeisten ostindischen Ländern schon lange vorher, ehe man wirklich dahin kam, wußte. Also ist es zum Beyspiele, der die Nachrichten des Marcus Polus bey Seite gesetzt, nicht möglich, daß die in China wohnhaften Portugiesen, nicht eher, als im 1542 Jahre, gehört hätten, es lägen einige große und reiche Inseln in einer geringen Entfernung von der See, die sie beschifften, gegen Mittelnacht, und würden von den chinesischen Handelsleuten ungemein stark besucht. Will man demnach genau reden, so ist die Frage nicht davon, welcher Portugiese Japon entdeckt habe; sondern welcher durch Sturm, oder auf irgend eine andere Weise, am ersten dahin gekommen sey.

Anmerkun-
gen darüber.

D b b b 2

Der

läufigen und berufenen Inselreihe zuzueignen. Indem aber weder eine noch die andere Parthey für die Bemerkung der eigentlichen Zeit Sorge trug, oder auch, weil sie dieselbige vielleicht geflissentlich verschwiegen: so konnte nachgehends kein Mensch wissen, wem diese Ehre von rechtswegen gebühre. Da es scheint, als ob man zu der Zeit, da es leicht gewesen wäre, diese Begebenheit in ihr rechtes Licht zu setzen, sich wenig darum bekümmert habe, ohne Zweifel deswegen, weil man viele Jahre nachher, ander beynahe sonst von nichts, als von der Entdeckung Japons durch ein portugiesisches Schiff

redete. Indem beynahe kein einziger Geschichtschreiber das geringste Wort von der Begebenheit mit dem chinesischen Schiffe erwähnt, sondern sie, wie es scheint, nur sodann erst kund wurde, nach dem Pinto seine Reisebeschreibung herausgegeben hatte, so giebt dieses Stillschweigen, wie nicht zu leugnen, eine starke Vermuthung, man dürfte ihr keine größere Glaubwürdigkeit beylegen, als etwa einem Romane. Ebendaf. a. d. 122 und 123 S. Man sehe die Einleitung zu des Pinto Reisebeschreibung, im zehnten Theile gegenwärtiger Sammlung.

Beschreib.
von Japon.

Der IV Abschnitt.

Allgemeine und besondere Regierungsform in Japon.

Wie Japon eine Monarchie wurde. Syn Mu, der erste Kaiser. Seine Nachfolger. Zween regierende Herren. Statthalter eignen sich die Länder zu. Meaco, Sitz des Dairi. Thronfolge desselben. Sein Ehestand. Seine Kleidung. Titel, die er austheilet. Kleidung der Kuges. Zeitvertreib des geistlichen Hofes. Ordentlicher Besuch des Kubosama bey dem Dairi. Macht des Kaisers Kubosama. Anzahl seiner Soldaten. Er kann noch mehr aufbringen. Die Vornehmen werden nicht reich. Wunderlicher Gebrauch bey ihrem Bauen. Staatsflugheit des Kubosama. Regierung der Städte. Vier Bürgermeister. Unterbürgermeister. Häfischer. Polizen und ihre Beamten. Nachwächter. Reiseanstalten; Strafe der Schlägeren. Steuern und Auflagen. Regierung der Dörfer und Flecken. Gesetze und Strafen.

Wie Japon eine Monarchie wird.

Die Regierungsform in Japon ist jederzeit monarchisch gewesen. Beliebet man sich an dasjenige zu erinnern, was die Japoner von den dreyen Kaiserstämmen melden, darunter sie ihre ganze Geschichte abtheilen: so wird man leicht ermessen, daß die ersten beyden unter die Mährchen zu rechnen sind; allein mit dem dritten nimmt die zuverlässige und festgesetzte Zeitrechnung dieses Reiches ihren Anfang. Es beginnet solche im 660 Jahre vor Christi Geburt, mit der Regierung des Syn-Mu, welcher im acht und siebenzigsten Jahre seines Alters, auf den Thron stieg. Die japonischen Geschichtsbücher melden zwar, es habe besagter Monarch drey ältere Brüder gehabt, sie hätten auch alle drey vor ihm regiert, es sind aber ihre Regierungen in solche Dunkelheit eingehüllet, daß man sie eben deswegen nicht mit in die Zeitrechnung bringt ²⁾. Deutlich zu reden, so ist die Herkunft des Stifters der japonischen Monarchie sehr ungewiß, und eben wegen der wenigen Nachricht, die man von dieser weit entfernten Zeit aufzutreiben wußte, gab man ihm vermuthlich, unter den Halbgöttern, daraus der zweyte Stamm besteht, den letzten zum Vater.

Syn Mu, der erste Kaiser.

Seine Nachfolger.

Syn-Mu, oder wie sein völliger Name lautet: Syn-Mu-Ten-Do, war allem Ansehen zu Folge, der erste, welcher die Japoner aus dem allerschlechtesten Zustande der Natur, das ist, aus der Unwissenheit und einer willkührlichen Lebensart, riß ^{a)}. Seine Regierung währte sehr lange, ungeachtet er spät dazu gelangte ^{b)}. Er überließ nachgehends den Thron seinen Nachfolgern, deren Regierungsjahre und Ordnung, durch unverwerfliche Jahrbücher angegeben, und durch eine unveränderte Sage bestätigt wird. Daher legen ihm auch die Japoner den Titel Tin-O, das ist, des größten unter allen Menschen, bey. Gleichfalls bekömmt er den Beynamen, Mikaddo ^{c)}, welcher das Verkleinerungswort von Mikotto ist, als dem größten Ehrentitel der Kaiser aus dem ersten und andern Stamme. Seit dem Anfange des dritten Stammes, bis ins 1693 Jahr, in welchem

2) Kämpfer I Th. a. d. 250/E.

a) Japon trug damals den Namen Atit Sufima. Synmu theilte die Zeit in Jahre, Monate und Tage. Ebendas.

b) Er soll neun und siebenzig Jahre regiert, folglich in einem Alter von hundert und sieben und fünfzig Jahren gestorben seyn.

c) Dieser Titel ist auf alle seine Nachfolger fortgepflanzt worden. Man nennet sie, wie

Kämpfer sagt, nicht anders als Mikaddo, Dai-Do, Awo und Tai, welche Namen alle miteinander so viel als Kaiser, Fürst und Großherr bedeuten. Doch werden sie im gemeinen Gespräche öfters durch das Wort Dairi angedeutet, welches eigentlich ihren ganzen Hofstaat in sich begreift, und von welchem sie auch um der nachgehenden folgenden Ursache willen, die Benennung Kinsusama, das ist Oberhaupt oder Herr des geistlichen Hofes.

welchem Kämpfer aus Japon abreisete, zählte man hundert und vierzehn regierende Herren, aus einem einigen Hause, welche sämmtlich in gerader Linie, und durch das Recht der Erstgeburt den Thron bestiegen hatten. Eben daher rühret auch die große Ehrerbietung, die man ihnen, als gleichsam göttlichen Personen, beweist *d*). Beschreib.
von Japon.

Doch mit der Zeit litt diese Ordnung durch innerliche Unruhen eine wichtige Veränderung. Reichsveränderung.

Das Reich bekam nämlich zwey Oberhäupter zugleich; und obgleich die Mikas dos oder Dairis auf dem Throne sitzen blieben, so behielten sie doch von ihrer ehemaligen Gewalt nichts, als einen leeren Schatten; dahingegen das Wesentliche, wiewohl unter einem andern Namen, in fremde Hände gerieth. Diesen gewaltsamen Sturz hatte die japanische Regierungsform im zwölften Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung auszustehen. Schon seit dem Anfange des Reiches waren die Kriegesleute unter einem eigenen Oberhaupte gestanden, welches den Titel Cubo, mit dem Zusaze, Sama, das ist, gebietender Herr, führte. Indem nun dieses Amt, wegen der damit verknüpften, beynahe unumschränkten Gewalt, in Kriegessachen von höchster Wichtigkeit war: so mußten die Kaiser ungemeine Vorsichtigkeit gebrauchen, damit es nicht in unsichere Hände gerathen möchte, und aus dieser Ursache vertraneten sie es gemeiniglich ihrem zweyten Sohne, wenn sie mehr als einen hatten. Einer nun von diesen furchtbaren Reichsbeamten, Namens Joritomo *e*), ersah bey entstandener innerlicher Unruhe seinen Vortheil, warf das Joch ab, und legete den Grund zu einem neuen Throne, welcher sich bis auf den heutigen Tag in seinem Wesen erhalten hat. Kämpfer giebt sechs und dreyßig dergleichen Cubosamas an. Zween regierende Herren.

Denn diesen Titel führen diese Kaiser und unterscheiden sich damit von den Kaisern Mikas dos oder Dairis. Beyde Mächte führten einen sehr langwierigen Krieg mit einander, und die öftere Abwechslung des Kriegsglückes gab Gelegenheit zu einer neuen Unordnung, indem sich die vornehmen Herren, und Statthalter der Landschaften zu eigenmächtigen Beherrschern derselbigen aufwarfen. Sie regierten unter dem Titel Jakatas lange Zeit, mit eben so unumschränkter Gewalt, als sich die Cubosamas in Aufsehung der Dairis anmaßen. Jedweder hatte seine Tafelgüter, welche allezeit mehr als die Hälfte seines Landes betrugen; mit dem übrigen befehlete er gewisse andere ansehnliche Herren, die sich Konikus nenneten, und zu größern oder geringern Diensten, so wie es die Wichtigkeit des Lebens erforderte, verpflichtet waren. Besagte Konikus wendeten gleichfalls einen Theil des Lebens auf ihren eigenen Unterhalt, und gaben das übrige andern geringern Standespersonen zu Ackerlehen. Die letztern hießen Tonos, und hatten die bloßen Edelleute, nebst allen denen, die das Kriegeshandwerk trieben, zu Lehenträgern. Wegen dieser wohlausgedachten Einrichtung, fiel es zwar einem jedweden solchen kleinen Könige nicht schwer, eine sehr ansehnliche Anzahl Kriegesleute ohne großen Zeitverlust auf die Beine zu bringen; hin-
gegen

D d d 3

Sofes tragen. Wenn sie von sich selbst reden: so legen sie sich den Titel Tsin bey, bey dem Unter-schreiben aber Maro. Ebendas. a. d. 235 Seite. Nach dem Berichte eben dieses Schriftstellers gebühret den Chinesen die Ehre, daß sie den Japanern die Lust zu einer monarchischen Regierung eingeblöhet hätten. Ebendas.

d) Kämpfer giebt ein chronologisches Verzeichniß aller dieser Könige, nebst ihrer kurzgefaßten

Lebensbeschreibung I Theil auf der 248 und folgenden Seite.

e) Es ist ungewiß, ob dieser Joritomo ein Sohn eines Dairi war. Uebrigens beginnt man die Kaiser Cubosamas mit seinem Sohne zu zählen, der einerley Namen mit ihm hatte. Kämpfer theilt a. d. 309 u. f. S. ihre Namen mit, und verzeichnet auf der 249 S. er habe sich an die beyden besten japonischen Geschichtsbücher gehalten.

Statthalter eignen sich die Länder zu.

Beschreib.
von Japon.

gegen zog auch sein Fall den Untergang aller derer, die es mit ihm gehalten hatten, mit gleicher Geschwindigkeit nach sich, nicht nur deswegen, weil nach dem japonischen Rechte die ganze Auserwandtschaft eines Staatsverbrechers, wosern sie der Kaiser nicht begnadigt, in gleiche Strafe mit ihm verfällt; sondern auch, weil derjenige, der einem solchen kleinen Fürsten sein Land wegnahm, nicht gehalten war, die Lehenleute desselbigen in dem Besitze ihrer Güter zu lassen. Solange nun, als das Reich auf diese Weise vertheilt war, genossen die Cubosamas keine andere Einkünfte, als aus den fünf Landschaften, die seit alten Zeiten zur kaiserlichen Tafel gehörten. Allein zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts machte sich einer von ihnen mit Gewalt der Waffen zum unumschränkten Beherrscher des ganzen Reiches, schloß die Dairis in die Schranken der geistlichen Oberherrschaft ein, und setzte zwischen sich und den Jakatas eben den Unterschied, welcher ehemals zwischen den Jakatas und Konikus vormaltete: das heißt so viel, jedweder wurde um einen Grad geringer, als zuvor; und heutiges Tages begreifen die kaiserlichen Tafelgüter mehr als die Hälfte des ganzen Reiches in sich.

Japon hat folglich zweien ganz unterschiedene Kaiser. Einer wird von unsern Reisenden der Weltliche oder Cubosama, genennet, hat auch wirklich alle weltliche Macht in seiner Hand; der andere heißt bey ihnen der geistliche Monarch; er führet die Reihe der ehemaligen Mikados oder Dairis fort, und genießt aller äußerlichen Merkmale der Oberherrschaft: allein, seine wirkliche Gewalt besteht bloß darinnen, daß er in Glaubenssachen Verordnungen machen, die geistlichen Aemter besetzen, und gewisse Streitigkeiten zwischen den Vornehmen entscheiden kann.

Meaco, Sitz
des Dairi.

Der Ort, wo dieser abgesetzte Beherrscher seinen beständigen Aufenthalt nimmt, ist Meaco. Hier bewohnet er, in dem nordöstlichen Theile der Stadt, einen Pallast von ungeheurer Größe, dessen Beschreibung wir oben schon aus Kämpfers Tagebuche beygebracht haben, und hat allezeit eine starke Wache um sich, welche der Cubosama, unter dem Vorwande, für die Sicherheit seiner hohen Person zu sorgen, besoldet. Eigentlich zwar hat der Dairi gar keine Tafelgüter, sondern es hat sie der Cubosama alle miteinander an sich gezogen, gleichwohl aber für seine Unterhaltung reichlich gesorget. Er überläßt ihm die Einkünfte von der Stadt Meaco und der dazu gehörigen Gegend, schießt auch überdieses noch eine Summe aus seinem eigenen Schatze her. Die Gelder werden in des Dairi Hände geliefert, welcher so viel davon behält, als er zu seinem notwendigen Aufwande und zu seiner Ergögllichkeit brauchet, das übrige aber unter seine Hofstaat ausschüttet. Nebst dem trägt ihm das Recht, alle geistliche Stellen zu vergeben, und überhaupt alle Ehrentitel zu ertheilen, erstaunlich große Summen ein. Weil er überdieses auch die Streitigkeiten der Großen zu entscheiden hat: so hält er seine sogenannten Kungis oder Kunis, das ist Staatsräthe, die er zuweilen unter dem Titel als Bevollmächtigte des unumschränkten Beherrschers im Reiche herumschicket, und seine ausgesprochenen Urtheile vollziehen läßt. Eine solche Verschiedung trägt ihm gleichfalls nicht wenig ein.

Ehre, die man
ihm erweist.

Ungeachtet er nun übrigens weiter nichts im Lande zu befehlen hat: so genießt er doch dagegen aus einer Staatsklugheit der Cubosamas solche Ehrenbezeugungen, welche von einer Anbethung wenig unterschieden sind. Denn, indem ihn die Japoner schon erwäntermaßen zu allen Zeiten für einen Abkömmling der Götter und Halbgötter ansehen: so bequemeten sie sich, was diesen Punct betraf, um so viel leichter zu allem, was man von ihnen verlangte. Ein Dairi wird als der Hohepriester, und seine Person als geheiligt angesehen.

angesehen. Sie selbst suchen sich nach aller Möglichkeit in diesem Ansehen, auf welchem ihre ganze noch übrige Herrlichkeit beruhet, zu erhalten. Kämpfer bringt einige Beyspiele von ihren Gebräuchen bey. „Ein geistlicher Kaiser in Japon schähet sich für viel zu heilig darzu, als daß er den Fuß auf die Erde setzen sollte. Wohin er also Lust bekömmt sich zu verfügen, dahin wird er auf den Schultern getragen. Er geht niemals in die freye Luft, noch weniger darf ihn die Sonne bescheinen, weil sie darzu nicht würdig genug ist. Seine Heiligkeit erstrecket sich über alle, auch die geringsten Theile seines Leibes, und um dieser Ursache willen darf er sich weder Haare, noch Bart, noch Nägel abschneiden; damit er aber gleichwohl nicht ganz verwildere, so nimmt man ihm das überflüssige währenden Schlafes, folglich gleichsam wider seinen Willen weg. Vor Zeiten mußte er alle Vormittage einige Stunden lang mit der kaiserlichen Krone auf seinem Haupte, aber ohne sich im allergeringsten zu rühren, auf dem Throne sitzen. Diese Unbeweglichkeit war eine glückliche Vorbedeutung von der Ruhe des Reiches; wiederfuhr ihm aber das Unglück, daß er sich rührete, oder die Augen verwendete, so dachte man, nun werde Krieg, Brand, Hungersnoth und alle Landesplagen, miteinander auf das Kaiserthum, oder doch auf die Landschaft, gegen welche er sich wendete, losstürmen. Nachgehends wurden sie dieses Zwanges überhoben, oder sie waren seiner vielleicht selbst überdrüssig geworden, und vorist wird nur die kaiserliche Krone auf den Thron hingelegt, unter dem Vorwande, ihre unbewegliche Lage sey nicht nur weit sicherer, sondern sie helfe auch zum Vortheile des Reiches eben so viel, als das Stillsitzen des Dairi. Alle Tasse werden dem Dairi seine Speisen in ganz neuen Töpfen gekocht: man besetzt auch seine Tafel mit keinem andern, als ganz neuen und ungemein schönem Geschirre: allein, es wird nur aus gemeinem Thone verfertigt, damit man es nach dem Gebrauche sogleich zerbrechen könnte, ohne gleichwohl allzu unerschwingliche Kosten darauf zu wenden. Die Japoner glauben steif und fest, wenn sich ein Lay unterstünde, aus dem geheiligten Tgeschirre des Dairi zu essen, so würde ihm Mund und Hals verschwellen. Mit seinen Kleidern ist es auf gleiche Weise beschaffen, trüge sie jemand ohne ausdrückliche Erlaubniß, der würde am ganzen Leibe aufschwellen wie eine Trommel, und große Pein leiden.“

Thronfolge
des Dairi.

Sobald ein solcher eingebildeter Monarch seinen Thron räumt, so setzet der geistliche Hof seinen nächsten Erben, ohne Unterschied des Alters oder Geschlechtes darauf. Es haben ihn folglich gar öfters minderjährige Prinzen, oder unvermählte Prinzessinnen bestiegen, ja zuweilen war die Witwe des verstorbenen Kaisers so nahe mit ihm verwandt, daß sie zur Thronfolge tüchtig war. Sind verschiedene Kronwerber vorhanden, und es kann jedweder dem andern sein Recht streitig machen: so wird die Sache in der Güte und mit großer Billigkeit bengelegt, indem man sie wechselsweise, jedweden eine gewisse nach der Nähe der Verwandtschaft abgemessene Anzahl Jahre regieren läßt. Zuweilen tritt der Vater die Krone nach und nach unterschiedlichen Kindern ab, damit jedwede Mutter das Vergnügen habe, ihren Sohn auf einem Throne, dazu er sonst kein Recht hätte, zu sehen. Doch geschehen diese Abwechselungen allemal in größter Geheim. Es kann ein Kaiser sterben oder abdanken, ohne daß man äußerlich das geringste Wort davon erführe, es sey denn die Kronfolge vorher zur Richtigkeit gebracht worden. Nichtsdestoweniger geschah es zuweilen, daß ein Prinz von Geblüte, den man seines Erachtens unbilliger Weise vom Throne ausgeschloffen hatte, zu den Waffen griff, und sein Recht damit behauptete. Hieraus entstunden blutige Kriege, in welchen alle Reichsfürsten entweder auf diese oder jene Seite traten, und welche

Beschreib. von Japon. welche niemals anders, als durch den Tod eines von beyden Oberhäuptern und durch die Vertilgung seiner ganzen Anverwandschaft, geendiget wurden f).

Ehestand des Dairi. Ein Dairi nimmt, dem Gebrauche seiner Vorfahren zu Folge, zwölf Frauen, theilet aber die Ehre des Thrones nur mit derjenigen, welche den Kronprinzen gebohren hat. Bey seiner Vermählung, bey der Kaiserinn Niederkunft, und bey dem Auswählen einer Säugamme, wird so erstaunlicher Pracht getrieben, „daß er, nach Kämpfers Worten, alle Eitelbildung übersteigt, und man gedenken sollte, es wäre die Wohlfahrt des ganzen Reiches „daran gelegen g).

Seine Kleidung. Die Kleidung des Dairi ist sonder Pracht. Sie besteht aus einem langen schwarzseidenen Rocke, über welchen ein rother, und über alle beyde ein sehr zarter Seidenflor gehangen wird. Auf dem Kopfe trägt er einen Huth mit dergleichen Troddeln, als eine Bischofsmütze, oder als die päpstliche Krone hat. Aber in andern Sachen treibt er den Pracht bis zur Verschwendung. Caron versichert, in seiner Beantwortung gewisser Fragen, man halte jedweden Abend in zwölf Gemächern seines Pallastes eine kostbare Mahlzeit nebst einer Musik in Bereitschaft für ihn; sobald er nun sage, in welchem Zimmer er speisen wollte, so würden alle diese Zurüstungen aus den übrigen Gemächern in selbiges gebracht.

Titel, die er austheilet. Sämmtliche Personen, daraus sein Hofstaat besteht, rühmen sich, sie wären so wie er selbst, von dem Ten: Sio: Dsin, dem ersten Halbgotte, und Urheber des zweyten Stammes entsprossen. Manche besitzen fette Pfründen, und gehen alle Jahre eine Zeilang dahin, aber die meisten wanken und weichen nicht von ihrem heiligen Oberhaupte, sondern warten die Bedienungen ab, damit er sie zu begnadigen geruhet. Es giebt dergleichen viele, und von verschiedener Würdigkeit h). Unterdessen sind nicht mit allen Titeln auch zugleich gewisse Bedienungen verbunden, sondern nur mit einigen; die übrigen aber sind bloße Ehrentitel, welche der Dairi den Fürsten und weltlichen Herren eben sowohl, als den geistlichen ertheilet, theils zwar auf des Cubosama Vorbitte, theils aber wenn sie ihn selbst mit einem schweren Beutel in der Hand darum ersuchen. Doch erwähnt Kämpfer zweener Titel, welche der Cubosama mit des Dairi Bewilligung, an die Reichsbeamten und Fürsten vergeben kann, nämlich Makendairo und Cami. Der erste war ehemals erblich, und bedeutet ungefähr so viel, als Herzog oder Graf. Der zweyte bedeutet Ritter i).

Kleidung der Kuges oder Hofleute. Die geistlichen Hofleute haben nebst andern Merkmaalen, dabey man sie kennet, eine besondere Kleidung, die nicht nur ihren Stand, sondern auch ihren Rang verräth. Sie tragen

f) A. d. 238 und vorherg. S.

g) Ebendasselbst.

h) Es sind in allen sechserley. Der Titel der ersten Classe ist Dai: Seo Dai: Sin. Er heiligt die Person, die ihn trägt, und machet sie nach ihrem Absterben zum Gotte oder Cami. Eben deswegen behält ihn der Dairi vor sich selbst, oder begnadiget doch wenigstens gar selten jemanden damit. Gleichfalls gehört der Quambukittel, den der vornehmste Beamte des geistlichen Hofes trägt, zur ersten Classe. Der weltliche Kaiser selbst

glaubet, er gebühre ihm, oder tritt ihn doch an sonst niemanden, als an seinen vermuthlichen Nachfolger ab. Es ist dieses Wort einerley mit Quabcondono oder Cambacundono, welches in den Nachrichten der Jesuiten zum öftern vorkömmt. 2. Sa: Dai: Sin, U: Dai: Sin und Tai: Dai: Sin sind drey zur zweyten Abtheilung gehörige Titel, und werden niemals an mehr als drey Personen ertheilet. 3. Die dritte Abtheilung besteht aus dem Dai: Tagon und Tsu: Tagon: diese Titel sind allemal mit einem Amte verknüpft. Die vierte

tragen weite und lange Beinkleider. Gleichfalls ist ihr Rock von erstaunlicher Weite und Länge, und hat eine ungemein lange Schleppe. Das Haupt bedecken sie mit einer schwarzen Mütze, welche durch ihre Gestalt die Würde und den Rang der Person anzeigt. Einige lassen einen Flor oder ein breites Seidenband auf die Achsel herab hängen; andere heften ein Stückchen Zeug in Gestalt eines Windrählers daran, das ihnen bis über die Augen reicht. Noch andere lassen auf beyden Seiten ein breites Band auf die Brust herab hängen. Das Frauenzimmer an des Dairi Hofe hat nicht weniger eine ganz andere Tracht, als das weltliche Frauenzimmer. Absonderlich tragen die zwölf Gemahlinnen lange Röcke, ohne Unterfutter, und von so außerordentlicher Weite, daß sie in ihren Ceremonienkleidern, kaum aus der Stelle gehen können k).

Beschreib.
von Japon.

Die Wissenschaften und das Studiren machen den hauptsächlichsten Zeitvertreib des Hofes aus. Nicht nur viel Kuges oder Hofleute, sondern auch manches Frauenzimmer haben sich, durch sinnreiche Schriften, nicht wenig Ruhm erworben. Vorzeiten wurden die Calender an des Dairi Hofe gemacht; heutiges Tages verfertigt sie zwar nur ein bloßer Bürger zu Meaco, sie müssen aber doch von einem Kuge gebilliget, und auf dessen Veranstaltung zu Isse, als an einem heiligen Orte, gedruckt werden. Die Musik wird an diesem Hofe nicht weniger in Ehren gehalten, und es spielet absonderlich das Frauenzimmer allerley Instrumente mit besonderer Zierlichkeit. Die jungen Leute treiben alle ihrem Alter anständige Uebungen. Zwar konnte Kämpfer nicht erfahren, ob man auch Schauspiele vorstelle. Indem aber die Japoner ihre größte Lust auf der Schaubühne suchen: so hält er für glaublich, es möchten die Herren Geistlichen, ihrer Ernsthaftigkeit ungeachtet, diesem Vergnügen nicht absagen l).

Zeitvertreib
des geistlichen
Hofes.

Alle fünf bis sechs Jahre stattet der Kaiser Cubosama einen Staatsbesuch bey dem Dairi ab. Die Zurüstungen zu dieser Reise nehmen ein ganzes Jahr Zeit weg. Die zur Begleitung ernannten Herren brechen theils einige Tage vor dem Kaiser, theils einige Tage nach ihm auf; die Staatsrätthe hingegen bleiben beständig um seine Person. Der Weg von Jedo nach Meaco, welcher hundert und fünf und zwanzig englische Meilen beträgt, wird in acht und zwanzig Stationes getheilet, und in jedweder findet er andere Hofbediente, andere Officier, andere Soldaten, frische Pferde, Lebensmittel, und mit einem Worte, alle ersinnliche Bedürfnisse für die Hofstaat eines Fürsten, der mit einem ganzen Heere im Anzuge ist, und einem andern, den er in der That in seiner Gewalt hat, huldigen will. Diejenigen, welche vor ihm aus Jedo abreisen, erwarten ihn auf der ersten Station, und begleiten ihn bis an die zweyte, und weil eben diese Ordnung auf der ganzen Reise, bis nach Meaco

Ordentlicher
Besuch des
Cubosama bey
dem Dairi.

vierte besteht aus dem Sconagon, Tsunagon, Tsunaco und Sdiösu. Diese beyden Abtheilungen sind ungemein zahlreich, und die dazu gehörigen Personen genießen nicht alle einerley Rang, doch führen sie einer wie der andere den Titel Tensio: Biro, das ist himmlische Person, gleichwie denn auch sämtliche Beamten dieses Hofes den Titel Kuges, das ist geistliche Herren annehmen, und sich dadurch von den Beges, unter welchem Namen man die sämtlichen Layen versteht, unterscheiden. Die Titel der sechsten Classe

sind Ta, U, Goi, und noch andere geringere. Kämpfer. Ebend. a. d. 240 S.

i) Eben das Wortzeichen, das eine vergötterte Seele bedeutet, wird auch Cami ausgesprochen, wiewohl es übrigens von einer ganz andern Beschaffenheit ist. Alle japonische Gottheiten überhaupt, tragen den Namen Cami. Ebend. a. d. 241 S.

k) Ebendasselbst a. d. 242 S.

l) Ebendasselbst.

E e e

Beschreib.
von Japon.

Meaco beobachtet wird: so begleitet ihn jedwede Abtheilung nur eine halbe Tagereise weit, weil er alle Tage zweymal einkehret. Bey seiner Ankunft in die geistliche Hauptstadt, kommt eine so große Menge Soldaten dahin, daß man sie, ungeachtet der Ort aus hunderttausend Häusern besteht, nicht einmal alle darinnen unterbringen kann, sondern außen vor dem Thore Zelte aufschlagen muß. Kämpfer bemerkt in seinem Tagebuch, es habe der Cubosama ein weitläufiges Schloß vor sich gefunden, welches einzig und allein zu seinem Aufenthalte bestimmt war. Ausländer erfahren zwar nichts davon, was bey der Unterredung beyder Kaiser vorgeht: doch ist es eine jedermann bekannte Sache, daß der Cubosama dem Dairi eben die Ehrerbietung erzeiget, als ein Lehensmann seinem Herrn, und daß er ihn ungemein kostbar beschenkt, dagegen aber gleichfalls Geschenke von hohem Werthe erhält. Man reichet ihm während des Besuchs eine silberne Schaal voll Wein, die er austrinkt, zerschlägt, und mit sich wegnimmt. Diese Handlung nun wird für einen ungemein starken Beweis der Unterwürfigkeit und des Gehorsams angesehen.

Macht des
Kaisers Cu-
bosama.

Dech im Grunde ist sie weiter nichts, als ein bloßes Spiegelschatten, welches den Cubosama an Ausübung der unumschränkten Gewalt im geringsten nicht hindert. Wir haben bereits angeführt, daß er seinen Sitz zu Jedo habe, und Kämpfer hat die Pracht seines Pallastes beschrieben. Indem der Verfasser der kürzlich herausgekommenen Geschichte von Japon, seine besondere Hochachtung gegen Kämpfern, durch den unaufhörlichen Gebrauch seiner Nachrichten ohne Unterlaß an den Tag legt: so hat er auch das hauptsächlichste, was einen deutlichen Begriff von der weltlichen Monarchie in Japon geben kann, sehr artig daraus zusammen getragen. Es ist kein Wunder, saget er, daß der Kaiser Cubosama der mäßigen Größe seines Reiches ungeachtet, dennoch unter die allerreichsten Monarchen des Erdkreises gehöret. Denn zugeschworen, daß seit dem sechzehnten Jahrhundert seine Tafelgüter mehr als die Hälfte von ganz Japon ausmachen, und ihm die Abgaben von dem ausländischen Handel, und den Bergwerken eine große Summe eintragen, so muß auch jedweder Standesherr, nach Beschaffenheit seiner Einkünfte, eine gewisse Anzahl Soldaten zu seinem Dienste unterhalten. Wer jährlich zehn tausend Gulden einzunehmen hat, muß zwanzig Fußgänger und zweien Reuter besolden, und nach diesem Verhältnisse wird einem jedweden seine Gebühr abgemessen. Als die Holländer ihr Waarenlager noch zu Sitando hatten: so mußte der Fürst dieses kleinen Ländchens, weil seine jährlichen Einkünfte sechs hundert tausend Gulden betrugen, sechs hundert Fußknechte, und hundert und zwanzig Reuter halten, die Knechte, leibeigene, und andere für diese Mannschaft erforderliche Zubehöre verstunden sich ohnedieß. Wird alles zusammen gerechnet, so beläuft sich die Anzahl der Kriegsleute, welche die Fürsten und Standesherrn dem weltlichen Kaiser stellen müssen, auf drey hundert und acht tausend zu Fuße, und acht und dreyßig tausend

Anzahl seiner
Soldaten.

Gewehr der
japanischen
Reuter und
Fußknechte.

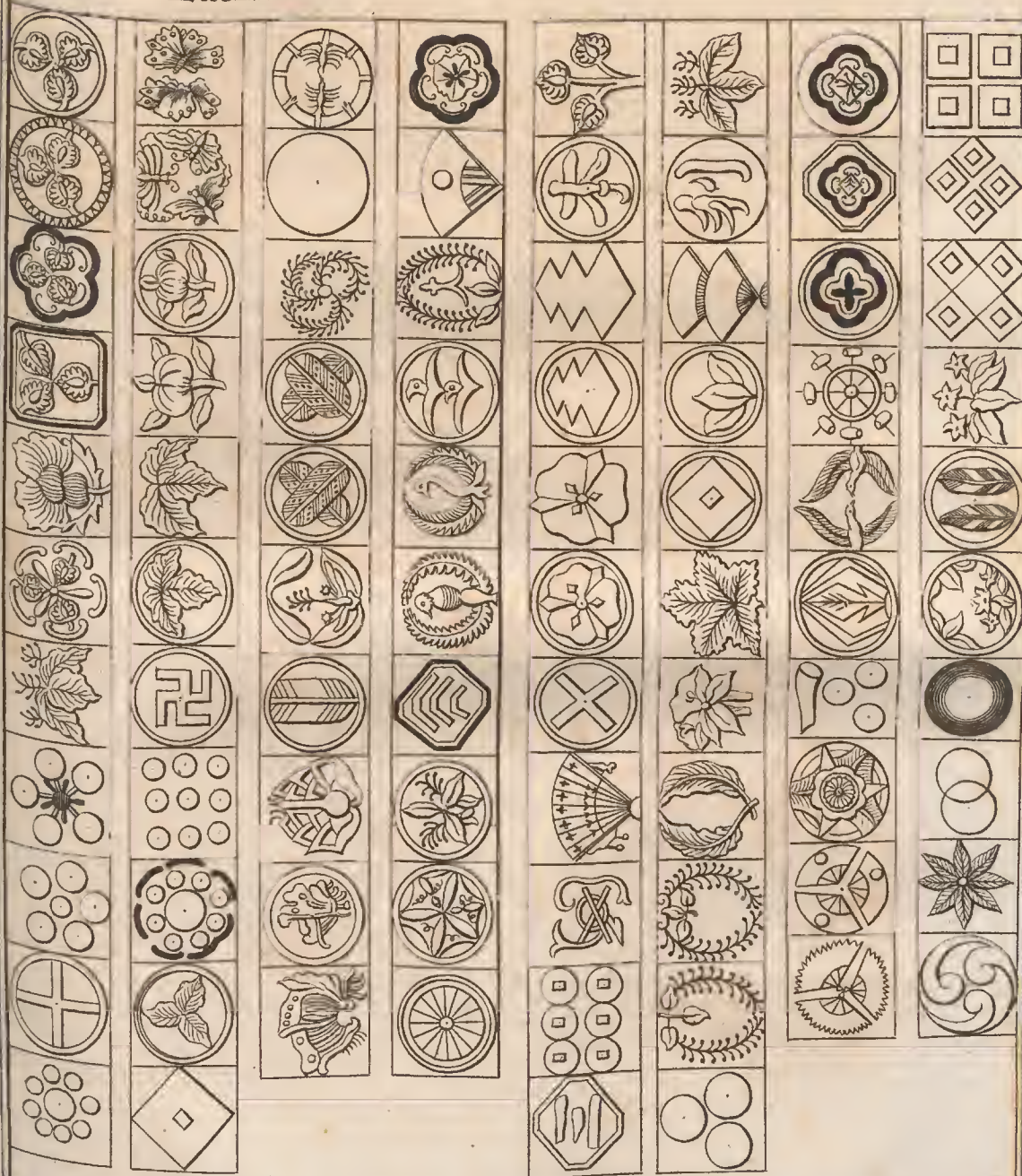
hundert zu Pferde. Er seines Ortes hält aus seinem eigenen Beutel hundert tausend zu Fuße, und zwanzig tausend zu Pferde, die er theils in die Festungen verlegt, theils zu seiner leibwache gebrauchet. Die Reuter sind vom Fuße auf geharnischt; sie führen sehr kurze gezogene Röhre oder Stüker, Wurfspeise, Pfeile und Säbel. Man rühmet ihre Geschicklichkeit im Bogenschießen. Die Fußgänger haben keine andere Schusswaffen, als ei-

m) Es ist oben schon angeführt worden, daß Kämpfer die gesammten Einkünfte des Reiches auf zwey tausend drey hundert und acht und zwanzig

Mans, und sechs hundert und zwanzig Koks ansehe. Diese Summe wird zu vier hundert und sieben Millionen vier hundert und neunzehn tausend

Wapen des Reichs und der Edelleute.

Wapen der Japonischen Prinzen.



ne Sturmhaube. Ihr Gewehr besteht in zween Säbeln, einem Spieße, und einer Kugelbüchse. Das Fußvolk ist in Compagnien vertheilet. Fünf Mann haben allezeit ihren Führer, und fünf Führer, welche mit ihren Leuten dreyßig Mann ausmachen, haben wiederum einen über sich. Eine Compagnie von zwey hundert und funfzig Mann hat zween Oberofficier, und zehn geringere, nebst einem Hauptmanne, unter welchen sie alle miteinander stehen. Sämmtliche Compagnien werden von einem allgemeinen Befehlshaber angeführt. Bey der Reuterey wird eben diese Eintheilung beobachtet.

Beschreib.
von Japon.

So viel Volk ist mehr als hinlänglich, einen Fürsten, der an keine ausländische Eroberungen gedenket, sondern nur seine Unterthanen im Gehorsame halten will, mächtig zu machen. Sollte unterdessen der japonische Kaiser mehr Leute nöthig haben: so wäre es ihm etwas leichtes, erstaunliche Heere auf die Beine zu bringen, ohne daß weder die Handlung, noch das Betreiben der Künste, Handwerke und des Landbaues, im allergeringsten darunter leiden dürfte. Alle Jahre wird die Anzahl der sämmtlichen Unterthanen, sie mögen nun in Städten oder auf dem Lande wohnen, an ihn eingesendet. Es wird diese Verrichtung in einigen Beamten aufgetragen, und erstatten sie ihren Bericht unmittelbar an den Hof.

Der Cubosama kann noch mehr ausbringen.

So leicht als es dem Cubosama fällt, große Schätze zu sammeln, so große Schwierigkeit finden im Gegentheile die Vornehmen dabei, wenn sie ihre Reichthümer vermehren wollen. Zwar haben sie meistens sehr ansehnliche Einkünfte *m*): allein die Staatsklugheit des Monarchenbürdet ihnen mit guter Art erstaunliche Ausgaben auf. Jedweder Statthalter muß nicht nur die Hälfte des Jahres in Jedo zubringen, sondern auch mit einem sehr prächtigen Gefolge daselbst erscheinen; die übrigen Standesherrn müssen wenigstens alle zwey Jahre einmal, außerdem aber, so oft als man sie verlangt, dahin reisen. Jedweder weis zum Voraus, wenn ihn die Reihe trifft, und er kommt niemals ohne großen Aufwand davon. Ehe sie nach Jedo kommen, wird ihr Geräth durch kaiserliche Abgeordnete besichtigt, welche auf ausdrücklichen Befehl, nicht das geringste Gewehr durchlassen dürfen. Ueber dieses alles müssen sie, wer weiß wie oft, große Gastmahle und Lustbarkeiten anstellen, welche ihnen erstaunliches Geld kosten. Ihre Weiber und Kinder wohnen für beständig zu Jedo, und können unmöglich anders, als ihrem Stande gemäß, leben. Zum Beschlusse verfällt der Kaiser auf irgend eine wichtige Unternehmung, so trägt er sie einigen Standesherrn auf, die sie auf ihre eigenen Kosten ausführen müssen.

Die Vornehmen werden nicht reich.

Bauet ein Fürst oder Standesherr ein Haus, so muß er nebst der gewöhnlichen Haus- thüre, noch eine andere machen, mit Schnitzwerke auszieren, vergolden, auch über und über lackiren lassen. Hernach wird sie mit Brettern verdeckt, damit sie ihre völlige Schönheit so lange behalte, bis es dem Kaiser beliebt, den Hausherrn zu besuchen, der ihn dann auf das prächtigste bewirthe. Die Einladung dazu, geschieht drey Jahre vorher, und diese ganze Zeit wird auf die Zurüstungen verwendet. Alles, was man dabey gebraucht, wird mit des Kaisers Wapen bezeichnet; und nur er allein hat das Recht, durch die eibene Thüre zu gehen, wornach sie auf ewig verschlossen bleibt. Zwar begnadigt der Kaiser denjenigen, welchem er die Ehre seines Besuches das erstemal erzeiget, gemeiniglich mit einigen Geschenke, das der Hoheit des Gebers gemäß ist: allein, alles, was er giebt, reicht nicht

Wunderlicher Gebrauch bey ihrem Bauen.

E e e 2

holländische Gulden, das ist ungefähr auf acht hundert und vierzehn Millionen, acht hundert und zwanzig tausend französische Livres angeschla-

gen. Caron giebt in seiner Verantwortung einiger Fragen von dem japonischen Reiche ausführliche Nachricht davon.

Beschreib. nicht an die Kosten, die er verursacht. Das allergeringste Gnadenzeichen von seiner Hand, **von Japon.** sollte es auch nur ein Stück Wildprät seyn, stürzt den Herrn, der es empfängt, in unsäglichem Aufwand.

Staatskling- Ein japonischer Monarch sinnet Tag und Nacht darauf, wie er die Großen in der Un-
heit des Cubo- terwürdigkeit, dariunen sie einmal stecken, erhalten möge. Er vertheilet ihre Länder, um sie zu
samas. schwächen, er gebrauchet alle erdenkliche Kunstgriffe, um hinter ihre Absichten zu kommen, und Uneinigkeit zwischen ihnen zu stiften. Er versorget jedweden, der eine Bedienung an seinem Hofe hat, mit einer Gemahlinn; und einer Frau, die man aus des Kaisers Hand empfangen hat, muß mit großer Achtung begegnet werden. Man bauet einen eigenen Palast für sie, und hält ihr eine zahlreiche Hofstaat. Man suchet die Mägdchen zu ihrer Bedienung, mit ungemeiner Sorgfalt aus; sie müssen auch ihre Dienste mit besonderer Demuth und Artigkeit verrichten. Man vertheilet sie in Reihen, jedwede von sechzehn Mägdchen, unter Aufsicht einer Hofmeisterinn, und eine Reihe hat die Aufwartung um die andere; es ist auch jedwede in eine besondere Farbe gekleidet. Es giebt viele Jungfern aus den ansehnlichsten Geschlechtern im Lande, die sich auf funfzehn bis zwanzig Jahre, ja wohl gar auf ihre ganze Lebenszeit vermietthen; sie treten gemeinlich sehr jung in Dienste, und wenn sie ihre Zeit ausgedienet haben, verheirathet man sie ihrem Stande gemäß.

Alle diese Umstände zeigen zur Genüge, das japonische Reich werde von seinem allgemainen Oberhaupte auf eine höchst willkürliche Weise beherrscht, und man suche diese despotische Regierungsform auf eben dergleichen Weise, als sie eingeführet wurde, nämlich mit List und Gewalt, aufrecht zu erhalten.

**Besondere
Regierung
der Städte.**

Was die nachgeordneten Obrigkeiten im Reiche betrifft, so hat jedwede kaiserliche Stadt ^{*)} zween Statthalter, mit dem Titel Tonos-Samas, das ist Standesherrn oder Fürsten. Ihr Amt verrichten sie wechselsweise, und unterdessen, da die Reihe an dem ersten ist, bleibt der andere so lange an dem kaiserlichen Hofe zu Jedo, bis er Befehl bekommt, seinen Nebenbeamten abzulösen. Nur die einzige Stadt Nangasacki hat seit dem 1688 Jahre um desto größerer Sicherheit willen, drey Statthalter, indem die Wichtigkeit dieses Ortes, und die Handlung mit Ausländern ungemeine Wachsamkeit und Vorsichtigkeit erfordert; die Besoldung eines Statthalters steigt zwar niemals über zehn tausend Tael, welche Summe in Betrachtung ihres großen Hofstaats und gewaltigen Aufwandes eine schlechte Sache zu seyn scheint: allein, die zufälligen Vortheile belaufen sich erstaunlich hoch, und man müßte bey einem solchen Amte grundreich werden, wenn nicht ein großer Theil des Gewinnes auf die Geschenke für den Kaiser und die Großen am Hofe weggienge. Der Hofstaat eines Statthalters besteht erstlich aus zween bis drey Haushofmeistern oder Intendanten, welche gemeinlich von vornehmer Abkunft sind; zweytens, aus zehn Jorikis, welche Krieger- und Regierungsbeamten, sämmtlich von vornehmer Herkunft, und darzu gehalten sind, daß sie bey wichtigen Fällen ihren Rath ertheilen, und dasjenige, was ihnen anbefohlen wird, bewerkstelligen. Auch werden sie zu Verschickungen an die Standesherrn in derselbigen Landschaft gebraucht, und haben sodann ein sehr zahlreiches Gefolge bey sich. Nebst ihnen hat ein Statthalter noch dreyßig andere Beamten, welche den Titel Doosju führen, und ihrer Einrichtung gemäß, an Stande und Amte geringer sind, als

^{*)} Kämpfer erinnert hier, daß es mit der Obrigkeit der übrigen Städte, ja auch der Marktstellen und Dörfer eben die Verhältniß habe, als bey den

als jene. Alle diese Beamten setzt und besoldet der Kaiser, läßt auch zuweilen einige un- mittelbare Befehle an sie ergehen, die sie ohne des Statthalters Zuthun bewerkstelligen, indem sie gleichsam die Rundschafter des Hofes sind, und auf sein Vornehmen Acht geben müssen. Nur zu Nangasacki ist es in diesem Stücke anders; denn weil sie ihre Unab- hängigkeit misbrauchten, so unterwarf man sie im 1688 Jahre den Statthaltern gänzlich, und werden sie vorist von denselbigen nicht nur bestellt, sondern auch besoldet, bey welchem Wechsel ihr ehemaliges Ansehen merklich gelitten hat.

Auf diese beyden Gattungen von Beamten, folget ein ganzer Schwarm geringerer Be- dienten, als zum Beyspiele, Trabanten, Hausbediente, u. s. w. Man sollte wirklich die Wohnung eines Statthalters für den Pallast eines regierenden Landesherrn ansehen. Die Gewalt der Nangasackischen erstreckt sich nicht nur auf die Bürger, sondern auch auf die Ausländer, welche der Handlung wegen dahin kommen, oder sich da aufhalten, das ist, über die Chinesen und Holländer, und ist dieses keine der geringsten Quellen ihrer Ein- künfte. Aus der oben bengebrachten Beschreibung dieser Stadt ist schon bekannt, daß die Streitsachen der Christen, gleichfalls zu ihrer Entscheidung gehören.

Jedweder Statthalter hat den Vorsitz in einer gewissen Rathsstube, woselbst vier so- genannte To-Sii-Jori-Sin, Platz nehmen, das ist, vier Aelteste, weil man sie vor- Zeiten wirklich unter den ältesten Einwohnern ansuchte. Damals war dieses Amt nur jäh- rig: allein vorist ist es gleichsam erblich geworden, und ernennet man nur alle Jahre einen un- ter besagten vier Rätthen, zum Ninbam, welches Wort so viel als ein Aufseher oder Wäch- ter bedeutet, damit er dem Statthalter von allen Vorfällen, daran etwas gelegen ist, Nach- richt gebe, und die Hauptsachen, darüber man berathschlagen sollte, in Umfrage bringe. Entsteht zwischen ihm und den übrigen Rätthen einiger Zwist: so wird die Sache vor den Richterstuhl des Kaisers gebracht, und von solchem gemeiniglich an die Statthalter zur Ent- scheidung verwiesen. Vorzeiten stunden die To-Sii-Jori-Sin, welche soviel als die Bürgermeister oder Rathsmeister einer Stadt bedeuten, unmittelbar unter dem Staatsra- the, wurden auch von solchem gesetzt und besoldet. Sie genossen des Vorrechtes, gleich den Großen des Reiches, zween Säbel anzuhängen, und eine Lanze vor sich her tragen zu lassen: allein, je höher die Gewalt der Statthalter wuchs, desto mehr nahm das Ansehen der Bür- germeister ab, und ihre Vorrechte verschwanden allgemach. Vorist können sie nicht ein- mal mehr die Bürgerofficier ernennen, noch den Preis der Lebensmittel setzen. Nur allein derjenige, welcher das jährige Amt eines Ninbams verwaltet, genießt noch immer das Recht, daß er nach verstrichener Amtszeit, nach Hofe kommen, dem Kaiser aufwarten, und dem Staatsrathe einen schriftlichen Aufsatß von allem, was während seiner Amtsverwal- tung in der Stadt vorfel, überreichen darf.

Besagte vier Beamte haben ihre Unterbeamte, aber welche den Titel Dsiojosis, Dsiojosis oder das ist, lebenswüßrige Beamte tragen, weil sie ihre Aemter Zeit lebens behalten. Sie entscheiden kleine Streitsachen. Zu ihrer Befoldung hat der Kaiser zwar nur etwas weni- ges an Gelde angewiesen. Unterdessen da der gemeine Mann die Wichtigkeit eines Amtes aus dem äußerlichen Aufzuge desjenigen, der es bekleidet, zu beurtheilen pfleget: so suchen sie das Jhrige gleichfalls in Ansehen zu bringen, und ihre Armuth unter einem präch-

E e e 3

den Reichskräften, nur mit dem Unterschiede, daß Gewalt übrighens eben also beschaffen ist. II Theil
jene andere Titel führen, wiewohl es mit ihrer auf der 134 Seite.

Beschreib. prächtigen Vorhänge zu verbergen. Auf die Osiojosis folgen vier andere Beamten, mit von Japon. dem Titel Nengiosis, welche von den Bürgermeistern ernennet werden. Sie stellen die gesammte Bürgerschaft vor, und sorgen bey dem Statthalter für derselbigen Bestes. Man räumt ihnen ein Kämmerchen im Pallaste ein, wo sie des Statthalters Befehle, oder die Gelegenheit, ihm die Bittschriften ihrer Bürger zu überreichen, abwarten. Es ist ein mühsames und schweres Amt, das große Klugheit und Sorgfalt erfordert. In Landstädten sind sie die vornehmsten obrigkeitlichen Personen. Sie haben keinen gewissen Ort zu ihren Versammlungen, sondern wenn sie sich berathschlagen müssen, gehen sie zu dem Ninbain, als welcher in allen Versammlungen, dabey der Statthalter nicht in Person erscheint, den Vorsitz hat.

Häfscher. Was wir Gerichtsdiener oder Häfscher nennen, das neunet man in Japon, Tsioosino-Mono, oder Stadtborhen. Sie machen eine Compagnie von ungefähr dreyßig Haushaltungen aus, und wohnen alle mit einander in einer Gasse beyammen. Vorzeiten stunden sie unter dem Ninbain, vorist aber bloß unter dem Statthalter. Ihre gewöhnlichste Verrichtung ist, die Mißethäter aufzufuchen, und in gefängliche Haft zu bringen. Zuweilen müssen sie gar Scharfrichters Dienste thun. Die Kinder bleiben bey ihrer Väter Handwerke. Meistentheils sind sie vortreffliche Ringer, und besigen ungemeine Geschicklichkeit, einem Menschen zu entwaffnen. Jedweder hat einen Strick bey sich; und obgleich ihr Amt im Grunde verächtlich angesehen wird, so gehöret es doch unter die adelichen und eitermäßigen Bedienungen, und ertheilet ihnen das Recht, gleich andern Edelleuten, zween Säbel anzuhängen.

Scharfrichter Es ist bereits erwähnt worden, daß in den japonischen Städten keine Lebensart so verhaßt und gering geschätzt sey, als das Gärberhandwerk. Denn sie müssen nicht nur das verreckte Vieh abziehen, und die Haut gar machen, sondern auch alle peinliche Urtheile vollstrecken, als zum Beyspiele, die Mißethäter auf die Folter spannen, oder sie nach daisiger Landesart hinrichten. Daher wohnen sie auch alle mit einander in einem eigenen Dorfe, und nicht weit von der Gerichtsstätte, welche allemal an der Westseite einer Stadt, und nicht weit von der Heerstraße liegt o).

Die peinlichen Sachen gehören gleichfalls vor den Ninbain und die drey übrigen Bürgermeister; doch mit Ausnahme gewisser Fälle, die entweder vom Statthalter abgetheilet, oder an den Staatsrath eingeschickt werden müssen. Insbesondere aber gehöret die Verwaltung der Gerechtigkeit für die Policcy, welche in Japon unvergleichlich eingerichtet ist.

Policcy und ihre Beamten Jedwede Gasse einer Stadt hat ihre Policcyordnung und ihre Beamten. Der vornehmste darunter heist Ottona. Vermöge seines Amtes, muß er Acht darauf geben, daß die Nachtwache wohl bestellet sey, und daß sowohl des Statthalters, als der Obrigkeit Befehle gehörig vollzogen werden. Er hält ein Register über die Namen der Eigenthümer von jedwedem Hause, ihrer Angehörigen und Miethleute; ingleichen schreibt er auf, wenn jemand gebohren wird, stirbt, sich verheirathet, verzeiset, oder seine Wohnung verändert, woben zugleich bemerkt wird, wes Standes, Ranges, Glaubens und Wesens oder Handwerks er sey. Entsteht zwischen den Nachbarn in seiner Gasse einiger Zwist, so läßt er sie vor sich kommen, und schlägt einen Vergleich vor, zwingen aber kann er sie nicht dazu. Geringe

o) Kämpfer a. d. 115 und vorherg. S.

Geringe Verbrechen bestrafet er mit Gefängniß. Muß man die Missethäter mit Gewalt bey'm Kopfe nehmen, so muß er die Bürger dazu aushiethen, die Bösewichter in die Eisen schlagen, sie verhören, und die Sache sodann der höhern Obrigkeit übergeben. Mit einem Worte, er muß für alles, was innerhalb seiner Gerichtsbarkeit vorgeht, Rede und Antwort geben. Die Einwohner jedweder Gasse haben zwar das Recht, ihn selbst zu wählen, und die Wahl geschieht durch Mehrheit der Stimmen, doch kann er sein Amt nicht antreten, so lange der Statthalter seine Wahl nicht für genehm hält. Seine Besoldung besteht in dem zehnten Theile des gemeinen Pfenninges einer jedweden Gasse. Zu Tangasaki besteht dieser gemeine Pfenning in einer gewissen auf ausländische Waaren gelegten Abgabe.

Jedweder Ottona muß drey Stadtverweser haben, die man Ogumi Ojas nennt. Jedwede Gasse ist in kleine Rotten, jede von fünf Mann unter einem Rottmeister abgetheilet: es werden aber nur die Eigenthümer der Häuser gerechnet; und gleichwie diese an der Zahl die schwächsten sind, so gehören zuweilen wohl funfzehn Haushaltungen zu einer einzigen Rotte. Die Miethleute sind zwar frey von allen Abgaben, die man auf die Häuser leget, aber nicht von Wachen und Runden gehen, als welche sie wenigstens so oft, als die Reihe an sie kömmt, verrichten müssen. Sie haben keine Stimme bey der Wahl der Beamten ihrer Gasse, noch genießen sie etwas von dem gemeinen Pfenninge. Uebrigens steigt die Miethe ziemlich hoch, und wird nach der Zahl der Matten, die man auf dem Zimmerboden breitet, ermessen. Man bezahlet sie ordentlich alle Monate. Noch hat jedwede Gasse ihren Amtschreiber mit dem Titel Fisa. Dieser sezet die Verordnungen des Ottona auf, und sorget für ihre Rundermachung. Er fertiget die Pässe, Beglaubigungscheine und Abschiede aus. Er hält Bücher und Verzeichnisse über die Einwohner, und andere zu wissen nöthige Sachen, in seiner Gasse. Ferner ist ein Beamter mit dem Titel eines Takura Kasu, oder Kleinodienverwahrers vorhanden. Er ist der Schatzmeister der Gasse, und hat den gemeinen Pfenning in Verwahrung. Dieses Amt ist jährlich, und trifft jedweden Bürger nach der Reihe. Der geringste unter allen Beamten einer Gasse, ist der Nitsi Josi, oder Richtsbothe. Er meldet es dem Ottona, wenn jemand gebohren wird, stirbt, seine Wohnung verändert, oder wenn sonst etwas vorkommt, das besagtem Oberbeamten zu wissen nöthig fällt. Er stellet ihm die Bittschriften und Bescheinigungen zu; er fordert von einem jedweden seinen Antheil zu dem freywilligen Geschenken für den Statthalter, und die übrigen obrigkeitlichen Personen; endlich so machet er auch den Rottmeistern die Verordnungen der Obrigkeit zu wissen, und einem jedweden kund.

Des Nachts gehen in jedweder Gasse zwey Runden herum, die erste ist drey Mann stark, und wird durch die Einwohner selbst verrichtet, welche zu diesem Ende mitten in der Gasse eine Hauptwache oder Wachstube haben. An einem Feiertage, oder so oft es die Obrigkeit für gut befindet, wird diese Runde bey Tage eben so wohl verrichtet, als bey der Nacht; ja wofern sich die geringste Gefahr blicken läßt, noch dazu verdoppelt. Es steht Leib und Leben darauf, diese Wache anzutasten, oder sich ihr im geringsten zu widersetzen. Die zweyte Runde ist die Gassenthorrunde, und hauptsächlich wegen der Diebe und der Feuergefahr angeordnet, besteht aber nur aus zweyen Kerls von dem gemeinen Pöbel. Einer hat seine Stelle an diesem Ende der Gasse, der andere an jenem; zu gewisser Zeit gehen sie aus, und kehren, wenn sie einander begegnen, wieder an ihren Ort zurück. Den Seestädten stellet man über dieses auch noch Wächter an die Küste, ja so gar an den Bord der Schiffe.

Beschreib. Schiffe. Sie müssen alle mit einander die Nacht über, zum östern zwey Hölzer zusammen von Japon. schlagen, und dadurch ihre Wachsamkeit beweisen. Ob nun gleich dieser Lärm das sei- nige zur Sicherheit der Einwohner beynträgt, so störet er sie doch ziemlich an ihrer Ruhe.

Gassenver- ordnungen. Jedwede Gasse hat ihre Thore, die man des Nachts verschlossen hält, ja um der ge- ringsten Ursache willen, bey Tage gleichfalls verschließt. Also werden sie zum Beyispiele, zu Nangasacki allemal, so oft ein fremdes Schiff unter Segel geht, verschlossen; damit keiner von den Einwohnern, weder heimlich weglauen, noch den Zoll betriegen könne. Ja es wird die Vorsichtigkeit in diesem Stücke so weit getrieben; daß man so lange, bis das ab- segelnde Schiff aus dem Gesichte kömmt, in allen Stadtvierteln auf das genaueste nachfor- schet, ob niemand fehle; der Gerichtsbothe ruft jedermann bey seinem Namen, und der ge- rufene muß sich zeigen. Muß jemand zu verdächtiger Zeit seiner Geschäfte wegen aus sei- ner Gasse in eine andere gehen, so muß er nicht nur einen Paß von seinem Ottona, son- dern auch einen Gassenwächter mit nehmen. Will jemand seine Wohnung verändern: so muß er vor allen Dingen dem Ottona, in dessen Gasse er ziehen will, eine Bittschrift überreichen, die Bewegungsgründe zu dieser Veränderung anführen, und ihnen durch eine Schüssel voll Fische den gehörigen Nachdruck geben. Seines Ortes ertheilet der Ottona den Bescheid nicht sogleich, sondern erkundiget sich vorher nach des Bittenden Handzie- rung, Gemüthsart und Lebenswandel, läßt auch jedweden Nachbar in seiner eigenen Gasse darum befragen, ob er gegen den neuen Ankömmling nichts einzuwenden habe. Werden nun wichtige Vorstellungen gemacht, die sich auf irgend einen beschwerlichen oder ärgerli- chen Fehler dieser Person gründen, so wird sie abgewiesen. Bewilliget man aber die Bitte, so muß der Bittende aus der Gasse, darinnen er bisher wohnte, einen Beglaubigungsschein wegen seiner guten Aufführung, nebst einem Abschiede beybringen: sobald er denselbigen seinem neuen Ottona überreicht hat, wird er von ihm in Schuß genommen, den übrigen Einwohnern der Gasse einverleibt, und inskünftige denselben gleich geachtet. Der neue Ankömmling muß hierauf die Kotte, darunter er kömmt, bewirthen, und sein ehemaliges Wohnhaus mit Bewilligung sämmtlicher Einwohner derselbigen Gasse verkaufen, indem sie nicht schuldig sind, einen unbekannten, oder übelberüchtigten Käufer zuzulassen. Eine unvermeidliche Bedingung bey dem Kaufe ist, die Bezahlung einer Abgabe von acht, ja zuweilen zwölf vom Hunderte. Dieses Geld wird, zum gemeinschaftlichen Vortheile aller Ein- wohner, in den Schatzkasten der Gasse gelegt, etwas davon unter sie ausgetheilt, von dem übrigen aber die gemeine Ausgabe des Stadtviertels bestritten.

Reiseanstal- ten.

Will ein Bürger eine Reise antreten: so muß er vor allen Dingen einen Beglaubigungs- schein von seinem Kottmeister haben, oder wofern er kein eigenes Haus besitzet, von demje- nigen, welchem das sei- nige gehört. Der Schein besaget, der und der wolle um gewisser Geschäfte willen, die man zugleich anführet, eine Reise antreten, und es werde solche so und so lange währen. Diese Schrift geht den meisten Beamten der Stadt durch die Hän- de, und wird durch Aufdrückung ihres Siegels bekräftiget; das Beste dabey ist dieses, daß die ganze Weitläufigkeit weiter keine Kosten verursacht, als das Papiergeld für den Ge- richtsbothen, weil der darauf gesetzte Preis einen Theil seiner Besoldung ausmachet.

Strafe der Schlägereyen

Entsteht unter einigen Einwohnern einer Gasse Schlägerey, so sind die Nachbarn ver- bunden, die Balger aus einander zu bringen. Denn wofern einer das Leben dabey einbüßet, so müßte nicht nur der Thäter sein Verbrechen, ungeachtet er bey der bloßen Vertheidigung geblieben wäre, mit dem Kopfe bezahlen, sondern es dürften auch die drey Haushaltungen, welche

welche dem Orte, wo der Todtschlag geschehen, am nächsten wohnen, innerhalb eilichen Monats keinen Fuß aus dem Hause setzen, das ist, man lasse ihnen erstlich so viel Zeit, daß sie die benöthigten Lebensmittel für die Strafzeit anschaffen könnten, nachgehends aber müßten ihre Thüren und Fenster durchaus verschlossen bleiben. Alle die übrigen Einwohner dieser Gasse bekämen gleichfalls ihren Antheil an der Strafe; man würde sie zu harter Arbeit verdammen, und zwar auf eine desto längere Zeit, je besser sie im Stande gewesen wären, der Schlägerey ein Ende zu machen. Die Rottmeister werden allezeit am härtesten gestraft. Sie müssen für alle Mitglieder ihrer Rotte, welche den Gerichten ausweichen, Rede und Antwort geben. Zieht ein Japoner bey entstandenem Wortwechsel den Säbel oder Dolch über seinen Gegentheil, und er wird angegeben, so wird er zum Tode verdammt, ungeachtet er dem andern übrigens kein Leid damit zugefüget hat: es mag mit Tode abgehen, wer da will, und wäre es der allergeringste, so müssen, gleichwie aus Kämpfers Tagebuche noch erinnerlich seyn wird, alle Mitglieder seiner Rotte vor Gerichte erscheinen, und bezeugen, er wäre eines natürlichen Todes gestorben. Sowohl zu Nangasacki, als an andern Orten der Landschaft Kimo besichtigt man die Leichen, aus einer doppelten Absicht, nämlich um zu sehen, ob kein Merkmaal entweder eines gewaltsamen Todes oder des Christenthumes an ihnen zu finden sey?

Beschreib.
von Japon.

Man erhebt wenige Auflagen von den Einwohnern der Städte, ja sie betreffen nicht einmal sonst jemanden, als die Eigenthümer der Häuser, weil man die übrigen, ungeachtet sie die meiste Zahl ausmachen, nicht für wirkliche Bürger ansieht. Die erste Auflage Dsissi genannt, ist der Grundzins, und wird allezeit im achten Monate des Jahres, von jedweden, der innerhalb der Ringmauer ein Haus oder Grundstück besitzt, im Namen des Kaisers eingefordert. Man richtet sich bloß nach der Länge. Die Tiefe eines Hauses kommt in keine Betrachtung, es sey denn sie übersteige funfzehn Klaftern; denn sodann und wosern gleich dieser Ueberschuß gleichsam unmerklich wäre, bezahlt man doppelten Zins. 2. Die zweyte heißt zwar ein freywilliger Beytrag zu einem Geschenke für den Statthalter; es untersteht sich aber doch niemand, ihn zu verweigern. Er wird gleichfalls nur von den Eigenthümern der Häuser gehoben; doch ist er nur zu Nangasacki üblich, gleichwie andere Beysteuern mehr, die man den Göttern zu Ehren erhebt, und dazu niemand gezwungen wird. Sie kommen auch nur aller sieben oder acht Jahre wieder, weil nicht mehr als eine gewisse Anzahl Gassen das Ihrige jährlich dazu beyträgt. Bloß die Eigenthümer der lüderlichen Häuser müssen jährlich eine gewisse Summe erlegen. Demnach hat Japon eigentlich nicht mehr als eine einzige kaiserliche Steuer das Jahr über zu bezahlen. Gehört eine Stadt nicht zu den kaiserlichen Tafelgütern, so wird die Abgabe im Namen des Fürsten, unter welchem sie unmittelbar steht, erhoben. Das einzige Meaco ist kraft eines vom Tayco Sama erhaltenen Vorrechtes von allen Auflagen frey p).

Stegierung
der Dörfer
und Flecken.

Was die Weise betrifft, wie die Dörfer und Marktflecken regieret und besteuert werden: so giebt Kämpfer den nangasackischen Bezirk zum Beyspiele. Es wird diese Gegend, welche bis an die nächsten Gebirge reicht, von einem Beamten verwaltet; und zahlet an selbigen eine jährliche Abgabe vom Getreide, vom Reis, und von allen Früchten der Baumfelder überhaupt. Was die Baum- und Ruchengärten betrifft, so bezahlt man etwas mehr, als die Hälfte der Nutzung beträgt, an Gelde dafür. Die Felder werden kurz vor der

p) Ebendas. a. d. 130 u. f. S.

Beschreib. von Japon. der Erndte durch erfahrene Leute besichtigt, der Ertrag angeschlagen, und was dem Kaiser gebühret, von dem Pächter in die Vorrathshäuser des Monarchen geliefert. Der Ueberschlag geschieht nach Gutdünken. Wälder und Gehölze bezahlen einen Grundzins, weniger oder mehr, nachdem sie groß oder klein sind ^{q)}).

Gesetze und Strafen.

Was die Geseze betrifft, so bestehen sie in den kaiserlichen Verordnungen, und einigen uralten Satzungen, von welchen man an keinen einzigen Gerichtshof appelliren kann. Gleichwohl sind die Fürsten und Großen, vor dieser äußersten Strenge, gemeiniglich in Sicherheit. Werden sie eines Verbrechens überwiesen: so verbannet sie der Hof in eine von den oben benannten beyden Inseln; haben sie aber das Leben verwirkt, so ist ihre Strafe das Bauchausschneiden, und es muß ihnen so dann ihre ganze Anverwandschaft, im Falle sie der Kaiser nicht begnadigt, Gesellschaft in die andere Welt leisten. Will man dem Missethäter eine Gnade erweisen: so erlaubt man seinem nächsten Anverwandten, daß er ihn in seinem eigenen Hause hinrichten darf; und gleichwie diese Todesart den Hinrichtenden im allergeringsten nicht beschimpfet, also hat auch der Hingerichtete weiter keinen Schimpf davon, ungeachtet man sich allemal ein Bißchen dabey schämet, wenn man von eines andern Hand sterben muß. Die meisten bitten um Erlaubniß, sich selbst den Bauch aufzuschneiden. Hat ein Missethäter diese Gnade erhalten, so läßt er seine Anverwandten und guten Freunde zusammen kommen, zieht seine kostbarsten Kleider an, und hält eine wohlgeordnete Rede von seinem gegenwärtigen Zustande. Ist er damit fertig, so nimmt er ein freudiges Gesicht an sich, entblößt den Bauch, und thut einen Kreuzschnitt hinein. Diese Todesart löschet alle begangene Mishandlungen aus, auch die allerärgsten. Im Gegentheile wird der Missethäter künftighin unter die braven Kerl gerechnet. Seiner Anverwandschaft klebet deswegen gar kein Schandfleck an; sie verliert auch ihre Güter nicht. Die gewöhnliche Todesstrafe gemeiner Leute, ist kreuzigen oder verbrennen; doch wird auch zuweilen einigen der Kopf weggeschlagen, oder er mit dem Säbel in Stücke zerhauen ^{r)}. Die strenge Vollziehung dieser Todesstrafen ist ein weit kräftigeres Mittel, alle Stände des Reiches in ihrer Pflicht zu erhalten, als das dickeste Corpus Juris. Uebrigens fällt jedweder Fürst, jedwede Obrigkeit, ja ein jedweder Hausvater, über alle in seiner Gerichtsbarkeit entstehende Streitigkeiten, die man durch keinen Schiedespruch beylegen konnte, ein endliches Urtheil, von welchem keine Appellation Platz findet. Ist der gegenwärtige Fall nicht mit ausdrücklichen Worten im Geseze enthalten: so wird er nach der gesunden Vernunft entschieden. Die kaiserlichen Bescheide sind allemal sehr kurz. Niemals bringen sie die geringste Ursache bey, daraus man die Verordnung erläutern könnte; ja nicht selten überläßt der Monarch den Unterrichtern so gar die Bestimmung der Strafe oder Todesart. Diese kurzgefaßte Schreibart kommt den Japonern überaus majestätisch vor, und bey ihnen wäre der geringste Zweifel an der Billigkeit und Einsicht des Landesherrn, ein höchststräfliches Verbrechen.

^{q)} Ebenbaselbst a. d. 135 S.

^{r)} Im ersten Theile dieser Sammlung ist eine Abbildung der japonischen Todesarten zu befinden. Die berufene Todesart mit der Grube, welche an

vielen Christen vollzogen wurde, bestund darinnen, daß man den armen Sünder mit dem Kopfe in der Grube bey den Füßen aufhing, und zuweilen eine Schlange und einen Hund hinein warf, denen man

Der V Abschnitt.

Beschreib.
von Japon.Leibesgestalt, Kleidung, Erziehung, Wissenschaften, Künste und Schrift
der Japoner.

Bildung der Japoner. Ihre Kleidung. Frauen-
tracht und Ansehn. Große Pracht bey ihren
Besuchen. Erziehung der Japoner. Ihre Ge-
müthsgehabten. Ihre Schauspiele. Die Stadt-
vertheilung lassen solche nach der Reihe halten. Bü-
cher und Bücherfäle. Speculativische Wissen-
schaften. Zeitrechnung. Eintheilung des Ta-
ges. Elemente. Schulen. Erste Uebungen
der Jugend. Reichsgeschichte. Arzeneykunst.

Besondere Colkt in Japon. Mora oder Brenna-
mittel: woraus es bestehe. Dreyerley Vöcker.
Mechanischen Künste. Gemüthsbeschaffenheit.
Gemeine Eigenschaften. Edle Standhaftigkeit.
Noch andere Gemüthseigenschaften. Ihr Um-
gang. Gutes Gemüth. Schöne Ordnung bey
Gastereyen. Der Japoner Gemüth befördert
das Christenthum.

Die Chinesen und Japoner, haben, was die Schönheit betrifft, einander wenig vorzu-
werfen; wenigstens saget es doch ein gewisser Geschichtschreiber, dessen wir bisher schon
einigemal in allen Ehren gedacht haben ¹⁾, und in welchem man, was diesen Punct betrifft,
allerley gesammelte artige Nachrichten antrifft. Ueberhaupt, saget er, sind die Japoner so
ziemlich häßliche Kerl; sie sehen bleysfarbig im Gesichte aus, und haben kleine Augen, wiewohl
sie ihnen nicht so gar tief im Kopfe liegen, als den Chinesen. Nebst dem sind sie an den Bei-
nen sehr plump; an Leibesgestalt kleiner, als mittelmäßig; haben eine stumpfe, ziemlich plat-
te, und aufwärts gebogene Nase, dicke Augenbraunen, platte Wangen, grobe Bildung,
und sehr dünnen Bart, den sie entweder abschneiden, oder ausreißen. Unterdessen schicket
sich diese Beschreibung dennoch nicht auf alle Landschaften, ja es haben auch die vornehmen
Herren meistens nicht das geringste Widrige, weder in ihrem Wesen, noch in ihrem
Gesichte. Vielleicht scheinen sie nur deswegen nicht so ungestalt, weil sie von Natur ein
gewisses hohes Wesen an sich haben, und solches beständig, wiewohl ganz ungezwungen, an
sich äußern. Was das Frauenzimmer betrifft, so wird es von allen Reisenden für schön
ausgegeben. Kämpfer hält die Weibspersonen in der Landschaft Fisen für die schönsten
von ganz Asien ²⁾; doch machet er sie dabey sehr klein; und weil sie sich über dieses das Ge-
sicht bemalen, so könnte man billig daran zweifeln, ob ihre natürliche Schönheit so gar
groß seyn möchte.

Die Kleidung der Japoner ist ungekünstelt, läßt aber ungemein gut. Die Großen Ihre Klei-
dung.
und alle Edelleute überhaupt, tragen nach dem Unterschiede ihres Standes, lange nachschlep-
pende Röcke von dem feinen, mit Gold- und Silberblumen durchwirkten Seidenzeuge,
der auf den Inseln Satsumo und Kamakura verfertigt wird. Um den Hals legen sie klei-
ne Binden, wie etwa ein Halstuch. Noch eine andere, aber etwas breitere Binde, gürten
sie um den langen Unterrock, welcher gleichfalls aus einem kostbaren Zeuge besteht. Die
Ärmel sind weit und hängen herab. Doch treiben sie mit keiner einzigen Sache so viel
Pracht, als mit ihrem Säbel und Dolche. Sie stecken sowohl einen als den andern durch
die Leibbinde, und lassen die Griffe, ja zuweilen auch die Scheide, mit Perlen und Dia-
manten

§ f f f 2

man nichts zu fressen gad. Kämpfer erwähnt
zum öftern, daß die Garber Scharfrichtersdienste
thun, und die Knechte der Hurenpirthe zu Ge-
hülfen dabey haben.

¹⁾ Der Vater Charlevoix I Th. a. d. 161 u. f.
Seite. Man hält sich vornehmlich an ihm.

²⁾ Man sehe hiervon sein Tagebuch.

**Beschreib.
von Japon.**

manten befehen. Die Bürger, welche meistens Kaufleute, Handwerksleute oder Solbaten sind, tragen Kleider, die nur bis an die Wade reichen; es gehen auch ihre Ärmel nicht weiter, als bis an die Ellenbogen; das übrige vom Arme ist bloß, doch trägt jedweder einen, und zwar ungemein sauber gearbeiteten Säbel. Noch sind sie von den Vornehmen an der Gestalt ihres Haupthaars unterschieden; denn sie scheeren es hinten am Kopfe weg. Der Adel hingegen schneidet es oben an der Stirne ab, und läßt das übrige über den Rücken hinab hängen. Dieser Aufzug steht nach ihrer Meynung dermaßen schön, daß sie bey nahe beständig in bloßem Kopfe herum gehen. Doch tragen sie auf Reisen einen großen und sehr zierlich geflochtenen Stroh- oder Bambushut, der mit breiten und mit Catrungen Futterten Seidenbändern unter dem Kinne festgebunden wird. Das Frauenzimmer trägt eben sowohl dergleichen Hüte, als die Mannspersonen. Sie sind durchsichtig, leicht, und es schlägt, wenn sie einmal naß geworden sind, kein Regen mehr durch. Zwar geben sie den Mannspersonen kein sonderliches Ansehen, indem ein so großer Deckel ihre kurze dicke Leibesgestalt von ferne bey nahe gänzlich verbirgt: allein, dem Frauenzimmer steht ein solcher Hut nicht übel, wie es ihn denn auch in der Stadt selbst oft genug zu tragen pflegt.

**Frauentracht
und Auspuß.**

Es geht überhaupt prächtiger gekleidet, als die Mannspersonen. Zwar sind alle Japonerinnen in Haaren aufgesetzt, aber nach dem Unterschiede ihres Standes, auf verschiedene Weise: die von geringem Stande winden sie nur oben auf dem Kopfe zusammen, und stecken eine Haarnadel durch, fast eben also wie das spanische und italienische Frauenzimmer zu thun pflegt. Die Vornehmen hingegen flechten ihr Haar in Zöpfe, und lassen sie über den Rücken hinab hängen. Ueber dem Ohre haben sie eine Haarnadel, woran eine Perle oder ein Edelgestein hängt, nebst einem kleinen ringförmigen Gehänge von Perlen an jedem Ohre, welches ihnen sehr artig läßt. Ihre Leibbinde ist breit, mit Blumen und Figuren gezieret, und nach der Kostbarkeit des übrigen Auspuges eingerichtet. Dieser besteht hauptsächlich in einer Menge langer Wämser, über welche ein offener langer Mantel mit einer Schleppe von einigen Schuhen lang, angezogen wird. Aus der Zahl besagter Wämser, bruthellet man den hohen Stand des Frauenzimmers. Manches soll wohl hundert am

**Großer
Pracht bey
ihren Besu-
chen.**

*) Nach Kämpfers Versicherung ist die japanische Sprache eine Grundsprache; sie ist rein, in der Aussprache wohlklingend und deutlich. Eine Sylbe besteht niemals aus mehr als zweien Buchstaben. Unser S können die Japoner nicht anders als durch ein S aussprechen. Ihre Wortzeichen sind plump und unförmlich. Sie werden in gerader Linie übereinander hingesezt; wie die chinesischen: an statt aber daß die lekttern nicht das geringste Verbindungswort haben, indem jedwedes Zeichen ein Wort bedeutet, so bringt es hingegen die Eigenschaft der japanischen Sprache also mit sich, daß ihre Zeichen, welche gleichfalls ganze Worte sind, zuweilen versetzt, zuweilen aber, entweder mit andern Zeichen oder elgencn hierzu erfundenen Verbindungswörtern aneinander gehängt werden müssen, und ist dieses dergestalt nothwendig, daß man, wenn ein chinesisches Buch in Japon gedruckt wird, die besagten Zeichen oder Verbin-

dungswörter beysetzen, und dadurch die Japoner in den Stand setzen muß, es zu lesen und zu verstehen. Was die Schrift der Gelehrten betrifft, so ist sie in China ungefähr eben also beschaffen, als in Japon. Sie besteht nämlich in Zeichen, die eine gewisse Bedeutung haben. Der Begriff wird zuerst mit der Gestalt eines solchen Schriftzuges verknüpft, und sodann erst mit dem Laut, dadurch man den Zug ausdrückt, und das ist die Ursache, von der großen Menge der Wortzeichen bey dieser Schrift, indem jedwedes Zeichen nicht mehr als eine einzige Sache abbildet oder vorstellt. Diese Weise zu schreiben ist zwar weit schwerer, als die unserige; hingegen aber der Zweydeutigkeit so sehr nicht unterworfen. Sie drückt vielmehr die Begriffe dermaßen genau aus, daß man bey zunehmendem Alter, oder Erlangung einer höhern Würde die Zeichen verändert. Eben also ist es auch mit den Pflanzen, und mit einer unzähligen

am Leibe haben, sie sind aber so dünn, daß man ihrer gar viele in den Schuback stecken kann. Die allervornehmsten Frauen gehen niemals ohne ein zahlreiches Gefolge über die Straße. Es treten ihnen eine Menge Mägden nach, und tragen große Becken voll festbarer Schnupftücher, Pantoffeln, und allerley eingemachte Sachen. Neben der gnädigen Frau gehen ihre Kammerfrauen, einige mit Windsäckern, andere mit einem Sonnenschirme, in Gestalt eines Himmels, und mit kostbaren Franssen besetzt. Die christlichen Frauen stürzten, wenn sie zur Kirche giengen, eine große Florkappe über den Kopf, welche ihnen nicht nur das Gesicht bedeckte, sondern gar bis auf die Füße hinab hing. Kraft der eingeführten Gewohnheit, kann kein Frauenzimmer einigen Besuch annehmen, wenn sie kein Tuch auf dem Kopfe hat. Es sind ihnen aber diese Besuche nicht öfter, als einmal im Jahre, erlaubt, und lassen sie sich bey der geringsten Entfernung des Ortes, nebst ihrem ganzen Gefolge in Norimons dahin tragen.

Beschreib.
von Japon.

So, wie die jungen Leute, von einem wie von dem andern Geschlechte, an Alter zunehmen: so verändern sie auch ihre Kleidung. Sie sind alle miteinander ziemlich leicht bekleidet, und gehen meistens mit bloßem Kopfe. Man gewöhnet sie bey Zeiten, die Kälte zu vertragen. Statt der Schuhe tragen sie eine Art Pantoffeln, die man nicht fest bindet, sondern leicht abstreifen kann. Sie werden nach Belieben, entweder von Hirschleder gemacht, oder von Stroh, Vinsen oder Bambus, sehr sauber gestochten.

Die Japoner versäumen nichts, was den Verstand ihrer Kinder verbessern kann, und machen in diesem Stücke keinen Unterschied zwischen dem Geschlechte. In Japon ist ein gelehrtes Frauenzimmer nichts seltenes. Wenigstens gebricht es ihnen doch nicht an Zeit dazu; denn sie dürfen sich nicht in die allergeringsten Geschäfte mischen. Den Anfang zur Unterweisung machet man bey ihnen sowohl, als bey den Mannspersonen, bey dem Herzen. Man gewöhnet sie bey Zeiten dazu, ihre Handlungen nach den Grundsätzen der Ehre und der Vernunft einzurichten. Nachgehends lehret man sie ihre Muttersprache, das ist, sie lernen gut sprechen, fertig lesen, und die Wortzeichen zierlich malen u.). Auf dieses letztere legen sie sich insonderheit mit großem Fleiße, und schreiten sodann zu ihrer

Erziehung
der Japoner.

§ f f f 3

Blau.

Menge anderer Dinge beschaffen; sie werden nach dem Maße ihrer Vollkommenheit und ihres Nutzens immer mit einem andern und andern Zeichen angedeutet. Die sämtlichen Gebethe und alten Gesetze der Japoner absonderlich vom Gottesdienste, sind in einer heiligen und unverständlichen Sprache abgefaßt. Wie man versichert, so sind diejenigen, die sich für Dellmet'cher der Götter ausgeben, eben so wenig im Stande, sie zu verstehen, als andere Leute. Es giebt auch noch vielerley andere Alphabete, die bey dem gemeinen Manne im Schwange gehen, und von den unsrigen darinnen unterschieden sind, daß jedweder Schriftzug nicht etwan nur einen bloßen Buchstaben, sondern eine ganze Sylbe von der gemeinen Sprache bedeutet. Die Japoner gebrauchen zu ihrem Schreiben einen Pinsel, und verfahren mit einer ganz erstaunlichen Hurligkeit dabey. Von

ihrem Papiere soll in dem Artikel von der Naturgeschichte Nachricht folgen.

Dieses aber wollen wir an dem gegenwärtigen Orte noch bemerken, daß die Hauptquelle aller Verwirrung in ihrer Geschichte von der öftern Veränderung der Namen herkomme. Besagte Veränderung geschieht ordentlicher Weise dreymal. Tritt man aus den Jünglingsjahren, so leget man den Namen ab, den man bey der Geburt empfing; gleichwie hingegen der istangenommene im Alter abermals mit einem andern verwechselt wird. Doch behält man den Namen seines Geschlechtes, imgleichen des Gutes oder Fürstenthumes, das man besitzt, und leget solchen niemals ab. Schreitet man aus einem geringern Stande zu einem höhern: so verwechselt man die alten Namen ebenfalls mit neuen. Dergleichen Veränderungen geschehen mit vielen Gepränge.

Beschreib. Glaubenslehre. Auf diese folget eine gute Benunftlehre, die sie Wahres und Falsches von von Japon. einander unterscheiden, und richtig schließen lehret. Endlich wendet man sich zur Beredsamkeit, Dichtkunst, Sittenlehre und Malerey. Es giebt wenige Völker, welche zu diesen schönen Künsten mehr natürliches Geschicke hätten, als die Japoner.

Ihre Gemüthsgeb. Die Einbildungskraft ist bey den Japonern sehr gut. Nebst dem verstehen sie sich nicht nur ungemein wohl auf die Kunst, die menschlichen Gemüther zu erkennen; sondern sie sind auch große Meister in der Kunst, selbige zu bewegen. Es haben ihnen viele Heidenbekehrer, die ihre Predigten anhörten, das Zeugniß gegeben, sie hätten niemals eine so rührende, nachdrückliche, und dem wahren Wesen der Beredsamkeit gemäße Rede gehört, und es sey in Japon nichts neues, eine zahlreiche Versammlung bitterlich weinen zu sehen. Nicht weniger findet man auch in der japonischen Dichtkunst eine ganz besondere Anmuth. Doch haben die japonischen Dichter zu nichts eine größere Fähigkeit, als zu Stücken für die Schaubühne. Es sind solche gleich den unserigen in Aufzüge und Auftritte abgetheilet, auch mit einem Eingange versehen, welcher zwar einen Entwurf von dem ganzen Stücke giebt, gleichwohl aber den Ausgang desselbigen nicht berührt, weil man allezeit darauf bedacht ist, daß er dem Zuschauer unerwartet vorkommen möge. Die Auszierungen der Bühne sind schön, und nach der Beschaffenheit des Schauspiels eingerichtet. Die Zwischenspiele bestehen entweder aus Tänzen oder aus einem lustigen Possenspiele; übrigens aber beziehen sich sowohl die Trauer-, als Lustspiele, durchaus auf die Sittenlehre. Die Schreibart der ersten ist nachdrücklich und ernsthaft. Es werden gemeinlich sehr erhabene Thaten darinnen vorgestellt.

Japonische
Lust- und
Schauspiele.

Die öffentlichen Schauspiele bestehen aus mehr als einem Stücke, davon eines auf das andere folget, und dazu man die Materie aus der Götter- und Heldengeschichte nimmt. Ihre Abenteuer, berühmte Thaten, und verliebte Streiche werden in Verse gebracht, und unter dem Klange aller musicalischen Instrumente, tanzend abgesungen. Die Zwischenspiele sind kurz und lustig. Es kommen unterschiedliche Gattungen Hanswürste zum Vorscheine; einige bringen allerley schnakisches Zeug vor, andere tanzen nur nach Art der ehemaligen Pantomimen, ohne ein Wort dabey zu sprechen, und suchen dasjenige, was sie vorstellen wollen, durch bloße Geberden und Stellungen, wiewohl alles nach dem Tacte, vorzustellen. Die Bühne zeigt gemeinlich Springwasser, Brücken, Häuser, Gärten, Bäume, Berge und Thiere; alles zwar, in natürlicher Größe, doch auf solche Weise eingerichtet, daß man die Vorstellung in großer Geschwindigkeit verändern kann. Die spielenden Personen sind gewöhnlicher Weise x), theils junge Knaben aus dem Stadtviertel, das die Unkosten zu dem Schauspiele hergiebt, theils junge Mägdchen, die man aus den lüderlichen Häusern nimmt. Sie sind überhaupt prächtig, wiewohl nach Beschaffenheit ihrer Rolle gekleidet. Es dürfen nicht alle Jahr einerley Auftritte wiederholt werden. Kämpfer giebt eine Beschreibung von dem Schaulage, darauf er zu Tangasaki spielen

x) In der Zahl acht, zwölf oder mehrere. Kämpfer II Th. a. d. 145 S.

y) Kämpfer II Theil a. d. 143 u. f. S.

z) Man würde sich von der Einrichtung der japonischen Schauspiele keinen richtigen Begriff

machen, wenn wir die zwölf Auftritte, die Kämpfer mit ausah, hier weglassen.

Erster Auftritt. Es erschienen acht Mägdchen in gefärbter Kleidung mit eingewirkten großen weißen Blumen. Auf dem Kopfe trugen sie gleich als gegen die Sonnenhitze große Hüte, in der

spielen sah. Man hatte, saget er, einen großen Tempel mit Seitenflügeln von Bambus-
 rohren aufgebauet. Der Giebel sah nach dem Marktplatz. Das Dach bestund aus Stroh Beschreib.
von Japon. und Tugizweigen; und bey diesen Umständen hatte das Gebäude viel Aehnlichkeit mit ei-
 ner Scheune. Man wollte auch in der That die Armseligkeit der alten Japoner vorstellen.
 Neben der Hauptseite des Gebäudes stand ein großer Tannenbaum; die drey übrigen Sei-
 ten des Platzes waren in Logen abgetheilet, und mit einer großen Menge Stühle für die
 Zuschauer besetzt. Die Diener der Götter saßen in bester Ordnung auf dreyen Bänken,
 der Hauptseite des Gebäudes gerade gegen über. Die höchste Bank gehörte für ihre
 Vorgesetzten; man kannte sie an ihrem schwarzen Gewande, und an dem kurzen Stabe,
 den sie zum Merkmaale ihrer Gewalt in der Hand hielten. Auf der zweyten Bank saßen
 vier Canusis, von einem etwas geringern Range, in weißen langen Röcken, mit einer la-
 ckirten schwarzen Mütze auf dem Kopfe. Die übrigen alle mit einander waren ungefähr
 eben also gekleidet, wie die Canusis. Die Tempelbediente stunden mit entblößtem Haupte,
 hinter ihren gebietenden Herren. An der andern Seite des Platzes, der Geistlichkeit ge-
 genüber, saßen die Verweiser der Statthalter, unter einem über den bloßen Boden etwas
 erhabenen Gezelte. Vor ihnen waren ihre Pfiken gepflanzt. Ihr Amt bey einer solchen
 Gelegenheit besteht darinnen, daß sie dem Gedränge wehren, und den Pöbel in Schran-
 ken halten. Neben ihnen befand sich eine große Menge ihrer Unterbeamten.

Wir haben schon erwähnt, daß die großen Schauspiele auf Unkosten dieses oder je-
 des Stadtvierthels aufgeführt werden. Dieses nun geschieht alle Jahre, nach der Reihe Die Stadt-
vierthel lassen
nach der Rei-
he Schauspiel
halten. wie sie die spielenden Personen und Maschinen auf die Bühne ziehen lassen, indem selbige
 viele Aehnlichkeit mit einem festtäglichen Umgange hat. Erstlich wird ein kostbarer Him-
 mel oder seidener Sonnenschirm, und unter solchem ein Schild getragen, darauf der Name
 der Gasse, oder des Stadtvierthels, mit großen Buchstaben geschrieben steht. Hierauf
 folgt die Musik. Das Hauptwerk derselbigen besteht in Flöten von allerley Gattungen, da-
 bey sind einige Handtrommeln, Pauken, und Schellen. Den Japonern gefällt dieses
 Getöse ungemein wohl: allein den Europäern ist es unerträglich. Sie richten die Me-
 lodie und Gesangsweise nach den Bewegungen des Leibes und dem Tanze; und thun also in die-
 sem Stücke gerade das Widerspiel von unserm Gebrauche. Auf die Musik folgen die Ma-
 schinen, und Auszierungen der Bühne, welche von dem Stadtvierthel angeschafft werden,
 die schwehresten Sachen läßt man durch Tagelöhner tragen, das übrige durch die Kinder
 desselbigen Viertels, die man auf das schönste auspußt. Nachgehends erscheinen die
 spielenden Personen, und hinter solchen die sämtlichen Einwohner des Stadtvierthels, in
 ihrem Gewande. Den Beschluß macht eine ziemliche Anzahl geringer Leute, welche Paar
 und Paar gehen, und Bänke oder Matten tragen. Die Tänze und Schauspiele eines
 Stadtvierthels währen allemal etwa dreyviertel Stunden lang 1), wornach die Procession
 in eben der Ordnung, als sie ankam, ihren Rückweg nimmt 2).

Mart

der Hand aber Windsächer und Blumen. Sie
 tanzeten wechselseitig, und wurden zuweilen von
 zweyen alten Weibern, die in einem andern Aufzu-
 ge tanzeten, abgelöst.

Zweyter Auftritt. Ein Garten voll schöner
 Blumen, mit einer Strohhütte in der Mitte,

woraus acht junge in weiß und roth gekleidete
 Mädchen mit einem Sprunge heraus kamen,
 und mit Windsächern, Rohren und Blumenkör-
 ben in der Hand, tanzeten. Sie wurden durch
 eine sehr gute Comédiantin, welche allein tanzete,
 abgelöst.

Dritter

Beschreib.
von Japon.

Man schreibt den japonischen Malern eine ganz eigene Manier zu, und behauptet, sie wären in selbiger ganz unvergleichlich. Ihr Pinsel ist zwar sehr fein, sie legen sich aber nicht auf menschliche Ebenbilder, sondern bleiben bey Abbildungen der Vögel, Früchte, und anderer Dinge, welche die Natur hervorbringt. Sie entwerfen selbige allemal nur auf ein bloßes Papierblatt. Manches Stück wird für drey bis viertausend Kronen verkauft. Ungeachtet keine andere, als ziemlich plumpe Arbeit, von ihnen nach Europa kommt: so darf man doch nicht die geringste Aufschneideren bey dieser Erzählung mutmaßen: indem dergleichen vollkommene Kunststücke von ihren Liebhabern sehr sorgfältig verwahrt werden.

Von

Dritter Austritt. Acht Triumphwagen mit Ochsen an der Deichsel; die Ochsen waren von ungleicher Farbe, sonst aber sehr natürlich vorgestellt. Alles zusammen wurde von jungen sehr kostbar gekleideten Knaben gezogen. Auf den Wagen war ein blühender Fubakibaum, ein Berg mit Bäumen bewachsen; ein Baubuswald mit einem Zieger, das auf der Erde lag, und auf seinen Rand lauerte; eine Last Stroh; ein ganzer Baum, mit seinen Aesten und Wurzeln; ein Wallfisch an einer Klippe, und zur Hälfte mit Wasser verdeckt. Zuletzt kam noch ein anderer Berg, auf dessen Gipfel ein prächtig gekleideter junger Mensch unter einem blühenden Abricosenbaume stand. Dieser Berg wurde gleichfalls von jungen Knaben gezogen.

Vierter Austritt. Tänzer, welche ihre Kollen zwischen sechs Blumenstücken, dabey auch ein grüner Baum war, spielten. Neun andere Knaben, jedweder mit zween Säbeln und einer Plinte. Ein Bauertanz.

Fünfter Austritt. Ein Berg, den eine Menge Menschen auf der Achsel trugen; ein Springbrunnen, und ein Spaziergang von Bäumen; ein großes Faß und ein Haus, welche nacheinander zum Vorscheine kamen. Zween verlarvte Riesen, mit erstaunlich dicken Köpfen, stellten indianische Götter vor. Zu diesem gesellte sich noch ein dritter und weit größerer. Er kam aus einem Berge herans, und war mit einem breiten Schwerdte bewaffnet. Hinter ihm sprangen sieben Chineser, aus eben demselben Berge herans, und tanzten mit den Riesen. Nach geendigtem Tanze, zerbrach der ungeheuere Riese das Faß, woraus ein junger recht gut aufgepußter Knabe sprang, eine sehr schöne Rede hielt, und mit dem Riesen tanzte. Unterdessen stiegen drey Affen von natürlicher Größe, aber mit Fischköpfen, sehr artig aus dem Brunnen, und tanzten um seinen Rand herum, wobey sie den Tanz des Riesen mit dem Knaben nachäfften.

Sechster Austritt. Ein runder Triumphbogen nach chineßischer Weise; ein Landhaus und ein

Garten; ein Tanz von zehn bewaffneten Knaben; ihre Röcke waren grün, gelb und blau gefütert: dabey trugen sie Weinleider von ganz besonderer Gestalt. Unter ihnen sprang ein Hannswurst herum, und brachte allerley lustige Poffen vor. Den Beschluß von diesem Austritte machten zwey Tänzer in ausländischer Kleidung, welche tanzend aus dem Garten kamen.

Siebenter Austritt. Ein Berg voll Bambus und Tannen, nebst zwölf andern blühenden Bäumen, jedweder von einer besondern Gattung. Ein zahlreiches Gefolge prächtig gekleideter Personen. Ferner zwey weißgekleidete, und acht andere gekleidete Personen, welche tanzten und mit Schellen dabey klingelten. Nach ihnen tanzten sieben andere, mit Blumentöpfen auf dem Haupte.

Achter Austritt. Der prächtige Zug eines Fürsten, der mit seinem Sohne durch fremde Länder reiset, wurde von jungen Knaben sehr natürlich vorgestellt.

Neunter Austritt. Ein grünes Haus, durch welches, gleichwie auch ringsherum, zehn in schwarze Röcke gekleidete Knaben tanzten, anfänglich zwar, jedweder mit zween Säbeln, nachgehends mit Blumen, Pfeilen und Spießen. Zuweilen wurden sie durch einige Hannswürste abgelöst. Endlich kamen ihre Bedienten mit Schachteln auf der Achsel, hüpfen und tanzten mit ihren Herren zugleich herum.

Zehnter Austritt. Eine Schaubühne neben einem mit Bäumen bewachsenen Hügel. Ein junger schwarz und gelb bekleideter Mensch trat auf die Schaubühne, redete, und stellte seine Person eine halbe Stunde lang vor. Unterdessen tanzten acht andere Jünglinge in Röcken von unterschiedlicher Farbe; erstlich jedweder allein, nachgehends mit einem andern, und endlich alle zugleich. Zum Beschluß des Austrittes hüpfte ein Affe vom Hügel herunter, und machte allerley Sprünge.

Elfter Austritt. Ein junger recht wohlgekleideter Lustspringer. Man stellte eine Tafel in Gestalt einer Bühne, mit acht Stufen zum Aufsteigen

Von ihrer Musik hingegen wird kein sonderliches Werk gemacht. Das ganze Wesen hat Beschreib. wenig Geschick, und es verdienen weder ihre Sänger, noch ihre übrigen Spielleute, daß von Japon. man ihnen zuhöre.

Sie schreiben viele Bücher, und ihre Büchersäle sind zahlreich. Alle darinnen vor. Bücher und handene Werke betreffen die Geschichte, Sittenlehre, den Gottesdienst und die Arzenei. Büchersäle. Kunst. Ihr Geschichtschreiber versichert, von der Rechtsgelehrsamkeit hätten sie nicht ein einiges a), ungeachtet er ihnen einige Landesordnungen zuignet, und dabey erwähnt, es sey

gen vor ihn hin. Auf der andern Seite waren wieder acht Stufen zum Herabsteigen. Durch das Gerüste wurde ein hohles Bambusrohr gesteckt, und eine Thüre, mit einem runden Loche, von etwa dritthalb Spannen im Durchschnitte. Der Lustspringer machte einige Kunststücke, darüber sich Kämpfer wunderte. Unter andern sprang er auf ungefähr drey Klaftern weit, durch das runde Loch in der Thüre, ungeachtet dieses Loch bey weitem nicht so groß war, als der Hut, den er auf dem Kopfe hatte.

Zwölfter Auftritt. Einige Maschinen von ungeheurer Größe, welche zwar das, was sie vorstellten, sowohl an Größe als an Farbe, ganz genau abbildeten, dennoch aber von einem so dünnen Zeuge gemacht waren, daß jedwede nur von einem einzigen Menschen getragen wurde. Ja, es hatte jedweder Träger ohne diese Last, auch noch eine große Trommel vorn aufhängen, auf welcher einige andere Menschen mit Schellen schlugen. Dergegestalt tanzten sie über die Schaubühne weg, wie wohl sie keine sonderliche hohe Sätze machten, indem ihre Last, des leichten Tanzzeuges ungeachtet, dennoch so schwer, und der Größe wegen so unbequem war, daß sie einigemal anruhen mußten. Was sie auf dem Rücken trugen, war 1. ein Schöpfbrunnen, nebst allen zum Feuerlöschenden gehörigen Werkzeugen. 2. Eine große Glocke, nebst ihrem Glockenstuhle, und einen Drachen oben drauf zur Zierrath. 3. Ein mit Schnee bedeckter Berg, mit einem Adler auf dem Gipfel. 4. Eine metallene vier und zwanzig pfündige Earthanne nebst ihrer Lavette, Prozwagen und Zugehöre. 5. Eine große Seefiske, nach Landesart in zwölf Bunde Stroh eingepackt. 6. Ein Wallfisch in einem Wasserbecken von Verhältnismäßiger Größe. 7. Einige Lasten Muschelwerk, Früchte u. s. w. Endlich kamen, um dem Gesichte zweyerley ganz widerwärtige Dinge zugleich vorzustellen, andere Tänzer mit lauter Sachen, die in der That die allerschwersten sind: das ist, einer mit einer einzigen Muschel, der andere mit einer Frucht, der dritte

mit einer Blumme, einer Feder u. s. w. Kämpfer am angeführten Orte a. d. 148 S.

a) Am angeführten Orte a. d. 177 S. Unter dessen nennet Kämpfers Uebersetzer dennoch das Sitti Mokao, oder ein Buch von den japanischen Gesetzen, ingleichen das Kinsai, welches von dem japanischen Landesherkommen, handelt. Kämpfer brachte viele Bücher mit aus Japon, und überließ sie dem Ritter Hans Sloane. Ihre Titel werden eine lezenswürdige Anmerkung ausfüllen.

1. Nippon Odaiti. Sind die japanischen Jahrbücher, welche den Ursprung, die Regierung und merkwürdigen Thaten ihrer Kaiser von Syn-Mu bis auf unsere Zeit, in sich enthalten.

2. Nippon: Okaitzu; das ist von Wort zu Wort übersetzt: Grundriß der Geschichte großer japanischer Dinge.

3. Tai See: Ki. Ist die Geschichte eines vier- und zwanzigjährigen Krieges zwischen den Häusern Seki und Gendzi, welcher sich mit dem gänzlichen Untergange des erstern endigte. Das ganze Werk besteht zwar aus vier und zwanzig Theilen: man machet aber gemeiniglich vierzig Bände daraus.

4. See: Mono: Gattari, oder Abhandlung von den Begebenheiten des Hauses Seki. Ist mit dem vorigen gleiches Inhalts.

5. Osacca: Mono Gattari, oder Abhandlung von den Begebenheiten des Hauses Osacca. Ist die Geschichte einiger innerlichen Kriege.

6. Simabaraki oder Simabaragasen, das ist, Nachricht von dem simabarasischen Kriege. Sie erzählet auf was Weise sich sieben und dreyßig tausend Christen in einer Festung besagten Namens zu vertheidigen suchten, endlich aber ihr gänzlicher Untergang dem Christenthume in Japon ein Ende machte. Dieses, ingleichen das vorige Werk, hat Kämpfer übersetzt, und die Handschriften sind gleichfalls in die obengemeindeten Hände gekommen.

7. Sin: Dai: Ki, Geschichte der japanischen Götter, die man vor Zeiten in diesem Lande anbethete.

2. Ten,

U g g g

Allgem. Reisebeschr. XI Band.

Beschreib. von Japon. sey ihrer zwar keine große Anzahl, doch wären sie klug ausgedacht, und würden genau beobachtet, weil man die geringste Uebertretung derselbigen scharf bestrafete.

**Speculativ-
sche Wissen-
schaften.** Nimmt man die Glaubenslehren aus, als welche den Geistlichen beständig zu schaf-
fen machen: so scheint es nicht, daß die Japoner sich sonderlich auf tiefsinnige Wissenschaften legten. Sie sind weder in der Mathematik noch in der Metaphysik, ja nicht einmal in der Naturlehre beschlagen. Den Himmel kennen sie eben so schlecht. Ihre Epochen, Elemente, Eintheilungen der Stunden, und Weise, die Jahre zu zählen, erwecken keine sonderlich hohe Begriffe von ihrer Geschicklichkeit im Vergleichen und Rechnen.

Zeitrechnung. Sie haben dreyerley Zeitbestimmungen in ihrer Zeitrechnung. Die erste beginnt mit der Regierung ihres ersten Kaisers, des Syn Niu, und fällt bereits erwähnter maßen in das sechshundert und sechzigste Jahr vor Christi Geburt. Die beyden übrigen haben sie von den Chinesen bekommen. Die Zeitbestimmung Nengo, wurde in China erfunden, und unter dem sechs und dreyßigsten Daiji in Japon eingeführet. Sie begreift eine gewisse Anzahl Jahre, selten über zwanzig, sehr oft aber darunter. Der Daiji hat das Recht, sie einzuführen, ihr einen Namen und ein Schriftzeichen beizulegen, und sie endlich mit einer andern zu verwechseln. Er beginnt sie allemal mit einer wichtigen Begebenheit, als etwa mit einer großen Veränderung in Staats- oder Glaubenssachen, und suchet durch sie das Andenken derselbigen zu verewigen. Sonst wird sie hauptsächlich in Calendern, kaiserlichen Befehlen, bey einem öffentlichen Ausrufe, in Tagebüchern und Briefen gebraucht. Zwar gebrauchet man sie in gedruckten Büchern ebenfalls; absonderlich wenn sie die Landesgeschichte betreffen; allein, man setzet in einem solchen Falle, allemal das Jahr der erst erwäh-

8. Ten: Sin: Ki, besondere Lebens- und Heldengeschichte des Ten: Sin, welcher das Oberhaupt der japonischen Götter Sintos ist.

9. Nippon Jofumi, non: Kuni: Vojasiro, das ist Kriege der Götter zu Vojasiro, in der Landschaft Jofumi.

10. Dai: Janja: Firamitz, oder Nachricht von den Göttern, welche von den Budsoisten angebetet werden.

11 und 12. Siki: Moku und Kiusai sind die obenwähnten Bücher von der Rechtsgelehrsamkeit.

13. Soogakf enthält die Sittenlehre, welche von den Stutoisten einer gewissen japonischen Weltweisengattung, gelehret und ausgeübt wird.

14. Fonsjo Vin: Sifi; das ist von Wort zu Wort, Schattenarbeit unter dem japonischen Kirschbaum. Es ist ein Buch von der Regierungskunst, welches der ehemalige Statthalter von Meaco in seinen alten Tagen im Garten unter dem Schatten eines großen Kirschbaumes schrieb.

15. Tsire: Dsire. Jofidano: Kento. Eines Kriegersmanns, der nachgehends das Klosterleben erwählte, Werk von der Sittenlehre.

16. Saku: Nin: Isju, das ist Verse von hundert Dichtern. Ist eine Sammlung von allerley

an dem geistlichen Hofe zu Jedo verfertigter Gedichten.

17. Kojogun. Ein Buch von dem japonischen Staate.

18. Nipponki. Beschreibung der hauptsächlichsten Seltenheiten in Japon.

19. Sitz Joffu, Landbeschreibung des japonischen Reiches. Aus diesem Buche hat Kämpfer die von uns oben beygebrachte Beschreibung genommen.

20. Beschreibung von der Hofstaat des Daiji, nebst hunderterley Kleidungen der dazu gehörigen Personen.

21. Jedo: Kagami, Beschreibung des Hofes zu Jedo, nebst einem Verzeichnisse aller Beamten des Kubosama, und ihrer Einkünfte.

22. Siki, ein chinesisches Jahrbuch, welches die vornehmsten Begebenheiten der chinesischen Geschichte in sich begreift.

23. Monnengojomi, das ist zehntausendjähriger Kalender, enthält eine Ausrechnung der Tage, welche kraft der himmlischen Einflüsse glücklich oder unglücklich sind.

23. Dsiofiki ist ein Kalender. In Japon sind sie gemeinlich acht Zoll breit, und fünf Schu lang.

erwähnten Zeitbestimmung dazu. Der neue Nengo beginnet allemal mit einem neuen Jahre, ungeachtet er zum östern wohl um einige Monate ehender eingesetzt wurde. Zumeilen gebraucht man auch alsdann noch, auf den Büchertiteln und in Briefen, den alten Nengo, welche Unordnung nach Kämpfers Muthmaßung daher kommen mag, entweder weil die Einwohner das ihm beygelegte Schriftzeichen nicht billigen, oder weil sie wegen der Größe des Reiches nicht auf einmal bekannt werden kann. Die zweyte in Japon beliebte chinesische Zeitbestimmung besteht in sechzigjährigen Kreisen oder Umläufen, welche aus der Zusammensetzung der zwölf himmlischen Zeichen mit den Buchstaben ihrer Namen entstehen. Setzet man die Wortzeichen der zwölf himmlischen Thiere, mit den Wortzeichen der zehn Elemente fünfmal zusammen, oder die zehn Elemente mit den Thieren sechsmal, so entstehen sechzig zusammengesetzte Figuren oder sechzig Wortzeichen, davon jedwedes ein Jahr bedeutet. Nach verlaufenen sechzig Jahren beginnet ein neuer Umlauf. Vermittelst dieser Zeitbestimmung, trifft die japonische Zeitrechnung und Geschichte, mit der chinesischen allemal überein, doch mit diesem Unterschiede, daß die Chinesen nicht nur das Jahr, sondern auch die Zahl eines jedweden Jahrkreises angeben; welches letztere bey den Japonern nicht geschieht. Nach Kämpfers Meynung möchte diese Abweichung ihre Ursache wohl nur in dem Hochmuth der Japoner haben, indem ihnen der unaufhörliche Anblick einer langen Reihe chinesischer Jahrkreise, die sämmtlich verlaufen waren, ehe man an ihre Monarchie gedachte, höchstverdrücklich fällt.

Die zwölf von den Japonern also genannten Jetta, oder himmlischen Zeichen, sind Himmelszeichen nach ihrem Angeben folgende: 1) *Me*, die Maus; 2) *Us*, der Stier; 3) *Torra*, der Hahn.

G g g g 2

Zieger;

24. *Ufasjo*, Abhandlung von den Elementen, Welten, Himmeln, Sternen, Cometen, Luster-
scheinungen u. s. w.

25. **Kimodofui**, japanischer Kräutermann. Man findet darinnen die Abbildung, den Namen und Nutzen von beynabe fünfhundert Pflanzen und Bäumen, die in Japan wachsen. Auch ist noch ein Buch von den vierfüßigen Thieren dabey, eines von den Vögeln, zwey von Fischen, Muscheln und Ingeziefer, nebst den Abbildungen; ferner ein Buch von der Zergliederungskunst, nebst den Abbildungen der menschlichen Gliedmaßen; ein Buch von Erzen, Steinen, Corallen u. s. w. Zwey Bücher von japanischen Kleidern, und mehr als vierhundert Bilder von allerley Werkzeuge, Hausgeräthe und Gewehr.

26. Rennei: Thiofo = Ki: Mokurock, oder
Unterricht für Haushaltungen, worinnen alles,
was zum Lebensunterhalte nöthig fällt, enthal-
ten ist.

27. Zwey Bücher von der Baukunst, darin
viele Festungen, Tempel, Häuser, Gärten,
Heerstraßen, Schiffswerften u. s. w. abgebildet sind.

28. Ein Buch vom Ackerbaue, nebst der Abbildung aller in Japon bey der Landwirthschaft üblichen Werkzeuge.

29. **Dod Sudski.** Ist ein Buch, das allerley dienlichen Unterricht für Reisende enthält. Man findet darinnen die Entfernung eines Ortes vom andern, den Preis der Lebensmittel und Posten, ingleichen die Abbildungen einiger Gebäude, die man unter Weges antrifft.

30. Drey Bücher von der Wapenkunst, welche die Wapenschilde des japonischen Reiches, der Fürsten und Großen in sich enthält.

31. Ein Wörterbuch, es enthält fünf tausend Schriftzeichen, und einige Bücher, darinnen allerley Abbildungen der japonischen sowohl einzelnen als zusammengefügten Schriftzeichen enthalten sind.

32. Eine japanische Weltkarte, zweien Schuhe breit, und drey Schuhe drey Zolle lang. Unterschiedliche Karten von Japan, welche zwey Schuhe drey Zolle breit, und sechente halb Schuhe lang sind. Eine Karte vom chineßischen in seine Land-schaften eingetheilten Reichs.

33. Allerley Grundrisse, als zum Beispiele von
Zedo, Meaco, Mangasaki und seinem Gebiete,
von Osacca u. s. w.

34. Fünfzig Abbildungen berühmter Tempel,
Schlösser und anderer japanischen Gebäude.

Beschreib.
von Japon.

Beschreib. von Japon. Tiger; 4) Ow, der Hase; 5) Tats, der Drache; 6) Mi, der Scorpion; 7) Uma, das Pferd; 8) Tsitsuse, das Schaf; 9) Tesci, der Aff; 10) Torri, der Hahn; 11) In, der Hund; 12) S, das Schwein. Eben diese Namen, auch in eben dieser Ordnung, legen sie den zwölf Stunden des natürlichen Tages, und den zwölf Theilen einer Stunde bey, und aus dieser Ursache sind sie im Stande, nicht nur den Tag, sondern auch die Stunde, ja denjenigen Theil einer Stunde, wenn eine Begebenheit vorgegangen ist, in ihrer Geschichte anzumerken. Unterdessen ist dasjenige, was sie den Tag nennen, die Zeit zwischen dem Auf- und Untergange der Sonne. Diese theilen sie in sechs gleiche Theile, gleich wie die Nacht in sechs andere, und haben folglich, so wie es die Jahreszeit mit sich bringt, bald längere, bald kürzere Stunden.

Elemente.

Was die Elemente betrifft, so zählen sie ihrer bloß deswegen zehn, weil ihnen diese Zahl wegen der Zusammensetzung mit den zwölf himmlischen Zeichen, in einem sechzigjährigen Kreise nöthig fällt; denn sonst haben sie eigentlich nur fünf, nämlich Holz, Feuer, Erde, Erz und Wasser, nur eignen sie jedweden zwey Wortzeichen bey, und verdoppeln sie dadurch. Der Anfang ihres Jahres fällt zwischen die Winterwende und die Frühlingsgleiche um den 5ten Hornung. Indem sie aber auf die Neumondsfeier höchst abergläubisch erpicht sind: so beginnen sie das Jahr mit dem nächsten Neumonde, vor oder nach dem fünften Hornung. Sie haben lauter Mondenmonate, folglich alle zwey oder alle drey Jahre eines von dreyzehn Monaten, und innerhalb neunzehn gemeinen Jahren, sieben Schaltjahre b).

Die japonischen Kaufleute haben eine sehr leichte, dennoch aber sichere Rechenkunst. Sie bedienen sich hiezu einer Tafel, legen Stäbchen, woran oben ein Kugelschen ist, darauf, und machen auf diese Weise die vier Species im Augenblicke, beynähe wie die Chinesen, von welchen sie nach allem Vermuthen diesen Kunstgriff entlehnet haben.

Schulen.

Die Gelehrten der Japoner sind ihre Priester. Sie allein haben die Erziehung der jungen Leute zu besorgen, welche bis ins vierzehnte Jahr ihres Alters bey ihnen verbleiben. Dergleichen Schulen giebt es sehr viele. Man liest in den Briefen des Franz Xaviers, es wären zu seiner Zeit in der Gegend um Meaco vier, und in jedweder wenigstens drey bis viertausend Schüler gewesen. Dem ungeachtet habe sie die Schule zu Bandue, als die zahlreichste im ganzen Reiche, noch weit übertroffen. Die Mägden werden auf eben dergleichen Weise, wiewohl in Nonnenklöstern, erzogen.

**Erste Neben-
gen der Ju-
gend.**

Sobald die jungen Leute in ihrer Eltern Haus zurück kommen, werden sie zu den Uebungen, die sich für ihr Alter schicken, angehalten. Man machet sie wehrhaftig, und es giebt diese Ceremonie, welche ein wirklicher Festtag ist, genugsam zu erkennen, daß der Krieg die herrschende Neigung dieser Nation sey. Sie bringen es in dieser Wissenschaft sehr bald zur Vollkommenheit. Die Europäer, welche ihnen das erste Feuergewehr ins Land brachten, sahen mit Verwunderung, wie geschwind sie es gebrauchen lerneten. Jedweder Japoner ist ein gebobrner Soldat. Eigentlich zu reden, so liegt ihm gar nichts am Herzen, als sein Gewehr. Er leget es niemalen von sich, als wenn er schläft, und auch sodann bekömmt es seine Stelle unter dem Hauptküssen. Sie greifen bey der geringsten Gele-

b) Kämpfer I Theil a. d. 248 und vorherg. c) Diese Ausflucht rühret von dem Geschicht-
Seite, oder aus ihm der Vater Charlevoix a. d. 174 u. f. S. schreiber des japonischen Reiches her: allein, sie
gründet

Gelegenheit nach dem Säbel, ungeachtet es in Städten auf das schärfste verbothen ist, und Beschreib. es wurden erstaunliche Unordnungen vorgehen, wofern man nicht mit aller Schärfe über von Japon. das Verboth hielte.

Die Geschichtsbücher des Reiches werden am Hofe des Dairi verfertigt. Es ist die- Reichsge- ses eine Beschäftigung der Prinzen und Prinzessinnen vom kaiserlichen Geblüte. Man schichte. machet zwar Abschriften davon, drucket sie aber nicht, als nach Verlauf einer gewissen Zeit, sondern verwahret sie mit besonderer Sorgfalt im Pallaste. Diesem Geheimhalten schreibt man es zu, daß die jesuitischen Heidenbekehrer nicht das geringste von der alten Landesgeschichte melbeten, ungeachtet sie zum Voraus versichert seyn konnten, sie werde wegen der großen Menge wichtiger Veränderungen, die sie erzählet, ihre Liebhaber unfehlbar finden c).

Die Arzeneykunst wird in Japon in höhern Ehren gehalten, als das Wundheilen. Arzeneykunst. Ja man findet in unsern Reisenden nicht einmal die geringste Spur davon, daß sich jemand ganz allein darauf lege, sondern die Aerzte üben die Kunst, welche des Menschen Leben und Gesundheit angeht, nach allen ihren Theilen aus. Sie lassen sich durch einen Knecht ein Kästchen mit zwölf Schubladen nachtragen, in jedweder Schublade sind hundert und vier und vierzig kleine Säckchen voll Kräuter oder andere Arzeneien, davon sie dasjenige, was dem Kranken dienlich ist, herausnehmen. Sie verstehen sich, gleich den Chinesen, unvergleichlich auf den Puls. Haben sie denselbigen eine halbe Stunde lang genau untersucht: so wissen sie, ihrem Vorgeben nach, nicht nur die Ursache, sondern auch alle Umstände des Uebels. Zwar fallen sie mit vielem Arzeneverschreiben niemanden beschwerlich: nur aber würde die Weise wie sie mit dem Kranken verfahren, in Europa schwerlich beliebt fallen. Sie zapfen ihm weder das geringste Blut ab, noch lassen sie ihn etwas gekochtes genießen; weil sie glauben, ein geschwächter Magen könne nichts anderes vertragen, als was in seinem natürlichen Zustande sey. Sie erlauben dem Kranken alles, wozu er Lust hat, in dem natürlichen Zustande sey. Sie erlauben dem Kranken alles, wozu er Lust hat, in der Meynung, die Natur wisse, der gegenwärtigen Unordnung in den Säften ungeachtet, den noch wohl, was ihr gut sey, und verlange nichts anderes. Ihre größte Sorgfalt zielt darauf ab, die Krankheiten durch öfteres Baden zu verhüten.

Die allergewöhnlichste Krankheit in Japon ist eine diesem Reiche ganz eigene Colick. Besondere Colick in Ja- Unterdeffen sind ihr die Ausländer, wenn sie anfangen, Sacki zu trinken, nicht weniger pon. unterworfen. Es ist dieses Getränk so dick, als spanischer Wein, und wird aus Reiß bereitet. Einige bey dieser Krankheit gewöhnliche Zufälle haben viele Aehnlichkeit mit denen bey der Mutterbeschwerung gewöhnlichen. Der Kranke will zuweilen ersticken; man empfindet in der Gegend des Unterleibes, zwischen den Rippen und Hüften, ein schmerzliches Reißen, ja zuweilen fahren nach langwierigen Schmerzen, hin und wieder am Leibe, gefährliche Deulen auf, absonderlich aber an den Hoden, und am Gefäße. Die gewöhnliche Weise, dieses Uebel zu vertreiben, ist eben so seltsam, als das Uebel selbst. Man nimmt kleine von Gold oder ganz feinem Silber verfertigte Nadeln, und schlägt sie entweder mit einem Hämmerchen, oder drehet sie wie eine Schraube, einen halben Daumen tief in das Fleisch hinein. Es geschieht dieses auf dem Bauche, in der Gegend, wo die Leber liegt, und

U g g g 3

gründet sich auf den willkürlich angenommenen Satz, als ob keine andern japanischen Geschichtsbücher einigen Glauben verdieneten, als nur diejenige, die man bey Hofe verfertige, indem es an jenen im Reiche gar nicht fehlet.

Beschreib. von Japon. und zwar müssen neun Löcher in drey Reihen, jedwede einen halben Daumen breit von der andern gestochen werden. Kämpfer beschreibt das Stechen, mit allen seinen Umständen nach der Länge d), und versichert, die Schmerzen nähmen ihren Abschied, beynabe im Augenblicke, nicht anders, saget er, als ob sie weggeheret wären. Die Kunst, diesen Nadeln die gehörige Härte zu geben, ist nur wenigen Personen bekannt, und ein eigenes Handwerk, das niemand ohne kaiserliche Erlaubniß treiben darf.

Mora, oder Brennmittel. Auch haben die Japoner sowohl für die nur erwähnte Krankheit, als für noch viele andere, ein gewisses Brennmittel, dessen Erfindung sie bis in die allerältesten Zeiten zurück setzen. Di Chinesen, und alle übrige Völker, mit denen sie umgehen, machen nicht weniger großes Werk davon. Weil man es ungemein oft, und zwar meistens in der Gegend des Rückgrades und an den beyden Seiten, bis an die Hüften herab, gebraucht: so ist in ganz Japon kein Mensch, der nicht auf dem Rücken so voll Narben wäre, als wenn er den Staupbesen bekommen hätte. Man nennet dieses Brennmittel Mora e); es ist ein zartes aschgraues, dem Werke vom Glasse sehr ähnliches Wesen, das im Augenblicke Feuer fängt, doch aber langsam fortglimmt, und eine gemäßigte Wärme von sich giebt. Man machet es von den Blättern des gemeinen großblättrichten Beyfusses, die man, wenn sie noch jung sind, abbricht, und lange Zeit an freyer Luft liegen läßt. Man spühret das Brennen kaum. Es wird von der ganzen japonischen Nation für eine vermaßen sichere Arzneey, und für ein vermaßen unfehlbares Verwahrungsmittel gehalten, daß man auch so gar denen zur ewigen Gefangenschaft verdammeten Uebelthätern die Erlaubniß giebt, alle sechs Monate einmal auszugehen, und die Mora zu gebrauchen.

Dreyerley Pocken.

Die Japoner machen unter den Pocken einen dreyfachen Unterschied; die erste Gattung gleicht denen in Europa gewöhnlichen; die zweyte ist eben das, was wir die Räteln nennen: allein, die dritte ist Japon eigen; sie besteht aus einer großen Menge wässerigen Blättern, die ihren Ursprung vermuthlich von dem in Japon im Schwange gehenden kalten Getränke nehmen. Unterdessen machet man von keiner einzigen Pockengattung viel Wesens. Das gewöhnliche Gegenmittel ist dieses, daß man die franke Person in ein rothes Tuch einwickelt. Werden die Kinder vom kaiserlichen Hause mit diesem Uebel befallen, so muß nicht nur ihr Bette und Zimmer roth überzogen, sondern auch jedweder, der zu ihnen kömmt, roth bekleidet seyn.

Mechanischen Künste.

Die mechanischen Künste werden in ganzen japonischen Reiche sehr stark getrieben. Sie sind aus China dahin gekommen. Obgleich aber die Japoner sehr wenig erfunden haben: so sind sie doch im Stande, allem, was aus ihren Händen kömmt, die größte Vollkommenheit beizulegen. Sie sind große Meister im Kupferstechen, Vergolden und Ausstechen. Ihr Papier übertrifft das chinesische sehr weit; und eben so wenig haben die Chineser die Schönheit und Feinigkeit der Zeuge, die man zu Satzsisio und Kamakura machet, jemals getroffen. Das japonische Porcellan ist seiner Vortrefflichkeit wegen berühmt. Die

d) Anhang zur japonischen Geschichte III Theil a. d. 274 S. e) Ebendas. a. d. 282 u. f. S.

f) Kämpfer wußte es dahin zu bringen, daß ihm die genauesten Nachrichten von dem Zustande des Reiches, von seinen Einkünften, Landbeschreibungen, Karten und andere Dinge, welche einem

Ansländer mitzutheilen bey schwerer Strafe verboten ist, in die Hände kamen. Diese Mittheilung geschah durch gebohrne Japoner: sollte dieses wohl ohne vertraute Bekanntschaft möglich gefallen seyn? oder kam es etwan nur daher, weil er nicht Willens war, in Japon Schätze zu sammeln? denn hierzu

Säbel sind von unvergleichlicher Härte. Der japonische Firniß übertrifft alle andere, gleich wie auch sonst nirgend dergleichen saubere Lackarbeit gemacht wird, als in Japon. — Die Japoner thun es allen Indianern an der Zubereitung ihrer Getränke, und Speisen zuvor. Doch äußert sich ihre Geschicklichkeit und ihr unermüdeter Fleiß nirgend deutlicher, als bey dem Landbaue, indem sie nicht den geringsten Daumenbreit Erde ungenüßet liegen lassen.

Beschreib.
von Japon.

Alles, was wir bisher an den Japonern betrachtet haben, das betrifft nur ihr Aeußerliches, und ihre erworbene Geschicklichkeit, welche zur Kenntniß ihrer Gemüthsbeschaffenheit nicht das geringste beynträgt. Kämpfer bezeuget öfter, als einmal, er halte sie für Leute, denen es gar nicht am Verstande fehlet. Allein, ihr neuer Geschichtschreiber giebt diese Abbildung für sehr unvollkommen aus. Nach seiner Meynung kannte sie Kämpfer nicht recht von Grunde aus, weil er keinen recht vertrauten Umgang mit ihnen pflegen konnte f). Zwar ist nicht zu leugnen, daß er die Naturgeschichte des Landes besser untersuchte, als die jesuitischen Heidenbekehrer; er fand, wie er sich rühmet, das Kunststück, ihre Archive durchzuforschen; er sah die Großen gleich als wie im Schauspiele, das ist, in ihrem völligen Prachte. Er hatte mit Beamten des Staats, mit Handelsleuten und Factoren zu thun: allein bis in ihr Herz konnte er nicht dringen, weil diese Bemühung gewisse Eröffnungen erfordert, welche kein Japoner mehr gegen Ausländer haben darf. Dennoch muß man sich, was die Abschilderung ihrer Gemüthsart betrifft, einzig und allein auf die ersten Heidenbekehrer verlassen, das ist auf diejenigen, welche lange Zeit ganz ruhig in Japon lebten, und die Einwohner in einem freyen Umgange kennen lerneten. Der Geschichtschreiber, den ich jetzt anführe, hat aus diesen trefflichen Quellen so viel geschöpft, als zu einer Vergleichung zwischen den Chinesen und Japonern genug war, von welcher ich meines Ortes nur dasjenige, was die letztere betrifft, zu entlehnen die Freiheit nehme. Denn, wie er vor giebt, so werden dergleichen richtige Abrisse weit mehr zur Kenntniß der Japoner beitragen, als wenn man durch ängstlich zusammengelesene Beyspiele, die Widersinnigkeit ihrer und unserer Gebräuche zeigt, und daraus schließen will, ihre Lebensart sey der misserigen Schnurstracks entgegen gesetzt. „Die weiße Farbe zur Tranerfarbe machen, bey einem Freudenfesten hingegen ein schwarzes Kleid anziehen; auf der rechten Handlung nicht auf den linken Fuß steuern dürfe; seine Staatskleider zu Hause tragen, bey'm Ausgehen aber ablegen, und andere dergleichen Dinge mehr, sind weiter nichts als bloße Gebräuche, die mit der Art zu denken nicht die geringste Gemeinschaft haben, und noch weniger mit der Meinung des Herzens, aus welcher die wahre Gemüthsbeschaffenheit entspringt, g).

Gemüthsbeschaffenheit
der Japoner.

Die Ehre ist der Grund, auf welchem alles Vornehmen der Japoner beruhet. Sie ist die Quelle, aus welcher ihre meisten Tugenden und Laster entspringen. Sie sind offenhertzig, ehrlich, gute Freunde, freygebig bis zur Verschwendung, dienstfertig, großmüthig, Gemeine Eigenschaften derselben.

hierz zu wird ein vertrauter Umgang in einem andern Grade erfordert, als wenn man nur Nachrichten vom Lande einzuziehen verlangt. Das wunderbarste ist dieses, daß die Jesuiten, welche doch die japonische Nation von Grunde aus kennen, ihre Sache so schlecht machten, daß ihres

Bleibens nicht lange da war. Doch kannes auch seyn, daß sie ihre Betrachtungen über die Gemüthsbeschaffenheit der Japoner erst nachgehends anstellten, da sie keinen vertrauten Umgang mehr mit ihnen pflegen konnten.

g) Histoire du Japon T. I. a. p. 125 u. f. S.

Beschreib.
von Japon.

thig, höflich, haben nicht die geringste Neigung, reich zu werden, und halten deswegen die Handlung für etwas geringschätziges. Daher kommt es auch, daß unter allen wohlgeordneten Völkern keines so durchgängig arm ist, als die Japoner sind: allein es ist eine Armuth, welche die Ununterwürfigkeit zur Mutter hat, von der Tugend verehrens würdig gemacht wird, und die alten Römer so weit über andere Völker erhub. Man findet bey einem gemeinen Japoner sonst nichts, als was er zur höchsten Nothdurst brauchet: allein, es herrschet im ganzen Hause die angenehmste Reinlichkeit; der Hausherr selbst machet ein höchstvergnügtes Gesicht, und bezeuget den äußersten Abscheu gegen allen Ueberfluß. Alle Schätze dieses reichen Landes sind in den Händen der Fürsten und Großen, welche dieselbigen also so anzuwenden wissen, daß sie Ehre davon haben. Weiter geht der Pracht niemals, und es hat die Geschichte der allerreichsten Monarchen in diesem Stücke nichts aufzuzeigen, was dasjenige, das man in Japon sieht, überträfe. Das allerwunderbareste dabey ist dieses, daß der gemeine Mann nicht neidisch darüber wird. Ja wosern gleich ein vornehmer Herr entweder durch einen Unglücksfall, oder weil er sich die Ungnade des Kaisers zugezogen hat, in schlechte Umstände geräth: so bleibt er dem ungeachtet eben so stolz, und man erzeiget ihm eben die Ehre, als vorhin, da er noch im größten Wohlstande lebte, ja es wird ihn sein bettelmäßiges Wesen niemals so weit verleiten, daß er außer Stand heirathen sollte. Eben so sehr sind auch andere Leute, wes Standes sie seyn, auf die Ehre erpicht. Der allgeringste Mensch nimmt es übel, wenn jemand, sollte es auch gleich ein großer Herr seyn, etwas unhöflich mit ihm sprechen will, und hält sich für befugt, seine Empfindlichkeit darüber ausbrechen zu lassen. Daher kommt es, daß sich jedweder in Acht nimmt, und jedweder dem andern ehrerbietig begegnet. Eben also ist es auch beschaffen, mit der Großmuth, mit der Schärfe des Verstandes, mit der edelmüthigen Gesinnung, mit dem Eifer für das Vaterland, mit der Geringschätzung des Lebens, und mit einer großen Verwegenheit, die jedweden Japoner am Gesichte zu lesen ist, und die ihn antreibt, unglaubliche Dinge zu wagen h).

Edle Standhaftigkeit.

Die Obliegenheiten der Freundschaft sind in Japon nicht weniger heilig, als die Rechte der ehelichen Liebe. Ein Japoner scheuet keine Gefahr, wenn es darauf ankommt, seinem Freunde zu helfen, oder ihn zu vertheidigen. Auch die allerschrecklichste Folter ist nicht im Stande, einem Missethäter das Geständniß seiner Mitschuldigen auszupressen. Ja gesetzt, es nähme ein ganz unbekannter Mensch seine Zuflucht zu einem Japoner, und bäthe ihn um Rettung seines Lebens oder seiner Ehre: so würde derjenige, den er dergestalt um seinen Schutz ansuchte, Leib und Leben, Haab und Gut daran wenden, und sich weder um die besorgliche Folge, noch um Weib und Kind bekümmern: wer unnütze Handel anfängt, von

h) Der Verfasser bringt hiervon einige Beispiele bey. Ein Edelmann aus Singo hatte eine Frau von seltener Schönheit. Der Kaiser bekam Nachricht davon, und ließ ihn hinrichten. Nach Verlaufe einiger Tage ließ er die Witwe hohlen, und wollte sie bey sich im Pallaste behalten. Allein, wiewohl sie es für eine Gnade zu halten schien, so bath sie doch um dreyßig Tage Frist, damit sie ihren Mann beweinen, und sich mit ihren Anverwandten legen könnte. Dieses bewilligte der Kai-

ser nicht nur, sondern erschien auch in eigener Person bey dem Schmause. Doch, als man von der Tafel aufstand, trat die Frau auf den Vorterr, und that, als ob sie sich nach etwas umsähe, stürzte sich aber hinab, ungeachtet das Stockwerk, da man geschmauset hatte, eines von den höchsten im Hause war. = Ein vornehmer Herr verliebte sich sterblich in ein Soldatenmädgen, und entführte es ihrer Mutter, die eine Witwe war. Als nun der Kaiser erfuhr, wie wohl es ihrer Tochter gieng, so schrieb sie

von jedermann übel spricht, und in den Tag hinein schwähet, von dem hat man in Japan eine schlechte Meynung; denn man glaubet, er wäre entweder ein verzagter Tropf, oder ein dummer Mensch. Glücksspiele werden nicht geduldet, weil man sie für eine schändliche und jedweden ehrliebenden Menschen unanständige Weise sich durchzubringen, ansieht. Was die Anbethung betrifft, welche der Japoner seinen Göttern leistet; imgleichen seine Ehreverbietung gegen Personen, welche sie ihrer Verdienste oder Würde wegen verdienen, so ist schwer, zu entscheiden, welcher von den drey Hauptbewegungsgründen, nämlich, ob die Gottesfurcht, oder die natürliche Neigung oder die Auferziehung den größten Theil daran habe. Doch muß man hiervon seine Unterthänigkeit gegen seine Landesherren ausnehmen, indem er meistens nur mit Gewalt und aus Furcht in selbiger verbleibt; wiewohl man auch mit gutem Fuge sagen könnte, die Schuld liege nicht sowohl an den Unterthanen, als vielmehr an den Landesherren, indem sie allzugeschwiegen gegen ein Volk verfahren; das von Natur stolz, und zur Freyheit geneigt, dabey aber im Stande ist, nachzugeben und sich in die Zeit zu schicken.

Beschreib.
von Japon.

Dem ungeachtet ist eben dieses Volk auch unruhig, im höchsten Grade rachgierig, und mißtrauisch. Ungeachtet seiner Armiseligkeit und seines natürlichen Trozes, lebet es doch erstaunlich lüderlich. Doch fällt es nicht schwer, einen Japoner wieder auf den guten Weg zu bringen, weil er tugendhafte Neigungen hat.

Noch andere
Gemüths-
eigenschaften
der Japoner.

Er ist von Natur gottesfürchtig und gelehrt. Er liebet die Wahrheit, die ihn verdammet; er gesteht das Vergehen, das man ihm vorhält; er will von seiner Obliegenheit und von seinen Fehlern unterrichtet seyn; ja wie man saget, so halten alle vornehme Leute einen eigenen vertrauten Bedienten, der nichts anders zu thun hat, als ihnen ihre Fehler zu melden. Endlich so wird in Japon das Betriegen auf das äußerste verabschonet, und die allergeringste Lüge mit dem Leben bestraft. Jedermann giebt der Religion alles, was er den Grundsätzen derjenigen, die er bekennet, schuldig zu seyn, vermeynet; es fehlet ihm weiter nichts, als die rechte Wahl zu treffen; kein Mensch brauchet die Religion zum Deckmantel seines eigenen Nutzens; ja auch bey denen, welche nicht an die Landesgötter glauben, dennoch aber äußerlich sie verehren, ist die Liebe zur Ordnung, und die Furcht, den gemeinen Mann zu ärgern, die Ursache, warum sie diesen Zwang für nöthig achten. Man hat kein Beyspiel, daß ein Japoner seine Götter gelästert hätte. Selten höret man einen klagen. Sie zeigen fast alle mit einander, auch in dem größten Unglücke eine Standhaftigkeit, welche einem halben Wunder ähnlich ist. Ein Vater spricht das Todesurtheil über seinen Sohn, ohne das Gesicht im geringsten zu verändern, und läßt dem ungeachtet die väterliche Liebe blicken. Dergleichen Beyspiele kommen so häufig vor, daß man gar nicht mehr

sie ein Briefchen an dieselbige, und bath wegen ihrer Armuth um einige Hülfe. Der vornehme Herr erwischte das Mägdchen über dem Lesen dieses Briefchens, und wollte durchaus den Inhalt wissen. Allein, weil sie sich den elenden Zustand ihrer Mutter zu bekennen schämte, so wollte sie das Zettelchen verschlingen, verfuhr aber allzuüberstürzt damit, und erstickte daran. Der Herr ließ ihr aus einem Triebe der Eifersucht die Gurgel öffnen, und den Brief herausnehmen.

Da nun den Inhalt gelesen hatte, wußte er seinem Herzeleid keinen andern Rath, als daß er die Mutter zu sich nahm, und Zeit seines Lebens reichlich versorgte. Einem Kammermädchen war ein gewisses Wortchen entwischt, darüber die Anwesenden gewaltig lachten. Weil sie nun glaubte, hiermit wäre sie auf ihre ganze Lebenszeit beschimpfet, so ergriff sie ihre Brust, steckte sie, sagt der Vater Charleville, in den Mund, und biß sie glatt weg, also daß sie auf der Stelle todt blieb. Hist. du Japon T. I. a. d. 130. 131 C.

h h h

Allgem. Reisebesch. XI Band.

Beschreib. von Japon. mehr darauf Achtung giebt. Erfährt jemand, daß ihn sein Feind auffuchet, so besuchet er solche Orte, da ihn selbiger antreffen kann, mit Vorsatz, und allezeit allein. Er geht mit ihm um; er spricht alles gutes von ihm, er erzeiget ihm allerley Gefälligkeiten: allein, den Vorsatz sich zu rächen, verlieret er keinen Augenblick aus den Gedanken. Fehlet ihm die Gelegenheit dazu, so erbet die Schuld auf den Sohn; gleichwohl hat diese ganze Vorsichtigkeit keinen andern Endzweck, als die bloße Sicherheit der Rache; denn übrigens wird sie allemal auf eine edle Weise ausgeübt. Niemals hat man sich vor einem Japoner besser vorzusehen, als wenn er ganz ruhig und gelassen zu seyn scheint.

Er hält ungemein viel von sich selbst, schäzet hingegen die Ausländer äußerst gering; nicht nur wegen der großen Hochachtung für seine eigene Nation, sondern auch weil er weder jemandes Hülfe nöthig hat, noch sich vor etwas in der Welt, auch so gar vor dem Tode selbst nicht, fürchtet. Er betrachtet ihn mit einer trostigen Freudigkeit, und wählet ihn, um der geringsten Ursache willen, von freyen Stücken. Diese Veringschätzung seines eigenen Lebens machet ihn grausam gegen andere Leute, auch seine nächsten Unverwandten nicht ausgenommen; sie machet ihn hart und unbarmherzig gegen Schwache und Kranke, leichtsinnig und unbeständig aus Eigensinn und Veringschätzung. Man hat ihn nicht ohne Ursache den asiatischen Engländer genennet.

Ihr Umgang. Der Umgang ist in Japon ungezwungen. Das äußerliche Bezeigen der Japoner, ihr munterer Geist, und ein gewisses freyes ungezwungenes Wesen, machen sie zum Umgang geschickt, und setzen sie den allerartigsten Nationen von Europa an die Seite. Kämpfer schreibt es der Gleichheit der beyderseitigen Lebensart und Gemüthsbeschaffenheit zu, daß es die Portugiesen anfänglich, zum Vortheile ihrer Handlung, so erstaunlich weit in diesem Reiche brachten. Die besagte Gleichheit suchet er in einem leutseligen Wesen, und in einer angenehmen Vermischung von ernsthaftigem und aufgeweckten Bezeigen. Nicht dem ist auch aus den Briefen der ersten japonischen Heidenbekehrer zu ersehen, daß man sie weder bey Großen noch bey Kleinen mit einem gezwungenen und fremden Wesen aufnahm.

i) Der Pater Charleville erzählet eine Begebenheit, die er in einer Schrift vom 1654 Jahre gefunden, und der Verfasser mit Augen angesehen, haben will. Eine Witwe hatte drey Söhne, und lebte von dem, was sie verdienten. Weil aber dieses zu dem Unterhalte des sämmtlichen Hauses nicht hinreichen wollte: so ergriffen sie, bloß in der Absicht, ihrer Mutter gute Tage zu schaffen, einen höchst seltsamen Entschluß. Man hatte nur erst vor weniger Zeit öffentlich kund gemacht, wer einen Dieb in Gerichtshände liefern werde, der sollte eine ansehnliche Belohnung an Gelde dafür bekommen. Sie wurden also untereinander einig, einer von ihnen sollte sich für einen Dieb ausgeben, und durch die andern beyden dem Gerichte entliefern lassen. Sie loseten darum, und das Loos traf den jüngsten. Er wurde folglich gebunden, und als ein Diebstahler vor den Richter gestellt. Bey dem ersten Befragen gestund er sogleich, er habe

gestohlen. Man warf ihn alsbald ins Gefängniß, und zahlte denen, die ihn hergebracht hatten, das versprochene Geld aus. Unterdessen, da ihnen der unglückliche Zustand ihres werthen Bruders tief zu Gemüthe stieg, so brachten sie es dahin, daß man sie zu ihm ins Gefängniß ließ, und da gaben sie in Meynung, es höre sie niemand, ihrer Zärtlichkeit freyen Lauf. Zufälliger Weise nahm ein Gerichtsbeamter ihre Thränen und Umrarmungen wahr; und weil ihm die Sache sehr wunderbarlich vorkam, so mußte jemand beyden Angebern heimlich nachschleichen, und den eigentlichen Verlauf des ganzen Vorganges ausforschen. Der Rundschaffter berichtete, es wären beyde junge Leute in ein gewisses Haus gegangen, und hätten die ganze Begebenheit einer alten Frau, die ihre Mutter sey, erzählt, welche hierauf angefangen, sehr kläglich zu thun, und den Söhnen befohlen, das Geld wieder zurück zu geben, weil sie tiefer Hunger starben.

Endlich

Endlich machet ihr Geschichtschreiber den Beschluß ihrer Abschilderung damit, daß er zu einem edlen und erhabenen Herzen noch ein gutes Gemüth sezet. Die vornehmen Herren, die Väter und Ehemänner haben, soviel ihre Unterthanen, Weiber und Kinder betrifft, das Recht über Leben und Tod. Allein, mit dem Gesinde ist es nicht gänzlich also beschaffen. Zwar muß der Herr für die Mißhandlungen seiner Bedienten stehen, folglich hat er auch soviel Gewalt über sie, daß ihm deswegen nichts geschieht, wenn er einen im ersten Zorne niederfäßelt, wofern er nur die rechtmäßige Ursache seiner Entrüstung zu beweisen vermag. Dem ungeachtet thut doch jedweder seine Schuldigkeit mehr aus Liebe, als aus Furcht. Die Neigungen des Herzens sind bey unsern Inseleinwohnern so edel und zärtlich zugleich, daß Franz Xavier allemal mit sonderbarer Verwunderung davon sprach. „Ich kann niemals zu Ende kommen, saget er in einem Briefe, wenn ich einmal anfangen, von den Japonern zu reden; denn sie sind in der That das Vergnügen meines Herzens.“ Seine Nachfolger redeten eben diese Sprache. Es erzählet uns einer von diesen alten Aposteln, die neuen Christen hätten alle, auch die geringsten Freundschaftsbezeugungen, mit größter Lust angenommen; blutarme Leute achteten sich dafür, daß sie einen ganzen Tag für die Jesuiten gearbeitet hatten, schon aufs allerhöchste bezahlt, wenn man nur mit ihrer Arbeit zufrieden war; im Gegentheile zogen sie sich die geringste Aeußerung einer Kältsinnigkeit ungemein zu Gemüthe: thaten die Heidenbefehrer irgend einer Person etwas zu Gefallen, so ließ sich gar öfters ihre heidnische Obrigkeit dafür bedanken. Die treffliche Gemüthsart wird, wie man ferner vorgiebt, durch Fleiß und Bemühung, zu einer noch größern Vollkommenheit gebracht. Es könnte weder die Sorgfalt der Eltern für die gute Erziehung ihrer Kinder, noch die Unermüdlichkeit der Priester, die Leute in den Grundsätzen der Glaubens- und Sittenlehre zu unterrichten, größer seyn, als sie wirklich ist; und es ist nichts in der Welt damit zu vergleichen, als die Liebe, Ehrerbietung und Unterwürfigkeit der Kinder gegen die Urheber ihres Daseyns, und die Hochachtung der Zuhörer gegen die Diener der Götter. Der christliche Glaube hatte diese tugendhafte Neigungen zur Vollkommenheit gebracht i).

Beschreib.
von Japon.
Gutes Ge-
müth der
Japoner.

h h h 2

Bey

ben, als ihr Leben durch den Tod eines Kindes verlängern wollte. Dieser Bericht erweckte bey dem Richter eben so großes Mitleiden als Verwundung. Er ließ den Gefangenen auf das neue vorführen und befragen. Als aber dieser bey seinem Geständnisse fest verharrete, so machte er ihm endlich zu wissen, daß er von der ganzen Sache schon bessere Nachricht habe. Nachdem die Begebenheit in ihr völliges Licht gesezt worden war: so unarmete er ihn, und berichtete diesen Vorfall ohne Verzug dem Tubosama, welcher eine so heldenmüthige Handlung sehr bewunderte, die drey Wundt der vor sich kommen ließ, ihnen auf das anädigste begegnete, dem jüngsten ein tausend fünf hundert Thaler, den übrigen aber, jedweden fünf hundert Thaler jährliche Einkünfte anwies. Histoire du Japon T.I. a. d. 143 S.

Die Ehre bringt die Japoner nicht weniger zu fetsamen Unternehmungen. Kämpfer berichtet,

es wären einstens zween Edelleute einander auf der Treppe des kaiserlichen Pallastes begegnet, und bey dieser Gelegenheit hätten ihre Säbel aneinander gestoßen; derjenige, welcher die Treppe hinab kam, nahm es übel auf, der andere entschuldigte sich zwar, und schob alles auf einen bloßen Zufall, sagte aber doch zuletzt, es wäre kein so gar großes Unglück, wenn zween Säbel aneinander stießen, und es sey einer wohl so gut, als der andere, hierauf versetzte der erste: ich will euch den Augenblick zeigen, was für ein Unterschied zwischen beyden sey, zog damit seinen Dolch, und schnitt sich selbst den Bauch auf. Der andere gieng, ohne ein Wort zu sprechen, in aller Geschwindigkeit nach dem kaiserlichen Speisesaale, sezte die Schüssel, die er trug, auf die Tafel, und kam wieder zurück. Als er nun seinen Gegner noch lebend, wiewohl in den letzten Zügen fand: so sagte er zu ihm, es hätten ihn bloß die kaiserlichen Dienste verhindert, ihm vorzukommen, unter.

Beschreib.
von Japon.

Schöne Ord-
nung bey Ga-
stereyen.

Bei einer so liebenswürdigen Gemüthsart, ist es kein Wunder, wenn die Japoner ungemein gern bey angenehmer Gesellschaft sind; sie bitten einander zu Gaste, und es geht gleichsam prächtig dabey zu, doch der Mäßigkeit unbeschadet. Das verdrießlichste bey ihren Gastmahlen sind die vielen Weislaustigkeiten, die kein Ende nehmen, wiewohl man sie in der schönsten Ordnung und mit besonderer Zierlichkeit vornimmt. Ungeachtet der großen Menge Bedienten höret man doch nicht das geringste Wort von ihnen, noch sieht man die mindeste Verwirrung. Die Schüsseln sind mit seidenen Bändern gezieret. Es kommt kein Vogel auf die Tafel, als mit vergoldeten Klauen und Schnabel. Alles übrige ist nach seiner Art gleichfalls aufgezuet. Gemeinlich wird bey einer Gasterey Musik gemacht. Mit einem Worte, es mangelt nichts, was Augen und Ohren vergnügt; nur aber ist aus Kämpfers Tagebuche *k)* zu ersehen, daß man sich keines Ueberflusses von herrlichen Speisen befahren dürfe.

Der Japoner
Gemüth be-
förderte das
Christen-
thum.

Der Geschichtschreiber, von welchem ich den größten Theil der bengebrachtten Abschil- derung entlehnet habe, streicht zuletzt noch die Gottesfurcht der Japoner heraus, welche nach seinem Vorgeben, den Glanz so vieler seltenen Eigenschaften erhöht, mit ihnen gebüh- ren wird, und an Lebhaftigkeit alle Einbildung übersteigt. Dieser glücklichen Gemüths- beschaffenheit hatte man den vieljährigen und bewundernswürdigen Fortgang des Christen- thums zu danken; sie machte eben so viele Heilige, als Christen; ihre Großmuth und Ver- ringschätzung des Lebens legte ihrem Glaubenseifer eine heldenmäßige Eigenschaft bey, da- von das Angedenken in den Geschichtbüchern der Kirche unauslöschlich bleiben wird. Be- sagte beyde Eigenschaften werden sie in der That zu allen Zeiten über alle asiatische Völker erheben. Ihre Geschichte sind voller Begebenheiten, welche die allermerkwürdigsten That- ten der alten Römer aufs neue vor die Augen stellen. Sie haben gleichfalls ihre *Deios*, *Scävolas* und *Cocles*. Leute, die sich aus ihrem Leben das wenigste machen, sind im Stande, alles zu unternehmen, was sie nur wollen, und daher entsteht auch die ungemeine Erbit- terung in allen ihren Kriegen. Unterdessen ist man doch keinesweges berechtigt, mit einigen Schriftstellern daraus zu schließen, ihr Reich sey unaufhörlich eben so voll Stürme, als die See, darinnen es liegt. Zwar giebt ihr Geschichtschreiber zu, wenn man ihre Neigung aus demjenigen, was von dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts, bis an die Mitte des folgenden vorgegangen sey, beurtheilen wollte: so könnte man auf die Gedanken verfallen, ihr kriegerischer Sinn habe sie zwar vor einem fremden Joche bisher noch allemal be- wahret *1)*; ihr Staat aber sey wegen der fehlerhaften Regierungsform beständigen Ver- änderungen unterworfen. Allein, wollte man aus demjenigen, was unter zwey bis drey Regierungen vorgieng, sofort eine schlechte Einrichtung der japonischen Regierungsform schließen: so wäre es, wie besagter Geschichtschreiber saget, eben so viel, als ob man aus einer langen und harten Krankheit, die ein Mensch ausgestanden hat, die Folgerung ziehen wollte,

unterdessen wollte er ihm doch auf dem Fuße nach- folgen, und zeigen, sein Sabel sey wenigstens eben so gut, als der seinige: hierauf schnitt er sich den Bauch auf, und stürzte auf der Stelle todt zu Boden. Der Vater Charleville will es nicht entscheiden, ob diese Handlung thörichter gewesen sey, als wenn zwey Europäer einander die Hüfte

im Zweykampfe brechen. Am angeführten Orte a. d. 146 S.

k) Es wird dem Leser aus Kämpfers Tagebu- che noch erinnert seyn, daß ein Japoner sich zu Siogo, einer kleinen Stadt in der Landschaft Setz unter den Grund eines öffentlichen Gebäudes, das etlichmal durch Sturmwinde umgerissen worden war,

wollte, er müßte keine gute Natur haben. Nebst dem, so haben die Unterthanen keine Schuld, wenn ja einige Mängel in der Regierungsform des Reiches wären, und die daraus entsprungenen Unordnungen gereichen der Nation, welche Treue und Gehorsam gegen ihren Landesherrn für eine der größten Tugenden hält, keinesweges zum Vorwurfe.

Beschreib.
von Japon.

Der VI Abschnitt.

Städte, Marktflecken, Dörfer, Schlösser, Gärten, Straßen, Fuhrwerk und Fahrzeuge in Japon.

Allgemeiner Abriß der Städte. Derter zu Ankündigung der Befehle. Beschreibung der Häuser. Zimmer und Geräthe. Ansiedlung der Säfte. Hausgeräthe für die lange Weile. Gärten. Häuser in Flecken und Dörfern. Erstaunliches Gewerbe in Japon. Schlösser der Fürsten und großen Herren. Landstraßen und ihre Bequemlichkeit. Reisfleider. Pferde, Sättel. Norimons und Cangons. Art und Weise, zu Wasser zu reisen. Schiffe und Barken. Segel, Thanen und Ruder. Posten. Kaiserliche Bothen. Große Gasthöfe. Abtritte und Bäder. Kleine Wirthshäuser. Wie volkreich die Landstraßen sind. Pilgrime. Bettler, Krämer. Huren und ihr Alter in Japon.

Die meisten japonischen Städte sind wohl gebauet, und stark bewohnet. Nach Kämpfers Bericht, zählt man ihrer bis drenzehntausend, davon er auf seiner Reise nach Hofe drey und dreyßig zu sehen Gelegenheit hatte. Die Straßen sind überhaupt wohl angelegt. Sie laufen schnurgerade, und durchschneiden einander rechtwinklicht. Keine Stadt hat mehr als zwey Thore, und es sind solche um kein Haar schöner, als die gewöhnlichen Gassenhöfe, die man alle Nächte zuzuschließen, und zuweilen um mehrerer Zierde willen, auf jedweder Seite mit einer Mauer, die aber nicht weit geht, zu begränzen pflaget. In großen Städten, gleichwie auch in solchen, da ein Fürst seinen Sitz hat, sind besagte beyde Stadthore schöner ausgezieret, sie werden auch besser unterhalten, und fleißiger bewachtet, als anderswo. Das übrige steht gemeinlich ganz offen, zuweilen aber ist doch etwa ein Zaun oder ein Graben herum geführt. Die Gränzstädte der kaiserlichen Tafelgüter sind zwar nicht viel besser befestiget, als die andern; doch, da man nicht wohl anders, als durch enge Pässe dahin kommen kann, so sind an selbigen starke Thore aufgeführt, und eine zahlreiche Wache dazu gestellet, welche niemanden ungefragt durchläßt m).

Allgemeiner
Abriß der
Städte.

Jedwede Stadt hat einen mit Bittern umfaßten Platz, den man Sudanoisusi nennt, und daselbst dem Volke die allerhöchste Willensmeynung, wie die Japoner zur Aufkündigung der Befehle. Derter zur Aufkündigung der Befehle.

Jedwede Stadt hat einen mit Bittern umfaßten Platz, den man Sudanoisusi nennt, und daselbst dem Volke die allerhöchste Willensmeynung, wie die Japoner zur Aufkündigung der Befehle. Derter zur Aufkündigung der Befehle.

war, begraben ließ, weil er den Zorn der Götter als die verimeynte Ursache des öftern Unglückes, dadurch zu stillen glaubte. Einige Schriftsteller sagen gar von dreyßig Personen, die ihr Leben bey dieser Gelegenheit aufgeopfert hätten.

1) Die japonischen Geschichtsbücher melden von einem zweymaligen Versuche der Tataru auf ihr

Reich; es gedenket auch Marcus Polus, der damals an chinesischen Hofe lebte, in seiner Reisebeschreibung davon. Es liefen aber die Versuche allemal fruchtlos ab. Die Japoner wären vielmehr geschickt, selbst Eroberungen zu machen, wenn sie nicht glaubten, es wären selbige ihrer Ruhe schädlich. m) Kämpfer II Th. a. d. 225. 221 S.

Beschreib.
von Japon.

bengehenden lesen können. Die vornehmsten unter diesen Tafeln enthalten die kaiserliche Verordnung, wegen des Christenthumes: allein da die Landesfürsten ihre eigenen Befehle gleichfalls darauf schreiben, so wird die Anzahl nicht selten so groß, daß man sie beynahe unmöglich alle mit einander sehen, noch weniger lesen kann. Zuweilen leget man auch Goldstücke auf den Pfahl, und belohnet nachgehends denjenigen, welcher die verlangte Nachricht giebt, damit. Dergleichen Pfähle findet man überall, auch in bloßen Dörfern und an den Landstraßen.

Beschreibung
der Häuser.

Kein Bürgerhaus in einer Stadt darf höher als sechs Klafter seyn, ja sie sind gemeinlich nicht einmal so hoch, es sey dann, man wolle Vorrath darinnen aufschütten. Die kaiserlichen Palläste selbst haben nicht mehr als ein einziges Stockwerk, ob es gleich gemeine Häuser von zween Stöcken giebt. Zu dieser Gewohnheit zwingt die Japoner die Furcht vor den öftern Erdbeben. Doch, obgleich ihre Häuser den unserigen weder an Festigkeit noch an Höhe gleichen: so geben sie ihnen dennoch weder an Bequemlichkeit noch Anmuth, das geringste nach. Fast alle Häuser in Japon sind von Holze gebauet. Der untere Stock ist, um ihn gegen die Mäße zu verwahren, vier bis fünf Schuhe hoch über den Erdboden erhaben. Keller sind, so viel man weiß, nicht im Gebrauche. Kämpfer hat oben schon angedeutet, es müsse jedwedes Haus einen abgesonderten, und mit einer steinernen Mauer umfungenen Ort haben, darinnen man wegen besorglicher Feuersgefahr seine besten Sachen verwahret. Sonst sind die Häuserwände nur von Brettern, und mit dicken Matten behangen, die man mit vieler Kunst aneinander füget.

Vornehmer Leute Häuser haben zwei Abtheilungen. Eine gehöret für das Frauenzimmer, und dahinein wird sehr selten jemand gelassen; die andere steht der nothwendigen Geschäfte und des Umganges wegen beständig offen. In den Sälen, dahin jedermann kommt, findet man weder sehr schönes Porcellan, noch Schränke und Kästchen, von der so berühmten lakirten Arbeit. Man stellet dergleichen kostbares Geräth an Orte, da sie sicherer sind; die übrigen Theile des Hauses werden mit schlechtem Porcellane, mit Theetöpfen, Gemälden, Gewehre und Wagen ausgezieret. Der Zimmerboden wird mit doppelten und wohl ausgestopften, auch am Rande mit Franzen besetzten, und gestickten Matten belegt. Jedwede Matte muß, vermöge des Gesetzes, eine Klafter lang, und eine halbe breit seyn. Denn es wird bereits erwähntermaßen, die Größe eines Gemaches durch die Zahl der Matten angegeben.

Zimmer und
Geräthe.

Jedwede von beyden Hauptabtheilungen eines Hauses besteht wieder aus verschiedenen Zimmern; es werden aber diese Gemächer, gleichwie man solches an dem Pallaste des Kaisers selbst beobachtet hat, nur mit einer bloßen Bretterwand, von einander abgesondert, oder vielmehr mit einer Art einer spanischen Wand, die man hin und her rücken, folglich das Zimmer im Augenblicke enger oder räumlicher machen kann. In den allerprächtigen Häusern sind die Wände und Thüren der Zimmer mit Papiere überzogen: allein es ist dieses Papier zuweilen mit goldenen und silbernen Blumen, zuweilen auch mit Gemälden, allemal aber mit einem schönen Grunde ausgezieret. Man sieht nicht den geringsten Winkel, der nicht etwas anmuthiges vorzeigte. Zwar kosten alle diese Zierathen nicht sonderlich viel, weil man sehr gemeine Sachen dazu nimmt; unterdessen lehret es doch die Erfahrung, daß sie das Ihrige eben so wohl, als die Lage des Hauses selbst, dazu beitragen, daß es gesund zu bewohnen wird. Erstlich ist alles von Tannen- und Cedernholze; zweitens sind die Fenster also angeleget, daß die Luft frey durchstreichen kann, so

Beschreib.
von Japon.

bald man die Wände wegrückt. Das Dach wird mit Brettern oder Schindeln gedeckt, und ruhet auf dicken Pfeilern. Hat das Haus zwey Stockwerke, so ist das obere allemal dichter und schwerer, als das untere. Denn wie die Erfahrung lehret, so widersteht das Gebäude, bey einer solchen Einrichtung, dem Erdbeben desto besser. Außerlich ist, was den Bau selbst betrifft, nichts angenehmes daran zu sehen; hingegen sind die Bretter, daraus die Wand besteht, mit einer fetten Erde überzogen, und etlichemal überfirnißt. Ja, das Dach selbst ist damit überkleidet. Auf dem Firnisse werden Vergoldungen und Gemälde angebracht. Die Fenster stehen voll Blumentöpfe. Versaget die Natur lebendige Blumen, so behilft man sich mit gemachten. An dem Inwendigen des Hauses wird der Firniß eben so wenig gespart. Man überzieht Thüren und Pfeiler damit, absonderlich aber den Gang, welcher gemeiniglich hinten um das Haus hergeht, und von welchem man in den Garten hinab steigt. Ist das Holz so schön, daß man seine Adern durch das Anstreichen nicht unkenntlich machen will, so zieht man nur einen dünnen durchsichtigen Firniß darüber. In den Zimmern findet man weder Stühle noch Bänke. Man setzt sich in Japon sowohl als in ganz Asien überhaupt, auf den Boden nieder; und um die Matten zu schonen, läßt man die Pantoffeln, die hier zu Lande statt der Schuhe getragen werden, vor der Thüre stehen. Will man schlafen, so dienen eben diese Matten statt des Bettes, und eine gewisse hölzerne Maschine bedeutet das Hauptkissen. Doch breiten reiche Leute einen kostbaren Teppich darüber. Das Hauptkissen ist ein Kästchen, von beynahe würfelförmiger Gestalt, und besteht aus sechs kleinen sehr artig zusammen gestoßenen und lakirten Brettern. Der größte Theil des übrigen Hausgeräthes besteht aus dünnem, mit einem dicken dunkelrothen Firniß angestrichenen Holze. Die Fenster sind von Papiere, und haben sowohl in- als auswendig hölzerne Läden: allein, man sieht diese Läden niemals bey Tage, sondern sie werden nur bey der Nacht vorgezogen. Ihr einziger Gebrauch ist, das Haus auf der Seite, am Hofe und an dem Gange zu verschließen.

Der Saal darinnen man Gäste aufnimmt, hat allezeit der Thüre gleich gegenüber einen großen Schrank, und an diesen Schrank setzt man die Personen, von welchen man besucht wird. Zur Seite ist ein Credenztiß, worauf einige geistliche Bücher stehen. Bey der Thüre ist ein Acker, durch welchen man, ohne von seinem Orte aufzustehen, der Aussicht auf das Feld, oder auf die Straße oder in den Garten genießt. Weil in Japon keine Camine üblich sind, so wird unter dem Boden der größten Gemächer ein viereckiges ausgemauertes Loch angebracht, und mit glühenden Kohlen oder heißer Asche angefüllt, wovon eine genugsame Wärme entsteht. Zuweilen stellet man über diese Feuerstätte einen niedrigen Tisch, deckt einen Teppich darüber, und setzt sich bey sehr großer Kälte darauf. Ist keine solche Feuerstätte in einem Zimmer: so ersetzt man den Mangel mit Kupfernen oder irdenen Töpfen, welche eben dergleichen Wirkung thun. An statt der Kohlenzange, gebrauchet man eiserne Stäbe, und schürt das Feuer eben so geschickt damit, als man mit zween kleinen Stöckchen ist.

In den Häusern vornehmer oder sehr reicher Leute, imgleichen in großen Gasthöfen findet man eine Menge artige Sachen, damit man sich die lange Weile vertreibt. Hier gehört erslich ein Papier mit einem Rande von kostbarer Seidenen, darauf das Bild einer Gottheit, oder einer wegen ihrer Tugenden berühmten Person gemalt ist. Die Pinselstriche scheinen zwar grob, unterdessen sind sie von einer fecken und meisterhaften Faust, also daß man über die Aehnlichkeit mit dem Urbilde erstaunen muß. Zuwei-

Auszierung
der Säle.für die lange
Weile.

Beschreib. len steht an statt des Gemäldes nur ein Sittenspruch aus irgend einem berühmten Weise-
von Japon. weisen, oder berufenen Dichter auf dem Papiere. Anderswo sieht man allerley Gemälde, welche alte Chineser in wunderlichen Stellungen, imgleichen Bäume und Landschaften vorstellen. Ferner sind Blumentöpfe hingestellt, die man nach Beschaffenheit der Jahreszeit verwechselt, auch auf eine höchst artige und künstliche Weise mit Zweigen durchflücht; sodann gegossene metallene Rauchfässer, in Gestalt eines Storches, Löwens, oder eines andern Thieres, von ungemein schöner Arbeit. Mancherley seltenes Holz, mit schönen und artig schattirten Aern, sie mögen nun ein Werk der Kunst oder der Natur seyn; Nachmittage von genähten Spitzen, oder dergleichen mit Laubwerke von schöner Erfindung gearbeitete Zeuge, damit man die Erker, die Fenster und Schirme zieret; endlich auch allerley Gefäße, Porcellan, und anderes Geräthe, sämmtlich in bester Ordnung.

Gärten.

Doch das seltenste Stück eines großen Hauses ist der Garten und was dazu gehört. Alle Reisende stimmen darinnen mit einander überein, daß man den Pracht und die schöne Einrichtung desselbigen nicht genug bewundern könne. Er nimmt den ganzen Raum hinter dem Hause ein, und ist gemeiniglich viereckigt, und nach Art eines Wasserbehältnisses oder einer Cisterne ausgemauert, woraus zu schließen ist, es müßte die Erde bis auf eine gewisse Tiefe ausgegraben worden seyn. Man steigt durch einen Gang herab, der hinten am Hause fortgeht, und an dessen Ende eine Badstube steht, indem die Japoner gewohnt sind, alle Abend zu schwitzen, und sich zu baden.

Ein Theil des Gartens ist mit runden Steinen von mancherley Farben gepflastert, die man theils in den Flüssen, theils am Ufer des Meeres findet. Das übrige ist mit grobem Sande bestreuet, den man sehr reinlich hält. Sonst herrschet zwar überall der Schein einer Unordnung: er führet aber eine unsägliche Anmuth bey sich. Die größten Steine liegen in der Mitte, und machen einen Gang, darauf man spazieren gehen kann. Von einer Weite zur andern stehen Pflanzen, welche Blumen tragen, worunter allezeit eine oder die andere unter die seltenen gehört, und alle zusammen vergnügen das Aug durch eine angenehme Abwechslung. In einem Winkel des Viereckes sieht man einen kleinen und der Natur vollkommen ähnlichen Felsen. Er ist mit metallenen Vögeln oder Ungeziefer geziert, und ein kleiner Bach stürzt sich mit einem lieblichen Geräusche über ihn herab. Gleich dabey steht ein Lustwäldchen, von lauter solchen Bäumen, welche man dicht neben einander pflanzen darf. Zum Beschlusse, so ist an einem andern Orte ein kleiner mit Bäumen umgebener, und mit Fischen besetzter Teich. Erlaubet es der Platz nicht, einen Garten auf die hiesbeschriebene Weise anzulegen: so ersetzt man den Mangel durch allerley Obstbäume, als zum Beyspiele durch Pflaumen, Kirschen oder Abricosenbäume. Kämpfer meldet zugleich, man pflanze sie, nicht zwar in der Absicht, ihr Obst schmackhafter zu machen, sondern nur deswegen, damit der Baum desto mehr Blüthe treibe. Je älter, krummer und umgestalteter ein solcher Baum ist, desto mehr Wesens machet man von ihm. Zuweilen zieht man die Aeste so lange, daß sie in die Zimmer reichen; gemeiniglich aber werden die Aeste zum Theile abgeworfen, damit die anderen desto mehrere und größere Blüten tragen. Sie sind auch in der That von besonderer Größe, ja öfters gar gefüllet, allemal aber von der schönsten Lelfarbe. Hat ein Haus so wenig Platz, daß es nicht einmal dergleichen Bäume haben kann, so gräbt man doch wenigstens ein Loch, und stellet eine Kufe voll Wasser hinein, darinnen Fische mit vergoldetem oder versilbertem Schwanz herum schwimmen. Auch stellet man einige Blumentöpfe dazu, oder gewisse Zwergbäume, die überall

überall, auch in dem schlechtesten Boden fortkommen, wosern nur die Wurzel beständig Wasser hat. Dergleichen Bäume werden öfters von den allergemeinsten Leuten vor ihrer Hausthüre gepflanzt. Beschreib. von Japon.

Kämpfer sehet die Anzahl der Marktflecken und Dörfer, auf neunhundert tausend achtundert und acht und fünfzig. Es liegen selbige insgemein an der Landstraße, und sind stark bewohnt, absonderlich in der großen Insel Nipon. Die meisten bestehen zwar nur aus einer doppelten Reihe Häuser, sie ist aber so lang, daß beynah ein Dorf an das andere stößt. Demnach reiset man auf allen nur einigermaßen gangbaren Landstraßen beständig zwischen Häusern. Die gemeinen Bauerhäuser haben weiter nichts merkwürdiges an sich; sie bestehen aus vier niedrigen Wänden mit einem Stroh- oder Schindeldache. Hinten ist der Fußboden etwas erhaben, weil der Heerd seine Stelle daselbst hat, sonst aber allenthalben mit sehr reinlichen Matten belegt. Die Gassenthüre steht zwar beständig offen, doch hängt hinter ihr eine Reihe dicker Seile herab, welche gleichsam ein Gitterfensterchen vorstellen, indem man alles, was außen vorgeht, dadurch erblicken, von niemanden aber wieder gesehen werden kann. Der Anblick eines solchen Hauses giebt zwar keinen vortheilhaften Begriff von dem Reichtume seines Besitzers: allein, hier zu Lande leben die Leute bloß von Reis, Wurzeln und Hülsenfrüchten. Haben sie nun einigen Vorrath davon, so sind sie schon zufrieden, und befinden sich wohl dabey. Man muß sich ohne Unterlaß über die große Menge Kramläden wundern, die man nicht nur in allen Städten, sondern auch in den kleinsten Dörfern antrifft, und es ist kaum zu begreifen, wie ein Land, das von der übrigen Welt ganz abgesondert ist, und mit Ausländern sehr wenig Handlung treibt, in seinem Inwendigen ein dermaßen starkes Verkehr treiben könnte. Häuser in Flecken und Dörfern.

Es ist bereits erwähnt worden, daß vor jedwedem Dorfe und vor jedweder Stadt, und zwar allemal an der Westseite, ein Platz sey, darauf man die Missethäter hinrichtet. Er ist leicht zu kennen, weil, um den Vorüberreisenden ein Schrecken einzujagen, allemal Pfäle und andere Bestrafungswerkzeuge da zu sehen sind. Erstaunliches Gewerbe in Japon.

Die Schlösser der Fürsten und großen Herren liegen gemeiniglich entweder an einem großen Flusse, oder auf einer Anhöhe; die meisten begreifen einen sehr großen Raum in sich, und haben eine dreyfache Ringmauer; jedwede hat ihren Graben, ihre Mauer von Steinen oder Erde, und ihr befestigtes Thor. Der Mittelpunkt, welcher dem Herrn selbst zur Wohnung dienet, ist mit einem weißen viereckichten, drey Stockwerke hohem Thurme gezieret, dessen Dach eine Krone oder einen Kranz vorstellt. Die Edelleute, Haushofmeister, Ranzel- und andere Beamten wohnen im zweyten Zwinger, die Soldaten und Bedienten im ersten. Alle leeren Plätze werden angebauet und mit Reis besäet. Die sammtliche Menge der Gebäude, die man mit einer rechten Verschwendung der Malerey, und des Firnisses auszukieren suchet, die angeweißeten Mauern, die Bollwerke und Thore, worauf allemal irgend ein kleines Gebäude steht, machen benebst dem in der Mitte stehenden Thurme von der Ferne keinen unangenehmen Anblick. Außen findet man gemeiniglich einen Platz, darauf die Soldaten gemustert werden. Wie Kämpfer berichtet, so sind diese Schlösser nach Beschaffenheit des Landes, da man beynah gar kein schweres Geschütz gebrauchet, recht gut befestiget. Ungeachtet die Besitzer verbunden sind, sie beständig in gutem Stande zu erhalten: so können sie doch dasjenige, was durch irgend einen Zufall daran zu Grunde geht, ohne ausdrückliche Erlaubniß des Kaisers nicht wieder aufbauen. Diese Er- Schlösser der Fürsten und großen Herren.

Beschreib. laubniß aber wird sehr selten ertheilet, weil das Erbauen neuer Schlösser gegen die Staats-
von Japon. regeln der japonischen Monarchen läuft. Zu Kämpfers Zeiten war ihre Anzahl im ganzen
 Reiche schon bis auf hundert und sechs und vierzig herab gekommen, welche meistens vor
 den Thoren großer Städte lagen.

Die Beschreibung des kaiserlichen Schlosses zu Jedso ist bereits in dem Tagebuche
 des nurbesagten Reisenden angeführt worden.

Landstraßen,
und ihre Be-
quemlichkeit.

Nach Hofe Gelegenheit gab, einen hohen Begriff von diesem Stücke der japonischen Poli-
 zen erlangt haben. Er hat angemerkt, es wären nicht nur die Landschaften, sondern auch
 die kleinern Bezirke durch sehr schöne Heerstraßen von einander abgesondert; die meisten
 wären so breit, daß zween Fürsten oder große Herren, ohne die geringste Unordnung vor
 einander vorbeziehen können, ihr Gefolge mag so zahlreich seyn, als es will: ferner sen
 auf den starkbewohnten Inseln die Länge des Weges sehr ordentlich angemerkt, und mache
 man den Anfang zu zählen bey der großen Brücke zu Jedo, welche den Namen *Nipone*
ba, das ist die japonische Brücke, als ein ihr eigenes Vorrecht führt. An dem Ende ei-
 ner jedweden Landschaft und eines jedweden Bezirkes, ersieht man aus einer Aufschrift mit
 großen Buchstaben, wie der Bezirk und das Amt heiße, darinnen man sich befindet, und
 wie viel japonische Meilen man nach dem nächsten Schlosse oder der Stadt habe. Alle Wege,
 sogar die geringsten, sind mit Tannen bepflanzt, und mit Springwassern kühl gemacht.
 Gleichfalls sind Gräben und Canäle dabey angebracht, in welchen das Wasser in tiefer lie-
 gende Gegenden ablaufen kann. Wasser aus den höher liegenden Gegenden wird durch
 Dämme abgehalten, daß es seinen Lauf nicht dahin nehmen, noch den Weg überschwem-
 men möge. Der Schnee ist das einzige, dagegen man kein zureichendes Mittel ausgefun-
 den hat, ungeachtet seine Menge im Winter gewaltige Beschwierlichkeit verursacht. Ueber-
 gens liegt diese zum gemeinen Besten abzielende Arbeit allemal den nächsten Dörfern auf dem
 Halße. Die Landstraßen werden alle Tage gereinigt. Ist eine hohe Standesperson auf der
 Reise begriffen: so gehen einige Beamten, die sonst nichts anders zu thun haben, voraus,
 und machen Anstalt, daß alles in gehöriger Ordnung seyn möge. Von einer Weite zur
 andern liegen große Sandhaufen in beständiger Bereitschaft, damit man die vom Regen
 ausgeschwemmte Lücken ergänzen, und die Pfützen ausfüllen könne. Für die großen Herren
 und Statthalter werden alle drey Stunden Weges weit, Laubhütten aufgerichtet, und
 mit allem, was die Beschwierlichkeit der Reise vermindern kann, versehen. Unterdeß
 man nicht meynen, als ob alle diese Anstalten dem Landmanne großen Aufwand verursach-
 ten. Im Gegentheile, so kann er alles, was die Heerstraßen unrein macht, zu seinem Nut-
 zen anwenden. Die Baumzweige dienen ihm zum Brennholze, welches in einigen Land-
 schaften sehr selten ist; die Früchte, die man nicht ißt, und alle übrige Unreinigkeiten die-
 nen zur Vesserung seiner Felder. Er läßt sich auch zum Wegschaffen derselbigen nicht lan-
 ge nöthigen. Man hat über die allersteilsten Felsen Wege angeleget; man hat über alle
 Flüsse, da es nur möglich fiel, Brücken gebauet, und es beschreibt Kämpfer eine von vier-
 zig Jochen und vier hundert Schritten in die Länge; die meisten sind von Eberholz, einige
 von Steinen, fast alle miteinander aber mit einem schönen Geländer eingefasset, das auf
 beyden Seiten mit einer Reihe großer kupferner Kugeln gezieret ist.

Reisefelleider.

Auf ihren Reisen tragen die Japoner eine gewisse Gattung Weinkleider, welche bis
 an die Knie ungemein weit sind, hernach aber bis an die Knöchel immer enger zulaufen. An

An beyden Seiten haben sie einen Schlig, darein man die beyden Enden des langen Rockes steckt weil er sonst das Gehen sehr beschwerlich machen würde. Doch tragen auch einige eine Gattung eines Leibrockes oder kurzen Mantels, und andere machen ihre Niederkleider nicht so lang, daß die Schienbeine davon bedeckt würden, sondern erfassen diesen Mangel auf andere Weise, indem sie nämlich das Bein von den Knien bis an den Fuß mit breiten Bändern bewinden. Die Bedienten und Lastträger schürzen sich bis an den Gürtel auf, ohne zu erwägen, was die Schamhaftigkeit darzu sagen möchte oder nicht. Ungeachtet man in Japon überhaupt nicht aus dem Hause geht, ohne einen Windsächer in die Hand zu nehmen, so hat doch der Reisesächer darinnen etwas besonders, daß die Nasen der Straßen und Wirthshäuser darauf stehen. Nebst dem versorget man sich auch mit kleinen Bücheln, die man unterwegs zu kaufen bekömmet, und den Preis der Lebensmittel daraus ersieht n).

Beschreib.
von Japon.

Kämpfer machet sich eine Lust daraus, das japonische Reitwerk zu beschreiben. Der Pferdesattel. Sattel ist von Holze, ganz schlecht weg und ohne Vertiefung, und wie er sagt, den schwedischen Postsätteln ziemlich ähnlich. Damit er aber dem Pferde nicht wehe thun möge, so wird ein kleines Polster untergelegt, und übrigens ist eine Schabracke, mit des Reiters Wapen oder einem andern Merkmaale daran. An beyden Seiten hängt ein grobes Tuch herab, das bey schlimmem Wetter unter dem Bauche des Pferdes zusammen geheftet wird, um das Thier vor dem Bespritzen mit Schlamm zu verwahren. Sein Kopf ist mit einem Netze bedeckt, dessen Fäden zwar zart, doch aber hinlänglich sind, es gegen die Fliegen, davon man in Japon viel ausstehen muß, zu vertheidigen. Am Halse, am Brustriemen, und sonst hin und wieder, hängen Schellen. Ueber den Sattel wirft man zwey Riemen, woran zwey Mantelsäcke, einer auf der rechten, der andere auf der linken Seite, im Gleichgewichte hängen. Damit sie sich aber nicht verrücken, so kömmt ein sehr dünnes Kästchen oben darauf, das auf dem Kreuze des Pferdes aufliegt, und mit Riemen an dem Sattel festgeschmalt wird. Dieses Kästchen kann geöffnet werden, ohne daß man es loschnallen oder abnehmen dürfte, und leget man allerley Sachen hinein, welche dem Reuter unterwegs etwa nöthig fallen. In den leeren Raum, zwischen beyden Mantelsäcken, leget man ein Polster, oder sonst etwas weiches, worauf der Reuter sitzt, und entweder die Beine eben also, als wenn er zu Hause auf seiner Matte säße, kreuzweise übereinander schlägt, oder wenn es ihm bequem dünket, sie herab hängen läßt. Dabey muß er ungemein gut Achtung geben, daß er ja recht genau im Mittelpuncte sitzen bleibe, weil er im widrigen Falle entweder herab stürzen, oder das Pferd wohl selbst über den Haufen fallen möchte, indem es unter dem wunderlichen Aufgepacke, nichts weniger als seine Gemächlichkeit findet. Wo der Weg schlimm ist, da muß ein Bedienter das Kästchen fest halten, weil es hinwieder um die ganze übrige Last fest halten muß. Ein Japoner, der auf die ichtbeschriebene Weise zu Pferde sitzt, mit einem großen Strohhute auf dem Kopfe, und einem umgehängten Mantel von lackirtem Papiere, welcher Mann und Pferd bedeckt, und sie beyderseits gegen die Sonnenstralen und die beschwerliche Witterung schützt, der machet fürwahr einen höchst seltsamen Anblick. Den Zaum rühret er niemals an, sondern es hält ihn ein Bedienter, der gleich bey des Pferdes Kopfe nebenher läuft. Zwar führet ein Vornehmer, wenn er seines

Abbildung
eines Japo-
ners zu Pferde.

Glei-

3 i i 2

n) Den in Japon befindlichen Holländern ist es nicht erlaubt, diese Lebensmittel zu kaufen. Eben-
a. d. 300 S.

Beschreib. Gleichen besucht, den Zügel selbst, allein das Pferd wird nichts destoweniger von einem **von Japon.** oder zweien Bedienten geleitet, welche das Gebiß halten. Weil die Steigbügel sehr kurz sind, so hängt nach Art der Tataren, auf jeder Seite ein breites Leder am Sattel. Die Bügel selbst sind entweder von Eisen, oder von einem gewissen Metalle, Sowansi genannt, sehr dick und schwer, auch an Gestalt einer Fußsohle ziemlich ähnlich. Auf einer Seite stehen sie offen, damit man den Fuß desto leichter losmachen kann; übrigens sind sie artig gemacht, und mit Silber eingelegt. Der Zügel ist von Seide, und an das Gebiß festgebunden o). Oben ist schon bemerkt worden, daß der Japoner nicht seitwärts, sondern bey der Brust und zur Rechten aufsteigt, welches einem, der keine große Gelenksamkeit besitzt, sehr unbequem fällt.

Norimons und Cangos.

Ihr Unterschied.

Man hat in Japon auch noch eine andere Weise zu reisen, welche zwar prächtiger als die vorige, aber auch kostbarer ist. Sie besteht in einer Gattung von Sänften, die man zwar auch in der Stadt gebräuchet, und entweder durch seine Bedienten, oder durch andere Menschen, deren Handwerk es ist, tragen läßt. Besagte Sänften sind von zweyerley Art. Der Vornehmen ihre nennet man Norimons, die andern Cangos p). Nichts ist kostbarer, noch läßt etwas prächtiger, als ein schöner Norimon, absonderlich ein solcher, dergleichen man in Städten zum Besuchen, oder bey feyerlichen Aufzügen gebraucht. An Gestalt sind sie von den Cangos wenig unterschieden, ja einige sonst an gar nichts, als an den Stangen, damit man sie trägt. Eine Cangosstange ist ohne weitere Zierrath, stark, aus einem einzigen Stücke, und kurz. Eine Norimonsstange hingegen, ist größer, schön gezieret, höhl, und besteht aus vier schmalen und dünnen hölzernen Leisten, welche sauber zusammengefüget, wie ein Bogen gekrümmet, und sehr leicht sind. Ihre Dicke und Länge ist durch kaiserliche Verordnungen festgesetzt, und nach dem Stande der Person eingerichtet, wiewohl man es in diesem Stücke mit dem Frauenzimmer nicht so gar genau nimmt. Das Inwendige eines Norimons ist ein länglichtes Viereck, von artig in einander geflochtenem Bambusrieth, und solcher Größe, daß man ausgestreckt darinnen liegen kann, dabey ist es lackiret, auch zuweilen mit den schönsten Gemälden gezieret. Eine solche Sänfte hat nicht mehr als zwey Seitenfenster neben einander. Regnet es, so zieht man dergleichen lackirtes Papier vor, als man zu den Rentmänteln gebräuchet, und das den Regen aushält. Ferner kennet man den Stand der Person, die in einem Norimon getragen wird, an der Zahl der Träger, und an der Weise, wie sie die Stangen halten. Sigt ein Prinz von Geblüte oder ein anderer Fürst darinnen, so legen sie die Stange auf die flache Hand, sonst aber, und bey geringern Personen, auf die Achsel. Sie sind alle mit einander in die Leibfarbe ihres Herrn gekleidet, und auf Reisen ist ihre Anzahl so groß, daß sie einander ablösen können. Es giebt Cangos, die, was das Reisen betrifft, auch so gar von vornehmen Personen lieber gebräuchet werden, als die Norimons, ja die man im Gebirge nothwendiger Weise gebrauchen muß. Sie sind klein, und man hat keine sonderliche Bequemlichkeit darinnen, weil man gebückt, und mit geschränkten Beinen sitzen muß. Kämpfer vergleicht sie mit Körben, gleichwie es ihr Name auch anzeigt. Die Seiten sind flach und der Boden rundlicht. Die kleinsten haben im schlimmen Wege drey Träger. Vermittelt einer solchen Sänfte, ist man im Stande, solche Orte zu bereisen, da ein Pferd nimmermehr fort kommen könnte.

Wollen

o) Ebendas. a. d. 302 und vorherg. S.

Wollen die Japoner auf einem Flusse, oder nur an der Seeküste hinfahren: so ge- Beschreib.
 brauchen sie gewisse Barken dazu, welche den russischen Struben, damit man die Wolga von Japon.
 von Moscov bis nach Casan befährt, nicht uneben gleichen. Die Segel sind halb schwarz; Weise zu
 und halb weiß. Doch zum Ueberfahren über gewisse seichte, und dabey sehr schnelle Flüsse, Wasser zu
 gebrauchet man Flöße, mit einem platten und biegsamen Boden, also daß er dem Sande reisen.
 nachgiebt, und sachte darüber wegfährt. Alle japonische Schiffe und Rähne sind zwar
 überhaupt entweder von Tannen- oder von Cedernholze, es ist aber ihr Bau und ihre Ge-
 stalt bald so, bald anders beschaffen, nachdem es ihr Gebrauch erfordert. Die Lustschiff-
 chen haben gleichfalls eine Gestalt, die sich für sie schicket. Die meisten müssen durch
 Ruder gezogen werden; doch sind sie sämmtlich mit einem doppelten Verdecke versehen. Das
 untere ist sehr niedrig und sehr flach; das obere ist vermittelst beweglicher Wände, in viele
 Zimmer abgetheilet, die ihre Fenster, und alle übrige Zierrathe und Bequemlichkeiten eines
 Zimmers haben.

Die größten japonischen Schiffe sind die Rauffahrer, welche sich zwar niemals weit Schiffe und
 vom Reiche entfernen, doch aber die Reisenden oder Waaren, von einer Insel in die ande- Barken.
 re führen. Eine solche Reise hat, ihrer Kürze ungeachtet, viele Anmuth. Zwar sind die
 kleinen Enlande, die man auf einer solchen Fahrt alle Augenblicke antrifft, meistens
 unbewohnt und unfruchtbar; unterdessen findet man doch allemal ziemlich bald eines, von
 welchem man zum Voraus versichert ist, es habe einen guten Hafen, süßes Wasser, eini-
 ge zum Anbau geschickte Felder, folglich auch eine gewisse Anzahl Einwohner. Nebst dem
 fehlet es ihnen nicht an Holz, und es machet der Anblick ihrer Küsten einzig und allein
 schon die Spazierfahrt angenehm. Zwar bemerkt Kämpfer, man müsse sehr zuverlässig
 wissen, wie das Wetter beschaffen seyn werde, ehe man sich mit dergleichen zerbrechlichen
 Gemächte auf eine so stürmische See, als die japonische ist, wagen dürfe; unterdessen ver-
 bieten die Reichsgesetze, seit ungefähr einem Jahrhunderte, stärkere Schiffe zu bauen, als
 die jetzigen wirklich sind, ungeachtet sie die Waaren weder gegen das Regenwasser, noch
 gegen das Spritzen der Wellen in Sicherheit setzen. Allein die Staatslist der Kaiser will
 ihren Unterthanen auf diese Weise alle Versuchung, weite Reisen zu unternehmen, abschnei-
 den. Das Hintertheil ist ganz offen, und dermaßen leicht gebauet, daß man bey dem ge-
 ringsten Winde entweder eine Verdeckung suchen, oder doch wenigstens den Anker auswer-
 fen, und die Segel einnehmen muß. Mit einem Worte, die Wilden in Canada und
 Florida dürfen, wie der Geschichtschreiber von Japon anmerket, bey ihren Rähnen von
 Baumrinde, und bey ihren schlechtesten Pirogen, bey weitem nicht so viel auf das
 blinde Glück ankommen lassen, als die Japoner bey ihren größten Schiffen.

Die gewöhnliche Länge eines solchen Schiffes ist vierzehn Klafter, und die Breite vier.
 Von der Mitte bis an den Schnabel laufen sie spizig zu, und beyde Enden des Rieles stehen
 merklich über das Wasser empor. Der Bauch ist nicht, wie bey den europäischen Schiffen,
 ausgetwölbt, sondern der Theil, welcher im Wasser ist, geht beynahe in ganz gerader Linie
 fort. Das Hintertheil ist breit und flach, und hat in der Mitte eine Oeffnung, die bis
 auf den Raum hinab geht, und durch welche man das Inwendige des Schiffes, beynahe
 völlig erblicket. Besagte Oeffnung wurde eigentlich nur deswegen erfunden, damit man das

J i i i 3

p) Norimon heißt Stuhl, Cangos, Korb oder Tragkorb.

Beschreib. das Steuerruder desto bequemer führen konnte; nachgehends aber als man allen Ausländern den Eingang ins Reich versperrete, wurde sie, um auf diese Weise alles Auslaufen der japonischen Schiffe in die hohe See zu verhüten, durch ein ausdrückliches Gesetz, zu machen anbefohlen. Das Verdeck geht am Hintertheile etwas in die Höhe, an den Seiten aber wird es breiter. Die Bretter, daraus es besteht, sind weder fest genagelt, noch sonst mit einander verbunden, und steht es, wenn das Schiff seine völlige Ladung hat, dem Wasser beynähe gänzlich gleich. Oben darauf ist eine eines Manns hohe, und beynähe eben so lange Hütte, als das Verdeck selber ist, indem sonst nirgend, als bey dem Schnabel, ein kleiner Platz unbedeckt bleibt, in welchem man die Anker und Thauen verwahret. Besagte Hütte steht auf jedweder Seite ungfähr zween Schuh weit über das Schiff heraus, und hat rings herum Fenster. Hinten ist sie durch bewegliche Wände und Thüren in kleine Kämmerchen für die Reisenden abgetheilet, und die Böden derselbigen mit Matten belegt. Die hinterste Kammer wird allemal für den vornehmsten Platz gehalten. Die Decke, oder das oberste Verdeck, ist etwas flach, und die dazu gehörigen Bretter wohl zusammengefüget. Regnet es, so läßt man den Mastbaum auf dieses Verdeck niederfallen, und breitet entweder das Segel, oder auch Strohmatten darüber aus, damit die Matrosen nicht naß werden.

Segel, Thauen und Ruder.

Die japonischen Schiffe führen nicht mehr, als ein einziges, sehr großes und aus Hanse gesponnenes Segel. Gleichfalls haben sie nicht mehr, als einen einzigen Mast, welcher nicht gerade in der Mitte, sondern fünf bis sechs Schritte weiter gegen das Hintertheil steht. Er ist eben so lang, als das Schiff, und wird mit Seil und Kloben aufgezogen und niedergelassen. Die Anker sind von Eisen, aber die Thauen von Stroh geflochten, wiewohl sie weit stärker halten, als man gedenken sollte. Jedwedes Schiff hat dreyßig bis fünfzig Ruder knechte, welche in beständiger Vereifchaft sind, den Mangel des Windes zu ersetzen. Sie sitzen im Hintertheile des Schiffes auf Bänken, und rudern sehr tactmäßig, entweder nach der Melodie eines Liedchens, oder nach einem andern abgemessenen Laute; sie strecken die Ruder nicht gerade aus, noch zertheilen sie die Oberfläche des Wassers damit, wie die Europäer, sondern sie stoßen das Ruder bleyrecht hinein, und ziehen es wieder heraus. Es ist auch diese Weise nicht nur besser, sondern auch lange nicht so beschwerlich, als die unsrige, absonderlich in einem Lande, wo die Schiffe wegen der engen Canäle, sehr nahe neben einander vorbeistreichen, und die Ruder knechte sehr hoch sitzen. Um eben dieser Ursache willen, sind die Ruder auch etwas gebogen, und in der Mitte mit einem Gelenke versehen, damit sie dem Drucke des Wassers nachgeben, und desto leichter herauszuziehen sind. In allen diesen Fahrzeugen sind die Zimmerstücke und Bretter mit kupfernen Klammern und Bolzen, an einander gefüget. Der Schiffsschnabel ist mit einer Fransenschleife geziert, die aus lauter schwarzen Schnüren besteht. Vornehme Personen lassen für sich ein tuchenes Zelt mit ihrem Wapen aufschlagen, hinter selbigem, und neben dem Steuerruder, steckt ihr Spieß, als das Merkmaal ihrer tragenden Gewalt, und auf der andern Seite des Ruders, die Windfahne der Steuerleute. Sobald man vor Anker liegt, wird das Segel abgenommen, und es dienet statt einer Brücke, darauf man zu der vorbesagten Öffnung im Hintertheile zum Schiffe heraus, und ans Land tritt q).

Posten.

In den vornehmsten Dörfern sind zum Vesten der Reisenden Posten angeleget, welche dem Dorfsheern gehören, und Sinku heißen. Man wird vermittelst dieser Anstalt zu

q) Kämpfer a. d. 317 und vorherg. S.

zu jeder Zeit, und um einen bestimmten Preis, nicht nur mit einer hinlänglichen Anzahl Pferde, Träger und Bedienten, sondern auch überhaupt mit allem, was zur geschwinden und bequemen Fortsetzung der Reise nöthig ist, versorget. Gemeiniglich beträgt die Länge einer Poststation nur anderthalb englische Meilen, niemals aber mehr als vier. Rämper zählt zwischen Osaka und Jedo sechs und fünfzig Stationen. Ueberall findet man Schreiber und Buchhalter, welche alles, was von Tage zu Tage da vorgeht, fleißig aufzeichnen; ingleichen halten sich Boten da auf, um die kaiserlichen Ausschreiben und Befehle weiter und bis auf die nächste Post zu bringen. Sobald diese Schreiben ankommen, werden sie in eine schwarzlackirte und mit dem kaiserlichen Wapen bezeichnete Büchse gelegt; diese Büchse hängt der Bothe an einem Stabe über die Achsel, und wandert damit fort, hat aber allemal noch einen andern zur Gesellschaft bey sich, welcher seine Stelle vertritt, wenn ihm ein Zufall begegnen sollte. Alle Reisende, wes Standes und Ansehens sie übriggens seyn möchten, müssen diesem Boten Paare ausweichen, so bald es mit einem bey sich habenden Glöckchen das Zeichen giebt.

Beschreib.
von Japon.Kaiserliche
Boten.

In den Posthäusern wird niemand beherberget: es ist aber weder an den Landstraßen überhaupt, noch insonderheit an solchen Orten, wo Posten sind, Mangel an Gasthöfen. Zwar haben sie alle miteinander zwey Stockwerke, doch ist das untere nicht wohl zu etwas anders, als zu Vorrathskammern, dienlich. Die Breite dieser Häuser ist nicht größer, als eines gemeinen Hauses, aber die Tiefe beträgt zuweilen wohl vierzig Klaftern, und haben sie gemeiniglich auch einen Tsuboo, das ist einen Garten mit einer angeweißeten Mauer. Es sind diese Häuser mit einer großen Menge Fenster, die Fenster aber bloß mit einem Gitter versehen, das den ganzen Tag offen steht. Ist nun nicht etwan ein vornehmer Herr mit seinem Gefolge im Gasthofe abgetreten: so nimmt man die beweglichen Wände, damit die Zimmer abgetheilet werden, weg: wornach man von der Gasse eine freye Aussicht durch das Haus, bis an das Ende vom Garten hat. Der Zimmerboden ist nur etwan anderthalb Klaftern hoch von der ebenen Erde erhaben; und weil er sowohl auf der Seite gegen die Straße als gegen den Garten über die Wand des Hauses heraussteht, so giebt er eine Bank oder einen Gang ab, der mit einem Dache bedeckt wird, und worauf man herumgehen, oder sich niedersetzen kann. Die Reisenden können daselbst auch auf ihre Pferde steigen. Große Gasthöfe haben für vornehme Personen einen besondern Eingang, durch welchen sie in ihren Sänsen den Einzug halten, und sich in die für sie bestimmten Zimmer begeben können, ohne daß sie nöthig hätten, durch das Vorderhaus zu gehen, als welches gewöhnlicher Weise dunkel, unsauber, und dem Rauche aus der Küche unterworfen ist, zugeschwiegen daß die Zimmer nur durch elende Gitter von einander unterschieden sind. Um dieser Ursache willen dienet es auch nur dem Hausgesinde, und den Reisenden zu Fuße zu ihrem Aufenthalte. Wer aber nur einigermaßen vornehm ausieht, der wird in das Hinterhaus gewiesen, wo die Reinlichkeit im höchsten Grade herrscht. Man sieht da nicht den geringsten Flecken, weder an der Mauer, noch an den beweglichen Zimmerwänden und auf den Böden. Es ist kein einziger Gasthof, der nicht seine Bad- und Schweißstube haben sollte, und man wird eben so gut bedient, als der vornehmste Herr in seinem Pallaste. Der Gast läßt auch allemal, ehe er abreiset, das Zimmer, darinnen er sich aufhielt, wieder auscheuern. Weil das meiste Geräthe von dünnem Holze und dick lackirt ist: so wird es mit heißem Wasser ohne sonderliche Mühe gereinigt, und mit einem saubern Tuche abgetrocknet. Alle oben beschriebene Auszierungen eines Pallastes werden in

Große Gasthöfe.

Beschreib.
von Japon.

Beschreibung
der Abtritte
und Bäder.

in einem Gasthose gleichfalls angetroffen, absonderlich die Abtritte und Bäder, davon wir an diesem Orte eine Beschreibung mittheilen wollen, weil es Bewunderung verdienet, daß die Japoner in öffentlichen Wirthshäusern die Reinlichkeit so weit treiben.

Der schmale Gang, welcher an dem Hause gegen den Garten hinausgeht, führet sowohl nach dem Abtritte, als nach dem Bade. Jener hat seinen Platz an einer Seite von dem Hintertheile des Hauses, und ist allezeit mit zwei Thüren versehen. Bey dem Eingange findet man allemal kleine neue Matten, zum Gebrauche derjenigen, welche nicht lüst haben, den Boden mit bloßen Füßen zu betreten, ungeachtet man ihn beständig sehr reinlich und trocken hält. Man setzet sich nach asiatischer Weise, auf ein in den Boden eingeschnittenen Loch, unter welchem Häckerling hingeschüttet wird, darinnen die Unreinigkeit sogleich verschwindet. Sobald vornehme Personen im Gasthose ankommen, überziehet man die Bretter rings um das Loch, die Riegel an beyden Thüren, und sonst alles, was man etwa mit der Hand berühren möchte, mit reinem Papiere. Nicht weit davon steht ein Becken voll Wasser, zum Waschen. Es besteht aus einem ungleichen länglichten Steine, welcher an seinem obern Theile in Gestalt eines Schwankessels ausgehauen ist. Dabey hängt ein Eimer von Bambus, mit einem schönen Lannen- oder Cypressenbrette zugedeckt, welches nach jedesmaligem Gebrauche mit einem frischen Handgriffe versehen wird.

Froo und
Ciffroo.

Das Bad ist gemeinlich zu hinterst im Garten, und von Cypressenholze gebauet. Es begreift ein sogenanntes Froo, das ist, eine Schwigstube, nebst einem Ciffroo, oder warmen Bade in sich. Beydes wird gegen Abend geheizet und zurecht gemacht, weil es der Gebrauch also mit sich bringt, daß man zu Ende des Tages badet und schwiget. Ein Japoner ist im Augenblicke ausgekleidet, er darf nur seinen Leibgürtel losmachen, und sich schütteln, so fallen ihm alle Kleider auf einmal vom Leibe, doch mit Ausnahme einer schmalen Binde, die er auf bloßer Haut trägt, und die Mitte des Leibes damit bedeckt. Der Froo, oder die Schwigstube, ist ein viereckiger Kasten oder Stübchen, drey bis vier Schuhe hoch über dem Zimmerboden an die Wand gebauet. Seine Höhe beträgt nicht völlig ein Klafter, die Länge aber, sowohl als die Breite, wenigstens anderthalb Klafter. Sein Boden besteht aus glattgehobelten, und einige Zolle weit von einander gerückten Latten, damit nicht nur der von unten aufsteigende Dampf eindringen, sondern auch das Wasser, damit man sich wäscht, ablaufen möge; man steigt oder kriecht vielmehr durch ein niedriges Thürchen hinein. Noch ist an jedweder Seite ein Loch, durch welches die überflüssige Feuchtigkeit wegdampfet. Der leere Raum zwischen dem Schwigkasten und dem Estriche, ist mit einer Mauer umschlossen, um die Wärme beysammen zu halten. Gerade unter dem Schwigkasten ist der Feuerheerd, es ist aber die Oeffnung vor das Feuer auf der Seite gegen das Bad vermachet, damit der Rauch nicht hinein schlagen kann; hingegen geht ein Theil des Heerdes oder des Feuerloches bis in den Hof hinaus, und an diesem Orte wird das Wasser und die nöthigen Kräuter hinein gethan. Sobald das Feuer brennet, verschließt man den nur erwähnten Theil des Loches mit einem Brette, damit die Feuchtigkeit und die Dämpfe sich durch den innern zugedeckten Theil des Feuerloches in den Schwigkasten ziehen müssen. Man findet allezeit zwei Badewannen voll Wasser, eine mit warmem, die andere mit kaltem *) in Bereitschaft.

Ueber

*) Kämpfer a. d. 333 und 339 S. Es mangelt dieser Beschreibung einigermaßen die Deutlichkeit, vielleicht aber liegt die Schuld nur an Kämpfers Uebersetzern.

Ueber die nur erwähnten prächtigen Gasthöfe, findet man auf allen Landstraßen eine große Anzahl kleiner Wirthshäuser, nebst einer unendlichen Menge Schenken, und Garfküchen, darinnen man Gebratenes, Gebackenes und Zuckerwerk verkauft. Ja man findet sie sogar mittenim Walde, und auf dem Gebirge, also daß einer, der zu Fuße reiset, zu aller Zeit, und um wohlfeilen Preis, etwas warmes zu essen; imgleichen Thee, Saki oder ein anderes Getränk haben kann. Auch das allerschlechtesten unter dergleichen Häusern hat etwas, das einem Reisenden Lust zum Einkehren machet. Es ist zum Beispiele ein Lust- oder Baumgarten dabey, in welchem man von der Straße allerley schöne Blumen erblicket, oder ein helles Wasserbächlein, das von dem nächsten Felsen herabfällt, und den Wandersmann anlocket, sich in den Schatten dabey hinzusetzen. Zuweilen werden große mit blühenden Baumzweigen besteckte Töpfe in einer artigen Ordnung hingestellt: zuweilen erscheint ein wohl aufgepußtes Mägdchen, und streicht die Anstalten zur guten Bewirthung mit großer Bedachtsamkeit heraus. Der Braten steckt an einem Spieße von Bambus, und wird an einem offenen Orte warm erhalten: also, daß man ohne den geringsten Verzug bedienet werden kann. Sobald der Wandersmann von ferne erscheint, wird das Feuer angezündet, damit er gedenken sollte, der Braten sey nur eben gar geworden. Dabey höret man nichts als Singen, Lachen, und die Waare heraustreichen. In den Garfküchen verkauft man gewisse runde Kuchen, Mansje genannt: sie sind in der Größe eines Hühnerenes, innen dig zuweilen mit Mehle von schwarzen Bohnen und Zucker angefüllt, und ist ihr Gebrauch von den Portugiesen an die Japoner gekommen. Ferner findet man da Kuchen von der Raadwurzel, welche auf dem Gebirge wächst, in runde Scheiben geschnitten, geröstet, und hernach eine Salze daraus gemacht wird; imgleichen Schnecken, Austern, allerley Gattungen Fische, entweder abgefotten oder mit Salze eingemacht; chinesische Laxe, oder eine Art dünnen Brey aus einem Teige von feinem Weizenmehle, der in lange dünne Strücker zerschnitten, und im Ofen gebacken wird; alle Gattungen Gewächse, Wurzeln und Kräuter, welche die Jahreszeit liefert, auf das sauberste gereinigt, und mit Salze und Wasser gekochet; und endlich eine Menge anderer, dem dasigen Lande eigener Speisen, welche nach Kämpfers Anmerkung zu einem Beweise von der ehemaligen Armuth der Japoner, und von der natürlichen Unfruchtbarkeit des Landes, ehe es durch unermüdeten Fleiß in die gegenwärtigen Umstände gesetzt wurde, dienen. Die gewöhnliche Brühe über alle diese Speisen ist ein wenig Soje mit Saki vermischt. Die Schlüssel wird mit Sansjoblättern oder einigen Stückchen Ingwer und Limonienschaale gezieret. An dem Zuckerwerke findet gemeinlich das Auge größere Lust, als die Zunge, und es ist über dieses so hart, daß man es kaum zerbeißen kann. Von dem Thee, so wie er in eigenen Buden, die man alle Schritte weit findet, ausgeschenkt wird, ist eben so wenig viel Wissens zu machen. Denn er besteht nur aus den allerbreitesten Blättern, die man auf die dritte Lese versparet, und so lange an der Staude hängen läßt, bis man die jüngsten und zärtesten schon zweymal ausgesucht hat. Sie werden nicht gleich dem grünen Thee gerollt und gekrauselt, sondern nur in einer Pfanne geröstet, in Strohkörbe geschüttet, und an das Loch, wo der Rauch seinen Ausgang nimmt, unter das Dach hingestellt. Der gemeine Mann hält diesen Thee zum beständigen Gebrauche für gesunder, als die jungen zarten Blätter, daran die Reichen sich ergözen; nebst dem wird auch der Thee ohne große Weitläufigkeit daraus zubereitet; man nimmt nur eine Hand voll Blätter, wirft sie in einen großen eiserne Kessel, und läßt sie kochen. Zuweilen bindet man sie in ein Säckchen, oder leget sie in einen Korb.

Beschreib.
von Japon.Kleine
Wirthshäuser.Speisen das
innen.Gemeiner
Thee.

K t t

Allgem. Reisebesch. XI Band.

Beschreib. von Japon. Körbchen, und läßt solches auf dem kochenden Wasser herum schwimmen. Unter diesen abgekochten Trank gießt man nachgehends kaltes Wasser, und überreicht ihn den Reisenden).

Wie volkreich die Landstraßen sind.

Da man nun in Japon mit so großer Bequemlichkeit reisen kann: so ist es kein Wunder, wenn die Landstraßen eben also von Volke wimmeln, als große Städte. Es versichert Kämpfer, er habe den Tokaido viermal bereiset, welche auch zwar eine von den allergangbarsten Heerstraßen in Japon ist, und allezeit mehr Leute darauf angetroffen, als auf den Gassen der volkreichsten europäischen Stadt. Weil alle Fürsten und große Herren gehalten sind, das Jahr über einmal bey Hofe zu erscheinen: so müssen sie die Landstraßen notwendiger Weise zweymal betreten, nämlich wenn sie nach Jedo reisen, und wenn sie wieder nach Hause kehren. Diese Reise verrichten sie mit allem Prachte, den sie ihrem Stande und der Ehrerbiethigkeit gegen den Kaiser schuldig zu seyn vermeynen. Die vornehmsten Reichsfürsten haben zum öftern ein dermaßen starkes Gefolge bey sich, daß es die Länge von einigen Tagereisen auf der Landstraße einnimmt. Man begegnet dem Geräthe eines Fürsten, seinen Hausbeamten und Bedienten, die in viele Haufen vertheilt sind, gemeinlich zweyen Tage nach einander. Den dritten Tag erscheint erst der Fürst selber, mit einer großen Hofstaat, die in schönster Ordnung einher zieht. Nach dem gemeinen Ueberfluge, besteht das ganze Gefolge eines von den vornehmsten Daimios, aus ungefähr zwanzigtausend Köpfen; eines Siomjo, aus zehntausend, und eines Statthalters in einer kaiserlichen Stadt oder Landschaft, nach Beschaffenheit seines Ranges und seiner Einkünfte, aus mehr oder weniger Hunderten. Ungeachtet nun die Landstraßen breit genug sind, daß man darauf fort kommen kann: so füget doch eine dermaßen große Menge den Siufus nochwendiger Weise großen Schaden zu; denn es ist manchesmal das allergrößte Dorf für das Gefolge eines einzigen Daimio nicht groß genug. Um nun diesem Unheile vorzukommen, lassen die Fürsten und großen Herren, sowohl den Siufus als allen auf ihrem Wege befindlichen Gasthöfen, ihren Anzug zum Voraus melden. Sobald diese Nachricht einläuft, richtet man in jedweder Stadt, Dorfe oder Weiler, das der Zug trifft, eine Tafel auf, woran mit großen Buchstaben zu lesen ist, an welchem Tage der vornehme Herr an dem bestimmten Orte zu Mittage speisen, oder übernachten werde t).

s) U. d. 344 und vorherg. Seite.

t) Kämpfer erzählt die Ordnung, welche auf einem solchen Zuge beobachtet wird, nach aller Länge, und fährt sodann folgender Gestalt fort. „Es ist in der That sehr artig und nicht ohne Verwunderung anzusehen, wie eine solche Menge, und sämmtlich (nur die Lanzen- und Torimons-träger nebst den Bedienten ausgenommen) in schwarze Seide bekleidete Leute, mit einer wohlständigen Ernsthaftigkeit, und in der größten Stille daher ziehen, indem man sonst nicht den geringsten Laut höret, als das Geräusche der Kleider, und das Auftreten der Pferde und Leute. Hingegen kommt es einem Europäer auch sehr wunderlich vor, wenn er die Lanzen-träger und Bedienten bis an den Gürtel aufgeschürzt sieht, ohne daß sie zu Bedeckung ihrer Blöße sonst et-

was als eine schmale Binde um sich hätten. Was ihm aber noch wunderlicher, und zugleich sehr lächerlich bedünket, das ist ein gewisser Gang, oder die seltsamen Geberden, welche alle Ekelknaben, Bedienten und Träger der Lanzen, Sonnenschirme, Hüte, Fassanbaks oder Reisküsten machen, wenn sie durch eine Stadt oder durch ein ansehnliches Dorf, oder vor dem Gefolge eines andern Fürsten oder vornehmen Herrn vorbeiziehen. Denn sie schlagen sich bey jedem dem Schritte mit dem Fuße vor den Hinterfüßen, und strecken zugleich den Arm gegen die andere Seite so weit von sich, als sie können, nicht anders als ob sie durch die Luft schwimmen wollten. Zu gleicher Zeit schütteln und bewegen sie auch die Lanzen, Hüte, Sonnenschirme, Fassanbaks und was sie sonst tragen, auf eine sehr wunder-

Ferner

Japonische Münzen .



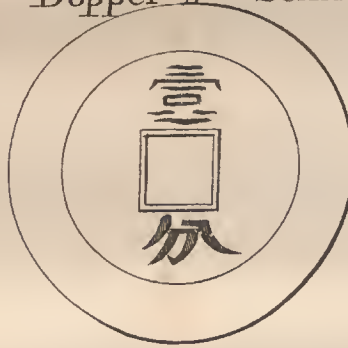
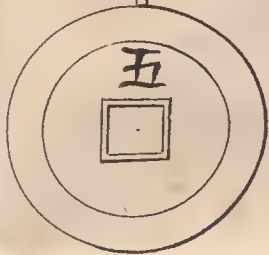
Sen ni .



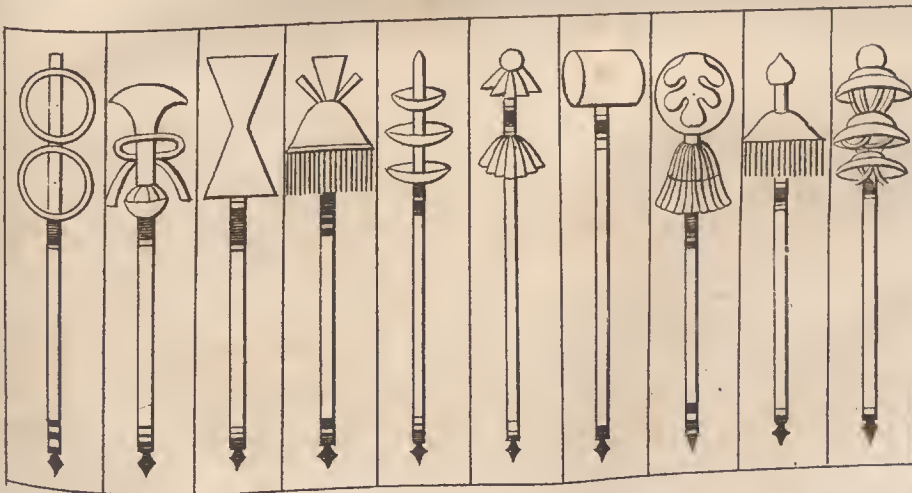
Doppel Senni .



Schuit .



Ehrenzeichen, die man den Fürsten und Großen vorträgt.



Ferner wächst die Menge der Leute auf den Landstraßen gar sehr, durch die gewaltige Anzahl Pilgrime und Bettler, sowohl von einem als von dem andern Geschlechte, davon die meisten zu irgend einer Bruderschaft, oder zu einem Mönchsorden gehören. Einige sind krank, andere frisch und gesund, und suchen entweder mit Bitten, oder mit Singen, mit Spielen auf der Geige, Zitter und andern Instrumenten, oder mit allerley Gaukelpossen, eine Gabe zu erhaschen. Noch wird das Gedränge durch eine unglaubliche Anzahl kurze Waarenträger, und Baurenkinder vermehret, welche den Reisenden von Morgen bis auf den Abend nachlaufen, und allerley schlechte Eswaaren, Wegbüchseln, Strohschuhe für Leute und Pferde, Stricke, Riemen, Zahnsäcker, und andere Kleinigkeiten zu Kaufe anbieten. Zuweilen begegnet man auch leeren Palankins und Cangos, imgleichen zurück gehenden Pferden, mit Sattel und Zeuge, nebst den dazu gehörigen Knechten, und da kann ein Fußgänger für ein schlechtes Trinkgelb, bis an die nächste Post kommen.

Beschreib.
von Japon.

Pilgrime,
Bettler, Krä-
mer.

Kämpfer beschließt diese Beschreibung mit der unglaublichen Menge barmherziger Schwwestern, davon kleine und große Gasthöfe, die Theebuden und Garfküchen, absonderlich in der Insel Nipon, zu allen Stunden des Tages wimmeln. Doch zeigen sie sich der Welt hauptsächlich nur um den Mittag, wenn sie mit ihrem Aufputze und Anstriche völlig zu Stande sind. Sie stehen meistens vor der Thüre, oder sitzen auf dem schmahlen Gange außen am Hause, und ersuchen die Reisenden mit vieler Höflichkeit um die Ehre des Vorzuges. In den Postdörfern, wo gemeiniglich viele Gasthöfe nicht weit von einander stehen, machen diese Weibespersionen ein sehr verdrießliches Gelärme. Es sind ihrer allemal wenigstens drey in einem einzigen Hause, ja zuweilen wohl sechs bis sieben. Diese schändliche Gewohnheit ist uralt u). Man schreibt ihren Ursprung dem ersten weltlichen Monarchen in Japon, dem berühmten Joritomo, zu; denn er besorgte, seine Kriegerleute möchten der vielen Feldzüge endlich überdrüssig werden, und sich zu ihren Weibern nach Hause sehnen. Er fand also kein besseres Mittel, sie bey sich zu behalten, als öffentliche Hurenhäuser zu erlauben.

Huren und
ihr Alter in
Japon.

R f f f 2

Der

„wunderlich; und mit den Bewegungen ihres eigenen Leibes übereinstimmende Weise. Die Norimonsträger streifen ihre Ärmel bis an die Achseln auf, und gehen mit bloßen Armen. Sie legen die Norimonstangen entweder auf die Achsel, oder auf die flache Hand; halten sie aber im letztern Falle über den Kopf empor. Indem sie nun die Stange dergestalt in die Höhe halten, strecken sie den andern Arm aus, und geben der Hand beständig eine wagerechte Stellung, welche, gleichwie auch die kleinen abgemessenen Schrittschritte, die sie mit steifen Knien dabey machen, eine besondere Vorsichtigkeit vorstellen sollte, die aber ungemein lächerlich läßt. So oft der Fürst aus seinem Norimon steigt, und in ein Haus oder in eine Laubhütte abtritt, dergleichen man auf dem ganzen Wege von einer

„Weite zur andern, ausdrücklich für ihn aufrichtet, bezahlt er den Wirth mit einem Cobang dafür. „Allein, was er für sein Mittags- und Abendessen giebt, das beträgt weit mehr. „U. d. 350 S.
u) Der Verfasser beschuldigt den Caron eines Irrthums, weil selbiger die Keuschheit der japanischen Weibespersionen so sehr herausstreichen will, und er vermuthet, er habe ihnen, seiner eigenen Frau zu Ehren, als welche eine Japaneserin war, das Wort so trefflich geredet. Nach seinem Berichte wird in Japon das lächerliche Leben ohne den geringsten Schen getrieben, und die Chinesen kommen ausdrücklich dahin, nur um die Lust recht zu genießen, die in ihrem eigenen Lande bey hoher Strafe verbotnen ist: um dieser Ursache willen, fährt er fort, nenneten sie Japon das chinesische Hurenhaus. U. d. 362 S.

Beschreib.
von Japon.

Der VII Abschnitt.

Handel in Japon mit Ausländern.

Erster Handel der Europäer mit den Japonern. Blühender Zustand der Portugiesen allda. Ursachen ihres Verfalles. Unbesonnenheit einiger Franciscaner und ihre schlimmen Folgen. Die Portugiesen finden noch einige Gnade. Man räumt ihnen Desima ein. Die Holländer suchen sie zu verdrängen. Es glückt ihnen. Sie leisten dem Kaiser wider die Christen Veystand. Urtheil der Japoner davon. Versuch der Portugiesen, wieder hinein zu kommen. Ihre Gesandten werden geköpft. Traurige Geschichte eines spanischen Schiffes. Anstalten der Japoner nach der Portugiesen Verjagung. Vortheil

le der Holländer davon. Eid wider sie. Wie genau man sie auf ihre Reise nach Hofe belauert. Wie übel sie daran sind. Waaren, die sie nach Japon bringen. Welche Waaren die Japoner am meisten lieben. Was die Holländer gewinnen; was sie da einkaufen. Verboothene Waaren. Handlung der Chinesen nach Japon. Ursprung desselben. Einschränkung des chinesischen Handels. Beschreibung ihres Gefängnisses. Vergleichung ihres und des holländischen Zustandes. Ihre Märkte und Güter. Japonische Waarenbesitzer. Kaufleute aus den Eylanden Nippon.

Erster Handel der Europäer mit den Japonern.

Hinderniß wegen der Religion.

Blühender Zustand der Portugiesen allda.

Man mag von der Entdeckung Japons, von Indien aus x), ein Urtheil fällen, was für eines man will: so sind doch die Portugiesen außer allem Streite die ersten gewesen, von welchen die Japoner europäische Waaren, nebst dem Lichte des Christenthums, empfingen. Zur selbigen Zeit war das Reich den Ausländern noch nicht verschlossen, noch stund den die Großen damals schon in der Unterwürfigkeit, darein sie nachgehends versielen. In dem sie nun für Ausländer, die ihnen aus so weit entfernten Gegenden nicht nur eine neue Glaubenslehre, sondern auch allerley in Japon bisher unbekannte Kostbarkeiten brachten, eine große Liebe gewannen: so stieg der Portugiesen Glück in weniger Zeit, bis auf den höchsten Gipfel. Zwar fehlte es nicht an Verfolgungen, welche theils aus der Misgunst der dasigen Priester, theils aus Staatsbesorgnissen herrührten: doch es vermochten selbige den Lauf des Evangelii nicht zu verhindern. Es fand dem ungeachtet immer mehr und mehr Anhänger, und dieses, nebst der Standhaftigkeit der Lehrer, machte eine große Menge Japoner nach dem Unterrichte begierig; sie wollten wissen, was das für eine Lehre sey, welche ihren Anhängern unter dem schmerzlichsten Leiden eine so große Freudigkeit mitzutheilen vermöge; und sobald sie es erfuhren, zeigten sie gleichen Eifer an sich, sie zu ergreifen y). Indem nun die Ausbreitung des Handels und der Glaubenslehre einerley glücklichen Fortgang verspührten: so heiratheten viel portugiesische Handelsleute die reichsten Mägdchen im Lande. Die andern aber, die nicht Lust hatten, sich ansäßig zu machen, schleppeten alle Jahre ungemeine Summen mit sich nach Hause. Ihr Gewinn an den europäischen Waaren betrug Hundert auf Hundert. Kämpfer handelt umständlich von ihrem erstaunlichen Gewinne, und gedenket unter andern eines kleinen portugiesischen Schiffes, das auf

x) Im 1542 oder 1549 Jahre. Man sehe oben den III Abschnitt. Die japonische Geschichte sagt, das erste europäische Schiff, das an ihre Küste kam, habe den Anker vor Uwa der Insel Tsikok gleich gegenüber ausgeworfen. Doch die Portugiesen behaupten, es habe in einem Hafen der Landschaft Bungo, welche nebst noch acht andern zu Kiusju gehöret, Anker geworfen.

y) Man sehe die neue japonische Geschichte.

z) Eine Tonne Goldes sind Hundert tausend holländische Gulden. Es versichert Kämpfer, sie hätten lange Zeit jährlich über drey hundert Tonnen aus Japon weggeführt. Als es mit ihrer Handlung schon sehr auf die Reize gieng, das ist im 1636 Jahre führten sie zwey tausend drey hundert und fünfzig Kisten mit Silber von Tangasaki nach Meaco, das ist zwey tausendmal tausend drey hundert und fünfzig tausend Taels. Im

auf einmal über hundert Tonnen Goldes mit sich wegnahm z). Die Ursache, warum sie allmählig herunter kamen, und endlich von den Holländern, die sich an ihre Stelle empor schwangen, gänzlich verdrungen wurden, müssen wir uns von eben diesem Schriftsteller sagen lassen. Der Verdacht, den man, was die römische Glaubenslehre betrifft, auf ihn, als einen Lutheraner werfen könnte, muß sogleich wegfallen, wenn man sieht, daß er den Holländern eben so wenig etwas verschweigt. Seltenes Beispiel der Aufrichtigkeit, absonderlich in einer Sache, welche bis auf seine Zeiten in der Dunkelheit lag, und noch von niemanden so deutlich erklärt worden war!

Beschreib.
von Japon.

„Es haben mir viele glaubwürdige Japoner erzählt, saget er, die Portugiesen hätten sich durch ihren Stolz und unerfättlichen Geiz in Japon verhaßt gemacht; ja die Neubeschriebenen selbst hätten sich sehr darüber gewundert, und geärgert, daß ihre geistlichen Väter es nicht bey der Seelensorge allein bewenden ließen, sondern ihre Augen zugleich auch auf das Vermögen und Geld ihrer Zuhörer richteten. Noch mehr hat sie es verdrossen, daß die Kaufleute, wenn sie ihre Waaren auf das theureste verkauft hatten, auch noch unerträglichen Wucher trieben. Der große Reichtum, und der unvermuthete Fortgang des Evangelii verleitete nicht nur die Weltlichen, sondern auch die Geistlichen zu großem Hochmuth. Die Häupter der Geistlichkeit a) hielten es ihrer Würde für unanständig, immer zu Fuße zu gehen, gleichwie Christus und seine Apostel gethan hatten; im Gegentheile wollten sie in kostbaren Sänften getragen seyn, und eben solchen Pracht treiben, als der Pabst und die Cardinäle zu Rom. Sie traten nicht nur die Großen des Reiches unter den Fuß, sondern sie verlangten auch den Rang über sie. Es geschah einstens, daß ein portugiesischer Bischof einem Staatsrathe, der nach Hofe reisete, auf der Landstraße begegnete: allein, er dünkete sich viel zu gut dazu, aus seiner Sänfte zu steigen, und dem vornehmen Manne seine Ehrverbiethung zu bezeugen, gleichwie es der Landesgebrauch erfordert hätte. Diese unverständige Aufführung, zu einer Zeit, da die Portugiesen bey weitem nicht mehr in dem alten Ansehen stunden, mußte nothwendiger Weise sehr üble Folgen nach sich ziehen. Der Staatsrath beklagte sich bey dem Kaiser, und schilderte den Hochmuth dieser Ausländer mit solchen Farben ab, welche den Kaiser zu großem Unwillen bewegten. Diese Begebenheit gieng im 1596 Jahre vor, und gleich im folgenden Jahre wurde die Verfolgung der Christen mit großer Heftigkeit erneuert.

„Doch ist auch wahr, daß die Bonzen oder japonischen Priester, bey Hofe Del ins Feuer gossen, weil es sie verdross, daß ihre Tempel eingerissen, und ihre Götzenbilder zerschlagen wurden. Nebst dem erweckte die Einigkeit und das gute Verhältniß der Christen unter sich allerley Verdacht, sowohl bey dem vorsichtigen Kaiser Taico, als bey seinem Nachfolger dem Iyejas. Jener hatte die Krone bloß seinem

R f f f 3

„Muth

1637 Jahre führten sie zwey Millionen hundert und zwey und vierzig tausend drey hundert und fünf und sechzig Taelen davon, und im folgenden 1638 Jahre eine Million, zweyhundert und neun und fünfzig tausend und drey und zwanzig Taelen. Da ihre Handlung abnahm, schickten sie nur Galioten nach Japon: allein, zur Zeit ihres blühenden Zustandes, brachten sie ihre Waaren in großen Schiffen II Th. a. d. 168. 169 S.

a) Kämpfer giebt niemanden die Schuld, als den Prälaten. Im Gegentheile redet er mit vieler Hochachtung, die an einem Protestanten zu bewundern ist, von dem ersten japonischen Apostel, dem Franz Xavier, und von allen Heidenbekehrern aus diesem Orden. Er saget, sie hätten sich durch große Demuth, tugendhaftes Leben, uneigennütziges Verfahren und Freygebigkeit gegen Arme und Kranke, in großes Ansehen gesetzt. II. a. d. a. d. 165 S.

Beschreib. „Muthe und seiner guten Aufführung zu danken; dieser hingegen der Verrätheren und ei-
von Japon. „ner strafwürdigen Bosheit; es war ihm folglich bey dem großen Fortgange des Christen-
 „thums, um so weniger wohl zu Muthe, weil nicht nur sein Pflegbefehlner Sides Jori, des
 „Taico einziger Sohn, den er vom Throne verdrungen hatte, sondern auch die meisten
 „Hofleute, entweder wirkliche Christen oder doch der christlichen Lehre geneigt gewesen wa-
 „ren. Den Anfang machte ein kaiserlicher Befehl, welcher alle fernere Unterweisung in der
 „Väter ihrer Lehre, worunter die Japoner die christliche verstunden, untersagte. Nach-
 „gehends bekamen die Statthalter und Großen im Reiche. gemessenen Befehl, ihre Un-
 „terthanen, es sey nun mit Güte oder mit Gewalt zum ehemaligen Glauben zu bringen.
 „Gleichfalls wurde es den Bewindhabern der portugiesischen Handelschaft auf das schärf-
 „ste untersaget, auf ihren Schiffen einige Geistliche ins Land zu bringen; dahingegen die
 „im Lande hin und her zerstreuten solches räumen sollten. Anfänglich kehrte man sich nicht
 „so gar genau an dieses scharfe Geboth, sondern es brachten sowohl die Portugiesen, als die
 „Castilianer, beständig frische Mannschaft von Heidenbekehrern, obgleich heimlich, ins Land.
 „Allein als die Sache in diesen Umständen war, ereignete sich ein neues Unglück, das ihren
 „gänzlichen Untergang beförderte.

Unbesonnen- „Der Statthalter zu Manilla schickte einige Franciscanermönche, mit dem Titel
heit einiger „der Botschafter, an den japonischen Hof. Diese nun predigten nicht nur, ungeachtet des
Franciscaner, „kaiserlichen Befehles, ja wider alles Vorstellen und sehnliches Bitten der Jesuiten, öffent-
und schlimme „lich auf den Gassen zu Meaco, sondern ließen auch eine Kirche bauen. „ Nach Kämpfers
folge davon. „Urtheile, konnte diese Unbesonnenheit sonst durch nichts entschuldiget werden, als durch ein
 „heftiges Verlangen nach dem Märtyrertode, und durch die Lehre des Apostels: man müsse
 „Gott mehr gehorchen, als den Menschen. Gleichwohl konnte man zugleich auch an den Jün-
 „gern abzählen, eine dermaßen offenbare Verachtung der kaiserlichen Gewalt werde dem
 „Christenthume eine unheilbare Wunde versetzen. Es hat auch wirklich die gleich darauf an-
 „gegangene Verfolgung ihres Gleichen nicht in der Kirchengeschichte. Sie währte nicht
 „nur beynähe vierzig Jahre, in welcher Zeit viele tausend Christen hingerichtet wurden, son-
 „dern sie endigte sich auch nicht anders, als mit der gänzlichen Ausrottung des Christenthums,
 „und der ewigen Verbannung aller Portugiesen aus dem Reiche.

Die Portu- „Unterdessen gieng allem Ansehen zu Folge, die Absicht der Kaiser anfänglich nicht dar-
giesen finden „hin, dieses Urtheil über die ganze portugiesische Nation auszusprechen. Denn sie wollten
noch einige „die ausländischen Waaren und Seltenheiten, welche selbige ins Reich brachte, nicht gern
Gnade. „missen. Daher verschonete man auch, als die nur erwähnte entsetzliche Verfolgung zu Ende
 „lief, und die meisten portugiesischen und spanischen Mönche hingerichtet waren, die weltli-
 „chen Personen und Kaufleute, in der Absicht, die Handlung, als welche mit der Glaubens-
 „lehre nichts zu schaffen hatte, mit ihnen fortzusetzen. Zu diesem Ende legte man im 1633
 „Jahre den Grund zu der Insel Desima, in dem Hafen zu Tangasaki, worauf ist die
 „Holländer ihren Sitz haben, und räumete sie den Portugiesen ein. Aber bald darauf mach-
 „te ihnen eine Verschwörung gegen des Kaisers Leben den Varaus, weil man sie beschuldigte,
 „sie hätten Antheil an selbiger genommen.

Wie ihnen die „Schon vor Ausgange des sechzehnten Jahrhunderts, und als die ostindische Handels-
Holländer vor „gesellschaft der Holländer gleichsam noch in der Wiege lag, stach ihnen der erstaunliche Ge-
dem Hamen „fischen.
fischen.

b) Man sehe die Reisebeschreibungen im VIII Bande dieser Sammlung.

winn, den die Portugiesen in Japon machten, gewaltig in die Augen, und brachte sie zu dem Entschlusse, sich in diesem Lande entweder fest zu setzen, oder doch wenigstens einen beständigen Ort zum Einlaufen für ihre mit Waaren beladenen Schiffe zu verschaffen, die sie jährlich dahin zu schicken gedachten *b*). Ihr erstes Waarenlager errichtete man zu Anfang des folgenden Jahrhunderts auf einer kleinen Insel, unweit der Stadt Firando, mit welcher sie auch vermittelst einer Brücke zusammen hing. Man nahm die Holländer um desto günstiger auf, weil sie geschworne Feinde der Portugiesen waren, die sich der Hof zu Jedo einmal für allemal vom Halse schaffen wollte. Im Gegentheile thaten auch die Portugiesen ihr Aeußerstes, sich diese gefährlichen Nebenbuhler vom Halse zu schaffen, und steckten sich zu diesem Ende hinter einige Große im Reiche, bey denen sie noch etwas galten. Doch alles Sträuben war vergeblich. Der Kaiser Ijejas, welcher nach seinem Tode zum Gonzen gemacht wurde *c*), begnadigte die Holländer durch ein förmliches Gosjanin, das ist, durch einen feyerlichen Reichsschluß, mit der Handlungsfreyheit, in seinem ganzen Lande. Allein, nach seinem Ableben bathen die Holländer bey Hofe um die Erneuerung des Gnadenbriefes. Kämpfer belegte dieses Beginnen mit dem Namen einer Unbesonnenheit, und saget, sie hätten keinen andern Freyheitsbrief, als den alten, und für sie ungemein günstig eingerichteten, nöthig gehabt, weil die japonische Nation das Versprechen ihrer Vorfahren auf das genaueste zu erfüllen pflege. Unterdessen gewährte man sie zwar ihrer Bitterte, allein unter allerley neuen, und bey weitem nicht mehr so vortheilhaften Bedingungen. Indem dieses vorgieng, kam es mit den Portugiesen immer weiter auf die Neige; die Holländer hingegen thaten ihr Bestes, sich an ihren Platz zu schwingen. Sie sparten weder Mühe noch Geld, die Gnade des Kaisers zu gewinnen, und die Großen am Hofe auf ihre Seite zu bringen. Sie ließen das allerseltsamste und theureste, was in fremden Ländern zu finden war, aufkaufen, und machten Geschenke damit. Sie ließen aus den äußersten Gränzen von Europa, aus Persien und Indien, sonderbare Thiere und Kostbarkeiten kommen. Doch die Japoner misbrauchten diesen ungemeinen Gefälligkeitseifer ihrer treuergebensten und gehorsamsten Bundesgenossen, und verlangten allerley Thiere von wunderlicher Gestalt, dazu sie ihnen die Abrisse gaben, nicht anders als ob sie nur erdenken dürften, was sie wollten, so mußte es irgendwo in der Welt wirklich anzutreffen seyn, und die Holländer konnten es aufreiben. Mit einem Worte, die Begierde nach einem guten Gewinne, der aber auf die Gewogenheit einer eigensinnigen Nation ankam, brachte es beyden Holländern dahin, daß sie alle, auch die widerwärtigsten Befehle vollzogen.

Beschreib.
von Japon.

Die Holländer suchen sie zu verdrängen.

In solchen Umständen befanden sie sich, als ihnen unweit des Vorgebirges der guten Hoffnung, ein portugiesisches Schiff in die Hände fiel, worauf sie einige an den König von Portugall lautende Schreiben von dem Oberhaupte der Portugiesen in Japon, Namens Moro, einem gebornen Japoner und eifrigen Anhänger der christlichen Lehre, fanden. Diese Briefe schickten sie ohne Verzug an ihren sonderbaren Beschützer, den Fürsten von Firando, welcher sie dem Statthalter zu Nangasacki, einem Freunde der Portugiesen, der aber alle ausländische Geschäfte zu untersuchen und abzuthun hatte, unverweilet einlieferte. Moro wurde hierauf bey'm Kopfe genommen. Nun leugnete er zwar steif und fest, sowohl als alle übrige zu Nangasacki anwesende Portugiesen: allein; es war weder ihre Standhaftigkeit, noch das Ansehen des Statthalters vermögend, das obschwebende Gewitter von

Wie es ihnen glücket.

c) Im 1611 Jahre.

Beschreib. von ihrem Haupte abzuwenden. Sie konnten, wosern man anders ihren Feinden glauben darf, weder Hand noch Siegel am Briefe leugnen d). Moro wurde zu einem grausamen Tode verurtheilet. Kämpfer setzt ohne Bedenken noch hinzu, man habe aus diesem Schreiben den Grund der ganzen Zusammenverschwörung der Portugiesen und japonischen Christen gegen des Kaisers Leben, und das Reich ersehen. Es stund darinnen, saget er, es fehle ihnen nur noch an den Schiffen und dem Volke, das man ihnen aus Portugal zu schicken versprochen habe; ferner waren die darein verwickelten Fürsten mit Namen genennet, und gemeldet, sie hofften, den päpstlichen Segen zu ihrer Unternehmung zu erhalten. Was die Holländer hiermit zu entdecken den Anfang gemacht hatten, das wurde nachgehends bestätigt, als ein japonisches Schiff noch ein anderes Schreiben des Hauptmanns Moro, an die Regierung zu Meaco auffing. Diese beyden Zeugnisse, wozu die Feinde der Portugiesen noch die heimliche Ankunft einer großen Menge Geistlichen setzten, brachten den Kaiser dahin, daß er im 1637 Jahre, allen Ausländern den Eintritt in seine Lande, gleichwie hingegen seinen gebornen Unterthanen das Wegreisen aus selbigem, auf ewig untersagte e).

Was es ihnen kostet.

Ungeachtet dieses strengen Befehles, kämpfeten doch die portugiesischen Bewindhaber bey nahe ganze zween Jahre lang gegen die angedrohte Gefahr, in Hoffnung man würde ihnen wenigstens erlauben, auf der Insel Desima zu bleiben, und ihre Handlung daselbst zu treiben. Der Kaiser schien auch wirklich zweifelhaftig, was er thun sollte, als man ihm vorstellte, die besagte kleine Insel liege außerhalb seines Reiches, folglich könnten die Portugiesen ohne Verletzung seines Befehles immer darauf wohnen. Doch, als die holländische Handelsgesellschaft zu gleicher Zeit die Versicherung gab, sie wollte ihm alle beliebige Waaren

eben

d) Kämpfer bringt hiervon weiter keinen Beweis hey. Es haben auch die Portugiesen diese Briefe beständig für untergeschoben ausgegeben. Zu bemerken ist hierbey, daß der damalige Oberkaufmann der holländischen Handlung in Japon eben der Caron war, welcher nachgehends in französische Dienste trat, und das Oberhaupt aller französischen Handelsplätze in Ostindien wurde. (Man sehe den VIII und X Band.) Eben dieser Mann gab auch eine kurze Nachricht von Japon, in Fragen und Antworten heraus. Einige wollen ihm Schuld geben, er habe das Schreiben, das die Portugiesen ins Unglück stürzte, selbst geschmiedet. Kämpfer berichtet, er wäre anfänglich des Rochs Maat oder Gehülfe auf einem holländischen Schiffe gewesen, und habe sich durch seine Geschicklichkeit stufenweise so hoch geschwungen. Allein, er irret sich, wenn er ferner saget, Caron habe wegen eines Missergnügens Batavia verlassen, und sey Willens gewesen, seine Dienste den Portugiesen und Franzosen anzubieten, aber im Angesichte der Stadt Lisbom durch Schiffbruch ums Leben gekommen, ehe er seine der holländischen Handelsgesellschaft höchstnachtheilige Anschläge zu bewerkstelligen vermocht. Kämpfer muß nicht gewußt haben, daß

Caron viele Jahre lang wirklich in französischen Diensten, und zwar in Indien lebte, und daß er bey seiner Rückreise von Surat an der portugiesischen Küste scheiterte. Kämpfer ebendaf. a. d. 236 Seite.

e) Dieser berufene Befehl verdienet wohl, daß man das vornehmste daraus in seiner ursprünglichen Gestalt mittheile.

An die Statthalter zu Nangasaki, Sakaki Barra, Sindamo Camis, und Baba Sabraye Sejimon.

Es soll weder einiges japonisches Schiff oder Fahrzeug, von was für einer Gattung es seyn mag, noch einiger Japoner aus dem Lande gehen. Wer diesen Befehl übertritt, soll am Leben gestraft, das Schiff aber mit Gut und Volk bis auf weitem Befehle in Beschlag genommen werden.

Ein Japoner, der in der Fremde gewesen ist und wieder nach Hause kömmt, hat das Leben verwirkt.

Wer einen Priester angiebt, der soll nach Verschaffenheit der Umstände vier bis fünf hundert Scheits Silber zur Belohnung bekommen, und für jedweden Christen nach Befinden. (Ein Scheit wiegt ungefähr fünf Unzen.)

Wer

Beschreib.
von Japon.

Sie leisten
dem Kaiser
wider die
Christen
Beystand.

Allgem. Reisebeschr. XI Band.

Beschreib.
von Japon.

Was die ja-
ponischen
Herren davon
urtheilen.

„einem aufrichtigen Geschichtschreiber gebühret; es habe ihnen zwar diese unterthänige Be-
„reinwilligkeit, damit sie einen auf die gänzliche Ausrottung des Christenthums abzielenden Be-
„fehl vollstreckten, einen beständigen Handelsitz in Japon zuwege gebracht, ungeachtet der
„Hof schon Willens gewesen war, alle Ausländer ohne Unterschied auszuschließen: es hätten
„aber unter den Japonern selbst Personen von hohem Range und edelmüthiger Gesinnung
„weder von dieser Aufführung, noch von der dadurch erworbenen Günst ein sehr vortheil-
„haftes Urtheil gefällt. Es schiene ihnen im Gegentheile wider alle Vernunft zu laufen,
„daß die Holländer einem ausländischen Monarchen, den sie für einen Heiden ansahen,
„aufrichtig zugethan seyn sollten, da sie doch einen ungemeinen Eifer zu Vertilgung solcher
„Leute bezeugten, welche wie die Japoner von den portugiesischen Mönchen erfuhren, im
„Grunde einerley Glaubenslehre mit ihnen hatten, und durch eben dieselbige Thüre
„in den Himmel eingiengen g). Es haben auch wirklich, fährt unser Verfasser fort, die
„Holländer, mit allem ihrem Nachgeben und demüthigen Bezeugen, sich bey dieser stolzen
„und übermüthigen Nation bisher noch in sehr schlechte Günst und Zutrauen gesetzt; im
„Gegentheile scheint es, je größere Proben sie von ihrer Aufrichtigkeit geben, desto ver-
„ächtlicher und geringer achte man sie h). „

Die Portu-
giesen suchen
sich wieder
einzuschlei-
chen.

Doch ehe wir den gegenwärtigen Zustand ihrer Handlung beschreiben, wollen wir die
Portugiesen und Castilianer bey ihrem Abzuge begleiten. Als der Statthalter zu Macao
diese armseligen Flüchtlinge ankommen sah: so glaubte er, es könnte ein Befehl, der sie nach
einem beynahe hundertjährigen Aufenthalte im Lande aus selbigem verbannete, unmöglich
unwiderruflich seyn. Demnach beschloß er bey Zeiten, und ehe die Japoner der Portugie-
sen ehemals geleistete Dienste gänzlich vergäßen, einen Versuch bey dem japoischen Hofe zu
thun, und schickte im 1640, das ist, gleich im folgenden Jahre nach ihrer Verjagung, zweyen
Gesandten nebst einem Gefolge von drey und siebenzig Personen an den Kaiser. Ungeach-
tet er nun vermeynt hatte, das Völkerrecht müßte überall gelten: so nahm man dennoch
die beyden Gesandten nebst ihrem ganzen Gefolge bey dem Kopfe; ja, ob sie gleich nicht
das geringste Kaufmannsgut am Borde hatten, folglich alle Beschuldigung, als ob sie ei-
gentlich nur um des Handels willen da wären, gänzlich wegfiel; so wurde ihnen dennoch
allen miteinander das Leben vom Kaiser abgesprochen, und nur zwölf von den allergering-
sten Bedienten nach Macao zurück geschickt, damit sie ihren Landesleuten den traurigen
Verlauf berichten, und zugleich die abgeschmackte Drohung kund thun sollten, wenn der
König von Portugall, oder der Christen Gott in Person nach Japon käme, so sollte es ih-

Ihre Gesand-
ten werden
geköpft.

Traurige Ge-
schichte eines
spanischen
Schiffes.

nen eben also ergehen. Es kamen aber diese zwölf Personen nicht nach Macao, ja man
hat niemals das geringste von ihnen erfahren. Vermuthlich giengen sie nebst ihrem Fahr-
zeuge zu Grunde, indem sie sich sehr schlecht auf die Schiffahrt verstanden. Die Hinge-
richteten hatten nach Landesgewohnheit jedweder seinen eigenen Henker hinter sich stehen,
also, daß auf ein gegebenes Zeichen die Köpfe alle miteinander zugleich weggeschlagen wurden.
Eine gewisse japonische Geschichte erzählet noch eine andere traurige Begebenheit, wel-
che einem großen spanischen Schiffe aus den philippinischen Inseln nur wenige Monate
vorher begegnete. Die Castilianer, unter welchem Namen die Japoner alle Spanier be-
greifen, hatten nicht weit von Manilla eine japonische Junke weggenommen, und damit
ihre barbarische That verschwiegen bleiben möchte, selbige in den Grund gebohret. Dem

g) Ist eine Redensart der Japoner, die Kämpfer, wenn er auf diese Materie kam, zum öftern von ihnen

ungeachtet bekamen die Japoner Wind davon. Bald darauf legte ein spanisches Schiff von drey Verdeckten im Hafen zu Nangasacki vor Anker. Die dasigen Statthalter ließen sich zwar äußerlich nichts merken, berichteten aber die Sache nach Hofe. Sogleich empfing der Fürst von Arima Befehl, das ganze Schiff mit Volk und Guth zu verbrennen. Zwar gab es einige gegen die Spanier gut gesinnete Personen in der Stadt, die sie heimlich vor Unglück warneten: allein, sie schlugen die wohlgemeynte Erinnerung aus Gewinnsucht in den Wind, und meynten, wenn ihr Schiff angegriffen würde, so könnte es sich wehren. Im Gegentheile waren sie Tag und Nacht beschäftigt, Gold, Silber, und andere kostbare Waaren an Bord zu nehmen. Endlich leuchtete ihnen die bevorstehende Gefahr zwar deutlich genug in die Augen; sie wurden nicht nur ihres Lebens, sondern auch ihrer Schätze wegen bekümmert, und machten sich zur Abreise fertig: allein, der widrige Wind verwehrete ihnen das Auslaufen. Diese Frist wendeten ihre Feinde auf Vollziehung des kaiserlichen Befehles; sie erschienen mit einer großen Menge Barken, umringeten das spanische Schiff auf allen Seiten, und ließen der darauf befindlichen Mannschaft kein anderes Mittel zu ergreifen übrig, als ihr Leben nach aller Möglichkeit theuer zu verkaufen. Es lehrten auch die Spanier bey dieser Gelegenheit, die Japoner in der That, wie hoch sie die Tapferkeit der Europäer zu schätzen hätten. Der Fürst von Arima hielt anfänglich den Sieg für etwas leichtes, und ermunterte seine Leute, durch die Vorstellung der reichen Beute, zu einem beherzten Angriffe. Als ihnen aber die unvermuthete Gegenwehr der Spanier, die Hiße ziemlich vertrieb: so sprang er in eigener Person zu allererst in das Schiff. Sein Beyspiel zog eine dermaßen große Menge Soldaten nach sich, daß im Augenblicke der ganze Ueberlauf voll Japoner war. Allein die Spanier machten sich unter das Verdeck, und verschlossen die Lücken. Diese übereilte Flucht kam dem Fürsten an einem so tapfern Feinde sehr verdächtig vor: und brachte ihn auf die Vermuthung, es müsse irgend eine Kriegerlist darunter verborgen seyn. Damit sprang er unter dem Vorwande, mehr Volk zu holen, geschwind in seine Barke, und machte sich aus dem Staube. Kaum war er weg, so legten die Spanier Feuer an einige unter dem Ueberlaufe in Bereitschaft stehende Pulverfässer, und sprengten ihn, nebst allen darauf befindlichen Japonern, in die Luft. Der Fürst gedachte, nun sey die Gefahr vorüber, und ließ das Schiff durch frische Mannschaft bestürmen. Allein die Spanier begaben sich unter das zweyte Verdeck, und ließen es eben also auffliegen, als das erste. Endlich stiegen sie gar in den Raum hinab, und nahmen mit dem dritten Verdecke ein gleiches vor. Dergestalt war nicht nur die See, sondern auch das Ufer voll todter und verwundeter Japoner ehe sie noch ihre Feinde gleichsam nur zu Gesichte bekommen hatten. Endlich kamen sie zum Vorscheine, aber voll Wuth, und mit dem Entschlusse, sich bis auf den letzten Mann zu wehren. Ja wie es scheint, so sprengten sie zuletzt sich, das Schiff, und alle darauf befindliche Feinde mit einander in die Luft. Denn Kämpfer erfuhr, als eine gewisse Wahrheit, man habe nachgehends eine große Anzahl Kisten voll Silber an diesem Orte aufgefischt, ja man habe noch vor wenigen Jahren einige aus dem Wasser geholet. Es kamen bey diesem Angriffe mehr als dreytausend Japoner um das Leben i).

Als der japonische Kaiser nach der portugiesischen Gesandten Hinrichtung erfuhr, es stehe diese Nation in China in großem Ansehen, und sie gelte absonderlich bey Hofe sehr viel: so machte der Portugiesen Verjagung.

§ 111 2

ihnen hörte. A. d. 185 S.

h) A. d. 185. 186 S.

i) A. d. 181 und vorherg. S.

Beschreib. machte er zu seines Landes Sicherheit allerley Anstalten, welche noch ist fortbauern. Man **von Japon.** bauete Wachhäuser oben auf die Berge, und besetzte sie mit Soldaten: welche durch angezündetes Feuer, und auf andere Weise die Lösung geben, wenn Schiffe gegen Japon angesegelt kommen. Sehen sie zehen, oder mehrere, so zünden sie ihr Feuer ohne Verzug an; eben dieses geschieht auch von einer Weite zur andern, durch das ganze Reich, bis an die Hauptstadt Jedo, und die Nachricht gelanget auf diese Weise, innerhalb vier und zwanzig Stunden, bis nach Hofe. Wegen der fernern Befehle, sehet es um so weniger einige Schwierigkeit, weil die treffliche Anstalt gemacht ist, daß jedweder schon zum Voraus weiß, wohin er sich bey Erblickung des Lösungsfeuers begeben, und was er zur gemeinen Vertheilung thun solle.

Was die Holländer von dieser Veränderung für Vortheil haben.

Wir kommen nunmehr wieder auf die Holländer. Zwar hofften sie, man werde ihnen nach ihrem Triumphe, und zur Belohnung der geleisteten Dienste ^k), nicht nur die verlangte Handelsfreyheit, sondern auch alle übrige Vortheile, um die sie ihre Mitbuhler gebracht hatten, zugestehen. Nichtsdestoweniger befahl man ihnen, ihr Waarenlager und Kaufhaus, das sie seit kurzem auf der Insel Firando gebauet hatten, nieder zu reißen, und zwar bloß deswegen, weil es von Quaderstücken, das ist, schöner als die gewöhnlichen Gebäude im Lande aufgeführt war, und weil sie an dem Giebel desselbigen die christliche Jahrzahl angeschrieben hatten. Nachgehends mußten sie dieses Kaufhaus gänzlich verlassen, und in die kleine, für die Portugiesen erbaute Insel, kriechen. Die Beschreibung derselbigen ist in Kämpfers Tagebuche zu lesen, der sie ein Gefängniß nennet. Hier haben sie ohne Unterlaß eine Menge Beamten, Wächter und Rundschafter um sich, absonderlich wenn ihre Schiffe ankommen, und währenden Verkaufes ihrer Güter. Alle diese Stockmeister und Rundschafter müssen sie noch dazu aus ihrem eigenen Beutel ansehnlich besolden, ungeachtet man sie ihnen nicht eher über den Hals schicket, als bis sie sich zuvor mit einem schweren Eide verpflichtet haben, keinerlei Art von Vertraulichkeit, Freundschaft oder Zuneigung gegen die Holländer zu hegen. Wenn sie den besagten Eid ablegen, so nehmen sie die allerhöchsten Götter zu Zeugen, unterwerfen sich, für ihre Person, ihre Angehörigen, ihr Gesinde, und ihre guten Freunde, der Rache derselbigen, und der Ahndung der Obrigkeit, wofern sie nicht jedweden in dem Eide enthaltenen Stücke, getreulich nachleben würden. Nachgehends besiegeln sie diese Formel mit ihrem Pettschafte, das in schwarze Dinte, und darunter gemischtes Blut getunkt wird. Dieses Blut ist ihr eigenes, und stechen sie sich zu diesem Ende bey der Wurzel des Nagels in einen Finger. Ungeachtet ein solches Versprechen an sich selbst fürchterlich genug ist: so wird es doch durch die strenge Bestrafung der geringsten Uebertretung noch fürchterlicher ^l).

Wie genau man sie auf ihrer Reise nach Hofe belauert.

Sobald die holländischen Schiffe wieder abgesegelt sind, reiset ihr Oberkaufmann nach Hofe, und überreicht dem Kaiser die jährlichen Geschenke der Gesellschaft. Diese Gesandtschaft wird von den Japonern also angesehen, als ob die holländische Nation dem Kaiser als ihrem

^k) Ungeachtet Kämpfer in ihrer Handelsgesellschaft Diensten stand, und ihnen übrigens sehr ergeben war, so spricht er doch ziemlich frey davon, daß sie den Japonern so außerordentlich viel zu Willen sind. Er sagt: „wie groß ihre Gewinn-
„sucht und ihr Durst nach dem japonischen Golde

„sey, das ist nur daraus zu sehen, weil sie lieber
„ein beynahe ewiges Gefängniß ausstehen, als ei-
„ne dermaßen einträgliche Handlung missen wol-
„len. Denn unser Aufenthalt zu Desima ist,
„wenn er beym Lichte besehen wird, in der That
„weiter nichts, als ein Gefängniß. Doch das ist

ihrem Oberherrn die Pflicht leistete. Daher schreibt man auch dem Gesandten vor, wie Beschreib.
von Japon. er sich unterwegs zu verhalten hat, und beleet ihn insgemein mit dem Namen *Siroziz*, das ist, Geißel. Während der Reise genießt weder er, noch sein ganzes Gefolge, eine größere Freiheit, als Gefangene. Sie dürfen mit keinem Menschen sprechen, ja ohne ausdrückliche Erlaubniß nicht einmal mit dem Gesinde im Gasthose, wo sie über Nacht bleiben. Sobald sie absteigen, führet man sie in möglichster Eile, entweder in das oberste Stockwerk, oder in die hintersten Zimmer, daraus man sonst nirgend hinsehen kann, als in den Hof; ja damit man ihrer desto gewisser versichert seyn möge, so vernagelt man die Hofsthüren. Ihr ganzes Gefolge, das aus Dollmetschern, Soldaten, Häschern, Trägern und Knechten, sammtlich gebornen Japonern besteht, muß aus der indianischen Gesellschaft Beutel bezahlet werden *m*).

Aus Kämpfers Tagebuche ist zu ersehen, wie geringschätzig man bey Hofe mit ihnen umgehe. Zeuget irgend ein Japoner einige Achtung oder Freundschaft gegen sie: so hält man ihn für einen Menschen, der keine Ehre im Leibe hat, und es mit seinem Vaterlande nicht aufrichtig meynet. Daher rühret sodann die bey den Japonern tiefeingewurzelte Meynung, es sey nicht nur erlaubt, sondern auch rühmlich, die Holländer zu übertheuern, die geringsten Sachen übermäßig hoch zu biethen, sie nach aller Möglichkeit zu betriegen, ihre Gerechtsamen zu schmälern, und auf allerley Mittel zu gedenken, wie man ihnen das Leben noch saurer machen könne, als ohnedieß wirklich geschieht.

Japonische
Grundsätze.

Erwischen sie einen Dieb über der That, so geschieht ihm weiter nichts, als daß ihm die auf der Insel bestellte Wache das Gestohlene wieder abnimmt, und auf der Stelle mit einigen Geißelhieben ablohnet. Ist aber sein Verbrechen wichtig, so wird er zuweilen, doch nur auf eine kurze Zeit, des Landes verwiesen. Betriegt hingegen ein Holländer den Zoll, so hat er den gewissen Tod zu erwarten, und wird entweder geköpft, oder gekreuziget.

Wie übel die
Holländer
daran sind.

Will ein Holländer einen Brief außer Landes schicken: so muß er dem Statthalter die Abschrift davon zustellen, der sie in ein eigenes hierzu bestimmtes Buch eintragen läßt. Gleichfalls dürfen die Holländer alle von auswärtigen Orten an sie einlaufende Briefe nicht eher öffnen, als bis sie der Statthalter zuvor durchgesehen hat. Unterdessen sieht man mit den Briefen unbediensteter Personen durch die Finger, ungeachtet sie eben sowohl mit im Gefesse begriffen sind. Vorzeiten achtete man die Holländer nicht einmal der Begräbniß würdig, sondern wenn einer starb, so warf man die Leiche außen vor dem Hafen in die See. Doch seit einiger Zeit ist ihnen ein sonst unnützer Platz auf dem Berge *Inassa* angewiesen, und erlaubt worden, ihre Todten dahin zu begraben. Allein, sobald die Beerdigung geschehen ist, so stellet man eine japonische Wache dazu; und der Befehl, den diese Wache hat, mag nun beschaffen seyn wie er will, so ist doch dieses gewiß, daß man bald darauf die Grabstelle fast unmöglich mehr kennen kann.

1113

Ueber-

nicht genug, sie durften überdies noch eine Menge „Großheiten von einer ausländischen und heidnischen „Nation; sie warten weder den Gottesdienst noch „die Sonn- und Feiertage ab; unterlassen das öffentliche Gebeth und Singen der Psalmen, vermeiden im Weyseyn der Landeseingebohrnen das

„Zeichen des Kreuzes, und die Nennung des Namens Jesus, mit einem Worte, sie lassen sich von „diesen übermüthigen Heiden nach Belieben hudein, „welches alles einem ehrliebenden Gemüthe unerträglich fällt. A. d. 186 S.

l) A. d. 200 S.

m) Ebendas.

Beschreib.
von Japon.

Ueberhaupt fällt es nicht nur Japonern, sondern auch Ausländern sehr leicht, ihre Forderungen von den Holländern einzutreiben. Die Regierung läßt sich niemals lange bitten, dem Kläger die Ersetzung aller Schäden und Unkosten zuzusprechen. Sie sieht im geringsten nicht darauf, ob seine Klage die Handelsgesellschaft selbst, oder nur einen ihrer Bedienten angehe, noch ob es billig sey, ihr anderer Leute Mishandlungen zur Last zu legen. Hat hingegen die Gesellschaft etwas zu klagen: so machet man ihr die Sache dermaßen schwer, daß sie zuweilen genöthiget wird, die allgerichtigste Forderung sitzen zu lassen.

Kämpfer hat mit Beschreibung des Verdrusses, den die Gesellschaft ohne Unterlaß ausstehen muß, einige ganze Capitel angefüllt, und es ist dasjenige, was wir ist bengetracht haben, nur ein geringer Auszug davon. Erwäget man nun noch die fränkenden Gebräuche, die man bey Ankunft ihrer Schiffe beobachtet ⁿ⁾, den Zwang, alle ihre Güter den Landesbeamten auf Treu und Glauben in die Hände zu liefern, durch unbekannte Leute auszuliefern zu lassen ^{o)}; nicht das geringste Merkmaal des Christenthums zu äußern, und ihre Handelsbedienten in ein Insulchen von hundert Klaster in die Länge, und vierzig in die Breite einsperren zu lassen, wo sie alles leiden müssen, was dieser ihr gehäßigen, und überhaupt höchst eigensinnigen und übermüthigen Nation in den Kopf kömmt, so wird man allerdings begierig, zu vernehmen, worinnen doch der große Vortheil bestehen müsse, welchem zu gefallen die Holländer eine dergleichen unerträgliche Hudeley erduldeten.

Güter, die
sie nach Ja-
pon bringen.

Kämpfer berichtet uns, was für Waaren sie nach Japon bringen. Nämlich rohe Seide aus China, Tunquin, Bengalen und Persien; allerley Gattungen seidene, wol- lene und andere Zeuge, aus nur besagten Ländern, wosern nur weder Gold noch Silber eingewirkt ist; europäische wollene Tücher, und andere, theils wollene theils seidene Zeug- ge, absonderlich aber englischen Sarsche; ferner brasilisches und sogenanntes Sapanholz, zum Färben; Ochsen- und Hirsch- oder andere wilde Thierhäute; Rochenhäute; Wachs; siamische und cambonsche Büffelhörner; Corduan und anderes Leder aus Persien, Benga- len und andern Ländern, nur nicht aus Spanien und Manilla, als worauf große Strafe gesetzt ist; Pfeffer und Zuckerstaub, oder auch Zuckercand, aus allerley indianischen Ge- genden; Nelken und Muscatennüsse, (Zimmet wird nicht mehr verlangt); weißen Sand- el aus Timor, Baroskämpfer, der auf Borneo und Sumatra gesammelt wird; Quecksilber, Zinnober und Saffran aus Bengalen; Bley, Salpeter, Borax und Alaun, aus Bengalen und Siam; Biesam aus Tunquin, Gummilack von Arsisen; Gummilack aus Siam; Corallen, Bernstein und ächtes Spießglas, davon die Japoner die blaue Farbe auf ihr Porcellan machen; europäische Spiegel; Spiegelstücke, daraus sie Brillen und Vergrößerungsgläser schleifen; Nasang de Vaca, ist ein Stein aus der Gallenblase der Kühe auf Mozambique, und wird zur Arzney gebraucht. Schlangenz- holz; Arsiac; Bambus; Mangos und andere unreife ostindianische Früchte mit eirf- schem Pfeffer, Knoblauch und Weinessig eingemacht; Bleystifte und Röthel zum Schreiben; Mercurium sublimatum, dulcem aber niemals; Haarseilen; Nähnadeln; Brillen; große

ⁿ⁾ Zu Erläuterung dieses Umstandes darf der geneigte Leser nur in Kämpfers Tagebuche nach- schlagen, was bey seiner Ankunft vorgieng.

^{o)} „Unsere Schiffe werden keinesweges durch „unsere eigenen Leute aus- und eingeladen, sondern

„durch die Landeseingeborne. Man nimmt alles „mal doppelt so viel, als es nöthig wäre, dazu, und „wenn ein Kerl nicht länger als eine einzige Stun- „de gearbeitet hätte, so muß ihm das volle Tages- „lohn demungeachtet bezahlt werden. Sedweder, „der

große gläserne Pocale von der feinsten Art; falsche Corallen; seltene Vögel und andere ausländische Seltenheiten, sie mögen übrigens von der Natur oder von der Kunst herrühren. Beschreib. von Japon.

Doch ist unter allen Waaren keine bey den Japonern beliebter, obgleich der wenigste Gewinn dabey zu machen ist, als die rohe Seide, welche um eben dieser Ursache willen den Namen Parcado von den Portugiesen bekam, selbigen auch noch heutiges Tages in Japon trägt. Aber alle Zeuge, Cattune, und Tücher, von was für Art sie seyn, geben ihnen sichern und ansehnlichen Gewinn. Gleichfalls gewinnet man vieles an Sapan- und Brasilienholze: imgleichen am Leder. Doch die allereinträglichste Waare ist Zucker, Tatchu oder Tachü, flüssiger Storax, Patsju, borneischer Kampfer, Spiegel, Corallen und Bernstein.

Als die Holländer anfangen, nach Japon zu handeln, schickten sie alle Jahre wenigstens sieben Schiffe voll istbesagter Waaren dahin: allein, seitdem man sie in die Insel Desuna eingesperrt hat, schicken sie nicht mehr als drey bis vier. Es lassen sich folglich ihre Glücksumstände nach Maaßgabe ihrer Gunst bey Hofe in verschiedene Zeitläufte abtheilen. Kämpfer zählet vier dergleichen von ihm also genannte Zeitläufte ihrer Handlung, und beschreibt sie treulich p). Heutiges Tages sind die Sachen zu ihrem Nachtheile so sehr geändert, daß sie nur für halb so viel Geld Waare verkaufen dürfen, als den Chinesen los zu schlagen erlaubet ist, welche letztere Summe eilfzehalb Tonnen Goldes beträgt. Was den Preis einer Waare betrifft, so ändert er sich alle Jahre. Es kömmt hierinnen darauf an, was man zu Meaco dafür giebt, und dieser Werth wird gemeiniglich darnach abgemessen, ob viel oder wenig davon im Lande verbraucht wird. „Unser Gewinn, saget Kämpfer, mag ein Jahr in das andere gerechnet ungefähr auf sechzig vom Hunderte steigen. Zieht man hiervon die Abgaben und Unkosten bey unserm Markte q) ab: so bleibt nicht viel über vierzig oder fünf und vierzig klarer Gewinn vom Hunderte übrig: welches für eine Handelsgesellschaft, die so erstaunlichen Aufwand in Ostindien machen muß, wenig sagen will; daher wäre es nicht einmal der Mühe werth, diese Handlung fortzutreiben, wosern nicht die japonische Landeswaaren, absonderlich das feine Kupfer, eben so viel, ja noch etwas darüber abwürfen. Es mag also der völlige Gewinn auf achtzig bis neunzig vom Hunderte steigen. Nebst dem sind auch die Unkosten nicht ein Jahr so groß, als das andere r).

Die holländischen Schiffe legen folglich einen Theil ihrer Waare an feingemachtes Kupfer, und nehmen alle Jahre zwölf bis zwanzigtausend Pies mit sich weg s). Es ist dieses Kupfer in Stäbchen einer Spanne lang und eines Daumens dicke gegossen. Jedwedes Pic wird um das Fortbringen zu erleichtern, in ein besonderes Kästchen von Tannenholze eingepacktet, und die drey bis vier Schiffe, daraus die holländische Flotte besteht, machen einen Theil ihrer Ladung daraus. Eines von diesen Schiffen nimmt den nächsten Weg nach Batavia. Die übrigen legen bey Pulo Timon, einer Insel an der malackischen Küste vor Anker, und setzen von daraus ihre Reise bis nach Malacka selbst fort, von da sie der holländischen

„der uns das geringste zu Gefallen thut, wir mögen es verlangt haben oder nicht, der erholet sich an den Waaren überflüssig dafür. Die meisten unter besagten Tagewerkern sind recht abgefeimte Spitzbuben.“ H. d. 210 S.

p) Ebendas. a. d. 251 n. f. S.

q) Dieser wird in Japon Combang genannt.

r) H. d. 244 und 250 S.

s) Ein Pic ist hundert und fünf und zwanzig holländische Pfunde.

Beschreib. holländische Statthalter zuweilen nach Bengalen, zuweilen auf die Küste Coromandel, zuweilen an andere Orte, wo man ihre Waaren bedarf, absegeln läßt.

von Japon.

Die übrige Ladung besteht aus grobem Kupfer, das in runde flache Kuchen gegossen ist, zuweilen auch aus kupfernen Casjes, oder einer Art Hälter, die man nach Tunquin führet. Das sammtliche Kupfer müssen die Holländer von einer japonischen Handelsgesellschaft nehmen, welche selbiges, kraft eines kaiserlichen Gnadenbriefes, ganz allein fein machen, und an Ausländer verkaufen darf. Nebst dem nehmen sie auch sechs bis zwölf tausend Pfund japonischen Campher, in hölzernen Fäßchen an Bord; ferner einige hundert Ballen Porcellan; ein oder zwey Kästchen Golddraht, das Kästchen zu hundert Rollen; allerley lackirte Schränke, Kästchen, Schreibtische und andere dergleichen Arbeit; Sonnen- und Feuerirme; allerley Arbeit von gespaltenem Rohre; Thierhörner; Fischhäute, welche die Japoner sehr artig und künstlich zuzurichten wissen; Edelsteine; Gold; Sowa, welches eine Vermischung von Silber, Gold und Kupfer ist; spanische Röhre; gemaltes, auch gold- und silberfarbiges Papier; durchsichtiges Papier, welches mit Del und Firniß also gemacht wird; Reiß, welchen man für den besten in ganz Asien hält; Saki, ein gewisses Getränk von Reisse; Soge, ein gewisses nicht unangenehmes marinirtes in Fäßchen; ausgeferbten Taback; allerley Gattungen Thee und Marmeladen; und einige tausend goldene Cobangs ¹⁾).

Verbotene Waare.

Währenden Befrachtens durchsuchet man nicht nur die holländischen Schiffe, sondern auch alle Häuser auf Desima, noch schärfer, als bey Ankunft der Flotte. Nicht das geringste vermag den Augen der japonischen Beamten zu entgehen. Alle und jede Geräthsstücke werden eines nach dem andern durchgesehen. Unter die verbotenen Waaren zählt man, nach Kämpfers Berichte, alles, was die Gestalt eines dasigen Götzens, oder eines Geisteslichen von des Dairi Hofe zeigt; alles, worauf japonische Schriftzeichen stehen, es sey von Papiere oder Metalle; gemünztes Silber; japonische Zeuge; vor allen aber das Gewehr; und was einige Verwandtschaft damit hat, als zum Beyspiele, die Abbildung eines Sattels, Schiffes, Fahrzeuges, Bogens, Pfeiles, einer Rüstung u. s. w. alle Säbel und Schwerter. Fände man dergleichen etwas auf einem holländischen Schiffe, so wäre die ewige Landesverweisung die geringste Strafe des Schiffers; über dieses würde man alle verdächtige Japoner auf die Folter spannen, um den Verkäufer und seine Helfershelfer zu erfahren, welche sodann dieses entsetzliche Verbrechen mit dem Tode büßen müßten. Kämpfer bringt hiervon einige Beyspiele bey. Er sagt: die Japoner sind zum Schleichhandel dermaßen gereizt, daß innerhalb sechs bis sieben Jahren wohl dreihundert Personen hingerichtet wurden, bloß weil sie den Chinesen in der Zollbetriegeren behülflich gewesen waren; ja er selbst sah die zwey Jahre über, die er in Japon zubrachte, mehr als fünfzig zum Tode bringen, und darunter einen, welcher nicht mehr als ein einziges Pfund Campher unverzollt durchgebracht haben sollte ²⁾).

Handlung der Chinesen nach Japon.

Weil wir ißt auf die Chinesen zu reden kommen: so müssen wir bey dieser Gelegenheit mit Kämpfern anmerken, es habe diese Nation ihre eigenen Landeswaare, seit den allerältesten Zeiten, in alle Morgenländer verführet, absonderlich aber die rohe Seide, die in ihrem Reiche überflüssig angetroffen wird, und ihnen bey den Griechen und Römern den Namen der Serer zuwege brachte. Ihre stärkste Handlung trieben sie in den östlichen, zwischen

¹⁾ Der Cobang ist ein sehr großes Münzstück. Man sehe oben die Nachricht von der asiatischen Münze.

Sumatra und Malacca gelegenen Königreichen und Landen. Als nun ihr Land von den Sataren bezwungen wurde, und sie sich nach Art ihrer Ueberwinder, die Haare abschneiden wollten: so giengen viele lieber weg, und ließen sich an den Orten nieder, darinnen sie zuvor gehandelt hatten. Unter selbigen war Japon seit undenklicher Zeit gleichfalls begriffen.

Beschreib.
von Japon.

Ursprung
desselbigen.

Nun fuhren sie zwar nur mit einer geringen Anzahl Junken dahin, weil ihnen unter einiger Kaiser Regierung aller Umgang mit Ausländern untersaget war, folglich das Ge- both nur von den Einwohnern der Seeküste und der benachbarten Eylande überschritten werden konnte. Allein, sobald die neue Regierung die Handlungsfreyheit wieder herstellte, breiteten sie ihr Verkehr in die meisten Morgenländer, absonderlich aber nach Japon aus, woselbst sie allemal wegen der Aehnlichkeit beyder Nationen in vielen Stücken, als namentlich in der gelehrten Sprache, Glaubenslehre, in Wissenschaften und Künsten, eine geneigte Aufnahme gefunden hatten.

Vor alten Zeiten besuchten sie entweder den Hafen zu Osaka, wiewohl er wegen seiner vielen Klippen und Untiefen wenig taugt, oder doch andere für die Schifffahrt eben so unsichere Orte. Nachgehends aber zeigten ihnen die Portugiesen den Weg nach Nangasacki. Um eben-diese Zeit bestimmte der japonische Kaiser Nangasacki zu dem einzigen Hafen in seinem ganzen Reiche, welcher den Ausländern künftig offen stehen sollte: Hier-

Sie lassen sich
zu Nangasacki
nieder.

auf machten sich viele Chinesen an diesem Orte ansäßig, und es kamen nicht nur die aus ihrem Vaterlande entwichenen, sondern auch die in den benachbarten Ländern, und in den jenseits oder gegen Osten des Ganges gelegenen Inseln zerstreuten dahin, und handelten entweder auf ihre eigene Hand, oder für andere. Eine Zeitlang genossen sie alle erwünschte Freyheit, und ihre Junken stellten sich in großer Menge ein. Sie baueten auch zu ihrer Religionsübung drey Tempel zu Nangasacki. Indem aber die Menge ihrer Junken beständig zunahm, und keine unter fünfzig Mann am Borde hatte: so erwachte das Mistrauen bey den Japonern. Nebst den Handlungsabsichten, kamen auch die reichesten Chinesen bloß deswegen nach Japon, um sich mit den Weibspersonen recht lustig zu machen, als welches daselbst ohne Scheu zu thun erlaubt ist x). Ja, es kam einstens, zu größter Verwunderung der Japoner, eine Menge tatarischer Mandarinen auf einmal, mit einer ganzen kleinen Flotte von sechs Junken angestochen. Doch die Regierung nöthigte sie, unverrichteter Dinge ab- zuziehen, und ließ ihnen dabey sagen, man verlangte keine andere Kriegesobersten und vor- nehme Herren im Lande zu sehen, als Landeseingebohrne. Ein so heftiger Argwohn prophezeete den Chinesen wenig Gutes. Als nachgehends die Portugiesen aus dem Lande ge- jaget wurden: so erfuhr man in Japon, der tatarische Monarch von China habe die Jesuiten sehr günstig an seinem Hofe aufgenommen, und ihnen erlaubt, das Evangelium in dem gan- zen Umfange seines weitläufigen Landes nach Belieben zu predigen. Zu eben der Zeit er- haschten die Japoner einige das Christenthum betreffende Bücher in ihrer Sprache, welche auf Veranstaltung der Heidenbekehrer in China gedruckt worden waren, und man heimlich nach Nangasacki bringen wollte. Diese Entdeckung erweckte bey ihnen die Sorge, es möchte sich die christliche Lehre, die sie durch ein unerhörtes Blutbad ausgerottet hatten, auf eine unvermerkte Weise von neuem im Lande einschleichen. Sie muthmaßeten, es möchten die Kaufleute, welche unter vielen andern auch die nur besagten Bücher mitgebracht hat- ten, wenigstens einige Neigung gegen die verbotene Glaubenslehre tragen. Indem nun

Sie nehmen
einige christli-
che Bücher
weg.

x) Ebendas. a. d. 260 S.

Man sehe oben den Abschnitt von der Lebensart.

Beschreib.
von Japon.

Einschrän-
kung des chi-
nesischen Han-
dels.

zu diesem Verdachte auch noch die Ankunft der tatarischen Mandarinen, und die beständig anwachsende Menge der Chinesen kam, so beschloß der Hof, ihre Handlung in engere Schranken, als bisher, einzuschließen.

Demnach setzte er dieselbige auf eine jährliche Summe von dreymal hunderttausend Taels, das ist nach holländischem Gelde, auf ein und zwanzig Tonnen Goldes herab, welches ungefähr doppelt soviel war, als die Summe, worauf man den holländischen Handel bereits gesetzt hatte. Ferner befahl der Hof, es sollten die Waaren, welche besagte Summe austrügen, auf nicht mehr, als zum höchsten siebenzig Junken geladen seyn, und zwar nach der von ihm selbst vorgeschriebenen Eintheilung, auf siebenzehn Junken von Nanking, auf fünf von der Stadt und Landschaft Canton, auf fünf von Nefu, vier von Sintsien; vier von der Insel Nynan, und dem benachbarten festen Lande von Chira; drey von Kootsa; drey vom Königreiche Siam; zwey vom Königreiche Camboja, zwey von Tayowan oder Takkasaga, in der Insel Formosa; eine von Sudaan, einen über Raktsju gelegenen, und wegen eines dem Quamwon gewidmeten Tempels berühmten Hafen; eine von Cochinchina; eine von Fani, welches eines von den größten Küsteneilanden ist, und noch einige andere, die Kämpfer nicht zu erfahren vermochte. Dergestalt waren in dieser Vertheilung alle Chinesen ihrer Zerstreuung in auswärtige Lande ungesachtet begriffen. Nachgehends erlaubete man noch eine Junke von Java, und eine von Perkin, um den Abgang derjenigen, die etwa Schiffbruch leiden möchten, zu ersetzen. Ueber dieser Verordnung befahl der Hof mit äußerster Strenge zu halten. Doch die japonischen Beamten mochten so scharfsichtig und wachsam seyn, als sie immer wollten, so wurden sie doch von den Chinesen hinter das Licht geführt. Manche Junken verkauften ihre Ladung in größter Geschwindigkeit, und kamen in einem Jahre zweymal. Andere segelten nach der Landschaft Satsuma, und thaten, als ob sie der Sturm dahin verschlagen hätte. Hier nun schlugen sie ihre Waare los, holten zu Hause eine neue Ladung, und liefen mit selbiger zu Nangasacki ein; begegneten sie etwa den japonischen Küstenbewahrern: so änderten sie ihren Lauf, und stellten sich, als ob sie des rechten Weges verfehlet hätten, eigentlich aber nach Nangasacki wollten.

7) A. d. 270 S. Das ist, sie haben japonische Aufseher und Verordnungen. Wir haben im IVten Abschnitte versprochen, in dem gegenwärtigen einige im Kämpfer befindliche Proben von der gemeinen japonischen Landessprache mitzutheilen. Eine davon ist eine Polizeyverordnung für die chinesische Wohnung; die andere für die holländische.

Dzio Sadamavi.

Nippon sui Sku sin gosatto somuki Nanigo toki Jorassu akusiwo takumi Reimotzuwo idasi tanomu mono Korre araba Kitto Moosi idzubezi Totto Jeha Dorni tarito lutome togawo Jurus sono nei motzno idsi Go foobi Kuda farubes mosi Samin Kore Arumi Oitewa Seiqua Nanbeki

Mono Nari

Qua . . . Pi . . .

War unterschrieben.

Befehl wegen des Schleichhandels.

Versuchet ein Japoner oder Ausländer den Gesetzen zuwider einige verbotene Waare zu verkaufen, und man erfährt es, so soll man es der Obrigkeit berichten, welche die Sache untersuchen wird. Eröffnet es einer von den Mitschuldigen selbst, und giebt einen Zeugen ab, so soll er begnadiget werden, und noch dazu eine dem Verbrechen gemäße Belohnung erhalten. Die Uebertreter, welche durch das Zeugniß ihrer Mitschuldigen überwiesen sind, werden nach dem Ausspruche der Gesetze bestraft.

Genug hiervon

den Monat . . . am Tage . . .
Tonnomo. Sia Bioje, Setzno Cami.
Kinfai

Um nun allen listigen Streichen einmal vor allemal ein Ende zu machen, glaubte der Hof, am besten zu thun, wenn er die Chinesen eben sowohl in ein Gefängniß sperrete, als die Holländer in Desima. Man wies ihnen folglich im 1688 Jahre zu ihrem Aufenthalte einen Garten an, der zuvor dem Sjugozes, Verwalter der kaiserlichen Tafelgüter, gehörte hatte.

Beschreib.
von Japon.

Der Garten selbst lag annehmlich genug, nämlich am Ende des Hafens, nahe am Ufer und an der Stadt. Man hatte ihn auch mit einer großen Menge, theils einheimischer theils ausländischer Gewächse und Kräuter sehr sorgfältig ausgezieret. Auf diesen Platz bauete man viele Reihen kleine Häuschen; doch stand jede Häuserreihe nur unter einem einzigen Dache. Hernach umgab man den Platz mit einem Graben, mit Pallisaden und doppelten Thoren. Es gieng mit diesem Vornehmen dermaßen schleunig zu, daß dieser Ort, welcher zu Anfange des Hornungs noch unter die angenehmsten Gärten, die in der Welt seyn mögen, gehörte, mit Ausgange des Mayes, weiter nichts als ein verdrießliches Gefängniß vorstellte, darinnen man die Chinesen zusammen einsperrete, und eine starke Wache davor stellte. Hier nun geht es ihnen nicht besser, als den Holländern in Desima, wie wohl Kämpfer gleichwohl einigen Unterschied bemerket. Denn, saget er, erstlich werden die Chinesen niemals vor den Kaiser gelassen; dahingegen die Holländer diese Ehre alle Jahre einmal genießen. Allein eben deswegen bleiben jene auch einer höchstverdrießlichen dreymonatlichen Reise überhoben, und ersparen den Aufwand für eine große Menge Geschenke, die man dem Kaiser und seinen Ministern machen muß. Zweitens haben sie Lebensmittel und Vorrath, der ihnen bis vor die Thüre ihres Bezirkes geliefert wird, dahingegen die Holländer eine ganze Gesellschaft japonischer Marketender aus ihrem Beutel unterhalten müssen. Drittens betrachtet man die Chinesen als lauter einzelne Handelsleute, die kein Ganzes unter sich ausmachen, folglich gehen auch ihre Aufseher und Wächter nicht so höflich mit ihnen um, als mit den Holländern. Viertens haben sie keinen Oberkaufmann oder Director ihrer Handlung, der sich beständig in Japon aufhielte, sondern wenn ihre Waaren verkauft sind, fahren die meisten in ihren Junken wieder nach Hause, und lassen ihre Häuschen so lange leer stehen, bis sie wieder kommen v).

Beschreibung
ihres Gefäng-
nisses.

Vergleichung
ihres und der
Holländerzu-
standes.

M m m m 2

Sie

Kinsai desimamats.

1. Kec seno Foku onna irukutto
 2. So quam sin no mono narabini Kotfusiki Irukutto.
 3. Kojasifiri no Fokasifike Jammabus siki Irukutto.
 4. Desima Mawari foos Kui Jori utsi ni fune Norikomui Kotto t sukettari fassi osta fune nori tooru kotto.
 5. Juje naku Holanda siu Desima Jori idsuru kotto
- Migino Dsio Katakui limamoru beki
Mono Nari &c.

Verordnung für die Straße Desima.

1. Niemand darf hineingehen, als die Huren.
 2. Bettler und wer vom Almosen lebet, darf nicht hinein gehen.
 3. Bloß die Geistlichen vom Berge Kojas dürfen hinein. Alle übrige Jammabus sind ausgeschlossen.
 4. Niemand soll mit einem Schiffe oder Fahrzeuge in die Pallisaden von Desima kommen. Niemand soll mit einem Schiffe oder Fahrzeuge unter der Brücke durchfahren.
 5. Kein Holländer soll ohne erhebliche Ursache aus Desima gehen.
- Diesem Befehle soll man genau nachleben.
Genug hiervon &c.

Beschreib.
von Japon.

Ihre Märkte
und Güter.

Japonische
Bücherbesitz-
tiger.

Kaufleute
aus den Ey-
landen Riuku.

Sie haben alle Jahre drey Combangs oder Märkte; einen im Frühlinge, auf welchem sie die Ladung von zwanzig Junken verkaufen; den andern im Sommer, für die Ladung von dreyßig, und den letzten im Herbst, für zwanzig Ladungen. Alle überzählige Junken, und die nach den Messen ankommen, müssen ohne Verzug wieder unter Segel gehen, ohne daß sie nur einmal ausladen dürften. Ihre Ladung besteht in unverarbeiteter Seide aus China und Tunquin, aus allen Gattungen seidener und wollener Zeuge, welche die Holländer gleichfalls bringen; aus Zucker von verschiedener Landesart; aus tunquinschen Gallnien, zum Färben des Kupfers, und der daraus verfertigten Arbeit; aus Terpentin von Pistacienbäumen; aus Gummi und Myrrhen, Agath, Calamboucholz; aus Tsampa Camboja und den benachbarten Ländern; aus dem kostbaren Baroscampfer, von Borneo; aus der Wurzel Ginseng, die in Corea gefunden wird; aus allerley chinesischen, theils einfachen theils versetzten Arzneymitteln und Spezereyen, und endlich aus einer Menge chinesischer Bücher von der Weltweisheit und Glaubenslehre. Seitdem man einstens christliche Bücher darunter antraf, müssen alle chinesische Bücher von zween Gelehrten, die der Hof ernennet, und reichlich besoldet, untersucht werden. Einer durchsieht die geistlichen, der andere die übrigen, welche von der Weltweisheit, Arzneykunst und Geschichte handeln z).

Nebst den Chinesen und Holländern dürfen auch die Kaufleute aus den Inseln Riuku oder Liquejos nach Japon handeln, doch nur in die einzige Landschaft Satzuma. Es ist bereits angemerkt worden, es sey unter beyden Benennungen nichts anders, als die Inselreihe, die sich von der sakumischen Westküste, bis an die philippinischen Eylande ausbreitet, zu verstehen. Ihre Einwohner reden ein verdorben Chinesisch, welches ein genugsamer Beweis ihrer eigentlichen Herkunft ist, gleichwie man denn auch weiß, daß die Chinesen zu aller Zeit mit diesen Eylanden Verkehr getrieben. Nach Eroberung ihres Reiches ließen sich viele darinnen nieder. Einige Zeit hernach bezwang sie der Fürst von Satzuma, den sie für ihren Eroberer ansehen, ihm auch Steuer zahlen: allein anstatt den japanischen Kaiser für ihren Oberherrn zu halten, überreichen sie vielmehr dem tatarischen Herrscher ihres Vaterlandes ein jährliches Geschenk, als ein Zeichen ihrer Unterthänigkeit. Um dieser Ursache willen, werden sie auch, was ihre Handlung betrifft, in Japon für Ausländer angesehen. Der Hafen zu Satzuma ist der einzige im ganzen Reiche, den sie besuchen dürfen. So ist ihnen auch jährlich nicht mehr als für hundert und fünf und zwanzigmal tausend Taels Waaren einzuführen erlaubt. Sie bringen allerley seidene Zeuge Getreide, Reis, Obst und Hülsenfrüchte, imgleichen Uramuri, oder Fruchtbrandwein, Takaragais und Simagais, das ist Perlmutter, nebst den kleinen Schneckenhäuschen, die man in Indien Koris nennet, und daher sie auch kommen, absonderlich aus den maldivischen Inseln. Diejenigen, welche aus Riuku kommen, wo man sie an der Küste überflüssig findet, dienen zu einer weißen Schminke für junge Knaben und Mädchen. Sie bringen auch viele große, flache, glatte, und beynahe ganz durchsichtige Muscheln, die man in Japon zu Fenster Scheiben brauchet, imgleichen seltene Blumen, Pflanzen, und andere auf ihren Inseln befindliche Gewächse.

Der

2) A. d. 273 S.

a) Ein armenischer Bischof versicherte einen unter den ersten jesuitischen Heidenbekehrern, die Priester

Der VIII Abschnitt.

Religion, Secten, Priester, Tempel, Wallfahrten und Ceremonien
in Japon.Beschreib.
von Japon.

Vielerley Glaubenslehren. Spuren des Christenthums daselbst. Drey Hauptreligionen in Japon. Des Sinto, die älteste. Ungereintheit derselben. Ihr größtes Geheimniß. Gerüchte Camis. Mias oder Tempel der Camis. Bewegliche Capellen. Tempelhüter. Unter wein sie stehen. Hauptlehren des Sinto. Festtage desselben; des Tenso Dai Dsin; des Wasergottes. Schuttgötter der Handelsleute. Japonische Wallfahrten. Beschreibung der Wallfahrt nach Isso. Zeit derselben. Einsiedlerorden der Jammabos. Andere Bettler. Anmuthige Bettlerinnen. Ursprung der Trennung

im Sinto. Zweien blinde Bräderschaften. Budso, zweyte Religion. Aehnlichkeit der neuen japonischen und gemeinen indianischen Religion. Erzählung der Japoner von Kaca. Wie der Budso nach Japon gekommen. Beschreibung einer seltsamen Wallfahrt. Gebräuche, die mit der römischen Religion übereinkommen. Ihre Tempel. Nonnen. Feste. Heirathen und Ehescheidung. Unverwandschaft und Erbrecht. Leichenbegängnisse. Trauer. Sinto, eine Secte Weltweisen. Ihre Lehre. Sie nimmt ab.

Die Freyheit, welche vor Austilgung des Christenthumes in diesem Reiche herrschte, hatte zum Nachtheile der alten Landesreligion eine ziemliche Menge Anhänger ausländischer Meynungen von Glaubenssachen in selbiges gelockt. Einige Schriftsteller lassen die Anzahl besagter Meynungen bis auf zwölf steigen, darunter beynahe keine einzige weder was die Grundsätze, noch was das äußerliche betrifft, mit der andern übereinstimmt. Einige betheuen Sonne und Mond an, andere bringen ihren Weihrauch allerley Thieren. Sowohl die Camis oder ersten Beherrscher Japons, als die indianischen Soes oder Sotoques, ja mit einem Worte, jedweder, der zur Bevölkerung und guten Verfassung dieser Inseln etwas ansehnliches beytrug, nützliche Gesetze, eine Wissenschaft oder Kunst dahin brachte; ingleichen, wer einen neuen Gottesdienst einführte, der hatte seine Tempel und seine Verehrer. Die Großen stehen in dem Rufe, als wenn sie meistens gar keinen Gott glaubten, und die Seele für sterblich hielten, ungeachtet sie sich äußerlich zu irgend einem Gottesdienste halten. Kurz, die Teufel selbst haben in Japon ihre Altäre und Opfer. Unterdeß ist diese Verehrung eine bloße Wirkung der Angst: denn man verlangt nicht die geringste Gunst von ihnen, sondern man fürchtet sie, weil man glaubet, sie könnten Unglück stiften; und um dieser Ursache willen suchet man sie zu begütigen.

Das wunderbarste ist dem neuen Geschichtschreiber zu Folge dieses, daß man mitten unter diesem Gewirre von Glaubensmeynungen, unzählige Spuren des Christenthums antrifft. Denn wie er versichert, so haben wir beynahe weder ein Glaubensgeheimniß, noch sonst eine Glaubenslehre, ja nicht einmal eine Andachtsübung, das den Japonern allem Anscheine zu Folge nicht bekannt gewesen seyn sollte. Man sollte folglich auf die Meynung gerathen, es müßte selbiges vor Zeiten bis zu ihnen durchgedrungen seyn, entweder gerades Weges, und in seiner völligen Reinigkeit a), oder durch Umwege, und so wie es durch die Indianer, Tataren und Chinesen verdorben war, als welche es, wie man heutiges Tages zuverlässig weiß, von syrischen Anhängern des Nestorius bekommen hatten. Nur ist nicht

M m m 3

wohl

Priester von seiner Nation hätten das Evangelium nach Japon gebracht. Histoire du Japon T. I. Ebendas. a. d. 262 S.

Beschreib. von Japon. wohl zu begreifen wie es zugienge, daß die Japoner das Aeußerliche von einer Religion, da von sie nicht die geringsten Begriffe mehr hatten, bebehielten? Der Geschichtschreiber, den ich anführe, ist folglich geneigt, zu glauben, besagte äußerliche Uebungen wären in Japon nicht älter, als die Ankunft der ersten portugiesischen Schiffe. Denn es ist ja möglich, sagt er, daß eine neugierige Nation, die von keinem Zwange etwas wußte, solche Gebräuche, davon sie sich einigen Nutzen versprach, gleich bey dem ersten Anblicke annahm. Hierher gehört das Kreuzmachen, in der Absicht, die Teufel zu verjagen *b*). Wendet man dagegen ein, die zuerst ins Land gekommenen Heidenbekehrer müßten dem Ursprunge dieser Gebräuche doch wohl auf die Spuhr gekommen seyn, wenn selbiger so gar neu gewesen wäre: so antwortet unser Verfasser darauf: In einem solchen Lande, wie Japon, da der Aberglauben gleich auf alles, was ihm wundernswürdig scheine, verfalle, ohne sich um die Quelle desselbigen sonderlich zu bekümmern, könne sich die Spur verloren haben, ehe die Heidenbekehrer Zeit gehabt, sie wahrzunehmen *c*).

Drey Hauptreligionen in Japon.

Sinto, die älteste Religion.

Götter Camis

Ungereimtheit des Sinto

Sein größtes Geheimniß.

Als die Portugiesen ins Land kamen, waren drey Hauptreligionen in Japon. 1) Die alte, Sinto genannt; 2) der Budso, oder ausländische Götzendienst, welcher entweder aus Siam oder aus China herkam; 3) der Siuto, oder Lehrbegriff der Welt- und Sittenweisen. Die erste beruhet auf eben dem Grunde als das Reich, und die beyden ersten Kaiserstämme, so wie wir sie bereits angeführet haben *d*). Das ist, sie besteht in der Verehrung der sieben himmlischen Geister, welche den ersten Stamm der japonischen Beherrscher ausmachen, und der fünf Halbgötter *e*) vom zweyten Stamme, unter dem Namen Camis. Zu eben diesem höchsten Range werden auch die Kaiser, welche nach dem Stifter der dritten Dynastie, dem Syn Nu, regierten, erhoben, und es erzeiget jedweder regierender Herr seinem Vorfahrer diese Ehre. Eine solche Vergötterung geschieht allemal mit vieler Weitläufigkeit und großem Gepränge: es wird auch dem neuen Camigotte die Ausübung einer gewissen Gewalt über die Sterblichen angewiesen. Es bemerkt Kämpfer, der ganze Inbegriff der sintischen Götterlehre sey ein dermaßen lächerlicher Mischmasch von tollen und abgeschmackten Mährchen, daß diejenigen, die sich darauf legen, sie vor ihren eignen Anhängern, vor andern Glaubensverwandten aber, noch weit sorgfältiger verhehlen. Es hätte, wie er sagt, diese Religion niemals lange gedauert, wenn sie nicht in genauer Verbindung mit den Landesgesetzen stünde, als worauf die Japoner auf eine ganz außerordentliche Weise erpicht sind; ja vielleicht verleitet eben ihre Ungereimtheit die meisten Großen und scharfsinnigen Köpfe zur Ohngötterey. Zwar unterweisen die Lehrer dieser Religion einen jedweden, der es nur verlangt, darinnen; doch allemal mit der Bedingung des Geheimhaltens, absonderlich wenn sie auf den letzten Artikel kommen, welcher den Ursprung aller Dinge vorträgt *f*). Denn hiervon erfahren ihre Schüler niemals das geringste Wort, ehe

b) Dem Franz Xavier wurde bey seiner Anwesenheit in Indien berichtet, der Teufel sey vermittels des Kreuzmachens aus einem japonischen Hause vertrieben worden. Ebend. a. d. 263 S.

c) Ebendasselbst.

d) Man sehe oben den III Abschnitt.

e) Oder irdische Götter, wie die Japoner sprechen. Mit ihnen beginnt der Mikottotitel, welcher so viel als göttlich bedeutet, und dessen Ver-

ringerungswort Mikaddo ist, das eben so viel sagen will, als Dairi.

f) Kämpfer bringt diesen Artikel aus einem Buche bey, das die Japoner Odaiki nennen. Er theilet nebst der Uebersetzung auch den Grundtext selber mit:

Kai takuno fasime dsjusio Fusio Tatojaba Jujono sui soni ukunga Getosi Tentfino ut-siini Itsi but su Weo seofesu Katats Igeno gotosi

ehe sie zuvor Hand und Siegel darüber ausstellen, ja mit einem Eide bekräftigen, sie wollten diese tiefen Geheimnisse niemals einem Ungläubigen eröffnen, und sie dadurch entheiligen. Beschreib.
von Japon.
Nebst dem scheint es, als ob sie unter dem Worte Geist, nichts anderes, als eine höchstzarte und feine Materie verstünden.

Unter allen Camis g) wird keiner höher verehret, als Tensio-Dai-Dsir, Stifter des zweyten Stammes, und der erste unter den irdischen Göttern. Jedweder Japoner glaubet, von ihm entsprossen zu seyn, und das erbliche Regierungsrecht der Dairi gründet sich bloß auf ihre Abstammung von seinem ältesten Sohne. Vermuthlich hält man die sieben vor ihm gewesenen Camis für allzusehr über die Erde erhaben, als daß sie sich um das, was darauf vorgeht, bekümmern sollten. Auch diejenigen, welche die alte Religion verlassen, und die neuern Meynungen dafür annehmen, erzeigen diesem Stammvater der japanischen Nation eine Art göttlicher Verehrung. Die alten Geschichte erzählen seine Wunder und Heldenthaten nach aller Länge, und giebt es wenige Städte, da man nicht einen ihm zu Ehren errichteten Tempel finden sollte.

Nebst den Kaisern wird der Camistitel auch einem jedweden berühmten Manne zugestanden, der sich in seinem Leben durch Heiligkeit, Wunderwerke und außerordentliche Verdienste um sein Vaterland hervor that. Doch eine solche Vergötterung machet nur einen Gott von geringerm Range, der seine Stelle unter den Sternen bekömmt. Uebrigens hat jedwede Gottheit ihr eigenes Paradies, entweder in der Luft oder im Grunde des Meeres, nicht weniger in der Sonne, im Monde, und in allen leuchtenden Himmelskörpern. So wie nun das Paradies beschaffen ist, dazu jedweder Lust hat, wählet er sich eine Gottheit, und suchet selbiger seine Ergebenheit auf alle mögliche Art zu bezeugen. Indem nun die Anzahl der Götter alle Tage zunimmt, und keiner in selbige versetzet wird, ohne daß man ihm zugleich auch einen Tempel erbauen sollte, so sind in jedweder Stadt beynahe eben so viel Tempel und Capellen, als Häuser. Jedweder Kaiser und Fürst will es dem andern bey Auführung derselbigen an Pracht zuvor thun. Man muß auch wirklich die Kostbarkeit einiger solcher Denkmale nicht weniger bewundern, als ihre Menge. Es ist nichts seltenes in einem einzigen achtzig bis hundert Cedersäulen von erstaunlicher Höhe, imgleichen riesenmäßige metallene Bilder anzutreffen. Ja vorzeiten gab es so gar goldene und silberne, nebst einer Menge Lampen und anderer ungemein kostbarer Zierrathen. Die Bilder sind insgemein mit Stralen bekrönt. Doch es ist dieser Gebrauch eben so wenig nur allein auf den Sinto eingeschränket, als die Anhänger dieser alten Religion die übrigen an Pracht zu übertreffen suchen.

Ihre Tempel heißen Mias, h) das ist Wohnung der unsterblichen Seelen. Kämpfer sehet ihre Anzahl für ganz Japon wenigstens auf sieben und zwanzig tausend sieben hundert Mias oder
Tempel der
Camis.

to. Kämpfer II Theil auf der 2 Seite.
to. Kämpfer II Theil auf der 2 Seite.
to. Kämpfer II Theil auf der 2 Seite.

to. Kämpfer II Theil auf der 2 Seite.
to. Kämpfer II Theil auf der 2 Seite.
to. Kämpfer II Theil auf der 2 Seite.

to. Kämpfer II Theil auf der 2 Seite.

g) Cami und Sin bedeutet Seele und Geist. Man giebt ihnen auch den Beynamen Miosio, das ist, hoch, erhaben, vortreflich; und Gongen, das ist gerecht, streng, eifersüchtig.

h) Man nennet sie auch Jafiro, und Siaou Sinsja; doch gehöret die letztere Benennung eigentlich für den ganzen Hof des Mias, mit allen dazu gehörigen Gebäuden.

Beschreib. dert. Die meisten stehen auf einer Anhöhe, und in einiger Entfernung von dem gemeinen und durch den Gebrauch verunreinigten Erdboden. Man kommt durch einen breiten, und mit einer doppelten Reihe Cypressenbäume besetzten Gang zu ihnen. In diesen Gang tritt man durch ein steinernes oder hölzernes Thor, auf welchem zwischen zween Pfosten eine viereckichte Tafel steht, und den Namen des Gottes, welchem der *Mia* geweiht ist, mit goldenen Buchstaben zu lesen giebt. Aus diesem Aeußerlichen sollte man billig einen sehr ansehnlichen Tempel vermuthen: allein, die allermeisten sind nach dem Muster der alten eingerichtet, und haben folglich vieles von der Einfalt derselbigen an sich. Gemeinlich sind es nur schlechte hölzerne, von Gebüschern und Bäumen ganz verdeckte Gebäude, mit einem einzigen vergitterten Fenster, durch welches man seine innwendige Beschaffenheit betrachten kann. Der ganze innwendige Raum ist gemeiniglich leer, oder hat doch wenigstens keine andere Zierrathe, als einen mitten darinnen aufgestellten metallenen Spiegel, um welchen einige von Stroh sehr sauber gemachte Decken hängen, oder auch nur weißes ausgeschnittenes Papier, das wie Fransen an eine lange Schnur geheftet ist. Dieser Zierrath soll die Reinigkeit und Heiligkeit des Gebäudes vorstellen. Man steigt in selbiges auf einer steinernen Treppe, an welche oben ein ebener Platz stößt, den man durch ein zweytes, und dem ersten ganz ähnliches Thor betritt. Auf diesem Platze stehen, nebst dem Haupttempel, verschiedene Capellen, und das erste, was man darauf antrifft, ist ein großes Wasserbecken, darinnen sich jedweder waschen kann, wenn er die Gottheit anbethen will. Neben dem Tempel steht ein großer Kasten, das Almosen hinein zu legen. Er selbst ist etwa sechs Schuh hoch über dem ebenen Boden erhaben. Seine Höhe übersteigt niemals drey Klafter. Die Breite aber ist der Höhe allemal gleich. Rings herum geht ein Gang, den man vermittelst einiger Stufen besteigt. Auf diesem Gange und gegen den Giebel, an welchem eben so wenig Pracht als an allem übrigen erscheint, fällt man nieder, und machet dem Gotte seine Anbethung: denn die Thüre des Tempels bleibt beständig verschlossen, oder wird doch wenigstens nur an Feiertagen geöffnet. Meistentheils haben diese heiligen Orte ein Vorge mach, darinnen die Hüter des Tempels in ihren kostbaren Ceremonienkleidern sitzen. Die Thüren und Fenster dieser Vorge macher sind vergittert, und der Boden mit feinen Matten belegt. Das Tempeldach ist zuweilen von Ziegeln, zuweilen von Steinen oder Schindeln, und schießt auf allen Seiten so weit vor, daß es zugleich auch den Gang bedeckt. Sein Unterschied von den Dächern anderer Gebäude, besteht darinnen, daß es mit größerer Kunst gebogen, und aus unterschiedlichen Schichten schöner Balken, deren Ordnung unter sich etwas sehr besonderes hat, zusammengesetzt ist. Zuweilen liegt ein Balken, der die übrigen an Dicke übertrifft, nach der Länge, auf der First des Dachstuhles, und hat an beiden Enden zween andere, die sich kreuzweise durchschneiden, ja gar öfters nach den dritten nach der Queere hinter ihnen.

Das Muster
davon.

Das Muster von dieser Bauart ist der allererste in Japon gebauete Tempel, welcher noch wirklich, und zwar zu *Isje* steht, woselbst *Isanami*, der letzte von den sieben großen himmlischen Geistern, und des *Tensio-Dai-Dsin* Vater, seinen Sitz eine Zeitlang gehabt haben soll. Ungeachtet ihrer anscheinenden Einfalt, ist besagte Bauart doch ungemein sinnreich, ja beynahe unnachahmlich. Die Schwere und die Verbindung aller dieser durch einander geschränkten Balken geben dem Gebäude eine große Festigkeit, und verwahren es ungemein gegen die Stöße des Erdbebens. An der Tempelthüre hängt eine platte Glocke, an die man bey seiner Ankunft schlagen muß, um gleichsam dem Gotte Nach-

Nachricht davon zu geben, daß man ihn anbethen will. Der inwendige Spiegel ist also Beschreib.
von Japon. gestellt, daß man sich darinnen erblicket, wenn man zum Fenster hinein sieht. Nach der Japoner Auslegung soll er die Erinnerung geben, gleichwie er alle Züge und Flecken des Gesichtes auf das deutlichste vorstelle, also erscheinen auch alle Befleckungen und heimliche Neigungen des Herzens aufgedeckt, vor den Augen der Unsterblichen. Man findet selten ein Götzenbild in einem Mias, weil man bey dem Anfange der japonischen Monarchie vergleichen noch nicht hatte. Hat sich nach Einführung des neuen Bilderdienstes ja hier und dort eins eingeschlichen: so ist es doch in einem Schranke eingeschlossen, und steht der Thüre gerade gegenüber. Aus diesem Schranke kommt es sonst niemals, als wenn das Fest des Gottes gefeyert wird, welches alle hundert Jahre nur einmal geschieht. So verwahret man auch in dem besagten Schranke die Gebeine und Waffen des nunmehrigen Gottes, nebst allem, was er während seines zeitlichen Lebens mit eigener Hand verfertigt hatte.

Die um den Mias stehenden Capellen sind zuweilen viereckicht, zuweilen aber sechs Bewegliche
Capellen. oder achteckicht, schön lackirt, äußerlich mit goldenem Laubwerke, inwendig mit Spiegel und allerley Tändeleien gezieret. Gemeiniglich kann man sie setzen, wohin man will, sie werden auch zu gewisser Zeit, das ist an den höchsten Festen wirklich mit großem Pompe herum getragen. Zuweilen trägt man das Bild des Cami in der Capelle mit herum; sodann aber gehen die mit dieser geheiligten Last beschwerten Träger rückwärts, schaffen auch vorher das Volk bey Seite, indem es nicht würdig ist, die Gottheit zu sehen. Zum Beschlusse, so sind die Mias von außen, gleichwie auch ihr Vorgemach, und die übrigen zuweilen dabey befindlichen Zimmer mit schön ausgearbeiteten Säbeln, Modellen von Schiffen, allerley Bildern und andern Zierrathen von ähnlicher Beschaffenheit ausgeschmückt, wiewohl dieser Gebrauch bloß zur Nachahmung des budsoistischen Wesens eingeführet worden ist.

Die Hüter eines solchen Tempels sind bloße Layen, und wohnen nebst ihren Angehörigen in der Nähe. Ungeachtet sie Kämpfer anfänglich bis auf den nurgemeldeten Stand hinab sehet, so nennet er sie nachgehends doch weltliche Priester, welche Benennung aber vermuthlich nur auf ihre Verrichtung zu deuten ist. Sonst führen sie die Namen *Negis*, *Canusis* und *Siannins*, und sind Leute von einem unerträglichen Hochmuth. Ihren Unterhalt genießen sie entweder kraft der Stiftung, oder von der Freygebigkeit des *Dairi*, oder er rühret aus den milden Gaben der Gläubigen her. Ihre Amtskleidung ist Ihre Klei-
dung. ein langer gemeiniglich weißer, zuweilen aber gelb oder auch anders gefärbter, und ungefähr eben also gemachter Rock, wie man sie an des *Dairi* Hofe trägt. Doch tragen sie unter diesem Rocke eine gemeine weltliche Kleidung. Den Bart schneiden sie ab, die Haare hingegen lassen sie wachsen. Ihr Hauptschmuck besteht aus einer länglichten steifen, lackirten und wie ein Rahm gestalteten Mütze. Sie geht über die Stirne hervor, und wird unter dem Kinne mit seidenen Bändern festgebunden. An den Bändern hängen Troddeln, und zwar nach dem Stande der Person, die sie trägt, bald tiefer, bald kürzer herab, und ist diese Person nicht gehalten, sich vor einer höhern tiefer zu neigen, als bis die Troddel den Boden berührt. Ihre Vorsteher flechten die Haare auf, und stecken sie unter einen schwarzen Flor von sehr sonderbarer Gestalt. Vor den Ohren haben sie etwas wie ein Scheuleder, das anderthalb Spannen lang, einige Zolle breit ist, und entweder von den Wangen wegsteht, oder herab hängt, doch mehr oder weniger, nach Beschaffenheit der Würde und Stellung.

Beschreib. von Japon. des Ehrentitels, damit sie der Dairi begnadiget hat. In geistlichen Sachen sind sie sonst niemanden, als diesem Monarchen unterworfen: in weltlichen aber stehen sie, wie alle Geistlichen im Reiche, unter den beyden Dsi: Sin: Bugios oder kaiserlichen Tempelrichtern, welche der weltliche Monarch einsetzet. Wenn sie in weltlicher Kleidung erscheinen: so haben sie, gleich den vornehmen Herren, zweyen Säbel anhängen.

Hauptlehren des Sinto. Die Hauptlehren des Sinto belaufen sich auf fünf. Nämlich die Reinigkeit des Herzens; Enthaltung von allem, was einen Menschen unrein machen kann, und besteht solches darinnen, daß man kein Fleisch esse, sich nicht mit Blute befudele ¹⁾, noch einer Leiche nähere. Keine Weibsperson darf zur Zeit ihrer gewöhnlichen Unpäßlichkeit in einen Tempel treten. Man stellet die dreyfache durch das Gesetz verbotene Unreinigkeit unter dem Sinnbilde dreier zu den Füßen des Dsi: Sin: sitzender Affen vor. Einer hält sich mit den Vorderpfoten die Augen zu, der andere die Ohren, der dritte das Maul. Von der Natur und Macht der Götter schweigen die heiligen Bücher des Sinto stockstill; ja sie sagen nicht einmal etwas deutliches von dem Zustande der Seelen nach ihrer Scheidung vom Leibe. Denn sie melden nur, es würden die Unreinen nicht sogleich in das Paradies ihrer Götter aufgenommen, sondern sie müßten zuvor so lange herum schwärmen, bis sie ihre Sünden gebüßet hätten. Für Teufel erkennet diese Religion sonst nichts, als die Seelen der Thiere, weil diese Thiere in Japon viel Unheil stiften. Der Gottesdienst selber ist von aller Weitläufigkeit befreiet. Er hat weder eine festgesetzte Weise, noch Ceremonien, noch Rosenkränze und Gebethsformeln. Wer den Tempel besuchen will, der wäscht sich, und zieht seine besten Kleider an, absonderlich an Festtagen. Nachgehends tritt er mit wohlanständiger Ernsthaftigkeit in den Tempelhof, und wäscht sich gemeinlich die Hände in dem Becken neben der Thüre; steigt sodann mit niedergeschlagenen Augen auf den Gang, und knieet gegen der Thüre nieder. In dieser Stellung neiget man den Kopf allmählig bis zur Erde, erhebt ihn wieder, und trägt dem Gotte seine Noth in einem kurzen Gebethe vor, wobey man die Augen auf den Spiegel richtet. Zum Beschlusse wirft man einige Münze in den Tempel oder in den Opferstock, und thut drey Streiche auf die Glocke, die an der Thüre hängt, um die Götter zu belustigen, als welche nach der Japoner Meynung an dem Klange musicalischer Werkzeuge ungemeines Vergnügen finden. Ist dieses alles geschehen: so geht man seiner Wege, und bringt die übrige Zeit des Tages mit Spazieren, Spielen und Lustigseyn zu. Vermöge der allgemeinen Meynung sind die Festtage bloß deswegen eingefeset, damit man sich erquicken, und von der Arbeit erhohlen solle; folglich wählet man sie zum Ablegen seiner Besuche, zu Gastereien, und Hochzeiten, ja einige in Bedienung stehende Personen lassen zu keiner andern Zeit jemand vor sich kommen.

¹⁾ Hat man Fleisch von einem vierfüßigen Thiere, doch mit Ausnahme der Gans gegessen: so ist man dreyßig Tage unrein. Fasanen, Kraniche und Wasservögel darf man zu jederzeit essen. Der Genuß der übrigen macht nur eine Stunde lang unrein. Hat man einen armen Sünder abthun sehen, oder ist bey einer Leiche gewesen, so danert die Unreinigkeit einen ganzen Tag u. s. w.

²⁾ Der erste ist vielmehr ein Complimenten als Andachtstag. Die Japoner stehen sehr früh auf, und besuchen ihre Vorgesetzten, Freunde und An-

verwandte von Haus zu Haus. Der übrige Tag wird mit Spazierengehen und andern Zeitvertreibe hingebracht. Der zweyte Festtag wird beynahe mit sonst nichts als mit Besuchen der Tempel hingebracht. Vom dritten machen die Anhänger des Sinto kein sonderliches Werk.

³⁾ Der Songuatz wird nach aller Möglichkeit gefeyert. Man besucht einander, und wünschet Glück zu dem Jahreswechsel, man ist, erinkt, geht in die Tempel. Jedermann steht sehr früh auf, zieht seine besten Kleider an, läuft bey allen Sön-

Alle

Alle Festtage des Sinto haben ihre festgesetzte Zeit. Jedweder Monat hat drey, welche an dem ersten, am funfzehnten und am letzten Tage desselbigen allemal wieder kommen k). Fünf andere sind durch das ganze Jahr vertheilet, und mit gewissen Tagen verknüpft, die man deswegen für die unglücklichsten hält, weil sie ungleich sind, und von diesem Umstande ihre Benennung tragen. 1) Der Songuarz oder Neujahrstag 1), 2) Jonsquarz-Sanniz, der dritte Tag des dritten Monats; 3) Goguarz-Goniz, der fünfte Tag des fünften Monats; 4) Sitfiguarz-Sanuka, der siebente des siebenten; 5) Rugarz-Kuniz, der neunte Tag des neunten Monats. Diese Hauptfeste haben nicht sowohl einen gottesdienstlichen, als vielmehr weltlichen Ursprung; und gleichwie sie vielmehr der Lustbarkeit als dem Dienste der Götter gewidmet sind, so werden sie von allen Japonern ohne Unterschied ihres Glaubens begangen. Kämpfer bringt die Geschichte ihres Ursprunges, und die Weise, wie man sie feyert, bey.

Beschreib.
von Japon.Festtage des
Sinto.

Der sechste Tag des neunten Mondenmonates ist insbesondere dem Hauptbeschützer des Reiches, dem Tensio Dai Osin, gewidmet. Er wird in allen Städten und Dörfern durch öffentliche Lustbarkeiten, Umgänge und Schauspiele gefeyert. Es hatte dieser Gott viele Brüder, unter welchen einige ebenfalls verehret werden, absonderlich aber begehren die Kaufleute des Jesubi Fest mit größter Pracht. Es verfiel selbiger in seines ältesten Bruders Ungnade, und wurde in eine wüste Insel verwiesen. Weil nun die alte Sage vorgiebt, er habe drey Tage lang unter dem Wasser leben können, so wird er in Japon als der Neptunus angesehen. Um eben dieser Ursache willen haben ihn auch die Fischer und Schiffer zu ihrem Beschützer gewählt. Man malet ihn, wie er auf einem Felsen sitzt, und in einer Hand eine Angelruthe hält, in der andern aber einen ihm besonders geheiligten Fisch, der den Namen Tai trägt. Es ist dieser Fisch sehr selten, einem Karpen ähnlich, und sehr artig, roth und blau gesprenget. Die Japoner geben ihm den obersten Rang unter den Fischen.

Feste des
Tensio Dai
Osin.Fest des Was-
sergottes.

Noch haben die Handelsleute drey andere Beschützer unter den Landesgöttern. Der erste heist Dai-Kosiu. Auf welche Stelle selbiger mit seinem Hammer schlägt, da kommt sogleich alles, was man nöthig hat, heraus. Man malet ihn wie er auf einem Sack voll Reiß sitzt, den Hammer in der rechten Hand hält, und neben sich einen Sack hat, dar- ein er dasjenige, was er aus der Erde hervorbringen will, stecken kann. Der zweyte, Namens Tossi Koku, wird zu Anfange des Jahres um Glück zu allerley Unternehmungen an- gerufen. Er wird stehend gemalet, mit einem langen weitärmelichten Rocke angethan, einem großen Barte, erstaunlich breiter Stirn, großen Ohren und einem Windfächer in der Hand. Der dritte wird unter dem Namen Kotey verehret. Seine Gestalt zeigt

Schutzgötter
der Handels-
leute.

N n n n 2

weiter

Gönnern, Freunden und Anverwandten herum, und legt nebst einem tiefen Bücklinge das Medito ab, das ist ein Compliment wegen der gegenwärtigen Zeitumstände. Zugleich überreicht man eine Schachtel mit einem paar Windfächern, an welcher ein Stückchen getrocknetes Fleisch vom Awabi oder *Uris marina* gebunden ist. Oben auf der Schachtel steht der Name des Gebers geschrieben, damit die Person, für welche das Geschenk bestimmt ist, wissen möchte, woher es komme, wofern man es wegen ihrer Abwesenheit vor der

Thüre lassen mußte. Das Stückchen Fleisch erneuert das Angedenken der geringen Kost und armseligen Umstände ihrer Vorfahren, welche von Mühselwerke beynähe ganz allein lebten. Dey vornehmen Personen, welche sehr viele Besuche bekommen; empfängt ein Hausbeorater die Complimente und Geschenke in einem Saale unten im Hause, und schreibt die Namen der dagewesenen auf. Die Besuche selbst währen nur drey Tage, die Lustbarkeiten aber den ganzen Monat. Kämpfer a. d. 25 S.

Beschreib. von Japon. weiter nichts sonderliches als einen dicken Bauch. Man bittet ihn um Gesundheit, Reichthum und Kinder. Ferner haben die Japoner einen Gott für die Arzneykunst, einen Höl-
len- oder Fuchsgott, und eine Menge Heiligen oder Helden, deren Feste sie ebenfalls begehen. Der also genannte Surwa wird absonderlich von den Jägern, am neunten Tage jedweden Monats verehret. Kämpfer beschreibt die Matsuris, das ist die Umgänge und Schauspiele, die man dem Surwa, als dem besondern Patron der Stadt zu Ehren, in Nangasacki anstellt, nach aller Länge m).

Japonische Wallfahrten. Eben so weitläufig handelt er auch von den Wallfahrten, als einer hauptsächlichsten Andachtsübung der Japoner. Zwar besucht ein eifriger Anhänger des Sinto keine andere Tempel als seiner eigenen Götter: allein, er richtet sich in diesem Stücke nach keiner andern Regel als nach seiner Neigung oder Bequemlichkeit. Die vornehmste Wallfahrt geschieht nach Isse oder Iro. Die zweyte nach den drey und dreyßig im Reiche befindlichen Tempeln des Quainwia. Die dritte nach einigen Tempeln der vornehmsten, und wegen ihrer Wunder am meisten berühmten Sins, Camis oder Soroques; dergleichen sind der Nikotira, das ist der Tempel des Sonnenglanzes in der Landschaft Osju; imgleichen einige Tempel des Japonans, und des berühmten Gesetzgebers Jakusi. Doch beschreibt Kämpfer keine andere Wallfahrt, als die nach Iro.

Beschreibung der Wallfahrt nach Isjo. Der beschriebene Tempel in nurbesagter Landschaft ist dem Tensio Dai Dsin, welcher in selbiger geböhren wurde, gewidmet; man nennet ihn Dai Singu, das ist Tempel des großen Gottes. Er steht auf einer großen Ebene, und hat sonst nichts an sich, was ihn ansehnlich machen könnte, als sein Alterthum; denn er ist an sich selbst nur ein schlechtes hölzernes Gebäude, mit einem ziemlich flachen Strohdache. Man erhält ihn mit größter Sorgfalt in seinem ursprünglichen Zustande, als eine Abbildung der alten Einfachheit. Inwendig ist nichts zu sehen, als ein großer metallener Spiegel, und an den Wänden viel ausgeschnittenes Papier. Um den Mia stehen beynahe hundert kleine, den geringern Göttern zu Ehren erbaute Capellen, die meistens so niedrig sind, daß man kaum darinnen aufgerichtet stehen kann. Jedwede hat einen Canusi zum Hüter. In der Nähe wohnen viele andere Beamte, die sich den Titel als Götterbothen beylegen, und Wohnungen für die Pilgrime in Bereitschaft halten. Nicht weit davon ist ein großer Flecken, der mit dem Tempel einerley Namen führet, und fast keine andere Einwohner hat, als Gastwirthe, Buchdrucker, Buchbinder, Papiermacher, Tischler und andere Handwerksleute, die etwas dabey verdienen können, wenn sie ihr Gewerbe nahe bey dem Tempel treiben.

Wirklich andächtige Seelen verrichten diese Wallfahrt alle Jahre; andere aber in ihrem Leben wenigstens einmal, und hiervon schließt sich niemand aus. Ja man ist der gänglichen Meynung, jedweder patriotisch gesinneter Japoner müsse dem Tensio Dai Dsin seine Ehrerbietung bezeugen, wo nicht als einem Gotte, und Schutzpatrone des ganzen Landes, doch wenigstens als dem Stifter und Stammvater des ganzen Volkes. Seine wirklichen Anbether glauben, es wären bey dieser Wallfahrt allerley Gnadengaben zu gewinnen, als da sind vollkommener Ablass, die ewige Seligkeit, Gesundheit, Reichthum, Ehrenstellen, eine zahlreiche Nachkommenschaft, mit einem Worte, aller geistlicher und leiblicher Segen, sowohl in dieser als in jener Welt. Die Canusi stellen jedwedem Pilgrime einen Ablassbrief in bester Form zu. Wer wegen Alters, Schwachheit, oder Amtsgeschäften,

m) II Theil a. d. 143 u. f. S. nach geendigter Beschreibung dieser Stadt.

schaffen, den Tempel in eigener Person nicht besuchen kann, dem wird für ein gewisses Geld der Ablassbrief ins Haus geschicket, und diese Ablassgelder betragen einen ansehnlichen Theil von den Einkünften des Tempels und seiner Diener.

Beschreib.
von Japon.

Die Wallfahrt nach Iro kann zwar zu jeder Zeit des Jahres vorgenommen werden: doch ist der größte Zulauf im März und April, als einer in Japon höchstangenehmen Jahreszeit. Man sieht Personen von allerley Range dabey, doch mit Ausnahme der allermächtigsten Fürsten, indem sie diese andächtige Reise selten in Person verrichten, sondern in diesem Stücke es dem weltlichen Kaiser nachmachen. Denn dieser sendet alle Jahre nur eine Gesandtschaft dahin ab, und zwar zu eben der Zeit, wenn er noch eine andere an den Dai-ri abschicket. Was diesen letztern betrifft, so überhebt ihn sein Rang nebst der Heiligkeit seiner Person von allen Wallfahrten. An Bequemlichkeiten zur Reise fehlet es niemanden; denn es steht einem jeden frey, ob er sie zu Fuße, oder zu Pferde, oder in einer Sänfte, ja auch mit einem seiner Würde gemäßen Gefolge vornehmen will. Ganz arme Leute nehmen ihr Bettlein, das ist eine zusammengerollte Strohmatten, auf den Rücken, und wandern mit einem Stabe in der Hand und einem hölzernen Napfe am Gürtel, immer fort. Sie halten den Huth auf, und betteln wie ihres Gleichen in Europa. Sobald ein Pilgrim sein Haus verlassen, und sich auf die Wallfahrt begeben hat: so hängt man einen mit blauem Papiere umwundenen Strick an seine Hausthüre, dadurch ein jeder gewarnet wird, heraus zu bleiben. Kein Pilgrim darf sich während der Reise zu einem Weibe nahen, auch nicht einmal zu seinem eigenen. Sobald sie an Ort und Stelle gelangen, besuchen sie den Canusi, an den sie gewiesen sind, oder den sie bereits kennen. Vor diesem fallen sie nieder, und berühren die Erde mit der Stirne. Hierauf giebt er ihnen einige Lehren, und führet sie hernach in eigener Person nach dem Tempel, vor welchem sie sich nach aller Länge auf das Gesicht und den Bauch niederlegen. In dieser Stellung verrichten sie ihr Gebeth an den Gott, und gehen sodann, wenn ihnen das Geld sich im Wirthshause aufzuhalten fehlet, wieder zu dem Canusi, der sie mit einer anscheinenden großen Liebe annimmt, dabey aber nicht das geringste verliert, indem ihm die armen Leute alles, was sie haben, ja so gar ihr Erbetteltes dafür hingeben. Vor ihrer Abreise empfangen sie mit großer Ehrerbietung den Ablassbrief in einer Schachtel, darauf der Name des Tempels und des Canusi geschrieben steht. Ein solcher Ablass heißt Offarwai. Es ist bereits angemerkt worden, daß sie ihn, damit kein Regen darauf fallen könne, unter dem Rande des Huthes an die Stirne binden, und an die gegenüberstehende Seite eine andere Schachtel, oder eine Handvoll Stroh, von ungefähr eben demselbigen Gewichte hängen. Sie halten ihn für ein so schätzbares Heiligthum, daß sie ihn, wenn seine Kraft verbrauchet ist, welches allemal mit Ausgange des Jahres geschieht, in ihr schönstes Zimmer legen. Einige legen ihn unter ein Dächelchen über die Hausthüre. Alle neue Jahrestage lassen die Canusi des Tempels zu Iro in allen Städten eine erstaunliche Menge solcher Ablassbriefe, nebst neuen auf des Dai-ri Befehl gefertigten Calendern verkaufen. Wer einmal kauft, der darf kecklich glauben, er werde alle Jahre dreyerley Dinge überreichet bekommen, eine Quittung vom Canusi, einen neuen Offarwai, und einen Kalender auf das jetzige Jahr n).

Der Kaiser
und die Für-
sten schließen
sich davon
an.

Armer Leute
ihre.

Ablass Offa-
wai.

M n n n 3

Von

n) Kämpfer II Theil a. d. 42 u. f. S. Er führt von dem gegenwärtigen Zustande der Tempel in Ise
bei dieser Erzählung noch einen japonischen Bericht oder Iro bey.

Beschreib.
von Japon.

Einsiedleror-
den der Jam-
mabos.

Von dem Dairi haben wir schon erwähnt, er sey das Oberhaupt des alten Gottesdienstes, und es habe dieser Dienst keine eigentlich also genannte Priester, darum weil er keine andere hat, als erstlich besagten Fürsten mit seinem ganzen Hofe, der aber keine geistliche Verrichtung vornimmt, und zweitens die Canusis, deren ganzes Amt nur in Bewachung der Tempel besteht. Hingegen hat er seit uralten Zeiten einen geistlichen Einsiedlerorden, dessen Mitglieder Jammabos, das ist, Bergsoldaten, genennet werden, und sowohl vermöge ihres Namens als ihres Amtes, für die Camis, und für die Aufrechterhaltung ihres Dienstes, zu kämpfen verpflichtet sind. Sie führen ein sehr strenges Leben, reisen ohne Unterlaß in den heiligen Gebirgen herum, leben während der Reise von nichts als von Wurzeln, und baden sich Winter und Sommer in keinem andern als kaltem Wasser. Man schreibt ihre Einsetzung dem Giemmo Giossa zu, dessen eigentliche Herkunft man zwar nicht weiß, der aber Zeit Lebens die Gebirge durchkroch, und zur Bequemlichkeit der Reisenden, neue Straßen ansündig machte. Es sind die Jammabos unter den Benennungen Tosausas und Jonsausas, in zwei Versammlungen abgetheilet, welche hauptsächlich nur durch eine besondere Wallfahrt, die sie jährlich unternehmen müssen, von einander unterschieden sind. Einige besuchen ein gewisses sehr hohes Gebirge in der Landschaft Bugen, Namens Si Koosan. Die andern besuchen das Grab ihres Stifters auf einem nicht minder beschwerlichen Gebirge in der Landschaft Jostsimo, Namens Omine. Sind sie da gewesen, so müssen sie sich beydersits vor ihrem zu Meaco befindlichen Ordenshaupte stellen. Diesem theilen sie etwas von ihrem gesammelten Almosen mit, und erhalten dafür einen neuen Ehrentitel, nebst der Berechtigung, einige zu ihrer mehreren Achtung gereichende Aenderung an ihrer Kleidung vorzunehmen. Sie sind übrigens eben also gekleidet, wie weltliche Personen, nur gewisse und durch ihre Ordensregeln vorgeschriebene Zierrathe ausgenommen. Ihr Säbel, der ihnen an der linken Seite am Gürtel hängt, ist etwas kürzer, als die gewöhnlichen Säbel, und seine Scheide glatt. In der Hand tragen sie ein Stäbchen des Gottes Dsiso, mit einem kupfernen Knopfe, und vier daran hängenden Ringen, von gleichem Metalle, damit sie während des Bethens klimpern. Ferner hängen sie eine große glatte, weiße, mit rothen Strichen und Flecken gezeichnete Muschel an den Gürtel. Man findet selbige in der Landschaft Urray an der Seeküste, und ist wie etwa ein Nachtwächterhorn gekrümmet, die- net ihnen auch wirklich statt einer Trompete oder eines Hornes, indem sie darauf blasen, und dergestalt die Reisenden um eine Gabe ansprechen. Um den Hals tragen sie eine Binde, mit unten daran hängenden Fransen. Die Länge besagter Binde, und die Beschaffenheit der Fransen, giebt die Würde zu erkennen, dazu sie von ihren Vorgesetzten erhoben sind. Eine besonders gestaltete Mütze tragen nur wenige; wohl aber sind ihre Pantoffeln entwe- der von Stroh oder von Stengeln der Taratepflanze geflochten, welcher letztern sie eine große Heiligkeit belegen. Besagte Pantoffeln tragen sie absonderlich bey der Wallfahrt auf die zween heilige Berge. Ihre Bücher, ihr Geld und ihre Wäsche stecken sie in einen Sack, und hängen ihn über den Rücken. Man sieht sie niemals ohne einen Rosenkranz, es sind aber die Kügelchen nicht recht rund, sondern höckericht. Nach diesen zählen sie ihre Geberthe ab, weil aber diese Erfindung keinesweges so alt ist, als ihr Orden selbst; so ge- schieht auch in ihren Ordensregeln keine Meldung davon. Endlich so sind sie auch mit ei- nem guten Stocke versehen, den sie aber zu sonst nichts gebrauchen, als sich darauf zu steuern.

•) Kämpfer saget, er habe vor etwan 1100 Jahren gelebt.

steuern. Die Vornehmsten schneiden die Haare hinten am Kopfe kurz ab. Andere lassen sie zwar wachsen, stecken sie aber dennoch unter. Noch andere scheeren sie ganz ab. Sie sind verheirathet, und ihre Kinder bleiben bey ihrer Väter Lebensart. Bey berühmten Mias trifft man allezeit einige Jammabos an, welche um des dasigen Gottes willen, entweder durch Blasen auf ihrem Horne, oder sonst mit einer bläsenden Stimme Almosen heischen. Ihre Kinder werden bey dieser umschweifenden Lebensart aufgezogen, und fallen den Reisenden sehr zur Last. Sie passen an engen Wegen, oder auf dem Abschusse der Anhöhen auf sie, und man kann sich ihres ungestümen Anlaufes schwerlich erwehren.

Beschreib.
von Japon.Wie sie bet-
teln.

Noch findet man auf den japonischen Landstraßen andere Bettler, die gemeiniglich vier und vier zusammen, auch in weißen Catune, wie es an des Dairi Hofe gebräuchlich ist, gekleidet gehen. Die beyden vordersten treten mit einem ernsthaften und langsamen, doch aber beherzten Schritte daher. Kommen sie in ein Dorf, oder werden eines Reisenden gewahr: so halten sie stille, setzen eine bey sich habende große, mit Tannenzweigen und ausgeschnittenem Papiere besteckte Tragbahre zu rechte, und stellen eine leichte Glocke oder Schelle, einen Kessel oder sonst etwas, das sich auf irgend eine alte Fabel bezieht, darauf. Der dritte hält einen mit einem weißen Papierbusche gezierten Regimentsstab in der Hand, geht oder tanzet vielmehr um die Tragbahre her, und singt mit sachter Stimme ein Liedchen, das von eben derselbigen Fabel handelt. Noch andere Bettler schwärmen zwar auch weiß gekleidet, und viele mit einander im Lande herum; sie heischen aber von niemanden etwas, sondern gehen immer fort, singen und spielen dabey auf einer Zitter oder einem Weigenähnlichen Instrumente; was man ihnen nun freywillig giebt, das nehmen sie. Wieder andere thun eine Gelübde, in der größten Kälte nackend zu gehen, und vermeynen dadurch eine besondere Gnadengabe von ihrem Gotte zu erlangen. Sie leben sehr armselig, nehmen von keinem Reisenden etwas an, gehen beständig allein, wiewohl sie, vermuthlich um der Kälte desto besser zu widerstehen, fast beständig laufen. Zum Beschlusse, so findet man auf den japonischen Landstraßen noch einen ganz besondern Bettelorden. Er hat Mitglieder von einem wie vom andern Geschlechte, doch bescheeren sie alle miteinander den Kopf. Die Mägdchen stehen unter dem Schutze gewisser Nonnen zu Meaco und Kamakura, und zahlen ihnen dafür von ihrem erbettelten ein jährliches Schutzgeld. Einige opfern auch etwas in den Tempel Rhumano in der Landschaft Isje, indem selbiger ihr vornehmster Sitz, und gleichsam der Mittelpunkt ihres Ordens ist. Kämpfer giebt sie für die schönsten Personen in ganz Japon aus. Hat ein Mägdchen arme Eltern, und kein anderes Vermögen als ihr hübsches Gesicht, so tritt sie in diesen Orden; denn sie weis zum Voraus, es werde ihr in selbigem nimmermehr an etwas fehlen. Doch verbergen auch einige ein höchstklüderliches Leben, unter diesem Deckmantel der Andacht. Die Töchter der Jammabos begeben sich insgemein zu diesem Orden, gleichwie denn auch besagte Gebirgseinsiedler gemeiniglich ihre Weiber daraus nehmen. Es halten sich immer zwey bis drey solche Mägdchen zusammen, und laufen jedweden Tag einige englische Meilen weit. Sehen sie einen ansehnlichen Reisenden: so treten sie zu ihm und singen. Giebt er ihnen etwas, so gehen sie so weit mit ihm, als er es verlangt, und vertreiben ihm die Zeit. Zwar müssen sie, vermöge ihres Ordens, die Haare abschneiden: doch diese Unförmlichkeit ersetzen sie durch eine kleine schwarze Mütze, die einem hübschen Gesichte recht gut steht. Ihren Fuß hat Kämpfer in seinem Tagebuche beschrieben. Sie haben, saget er, Stuhhandschuhe an den Händen, und einen großen Huth, der sie gegen die Sonnenhitze und das ungestüme

Noch andere
Bettler.Eine andere
Bettlergattung.Anmuthige
Bettlerinnen.

Wetter

Beschreib. Wetter beschützt, auf dem Kopfe. Sie wissen sich sehr angenehm zu stellen, thun aber von Japon. gewaltig erbar dabey, ungeachtet sie die Brust ziemlich weit entblößen.

**Ursprung der
Trennung im
Sinto.**

Bei dieser Einfalt war der alte Gottesdienst seit dem Anfange des Reiches verblieben, aber endlich stiftete die ausländische Bilderverehrung eine Trennung, und theilte den Sinto in die beyden Secten, die man noch heutiges Tages antrifft. Die eine Secte heißt Juro, und begreift die wahren Orthodoxen in sich, welche kein Haar breit von der Lehre ihrer Vorfahren weichen. Die andere heißt Kiobus, und besteht aus einer Gattung Syncretisten, welche beyde Parteyen dadurch zu vereinigen suchten, daß sie vorgaben, die Seele des Amida, als des berühmtesten unter allen Fotoques, sey mit der Seele des Tensio Dai Dsin in eine zusammengelassen. Diese Secte ist an Menge ihrer Anhänger die stärkste, ja sie fand so gar an des Dairi Hofe einigen Eingang. Mit einem Worte, sie hat es dermaßen weit gebracht, daß die meisten Japoner auf ihrem Todbette die ausländischen Götzen anrufen, und ihr Leichenbegängniß auf die badsoistische Weise angestellt

**Brüderschaft
ten der Blinden.**

**Ursprung der
Buffsers-
Sato.**

wissen wollten. Gleichwohl haben auch die Camis noch eifrige Vertheidiger, darunter, wie es scheint, absonderlich allerley, theils geistliche, theils vermischte Brüderschaften zu rechnen wären, vor andern aber zwey Gesellschaften von lauter Blinden, welche zwey sehr ansehnliche Innungen im Reiche ausmachen. Kämpfer bringt aus den japonischen Geschichtschreibern ihren Ursprung bey. Ein dairischer Prinz, Namens Semminar, und eine Prinzessin aus dem kaiserlichen Geblüte, liebten einander auf das äußerste. Allein ihr Glück war von kurzer Dauer. Denn der Tod riß die Prinzessin dahin, der Prinz aber weinete sich blind. Um nun wegen dieses gedoppelten Unglückes sich einigermaßen zu trösten, stiftete er eine Brüderschaft, darinnen man keine andere als blinde Mitglieder aufnahm. Er setzte die Ordensgesetze auf, erhielt auch von seinem Vater, dem Kaiser, die Bestätigung darüber, und es blieb diese Gesellschaft unter dem Namen Buffers-Sato oder Buffersblinde, viele hundert Jahre in einem sehr blühenden Zustande. Allein heutiges Tages besteht sie nur aus lauter Geistlichen, die an Lebensart und Einrichtung von den Jamabos nicht sonderlich unterschieden sind. Ihre Abnahme rührte von Errichtung einer andern blinden Gesellschaft her, für welche viele Große im Reiche, die um ihr Gesicht gekommen waren, einen desto stärkern Eifer bezeugten, weil ihr Ursprung etwas edles und kriegerisches an sich hatte. Das Reich war damals in zwey Parteyen vertheilt. Das Oberhaupt der ersten war der Kaiser Seki; die zweyte hingegen hatte den damaligen Cubosama, Namens Gendz, zum Anführer. Jedwede nennete sich nach ihrem Oberhaupte, und diese innerliche Uneinigkeit stiftete in ganz Japon die entsetzlichsten Blutbäder, und ein langwieriges Unglück. Nach vielmaligem Glückswechsel, gewannen endlich die Gendzis durch die gute Aufführung des neuen Cubosama, Namens Teritomo, eine Hauptschlacht, darinnen der Kaiser selbst auf dem Plage blieb. Der unglückliche Monarch hatte einen Feldherrn, Namens Katofigo, dessen Tapferkeit und Leibesstärke

**Ursprung der
Fekis.**

aus er schöpfte. „Ihre Hauptbeschäftigung saget er, ist das Studieren. Absonderlich legen sie sich auf die Geschichte, Dichtkunst und Musik. Sie kommen als gelehrte und scharfsinnige Köpfe in alle vornehme Gesellschaften. Es sind auch wirklich weder die Jahrbücher des Reiches, noch die Lebensbeschreibungen berühmter Leute, noch

p) II Theil a. b. 57 C.

q) Wir bleiben hier durchaus bey Kämpfers Berichte. Zwar der neue japonische Geschichtschreiber füget selbigem noch allerley artige Sachen bey, welche der Fekisgesellschaft zu vielem Ruhme gereichen: er meldet aber die Quellen nicht, dar-

aus er schöpfte. „Ihre Hauptbeschäftigung saget er, ist das Studieren. Absonderlich legen sie sich auf die Geschichte, Dichtkunst und Musik. Sie kommen als gelehrte und scharfsinnige Köpfe in alle vornehme Gesellschaften. Es sind auch wirklich weder die Jahrbücher des Reiches, noch die Lebensbeschreibungen berühmter Leute, noch

starke man insgemein für unnatürlich hielte. Dieser hatte sich zwar mit den Ueberbleibseln des geschlagenen Heeres gerettet, fiel aber nachgehends dem siegenden Heere in die Hände. Beschreib.
von Japon. Toritomo hielt viel von ihm, und suchte ihn durch große Versprechungen auf seine Seite zu bringen. Doch der tapfere Kriegermann gab zu Antwort: „Ich bin allezeit ein treuer Diener meines Herrn gewesen; und wiewohl er ist todt ist, so soll sich doch niemand rühmen können, als ob ich eben dergleichen Ergebenheit und Treue gegen ihn getragen hätte. Du hast mir zwar das Leben geschenkt, das muß ich gestehen: allein zum Unglücke kann ich dich nicht ansehen, ohne daß mir zugleich die Lust ankäme, den Tod meines gewesenen Herrn an dir zu rächen. Bey diesen Umständen kann ich dein freundschaftliches Erziehen mit nichts besserm erwidern, als daß ich dir meine Augen überreiche, die mich ohne Unterlaß gegen dich erbittern.“ (p). Damit riß er sich die Augen aus dem Kopfe, legte sie auf einen Teller, und übergab sie dem Toritomo. Der Cubosuma mußte diese That theils bewundern, theils kam sie ihm entsetzlich vor: doch stellte er ihn sogleich auf freyen Fuß, und Katokigo wendete sich nach der Landschaft Siunga, wo er die Gesellschaft der Blinden, welche den Namen Seki trägt, und sich sehr weit ausgebreitet hat, stiftete. Sonderbare
Beschaffen-
heit der Sekis. Sie besteht aus Blinden von allerley Stande und Herkunft. Weil sie sämmtlich lauter weltliche Personen sind, so besteht der größte Unterschied darinnen, daß sie sich gleich den Bussers oder geistlichen Blinden, den Kopf abschneiden. In der Kleidung gehen sie von andern Japonern wenig ab, ungeachtet sie den Stand und die Würde eines jeden Mitgliedes durch gewisse Merkmaale kenntlich machen. Auch die Aermesten verlangen kein Almosen, sondern sie nähren sich ihrer Hände Arbeit, auf allerley bey ihrem Unglücke mögliche Weise. Einige bringen es sehr weit in der Musik. Um dieser Ursache willen werden sie an den Höfen der Fürsten und Großen, imgleichen bey Feyerlichkeiten und Festen, als zum Beyspiele bey Umgängen und Hochzeiten, gebraucht (q). Zwar sind sie durch das ganze Reich zerstreuet, doch hat ihr Oberhaupt seinen beständigen Sitz zu Neaco. Man giebt ihm den Titel Osiokf, und der Dairi reichet ihm jährlich viertausend dreyhundert Tacks zu seinem Unterhalte. Dieser regieret nebst zehn Aeltesten, als Beysitzern, die ganze Gesellschaft, und hat Macht über Leben und Tod, doch mit dieser Einschränkung, daß der Präsident des kaiserlichen Hofgerichtes das Urtheil billigen, und den Befehl zu Hinrichtung des Mißthäters ausfertigen muß. Besagte Kammer der Zehne ernennet ihre Unterbeamten in jedweder Landschaft. Der Oberste in jedweder Landschaft trägt den Titel Kengio, und hat seine Kotos oder Räte, welche hiu wiederum ihre eigenen Bezirke regieren, und vor dem gemeinen blinden Maune an der Weite ihrer Beinkleider kenntlich sind. Kämpfer sah zu Nangasacki einen Kengio und zweyen Kotos, welche über alle in der Stadt und der umliegenden Gegend befindliche Blinden, Gewalt hatten. Besonderer
Angeifer. Er schreibt ihnen einen besondern Ehreifer zu. Denn sie müssen, wie er saget, alle fünf Jahre einen neuen Quan, das ist, einen höhern Ehrentitel, von ihrem Kengio erhalten. Ein solcher Titel

„die alten Urkunden vornehmer Häuser, unbedeutendere Denkmale, als das Gedächtniß dieser vortrefflichen Blinden, die einander alles offenbaren, was sie wissen. Aus dieser ihrer Wissenschaft entsteht eine historische Sage, an welcher kein Mensch zu zweifeln begehret. Sie haben auch Academies, auf welchen sie gewisse Wahr-

„den erhalten, und sich üben, nicht nur ihr Gedächtniß zu verbessern, sondern auch das, was sie wissen, in Verse zu bringen, die schönsten Gelegenheiten in Arien zu verfassen, und ihnen alle mögliche Annuth der Dicht- und Tonkunst mitzutheilen I Theil a. d. 324 S.

Beschreib. tel kostet wenigstens zwanzig, höchstens fünfzig Taels. lassen sie sich nicht höher befördern, **von Japon.** oder es mangelt ihnen das Geld dazu: so werden sie um einen Grad tiefer herabgesetzt, als sie zuvor waren, r).

Budso zweyte Glaubenslehre.

Nun wollen wir uns zur Verehrung der ausländischen Götzen wenden, welche die Camis von der Anbethung der Japoner verdrängen wollen. Budso oder Budsood, mit welchem Worte man diesen Bilderdienst bezeugt, bedeutet eigentlich Weg der ausländischen Götzenbilder, oder Weise, sie zu verehren. Einige Schriftsteller geben vor, sie wären im geringsten nicht die allerersten Götzen, welche die Japoner von Ausländern empfangen hätten, sondern es hätten sich gleich bey Gründung des Reiches einige andere in den Rhumano eingeschlichen. Eben so wenig weis man eigentlich, wie der neue Geschichtschreiber vorgiebt r), was von einem gewissen Götzen, Namens Denix oder Cogi, zu halten sey, welchem, gleichwie er in glaubwürdigen Nachrichten gefunden haben will, die Japoner damals die Oberstelle unter ihren „Göttern anwiesen. „Gleichwohl scheint er, es sey nicht sowohl eine besondere Gottheit, „als vielmehr nur eine bildliche Vorstellung gewesen, die einen Gott in drey Personen be- „deuten sollte. Man giebt ihm drey Köpfe und vierzig Hände, um die Dreyeinigkeit der „Personen, und die Allgemeinheit der Wirkungen auszudrücken. Andere suchen unter dem „ganzen Bilde weiter nichts, als ein philosophisches Geheimniß. Sie erklären die drey Köpfe von der Sonne, dem Monde und den Elementen; den Leib von der ersten Materie, „und die vierzig Hände von den himmlischen und elementarischen Eigenschaften, vermittelst „welcher die ursprüngliche Materie allerley Gestalten an sich nimmt. Ja vielleicht war „der Denix mit dem Amida einerley, weil man ihn unter mancherley Gestalten „abbildet. „

Ähnlichkeit der neuen japonischen und gemeinen indianischen Religionen.

Doch hiervon mag man halten, was man will. Unstreitig ist, daß die neue japonische Religion mit der Braminen ihrer, welche die alte ägyptische ist, und heutiges Tages in allen Theilen von Asien regieret, eine ungemeine Ähnlichkeit habe, und man um dieser Ursache willen mit Kämpfern gar wohl dafür halten kann, der Siaca oder Xaca r) der Chinesen und Japoner sey der Budha der indianischen Banianen; der Badhum der Ceylaner; der Sommona-Kodom der Siamer: der Sommona-Rhutama der Peguaner u. s. w. Mit einem Worte, dieser Götzendienst hat sich eben also ausgebreitet, als der indianische Feigenbaum, der sich von selbst fortpflanzt, indem seine Aeste neue Wurzeln schlagen u). Es wäre folglich nicht nöthig, seine Grundsätze weitläufig zu wiederholen, indem selbige in der Beschreibung von Indien, Siam und Indostan zur Gnüge beigebracht worden sind, und

r) Kämpfer II Th. a. S. 59 und vorherg. S.

s) Am angeführten Orte a. d. 326 S.

t) Die Chinesen nennen ihn auch So, daher Soroque kömmt. In dem Artikel von China hat er keinen andern Namen.

u) Kämpfer bringt unterschiedliche Gründe bey, welche dieser Vermuthung eine große Wahrscheinlichkeit beylegen. Er bemerkt insonderheit, es habe Cambyfes vor etwan 2300 Jahren den ägyptischen Götzendienst zerstört, ihren Apis oder geweihten Ochsen getödtet, und ihre Priester niedergehanen oder weggejaget: erwäget man nun,

daß die Siamer ihr Sancarad oder geistliche Zeitrechnung mit dem Tode des Xaca beginnen, und daß ihr 2233 oder 2234 Jahr mit dem 1690. der christlichen Zahl übereintrifft: so findet man, daß ihre Rechnung bis an die Zeiten reicht, da Cambyfes Aegypten überzog. Nimmt man nun an, es hätten sich memphitische Priester unter Anführung eines von ihren Oberhäuptern nach Indien geflüchtet, ihre Lehre daselbst gepredigt, und der neue Apostel wegen des großen Ruhms, den er sich erwarb, den Namen Budha Xaca u. s. w. das ist großer Heiliger, bekommen: so wird an diesem an ge-

und wir mit einem geringen von der Lebensart, den Schriftzeichen und der Sprache herrschenden Unterschiede das verdrüßliche Wiederholen im geringsten nicht entschuldigen könnten x). Beschreib. von Japon.

Wir begnügen uns also daran, daß nach Kämpfers Berichte, die japonischen Geschichtsbücher die Landschaft Magatta, im Lande Tensit, zu des Siaca oder Kaca Geburtsorte machen. Unter dem Namen Tensit, begreifen sie die Insel Ceylan, die Küste Malabar und Coromandel, ja das ganze mittägige Asien überhaupt. Er soll, wie sie sagen, im sechs und zwanzigsten Jahre des chinesischen Kaisers Soowo gebohren seyn, welches Jahr nach einiger Schriftsteller Rechnung ins 1209, nach andern aber ins 1207 vor Christi Geburt fällt. Sollte nun der Urheber der siamischen Religion eben diese Person seyn: so wäre er, nach ihrer Weise zu rechnen, nicht über fünfhundert zwey und vierzig Jahre vor Christo geboren worden. Er lebte eine Zeitlang in der Einsamkeit, und dachte den tiefsten Geheimnissen des Glaubens nach. Endlich kam er mit einer unzähligen Menge Schüler zum Vorscheine, und beschäftigte sich bis an sein Ende mit Ausbreitung seiner Lehre. Als er zwey und siebenzig Jahre gelebet hatte y): so übergab er seinen beyden berühmtesten Schülern, dem Annan und Kasja, einen schriftlichen Aufsatz von seiner Lehre, um welcher Ursache willen man sie neben ihrem Lehrmeister, einen zu seiner Rechten, den andern zu seiner Linken, auf den Altar stellet. Sie schrieben hernach ein Buch davon, das den Namen Soketio, oder Buch voll schöner Blumen bekam. Man nennet es auch im vortrefflichen Verstande, Rio, oder das Buch; und es ist gleichsam die Bibel aller jenseits des Ganges wohnenden morgenländischer Völker. Kaca redete zum östern von einem Propheten, der vor ihm gelebet, und seinen Aufenthalt im Königreiche Bengalen, dahin die Indianer ihre elisäischen Felder setzen, gehabt haben sollte. Die Chinesen nennen selbigen Omito, und die Japoner Amida. Dieser Vorzug, den ihm Kaca selbst einzuräumen schien, hat ihm in Japon die größten Ehrenbezeugungen zuwege gebracht. Ja er hat sogar eine große Menge Anhänger, die sich ihm ganz allein widmen, und fest glauben, man möge gesündigt haben, was man wolle, so wäre man dem ungeachtet, seiner Seligkeit versichert, wenn man ihn bey dem Abscheiden anrufe, indem er, um die Sünden des menschlichen Geschlechtes auszuföhnen, eine sehr harte Buße gethan habe. Die Japoner rufen ihn wirklich ohne Unterlaß an. Er wird unter mancherley, meistens geheimnißvollen, das ist, auf Fabeln gegründeter Gestalt verehret. Was die Japoner vom Kaca erzählen.

Hauptbuch
Soketio.

Amida, eine
treffliche
Gotttheit.

0 0 0 2

Nach

angenommenen Satze gar nichts unwahrscheinliches seyn. Nebst dem bemerkt Kämpfer, man malte den Kaca mit krausen Haaren, es habe aber kein einziger asiatischer Schwarzer Haare von solcher Gestalt. Kämpfer I Th. a. d. 60 und vorherg. S.

x) Der neue Geschichtschreiber beruft sich auf unterschiedliche alte Geschichtschreiber, von welchen einige die Geburt des Kaca 1026 Jahre vor Christi Geburt setzen, andere aber, die sich deswegen bey budjaisischen Lehrern befragten, sagen, er sey von einer Königinn zu Dehli im Indostanischen ge-

bohren, wiewohl besagte Lehrer noch hlnzu setzten, er wäre der Gott der Natur, und sein Name bedeute, was keinen Anfang hat. Am angeführten Orte a. d. 340 und 346 S. Unterdessen scheinen dergleichen Widersprüche nicht sonderlich bequiem zu seyn, dem Zeugnisse besagter Heidenbekehrer die Oberhand über die Meynung, die uns am wahrscheinlichsten zu seyn bedünket, zu verschaffen.

y) Beym Kämpfer steht 450 Jahr vor Christi Geburt. Es muß aber vermuthlich ein Druckfehler seyn, weil nach seiner eigenen Rechnung 1140 heraus kommen.

Beschreib.
von Japon.

Wie und
wenn der
Buddo nach
Japon kam.

Was die Ja-
poner zum
Buddo aus-
set.

Nach der Japoner Erzählung, kam der erste, welcher diese Lehre predigte, von da nach Japon z), und durfte daselbst einen Tempel bauen, welcher seinen alten Namen Futsuasi, das ist, Schimmeltempel, noch immer trägt, weil das Kio auf einem weißen Pferde dahin gebracht wurde. Einige Jahrhunderte lang hatte die Lehre des Faca keinen sonderlich schnellen Fortgang: allein, um das 518. Jahr der christlichen Zeitrechnung, ließ ein anderer Heiliger, Namens Darma, und der drey und dreyßigste Nachfolger desselbigen, in dem weitläufigen chinesischen Reiche einen dauerhaften Grund für den Buddo legen, von wannen er sich nach Sakkusai ausbreitete, unter welchem Namen man damals die ganze Halbinsel Corea verstand, der aber heutiges Tages nur eine einzige von den dreyen dazu gehörigen Landschaften bedeutet. Hier nun wurde der erste Buddo, oder das erste Bild des Faca, im 543. Jahre nach Christi Geburt aufgerichtet. Die Japoner, welche damals zwischen ihrem alten Gottesdienste, und einigen aus China herüber gekommenen philosophischen Meynungen getheilet waren, leisteten keinen langen Widerstand. Sieben Jahre nach des Buddo Einführung in Corea, nahmen sie ihn gleichfalls an, und der damalige Kaiser, Kimmaj, sah zu seinem Fortgange durch die Finger a).

Die stärkste Reizung dieser Lehre, für ein Volk von der Japoner Gemüthsbeschaffenheit, war das Versprechen der Unsterblichkeit, und eines glückseligen Lebens für die Tugend. Daher kommen, daß wir mit ihrem neuen Geschichtschreiber sprechen, die traurigen Austritte unzähliger Personen, von allerley Geschlechte und Alter, welche dem Tode mit einem gefesteten Wesen, ja mit Freuden entgegen laufen; in Meynung die Aufopferung ihres Lebens falle den Göttern angenehm, und sie würden ohne weitere Prüfung zum Genusse der Glückseligkeit gelangen. Nichts ist gemeiner, als am Ufer des Meeres ganze Barken voll solcher wahnsinniger Leute zu sehen, die entweder Steine anhängen, und sich ins Wasser stürzen, oder das Fahrzeug durchbohren, und unter einem Lobgesange auf den Gott Canon, der sein Paradies auf dem Grunde des Meeres haben soll, allmählig untersinken. Eine unzählige Menge Zuschauer giebt ihnen das Geleite mit den Augen, erhebet ihre Herzhaftigkeit bis an den Himmel, und verlanget, ehe sie gänzlich verschwinden, ihren Segen. Die Anhänger des Amida lassen sich in eine Höhle einmauern, darinnen sie mit genauer Noth Platz zum Sitzen haben, auch nur durch eine zu diesem Ende ausdrücklich angebrachte Nöhre Luft schöpfen können. Hier sterben sie in aller Gelassenheit Hunger, in der Hoffnung, Amida werde ihre Seele in eigener Person abholen. Andere steigen auf ungemein hohe Felsenspitzen, unter welchen Schwefelgruben sind, daraus zuweilen eine Flamme aufsteigt. Hier rufen sie so lange zu den Göttern, die Aufopferung ihres Lebens geneigt aufzunehmen, bis sie endlich eine Flamme aufsteigen sehen. Diese deuten sie für ein Merkmaal der gnädigen Erhörung aus, und stürzen sich mit verschlossenen Augen in den Abgrund. Andere lassen die Wagen über sich gehen, darauf man bey feyerlichen Umgängen ihre Götzenbilder herum führet, oder sie lassen sich von denen, welche die Tempel besuchen, todt treten, oder im Gedränge ersticken. Weil nun bey dem Sinto dergleichen nicht geschieht: so ist es kein Wunder, daß er durch diese dem Heldengemüthe seiner alten Anhänger so gemäße Handlungen sehr verdunkelt wurde. Das Gedächtniß dieser eingebildeten Märtyrer, ist bey allen, welche eben dieselbigen Götter verehren, im Segen. Man erbauet ihnen zuweilen Tempel oder Capellen, und diese Ehrenbezeugungen sind für ihre Bewunderer eine neue Anreizung.

Man

z) Um das Jahr Christi 63.

Man schreitet nicht ohne Vorbereitung zum Tode. Eine Person, welche Willens ist, aus diesem Leben in ein besseres überzutreten, schläft in etlichen Tagen nicht, und ihre guten Freunde, denen sie ihren Vorsatz eröffnet hat, bleiben beständig um sie. Der künftige Märtyrer spricht von nichts anderm, als von Verachtung der Welt, mit ihnen. Ja zuweilen hält er öffentliche Reden hiervon. Wer ihm begegnet, der beschenkt ihn. Endlich wenn der Tag der Aufopferung erscheint, so versammelt er alle seine Freunde, Anverwandten, und wen er sonst seinem Beyspiele zu folgen überredet hat. Die letzteren ermahnet er zur Standhaftigkeit. Das Ende aller dieser Vorbereitungen macht eine Gasterey, von welcher man zum Tode schreitet. Wer sich ersäuen will, der nimmt eine Sichel mit, damit er das Gras, oder was ihm sonst unterwegs hinderlich fallen möchte, bey Seite räumen könne.

Beschreib.
von Japon.

Vorbereitung
derer, die sich
dem Tode
widmen.

Zwar treiben nicht alle Japoner die Schwärmeren so weit: unterdessen ist doch die Neigung zu einem strengen Leben bey der budsoistischen Glaubenslehre sehr gemein. Viele von diesen Bilderverehrerinnen lassen sich des Morgens bey der allerstrengsten Kälte wohlzweyhundert Krüge voll eiskaltes Wasser über den Kopf und den ganzen Leib gießen, ohne daß man das geringste Zittern an ihnen merken sollte. Andere nehmen langwierige Wallfahrten vor, und verrichten sie auf dem schlimmsten Wege, über Steine, durch Hecken und Dornen, barfüßig und mit bloßem Kopfe, ohne weder Sonnenhitze noch Regen noch Kälte zu achten. Sie klettern auf die steilsten Felsen, laufen mit unbeschreiblicher Geschwindigkeit über solche Orte weg, wo es die Genssen selbst kaum wagen dürften, und bezeichnen ihren Nachfolgern den Weg mit Blute. Einige nehmen sich vor, ihre Götter täglich einige tausendmal auf der Erde liegend anzurufen, und schlagen bey jedemale die Stirne an die Erde, bis die Haut weggeht. Die Wallfahrten, welche gewisse Bonzen und Schüler des Kaca zuweilen vornehmen, und von ihren Anhängern nachgeahmet werden, setzen die Thorheit ihres Aberglaubens in ein dermaßen helles Licht, daß sie mit allen ihren Umständen aus dem neuen japonischen Geschichtschreiber angeführet zu werden verdienen, indem er sie nach seinem Vorgeben aus ganz sichern Nachrichten gezogen hat.

Neigung zum
büßenden Le-
ben bey den
Budsoisten.

Alle Jahre kommen zu Nara, einer acht Meilen von Meaco liegenden Stadt, ungefähr zwey hundert Pilgrime zusammen. An dem hierzu bestimmten Tage brechen sie auf. Ihre Reise geht fünf und siebenzig französische Meilen weit, und sie nehmen dermaßen beschwerliche Wege durch Wälder und Büschen, daß sie des Tages kaum eine einzige zu endigen vermögen. Nebst dem gehen sie barfuß, und jedweder trägt seinen Vorrath an Reiß mit sich. Doch ist die Last so gar schwer nicht, indem man nur Mittags und Abends, allemal nur eine hohle Hand voll gerösteten Reiß speiset, und drey Gläser voll Wasser darzu trinkt. Die acht ersten Tage findet man nicht einen einzigen Tropfen, sondern man muß den benötigten Vorrath für diese Zeit mitnehmen: allein, da selbiger entweder nicht zureichet, oder doch bald verdirbt, so wird mancher krank. Wer nicht weiter fort kann, den läßt man liegen, da er denn meistens elendiglich verschmachten muß.

Beschreibung
einer seltsa-
men Wall-
fahrt.

Acht Meilen weit von Nara beginnt man Bergauf zu steigen, muß aber Wegweiser mitnehmen. Zu dieser Verrichtung werden gewisse Bonzen, Genguis genannt, die ausdrücklich deswegen in einem gewissen Flecken, Namens Ozino, auf die Pilgrime warnten, gebraucht. Diese führen die Pilgrime andere acht Meilen weit, bis an den Flecken

Do o o 3

Ozaba,

*) Kämpfer am angeführten Orte a. d. 69 und 70 Seite.

Beschreib.
von Japon.

Ozaba, und übergeben sie daselbst andern Bonzen, welche den Namen Guoguis führen, und die Oberaufseher dieser Wallfahrt sind. Beide Bonzengattungen führen ein sehr strenges Leben. Wo sie sich eigentlich aufhalten, das weis niemand. Der Begriff, den man sich von dieser seltsamen Menschengattung gemacht hat, ihre abscheuliche Gestalt, ihr wildes Ansehen und Geberden, ihre Stimme, ihr Gang, die Hurligkeit, damit sie auf dem Abhänge hoher und an den tiefsten Abgründen liegenden Felsen hinlaufen, erwecken einen rechten Schauer, auch bey den unverzagtesten. Nebst dem pflegen diese Geleitsleute, wie man saget, öftere Unterredungen mit dem Teufel zu halten. Mit einem Worte, es wird so vieles von ihnen erzählt, daß man sie lieber unter die höllischen Geister als unter die Menschen rechnen sollte. Dem ungeachtet werden sie für des Kaisers Vertraute, und für ungemeine Heilige gepriesen.

Die Gewalt, die sie sich über die Pilgrime herausnehmen, übersteigt alle Einbildung. Vor allen Dingen befehlen sie, das Fasten, das Stillschweigen, und andere festgesetzte Regeln genau zu beobachten. Sündigt jemand nachgehends nur im allergeringsten dawider: so hängen sie ihn bey den Händen an den ersten besten Baum auf, und lassen ihn in dem hilflosesten Zustande von der Welt. Denn weil ihm die Kräfte, sich fest zu halten, gar bald entgehen: so fällt er herab, und stürzt von einem Abgrunde in den andern. Unterdessen darf niemand das allergeringste Mitleiden darüber bezeugen. Ein Sohn, der seinen Vater beweinen, oder ein Vater, der seinen Sohn beklagen wollte, würde ein gleiches Schicksal erfahren.

Auf halbem Wege trifft man eine Ebene an, wo sich alle Pilgrime auf der Bonzen Befehl mit kreuzweise über einander gelegten Armen, und mit dem Munde bis an die Knie gebückt, niedersetzen. Es ist dieses die gewöhnliche Stellung der Japoner, wenn sie beten. Für diesmal muß jedweder vier und zwanzig Stunden lang in selbiger verbleiben. Wer sich im geringsten rühret, der bekommt Prügel. Diese ganze Zeit ist dazu bestimmt, daß jeder sein Gewissen untersuche, und sich auf alle Sünden besinne, die er seit der letzten Wallfahrt begangen hat. Nach dieser Vorbereitung setzt man die Reise weiter fort. Nach unsäglichlicher Mühe erblicket man endlich einen Bezirk sehr hoher und nahe beysammen liegender Berge, über welche alle ein anderer in der Mitte stehender empor raget, und sich in den Wolken zu verlieren scheint. Dieser ist das Ziel der ganzen Wallfahrt. Oben auf dem Gipfel desselbigen haben die Guoguis ein Gerüste aufgerichtet, durch welches eine sehr lange eiserne Stange, mit zwey daran hangenden sehr weiten Wagschalen gestoßen ist. In eine von diesen Wagschalen steigt ein Pilgrim nach dem andern, in die andere aber wird ein Gegengewicht gelegt. Nachgehends wird die Stange auswärts gedrehet, also, daß der Pilgrim in der Schale über einen tiefen Abgrund schwebet. Die übrigen sitzen auf den umliegenden Felsen,

b) 1. Das Zeichen des Kreuzes, gleichwie bereits erwähnt worden. Doch ist es ein Andreas-Kreuz. Sie schlagen es zum öftern vor sich, absonderlich des Morgens, wenn sie aufstehen. Fraget man nach der Ursache, so sagen sie, es geschehe, um den Teufel zu verjagen. Der König von Satsuma, welcher den Franz Xavier in sein Land aufnahm, führte sogar ein Kreuz im Wapen, welcher Umstand in einem Lande, da das Kreuzigen

die allerschmählichste Todesstrafe ist, billig eine Verwunderung verdienet. 2. Ein Paternoster von hundert und achtzig Kügelchen an einen Faden gereiht, der aber nach aller Länge herab hängt. Kämpfer hat das bey dem Sinto gewöhnliche in Kupfer stechen lassen, glebt ihm aber eben die Gestalt als einem römischen Rosenkranze. 3. Der Gebrauch zu gewissen Stunden des Tages ein Gebet mit der Glocke zu geben, als wie wir zu dem Angez

Felsen, und haben den Büßenden im Gesichte, welcher alle seine Sünden mit lauter Stimme bekennen muß. Meynen die Bonzen, er gehe nicht rein mit der Sprache heraus, oder wolle seine Fehler beschönigen: so schütteln sie die Stange; damit stürzet der unglückliche Mensch in einen Abgrund hinab, über dessen bloßen Anblick ihm Gesicht und Gedanken vergehen möchten. Sobald einer fertig ist, steigt ein anderer in die Wagschale. Haben sie nun endlich diese gefährliche Prüfung alle mit einander überstanden: so werden sie in den Tempel des Gottes Kaca geführt, in welchem ein goldenes Bild desselbigen von ungeheurer Größe steht, und eine Menge kleine Bilder, deren Anzahl alle Jahre wächst, um sich hat. Hier erzeigen sie dem Kaca ihre Verehrung. Nachgehends bringen sie noch fünf und zwanzig Tage mit Besuchung der heiligen Orte auf dem Gebirge zu, nehmen hernach Abschied von ihren Anführern, bedenken sie mit einem Geschenke von vier Thalern am Werthe, und begeben sich nach einem andern Tempel, in welchem sie den Beschluß ihrer Andachtsübungen machen. Sobald sie heraus gehen, stellen sie ein allgemeines Freudenfest an, und jedweder nimmt den Weg vor sich, der ihm gefällt.

Beschreib.
von Japon.

Eben dieser Geschichtschreiber berichtet, die Opfer wären in beyden Religionen ungefähr einerley, das ist, sie bestünden bloß darinnen, daß man auf einem altarähnlichen und dem Götzenbilde gegenüber stehenden Tische, Weihrauch anzünde. Man stecket auch Wachskerzen an, und dieses wird, wie er saget, gleichfalls für ein Opfer angesehen. Bey Gelegenheit eines gewissen Bildes, Namens Quenonoa, an das man sich um seiner Vorbitte bey den Göttern zu erhalten wendet, und gewisser Geister von einem niedrigeren Range, die von den Japonern für Diener der großen Gottheiten angesehen werden, bewundert unser Verfasser die Ähnlichkeit zwischen ihren und der römischen Kirche Gebräuchen. Er zeigt diese Ähnlichkeit absonderlich in zehn Hauptstücken, welche man eines christlichen Ursprunges zu seyn erachten würde, wosern man nur wahrscheinlich machen könnte, wie sie nach Japon gekommen wären b). Die bey dem Budo eingeführte Hierarchie ist von der römischen Kirche ihrer sehr wenig unterschieden. Die Bonzen, als die Priester nurbesagter Religion, haben einen Hohenpriester, Kaco genannt c), dessen Gewalt sich bis in die andere Welt erstreckt. Er kann nicht nur die Quaal des Fegfeuers abkürzen, sondern man schreibt ihm auch die Macht zu, die Seele aus der Hölle zu erlösen, und ins Paradies zu versetzen, ohne daß sie vorher allerley Verwandlungen durchgehen dürfte. Nebst dem sind ihm alle Secten des Budo unterworfen, und es kann ohne seine Einwilligung keine neue gestiftet werden. Er thut den Ausspruch, wie des Kaca Bücher zu verstehen seyn, gleichwie denn auch alle gottesdienstliche Gebräuche vor ihn gehören. Er richtet die Tempel auf, und verordnet die Verehrung der Heiligen und Märtyrer unter seinen Glaubensgenossen. Er weiht die Tundes, oder die Bischöfe des Budo. Zwar hat sich der Kaiser

Gebräuche,
welche mit
der römischen
Religion
übereinkom-
men.

Bonzen und
Hierarchie.

Cubo-

Angelus. Sie knien sodann nieder, und schicken ein Stoßgebethe an den Gott ab, den sie am meisten ehren. 4. Die Wallfahrten, welche beyde Religionen deswegen anstellen, damit sie Vergebung der Sünde, und Erlassung der Strafe erhalten mögen. 5. Die Umgänge, dabey man die Bildnisse der Götter und ihre Ueberbleibsel herum trägt. 6. Die Gelübde und öffentlichen Gebethe, bey großen Landesplagen, um den Himmel zu er-

weichen. 7. Das Recht einer Freystätte, das die Tempel genießen. 8. Gewisse Heiligsprechungen, die man mit den Vergötterungen nicht vermischen darf. 9. Die hierarchische in der Religion der Jotoques eingeführte Ordnung. 10. Das Anzünden der Lampen und Kerzen vor den Götzenbildern. Am angeführten Orte a: d. 371 u. f. S.

c) Vermuthlich weil er Statthalter des großen Kaca ist.

Beschreib.
von Japon.

Cubosama das Recht zugeeignet, diese Würde, mit welcher große Einkünfte verknüpft sind, zu vergeben: allein, der Xaco bestätigt die Wahl des Kaisers, weihet die Tundes ein, und verleiht ihnen die Gewalt, in gewöhnlichen Fällen zu dispensiren. Diese japonischen Prälaten können das Verdienst der Götter und Heiligen; sowohl den Todten als den Lebendigen zueignen, und diese Gewalt theilen sie keinem Priester anders, als mit einem starken Vorbehalte mit. Die meisten sind zugleich Vorgesetzte eines Bonzenklosters, und leben zu Folge der Ordensregel in selbigem. Denn wie unser Verfasser bemerkt, so ist die ganze bonzische Geistlichkeit klösterlich, und kann als ein Mönchsorden angesehen werden, der in unterschiedliche Congregationen abgesondert ist, und unter einem gemeinschaftlichen Oberhaupte oder Generale steht; denn sie ist in einige Secten vertheilet, die einander von Herzen feind sind, ungeachtet sie sich sämmtlich eben demselbigen Oberhaupte unterwerfen. Man kennet sie bloß an der Farbe ihrer Kleidung; denn die Gestalt derselbigen ist meistens einerley, und von den Kutten unserer Mönche wenig unterschieden. Sie haben alle mit einander geschorne Köpfe und Bärte, bedecken auch den Kopf niemals. Man glaubet, sie äßen weder Fleisch noch frische Fische. Des Tages über bethen sie eine Zeitlang, singen auch in zween Chören. Einige stehen um Mitternacht auf, und verrichten ihre Andacht. In Gegenwart weltlicher Personen reden sie nicht das geringste Wort, machen auch sehr andächtige und bußfertige Geberden. Die vier Hauptorden unter ihnen haben ihre Klöster in bewohnten Orten, und haben mit der Welt Gemeinschaft: die übrigen aber leben meistens nur in Wäldern und Wüsteneyen. Ungeachtet nun die Verschiedenheit der Meinungen einen offenbaren Krieg zwischen ihnen verursacht: so breitet sich doch diese Heftigkeit im geringsten nicht bis auf ihre Anhänger aus, noch störet der Unterschied der Glaubenslehre die Ruhe der Familien. Der Pöbel ist überhaupt in die Heiligkeit der Bonzen vernarrt, und fällt von dem, was er verehret, ein geneigtes Urtheil. Die äußerliche Strengigkeit ihres Lebens, die Gnade, darinnen sie, wie man glaubet, den Göttern stehen, ihre Kunstgriffe junge Leute von vornehmer Abkunft in ihren Orden zu locken, behaupten ihr Ansehen gegen alle Angriffe. Jedweder japonischer Fürst machet sich eine Ehre daraus, wenn er einen Sohn unter den Bonzen hat. Daher rühret das blinde Vertrauen auf alles, was von ihrer Hand und aus ihrem Munde kömmt. Sie lösen erstaunliche Summen aus gewissen papiernen Röcken, darinnen alle ihre Anhänger zu sterben verlangen. Sie theilen geweihtes Brodt aus, das nach Beschaffenheit des Preises, auch größere oder geringere Kräfte hat. Sie verkaufen sogar das Verdienst ihrer guten Werke: doch mit Vorbehalt des hauptsächlichsten für sich selbst. Den Allergeizigsten stellen sie Wechselbriefe aus, die in jener Welt zahlbar sind. Ihre Klöster sind rechte Abgründe, darinnen die Hälfte des im Lande vorhandenen Reichthums versinkt. Sie predigen nebst andern Verrichtungen, auch. Ein solcher lehrer steigt in prächtiger Kleidung auf eine mit kostbaren chinesischen Teppichen belegte Bühne; vor ihm steht ein Tisch, und auf solchem liegt das Soquetio. Dieses heilige Buch eröffnet er, liest einige Zeilen daraus her, und giebt eine eben so dunkle Erklärung, als der Text selber ist. Nachgehendes fällt er auf die Sittenlehre, oder auf das letzte Ende des Menschen, beschließt aber seine Rede allemal damit, daß er die Auszierung der Tempel, und die Freygebigkeit gegen ihre Diener für das sicherste Mittel, die Gnade der Götter zu gewinnen, anpreist.

Blinde Verehrung der Bonzen.

Die

d) Man sehe in Kämpfers Tagebuche die Beschreibung der zu Mexico befindlichen.

Die Tempel der Sotoquen führen den Namen Tiras. Die meisten sind weit größer, höher, kostbarer und prächtiger aufgezuzet, als die Tempel der Camis. Jedwede Landschaft hat einige von wunderbarer Schönheit aufzuzeigen. Absonderlich kommt dem Prachte ihrer Dächer schwerlich etwas bey, indem sie entweder vergoldet, oder mit dem kostbaresten Firnisse lackirt sind. In Städten oder großen Marktflecken stehen sie gemeinlich auf dem erhabensten Platze. Auf dem Lande bekommen sie ihre Stelle entweder auf dem Gipfel, oder auf dem Abhange der Berge und Hügel. Jedweder hat ^{a)} nebst einer angenehmen Aussicht, auch eine crystallenhelle Quelle oder ein Bächlein, ein Lustwäldchen und angenehme Spaziergänge um sich. Sie werden von dem besten Eder- und Tannenholze gebauet, mit Säulen umgeben, mit Bildern und halberhobener Arbeit gezieret. In der Mitte steht der Altar, und auf solchem eins oder mehr Götzenbilder, von Golde, Silber oder vergoldetem Holze; vor ihm aber ein großer mit vielen brennenden Wachskerzen besteckter Leuchter, die einen lieblichen Geruch ausdampfen. Ungeachtet die Bonzen und die Tempel des Budso in geistlichen Dingen unter ihrem Hohenpriester stehen, der zu Meaco sitzt, und die Gewalt des Dairi erkennet: so sind sie doch, was das übrige betrifft, gleich denen Sintogeistlichen, der unmittelbaren Gerichtsbarkeit der beyden von dem Kaiser Kubosama gesetzten Beamten, unterworfen. Besagte beyde Oberaufseher der alten und neuen Religion genießen an dem Hofe zu Jedo einen sehr ansehnlichen Rang. Es kann von ihrem Ausspruche nicht appellirt werden: doch können sie ohne Einwilligung der geistlichen Obrigkeit keine Todesstrafe vollziehen lassen.

Beschreib.
von Japon.Beschreibung
und Namen
ihrer Tempel.

Der BudsoDienst hat eben sowohl, als die alte Religion, Klosterjungfern, welche die Namen des Auferziehung junger Personen ihres Geschlechtes besorgen. Man nennet sie Biconis oder Budso. Biconis, wiewohl ihnen die meisten Nachrichten den Titel Bonzinnen beylegen. In vielen Landschaften stoßen die Mönchs- und Nonnenklöster aneinander; und singen sie in den Tempeln das Lob ihrer Götter in zweyen Chören. Die Biconis sind gleichfalls in verschiedene Orden vertheilet, oder es hat vielmehr jedwede Bonzensecte ihre eigenen Biconis. Ihre Kleidung sieht dem Gewande unserer Nonnen sehr ähnlich; sie unter sich selbst aber unterscheiden sich bloß an der Farbe. Ihre Beschäftigung besteht in Verfertigung der papiernen Röcke, und übrigen Kleinigkeiten, damit die Bonzen das gemeine Volk bey der Nase herum führen.

Namen des
Budso.

Man bemerket, es habe der Budso, gleich der alten Religion, seine Festtage zu Schauspielen werden lassen ^{c)}, ungeachtet sie doch noch etwas andächtiger heraus kommen, als bey dem Sinto. Einer von den allerfeierlichsten ist der funfzehnte Tag des siebenten Monats, welcher den Namen des Menschenfestes trägt. Den Anfang dazu machet ein Menschenfest. Umgang, dabey erstlich funfzehn bis zwanzig Triumphwagen, jedweder von dreyßig bis vierzig Menschen gezogen, und mit allerley sinnbildlichen Maschinen angefüllet, erscheinen. Um die Maschinen sind viele kostbar gekleidete Kinder, und spielen auf allerley Instrumenten; hernach folgen alle diejenigen, welche die Unkosten zu den Zierrathen hergaben, oder sie erfanden, in schönster Ordnung. Hierauf kommen noch mehrere Wagen, mit vortreflichen Gemälden gezieret. Worauf die schönsten Denkmale des Alterthums vorgestellt sind, und werden sie von ganz geharnischten Leuten begleitet. Die ganze Versammlung zieht in

Festtage.

^{c)} Die Japoner mögen thun, was sie wollen, tralischen Austritten herans. Siehe den Abschnitt so blicket ihre Neigung zu Schauspielen und theat. von Wissenschaften.

Beschreib. in den Tempel des Gottes, dessen Fest man feiert, bleibt bis auf den Abend darinnen, und **von Japon.** hält sodann ihren Abzug in voriger Ordnung. Das Götzenbild wird auf einer offenen Sänfte hinten drein getragen, und stellen sich die Träger, als ob sie unter dem Gewichte der göttlichen Majestät erliegen müßten. Nach diesem erscheint die Liebste des Gottes, gleichfalls auf einer Sänfte getragen. Wenn sie nun einige Gassen durchgezogen hat: so begegnet sie, gleichsam von ungefähr, der dritten Sänfte, mit der rechtmäßigen Gemahlinn; die Träger der letztern beginnen hierauf zu laufen, und wollen bald da bald dort hinaus, und suchen durch ihr Bezeigen den Verdruß der Göttinn über den Anblick ihrer Mitbuhlerin vorzustellen. Ein Theil der Zuschauer lassen sich dieses zu Herzen gehen, und weinen bitterlich. Jedermann dringt auf die Sänfte zu, nicht anders als ob er sich in die Uneinigkeit des Gottes, seiner Gemahlinn und Benschläferinn mischen wollte. Endlich geht die ganze Versammlung in Unordnung aus einander, und die Götzenbilder kehren nach ihrem Tempel zurück.

Motmons-
fest.

Zu einem andern Feste, das im sechsten Monden zu Saccy gefeiert wird, sucht man die schönsten und größten Gassen der Stadt aus, und verschließt alle Zugänge mit Schlagbäumen. Zur bestimmten Stunde kommt ein Götzenbild zu Pferde, mit bloßem Säbel in der Hand, aus einem Bonzenkloster heraus. Ihm folgen zween Edelknaben; einer trägt den Bogen und die Pfeile des Gottes, der andere einen Raubvogel. Auf diese folgen viele andere Personen, theils zu Pferde, theils zu Fuß; einige haben eine Menge Bedienten hinter sich, tragen etwas in der Hand, und wiederholen mit einem freudigen Wesen ohne Unterlaß: tausendjährige Lust, tausendmal tausendjähriges Vergnügen! Hernach erscheinen die Bonzen des Klosters, daraus der Zug vorgenommen wird, und hinter ihnen

f) Man findet sie in den merkwürdigen Gesandtschaften der holländischen Gesellschaft. Zwar der Verfasser widerspricht sich an einigen Orten: allein, wir haben nicht Ursache, es genauer zu nehmen, als der neue japonische Geschichtschreiber, welcher den Widerspruch zwar ebenfalls bemerkt, nichts desto weniger aber ihm die ganze Erzählung abborget.

„Obgleich ein Japoner so viele Weiber nehmen darf, als ihm beliebt, so ist doch nur eine die rechtmäßige, und freiset mit dem Manne; die übrigen alle mit einander müssen bey Tische aufwarten, gleichwie denn auch nur die Kinder der erstern das ganze väterliche Vermögen erben, die übrigen aber nur etwas wenigens davon bekommen. . . Wenn nun alles veranstaltet ist: so begibt man sich in aller Frühe sowohl zu einem, als zu dem andern, setzt jedwedes in eine mit Ochsen oder Pferden bespannete Kutsche, und führet sie nachgehends unter dem Schalle vieler Instrumente vor die Stadt hinaus auf einen Hügel, wiewohl jedwedes auf einem besondern

„Wege denselbigen bestiegt. Sie würden aber schwerlich durch das Gedränge kommen, wosfern nicht die Häsher Platz machten. Hinter des Bräutigams Kutsche folgen viele Wagen mit Geschenken für die Braut, oder vielmehr mit ihrem Witthume beladen, wiewohl sie dieses alles gleich nach dem Empfange zur Dankbarkeit für die gehabte Mühe bey ihrer Auferziehung ihren Eltern übergiebt. Gemehr folglich ein Vater Töchter hat, desto reicher ist er *), absonderlich wenn sie schön sind; denn die schlägt man weit höher an, als andere; . . kurz zuvor ehe sie an den Hügel gelangen, steigt der Bräutigam aus seiner Kutsche, und geht, indem die Braut ganz allein hinaufsteigt, gleichfalls nur allein, indem weder eins noch das andere von sonst jemanden, als von ihren Anverwandten und einigen Spielteuten, begleitet werden; dieses geschieht auf Stufen, welche durch einen Schlagbaum abgeschnitten werden, der die Bräutleute bey dem Hinaufsteigen von ihren Anverwandten abgesondert: oben auf dem Hügel trennen sich alle diese Leute

*) Anfänglich saget er, zwischen Mann und Frau sey ein geringer Unterschied an Vermögen, Stand und Reichthum; nachgehends versichert er gleichwohl, eine Mannsperson heizet nicht nur ein Mägdchen ohne Vermögen, sondern müßte ihr noch dazu ein Witthum ausmachen.

ihnen viele Edelleute zu Pferde. Sodann singt ein Haufen weißgekleideter Hexen, wie Beschreib. der Geschichtschreiber saget, Lobgesänge auf ihren Gott. Den Beschluß des Zuges machet von Japon. ein prächtiger Norimon von bewaffneten Leuten umringet, und von zwanzig Menschen getragen, welche das vorhin erwähnte ausrufen. Der Norimon ist zwar leer; es bezeuget ihm aber doch das Volk eben dieselbige Ehrerbietung, als wenn der Gott selbst darinnen säße. Man opfert ihm verschiedene Gaben, welche sämmtlich den Bonzen heimfallen.

Das dritte Fest, welches im zweyten Monden gefeyert wird, scheint den Namen einer Seltsames feyerlichen Andacht nicht sonderlich zu verdienen. Es erscheinen viele wohlberittene und be- und blutiges waffnete Reuter, in einer Art von beschlossenen Schranken. Jedweder hat das Bild des Fest. Gottes, dessen Dienst er zugethan ist, auf dem Rücken. Vor allen Dingen theilen sie sich in einige Schwadronen. Hierauf folget ein blutiger Kampf; der Anfang dazu wird zwar nur mit Steinwürfen gemacht: allein, bald darauf greift man zu dem Schießgewehre, zu Schwerdte und Lanze. Es wird mit unglaublichem Grimme gefochten. In der That mischet sich auch niemand mit darunter, als wer mit dem andern etwas auszumachen hat. Jedweder kühet sein Mütchen unter dem Deckmantel der Religion, und unter der Anführung der Götter. Die Wahlstatt bleibt voll Todte und Verwundete, ohne daß die Gerichte die Ursachen der verübten Gewaltthätigkeit untersuchen dürften. Vermuthlich ist dieses seltsame Fest deswegen gestiftet worden, um durch die Waffen zu erörtern, welcher unter Göttern von gleichem Stande, dem andern vorgehen sollte.

Kämpfer meldet nicht, worinnen die Heirathsverbindung bestehe, noch was für Ceremonien man dabey vornehme f). Doch scheint es, man bekümmere sich nicht sonderlich Heirath und Ehescheidung.

P p p 2

um

„Leute und nehmen Platz, die Anverwandten hlu-
 „ter der Braut, und die Spielleute hinter dem
 „Bräutigam, welche beyde nicht weit von einan-
 „der entfernt sind. Besagte Anverwandten sind
 „Paar und Paar unter einem von Bedienten ge-
 „haltenen Sonnenschirme, dahingegen die Spiel-
 „leute das beste Gerchwir machen, das sie können.
 „Einige sitzen auf der Erde, und machen ich weis
 „nicht was für ein Gelärme, auf, ich weis nicht
 „was für Instrumenten, die mit den unserigen
 „gar keine Aehnlichkeit haben. Andere schlagen
 „mit Stecken auf hohle kupferne Kugeln, die an
 „eisernen Ketten, die Ketten aber an zween gro-
 „ßen Querstecken hängen, und geben einen Klang
 „von sich, bey welchem sich diese Leute nach dem
 „Tacte bewegen.

„Zwischen den Anverwandten des Brautpaa-
 „res, und den Spielleuten ist ein sehr lichtes Zelt.
 „Außen ist es ganz mit ölgetränktem Papiere über-
 „zogen, aber inwendig ist es mit einem schönen
 „Seidenzeuge tapejert. Seine Gestalt ist acht-
 „eckicht, läuft aber unvermerkt in sechs Spitzen
 „oder Pyramiden zu, die auf vier Pfeilern stehen.
 „Mitte im Zelte ist ein sehr schöner Altar, und
 „auf selbigem der Heirathsgott mit einem Hundes-
 „kopfe, offenen Arminen, und einem Messingdrach-

„te zwischen den Händen. Durch den Hundes-
 „kopf wollen die Japoner zu verstehen geben, im
 „Ehestande sey die Treue und Wachsamkeit nöthig,
 „gleichwie sie durch den Messingdrach die genaue
 „Vereinigung, die zwischen Eheleuten seyn sollte, vor-
 „stellen. Vor dem Bilde steht ein Priester, zu dessen
 „rechter Hand die Braut, zur Linken der Bräutigam,
 „jedwedes mit einer brennenden Fackel in der Hand.
 „Die Braut zündet ihre Fackel an den Lampen an, die
 „rings um das Gezelt brennen, und unterdessen murt
 „melt der Priester ich weis nicht was. Nachge-
 „hend zündet der Bräutigam seine Fackel an der
 „Braut ihrer an, die Anwesenden aber erheben
 „ein Freudengeschrey, und wünschen ihnen alles
 „ersüßliche Glück zu ihrem Ehestande, wozu der
 „Priester seinen Segen giebt. . . In der Zelt
 „nun da die Brautleute oben auf dem Hügel mit
 „ihren Ceremonien zu thun haben, sind die unten
 „an selbigem gebliebenen auch nicht müßig, son-
 „dern einige werfen das Spielzeug der Braut, da
 „sie noch ein Kind war, ins Feuer; andere trei-
 „ben allerley Gaukeley mit einem Spinnrade und
 „einer Kunkel, noch andere gehen um den Baen
 „herum, worauf das Geld zu ihrem Heirathsgute
 „liegt. . . Zum Beschlusse, so schlachten die
 „Priester unten am Hügel zween stamische Ochsen,
 „und

Beschreib.
von Japon.

um die Neigungen des Brautpaares; denn man verheirathet sich in Japon, ohne einander zu kennen; sondern die beyderseitigen Eltern machen die Verbindung richtig. Unterdessen ist auch kein Zwang bey diesem blinden Kaufe, sondern es hat jedweder Theil die Freyheit, sich zu scheiden, und der Mann kann so viele Beyschläferinnen halten, als es ihm beliebt. Nichtsdestoweniger wird der Ehebruch an einer Frau mit dem Tode gestraft, ja es kostet ihnen zuweilen eine bloße freye Aufführung das Leben. Die Japoner mögen wohl die einzigen Männer in der Welt seyn, welche bey einer so großen Strengigkeit gegen ihre Frauen, das Herz derselbigen dennoch zu gewinnen, und bey aufrichtiger Gesinnung zu erhalten wissen; denn man rühmet die Treue und große Liebe derselbigen gegen ihre Männer. Die japonische Geschichte ist mit dergleichen Beyspielen ganz angefüllt. Man liest von Frauen, die sich zu tode hungerten, weil sie keinen andern Weg wußten, ihren Männern Gesellschaft in die andere Welt zu leisten. Es ist schwer, ein dermaßen liebereiches Gemüth mit dem Gebrauche zusammen zu reimen, welcher den Eltern die Kinder, die sie nicht ernähren können, wegzulegen erlaubt. Vielleicht aber meynen sie, an diesen unschuldigen Creaturen ein Werk der Liebe zu erzeigen, wenn sie ihnen ein Leben, das ihnen nur zur Last fallen würde, wegnehmen. Wohlhabende Personen, die keine Kinder haben, nehmen von ihren Anverwandten und guten Freunden, die mit einer allzustarken Anzahl versehen sind, einige als die ihrigen an.

Anverwandtschaft und Erbrecht.

Beym Verheirathen scheuet man keinen andern als den ersten Grad der Blutsfreundschaft, und verlehret solchen niemals. Haben die ältesten Söhne ein männliches Alter erlangt: so entziehen sich die Väter aller Geschäfte, übergeben ihnen die Sorge für ihr Vermögen, und behalten nur soviel davon, als zu ihrer eigenen und ihrer übrigen Kinder Unterhaltung nöthig fällt. Die jüngern Söhne bekommen etwas wenigere, die Töchter bringen ihren Männern sonst gar nichts zu, als was sie am Leibe tragen.

Drey geringere Stände.

Es scheint, als ob man in den geringern Ständen eben die Grade und Verhältnisse, als bey dem Adel beobachte, doch ohne daß einer dem andern unterworfen wäre, oder ihn für seinen Obern erkennete. Die Kaufleute machen den ersten Stand, die Handwerksleute den andern, die Bauern den dritten; unterdessen ist ein Bauer von dem Hausgesinde seines Herrn nicht sonderlich unterschieden; denn es pfleget jedweder Japoner seine Grundstücke selbst zu bauen. Demnach können alle Hausbediente zu dem dritten Stande gerechnet werden, ja es erhellet aus dem von ihrer Polizeyordnung gegebenen Begriffe, daß auch die Soldaten mit dazu gehören.

Leichenbegängnisse.

Die Leichenbegängnisse, auf welche uns die Ordnung im Erzählen von selbst führt, haben in Japon weit mehr Gleichförmigkeit, als man bey so vielen und in ihrer Meynung weit unterschiedenen Glaubensparteyen vermuthen sollte. Die Leiche wird von den Geistlichen abgeholt, und mit Singen nach ihrem Kloster getragen, auch daselbst begraben, ohne daß sie etwas anderes, als ein freywilliges Almosen dafür bekämen. Allein, sie wenden alle

„und einige Schöpfe *), und opfern sie dem Heilathesgorte... Nachgehends wird die Braut unter

„dem Freudengeschreye des Volkes, und der Zusammenstimmung der Spielleute in ihrer Kutsche,

*) Der Geschichtschreiber von Japon bemerkt, daß es in diesen Inseln keine Schafe gab, ehe die Portugiesen welche hinein brachten, und daß die sogenannten samischen Ochsen Büffel sind, die im Lande selbst fallen. I Theil a. d. 394 S.

alle ihre Künste daran, noch vor dem Hintritte des Verstorbenen etwas von seinem Vermögen zu erhaschen. Was vornehme Personen betrifft, so theilet man uns die Beschreibung von Japon: von denen zu Meaco üblichen Gebräuchen mit; und es ist zu vermuthen, es werde die dasige Anwesenheit des Dairi die ältesten Gewohnheiten im Schwange erhalten haben.

Eine Stunde vorher, ehe man die Leiche wegbringt, begeben sich die Freunde des Verstorbenen in prächtiger Kleidung, und mit großem Gepränge an den Begräbnisort, um gleichsam Besiz davon zu nehmen. Erscheint nun die darzu bestimmte Stunde, so geht der Leichenzug in folgender Ordnung. Erstlich die Frauen, Anverwandtinnen oder sonst gute Freundinnen des Verstorbenen weiß gekleidet, und mit einem Sturze über dem Kopfe, der aber eine beliebige Farbe hat. Um sich haben sie ihre Aufwärterinnen, und die vornehmsten trägt man in ihren Norimonen, woran jedoch nicht das geringste Merkmaal einer Trauer zu sehen ist. 2. Die vornehmsten Personen aus der Stadt, welche das Andenken ihres Vorgesetzten oder Mitbeamten beehren wollen, sämmtlich aber eben also aufgepußt sind, als wenn sie zur Hochzeit giengen. 3. Ziemlich weit hinter ihnen, der Oberste von derjenigen Bonzengattung, welcher der Verstorbene beypflichtete, in Gold und Seide gekleidet, auch in einem prächtigen Norimon sitzend. Um ihn geht ein Haufen Bonzen mit einer Art von Messgewande, und einem schwarzen Mantel darüber, angehan. 4. Ein einziger Mensch in aschgrauer Kleidung, welche Farbe sowohl, als die weiße, Trauer bedeutet, mit einer Kühnackel. 5. Zweyhundert singende Bonzen, nebst einem Pedellen, der ohne Unterlaß auf ein Becken schlägt. 6. Viele andere Bediente. Jedweder trägt einen großen von Kartenpapiere gemachten Korb, voll Blätter oder anderer durch Kunst gemachter Blumen, an einer langen Stange. Wenn er sie nun schüttelt, so fliegen die Blätter in Menge heraus, als ob es sie regnete, und das Volk ruft unter großem Frohlocken, der Todte sey wirklich in seinem Paradiese angelanget, eben als ob diese Blätter in der That vom Himmel herab fielen. 7. Acht junge Bonzen von achtzehn bis zwanzig Jahren mit großen, verkehrt gehaltenen Stäben unter dem Arme: unten hängt ein Fähnlein daran, worauf der Name des Gottes von ihrer Secte zu lesen ist. Eben dieser Name steht auch auf zehn verschlossenen Laternen von feinem Cattune, damit zehn Bonzen hinter den Fähnlein folgen, und sich zwei kleine Fackeln, damit man nachgehends den Scheiterhaufen anstecket, durch einen aschgrau gekleideten Bedienten vortragen lassen. 8. Eine Menge in eben diese Farbe gekleidete Personen, mit dreyeckichten, und unter dem Rinne festgebundenen Hüten auf dem Kopfe. Die Hüte sind von schwarzem Leder, und glänzen wie der feinste Stahl, auch ist der Name des Gottes darauf geschrieben. Noch liest man selbigen mit goldenen Buchstaben auf einem Stücke feinen Cattun, das ein anderer Mensch trägt.

Hierauf erscheint die Leiche in einem prächtig ausgezierten Norimon, den vier Menschen tragen. Sie ist weiß angezogen, und in die bey dem Verhen gewöhnliche Stellung

P p p p 3

gerich-

„in des Bräutigams Haus geführt, woselbst
„die jungen Leute unterdessen beschäftigt sind,
„Fahnen auf das Dach und auf alle erhabene
„Orte zu pflanzen, sich mit Kränzen zu
„zieren, und das ganze Haus mit Blumen zu
„bestreuen. Dieses Fest dauert gemeinlich acht

„Tage, und verursacht unglaubliche Kosten.
„Das Alter, in welchem die Japoner ihre Töchter
„verheirathen, ist fünfzehn bis sechzehn Jahre,
„gar selten später. Ja es geschieht wohl, daß sie
„dieselben schon in der Wiege versprechen. Hi-
„stoire du Japon T. I. a. d. 395 und vorherg. S.

Beschreib.
von Japon.

gerichtet. Ueber ihre Kleidung ist ihr ein papierner Rock angezogen, worauf gewisse geheimnißvolle Schriftzeichen stehen, die ihr den Weg zum Himmel bahnen sollen. Rings herum gehen die Kinder des Verstorbenen sämmtlich in ihrem besten Schmucke. Das jüngste trägt eine brennende Fackel, damit es den Scheiterhaufen anzünden muß. Dieser Haufen ist in einer Grube aufgeschlichtet, die Grube aber hat ihre Stelle in einem ummauerten und mit schwarzen Tüchern behangenen Bezirke, darein man durch zwey Thore tritt. Auf beyden Seiten des Scheiterhaufens stehen zwey Tafeln. Eine ist mit allerley Erschickungen, die andere mit glühenden Kohlen besetzt.

Sobald die Leiche in den Bezirk kömmt, wird sie nebst dem Morimon von den Bonzen, mitten auf den Scheiterhaufen gelegt. Hierauf tritt ihr Oberhaupt herbey, nimmt dem jüngsten Sohne des Verstorbenen die brennende Fackel aus der Hand, geht dreyimal damit um den Scheiterhaufen herum, und schwingt sie dabey, wie etwa ein katholischer Priester sein Rauchfaß. Nachgehends saget er einige Gebethe her, und reichet sodann die Fackel demjenigen, von dem er sie empfangen hatte, wieder zu, der sie ohne Verzug mitten auf den Scheiterhaufen wirft. Sogleich werden auch die übrigen beyden Fackeln angezündet, und der Haufen noch an andern Orten in Brand gesteckt, auch die Flamme durch vieles Del, allerley wohlriechendes Rauchwerk, und andere leicht brennende Sachen vermehret. Sobald die Leiche vom Feuer verzehret ist, tritt die Anverwandtschaft um die Tafel mit den glühenden Kohlen herum, wirft Rauchwerk hinein, und bethet den Verstorbenen auf den Knien an, weil sie glaubet, nunmehr genieße seine Seele des Umganges mit den Göttern. Endlich wird jedweder Bonze nach Standesgebühr beschenkt. Das geringste Geschenk beträgt etwa einen Ducaten, und das größte, zwanzig Thaler. Den folgenden Tag sammeln die Anverwandten und Freunde des Verstorbenen seine Asche in ein vergoldetes Gefäße, decken ein kostbares Tuch darüber, und setzen es an dem Orte bey, wo der Scheiterhaufen war. Hier bleibt es sieben Tage stehen, und diese ganze Zeit über verrichten die Bonzen ihre Gebethe dabey. Nach Verlaufe derselbigen wird es an den Ort gebracht, wo es beständig bleiben soll, und auf ein Gestelle, darauf der Name des Todten und seiner Secte steht, gesetzt. Sieben Monate hernach nimmt man eben diese Ceremonien von neuem vor, nach sieben Jahren abermals, ja zuweilen alle vierzehn Tage, im Falle die Nachgelassenen so viel daran zu wenden Willens sind; denn die Bonzen haben ihres Ortes gegen baare Bezahlung allemal Zeit dazu. Nach des Geschichtschreibers Urtheile erhellet aus diesem ganzen Gepränge, der Tod habe, nach der Japoner Meynung, nichts Abscheuliches an sich, werde auch von ihnen nicht ein Uebel, sondern vielmehr als ein Weg zur Glückseligkeit angesehen.

Trauer.

Die Trauer währet zwey Jahre, in welcher Zeit man aller Lustbarkeit absagen muß: das ist, erstlich freuet man sich über den glücklichen Zustand des Verstorbenen, und hernach beweinet man seinen Verlust. Die Weise, wie man diese Zeit über gekleidet geht, scheint im Stande zu seyn, Betrübniß einzulösen. Beyde Geschlechter tragen sich beynahe auf einerley Weise. Sie haben beyderseits eine viereckigte Stirnbinde auf dem Kopfe, woran ein großes weißes Tuch genehet ist, das wie etwa ein Trauerflor über den Rücken herab hängt. Der Oberrock ist erstaunlich weit, und wird vorn an der Brust zugeknöpft; er

g) Histoire du Japon T. I. am angeführten Orte a. d. 389 und vorherg. S.

h) Dieses Wort bedeutet Weg oder Weise der Weltweisen.

er muß ohne alle Zierrath, auch ohne Untersutter seyn. Die Leibbinde ist sehr breit, wie ein Netz gestricket, und geht gemeiniglich zweymal um den Leib. Die ganze Kleidung muß von rohem Cattune seyn. Die Einfalt des Aufzuges wird mit einer sonderbaren Ehrbarkeit vergesellschaftet. Man tritt ganz langsam einher, schlägt die Augen nieder, und steckt die Hände in die Ärmel.

Beschreib.
von Japon.

Unser Geschichtschreiber hat in eben diesen Nachrichten auch noch dieses gefunden, daß eine gewisse japonische Secte in der Meynung stehe, die Seelen brächten drey Jahre damit zu, bis sie in das Paradies ihres Gottes kämen, und unterdessen besuchten sie ihre Angehörigen alle Jahre einmal. Ungeachtet nun ein solches Vorgeben höchst lächerlich ist, indem sie sich immer wieder bey dem Orte, von welchem sie abreiseten, befänden; solglich das vorgesezte Ziel nimmermehr erreichen könnten: so hat man doch nichts destoweniger auf den dreyzehnten Tag des siebenten Mondens ein Fest angesetzt, daran man sie empfängt. Alle Häuser werden sodann auf das beste ausgeschmückt. Den Abend vor dem Feste begiebt sich jedwede Familie mit großem Gepränge aus der Stadt. Sobald man den Platz erreicht, auf welchen sich die Seelen einfänden sollten, leget jedweder weitläufige Bewillkommungsreden wegen ihrer glücklichen Ankunft gegen sie ab. Man bittet sie, Platz zu nehmen, und auszuruhen, sezet ihnen allerley vor, um sich zu erlaben, und unterhält sie eine Stunde lang mit Gesprächen. Nachgehends bitten einige von der Verwandtschaft um Erlaubniß, daß sie voran gehen, und zu Hause die nöthige Anstalt vorsehen dürfen. Die übrigen bleiben noch eine Zeitlang da, vertreiben ihnen die Zeit mit Gesprächen, und ersuchen sie endlich mit zu kommen. Unterweges wird die Unterredung fortgesetzt, und eine große Menge Fackeln angezündet. Bey dem Eintritte in die Stadt, finden sie dieselbige ganz erleuchtet. Inwendig in den Häusern sieht es nicht weniger helle aus, und die Tafel ist auf das beste besetzt. Man leget den Todten eben sowohl vor, als den Lebendigen; und da die Japoner in der Meynung stehen, eine Seele bestehe aus einer ungemein zarten Materie, so glauben sie auch, es saugten selbige das Feinste und Kräftigste aus den vorgelegten Speisen heraus. Nach der Mahlzeit besucht ein jeder die Seelen seiner guten Freunde und Nachbarn. Dergestalt wird die ganze Nacht mit Herumlaufen zugebracht, und das Fest dauret bis zu Ende des folgenden Tages. Weil nun die Seelen sich in dieser Zeit genugsam erlabet und ausgeruhet haben: so begleitet man sie mit dem vorigen Gepränge, bis auf den Platz, da man sie abholte. Diese Nacht über wird das Feld wiederum erleuchtet, damit sie ihren Weg desto leichter finden. Damit auch nicht etwa eine sich im Hause verspäte, und hernach ihre Gesellschaft so leicht nicht wieder antreffen könnte, so wirft man Steine auf die Dächer, durchgeht alle Zimmer mit großer Sorgfalt, poltert mit einem Stocke darinnen herum, und stößt sie dergestalt heraus. Zu diesem Vornehmen trägt die Furcht, von verdrießlichen Erscheinungen geplaget zu werden, nicht wenig bey g).

Fest der Wiederkunft der Seelen.

Genehmigung der Seelen.

Kämpfer ist der einzige Reisende, der etwas Umständliches von einer gewissen ansehnlichen Secte, die er *Siuto* h) nennet, und die aus lauter Weltweisen bestehen soll, bringt. Sie erkennen den berühmten Confucius oder Koofti, für ihren Stifter, in dem sein Andenken in Japon nicht minder verehret wird, als in China. Nach Kämpfers Berichte kam er vor zweytausend zweyhundert drey und vierzig Jahren auf die Welt i).

Siuto, eine Secte der Weltweisen.

Ein

i) Wenn man, sagt er, den Anfang zu zählen get, welche Genroff heißt. Er schrieb im 1692 mit dem fünften Jahre der japonischen Aera ma: Jahre. Der Vater Couplet sezt des Confucius Geburt

Beschreib. von Japon. Ein Schüler von ihm, Namens Moosi, trug zu Ausbreitung seiner Lehre ein großes bey, indem er ein Buch, welches die Grundsätze derselbigen in sich faßte, herausgab, wornach sie in Japon beynahe zu eben der Zeit, als in China, Wurzel schlug. Dem Ansehen zu Folge, gab sie nicht nur der alten Landesreligion den ersten Stoß, sondern sie zog auch gleichsam den ersten Damm vor, welcher die aus Indien gekommenen neuen Secten hinderte, ganz Japon zu überschwemmen. Ihre Anhänger entsagten zwar dem Dienste der Lämischen nicht auf einmal: allein, sie hielten doch dieselbigen nicht mehr für Götter, ungeachtet sie sich übrigens allem unterwarfen, was die Landesgesetze oder Gebräuche in diesem Stücke von ihnen verlangten, welches sie hingegen, soviel den Sotoquesdienst betrifft, niemals gethan hatten.

Ihre Lehre.

Kämpfer giebt uns einen Auszug von ihren Meynungen. Das Hauptwerk besteht in fünf Sätzen, die sie Dsin, Gi, Ke, Tsi, und Sin nennen. Dsin lehret sie, ein tugendhaftes Leben zu führen: und daher kommt es, daß ein tugendhafter Mensch mit dem Namen Dsinja beehret wird. Gi, ertheilet die Regeln der Billigkeit, und Ke, der höflichen Aufführung. Tsi, schreibt die Grundsätze zu einer guten und weisen Regierung vor. Sin, handelt von der Reinigkeit des Gewissens, und von der Redlichkeit. Die Seelenwanderung wird von dieser Gattung Sittenlehrer nicht angenommen: dagegen glauben sie eine Weltseele, einen allgemeinen Geist, eine durch die ganze Welt ausgebreitete Kraft, welche alles belebet, und die von ihren leibern abgeschiedenen Seelen eben also wieder zu sich nimmt, wie das Meer alle Flüsse und Wasser, die sich darein ergießen. Es ist diese Weltseele das allgemeine Behältniß aller Seelen, und können sie aus selbigem nicht von neuem ausfließen, es sey dann um andere Geschöpfe zu beleben. Die Anhänger des Siuto vermischen sie mit dem höchsten Wesen, und schreiben ihr alle Vollkommenheiten zu, welche Gott nur allein zukommen. Sie gebrauchen zum öftern das Wort Ten, welches so viel als Himmel oder Natur bedeutet; und danken zum Beispiele dem Ten für alles Gute, das sie von ihm zu empfangen verimeynen. Unterdessen gestunden doch einige, mit welchen sich Kämpfer vertraulich unterredete, es gäbe ein unförperliches mit Verstande begabtes Wesen, das die Natur regiere, aber ihr Urheber nicht sey ^k), ja sie behaupten sogar, es sey von der Natur hervorgebracht, und von dem In und Jo, das ist von dem Himmel und der Erde gezeuget worden; davon eines wirkend, das andere leidend, eins die Quelle des Entstehens, das andere die Quelle des Vergehens sey. In diesem Verstande, sagen sie ferner, sind die natürlichen Kräfte zugleich geistige Wesen. Sie halten die Welt für ewig. Sie glauben, sowohl Menschen als Thiere wären gleichfalls durch In und Jo hervorgebracht worden. Weil sie gar keine von den Landesgotttheiten wirklich dafür halten, so haben sie weder Tempel, noch einen äußerlichen Gottesdienst. Doch machen sie die allgemeinen Gebräuche ihres Vaterlandes mit, und begehen das Angedenken ihrer verstorbenen Vorfahren, das ist, sie besetzen eine Tafel mit Speisen, zünden Lichter vor ihren Bildnissen an, und fallen vor ihnen zur Erde nieder, um dadurch der Pflicht der Blutsverwandtschaft ein Genüge zu thun. Wollen sie diese Ceremonie vornehmen, gleichwie sie alle Monate oder Jahre thun: so waschen und reinigen sie sich vorher drey Tage lang, berühren auch weder ihre Weiber, noch sonst etwas unreines, und ziehen ihre besten Kleider an. Sie verbrennen ihre

Ihre Anhänger haben weder Tempel noch Gottesdienst.

Geburt 551 Jahre vor Christi Geburt, und 109 Jahre nach der Gründung des japonischen Reiches.

k) Man sehe in der Beschreibung von China die eigentlichen Grundsätze des Confucius.

ihre Todten nicht; sondern sie lassen die Leiche drey Tage lang im Hause liegen, legen sie hernach auf den Rücken, und mit erhabenem Haupte in einen Sarg, füllen ihn, um die Sänkung zu verhüten, mit wohlriechenden Sachen aus, und bringen ihn zum Beschlusse ohne große Weitläufigkeit in die Erde. Beschreib.
von Japon.

Es hält diese Secte den Tod nicht nur für erlaubt, sondern auch für rühmlich und lobenswürdig, wenn er zu Vermeidung eines schimpflichen Endes oder um seinem überlegenen Feinde zu entgehen, nöthig fällt. Ehedem waren die Anhänger des Siuto in Verdacht einer heimlichen Neigung gegen das Christenthum. Als nun dieses ausgerottet wurde: so befahl man ihnen ein Gözenbild, oder doch wenigstens den Namen irgend einer Landesgotttheit bey sich im Hause zu haben, ihm seine Stelle an keinem verächtlichen Orte desselbigen anzuweisen, sondern vielmehr einen Blumentopf und ein Rauchfaß davor hinzustellen. Gemeinlich wählen sie ein Bild des Quanwon oder des Amida, und stellen es hinter den Heerd. In ihren öffentlichen Schulen erblicket man des Confucius Bildniß. Vor weniger Zeit ließ ein Kubosama Kaiser dem besagten Weltweisen zu Ehren zu Jedo zween Tempel aufbauen, und hielt, da er sie zum erstenmale besuchte, eine sehr schöne Rede von den Verdiensten dieses Oberhauptes der chinesischen Weltweisheit an sein Gefolge. Doch dieser noch übrigen Hochachtung ungeachtet, haben die Anhänger des Siuto seit dem Untergange des Christenthums sehr abgenommen. Die Strenge der kaiserlichen Verordnungen hat sogar ihre Bücher betroffen: also, daß man sie heutiges Tages nicht ohne Furcht lesen darf. Vor Zeiten suchte jedermann seine Ergözung an ihnen; die Künste und Wissenschaften waren dieser Secte gleichsam eigen, und sie begriff, wie man für gewiß ausgiebt, damals den größten Theil der Nation unter sich. Ihre Gering-
schätzung des
Lebens.

Dreyßig Jahre vor Kämpfers Ankunft in Japon hatte der Fürst von Sisen und Inaba, ein Beschützer des Siuto und der Gelehrten, den Vorsatz gefasset, diese bennah ganz erloschene Weltweisheit in seinem Lande wieder empor zu bringen. In dieser Absicht stiftete er eine Universität, ließ von allen Orten gelehrte Leute dahin kommen, und verlieh ihnen große Freyheiten und andere Gnadenbezeugungen. Allein, weil die Bonzen besorgten, es möchte dieses Unternehmen zu ihrem größten Nachtheile ausschlagen: so machten sie an beyden kaiserlichen Höfen dermaßen großes Lärmen, daß es dem Fürsten von Sisen beynah den Kopf gekostet hatte: allein, er trat seinem Sohne die Regierung ab, und entschlug sich aller Geschäfte. Diese List besänftigte nicht nur seine Feinde, sondern verschaffte ihm auch ein ruhiges Leben. Ungeachtet kein Mensch daran zweifelte, sein Nachfolger werde im Herzen eben die Grundsätze als er selbst: so wußte sich doch der junge Fürst dermaßen klug aufzuführen, daß er zu Kämpfers Zeiten nicht nur sein Land in Ruhe regieren, sondern auch denken konnte, was er wollte ¹⁾. Ein gewisser
Fürst will sie
empor bring-
gen.

Der

¹⁾ Kämpfer II Theil a. d. 75 und vorherg. Seite.

Witterung. Beschaffenheit der See. Boden. Erdbeben sind sehr gemein. Feuerspeyende Berge. Menge Schwefel. Goldgruben. Kupfer. Sowa. Messing. Zinn. Eisen. Salz. Borax. Agathe. Perlen. Naphta. Ambra. Seegewächse. Porcelan. Vornehmste Gewächse in Japon. Maulbeerbaum. Papierbaum, Firnißbaum. Kothe Lorbern. Dreyerley Gattung Feigenbäume. Eßbare Eicheln. Blumen. Große Menge Lilien. Hanf und Baumwolle. Oelpflanzen. Ackerbau. Gattungen von Getreide. Rüben. Erdichtete Thiere. Hausthiere. Wilde Thiere. Weiße Ameisen. Insecten. Zahmes Geflügel. Wilde Vögel. Ungezieferegattungen. Wallfische. Andere Fische. Seemuscheln. Großer Fleiß der Japoner. Wie sie Papier machen. Japonischer Theebaum. Dessen Beschreibung. Zurichtung des Thees.

Witterung. Der neue Geschichtschreiber hat, was die gegenwärtige Materie betrifft, Kämpfers Nachrichten so genau und treulich gesammelt, daß es einerley ist, welchen von beyden wir zu unserm Führer wählen. Sie sagen demnach alle beyde, es machten die Japoner viel Wesens von ihrer Landesart. Sie muß auch in der That sehr gesund seyn, weil man in diesem Lande ein hohes Alter erreicht, selten krank wird, und die Weiber ungemein fruchtbar sind ^m). Nichts destoweniger ist die Witterung sehr unbeständig. Im Winter schneyet und frieret es heftig. Im Sommer, absonderlich in den Hundestagen, ist die Hitze unerträglich. Es regnet das Jahr über sehr oft, doch am stärksten währenden Brach- und Heumonates, die man deswegen auch Satsuki oder Wassermomate nennet. Gleichwohl hat die Regenzeit in Japon nicht eben die Regelmäßigkeit, als in den wärmern Gegenden von Indien. Donner und Blitz sind nichts seltenes.

Beschaffenheit der See.

Die See, darinnen unsere Inseln liegen, ist beständig ungestüm. Da man nun überdies auch eine große Menge Klippen darinnen antrifft: so ist sie höchstgefährlich zu beschiffen. Man sieht auf keiner andern so viele Wasserhosen oder Säulen, die wir in gegenwärtiger Sammlung öfter als einmal beschrieben haben. Die Japoner machen Wasserdrahen mit einem langen Schwanze daraus, nennen sie auch deswegen Tatsumaki, das ist Wasserspeyende Drachen. Auch sind an der japonischen Küste zween berufene Wirbel, welche die Gefahr derselben nahe zu kommen, noch größer machen. Der erste, Namens Faisaki, ist unterhalb der Insel Amakusa. Bey seichtem Wasser ist er am allergefährlichsten. Denn wenn die See hoch ist, so steht er mit der Oberfläche derselbigen gleich, und man kann sich mit dem geringsten Winde von ihm losmachen. Allein, sobald die See abläuft, sieht man, wie er anfänglich mit größtem Ungestüme sich im Kreise drehet, nachgehends aber auf einmal funfzehn Klastern tief sinkt; alles, was er antrifft, mit erstaunlicher Gewalt mit sich fortreißt, und an den Klippen, die er in sich begreift, zerschmettert. Die Trümmer bleiben zuweilen im Abgrunde verborgen, zuweilen werden sie in einer Entfernung von etlichen englischen Meilen wieder ausgeworfen ⁿ). Der zweyte Wirbel ist nicht weit von der Seeküste der Landschaft Kijokuni, man nennet ihn Awano Narratto, das ist awisches Geröse, weil die Landschaft dieses Namens nicht weit davon liegt. Er drehet sich mit

^m) Wir haben schon oben aus Kämpfers Tagebuche das Dorf Kimo angeführet, dessen sämtliche Einwohner, aus Kindern, Enkeln und Ur-

enkeln eines einzigen Mannes, der noch lebte, bestanden.

ⁿ) Kämpfer I Theil a. d. 162 S. 9) Ebendasselbst.

mit solcher Ungestümigkeit um diese kleine aus lauter Klippen bestehende Insel herum, daß sie von der Gewalt des reißenden Stromes beständig zittert, doch ist er nicht so gefährlich, als jener, weil man das erstaunliche Geräusch schon von weitem vernimmt, folglich auf seiner Hut seyn kann. Die japonischen Dichter und Redner haben an diesem gefährlichen Wirbel eine unerschöpfliche Quelle von Gleichnissen o).

Beschreib.
von Japon.

Der Boden ist in Japon, überhaupt zu reden, gebirgig, voll Steine und von Natur nicht sonderlich fruchtbar. Allein, der Fleiß und die Geschicklichkeit der Einwohner weis alles, was sie bedürfen, selbst aus Felsen, und den dürrsten Orten zu erzwingen. Ueberdies versorget sie das Meer mit Fischen und Muschelwerke im Ueberflusse. An süßem Wasser fehlet es nicht. Es giebt überall Teiche, Quellen, und Flüsse; einige darunter haben einen dermaßen schnellen Strom, daß man nicht ohne Gefahr durchsehen, Brücken aber gar nicht darüber schlagen kann: sie entspringen auch meistens nur auf dem Gebirge, und stürzen sich mit desto größerer Gewalt herab, je stärker sie von dem heftigen Regen im Brach- und Heumonate anwachsen. Unter die berühmtesten gehören 1. der Usim, welcher eine deutsche Viertelmeile breit ist. Er fällt von dem Gipfel eines Berges herab, und sein Strom ist über alle Maasse reißend. Will man durchsehen, auch zu solcher Zeit, wenn das Wasser kaum bis an die Knie reicht, so muß der Reisende sein Pferd durch fünf starke Menschen, welche das Flußbett vollkommen kennen, durchführen lassen. Doch geschieht selten ein Unglück, weil die Wegweiser in Folge der Landesgesetze für die Sicherheit der Wandersleute stehen müssen. 2. Der Omi hat seinen Namen von der Landschaft, darinnen er entspringt, und entstand zwey hundert und fünf und achtzig Jahre vor Christi Geburt in einer einzigen Nacht. 3. Der Aska ist wegen der beständigen Veränderung seines Flußbettes berühmt. Kämpfer meldet keinen einzigen Fluß in Japon, der sehr weit liefe, und sehr schiffreich wäre.

Bodent.

Flüsse.

Wenige Länder sind dem Erdbeben so häufig unterworfen, als Japon. Man verspüret es dermaßen oft, daß die Einwohner keine sonderliche Furcht mehr davor haben, ungeachtet es zuweilen ganze Städte umstürzet. Der gemeine Mann schreibt die heftigen Stöße den Bewegungen eines unter der Erde befindlichen großen Wallfisches zu. Es ist entseßlich anzuhören p), was für Unglück das Erdbeben im 1586 Jahre stiftete, daes sich von der Landschaft Sacaja bis nach Meaco ausbreitete. Im 1703 Jahre gieng die Stadt Jedo, des Kaisers Kubosama Hauptsitz, bey nahe gänzlich unter, und es wurden mehr als zweymal hunderttausend Japoner unter dem Schutte vergraben. Im 1730 Jahre wurde in allen europäischen Zeitungen gemeldet q), es sey die Stadt Meaco, der alte Hauptsitz des Reiches, und der gewöhnliche Aufenthalt des Dairi, mit Verluste einer Million Einwohner zu Grunde gegangen. Kämpfer nennet einige Gegenden von Japon, als zum Beyspiele die Inseln Gotto, und die kleine Insel Sikubusina, da man noch niemals nur den allergeringsten Stoß verspüret hat. Ueber die Sache selbst, saget er, ist kein Streit; nur die Ursache schreiben einige der Gnade des dasigen Schutzgottes zu, andere hingegen vom Aberglauben weniger eingenommen, bringen Gründe aus ihrer, wiewohl sehr schlechten Naturlehre auf die Bahn. Denn sie sagen, besagte Gegenden befänden sich gerade

Erdbeben sind
sehr gemein.

Q q q 2

über

p) Der Vater Groes in einem Briefe von Si-monofeti in der Provinz Nagasta vom 15ten des Weinmonats 1586. Man sehe des Vater Bay

Sammlung de rebus Japonicis.

q) Die französische Zeitung unter dem Titel Wien vom 1sten des Windmonats 1730.

Beschreib. über dem Mittelpuncte der Erde r). Der neue Geschichtschreiber nimmt allerley von Kämpfern beygebrachte Bemerkungen zusammen, da ihm denn die vielen im Lande befindlichen Feuerberge, eine sehr ungezwungene Erklärung an die Hand geben. Eine kleine nicht weit von Firando gelegene Insel brennnete viele hundert Jahre lang. Eine andere bey Satsuma befindliche wirft beständig Feuer aus. In der Landschaft Singo, auf dem Gipfel eines hohen Berges, ist eine weite Oeffnung zu sehen. Es war solche sonst die Mündung eines Feuerberges, wiewohl seit einigen Jahren keine Flamme mehr heraus schlägt. In der Landschaft Chicugen, nicht weit von Kujanossa, gerieth eine Steinkohlengrube durch Verwahrlosung der Arbeiter in Brand, und brennet noch bis auf den heutigen Tag. Vorzeiten spie auch der wegen seiner Höhe, hutähnlichen Gestalt, und auf seinem Gipfel beständig liegenden Schnees berühmte Berg Fesi, nicht weit von Sirunga, Flammen aus. Seitdem aber das Feuer eine Oeffnung an der Seite des Berges gemacher hat, sind sie zwar verschwunden, es dringt aber doch noch ein schwarzer Rauch mit einem unerträglichen Gestanke heraus. Das Erdreich ist daselbst heiß, ja an einigen Orten brennet es gar. Es entspringen viele heiße Quellen daselbst, die man für sonderlich bewährt gegen die Franzosen hält s). Noch hat Japon viele andere Feuerberge, und allerley Gattungen Gesundbrunnen. Caron erwähnt einiger Quellen, welche ihren Lauf durch Kupfer- Salpeter- Schwefel- Salz- Eisen- und Zinngruben nehmen. Unter andern sah er eine, die aus einer Zinngrube kömmt, und aus einer am Eingange zehn Schuhe weiten Höle, heraus strömet. So viel als die Dunkelheit in dieser Höle zu sehen erlaubt, erblicket man an den Wänden spitzig ausgehauene Steine, wie Elephantenzähne. Das Wasser hat eine gemäßigte Wärme. Noch sah er eine andere Quelle, welche gewöhnlicher Weise des Tages über, nur zweymal, auch allezeit nur eine Stunde lang läuft. Bläst aber der Wind ungestüm von Osten, so läuft sie innerhalb vier und zwanzig Stunden, wohl drey bis viermal. Zum Beschlusse beschreibt eben dieser Reisende noch eine andere Quelle, die etwas noch seltsameres an sich hat. Sie kömmt aus einer Art von Schöpfbrunnen hervor, der mit sehr großen und schweren Steinen gefüttert ist. Sie läuft nur zu gewissen Stunden: allein, es bricht sodann nicht nur Wasser im Ueberflusse; sondern zugleich auch ein so heftiger Wind heraus, daß die Steine wackeln. Im Anfange springt das Wasser drey bis vier Klaftern hoch. Seine Wärme übertrifft denjenigen Grad der Hitze, den das gemeine Wasser annimmt; sie verfliegt auch nicht so bald. Der Graben, worein sich dieses Wasser ergießt, ist mit starken Steinen ausgefüttert, und hat man diese Anstalt deswegen für nothwendig erachtet, weil man besorgte, es möchte die Erde verbrennen. Aus dem großen Graben wird es in viele kleine geleitet, und in die Krankenhäuser geführt.

Warme Bäder. Diese Menge brennender Berge und warmer Bäder beweist genugsam, der japonische Boden habe sehr vielen Schwefel bey sich; doch man hat noch weit mehrere Beweisthümer davon. Kämpfern ist kein Land bekannt, darinnen man dieses Mineral, aus welchem alle Metallen ihren Ursprung nehmen, häufiger fände. Absonderlich findet man in einer zu der Landschaft Satsuma gehörigen Insel, eine dermaßen erstaunliche Menge Schwefel, daß sie den Namen davon bekommen hat. Man hat es erst seit hundert Jahren gewaget, sie zu besuchen. Denn vorher hielt man sie für unzugänglich, indem unaufhörlich ein schwarzer dicker Rauch daraus aufsteigt, in welchem die Einbildungskraft der

Menge des Schwefels.

r) Ebendaf. a. d. 165 S. s) Die Krankheit, welche in Deutschland den Namen der Franzosen trägt, heißt in

der Benachbarten allerley schreckliche Ungeheuer sah. Kein Mensch zweifelte daran, daß diese Insel nicht ein Wohnplatz der höllischen Geister seyn sollte. Endlich bath ein gewisser beherzter Mensch um Erlaubniß, sein Heil zu wagen. Er suchte sich fünfzig Gefährten von gleicher Herzhaftigkeit aus, und in dieser Gesellschaft nahm er die Landung vor. Erstlich mußte er durch einiges Gehölze dringen, nachgehends aber fand er eine ebene Fläche, doch war sie so voll Schwefel, daß der Rauch überall unter seinen Füßen herausschlug, er mochte treten wohin er wollte. Man benennete die Insel hierauf *Joogafuma*, das ist, Schwefel-land, und seit dieser Entdeckung trägt sie den Fürsten von *Satsuma* jährlich bey zwanzig Kisten Silber ein, ohne was er aus dem Holze löset, das aber nur am Ufer wächst. Das Land *Kimabara*, darinnen es viele warme Bäder giebt, könnte gleichfalls eine Menge Schwefel liefern, wenn nicht ein gewisser Aberglauben, davon jedoch Kämpfer keine weitere Erläuterung giebt, den Fleiß der Einwohner verhinderte. Dem ungeachtet gehöret doch der Schwefel mit unter die größten Reichthümer, damit Japon von der Natur begabet ist.

Beschreib.
von Japon.

Gold findet man in mehr als einer zu diesem Reiche gehörigen Landschaft. Es trägt einen ansehnlichen Theil der kaiserlichen Einkünfte, indem kein Bergwerk ohne des Kaisers Erlaubniß gefördert werden darf, und selbiger sich allemal zwey Dritttheile des Ertrages vorzubehalten pfleget. Zwar wird das japonische Gold gemeiniglich ausgeschmolzen, doch hat man auch Eisenwerke, da es aus dem Sande gewaschen wird; und über dieses ist das Kupfer allemal etwas goldhaltig. Diereichsten Goldbergwerke, und darinnen man das feinste fand, waren lange Zeit die in *Sado*, einer nördlichen Landschaft, auf der Insel *Nipon*. Man findet auch noch igt vielen Goldstaub daselbst, von welchem man dem Kaiser nichts bezahlet. So werden auch die Gruben zu *Suronga* ungemein gerühmet: allein sowohl diese als jene erschöpfen sich allmählich. Zwar hat man neue entdeckt: es ist aber ihr Anbau vermuthlich in der Absicht, sie auf den Nothfall zu verspahren, bey hoher Strafe verboten. Aus den ersten Proben hat man erfahren, daß die Mark sechs Loth fein hält. Als zu Ausgange des abgewichenen Jahrhunderts ein an dem Seebusen *Ukus* in dem omurschen Bezirke gelegener Berg in die See stürzte: so befand man den Sand an dem Plage, darauf er gestanden war, mit feinem Golde vermischt. Zum Unglücke konnte man diese vortheilhafte Erfindung wenig nützen; denn der Platz wurde bald hernach durch ein starkes Erdbeben, und die darauf folgende außerordentlich hohe Fluth, viele Klaster hoch mit Moraste und Thone überschüttet. Man mußte folglich die Arbeit liegen lassen. In der Landschaft *Chicungo* hat sich ein anderes sehr ergiebiges Goldbergwerk, dermaßen mit wildem Wasser angefüllet, daß man es nicht mehr bearbeiten kann. Zwar glaubet man, das Wasser würde ablaufen, wosern man nur in den am Eingange befindlichen Felsen eine Oeffnung machete, es war auch diese Unternehmung schon wirklich beschloffen worden; weil aber zu eben der Zeit, als man im Begriffe war, Hand ans Werk zu legen, ein heftiges Gewitter entstand: so glaubte man, die Gottheit dieser Gegend wolle es nicht leiden, daß man den Schooß der Erde, soweit dieselbige unter ihrem Schutze stehe, durchwühle. Auf gleiche Weise geschah es bey dem unternommenen Eröffnen einer Goldgrube, auf der Insel *Umakusa*, daß ein Wasserbach zum Berge herans schoß, die dasigen Einwohner in großes Schrecken setze, und die Arbeiter davon jagte.

Goldgruben.

2 q q q 3

Die

in Japon die Portugiesen, weil man vor ihrer Ankunft nichts davon wußte. 2) In der Landesch. *Satsuma*.

Beschreib.
von Japon.

Kupfer.

Sowa.

Messing.

Zinn.

Eisen.

Salz.

Die Landschaft Bungo hat zwar keine Silbergruben, doch findet man zu Kattami in der nördlichen Gegend von Japon noch reichere. In der Landbeschreibung ist bereits bey den Inseln, Ginsima und Kinsima, und des Rufes von ihrem großen Reichtume erwähnt worden. Gleichfalls haben wir schon angeführt, das japonische Silber werde für das beste in der ganzen Welt gehalten, und man habe es vorzeiten in China gegen Gold aufgewogen. Die Japoner haben noch ein anderes kostbares, wiewohl durch Kunst zusammengefügtes Metall, das sie Sowa oder Saouas nennen; es sieht schwärzlich aus, und besteht aus Kupfer und Golde. Zwar ist es Japon nicht eigen, es wird aber daselbst weit künstlicher verarbeitet, als in keiner andern Gegend von ganz Asien. Nach der Verarbeitung, weicht es dem Golde, weder an Glanz noch an Farbe.

Unterdessen ist doch das Kupfer das allergemeinste Metall in ganz Japon, es wäre auch ganz allein schon hinlänglich, dieses Land reich zu machen. Es kommt hauptsächlich aus den Landschaften Surunga, Alfango und Kijokuni. Das letzte ist das feinste, und läßt sich am besten mit dem Hammer treiben. Das von Alfango ist so spröde, daß man es nicht wohl verarbeiten kann, wenn man ihm nicht auf siebenzig Catis, dreyßig von dem nur gedachten geschmeidigen, beisetzt. Das surungische ist nicht nur höchst fein und ohne Mängel, sondern es führt auch viel Gold bey sich. Da nun die Japoner heutiges Tages beyde Metalle weit reiner von einander zu scheiden wissen, als vorzeiten: so finden auch die Schelder, auf der Küste Coromandel ihren Vortheil vorist bey weitem nicht mehr so dabey, als ehedessen. In welcher Gestalt es den Holländern verkauft werde, das ist eben in dem Abschnitte von der Handlung erwähnt worden. Messing ist in Japon etwas seltenes, und weit theurer, als Kupfer, weil es keinen Galmey im Lande giebt, und man ihn in runden Kuchen, die sehr theuer sind, aus Timquin holen muß. Die Landschaft Bungo bringt ein wenig ungemein weißes und feines Zinn hervor, das dem Silber wenig nachgiebt; allein, die Japoner achten es fast gar nicht.

Eisen findet man zwar sonst nirgend, als an der Gränze der drey Landschaften, Ninsasaka, Bitsju, und Bisen, hingegen aber in großer Menge. Es wird auf der Stelle selbst fein gemacht, und beynahe eben so theuer verkauft, als Kupfer. In Japon ist das eiserne Geräthe meistens in höherm Preise, als wenn es von Kupfer, ja gar von Messing wäre. Aus beyden letztern Metallen machet man nur das Geräthe, die Haaken, Klammern und andere zum Schiff- und Häuserbaue gehörige Stücke. Die Kochtöpfe sind von Eisen, aber mit einem darunter gemischten Zufaze, und sehr dünne. Die ältesten gelten das meiste, weil man den dabey gebrauchten Zufaz nicht mehr zu machen weis. An Steinkohlen ist in Japon kein Mangel. Man gräbt sie im Ueberflusse, in der Landschaft Tsikusen, in der Gegend um Ruganissu, und in den nördlichen Landschaften.

Das gemeine Salz wird aus Seewasser gemacht. Man gräbt einen großen Platz aus, füllet ihn mit feinem Sande, gießt Seewasser darauf, und läßt es verdunsten. Dieses wiederholet man so oft, bis es scheint, der Sand habe nun Salz genug in sich. Hierauf wird er in eine Wanne, die am Boden drey Löcher hat, geschüttet, und Seewasser darauf gegossen. So wie nun das Seewasser durch den Sand, und folglich unten aus der Wanne

a) Kämpfer, ebendaf. a. d. 174 und vorherg. S. schön roth. Ja der schönste wird weit theurer
 x) Der japonische Bergzinnober ist ungemein verkauft, als eben so schwer Silber.

Wanne abläuft, wird es in großen Gefäßen aufgefangen, eingekocht, und das Salz in Beschreib.
von Japon. kleinen irdenen Töpfen so lange gebrennet, bis es weiß wird u).

Japon hat weder Spießglas noch Salarmoniac, ja man weiß hier zu Lande nicht einmal, wie eines oder das andere beschaffen sey, noch wozu es nütze. Quecksilber und Borray, wird aus China dahin gebracht. Gleichwohl fand Kämpfer zwei Gattungen selbst gewachsenen Borray daselbst: sie waren aber mit fremdem Zusaße dermaßen vermischet, daß die Japoner die Mühe, sie zu reinigen, nicht daran wenden mögen. Der Mercurius sublimatus ist in ihrem Lande selten und erstannlich theuer. Er ist das Hauptstück von einem gewissen Mercurialwasser, das sie für ein unfehlbares Mittel, die Geschwülste, den Krebs und andere Schäden damit zu heilen, ausgeben. Borray.

Gewachsenen oder Bergzinnober geben sie in vielen Krankheiten innerlich ein x), den Zinnober. durch Kunstgemachten gebrauchen sie zu Farben. Doch kommt sowohl einer, als der andere aus China. Kraft eines gewissen kaiserlichen Freyheitsbriefes darf niemand mit dieser Waare handeln, als nur einige Kaufleute. Kämpfer gedenket vom Bleye gar nichts, Ca-ton aber saget, man finde es in Japon in großer Menge.

In dem tsengarschen Gebirge, das an einem nördlichen Ende von Japon liegt, findet man allerley Gattungen Agathe. Agathe. Einige sind ungemein schön, blaulicht und einem Saphire sehr ähnlich. Carniole und Jaspisse findet man gleichfalls daselbst. Perlen. An der Küste von Saikots sind Auster und andere Perlmuscheln im Ueberflusse y). Die größten und schönsten Perlen liegen in einer Auster, welche den Namen Akoja trägt, und der persischen Perlauster ziemlich gleicht. Sie ist so breit als eine Hand, dünne, zerbrechlich, außen glatt und glänzend, innen etwas ungleich und höckericht, von weißer und eben so glänzender Farbe, als die gewöhnliche Perlmutter, auch schwer zu öffnen. Man findet dergleichen Muscheln sonst nirgends, als bey Satsumi, und in dem omurschen Seebusen. Weil sie den satsumischen Fürsten sehr vieles eintragen: so haben selbige verboten, sie auf dem Markte zu verkaufen. Kämpfer bekam einige in die Hände. Man schreibt ihnen, wie er berichtet, eine sehr seltsame Eigenschaft zu; man saget nämlich, wenn man einige von den Fruchttra- größten nebst einer gewissen japonischen Schminke, die aus einer andern Muschelart Takara-ga genannt, zubereitet wird, in einer Schachtel verschließe: so wachse an jedweder eine oder zwei kleine Perlen heraus, die sich nach Verlauf dreier Jahre, als der eigentlichen Zeit ihrer Reife, von selbst ablöseten. Nothe Perlen. Marcus Polus und andere Reisende sagen, man finde rothe Perlen von runder Gestalt in Japon. Kämpfer beschreibt die Muschel, welcher die Japoner den Namen Awabi beylegen. Sie besteht aus einem einzigen Stücke, ist beynahe Eyrund, ziemlich tief und an einer Seite offen, an welcher sie auch an den Felsen und auf dem Grunde der See fest hängt. Nebst dem ist sie mit einer Reihe Löcher gezieret, welche desto größer sind, je näher sie gegen die breiteste Seite der Muschel stehen. Außerlich ist sie rauh und fleberich. Es hängen sich zuweilen Corallen, Seegewächse, und andere Muscheln daran. Ihr Inwendiges ist eine ungemein schöne und glänzende Perlmutter, woran zuweilen, gleichwie an den persischen gewöhnlichen Perlmuscheln, weißlichte Perlen herauswachsen. Dem ungeachtet ist das fleischichte Wesen, das ihre Höhlung ausfüllet, und von ziemlicher Größe ist, die Hauptursache, warum sie von den Fischern aufgesuchet wird. Sie haben

y) Die Japoner verstünden weder ihren Werth noch ihren Gebrauch, sondern lerneten beydes erst von den Chinesen.

Beschreib. von Japon. haben eigene dazu verfertigte Werkzeuge, sie von den Felsen loszureißen. Eben dieser Reisende beschreibt auch noch einige andere, nicht so kostbare Muscheln.

Naphtha. In einem gewissen Flusse der Landschaft Ietsingz findet man röthliches Naphtha, das die Japoner Tsustono Abra, das ist, rothe Erde nennen. Es wird an solchen Orten herausgehohlet, wo das Wasser beynah ganz stille steht, und brennet man es statt des Oeles in Lampen. An der satsunischen Küste, imgleichen an den Riukusinseln, findet man sehr oft Ambra, doch nicht so häufig, als an der thumaeischen Küste und den Landschaften Kijno-kuni und Isje. Kämpfer berichtet, man finde ihn hauptsächlich in dem Eingeweide eines Wallfisches, der in dem japonischen Gewässer nichts seltenes sey, und von den Einwohnern Tiatsiro, das ist, hundertklastiger Fisch genennet werde, weil seine Gedärme, nach ihrem Vorgeben, diese Länge haben. Der Ambra ist in dem Leibe des Fisches mit dem Unrathe desselbigen vermischt, welcher dem Kälche ähnlich, und beynah so hart, als ein Stein ist. Aus seiner Härte schließt man, ob Ambra darunter seyn werde, oder nicht, und eben deswegen nennen es die Japoner Kusarano Su, das ist, Wallfischunrath. Unter dessen ist doch sein Ursprung ganz anders beschaffen. Denn es mag nun entweder am Grunde des Meeres oder an der Küste entstehen, auf welche Weise es will: so dienet es doch dem Fische vermuthlich zur Nahrung, und erlange in dem Leibe desselbigen seine Vollkommenheit. Ehe es der Fisch verschlingt, ist es ein ungestaltetes flaches, zähes, einem Rühestaden sehr ähnliches Wesen, und riecht sehr häßlich. Findet man es in diesem Zustande auf der See treiben, aber an das Ufer ausgeworfen: so machet man kleine Stücke daraus, und drückt sie zu einer Kugel. Je härter es wird, desto dichter und schwerer wird es auch. Einige kneten das Mehl von Reiskülsen darunter, nicht nur um seine Menge zu vermehren, sondern auch ihm eine schönere Farbe zu geben. Zwar kann es auf vielerley Weise verfälschet, der Betrug aber sehr leicht entdeckt werden; denn sobald man ein Stückchen anzündet, so verräth sich der fremde Zusatz durch die Farbe, den Geruch und andere Eigenschaften des Rauches. Die Chinesen schaben, um es auf die Probe zu stellen, ein wenig davon in heißes Theewasser. Ist es unverfälschet, so zergeht es, und theilet sich mit Gleichheit aus. Den Werth des Ambra, haben die Japoner erst von den Chinesen und Holländern gelernt z). Denn vorher hielten sie nach dem allgemeinen Gebrauche der meisten morgenländischen Völker in Asien, den Börnstein für schätzbarer.

Seegewächse. Die japonische See liefert eine erstaunliche Menge Pflanzen, Stauden, Corallen, seltsame Steine, Schwämme und allerley Muscheln, die an Schönheit, denen, die man aus Amboina, und aus den moluckischen Eylanden bringt, nichts nachgeben. Allein die Japoner machen wenig Wesens davon, oder, wenn ja ein Fischer dergleichen unvermuthet in seinem Netze findet: so trägt er sie in den nächsten besten Tempel, und opfert sie dem Isebis, welcher in Japon Neptuns Dienste vertritt, als eine Abgabe von dem Elemente, das unter seine Aufsicht gehöret a).

Porcellan. Ein gewisser Reisender, der sich lange Zeit in Japon aufgehalten hatte, gab vor, es werde in Japon gar kein Porcellan verfertigt, sondern die Japoner ließen das, was sie uns

z) Kämpfer giebt in dem Anhange zum dritten Theile eine eigene Beschreibung des Ambra.

a) Ebenders. I Theil a. d. 179 und vorherg. S.

b) Man sehe oben Kämpfers Tagebuch, und die Landbeschreibung von Japon.

c) Kämpfer am angeführten Orte a. d. 57 S.

d) Wer eine genauere Nachricht davon verlangt,

uns verkauften, in China machen. Nun ist wahr, daß sie vieles in China kaufen, allein es ist deswegen nicht minder wahr, das sogenannte japonische werde in Sigen, das ist, in der größten unter denen zu Saitokf oder Ximo gehörigen neun Landschaften ^{b)}, wirklich verfertigt. Die Materie ist ein gewisser weißer Thon, den sowohl die benachbarten Gebirge von Urisjino und Sinwora, als andere Gegenden nurbesagter Landschaft im Ueberflusse liefern. Es ist dieser Thon zwar von Natur sehr rein, er muß aber doch geknetet und wohl geschwemmet werden, bis er die Durchsichtigkeit erlanget. Indem nun dieses eine höchst sanere Arbeit ist, so hat man gleichsam Sprichwortsweise davon gesagt, es kämen Menschenknochen unter das Porcellan. Ein mehreres ist von der Zubereitung dieses kostbaren Geschirres nicht bekannt. Jedermann weiß, daß man das alte japonische Porcellan höher schätzt, als das chinesische, und daß es diesen Vorzug absonderlich wegen seiner schönen milchweißen Farbe verdiene. Das heutige hat die alte Schönheit nicht mehr, man glaubet also, die Kunst sey verlohren gegangen. Der neue Geschichtschreiber saget, das sächsische Porcellan komme dem alten weit näher, und das zu Chantilly verfertigte noch mehr. Sowohl eines als das andere übertrifft es sogar an der Zeichnung und feinen Malerey ^{c)}.

Beschreib.
von Japon.

Betrachtet man die vortheilhafte Lage des Landes, nebst dem Fleiße und der Geschicklichkeit der Einwohner: so ist es nicht zu verwundern, daß diese Inseln, ihres schlechten Bodens ungeachtet, dennoch allerley Pflanzen und Früchte im Ueberflusse hervorbringen. Die alten Japoner lebten von den allerschlechtesten, indem sie ein armseliges doch aber vergnügtes Leben führten. Allein, der Reichthum hat eine große Veränderung in ihre Lebensart gebracht, und sie an köstlichere Speisen gewöhnet. Kämpfer erachtete für nöthig, die Beschreibung der gewöhnlichsten Gewächse in Japon, mit diesem Eingange zu beginnen ^{d)}.

Vornehmste
Gewächse in
Japon.

Den ersten Rang unter den Bäumen giebt er dem Maulbeerbaume. Ungeachtet weder die rothen noch weißen Maulbeeren in diesem Lande einen Geschmack haben: so ersetzt doch die Nützbarkeit der Blätter zum Füttern der Seidenwürmer, diesen Mangel. Es kömmt dieser Baum in ganz Japon gut fort, absonderlich in den nördlichen Landschaften, woselbst ganze Städte und Dörfer beynähe keine andere Nahrung haben, als das Seidenweben. Der Kadzi, das ist der Baum, davon das Papier gemacht wird, gehöret gleichfalls unter die Maulbeerbäume. Er wächst zwar von selbst, wird aber doch versetzt. Er schießt erstaunlich geschwind in die Höhe, und breitet seine Aeste sehr weit aus. Man machet aus seiner Rinde nicht nur Papier, sondern auch Seile, Linten, Tuch, allerley Zeug und andere nützliche Sachen ^{e)}.

Maulbeer-
baum.

Papierbaum.

Die Nützbarkeit des Urußi oder Firnißbaumes, verdienet nicht weniger Bewunderung. Besagter Baum liefert einen weißlichten Saft, damit die Japoner alle ihr Hausgeräthe, ihre Schüsseln und Teller lackiren. Selbst auf der kaiserlichen Tafel hat das lackirte Geschirr und Tafelzeug den Vorzug vor den kostbarsten Metallen. Es giebt noch eine andere Gattung Firnißbäume mit einem schmalern Laube, und heißt Kaasi. Sie wächst auf Hügeln und Bergen, liefert aber weder so guten noch so vielen Saft. Der rechte Urußi ist

Urußi, Firniß-
baum.

get, der beliebet die Amoenitates exoticas eben dieses Verfassers, oder den VIII Theil der neuen japanischen Geschichte nachzuschlagen, als welcher aus jenem Werke genommen ist.

e) Die Weise, wie das Papier gemacht wird, ist in beyden nurerwähnten Büchern nach der Länge beschrieben.

Beschreib. von Japon. ist eine dem Reiche Japon ganz allein eigene Baumgattung. Wiewohl er auch in den Landschaften Sigo und Tsikoku wächst: so schäset man doch den in Jamatto am höchsten. Kämpfer bemerkt, es wäre der indianische Firnißbaum von dem Urusi der Japoner ganz unterschieden f). In Siam heißt er Ratbaum g). Er wächst und trägt zwar in den meisten Morgenländern, doch bemerkt man, daß sein Saft an der Westseite des Ganges nicht mehr weißlicht sey. Ob aber dieser Unterschied von der Landesart, oder von einem Mangel der rechten Pflege herrühre, das ist nicht ausgemacht. Der indianische Firniß kömmt größtentheils aus Siam und Camboja, und wird sehr theuer verkauft. Ja er wird so gar nach Japon versühret, und theils zum Lakiren allerley geringen Hausgeräthes gebraucht, theils mit unter die trefflichen Firnisse genommen h).

Nothe Beere. Japon hat unterschiedliche Gattungen Lorbeerbäume. Der mit rothen Beeren ist eine *Canelifera spuria*, oder vielmehr seines kleberichten Wesens halber eine *Cassia lignea*. Er sieht nicht nur an Größe, sondern auch an seiner übrigen Gestalt und an dem Wesen seiner Blätter dem Zimmerbäume vollkommen ähnlich. Allein, seine Rinde hat die der Zimmerrinde eigene Süßigkeit nicht, sondern eine dem *Costus* viel näher kommende würzartige Herbe, welchen Fehler jedoch Kämpfer bloß auf die Beschaffenheit des Bodens schiebt. Eben dieses Urtheil fällt er auch von dem Zimmt auf Malabar, Sumatra und Java, als welcher nach seinem Berichte dem ceylanischen bey weitem nicht gleich kömmt.

Kampferbaum. Der Kus oder Campherbaum, ist gleichfalls eine Gattung des Lorbeerbaumes. Die Bauern in der Landschaft Satsuma und den Inseln Gotto, erhalten den Campher durch bloßes Abkochen der klein zerschnittenen Wurzeln und des Holzes von diesem Baume. Er ist um sehr geringen Preis zu haben. Man kann für ein einiges Catti, aufrichtigen borneischen Campher, achtzig bis hundert Catti, ausgekochten japonischen haben. Jener wird, dem Berichte nach, so wie er ist, an den Stämmen der alten Campherbäume auf Borneo gefunden, wenn man zwischen ihrer Rinde und dem Holze einen Einschnitt machet i).

Tsianok oder Theestaude. Der Tsianoki oder das Theestäubchen, ist eine von den allernützlichsten Pflanzen in ganz Japon, ungeachtet man sie an den Rand der Reisfelder, und an andere dürre Gegenden verweist, wo sie nicht die geringste Wartung genießen kann. Das gemeine Getränk der Japoner, ist heißes Wasser, das man über die großen Theeblätter gegessen hat. Die jüngsten und zartesten Blätter dörret man, machet sie zu Pulver, und wirft es nachgehends in eine Schale heißes Wasser; auf diese Weise pflegen nur vornehme Personen Thee zu trinken.

Sanflo. Der sogenannte Sanflobaum ist von mittelmäßiger Größe, und mit Spizen oder Stacheln bewaffnet. Die Japoner gebrauchen seine Wurzeln und Schoten statt des Pfeffer und Ingwers. Seine Blätter essen sie, gleichwie auch das Laub des Ruches, eines andern würzhastigen Baumes, der in ihren Inseln wächst k).

Drey Gattungen Feigenbäume. Man hat in Japon dreierley Feigenbäume: 1. Den Raki, wiewohl er von dem gemeinen Feigenbaume weit abgeht. Er hat ein schlechtes und einem alten Apfelbaume nicht unähnliches Ansehen. Sein Laub ist flach, lang und eyrund. Seine Frucht hat zwar die Gestalt

f) Ist nach Kämpfers Meynung der wahre *Anacardinus*.

g) Muß nicht mit dem Arrak verwechselt werden.

h) Man sehe die Beschreibung aller dieser Bäume in den *Amoenitatibus exoticis* n. d. 792 u. f. S.

i) Ebendasselbst.

Gestalt und Farbe einer röthlichen Birne, es schmecket aber ihr Fleisch wie die beste Feige, und ist mit harten, ja fast steinigen Kernen angefüllt, welche den Kürbiskernen nicht unähnlich sehen. Es steht dieser Baum nicht nur wegen der Nutzbarkeit, sondern auch wegen der Menge seiner Früchte in großem Ansehen; denn getrocknet sind sie ein vortreffliches Essen, absonderlich wenn man sie mit Zucker einmachet. Die zweyte Gattung Feigenbäume sieht den europäischen ziemlich ähnlich, nur die Blätter ausgenommen, als welche breit, platt, rauh und länglicht sind. Die dritte Gattung ist die europäische, und von den Portugiesen dahin gebracht worden. Doch sind ihre Früchte größer, als bey uns. Kämpfer hält sie auch für wohlgeschmackter.

Beschreib.
von Japon.

Der *Sycomorus*, den man für weiter nichts, als für einen wilden Feigenbaum halten darf, wächst in Japon in größter Menge; man ist zwar seine Frucht nicht, doch hat ihn Kämpfer einer Beschreibung werth geachtet.

Sycomorus

Die Castanienbäume sind im ganzen Reiche, absonderlich aber in der Landschaft Tsifusen, etwas sehr gemeines, und ihre Frucht ist nicht nur weit größer, sondern auch von weit besserem Geschmacke, als bey uns. Aepfelbäume sind in Japon nicht bekannt. Von Birnen haben sie nur die sogenannten Winterbirnen. Die kleinsten wiegen ein Pfund, können aber nicht roh gegessen werden.

Castanienbaum.

Der Walnussbaum schlägt absonderlich in den nördlichen Landschaften, fort. Es bringen dieselbigen auch eine sehr hohe Gattung Eibenbäume hervor, die bey den Japonern *Kaja* heißt, und in einem Obstähnlichen Fleische steckende Nüsse trägt. An Größe und Gestalt gleichen sie der *Arcebutus*. Frisch schmecken sie nicht sonderlich, gedörret aber, besser. Ihr Del hat eine abführende Eigenschaft, die seinen Genuß der Gesundheit sehr dienlich machet, übrigens schmecket es fast wie süßes Mandelöl. Man gebrauchet es auch zu Speisen. Der Nuß von den Kernen ist das hauptsächlichste Stück, das man zur besten japanischen Dinte nimmt ¹⁾. Noch findet man beynähe in allen Gegenden des Reiches eine andere Nußgattung in größter Menge. Sie heißt in Japon *Ginan*, ist so groß als unsere größten Pistacien sind, und wächst auf einem großen Baume, dessen Laub dem Laube des *Adiantum* gleicht, und der *Isionki* heißt. Aus den Nüssen machet man ein Del, das zu allerley dienlich ist ²⁾.

Nußbäume.

Es wachsen sonst keine als zwey sehr sonderbare Eichengattungen in Japon. Die Eichen von der ersten und größten Gattung kochet und ist man. Die Frucht des *Naatscheln* ³⁾, eines andern Baumes im Lande, ist ungemein gut, auch weit größer, als anderswo. Limonienbäume werden in Japon sonst nirgend, als in den Gärten der Liebhaber gefunden, aber Citronen- und Pommeranzenbäume wachsen im Ueberflusse. Es giebt ihrer verschiedene Gattungen. Die beste Citronengattung heißt *Nican*. Sie hat die Größe und Gestalt einer Pfirsig, nebst einem vortrefflichen Geruche. Das Bäumchen, darauf sie wächst, ist eigentlich unter die Stauden zu rechnen. Man gebrauchet sie häufig bey Zubereitung der Speisen ⁴⁾.

Eßbare Eichen.

Die Japoner pflanzen wenig Weinstöcke, weil sie aus der Erfahrung wissen, daß ihre Trauben schwer zur Reife kommen. Ihre Maul- und Himbeeren haben einen widerwärtigen

Weinstöcke,
Abricosen,
Pflaumenbäume.

Nr 22

²⁾ Ist der *Paliurus* des Prosper *Alpinus*.³⁾ *Amenitates exotica* a. d. 801 S.⁴⁾ Ebendasselbst.¹⁾ Ebendaf. a. d. 814 S.²⁾ Ebendasselbst.

Beschreib. von Japon. wärtigen Geschmack. Die Erdbeeren mag gar niemand versuchen; so ungeschmactt sind sie. Pfirsinge, Abricosen, und Pflaumen giebt es im Ueberflusse. Die letztern sind vor zweyerley, aber bey uns gänzlich unbekannten Gattungen, eine weiße, und eine purpurfarbige. Sie haben kleine Kerne, wie die Maulbeeren. Kirschbäume und dergleichen wartet man in Japon nur um der Blüthe willen, die aber wegen des daran gewendeten Fleißes, eben so groß wird, als eine Rose, und Kämpfer machet eine sehr anmuthige Beschreibung zur Frühlingszeit von ihr.

Tannen und Cypressen. Tannen und Cypressen sind die gemeinsten Bäume in den Wäldern unserer Inseln. Man bauet mit ihrem Holze Häuser und Schiffe, man machet Schränke, Kisten, Schachteln und Wannen davon. Die Aeste dienen zu Brennholze. Nebst dem da alle Landstraßen damit besetzt sind, und man alle sandige Plätze, die sonst zu nichts taugen, damit bepflanzt: so sammelt das gemeine Volk die Blätter sorgfältig zusammen, und erhält auf diese Weise nicht nur die Wege rein, sondern verschaffet sich auch Vorrath genug zum Einheizen. Kein Mensch darf ohne Bewilligung der Obrigkeit weder eine Tanne noch eine Cypresse umhauen. Wird ihm die Erlaubniß darzu gegeben, so muß er junge dafür pflanzen.

Bambus. Der Bambus ist in Indien etwas sehr gemeines, und wird zu eben so vielfältigem Gebrauche angewendet, als in ganz Indien. Man machet allerley Hausgeräthe, Körbe, Schwefelhölzchen, ja Dachrinnen und Hauswände daraus. In der Landschaft Oomi wächst eine Bambusgattung, welche von den Holländern unter dem Namen Rottang abgeholet, und zu Spazierstöcken verkauft wird. Wie man sie zubereite, das ist aus Kämpfers Tagebuche erzählt worden. Das beständige Grünen der Tannen und Bambus hat ihnen eine große Ehrerbietung zugezogen, ja man schreibt ihnen sogar einen Einfluß in die Glückseligkeit des menschlichen Lebens zu. Man schmücket die Tempel und andere heilige Orte damit, absonderlich an Fest- und Lustbarkeitstagen. Die Redner und Dichter nehmen von ihren Eigenschaften Gelegenheit zu allerley sinnreichen Gleichnissen. Sie geben vor, der Bambus erreiche ein Alter von etlichen hundert Jahren; die Tanne hingegen lebe tausend Jahre. Nach dieser Zeit neigten sich ihre Aeste von selbst gegen die Erde, weil sie dieselben ihres hohen Alters wegen nicht länger empor halten könnte. Kämpfer gesteht, er habe sowohl Tannen als Bambus von erstaunlicher Dicke gesehen p).

Sinoki, Suggi. Der Sinoki und Suggi sind zwei Cypressengattungen, von einem zwar leichten und weißlichten, doch dabey so dichtem Holze, daß es niemalen Wasser schöpft. Zwar hat der Hof das Umhauen dieser Bäume schon öfter als einmal verbothen: es wird aber dieses Verboth in den entfernten Landschaften nicht sonderlich beobachtet. Der Ksamaki, das ist, der Stinkmaki, der Ssinoki eine Eichengattung, und der Jusnoki oder Eisenbaum, der seinen Namen von der außerordentlichen Härte seines Holzes bekommen hat, sind sehr gemein, und es werden von ihrem Holze die meisten Häuser gebauet. Der Satnoki, ein gewisser, bey der Stadt Jeseri wachsender Baum, und die Wurzel des Campherbaumes, liefern das beste und schönste Holz zu Schränken, Schreibtischen, und anderer dergleichen künstlichen Arbeit, indem es ungemein schöne Aern hat.

Blumen. Die Anmuth und Mannigfaltigkeit der Blumen, damit alle Hügel, Felder und Waldungen prangen, ist so groß, daß Japon in diesem Stücke schwerlich von einem Lande in der

p) Kämpfer am angef. Orte a. d. 187 S. q) Ebendas. a. d. 188 S. r) *Amoenitates exoticæ* a. d. 859 S.

der Welt übertroffen wird. Die schönsten versetzt man in die Gärten, und erhebet sie durch Kunst und fleißiges Warten, zu einer unglaublichen Vollkommenheit ⁹⁾. Unter die vornehmsten rechnet unser Verfasser den Tsubaki, ein Stäudchen, dessen Blüthe der schönsten Rose gleicht. Es wächst im Gehölze und in Hecken, und wird in sovieler Gattungen abgetheilet, daß die Japoner vorgeben, ihre Sprache habe neunhundert Worte, es zu nennen. Der Satsuki ist gleichfalls ein Stäudchen; es trägt Lilien, und man findet nur allein in den Gärten wohl mehr als hundert Gattungen davon; doch bewundert Kämpfer absonderlich zwei wilde Gattungen, eine violette und fleischfarbene, und versichert, man könne ihre Anmuth nicht satzsam beschreiben. Der Sakanandzio ist gleichfalls ein Stäudchen, mit einer lilienähnlichen oder weit größern Blüthe als die vorige; er ist auch seltener, und zählt man nur drey Gattungen. Der Momidsi, eine Art von Erlen, hat den Namen von der violetten Farbe seines Laubes. Es giebt zweyerley Gattungen von ihm, die aber bloß an der Farbe ihres Laubes unterschieden sind. Einige sind im Sommer schon violett, andere werden es erst im Herbst, übrigens sind sie von gleicher Schönheit. Die Blätter des Fasi verändern ihre Farbe gleichfalls, und werden im Herbst violett.

Beschreib.
von Japon.Tsubaki,
neun hundert
Arten davon.
Satsuki.

Sakanandzio.

Momidsi.

Die Mannigfaltigkeit der Lilien und des Mutterkrauts in Japon, ist unmöglich zu beschreiben. Das letztere bekommt durch fleißiges Warten Blüthen in Größe einer Rose, und wird zur schönsten Zierrath der Häuser und Gärten. Die erstern machen die ödesten Gegenden zu eben so viel selbst entstandenen Gärten. Narzissen und Nelken sieht man zwar in nicht geringerer Menge: es bemerkt aber Kämpfer, es hätten alle diese Blumen weder einen so angenehmen noch so starken Geruch, als man in andern Ländern an ihres Gleichen findet, die Farbe ist das beste an den japonischen Blumen, wiewohl sie, was den angenehmen Glanz der Farbe betrifft, den Vorzug über diese behaupten. Eben also ist es meistens auch mit dem japonischen Obste beschaffen; sein Geschmack ist weder so köstlich, noch wie unser Verfasser sich ausdrückt, so gewürzhafte, als die Früchte in China und den meisten Morgenländern zu seyn pflegen.

Große Menge
Lilien.

Die Japoner bauen soviel Hanf und Baumwolle, als es der Platz, den sie für diese Pflanzen erübrigen können, immermehr leiden will. Der Sinto oder wilde Hanf, wächst an den meisten unangebauten Gegenden in großer Menge. Man machet allerley, theils grobe, theils feine Zeuge davon. Ferner haben sie viele Pflanzen, aus deren Samen Del gepreßt, und entweder zur Arzenei, oder im Hauswesen gebraucht wird. Hieher gehört der Kiri, ein großer Baum, dessen Laub den Blättern des Klettenkrauts gleicht. Sein Samen gleicht dem Samen der Eibischwurzel. Der Dairi oder geistliche Kaiser, führt das Laub dieses Baumes mit drey aufblühenden Knospen im Wapen ¹⁾. Der Abrazsin ist ein Baum von mittelmäßiger Größe, dessen Laub dem Ahornlaube gleicht. Seine Blüthe hat die Gestalt und Größe einer Rose, und am Samen gleicht er dem Wunderbaume ²⁾. Noch rechnet man unter die Delpflanzen das Asadiracht des Avicenna, den Tsubaki, Urusi, Fasi, und Rainoki, davon bereits geredet worden, das Baumwollenstäudchen, das Sesamkraut von zweyerley Gattungen, mit weißem und mit schwarzem Samen. Zum Essen wird kein anderes Pflanzenöl gebraucht, als das vom Kiri, und vom Sesam: allein die Japoner gebrauchen überhaupt zu ihren Speisen, weder viel Butter noch viel Del ²⁾.

Hanf und
Baumwolle.

Delpflanzen.

Kiri Baum,
dessen Blätter
der Dairi im
Wapen führt.Abrazsin und
andere.

K r r r 3

Kämpfer

*) Kämpfer benennet ihn auch *Ricinus arboreus folio Alceæ*.

1) Etendaf. I Th. a. d. 190 S.

Beschreib.
von Japon.

Landbau.

Kämpfer zweifelt daran, ob es ein Land in der Welt gebe, da man sich auf den Landbau sowohl verstehe, als in Japon, und er schreibt es auf einer Seite der großen Menge der Einwohner, auf der andern ihrem wenigen Umgange und Handel mit Ausländern zu, indem sie bey solchen Umständen gezwungen sind, ihr Brodt durch ihrer Hände Arbeit zu gewinnen. Nicht ein einziger Daumenbreit Erdreich bleibt in Japon ungenutzt. Nicht nur das flache Land, als welches niemals zu Weideplätzen gemacht wird, sondern auch die höchsten Berge tragen Getreide, Reis, Hülsenfrüchte, und eine unzählige Menge, theils Rüben, theils Arzeneykräuter. Niedriges und flaches Land wird mit Ochsen gepflüget. Solche Gegenden, dahin man nicht anders als mit Mühe gelangen kann, bleiben dem menschlichen Arme vorbehalten: Alles wird mit ungemeiner Kunst gebessert und bestellt. Da diese Inselbewohner die Nothwendigkeit der Kunst so wohl eingesehen, und sie bis zur Vollkommenheit gebracht haben: so fehlt ihnen weiter nichts mehr, als daß sie dieselbige auch in Ehren hielten: allein, es geht in Japon eben also zu, als in allen bewohnten Ländern. Man hält den nicht für einen Edelmann, der etwas nützliches treibt, sondern der sich auf Sachen leget, welche dem Belieben der Affecten beförderlich sind.

Besserung
der Felder.

Die Japoner haben eine ganz besondere Weise, ihre Felder zu bessern. Sie haben beständig eine Menge Mist und andere Unreinigkeiten im Vorrathe. Diesen vermischen sie mit verbrannten Lumpen, ja sie mischen auch Austerschalen darunter. Diese Vermischung giebt einen trefflichen Dünger. Wir haben bereits erwähnt, daß die Felder sowohl vor dem Säen, als kurz vor der Erndte abgemessen werden. Nachgehends überschlagen sie, was ihnen die Erndte einbringen wird. Ein solcher Ueberschlag trifft gemeinlich recht erstaunlich genau zu, und setzt den Eigenthümer gegen die Betrügereyen seiner Pächter in Sicherheit. Der Eigenthümer bekommt sechzehn Theile von allen Früchten seiner Ländereyen; die übrigen vierzehn Theile gehören dem, der selbige bauet. Die Pächter der kaiserlichen Tafelgüter liefern nur vierzehn Theile an die kaiserlichen Beamten, und behalten die beyden übrigen vor sich. Machet jemand einen Platz urbar, der nicht sein gehört, so genießt er die ersten zwey oder drey Jahre lang alles mit einander, was darauf wächst: bey dem Verpachten aber sieht man allemal auf die gute oder schlechte Eigenschaft des Bodens, und das Gesetz erkläret denjenigen des Eigenthums seiner Ländereyen verlustig, der sie ein Jahr lang ungebaut liegen läßt.

Gokoff, oder
fünf Getreide-
gattungen.

Man bauet in Japon hauptsächlich dasjenige, was man Gokoff nennet, das ist die fünf Früchte der Erde. Da die Landesreligion alles Fleischessen untersaget: so wußte man vor alten Zeiten von keinen andern Nahrungsmitteln: allein, heutiges Tages wird besagtes Gesetz schlecht beobachtet, es sey nun aus erhaltener Erlaubniß oder aus eigener Willkühr. Die fünf Früchte sind: der Reis, die Gerste, der Weizen, und zwey Bohnengattungen. Der japonische Reis, absonderlich eine gewisse in den nördlichen Gegenden sehr gemeine Gattung, übertrifft den indianischen Reis sehr weit. Er ist so weiß als Schnee, und so nahrhaftig, daß Ausländer, die ihn nicht gewohnt sind, ihn nicht anders als mit Maaße genießen dürfen. Man ist ihn in Wasser gekocht. Bleibt von dem jährlichen Vorrathe etwas übrig, so bräuet man ein Bier daraus, Saki genannt. Der Reis wird zur Regenzeit gesät, und diese Arbeit gehöret für die Frauen. Man sät ihn überall hin, wo der Boden darzu tüchtig scheint, und man nicht genöthiget wird, selbigen zu etwas anderes anzuwenden. Am besten schicket sich niedriges und flaches Land darzu, durch welches man viele Gräben ziehen, und es bewässern kann. Die Landschaft Figen ist an Reis eine von den

Reis oder
Kome.

den fruchtbarsten, sie trägt auch den besten. Eben deswegen sind die Felder allenthalben nicht nur mit Gräben durchschnitten, worein man das Wasser aus den Flüssen leiten kann, sondern auch mit Schleusen versehen, um sie nach Belieben gänzlich unter Wasser zu setzen.

Beschreib.
von Japon.

Ungeachtet die Gerste eigentlich nur zum Futter für die Pferde und anderes Vieh bestimmt ist, so gebrauchet man sie doch auch zum Essen, und machet Kuchen davon. Ja die Armen backen Brodt daraus. Japon hat eine Gattung Gerste, davon die Aehren, wenn sie reif werden, eine Purpurfarbe an sich nehmen. Der Weizen ist äußerst wohlfeil, und wird zu nichts als Kuchen verbraucht. Unter den beyden Bohnengattungen ist die sogenannte Daidso, oder Daidbohne, von der Größe des türkischen Korns, und wächst wie die Wolfsbohne. Den Reis ausgenommen, ist sie die gemeinste Speise der Japoner. Sie machen einen Brey daraus, Nidso genannt, damit sie ihre Speisen zureichten, und eine Gattung Latwerge oder Limbanuna, wie sie es nennen, das sie zu Anfange der Mahlzeit genießen, um die Lust zum Essen zu erwecken. Die Holländer bringen es unter seiner Japonischen Benennung, der Benennung Soerja u), nach Europa. Die zweyte Bohnengattung, Adsofi oder Sodsfi genannt, ist weiß, und an Gestalt den Linsen ähnlich. Aus ihrem Mehle, und darunter gemischten Zucker, werden Kuchen gebacken. Nebst den bisher erzählten fünf Früchten, versteht man unter dem Namen Gokokf, auch noch das Arwa oder indianische Korn; den Kibi oder Hirsen, und überhaupt alle Gattungen Getreide und Hülsenfrüchte.

Gerste oder
Domuggi.
Weizen oder
Roomuggi.

Daid-Bohne.
So-Bohne.

Die Rüben kommen in Japon sehr gut fort, und erlangen eine gewaltige Größe. Es werden bey nahe unter allen Erdgewächsen keine so häufig von den Japonern genossen, als die Rüben: allein, weil der Boden mit Menschenmiste gedüngt wird, so riechen sie nicht zum Besten, und ein Europäer kann sie schwerlich leiden. Man ißt sie roh, gekocht, und mit Weineßig eingemacht. Die Kettiche, die gelben Rüben, die Gurken, Melonen, Kürbisse, der Fenchel, und einige Lactucagattungen, die man bey uns sonst nirgend, als in den Gärten findet, wachsen in Japon von freyen Stücken. Der Gartenpastinack ist hier unbekannt, wilder hingegen wächst überall. Die Holländer säen Petersilien, Kummel, Eichorien, und gemeinen Salat, und folgen in diesem Stücke den Portugiesen nach, welche den Samen dazu ins Land brachten; es schlägt auch alles erwünscht fort.

Rüben.

Europäische
Gewächse.

Auf dem Felde, auf den Gebirgen, im Walde, in Sümpfen, und auf den Heyden, ja so gar am Strande der See, wächst eine unzählige Menge Kräuter, unter welchen wenige sind, davon nicht die Wurzel, die Blätter, die Blüthe oder die Frucht, den Einwohnern zur Speise dienen sollte. Unterdessen, da sie gewohnt sind, alles zu essen, was ihnen die Natur vorleget, so sind sie nicht selten höchstgefährlichen Irrungen unterworfen. Doch besitzen sie auch die Kunst, manchem schädlichen Krante seine giftige Eigenschaft zu benehmen; dergestalt machen sie aus dem Konjokf, welches eine sehr gefährliche Gattung des Dracunkulus ist, einen ziemlich süßen, und wohlschmäckenden Brey. Sie brühen die Wurzel des Heydekrautes ab, das sie Warabi oder Ren benennen, imgleichen der Aegyptischen Bohne, welche von einigen Taratablume genennet wird, ferner auch eine andere Wurzel, Kasne genannt, und machen hernach ein Mehl daraus, das man entweder bey Zurechtung anderer Speisen gebrauchet, oder auch in Wasser kochet, und allein ißt. Die Japoner essen bey nahe alle weiche Seegewächse, die der Grund des Meeres hervorbringt.

Pflanzen,
denen die Ja-
poner den
Gift beneh-
men.

Die

u) Amoenitates exoticæ a. d. 839 S. Es wird an diesem Orte beschrieben, wie man es mache, auch ist die Abbildung der Bohne beygefügt.

- Beschreib. von Japon.** Die Fischerweiber richten sie zu, und verkaufen sie. Sie besitzen eine ungemelne Geschicklichkeit, sie aus der See herauf zu holen, und tauchen sich zu diesem Ende manchesmal wohl dreßig bis vierzig Klafter tief unter x).
- Erdichtete Thiere.** Man spricht in Japon sowohl als in China, öfters von gewissen erdichteten Thieren. Kämpfer glaubet, es wären diese Märchen aus China ins Land gekommen, und hat ihrer zu erwähnen beliebt, ehe er sich zu den wirklichen Thieren wendete.
- Der Kirin.** Der Kirin ist ein schreckliches Unthier. Die Japoner malen ihn mit einem Pferdeleibe, vier Gemesfüßen, einem Drachenkopfe, zween Flügeln, und zwey rückwärts gekrümmeten Hörnern auf der Brust. Sie legen ihm eine unbegreifliche Geschwindigkeit bey. Er mag laufen oder sachte gehen, so drucktet er doch nicht das geringste Gräschen nieder, noch tritt er irgend ein schwaches Ungezieher tod. Doch dieses schreibt man seinem gütigen Wesen zu. Er kann auch sonst nicht als nur unter gewissen Gegenseinein der himmlischen Körper entstehen, und zu einer solchen Zeit, wenn ein Sessin auf die Welt kömmt, unter welchem Worte man einen Mann von übernatürlicher Einsicht und Gütigkeit, dergleichen die beyden vortrefflichen chinesischen Kaiser Gio und Siun waren, imgleichen Koost oder Confucius, Siaca oder Kaca, Darina, Sokoktais und andere große Leute, welche ihre Verdienste und Tugenden in der Welt berühmt machten.
- Sungu.** Der Sungu ist gleichfalls ein erdichtetes Thier, dem die Japoner einen leopardenleib, und zwey an der Brust stehende rückwärts gebogene, aber weiche Hörner beylegen.
- Kaitsu.** Noch ein drittes heißt Kaitsu oder Kaisai. Diesem geben sie die Gestalt eines Fuchses mit zwey Hörnern auf der Brust, und einem an der Stirne, auch einer Reihe Stacheln auf dem Rücken, gleich dem Crocodile.
- Tats.** Tats, Dria oder Dsia, heißt ein vierfüßiger Drache, davon ihre Geschichtbücher eine Menge Märchen erzählen. Zur Wohnung ist ihm der Grund der See angewiesen. Er gleicht an Gestalt einer großen am ganzen Leibe mit Schuppen bedeckten Schlange, die eine Reihe Stacheln auf dem Rücken, und einen schrecklichen Kopf hat. Das Ende des Schwanzes gleicht einem zweyschneidigen Schwerdte. Einige Kleider des Kaisers, seine Rüstung, Säbel, Messer, Geräthe und Tapeten werden mit den Bildnissen dieses Drachens, der in seiner rechten Vorderklaue eine Perle oder rundes Kleinod hält, bezieret. Eben dieser Gebrauch ist auch in China eingeführet, nur hat der chinesische Drache fünf Klauen; der japonische hingegen nur drey; der Wasserdrache Tatsmaki hat seinen Aufenthalt gleichfalls auf dem Grunde der See, schwingt sich aber zuweilen in die Luft, und verursacht durch seine Bewegung die in der japonischen See so gemeinen Wasserhosen. Das sechste Ungeheuer ist ein Paradiesvogel, Namens Foo, von unvergleichlicher Schönheit, und mit einem Worte der vor Alters berufene Phönix. Er bewohnet die höchste Luftgegend, und kömmt niemals in die unserige herab, als wenn ein Sessin oder ein Kaiser auf die Welt kömmt, oder sonst etwas höchstwichtiges vorgeht. Die Chinesen haben ihren Foo ebenfalls, sie stellen ihn aber anders vor y).
- Hausthiere.** Vermuthlich rühren alle diese leeren Einbildungen bloß daher, weil es in Japon, seiner Größe ungeachtet, sehr wenig große Thiere giebt. Kämpfer bemerket, es gebe allzwenig unbewohnte und unangebaute Gegenden in dem Lande, als daß sich viele wilde Thiere bergen könnten; von Hausthieren aber finde man keine andere, als die zum Dienste des Menschen,

x) Kämpfer I Th. a. d. 195 und vorherg. S.

y) Kämpfer am angeführten Orte a. d. 198

und vorherg. S. Man sehe den Artikel von Thieren in der Beschreibung von China.

Menschen, das ist zum Ackerbaue und Fortschaffen einer Last unumgänglich nöthig sind. Beschreib.
von Japon.
Doch vermehren sie sich stark, weil die mit dem Budso verknüpfte Lehre von der Seelenwanderung ihres Lebens zu schonen befiehlt. Die vierfüßigen Hausthiere sind: das Pferd, der Ochse, der Hund und die Kaze. Esel, Maulesel, Kameele und Elephanten sind in Japon nicht anzutreffen. Zwar hatten die Portugiesen Schafe und Ziegen ins Land gebracht; sie hatten sich auch ziemlich vermehrt: weil aber die Japoner nicht wußten, was sie damit thun sollten, indem sie weder ihr Fleisch essen, noch ihr Haar und ihre Wolle zu verarbeiten wissen, so ließen sie diese Thiere wild werden.

Zwar sind die japonischen Pferde klein, doch weichen einige den persianischen weder an Schönheit noch an Geschwindigkeit. Die besten kommen aus den Landschaften Satsuma und Oru. Doch fällt auch in der Landschaft Kai eine sehr gute Art. Die Ochsen und Kühe brauchet man bloß zum Landbaue und zum Fuhrwerke. Butter und Milch wird von den Japonern nicht gegessen. Die Ochsen sind von zweyerley Gattung. Einige sind den unserigen ganz ähnlich; die andern sind Büffel von gewaltiger Größe mit einem Höcker, dergleichen die Kameele haben, auf dem Rücken, und dienen bloß zum Lasttragen. In der Landschaft Sigen hält man zwar auch Schweine, doch nur in der Absicht, sie den Chinesen, die sie dahin gebracht haben, wieder zu verkaufen. Denn, obwohl die Chinesen die Seelenwanderung eben sowohl glauben, als die Japoner: so sind sie doch keine großen Eiferer, und essen absonderlich gern Schweinefleisch. Zu Firando sind noch einige Schafe und Ziegen von der großen Menge, welche die Portugiesen daselbst hielten, übrig.

Pferde.

Rindvieh.

Als der Kaiser Tsinajos auf dem Throne der Kubosamas saß, das ist zu der Zeit da Kämpfer in Japon war, gab es in diesem Reiche mehr Hunde, als man jemals in selbigem, ja vielleicht auch in jedweden andern Lande gesehen hatte. Ungeachtet jedweder seinen Herrn hatte: so hielten sie sich doch auf der Gasse auf, und fielen den Vorbeygehenden sehr beschwerlich. Jedwedes Stadtviertel mußte, kraft eines kaiserlichen Befehles, eine gewisse Anzahl halten und füttern. Man bauete ihnen auf der Gasse kleine Hütten, darin sie schliefen, und wenn sie erkranketen, sorgfältig gepflegt wurden. Verreckte einer, so mußte er oben auf einem Berge verscharrt werden, sonst aber nirgend. Niemand durfte bey hoher Strafe sie beleidigen oder ihnen übel begegnen, noch vielweniger sie todtschlagen; denn da stund der Kopf darauf, sie mochten gethan haben, was sie wollten, sondern man mußte es ihren Herren klagen, als welche allein die Macht hatten, sie zu bestrafen. Diese wunderliche Sorgfalt für sie rührete von einem abergläubischen Begriffe des Kaisers her, welcher in dem himmlischen Zeichen geböhren war, das die Japoner mit dem Namen des Hundes belegen. Kämpfer erzählt eine lustige Geschichte, die bey dieser Gelegenheit vorfiel. „Der Herr eines verreckten Hundes mußte ihn, kraft des Befehles, auf einen Berg tragen, und daselbst verscharren. Weil ihm nun dieses sehr sauer wurde: so verwünschte er den Geburtstag des Kaisers sammt dem wunderlichen Befehle, der dem ganzen Reiche so viele vergebliche Mühe aufbürde. Sein Gefährde gab ihm zwar in so fern nicht Unrecht, rieth ihm aber zu schweigen, und an statt der Ungebuld und des Fluchens, dem Himmel zu danken, daß der Kaiser nicht im Zeichen des Pferdes geböhren sey, weil er sonst noch mehr zu schleppen haben würde z).

Hunde.

Die

2) Eben daselbst auf der 200 Seite.

Beschreib. von Japon. Die Japoner haben weder Windspiele noch Hühnerhunde, noch andere Gattungen von Jagdhunden; denn weil in einem Lande, das Ueberfluß an Leuten und Mangel am Wildprate hat, die Jagd nicht sehr im Schwange gehen kann, so gebrauchen diejenigen, welche Lust dazu haben, nur die gemeinen Hunde. Hingegen giebt es eine gewisse Katzenart im Lande, die man wegen ihrer besondern Schönheit rühmet. Sie haben eine weiße Farbe, große gelbe und schwarze Flecken, und einen sehr kurzen Schwanz. Sie fangen keine Mäuse, sondern dienen bloß dem Frauenzimmer zum Zeitvertreibe.

Wilde Thiere. Die vierfüßigen wilden Thiere in Japon sind die Hasen, Gemsen, wilden Schweine, welche von einigen Secten zu gewisser Jahreszeit gegessen werden. Ferner die Affen, die Bären, die Tanukis, die wilden Hunde, die Irtus, die Tins, die Füchse, die Ratten, und die Mäuse.

Die Insel Nijosima, sonst auch wegen ihrer Nähe bey der Landschaft Aki, Akindo Nijosima genannt, ist wegen einer besondern Gensart berühmte, die gar nicht schön, sondern von Natur zahm ist. Kraft der Landesgesetze, darf sie niemand tödten, sondern wer eine nahe bey seinem Hause tod findet, der muß sie begraben. Ein Japoner, der diese Pflicht versaumete, würde zu einer eilichtägigen Arbeit für die Tempel, oder zum gemeinen Besten, verdammet werden.

Affen. Die japonischen Affen sind ungemein gelehrig, aber in keiner großen Anzahl vorhanden. Ihre Farbe ist dunkelbraun; sie haben einen kurzen Schwanz; der Rücken und das Gesicht sind roth, aber kahl. Kämpfer sah einen, der hundert und sechs Jahre alt seyn sollte, und nichts destoweniger allerley Kunststücke mit erstaunlicher Behendigkeit machte. Die nordlichen Landschaften haben einige, wiewohl sehr kleine Bären, auch giebt es daselbst wilde Hunde, mit einer großen und offenen Schnauze. Der Tanuki ist ein Thier von einer ganz besondern Gattung. Seine Farbe ist dunkelbraun; an der Schnauze gleicht er einem Fuchse. Er ist nicht sonderlich groß. Kämpfer hält ihn für eine Wolfsart. Der Irtus und der Tin, sind zwey Thiere von röthlicher Farbe, und wären eben dieselbigen, wenn nicht der Tin den andern an Größe überträte. Weil sie unter den Dächern der Häuser sich aufhalten, und ganz zahm thun, so könnte man sie unter die Hausthiere rechnen. Sie fangen das Geflügel und die Fische.

Ratten und Mäuse. Ratten und Mäuse giebt es in allen unsern Inseln die Menge. Die Einwohner machen die großen Ratten zahm, und lehren sie allerley Kunststücke, absonderlich zu Osaka, welches gleichsam den Sammelplatz aller Taschenspieler im ganzen Reiche vorstellt. Die Füchse sind beynähe eben so gemein. Der gemeine Mann glaubet, sie wären vom Teufel besessen: allein die Jäger schießen sie nichts destoweniger tod, weil man aus ihren Haaren treffliche Pinsel sowohl zum Schreiben als zum Malen machet. Löwen, Zieger, Panther und andere Raubthiere giebt es in ganz Japon nicht.

Weiße Ameisen. Unter dem kriechenden Ungeziefer, ist die sogenannte weiße Ameise das allerschädlichste. Eigentlich ist es ein kleiner dünner Wurm, so weiß als der Schnee, am Kopfe und der Brust aber dunkelbraun. Sie ziehen immer Haufenweise, gleich unsern Ameisen, von welchen sie auch an Größe wenig unterschieden sind. Die Japoner legen ihnen den Namen do Toos, das ist, Bohrer, bey, der sich auch vollkommen wohl für sie schicket, indem sie alles, was sie antreffen, durchbohren, und wenn sie in ein Kaufmannsgewölbe kommen, die besten Waaren in kurzer Zeit zu nichte machen. Bis hieher hat man gegen dieses schädliche Ungeziefer kein anderes Mittel anständig zu machen gewußt, als daß man dasjenige, was man vor ihrem Zerknagen in Sicherheit setzen will, mit Salze bestreuet. Sie leben mit den

den übrigen Ameisen in unaufhörlichem Kriege; und wo sich eine Gattung festgesetzt hat, da kommt die andere gewiß nicht hin. Die weißen Ameisen können die Lust nicht vertragen. Wollen sie nun von einem Orte an den andern ziehen, so bauen sie ein Gewölbe auf dem Boden. Sie ziehen mit solcher Geschwindigkeit fort, daß zum öftern schon alles vernichtet ist, ehe man einmal ihre Ankunft wahrgenommen hat. Einige schreiben diese geschwinde Wirkung der Schärfe ihres Urathes zu: allein Kämpfer behauptet, ihr Kopf sey mit vier großen und gekrümmten Schneidzähnen gewaffnet, welche genugsam im Stande wären, soviel Unheil zu stiften, als sie wirklich thun. Als er sich einstens spät zu Bette gelegt hatte: so bemerkte er des folgenden Morgens auf seinem Tische Spuhren, von ihrem gewöhnlichen hohlen Aufwurfe oder Gewölbe. Als er hierauf genau nachsah: so fand er ein Loch, darein man den kleinen Finger stecken konnte, und das sie innerhalb etlichen Stunden in einem Fuße des Tisches bey dem Heraussteigen ausgefressen hatten; noch ein anderes gieng quer durch das Tischblatt, und das dritte mitten durch einen andern Fuß des Tisches herab, durch welchen sie ihren Abzug genommen, und sich wieder in den Zimmerboden verfrochen hatten. Dergleichen schnelle Wirkung kann unmöglich einer bloßen Schärfe oder äßenden Kraft ihres Urathes zugeschrieben werden, wiewohl es glaublich ist, daß sie aus selbigem ihre Gewölbe verfertigen mögen.

Beschreib.
von Japon.

Das Ungeziefer, dem die Japoner insgemein den Namen Mufade beylegen, und das in der hohen Sprache Goko heißt, ist keine Affel oder Kellermurm, sondern es ist der indianische Tausendfuß, ein dünner, brauner, zwey bis drey Zolle langer Wurm, der an jeder Seite eine gewaltige Menge Füße, und eben davon seine Benennung erlanget hat. In Indien ist er sehr giftig, aber in Japon ist er nicht allein sehr selten, sondern er stiftet auch bey weitem nicht so viel Unheil, indem man seine Bisse mit bloßem Speichel heilet. Die japonischen Eydere sind den unserigen vollkommen ähnlich. Schlangen giebt es wenig im Lande. Die Sitakuts oder Sibakari, ist eine der merkwürdigsten, sie hat einen platten Kopf, spizige Zähne, und grüne Farbe. Ihr Name ist von der Tageslänge, oder von der Zeit, welche die Sonne über dem Gesichtskreise verbleibt, hergenommen, indem man von ihrem Bisse allemal stirbt, ehe die Sonne untergeht. Die Soldaten fressen sie, weil sie meynen, ihr Fleisch habe die Kraft, die Herzhaftigkeit zu vermehren. Man machet auch ein Pulver daraus, Sjowatsio genannt, das für allerley innerliche Krankheiten gut seyn, und wenn es unter die Dachtraufe gestreuet wird, keine Schlangen von eben dieser Art hervorbringen solle. Die Jamakajaz, sonst auch Uwabarni und zuweilen Dja, das ist Drache genannt, ist eine andere erstaunlich große Schlängengattung. Man findet sie sowohl im Wasser als am Gebirge, doch allemal selten.

Mufade.

Tausendfuß.

Schlangen.

Eigentlich zu reden, haben die Japoner gar kein Federvieh. Zwar ziehen sie Hühner und Endten, allein bloß zur Lust, weil die Lehre von der Seelenwanderung ihnen nicht erlaubt, sie zu essen. Gleichwohl machet sich der gemeine Mann kein Gewissen daraus, sie an andere, welche schlechte Glaubenseiferer sind, zu verkaufen. An dem Gedächtnistage einer verstorbenen Person, darf man weder Geflügel, noch sonst das geringste Thier schlachten. Solange das Trauerjahr um einen Kaiser währet, darf man im ganzen Reiche, weder einiges Thier tödten, noch auf den Markt bringen. Die Hähne werden noch mehr geschonet, als die Hühner. Man schonet sie vielmehr ungemein, weil sie die Zeit abmessen, und die Veränderung des Wetters vorher sagen.

Zahmes Ge-
flügel.

- Beschreib. von Japon.** Die Waldbögel sind in Japon dermaßen zahm geworden, daß man viele Gattungen von ihnen, unter das Hausgeflügel rechnen könnte. Der vornehmste unter ihnen ist der Tsuru oder Kranich, den ein eigenes deswegen gegebenes Gesetz, zur Belustigung oder zum Gebrauche des Kaisers bestimmt. Dieser Vogel wird nebst der Schildkröte, für einen Glücksbothen gehalten, und gründet sich diese Meynung auf das lange Leben, das man ihnen zuschreibt, und auf allerley Märchen, damit ihre Geschichte ausgespicket ist. Man zieret deswegen die Zimmer der Kaiser, und die Wände der Tempel, mit ihren Bildnissen, gleichwie man um eben dieser Ursache Willen, auch die Tanne und den Bambus daran malet. Wenn der gemeine Mann einen Kranich nennet, so sehet er allemal das Wort, O-Tsurisama, das ist, Eure Gnaden dazu. Es giebt zweyerley Gattungen; eine ist so weiß als Alabafter, die andere grau, oder aschfarbe. Keiger oder Saggis giebt es viele, an Farbe und Größe sehr unterschiedene Gattungen.
- Wilde Vögel. Kranich.** Wilde Gänse hat man im Lande zweyerley, die sich niemals mit einander vermischen. Eine Art ist so weiß, als der Schnee, nur die Enden der Flügel ausgenommen, als welche pechschwarz sind. Die andere Art ist aschgrau. Beyde sind so wenig Leute, daß sie vor niemanden zu weichen begehren. Ungeachtet sie viel Schaden im Felde thun, so darf sie doch, bey Verlust des Kopfes, niemand tödten, weil einige dieses Vorrecht mit Gelde erkaufen. Die Bauern müssen folglich, um sie von ihren Feldern abzuhalten, Netze herum spannen. Die gemeinste wilde Entengattung Kinnodsu genannt, ist so schön, daß ein Ausländer, der sie bloß im Gemälde sieht, an ihrer Wirklichkeit zweifelt. Ihr Gefieder spielet ganz unvergleichlich mit allerley Farben, doch Hals und Brust vor andern mit rother. Der Kopf ist mit einem prächtigen Federbusche gezieret. Sowohl der Schwanz dieser Ente, den sie schief in die Höhe hält, als ihre nach dem schönsten Ebenmaße über den Rücken gelegten Flügel, lassen ungemein artig. Der neue Geschichtschreiber hält sie für das japonische Huhn, dessen der Pater le Blanc in seiner Histoire de la Revolution de Siam gedenket; und wosern diese Muthmaßung gegründet ist, so muß man die übrigen Vollkommenheiten dieses schönen Vogels auch mit einem prächtigen Gange, der sie noch mehr erhebt, vermehren a).
- Enten von wunderbarer Schönheit.** Die japonischen Fasanen sind ungemein schön, absonderlich eine gewisse Gattung, die sich durch die Abwechselung ihrer hohen Farben, und durch den schönen Schwanz, der zwey bis drey Schuhe in die Länge hat, hervor thut. Die Schnepfen sind sehr gemein. Einige Secten essen sie, gleichwie auch die Fasanen, Gänse und Enten. Holztauben giebt es nur eine einzige Gattung, mit blau und schwarzen Federn, ohne die geringste Schönheit. Man jaget sie fleißig von den Häusern weg, weil man aus der Erfahrung weis, daß ihr Mist gern Feuer fängt. Störche sind in Japon das ganze Jahr über. Die besten Falken kommen aus den nördlichen Landschaften: allein, man hält sie nicht sowohl der Beize wegen, als zur Lust, und um ihrer Größe willen. Die Sperber sind hier eben so häufig, als in ganz Ostindien. Es ist ein ungemein kühner und stolzer Vogel. Eben diese Eigenschaft leget Kämpfer auch einer gewissen Rabengattung bey, die aus China gekommen ist, und sich in Japon ungemein stark vermehret hat. Er gedenket noch einer andern aus Corea hergekommenen Gattung Corcigara genannt: allein, die in Europa gewöhnlichen Raben sind in Japon eben so wenig anzutreffen, als die Papagayen und andere indianische Vögel b).
- Fasanen. Schnepfen. Holztauben. Störche. Sperber. Corcigara.**

a) Histoire du Japon VIII Theil a. d. 90. 91 S.

b) Kämpfer am angeführten Orte a. d. 207 S.

Der Fokén, oder nach der gemeinen Sprache der Fotetenis, ist ein Nachtvogel von auserlesnem Geschmacke, der auch sogar auf die Tafel der Großen nur bey außerordentlicher Gelegenheit kömmt. Dem Vorgeben nach soll seine Asche dem Saki, wenn es sauer geworden, seinen vorigen guten Geschmack geben. Der Misago oder Bisago ist ein Seevogel aus dem Sperbergeschlechte. Er fängt Fische. Sein Nest ist ein Loch in einigen Felsen, darein er seinen Raub leget, und man hat bemerkt, daß selbiger an diesem Orte sich eben so gut erhalte, als eingefalzener Fisch oder Utsiaari, von welchem Umstande der Vogel auch den Namen Bisagonosusi oder Utsiaar-Bisago trägt. Wer einen solchen Vorrath entdeckt, hat einen ansehnlichen Gewinn davon, weil die Japoner den Geschmack solcher Fische sehr lieben, und sie theuer bezahlen.

Beschreib.
von Japon.Fokén.
Misago.

Die Möven, die Seeraben, die Seekrähen, die Sperlinge, Schwalben und andere Vögel sind in Japon nicht anders beschaffen, als in Europa. Die Lerchen singen weit schöner. Man rühmet auch den Gesang der dasigen Nachtigallen. Sie müssen aber sehr selten seyn, weil man zuweilen für eine einzige wohl zwanzig Cobangs bezahlt c).

Die Japoner haben zwar auch Bienen, welche Wachs und Honig machen, doch in geringer Menge. Wilde Bienen, Wespen, Stubenfliegen, Mücken, Johanniswürmchen, Käfer, Wanzen, Heuschrecken, sind gleich dem meisten europäischen Ungeziefer, in Japon bekannt. Doch giebt es in diesem Lande einige Gattungen, die ihm eigen zu seyn scheinen.

Unter den Schmetterlingen ist vor andern ein sehr großer merkwürdig, der den Namen Jamma Tsio, oder Gebirgsschmetterling trägt, und entweder völlig schwarz, oder mit allerley schönen Farben gesprengt ist. Die Komuri ist eine große, sehr schöne bunte, dabey aber über und über haarige Motte. Käfergattungen giebt es allerley ungemein schöne, doch das meiste Wesen wird von einem sehr großen, und unserm Mistkäfer sehr ähnlichem gemacht. Er ist schwarz, glänzet, hat zwey krumme und breite Hörner, davon ihm das größte gleich dem Nashorne auf der Nase, das kleinste auf der Schulter steht. Er kann sehr schwer fortkommen, und lebet unter der Erde. Noch eine andere braune Käferart, Sebi oder Semi genannt, giebt den Naturforschern Gelegenheit zu mancherley Betrachtungen. Man theilet sie in dreyerley Gattungen; die größte heißt Kuma-Sebi, und gleicht zwar an Gestalt und Größe den Mottenfliegen, welche in Europa nur des Abends zum Vorscheine kommen, hat aber keine Flügel. Im Frühlinge kriecht dieser Käfer bey der Nacht unter der Erde hervor, da er sich den ganzen Winter über aufgehalten hat. Seine geschlankten Beine dienen ihm dazu, daß er sich an die Baumäste, an die Blätter, oder was er sonst ergreifen kann, fest hängt. Bald darauf verstet er; sein Rücken spaltet sich nach der Länge, und es kömmt ein anderes käferähnliches Thier heraus, das in ihm eingesperrt lag, nun aber größer scheint, als sein ehemaliges Gefängniß. Nach einigen Stunden fliegt es mit einem Gekrumme davon d). Wenn es sein Futteral entzwey sprengt, und seine vier Flügel ausbreitet: so giebt es einen hellen und durchdringenden Laut von sich, den die Japoner, wie sie vorgeben, auf eine englische Meile weit vernehmen können. Doch versichert Kämpfer wenigstens dieses, daß alle Wälder und Berge, von dem Getöse, das diese kleinen Thiere machen, erschallen. In den Hundestagen kommen sie weg. Man giebt vor, sie kröchen unter die Erde, verwandelten sich abermals, und kä-

Japonische
Ungeziefer
Gattungen.

Käfer.

Kuma-Sebi.

E s s s 3

men

c) Kämpfer a. d. 208 S.

d) Gefner hat es beschrieben und Cicada genannt.

Beschreibung von Japon. men das folgende Jahr von neuem zum Vorscheine. Kämpfer hatte keine Gelegenheit dazu, sich von der Gewißheit dieses Vorgebens durch die Erfahrung zu überzeugen: allein ihr Gesumme hörte er oft genug. Sein Anfang ist langsam, und klingt aus einem tiefen Tone, nachgehends nimmt es sowohl an Geschwindigkeit als an Stärke, stufenweise zu, vermindert sich aber gegen das Ende von neuem. Das Geräusch selbst hatte viel Aehnlichkeit mit einer Knopfmacherspindel. Es beginnt mit Aufgange der Sonne, und endiget sich um den Mittag. Der abgestreifte Balg des Kuma-Sebi, wird in der Arzeney gebrauchet, und in den Specereykrämen verkauft e).

Ko-Sebi. Um eben die Zeit, wenn sich dieser Käfer verliert, kömmt ein anderer zum Vorscheine, welcher den Namen Ko-Sebi, das ist, der kleine Sebi trägt. Er singt von Mittag bis zum Untergange der Sonne, wiewohl schwächer, als der vorige. Sein Leben währet bis zu Ende des Herbstes. Noch eine andere Art, welche von der nur erwähnten, weder an Größe, noch an Gestalt abgeht, singt von Morgen bis auf den Abend. Die Weibchen von allen dreyen Gattungen sind stumm, und sehen den Männchen sonst vollkommen ähnlich; nur haben sie keine Einschnitte in der Brust.

Spanische Fliegen. Die Fliegen, welche man bey uns spanische nennet, haben eben die Farbe, als die unserigen, nur sind sie runder, auch beynähe eben so groß, als die gemeinen europäischen Käfer. Von ihrem Gebrauche ist den Japonern nicht das geringste bekannt. Noch haben

Sammio. sie andere Gattungen davon, die sie Sammio nennen, und wegen ihrer äßenden Eigenschaft, für giftig achten. Man findet sie auf den Reißföhren. Sie sind lang, dünn, und kleiner als unsere blauen oder goldfarbichten, mit carmesinfarbenen Flecken und Streifen, welches ihnen ein sehr schönes Ansehen giebt.

Schöne Fliegen. Endlich so giebt es unter den Nachtfliegen eine wiewohl sehr seltene Gattung. Sie ist ungefähr eines Fingers lang, dünne, rund, und mit vier Flügeln versehen. Zween davon sind durchsichtig und liegen unter zween andern, die nicht anders glänzen, als ob sie polirt wären, und die schönsten blauen und goldfarbichten Flecken zeigen. Die Schönheit dieses Ungeziefers ist so außerordentlich groß, daß man es,

Fabel davon. um sein Vergnügen daran zu haben, als eine besondere Seltenheit verwahret. Den japanischen Dichtern hat es Anlaß zu einer artigen Fabel von der unvorsichtigen Begierde der Fliegen nach einem brennenden Lichte gegeben. Sie dichten, alle übrige Nachtfliegen hätten sich in diese Zierde ihres Geschlechtes verliebt; um nun ihres ungestümen Anlaufes überhoben zu seyn, habe sie ihnen unter dem Vorwande, ihre Standhaftigkeit auf die Probe zu setzen, auferleget, Feuer zu hohlen. Die Liebhaber gehorchen, weil ihnen die heftige Begierde alle Ueberlegung benimmt, fahren blindlings auf das erste beste Feuer los, und verbrennen sich, das Weibchen ist nicht so schön, als das Männchen.

Nimmt man den Reiß als die allergewöhnlichste Speise der Japoner aus: so liefert ihnen die See eben so viele Nahrungsmittel, als die Erde. Es ist unter allen japonischen Inseln keine einzige, die nicht allerley Gattungen Seegewächse, Fische, Krebse und Muscheln im Ueberflusse an ihrer Küste hätte; unter allen diesen ist beynähe kein einziges, das nicht zum Essen tauglich wäre, ja einige sind von einem dermaßen auserlesenen Geschmacke, daß sie die vornehmsten Tafeln zieren. Sowohl die Fische als die Krebse und Muscheln begreift man unter dem allgemeinen Namen Riokais oder Wokais.

Der

e) Kämpfer am angeführten Orte a. d. 209 Seite.

Der allernützlichste unter allen Seefischen ist der Kudsiri oder Wallfisch. Man fängt sie an allen Küsten des Reiches, absonderlich bey der Landschaft Khumano, und an dem mittägigen Theile der großen Insel Nipon, bey den Inseln Tsussima und Gotho, imgleichen an der omurschen und nomoschen Küste. Man fängt sie gemeiniglich mit der Harpune wie in Grönland, doch scheinen die japonischen Fahrzeuge zu diesem Fange bequemer zu seyn, als die unserigen. Sie sind klein, schmal, laufen an einem Ende ungemein spitzig zu, und jedwedes trägt zehn Ruder knechte, die es mit unglaublicher Schnelligkeit fortreiben. Um das Jahr 1680 erfand ein reicher Fischer in der Landschaft Omura eine neue Weise, Wallfische zu fangen, nämlich mit einem Netze von starken und ungefähr zwey Daumen dicken Seilen. Anfänglich bediente man sich dieser Erfindung mit gutem Erfolge, und man giebt vor, sobald der Wallfisch merke, sein Kopf sey ins Netz verwickelt, so schwimme er weit langsamer, und sey folglich desto leichter zu tödten. Doch, nachgehends befand man diese Anstalten für gemeine Fischer allzukostbar, und suchte die ehemalige Weise wieder hervor. Der Fang beginnt im Christmonate. Man fing in einem einzigen Jahre nur bey den Inseln Girando und Gotho zwey hundert und vier und siebenzig Wallfische.

Beschreib.
von Japon.Wallfisch-
fang der Ja-
poner.

Die Japoner kennen allerley Gattungen derselbigen, welche eben sowohl an der Benennung als an Größe und Gestalt von einander unterschieden sind. Die größte heißt Sebio. Sie giebt auch weit mehr Thran, als andere. Nebst dem ist ihr Fleisch sehr gut und gesund, wie es denn die Fischer dem beständigen Genuße desselbigen zuschreiben, daß sie der großen Kälte, und übrigen mit ihrer Lebensart verknüpften Beschwerlichkeit ungeachtet, einer dauerhaften Gesundheit genießen. Der Nwo Sangi, oder Kokadsura, ist ein kleiner aschgrauer Wallfisch, und an Gestalt von dem Sebio einigermaßen unterschieden. Der Nagas hat gemeiniglich zwanzig bis dreyßig Klafter in die Länge. Er kann zwey bis drey Stunden unter dem Wasser aushalten; dahingegen andere Wallfische alle Augenblicke über das Wasser kommen, und Othem holen müssen. Der Sotrokadsura, das ist, der Blindenfisch, hat diesen Namen deswegen erhalten, weil er auf dem Rücken die Gestalt eines Bywu, oder einer Art von Laute zeigt, darauf die Blinden in Japon ihr größtes Vergnügen finden. Seine Länge beträgt selten über zehn Klafter. Man giebt vor; sein Fleisch verursache, wenn es gegessen werde, Husten, Fieber, Geschwüre an der Haut, und zuweilen die Pocken. Der Nako ist ein kleiner Wallfisch, und nie über drey bis vier Klafter lang, und daher kommt es, daß man die Wallfische von allen Gattungen mit eben diesem Namen belegt. Man fängt ihn häufig an der Ostküste von Japon, imgleichen an der Küste von Kijokuni und Satsuma. In seinem Eingeweide findet man Ambra, aus dem Kopfe hingegen bekommt man nur eine mäßige Menge Thran.

Allerley Gat-
tungen Wall-
fische.

Die Iwasikura oder Sardellenfresser, gleicht den gewöhnlichen Fischen am Schwanz und an den Flossen. Kämpfer berichtet, er habe auf seiner Reise an dem Hofe zu Jedo, zwischen Caminoseki und Simonoseki einen Wallfisch von dieser Gattung gesehen, und für den Fisch gehalten, welchem die Holländer den Namen Nordcaper belegen. An allen diesen ungeheuer großen Thieren ist nicht das geringste Stück, das nicht brauchbar wäre, als das einzige Schulterblatt. Sowohl die gemeiniglich schwarze Haut, und das Fleisch, welches roth, und dem Rindfleisch ähnlich ist: als die Gedärme, die man ihrer Länge wegen Fiaksivo, das ist, hundertklastertig nennet; imgleichen das sämmtliche Eingeweide, wird auf allerley Weise zugerichtet und gegessen. Das Speck wird zu Thran ausgekocht. Den Bodensatz läßt man noch einmal kochen, und ist ihn. Was die Knochen betrifft, so kochet

Beschreib.
von Japon.

fochet man diejenigen, die von einem knorpelichten Wesen, und noch frisch sind, und ißt sie. Andere reiben sie, reinigen und dörren sie für ihre Küche. Aus den Nerven und Fleysen, sowohl weißen als gelben, machet man Seiten, und gebrauchet sie absonderlich in den Cattunwebereyen, und zu musicalischen Instrumenten. Ja man wirft nicht einmal die Gedärme weg, sondern verwahret sie gleichfalls für die Küche. Zum Beschlusse wird aus dem Kiefer, aus den Flossen, und aus andern Knochen, die aus einer festern Materie bestehen, allerley künstliche Arbeit verfertiget, absonderlich aber schöne Gold- und Silberwagen.

Satsifoko.

Der Satsifoko ist ein Fisch von zwey, drey, ja öfters fünf bis sechs Klattern in die Länge, mit zwey sehr langen Zähnen, die aus dem Rachen bleyrecht in die Höhe stehen, und zuweilen als eine Zierrath, oben auf die Schlösser, Tempel und andere öffentliche Gebäude gesetzt werden. Man versichert, dieser Fisch sey ein Todtfeind der Wallfische, und tödte sie, indem er ihnen in den Rachen springe, und die Zunge abfresse.

Truku.
Surubu.

Der Truku ist in Indien unter dem Namen Tenje bekannt. Der Surubu ist nicht sehr groß, und wird von den Holländern Bläser genennet, weil er sich sehr aufblasen kann, daß er zuletzt die Gestalt einer Kugel bekommt. Man setzet ihn unter die giftigen Fische, und behauptet, wer einen ganzen esse, der müsse sterben. Japon hat dreyerley Gattungen von ihm, und alle drey in großer Menge. Die Bläser von der ersten Gattung, Suoumebutas, sind klein und sehr gefährlich. Die von der zweyten heißen Mabañu, das ist, eigentlicher Baku, werden für ungemein wohlgeschmact gehalten; nur muß man den Kopf, das Eingeweide und die Knochen wegwerfen, und das Fleisch wohl wässern und reinigen, weil man sonst unfehlbar sterben müßte. Ja man behauptet so gar, es behalte dieser Fisch aller daran gewendeten Mühe ungeachtet, doch noch etwas giftiges an sich, und mancher Japoner, der seines Lebens überdrüssig ist, wählet lieber diesen Fisch, als den Dold oder Strick. Anfänglich verursachet er eine Ohnmacht, nachgehends gewaltsame Rückungen, und Aberwitz, worauf Blutspeyen, und endlich der Tod folget. Den Kriegesleuten ist es verbotten, den Mabañu zu essen, ja nur zu kaufen. Stirbt einer davon, so verliert sein Sohn das Recht zu seines Vaters Bedienung. Zwar wird dieser Fisch nichts desto weniger theuer bezahlt, und ein Leckerbißchen daraus gemacht: er muß aber doch wenigstens ganz frisch seyn. Die dritte Gattung heißt Kinnadura, das ist, Nordküssen, vermuthlich weil er den Kopf gemeiniglich gegen Norden wendet; denn man giebt denen, welche in dieser Stellung schlafen, eben diesen Namen. Sein Gift ist ohne alles Gegenmittel. Es verlanget ihn auch deswegen sonst niemand, als wer sich vom Brodte helfen will f).

Seepferd oder
Seehund.

Das japonische Seepferd, oder Seehund, ist ein sehr besonderer Fisch, ungefähr von der Größe eines zehnjährigen Kindes, ohne Schuppen und Flossen, hat einen großen Kopf, Rachen und Kehle, einen breiten und gleich einem Sacke flachen Bauch, der eine große Menge Wasser in sich fassen kann. Seine Zähne sind dünne und spizig, wie bey einer Schlange, und seine inwendigen Theile so klein, daß man sie kaum sieht. Unter dem Bauche stehen zween flache und knorpelichte Füße mit Zähnen, die einer Kindeshand sehr ähnlich sind, und damit er sich vermuthlich auf dem Grunde der See forcht. Man ißt alles

alles was an ihm ist ohne Ausnahme. In dem jesischen Seebusen, zwischen der Stadt dieses Namens und Kamakuta, wird er zum östern gefangen.

Beschreib.
von Japon.

Der Tai, oder von den Holländern in Indien also genannte Steenbrassen, wird von den Japonern für den König der Fische, und für einen Glückspropheten gehalten, darum weil er dem Jebis oder Meergotte gewidmet ist. So lange er im Wasser ist, kann mit dem Glanze seiner Farben nichts verglichen werden. Es bestehen selbige in abgewechselttem Weiß und Roth. Das Weibchen hat nur wenige rothe Flecken. Er gleicht an Gestalt einem Karpen, ist aber so selten, daß er wenigstens tausend Cobangs gilt. Noch ein anderer Fisch von eben dieser Art, heißt wegen seiner Farbe Rhoro-Tai, oder schwarzer Steinbrassen. Dieser gilt weit weniger als der vorige.

Tai, oder
Steinbrassen.

Der Susuki ist eben der Fisch, den die Deutschen Kahlkopf nennen. Der Suna gleicht einem Karpen, und wird wegen seiner heilsamen Eigenschaften, absonderlich gegen die Würmer, gesucht. Noch giebt es einen größern von eben dieser Art, welcher den Namen Nagos trägt. Der Mebaar ist roth von Farbe, an Größe und Gestalt dem Steinbrassen nicht unähnlich. Die Augen stehen ihm wie zwei Kugeln vor dem Kopfe. Man fängt ihn überall, und er ist die gewöhnlichste Speise armer Leute. Der Roi gehöret zu eben dieser Art, und sieht einem Karpen gleichfalls ähnlich. Man fängt ihn absonderlich bey Wasserfällen, weil er selbige aufwärts zu steigen sucht. Man versühret ihn theils frisch, theils eingesalzen, durch das ganze Reich. Der Maar oder Salm wird in Flüssen oder süßen Seen gefangen. Der Trojori ist ein kleiner Salm. Der Makuts ist eben der Fisch, den die Holländer Hardet nennen. Der Sawara heißt bey ihnen Königsfisch. Der Siuvo ist ihr Dractvisch und der Ara ihr Jacob Kverts. Der Kusana ist der Stumpfnase. Der Ramas ist der Hecht. Der Susuki ist der Holländer Schelfisch, nur aber länger und dünner. Der Udsi ist ihr Maasbautes. Den Taka nennen die Holländer Taie. Der Kame und der Takokome sind zwei Kochengattungen, ihre Haut dienet ihrer Härte wegen zu Futteralen und andern Seltenheiten. Man bringt auch welche, und zwar schönere, als die japonischen sind, aus Siam.

Susuki.
Suna.

Mebaar.

Makuts.

Sawara.

Kusana.

Susuki.

Taka.

Kame.

Der Tesje ist ein breiter glatter Fisch mit einem langen Schwanze, woran zuweilen ein Stachel von Horn oder knochenähnlicher Materie sitzt, den die Holländer Pylstraat nennen. Wenn dieser Stachel einem noch lebenden Tesje abgenommen wird, so hält man ihn für ein unfehlbares Mittel gegen die Schlangenbisse; daher tragen ihn die Japoner beständig bey sich. Der Bora sieht dem Hechte gleich, hat ein weißes und köstliches Fleisch. Man nennet ihn auch Songats, weil er in dem Monate dieses Namens, als dem ersten im japonischen Jahre, gefangen wird. Er wird sowohl eingesalzen, als geräuchert. Man begreift sowohl diesen Fisch, als alle andere Fische, die man auf gleiche Weise zurechtet, unter der allgemeinen Benennung Karasumi. Man versühret sie von Nangasacki und Nomo, wo sie in Menge gefangen werden, nach Jedo und überall durch das ganze Reich, allemal zehn und zehn an einer Schmir gereiht. Die Holländer und Chinesen führen viele aus dem Lande.

Tesje.

Bora.

Karasumi.

Der Katsiwo ist ein guter Fisch. Die beste Gattung wird bey Gotto gefangen, und von den Holländern unter dem Namen Combloomas versühret. Die Weise, ihn zu bereiten, ist also beschaffen, daß man ihn in vier Stücke zerschneidet, solche an dem Dampfe kochen-

Katsiwo.

- Beschreib. kochenden Wassers allmählig trocken läßt, hernach in Wasser kochet und ißt. Der **Nagatsinwo** von Japon. ist ein glatter Fisch, dem die Natur in jedwede Seite ein Auge gesetzt hat. Der **Saki**, eine Cabliaugattung, gleicht dem Stockfische, und wird eingesalzen. Er kommt aus der Landschaft Jesso, seine Benennung aber, von seinem dem Saki ähnlichen Geruche. Der **Tara** ist eine Stockfischgattung, kommt aus den nördlichen Landschaften, und die beste Gattung wird **Tsiosijn Tara** genannt, weil sie von **Tsiosipo** gebracht wird. Den **Sajori** nennet man zu **Nangasacki Susomoiwo**: die Holländer hingegen haben ihm den Namen **Nadelfisch** beigelegt. Er ist nicht länger, als eine Spanne, dabey sehr dünne, und hat eine Reihe lange spitze Stacheln auf dem Rücken. Der **Tobivo**, von den Holländern **Springer** genannt, weil er über das Wasser empor springt, ist nicht über einen Schuh lang. Sein vortrefflicher Geschmack verursacht, daß man seine Seltenheit beklaget. Die Japoner haben Sardellen unter dem Namen der **Jwas**, und Spierlinge, (**Perlans**) unter dem Namen **Rissugos**. Der **Jeso**, den die Holländer **Sakruijer** heißen, hält das Mittel zwischen dem Spierlinge und dem Aale. Die Makrele trägt in Japon den Namen **Saba**. Der **Ali** oder **Ali-no-iro**, von den Holländern **Modervisch** genannt, lebet im süßen Wasser, ist eine Spanne lang, und schwimmt erstaunlich schnell. Der **Sijroivo** oder **Weißfisch** wird im Frühlinge an der Mündung der Flüsse gefangen. Der **Konosijro**, von den Holländern **Sassap** genannt, ist eine Heringsart, und den schweißischen Ströhmlingen ähnlich. Der **Ringjo** oder **Goldfisch** wird nicht viel größer, als ein Finger. Er ist roth, sein Schwanz aber hat eine schöne glänzende Gelbe, oder Goldfarbe: hingegen so lange er noch jung ist, zeigt er eine schwärzliche Farbe. Er wird in Japon sowohl als in China, und bey nahe in ganz Indien als eine Zierde der Fischteiche angesehen, und mit Fliegen, welche noch keine Flügel haben, gefüttert. Es giebt in Japon noch eine Gattung von ihm, die einen silberfärbigen Schwanz hat. Der **Unagi** ist der gemeine Aal: allein, der **Gounagi** ist eine andere Aalgattung von ungemeiner Größe. Der **Gazime Unagi**, das ist Aal mit neun Augen, ist die in Deutschland also genannte **Neunauge**, oder eine große Lampretengattung. Der **Doodso** ist der **Puytaal** der Holländer, und nicht länger, als ein Finger, hat aber in Vergleichung mit dem Leibe einen sehr großen Kopf. Man findet ihn in den Reisländern, wenn sie unter Wasser gesetzt werden: imgleichen auch in schlammichten Teichen. Es giebt zweyerley Gattungen, eine mit dem Barte, die andere ohne Bart. Die Japoner geben vor, man könnte **Doodstos** durch Kunst machen, wenn man klein geschnittenen Stroh mit Rothe vermengte, und des Morgens in die Sonne setzte. Der **Sammo**, den die Holländer **Congeraal** nennen, ist größer und dünner, als der gemeine Aal, wiewohl er ihm, wenn er im Wasser schwimmt, ähnlich sieht. Der **Ika**, oder **Vielfuß**. Der **Ika** ist der gemeine Vielfuß, den die Japoner und Chinesen für ein sonderliches Leckerbischen achten. Er wird mit seinem eigenen Fleische angeködert. Der **Jako** ist eine andere Vielfußgattung, die viel lange Schwänze oder vielmehr mit kleinen Häkchen bewaffnete Füße hat, und sich damit an die Felsen, und den Grund der See anflammt. Man ißt ihn frisch gesotten, oder eingesalzen. Der **Kuragga** ist gleichfalls ein Vielfuß, und von zweyerley Gattungen. Eine heißt **Nidsira** oder weißer Vielfuß, wird im Meer

g) Weil oben ein ganz anderer Fisch mit eben diesem Namen belegt worden: so muß er in einem von beyden Orten unrichtig seyn.

re überall angetroffen, ist aber ein schlechtes Essen: die zweite ist seltener, aber fleischicht, und wird, wenn sie gut zugerichtet ist, mit Lust gegessen. Einige von diesen Vielfüßen sind so groß, daß zween Menschen kaum einen zu heben vermögen. Ihr Fleisch hat eben die Farbe und eben den Geschmack, als die Vogelnester, die man im ganzen Morgenlande, besonders aber in China, speiset. Es scheint auch Kämpfer für wahr zu halten, was ihm einige chinesische Fischer berichteten, als ob nämlich die angeblichen Nester sonst nichts als das Fleisch von dem nurerwähnten Fische, wiewohl unter einer betrieglichen Gestalt, zugerichtet sey *b*). Der Namako, den die Holländer zu Batavia Kasertkull nennen, wird gleichfalls gegessen. Der Imori ist eine kleine giftige Wasserschnecke, mit schwarzem Rücken und rothem Bauche. Der Takonomatura ist das sogenannte Hauptküssen des Vielfüßes. Der Tako ist ein Seestern, den die Japoner nicht essen.

Bestreib.
von Japon.

Namako.

Imori.

Unter allen vierfüßigen Wasserthieren, achten sie keines höher, als den Ki oder Came, Ri oder Came, das ist, die Schildkröte. Wir haben bereits erwähnt, daß sie ihr ein ungemein langes Schildkrötenleben zuschreiben, und deswegen ein Sinnbild des langen Lebens daraus machen. Ungeachtet nun diejenige besondere Schildkrötengattung, welcher sie einen schildförmigen breiten Schwanz belegen, und in der gelehrten Sprache Mooki nennen, nichts als ein Hirnspinster und eine bloße Erdichtung ist: so erscheint sie doch zum östern mit unter den Sinnbildern, damit sie die Wände der Tempel, der Palläste, und die Gemächer des Kaisers und der Reichsfürsten auszieren. Die gemeinsten unter den wirklichen Schildkröten sind die Isicame oder Sanki, das ist, die Stein- oder Bergschildkröte, weil man sie im Gebirge findet; und die Jo-Game oder Doo-Game, das ist, die Wasser- oder Fischschildkröte, weil sie im Wasser lebet. An der japonischen Nord- und Ostküste, soll es, dem Berichte nach, so große Schildkröten geben, daß sie einen Menschen vom Kopfe bis auf die Füße bedecken können.

Gattung.

Unter dem allgemeinen Namen Jebis, begreifen die Japoner alle Krebse und Krebschen, ungeachtet sie unterschiedliche Gattungen davon haben. Der Jebisako ist eben der japonische gemeine kleine Krebs, der an den Küsten des baltischen Meeres im Ueberflusse gefunden wird. Der Si-Jebi ist eben so wenig von einem gemeinen Krebse sonderlich unterschieden, als der Dakina Jebi, nur daß der letztere bloß im süßen Wasser lebet, und nach einem jährigen Alter schwarz wird. Der Kuruma Jebi oder Radkreb, trägt diesen Namen wegen der Gestalt seines Schwanzes. Der Umi Jebi, oder große Krebs, ist gemeiniglich einen Schuh lang. Sein Schwanz ist schwarz, und verursachet Bauchgrimmen, oder wohl gar die Colick. Der Siakwa hat einen breiten Schwanz, und wird zum östern mit unter den kleinen Fischen gefangen. Er hat so wenig Fleisch, daß ihm zur Zeit des Vollmondes kaum noch etwas übrig ist. Denn sodann sind alle in diesem Meere befindliche schattliche Thiere, völliger und fleischichter, als zur Zeit des Neumondes, welches folglich der gemeinen Erfahrung in den europäischen Meeren zuwider läuft. Der Gamina oder Roo-na hat eine unvergleichlich schöne Schaale. Der Koni, dessen Namen soviel bedeutet, als Taschenkreb, ist unser gewöhnlicher Flusskreb. Der Rabutogani oder Unkur, hat eine seltsame Gestalt. An dem Kopfe hat er ein spitziges, langes, zackichtes Schwert, Wenn sie voll sind.

E t t 2

fein

b) Am angeführten Orte a. d. 220 S. Es ist ein Irrthum. Die Wirklichkeit der Nester ist bekannt.

Beschreib. von Japon. sein Rücken hat sehr wenig Ründung, und ist sehr glatt. Der Gadsame ist nicht größer, als ein Flußkrebs: allein seine obere Schale läuft an beyden Seiten in eine Spitze zu. Er hat vier Füße, darunter die beyden vordern größer sind, als die hintern. Der Simagani, das ist, der eingekerbte Taschenkreb, könnte auch der Warzenkreb heißen, weil er nur die Hinterfüße ausgenommen, als welche glatt und beynahe walzenförmig sind, ganz voll Warzen sitzt. Einige unter diesen ungestalteten Thieren haben eine unglaubliche Größe. Kämpfer kaufte ein Hinterbein von einem, welches eben so groß und lang war, als ein Menschenbein.

Seemuscheln. Die japonische See bietet eine erstaunliche Menge von allerley Gattungen Aустern, Muscheln und Schnecken dar, die man nach Belieben, roh, eingesalzen, marinirt, gesotten oder gebraten ist. Die Ebbe läßt alle Tage eine große Anzahl am Strande zurück; über dieses werden sie auch theils durch Untertauchen, theils mit Netzen herausgehohlet. Die bekanntesten sind die Awabi, davon bey Gelegenheit der Perlen, Meldung geschehen ist. Es ist diese Muschelart einschalicht, offen, von der Größe einer mittelmäßigen persischen Muschel, aber tiefer. Sie liegt in einer großen Tiefe unter dem Wasser, und hängt gemeinlich, entweder an einem Felsen, oder an dem Grunde der See fest, wo sie von den Fischerweibern, welche das Tauchen besser, als ihre Männer verstehen, abgehohlet wird. Besagte Weiber bewaffnen sich bey dieser Gelegenheit allemal mit einem großen Messer, um sich damit gegen die Rajes oder Meerschweine zu wehren. Sobald sie eine Awabi sehen, müssen sie selbige geschwind losreißen; denn wofern die Muschel ihrer gewahr wird, hängt sie sich dermaßen fest an den Felsen, daß man sie nicht davon wegbringen kann. Die Muschelschale ist mit einem großen gelben oder weißlichten Stücke Fleisch ausgefüllt, das ungemein zähe ist, ungeachtet es keine Fasern hat. Die Japoner erzählen, ihre Vorfahren hätten außerdem sonst wenig zu essen gehabt. Um nun das Angedenken dieses armseeligen Zustandes beizubehalten, setzt man diese Muschel bey allen Gastereien mit auf die Tafel. Gleichfalls pfleget jedermann, wes Standes er sey, diese Muschel mit beizulegen, wenn er jemanden beschenkt, weil sie eine glückliche Vorbedeutung abgiebt. Man schneidet das Fleisch in kleine Stücke, und läßt sie auf einem Brette trocknen. Zuweilen findet man auch Perlen in einer solchen Muschel: sie sind aber schlecht gestaltet, gelblicht, und mit einem Worte, von geringem Werthe.

Tairagi. Die Tairagi, ist eine flache, lange, dünne und sehr große, zweyschalichte Muschel. Sie ist beynahe ganz durchsichtig, und von meist dreyeckiger Gestalt, indem sie vorne breit ist, und in eine Spitze zuläuft. Der Fisch hängt auf jeder Seite, vermittelst einer ungemein festen Flechse an der Schale. Die besten Tairagis kommen aus dem Seebusen bey **Ufoja.** Orima, und haben zuweilen Perlen bey sich. Die Ufoja ist gleichfalls eine flache zweyschalichte Muschel, und so groß als eine Hand. Ihr Aeußerliches ist über und über mit Schuppen überzogen, und hat ein widerwärtiges Ansehen: allein inwendig findet man eine unvergleichlich schön spielende Perlmutter. Die beste Gattung, und welche die schönsten Perlen liefert, wird in dem Seebusen Omira gefunden. Die Mirakai ist die gemeine schwarze Muschelgattung, die im süßen Wasser lebet, und in den deutschen Flüssen und Teichen nicht selten ist.

Famaguri. Die Famaguris sind zweyschalicht, auch an Größe und Gestalt zwar den vorigen gleich, aber dicker, inwendig glatt und weiß, äußerlich braun. Man malet allerley artige Bilder

Bilder auf ihre innwendige Seite, und ist dieses eine gewöhnliche Zeitkürzung an dem Hofe des Dairi. Man spielet nämlich auf folgende Weise damit: man schüttet einige Haufen Samaguris auf die Erde: jedweder Spieler nimmt seinen Theil davon; wer nun die meisten Paare aufzeigen kann, der hat gewonnen. Jedwedes Paar hat seine eigenen Häkchen, dabey man es leicht kennen, und zusammenhängen kann, es mag unter die andern vermischt seyn, wie es will. Die besten Muscheln von dieser Gattung findet man auf der Quantoschen Küste, da sie überflüssig vorhanden sind.

Beschreib.
von Japon.

Die Sidsimi ist zweyschalicht und klein, gleicht zwar dem Samaguri, ist aber dünner. Sie steckt im Schlamme. Die Kaisis oder Utsinakis, sind die Aустern. Die japonischen sind ungestalt, rauh, und steinig. Sie hängen an einander, und kleben an den Felsen. Es giebt hauptsächlich zweyerley Gattungen, eine sehr große, davon man die besten in dem Seebusen von Kamakura findet, und eine weit kleinere. Die Kisa oder Akagui, ist gleichfalls zweyschalicht, äußerlich weiß, mit tiefen und einander beynabe gleichlaufenden Einschnitten; innwendig hat sie eine röthliche Farbe. Man machet einen Stiel an diese Muschel, und gebrauchet sie statt eines Löffels. Die Nagatakai ist eine große, schwarze, ungestaltete, etwas runde und hohlgestreifte Muschel. Die Usari ist klein, dünne, grau oder aschfärbig. Die Te oder Mate, ist zweyschalicht, länglicht, dünne, steht an jedem Ende etwas offen, und ihr Fisch wird für ein köstliches Leckerbischen gehalten. Die Umi-Sake ist eine andere zweyschalichte, doch jener meistens ähnliche Gattung, eine Spanne lang, und so dick, daß man sie kaum zwischen den Daumen und Zeigefinger fassen kann. Das Fleisch wird marinirt. Man findet diese Muschel sonst nirgend als an der Küste Tsikungo, und es darf sie niemand fischen, bis man vorher den nöthigen Vorrath für die kaiserliche Tafel gesammelt hat.

Sidsimi.
Kaisi.

Kisa.

Nagatakai.

Te.

Umi-Sake.

Von den Tarantagais, die man in Indien Korvers benennet, findet man in Japon unterschiedliche Gattungen. Die besten kommen aus den Liquejosinseln, und sind sie das Hauptstück von der Schminke des japonischen Frauenzimmers. Die Sasai ist eine einschalichte, gewundene, dicke, wohlriechende, weiße, und mit Stacheln besetzte Muschel.

Tarantagai.

Sasai.

Die Mündung ist verschlossen, und hat einen flachen, dicken, höckerichten Deckel, von einem steinichten Wesen, der äußerlich dem Judensteine gleicht, doch aber spiziger und glatter ist. Die Nisi ist beynabe eben also gestaltet, nur aber größer, es schmacket auch ihr Fleisch nicht so gut, als der vorigen ihres. Doch hängen sie alle beyde gleich der Awa bi fest an den Felsen, und am Grunde des Meeres.

Nisi.

Die Fananisis sind die gemeinen Erdschnecken. In Japon sind sie schwarz, und die Natur lehret sie, ihre Nahrung in dem Schlamme der Reisfelder zu suchen. Ihre Mündung ist verschlossen, ihr Häuschen länglicht und beynabe steinicht. Der Bai ist eine Schnecke, in einem weißen und gewundenen Häuschen. Die Kas oder Milva, ist von eben der Gattung, nur kleiner und schwarz. Man findet sie beyderseits zur Ebbezeit auf dem Strande liegen. Die Rabuto ist einschalicht, klein, eyrund und gewunden. Die Sugai ist noch kleiner, sonst aber von gleicher Gestalt i).

Fananisis
oder Schne-
ckengattun-
gen.

Doch, wosern gleich Japon von der Natur nicht so reichlich begabet wäre, als es wirklich ist: so würde es dennoch unter die allerreichsten Länder in der ganzen Welt gehören, wenni.

Großer Fleiß
der Japaner.

T t t 3

i) Kämpfer am angeführten Orte a. d. 291 und vorherg. S.

Beschreib.
von Japon.

wenn anders die gute Beschaffenheit der Luft und Witterung und die Emsigkeit der Einwohner wirkliche Reichtümer sind. Die Japoner haben sich durch viele Arbeit Schätze erworben, ohne sodann dem Arbeiten gute Nacht zu geben. Es ist bereits bemerkt worden, daß sie diese seltenen Vortheile dem Verbothe der ausländischen Handlung zu danken haben, indem sie dadurch gezwungen werden, sich alles, was sie bedürfen, selbst zu verschaffen, und sich sonst auf nichts als auf ihren eigenen Fleiß, und auf ihre eigenen Kräfte zu verlassen. Daher haben sie auch den Ackerbau als ihre hauptsächlichste Hülfe so weit getrieben, als kein anderes Volk. Sie haben den Ueberfluß aus dem Schooße der Unfruchtbarkeit hervor gebracht, und ihr Beyspiel beweist nach dem Urtheile ihres neuen Geschichtschreibers, die wahre Fruchtbarkeit der Felder rühre nicht, wie man zwar insgemein glaubet, von dem Thau des Himmels her, sondern von dem Schweisse des Angesichtes.

Sie gewinnen nicht nur dem Erdboden seine besten Schätze ab, das ist, allerley Gattungen von Getreide und Hülsenfrüchten, sondern sie wissen sich die Bedürfnisse des menschlichen Lebens, auch so gar aus der Baumrinde zu verschaffen. Die Rinde eines gewissen Maulbeerbaumes, Kadzi genannt, liefert ihnen bereits erwähnter maßen nicht nur Papier, Seide und allerley Luntengattungen, sondern auch Zeuge, Tuch und mancherley andere Bequemlichkeiten. Wir wollen die Weise, wie sie das Papier verfertigen, als ein Beyspiel ihres Verfahrens beybringen.

Wie sie aus
Baumrinde
Papier ma-
chen.

Wenn die Blätter abgefallen sind, das ist im Christmonate: so schneidet man die Schößlinge des Kadzi, welche sehr dick sind, in der Länge von etwa drey Schuhen ab. Hierauf werden sie in Büschel zusammen gebunden, und mit Asche in Wasser abgekochet. Wären sie vor allzulanger Zeit schon abgeschnitten, folglich seitdem dürr geworden, so läßt man sie in vorbesagter Länge, vier und zwanzig Stunden lang weichen. Die Büschel müssen recht fest gebunden seyn, und wenn sie in den Kessel kommen, wohl zugedeckt werden. Hier kochen sie so lange, bis die Stecken einen halben Zoll breit Holz von ihrer Rinde entblößt zeigen. Sodann nimmt man sie aus dem Wasser, läßt sie an der Luft trocknen, spaltet sie nach der Länge, und schälet die Rinde völlig ab. Das Unnütze wirft man weg. Hernach wird die Rinde getrocknet, gereinigt, und drey bis vier Stunden lang in Wasser geweicht. Sobald sie weich genug ist, schabet man sie mit einem Messer, und sondert zugleich die alte jährige Rinde von der jüngern und dünnern ab. Die erste giebt das beste Papier, die zweyte giebt eines, das zwar schwärzer, sonst aber eben so gut ist. Wäre vielleicht eine noch ältere als jährige Rinde vorhanden: so leget man sie besonders, und machet ein größeres Papier daraus, als aus den übrigen beyden Gattungen.

Sind alle diese Rinden völlig gereinigt: so werden sie noch einmal in dem Kessel gekochet, doch nimmt man diesesmal weniger Asche dazu, als das vorigemal, und rühret sie während des Kochens mit einem Rohre beständig herum, gießt auch zuweilen frische Lauge zu, doch nicht mehr, als soviel nöthig ist, damit nicht allzuviel wegdampe, sondern der Abgang ersetzt werde. Das Kochen währet so lange, bis die Materie dünne genug ist, und sich bey dem Berühren mit einem Finger von einander giebt, wie etwa Werk oder ein anderes faseriges Wesen. Zu bemerken ist hierbey, die Lauge die man dazu gebraucht, werde auf folgende Weise gemachet. Man leget zwey Hölzer kreuzweise über einen Kessel, leget Stroh darüber, und schüttet angefeuchtete Asche darauf. Hernach gießt man heißes Wasser darüber, welches

ches die salzigten Theilchen aus der Asche auflöset, und durch das Stroh mit sich in den Kessel führet, folglich die verlangte Lauge abgiebt.

Beschreib.
von Japon.

Ist die Rinde zum zweytenmale gekochet, so wird sie geschwemmet. Hierzu nun ist große Aufmerksamkeit nöthig. Wäre sie nicht sattsam geschwemmet, so würde das Papier zu grob; schwemmet man sie zu viel, so wird das Papier zwar zart und weiß, allein es schlägt durch. Gemeiniglich geschieht das Abschwemmen in einem Flusse. Man tauchet die Rinde in einer Wanne oder Siebe ins Wasser, und rühret sie mit der Hand so lange in einem herum, bis sie das Ansehen eines wolligten Wesens, oder sanfter Flocken gewinnt. Soll das Papier höchst fein werden: so wäscht man sie zum drittenmale, oder wickelt sie vielmehr in ein Tuch, und läßt sie im Wasser weichen. Gleichfalls sondert man alle Knoten, grobes Wesen, und was etwa sonst darunter gekommen seyn möchte, sorgfältig davon ab. Dieser Abgang wird nebst der größten Rinde zu schlechtem Papiere bey Seite gelegt. Man läßt folglich in dieser Werkstätte nicht das geringste umkommen.

Ist der Zeug so oft als es nöthig geschwemmet: so wird er auf eine hölzerne, glatte und dicke Tafel gelegt, und von zween Menschen mit Stecken so lange geschlagen, bis er die verlangte Feinigkeit bekommt. In diesem Zustande gleicht er dem Papiere, das man so lange ins Wasser gelegt hätte, bis es zu einem flüssigen Brey geworden wäre. Hernach wird der Zeug in eine Kufe geschüttet, und ein kleberichtes Leimwasser von Reiß und der Oueniwurzel darüber gegossen. Der Oueni ist ein Stäudchen, das die besagte Eigenschaft hat. Alles dieses wird mit einem glatten und dünnen Rohre wohl durch einander gerühret, damit der Zeug das Leimwasser desto besser in sich ziehe, welches am besten in einer schmalen Kufe geschieht, aus welcher man hernach den Zeug in eine grössere, und denen in unsern Papiermühlen ähnliche schüttet. Aus dieser zweyten Kufe wird hernach ein Bogen nach dem andern in einer Forme von Binsen geschöpft. Damit nun die Bogen trocknen: so leget man sie auf einem Tische, darüber eine doppelte Matte gebreitet ist, in Größe über einander, und allemal zwischen zween Bögen ein Rohr, das an beyden Enden hervor raget, und dazu dienet, daß man beliebigen Falles, einen nach den andern aufheben kann. Ueber jedweden Stoß decket man ein sehr dünnes Brett von eben der Größe und Gestalt, als die Bogen sind, und leget anfänglich nur ein ganz leichtes Gewicht darauf, damit die noch feuchten Bogen nicht zu feste auf einander gedrucket werden. Hernach vermehret man das Gewicht, um das überflüssige Wasser aus ihnen zu pressen. Den folgenden Tag nimmt man durch Hülfe des untergelegten Rohres einen Bogen nach dem andern weg, und breitet sie mit der flachen Hand auf lange und rauhe Bretter, woran sie wegen der noch in ihnen befindlichen Feuchtigkeit leicht kleben bleiben. Hernach stellet man sie an die Sonne, sind die Bogen völlig trocken: so leget man sie aufeinander, und beschneidet sie rings herum, worauf sie völlig fertig sind.

Wie das Papier seine Gestalt bekommt

Dieses Papier bekommt seine Weiße von dem Reißwasser, seine Festigkeit aber von dem leimähnlichen Wesen, das in besagtem Reiß und Oueniwasser sich befindet. Das Reißwasser wird in einem irdenen Topfe gemacht, der aber nicht glasirt seyn darf. In diesem läßt man die Reißkörner im Wasser weichen, schüttelt hernach den Topf, anfänglich ganz gelinde, nachgehends immer stärker, und gießt endlich frisches Wasser hinein. Hierauf wird alles durch ein leinen Tuch geschlagen. Was nach dem Abtropfen in dem Tuche bleibt, das kömmt von neuem in den Topf, und wird auf die vorige Weise behandelt, welches so

Wie es weiß und fest wird.

Beschreib. von Japon. so oft geschieht, bis nichts klebrichtes mehr im Reisse zurück ist. Der japonische schicket sich zu diesem Gebrauche deswegen am besten, weil er der weisseste und größte in ganz Asien ist. Das Wasser von der Oenivurzel, das man zu jenem gießt, wird gleichfalls mit vieler Sorgfalt bereitet. Man schneidet die Wurzel in kleine Stücke, stößt sie und wirft sie in frisches Wasser, darinnen sie nur über Nacht liegen dürfen, so ist es zu einem so starken Leimwasser geworden, als es seyn sollte, nur muß man es vorher durch ein leinen Tuch seihen. Unterdessen erfordert eine Jahreszeit immer eine größere Menge Leimwasser, als die andere. Also muß man zum Beispiele im Sommer mehr als sonst nehmen, weil die Wärme dieses leimähnliche Wesen auflöst, und allzu flüssig macht: nebst dem würde auch allzuviel Leimwasser das Papier allzudünne machen, gleichwie hingegen allzuwenig Wasser es zu dichte, ungleich und spröde machen würde. Ist ein Fehler vorgegangen, so merket man ihn gleich bey dem Aufheben der ersten Bogen, es ist ihm aber nicht mehr zu helfen. Weil die Oenivurzel zu mancher Zeit, absonderlich aber zu Anfange des Sommers nicht wohl zu bekommen ist: so nimmt man ein gewisses kriechendes Stäudchen, Sane Kadsura genannt, zu Hülfe, indem seine Blätter ebenfalls einen Leim von sich geben, welcher dem von der Oenistaude ziemlich ähnlich, wiewohl dennoch schlechter ist.

Kämpfer bemerkt noch, daß beyde Matten, darauf man die frischgeschöpften Bögen in Stöße setzet, von zweyerley Gattung seyn müssen. Die unterste muß dicht und grob, die andere weitläufiger und von zärtern Binsen geflochten seyn. Denn wofern die Binsen der letztern dicht an einander lägen, so versperreten sie dem Wasser den freyen Durchgang, wären sie nicht zart, so würden sie in dem Papiere einen Abdruck hinterlassen.

Papier zu Kleidern und Stricken.

Noch machen die Japoner ein grobes Packpapier, von der Rinde einer gewissen Stau- de, Kadsura Kadsura genannt, und geht es damit ungefähr eben also zu, wie mit dem vorigen Papiere. Zu Syriga, einer Stadt in der Landschaft Surunga, verkauft man ein gewisses starkes, sehr schön gemaltes, und in sehr große Bogen gelegtes Papier, indem ein einziger zu einem ganzen Kleide groß genug ist. Nebst dem sieht das Papier einem wollenen Zeuge dermaßen ähnlich, daß man es bloß durch Ansehen, nicht davon unterscheiden kann. Alles japonische Papier ist überhaupt so stark, daß man aus jedweder Gattung gute Seile machen kann k).

Anmerkung von dem japonischen Theebaume.

Unter den Anmerkungen, daraus der Anhang zu Kämpfers Werke besteht, ist insonderheit eine sehr merkwürdige, den japonischen Thee betreffend, davon wir an diesem Orte wenigstens einen Auszug beybringen müssen. Das Laub des japonischen Theestäudchens gleicht dem Laube des Kirschbaumes, und seine Blüthe den Feldrosen. Die Frucht hat nur eine bis zwey, oder auf das höchste drey Hüllen. In China hat es den Namen Theh, in Japon heißt es Tsjaa oder Tsjanoki. Doch ist dabey zu bemerken, daß es in der gelehrten Sprache kein eigenes Benennungszeichen hat, das ist kein solches, welches seinen wahren Begriff vorstellig machte. Diesem Mangel hat man durch andere Schriftzeichen abgeholfen, darunter einige bloß den Klang des Wortes ausdrücken, andere aber sich auf die Tugenden und die Beschreibung dieser Pflanze beziehen. Kämpfer gedenket absonderlich eines solchen Zeichens, das die Augenlieder des Darma, des 28ten Nachfolgers des Siaka

k) Amoenitates exoticæ. Japonische Jahrbücher und Geschichte a. d. 132 und vorherg. S.

l) Kämpfer beschreibt es Thea Frutex, Folio Cerasi, Flore rose sylvestris fructu unioeco, bioeco,

Siaca oder Xaca vorstellet, welcher im zehnten Jahrhunderte nach Christi Geburt in China lebte. Das Märchen von seinem Ursprunge giebt vor, man habe vor des Darma Zeiten den Thee nicht gekannt, und die Augenwimpern dieses Apostels der Sotoques wären in eben so viele Theestämmchen verwandelt worden, deren herrliche Tugenden er durch das Kosten ihrer Blätter erkannt habe. Beschreib.
von Japon.

Wir haben schon angeführt, das Theestäubchen ¹⁾ werde nur an den Rand der Felsen gepflanzt, und es wachse an unfruchtbaren Orten am allerliebsten. Es wächst langsam, und nicht viel über eine Klafter hoch. Die Wurzel ist schwarz und holzigt, und treibt ihre Aeste sehr unordentlich; die Aeste des Stammes und ihre Schößlinge stehen eben so wenig ordentlich. Es wachsen zuweilen aus einem einzigen Stocke verschiedene Stämme zugleich heraus, stehen aber so dicht beisammen, und machen ein so dichtes Gebüsch, daß man sie für einen einzigen Stamm ansehen sollte. Diese Verwirrung kommt daher, weil man in eben dasselbige Loch mehr als ein Saatkorn wirft. Die Erfahrung lehret, wenn man alle Stauden am Stamme abwerfe, so wachsen nicht nur neue Aeste und Schößlinge daraus hervor; sondern sie wären auch stärker belaubt, und zahlreicher, als die vorigen. Doch geschieht dieses nicht im ersten Jahre; denn die ersten Schößlinge sind seltener, als die von den folgenden Jahren. Dagegen sind sie größer, und kräftiger. Doch sind sie allemal kurz und von unterschiedlicher Länge. Sie haben keine Ringe oder Jahrwuchs, woran man sehen kann, wie viel der Baum in einem Jahre zugenommen hat. Sowohl die Schößlinge vom ersten Jahre, als die folgenden, treiben zwar eine große Menge Blätter, aber ohne alle Ordnung. Die Rinde ist mit einem sehr dünnen Baste umhüllt, welcher sich losgiebt, wenn sie dürrer wird. Ihre Farbe ist ein gemeines Castanienbraun, wird aber am Stamme graulichter, und fällt sogar ins Grüne. Ihr Geruch gleicht dem Geruche des Wallnußlaubes ziemlich viel, ist aber unangenehmer. Ihr Geschmack ist bitter und anziehend. Das Holz ist hart; es besteht aus starken dicken Fasern von grünlicher Farbe, die ins Weiße fällt, und hat, so lange es grün ist, einen höchst widerwärtigen Geruch. Mark hat es wenig, und hängt solches stark am Holze. Die Blätter haben kurze, dicke, grüne, ziemlich runde, und unten glatte, auf der andern Seite aber hohle Stiele. Sie fallen niemals von freyen Stricken ab, weil das Bäumchen beständig grünet, sondern man reißt sie mit Gewalt ab. Ihr Wesen hält das Mittel zwischen einem häutigen und fleischigen, doch ist ihre Größe verschieden. Die größten sind zweien Zolle lang, und ihre größte Breite beträgt etwas weniger. Mit einem Worte, wenn sie ihre völlige Gestalt haben, so kommen sie dem Laube des Amarillenbaumes an Wesen, Gestalt und Größe vollkommen ähnlich ^{m)}. Sie sind ausgezackt. Mitten durch geht eine starke Rippe, und breitet sich an beyden Seiten in sechs bis sieben rückwärts gebogene Aeste, von unterschiedlicher Länge aus. Am Rande der Blätter, und zwischen den Rippenästchen, breiten sich kleine Naderchen aus. Solange die Blätter frisch sind, haben sie gar keinen Geruch, schmecken auch nicht so widerwärtig, als die Rinde, ungeachtet sie etwas anziehendes und bitterliches an sich haben. Sie sind sowohl an Größe als an Gestalt sehr von einander unterschieden, welches man theils ihrem Alter, theils ihrer Stellung, und der Beschaffenheit des Bodens zuschreiben muß. Daher kommt es, daß man weder ihre Gestalt noch ihre Größe beurtheilen kann, Seine Beschreibung.

bicocco, ut et plurimum tricocco.

dem Laube des Evonymus vulgaris, fructu acido, nur die Farbe ausgenommen.

^{m)} Wenn sie noch zart sind, gleichen sie mehr
Allgem. Reisebeschr. XI Band.

U u u u

Reisen der Franzosen und anderer

Beschreib. kann, wenn sie gedörret und nach Europa gebracht worden sind. Wollte man sie frisch ge-
von Japon. brauchen, so würden sie dem Kopfe nicht wohl bekommen, indem sie etwas Narcotisches oder Betäubendes an sich haben, das die Lebensgeister einschläfert, und ein zuckendes Zittern in den Nerven erregt. Allein diese schlimme Eigenschaft verlieren sie durch das Dörren.

Theeblüthe. Im Herbst hängen alle Zweige voll Blüthe, welche den Winter über fortwächst. Es treibt entweder nur eine einzige, oder zwey zugleich, aus der Knospe heraus, und sehen den wilden Rosen nicht ungleich. Sie sind im Durchschnitte etwa einen Zoll groß, oder etwas darüber. Sie bestehen aus sechs Blättchen, darunter jedoch zwey mehr einwärts stehen, und den übrigen weder an Größe noch an Schönheit bekommen. Sie sind rund, hohl, stehen an Stielen eines halben Zolles lang, die sich unvermerkt vergrößern, und an fünf bis sechs kleinen runden Häubchen endigen, welche der Blüthe zum Kelche dienen. Der Geschmack der Blüthe ist sehr unangenehm, und etwas bitter. Am schärfsten fällt er auf die Wurzel der Zunge. In dem Boden der Blüthe sieht man eine große Menge ungemeyn kleine weiße Staubstengelschen, wie in den Rosen. Ihr Häubchen ist gelb und herzförmig. Kämpfer versichert, er habe in einer einzigen Blüthe zweyhundert und dreyßig gezählet.

Ihre Frucht. Auf die Blüthe folgen die Früchte in großer Menge. Sie haben eine auch zwey, wie wohl meistens drey Hülfsen, welche den Hülfsen, darinnen der Samen des Ricinus oder Wunderbaumes liegt, ähnlich sind, und aus drey andern runden Hülfsen, in der Größe wilder Pflaumen bestehen, welche an einem gemeinschaftlichen Stiele, als an ihrem Mittelpunkte hängen, und zugleich heraus wachsen, dennoch aber durch drey ziemlich tiefe Abtheilungen von einander unterschieden sind. Jedwede Hülse hat eine Schote, eine Nuß, und den Kern derselben in sich. Die Schote ist grün, fällt aber, wenn sie reif wird, ins Schwarze; sie besteht aus einem fetten, häutigen, und etwas holzigen Wesen, springt, wenn sie ein Jahr am Baume gehangen hat, von selbst auf, und läßt die inwendige verschlossene Nuß sehen. Diese Nuß ist beynähe ganz rund, und nur an dem Orte, wo die drey Hülfsen an einander stoßen, etwas eingedrückt. Ihre Schale ist dünne, etwas hart, glatt, und castanienbraun. Zerbricht man sie, so findet man einen röthlichen verben Kern, wie in einer Haselnuß von einem süßlichen Geschmacke, der sogleich ziemlich widerwärtig, nachgehends aber noch härter und bitterer fällt. Er machet den Speichel sehr stark fließen. Er ist sehr ekelhaftig, wenn er in die Kehle kömmt: es geht aber dieser Geschmack bald vorbey. Es haben diese Kerne oder Nüsse viel Del in sich, und werden bald schmierig wie altes Schmeer. Daher treiben auch unter zehn kaum zwey, wenn sie gesteckt werden. Die Japoner gebrauchen weder die Blüthe noch die Kerne zu etwas.

Erste Einsammlung des Laubes.

Mit sieben Jahren erreicht das Theeständchen Mannshöhe. Der eingeführten Gewohnheit zu Folge wirft man es an dem Stamme ab, wernach selbiger das folgende Jahr frische und starkbelaubte Aeste treibt. Das Ablesen dieser Blätter hat seine Schwierigkeit. Man bestellet eigene Leute dazu, die sich bloß davon nähren, und eine außerordentliche Geschicklichkeit zu dieser Arbeit besitzen. Man darf die Blätter keinesweges Handvollweise abreißen,

ⁿ⁾ Nach dem Urtheile des neuen Geschichtschreibers irret er sich in diesem Stücke, wenn er meynet, in China werde unter dem Namen Theeboy kein anderer verstanden, als welcher eben so wie der Kaiserthee in Japon eingesammelt werde; denn der Theeboy ist eine besondere Theegattung. Es giebt

abreißen, sondern man muß eins nach dem andern mit großer Vorsichtigkeit abnehmen. Beschreib.
von Japon. Man pflückt sie auch nicht alle auf einmal ab, sondern auf zwey, ja bisweilen gar auf drey mal. In dem letztern Falle schreitet man zu Ende des ersten japonischen Monates, das ist in den ersten Tagen des Märzens, zu der ersten Lese. Zu solcher Zeit ist das Laub kaum erst einige Tage alt. Es giebt folglich noch wenige Blätter, und diese sind sehr zart, und gleichsam zusammen gerollt, daher werden sie auch theuer bezahlt, und sind nicht leicht zu haben. Es kann sie niemand kaufen, als Fürsten und sehr reiche Personen, um welcher Ursache willen sie den Namen Kaiserthee tragen. Man nennet sie auch Theeblüthe, woraus man aber nicht schließen darf, als ob der Thee aus den Blüthen der Staude bestünde. Kämpfer meldet zugleich, der chinesische Theeboy gehöre unter eben diese Classe n).

Die zweyte Lese, oder bey denen, welche nur zweymal lesen, die erste, geschieht im zweyten Monate, das ist, mit Ausgange des Märzens, oder zu Anfange des Aprils. Zu solcher Zeit sind zwar nur einige Blätter zu ihrer Vollkommenheit gelanget. Obgleich aber die übrigen noch zurück sind, so liest man sie doch alle mit einander ohne Unterschied ab. Hingegen werden sie vor dem gewöhnlichen Zubereiten ausgesuchet, und nach Beschaffenheit ihrer Größe und Güte in unterschiedliche Gattungen vertheilet. Die ihre natürliche Größe noch nicht völlig haben, kommen den Blättern von der ersten Lese gleich, werden auch dafür verkauft. Die dritte, und zugleich auch allemal reichlichste Lese geschieht im dritten Monate des japonischen Jahres, wenn sämtliche Blätter ihre Vollkommenheit erreicht haben. Manche lassen es bey dieser einzigen Lese bewenden. Doch suchet man nichts desto weniger die Blätter nach Beschaffenheit ihres Alters, und ihrer Größe aus, und vertheilet sie in dreyerley Gattungen, denen man die Namen Tsiban, Niban und Sanban, das ist die erste, andere und dritte beyleget. Unter die letzte gehören die größten Blätter, die schon über zweyen Monate alt sind, und zum gewöhnlichen Getränke für gemeine Leute dienen.

Nach Kämpfers Berichte, giebt es in Japon keine andere Theegattungen, als die nur besagten drey, von dem Laube einer einzigen, und eben derselbigen Staude o). Der Kaiserthee wird nach seiner völligen Zubereitung Sacki-Tsjaa, das ist, gemahlener Thee genennet, weil er als ein Pulver im heißen Wasser getrunken wird. Man giebt ihm auch die Namen Udsi-Tsjaa, und Take-Sacki-Tsjaa, sie rühren aber nur von gewissen Gegenden her, welche eine sehr gute Art zielen. Für den allerbesten Thee hält man den, der bey Udsi einer kleinen Stadt, nicht weit von Meaco wächst. Es wird kein anderer an des Kaisers Hofe, oder von dem kaiserlichen Hause getrunken, als der auf einem ohnweit besagter Stadt liegenden Berge gesammelt wird. Man wendet unbeschreibliche Sorgfalt auf seine Pflege. Der Baumgarten ist mit einem breiten und tiefen Graben eingefast. Die Bäumchen selbst sind nach Art der Spaziergänge Reihenweise gepflanzt, und die Gänge werden alle Tage gekehrt. Man leidet nirgends die allergeringste Unreinigkeit, auch nicht einmal auf einem Blatte. Kommt die Lesezeit herbey, so darf kein Leser weder Fische noch sonst einige Speise, die nicht reinlich wäre, genießen; weil er sonst mit seinem Athem den Blättern etwas an ihrer Güte benehmen möchte. So lange die Lese währet, müssen sie

U u u u 2

giebt in China mehr als fünfzig Theegattungen, welche auf eben so vielerley besondern Ständen wachsen. Wie es scheint, so war Kämpfer diesen unbekant.

o) Dieses scheint schwer zu glauben, indem allererst bemerkt worden, daß es in China Theestauden von allerley Gattungen giebt.

Zweyte und dritte Lese.

In Japon giebt es nur dreyerley Thee.

Udsierthee, der kostbarste und schönste, wird nur für den kaiserlichen Hof gesammelt.

Beschreib. sie sich alle Tage zwey- bis drey-mal, entweder in einer Badstube, oder im Flusse waschen: **von Japon.** doch, sie mögen sich so reinlich halten, als sie immer wollen, so dürfen sie die Blätter doch nicht mit bloßer Hand berühren, sondern es muß jedweder Handschuhe tragen. Der ganze Berg steht unter der Aufsicht des kaiserlichen Oberhofsthee-Inspectors, oder geheimen Theerathes. Dieser hält seine Unterbeamten, welche auf die Pflege der Bäumchen, auf das Lesen und Zubereiten der Blätter, und auf die fleißige Bewachung des Grabens, um den man zum Ueberflusse noch einen starken Zaun gesetzt hat, ein wachsamcs Auge haben. Ist dieser Thee abgelesen und gehörig zubereitet worden: so wird er in papierne Säcke gefüllt, die Säcke in irdene oder porcellanene Gefäße gestossen, und der leere Raum mit gemeinem Thee ausgefüllt, damit er sich desto besser halten soll. In diesem Zustande wird er unter einer starken Wache nach Hofe geliefert. Daher kommt es, daß er um einen ganz übermäßigen Preis verkauft wird. Rechnet man alle Unkosten zusammen, die auf den Anbau, auf die Lese, Zubereitung und auf das Liefern gehen, so kostet ein Rin oder Catti Kaiserthee, gemeiniglich dreyßig bis vierzig Simnones oder Tael, das ist zwey und vierzig bis sechs und vierzig Unzen Silber: ja der Hoflieferante setzt in seinen Rechnungen, die er dem Finanzenrathe überreicht, zuweilen ein Obani dafür an, das ist eine Goldmünze von hundert Unzen Silber am Werthe. Doch, die Verwunderung über diesen hohen Preis wird größtentheils wegsallen, wenn man erwäget, daß zuweilen ein einziger Topf, darinnen einwan zwey bis drey Catti Thee sind, unter einer Wache von zweyhundert Personen nach Hofe geschicket wird. Es erzählt Kämpfer, als er den Abgesandten der holländischen Handelsgesellschaft zum kaiserlichen Gehöre begleitete, so habe ein Edelmann, der die Aufwartung hatte, bey Ueberreichung einer Schaafe Thee zu ihm gesprochen: „lasset sie euch wohl schmecken, sie kostet einen Tsebo.“ Ein Tsebo ist ein viereckichtes Goldstück, und gilt zwölf bis dreyzehn englische Schillinge.

Des
Theure.

Der Thee von der zweyten Blättergattung wird wiederum in vier andere, sowohl an Güte als an Preise unterschiedene, abgetheilet. Man nennet ihn Tootsjaa, das ist, chinesisches Thee, weil er auf die chinesische Weise zubereitet wird. Der von der dritten Blättergattung heißt Bantsjea. Weil er aus großen starken Blätter besteht, die sich auf die chinesische Weise nicht zubereiten, das ist, nicht in der Pfanne rösten und kräuseln lassen: so überläßt man ihn dem gemeinen Manne. Unterdessen hält er sich besser, und bleibt kräftiger, als die andern Gattungen, weil die Theilchen derselbigen allzuflüchtig sind, und entweder an der Luft, oder bey dem Anbrühen zu bald verdrauchen.

Artige Zubereit-
ung der
Theeblätter.

Wie man sie
kräuselt.

Die Zubereitung des Thee ist eine von den merkwürdigsten Sachen, die in diesem Abschnitte vorkommen. Sobald die Blätter abgelesen sind, breitet man sie in einer eisernen Pfanne aus, und setzt solche über das Feuer. Sind sie nun recht heiß geworden, so rollt man sie mit der flachen Hand auf einer sehr feinen rothen Matte, bis sie sich recht kräuseln. Das Rösten beinimmt ihnen ihre betäubende böse Eigenschaft, welche dem Kopfe schadet. Das Rollen hat nicht nur die Absicht, sie gut zu erhalten, sondern auch damit sie desto weniger Platz wegnehmen. Diese völlige Zubereitung muß ohne den geringsten Zeitverlust geschehen, denn wosern sie nur über Nacht liegen bleiben, so laufen sie an; und verlieren viel von ihrer Kraft. Eben so wenig dürfen sie lange aufgehäuft liegen, weil sie sich erhizen, und anbrüchig werden, oder zu faulen beginnen. Dem Berichte nach, wird in China der Anfang damit gemacht, daß man die Blätter von der ersten Lese in heißes Wasser

ser wirft, und eine halbe Minute lang darinnen läßt, indem die Hitze des Wassers dazu dieneth, daß sie ihre betäubende Eigenschaft desto leichter verlieren. Doch erfordert diese allererste Zubereitung, ganz ungemeine Sorgfalt. Erstlich läßt man die eiserne Pfanne in einer Art von Backofen, bey einem mäßigen Feuer heiß werden. Hat sie nun den gehörigen Grad der Hitze erlanget: so wirft man einige Pfund Blätter darauf, und läßt solche unter beständigem Umrühren, so heiß werden, daß man sie kaum mehr an der Hand leiden kann. Sodann nimmt man sie aus der Pfanne, breitet sie auf eine Matte, und fängt an, sie zu rollen. Diese zweyte Arbeit ist höchstbeschwerlich. Denn die gerösteten Blätter schwißen einen gelbgrünlichten Saft von sich, der die Hand angreift. Es mag aber schmerzen, wie es will, so muß doch die Arbeit, so lange die Blätter noch heiß sind, unablässig fortgesetzt werden, weil das Kräuseln nicht hält, wenn sie einmal erkaltet sind. Ja man muß sie wohl zwey bis drey mal über das Feuer bringen, und einige zärtliche Personen setzen sie bis zum siebentenmale darauf, wiewohl sie die Stärke des Feuers stufenweise vermindern; und ist diese Vorsichtigkeit deswegen nöthig, weil außerdem die Blätter ihre lebhafteste Farbe, die einen Theil ihres Werthes ausmachet, verlieren würden. Nicht weniger muß die Pfanne jedesmal mit heißem Wasser abgespühlet werden, weil der ausgeschwizte Saft sich an den Rand hängt, und die Blätter ihn auf das Neue annehmen möchten.

Beschreib.
von Japon.

Sind sie wohl gekräuselt, so schüttet man sie auf den Zimmerboden, darauf man eine Matte gebreitet hat, und läßt diejenigen aus, die entweder zu stark geröstet, oder nicht fleißig genug gerollt sind. Der Kaiserthee muß stärker geröstet werden, als ein anderer, damit man ihn desto leichter mahlen kann. Unterdessen sind öfters seine Blätter zum Theile noch dermaßen jung und zart, daß man sie vorläufig in ein heißes Wasser werfen, hernach auf dickes Papier breiten, und auf glühenden Kohlen trocknen muß, ohne sie zu rollen, weil es wegen ihrer allzugeringen Größe nicht möglich fällt. Die Landleute haben eine weit kürzere und leichtere Weise, ihre Theeblätter zuzubereiten: sie rösten sie nämlich in irdenen Pfannen, und damit gut. Ungeachtet nun ihr Thee gar nicht theuer ist, so trinken ihn doch gute Kenner eben so gern, als den theuren; ja man hält ihn für kräftiger, als den Kaiserthee, indem der letztere, um ihm die Feuchtigkeit zu benehmen, die er während der Reizezeit an sich gezogen haben möchte, nach Verlauf einiger Monate von neuem auf das Feuer gesetzt wird. Nachgehends aber bleibt er, wie man vorgiebt, lange Zeit gut, wosfern man nur keine Lust dazu läßt, in welcher sein flüchtiges Salz verrauchen würde. Es gesteht auch jedermann, daß sowohl dieser als alle übrige Theegattungen, das besagte Salz unterwegs verlieren, ehe sie nach Europa kommen, doch eine Gattung mehr, die andere weniger. Es versichert Kämpfer, er habe außerhalb Japon niemals, weder den angenehmen Geschmack, noch die mäßig kühlende Kraft, die er in dem Lande selbst, da er wächst, an sich hat, an dem Thee gefunden.

Die Japoner verwahren den gemeinen Thee in irdenen Töpfen, mit einer sehr engen Mündung. Der Kaiserthee wird ordentlicher Weise in Porcellangefäßen verwahret; besonders in solchen, die den Namen Maatsubos tragen. Es sind selbige von einem groben Alterthume und hohen Werthe. Man schreibt ihnen die Eigenschaft zu, es bleibe nicht nur der Thee in ihnen beständig gut, sondern er werde noch besser, als zuvor. Sie geben dem alten Thee seine verlohrnen Kräfte wieder. Jedweder vornehmer Herr suchet sich dergleichen Gefäße zu verschaffen, sie mögen kosten was sie wollen. Wir haben ihren Ursprung

Maatsubos,
oder Thee-
töpfe.

Beschreib. sprung bereits angezeigt. Sie wurden vorzeiten von einer gewissen Erde gemacht, die **von Japon.** man auf der bey Formosa gelegenen Insel Mauri fand. Allein, diese Insel versank nachgehends, und man sieht nicht das geringste mehr davon, als bey starker Ebbe einige Klippen, zwischen denen man zuweilen noch einige Porcellangefäße, die zur Zeit des Versinkens schon fertig waren, herausfischet. Wiewohl sie nun durch allerley daran hängende Muscheln, Corallen und andere Seegewächse, äußerst verunstaltet sind: so nimmt man sich doch bey dem Reinigen wohl in Acht, daß man nicht alles auf das genaueste abschabe, sondern man läßt allezeit etwas von diesem fremden Zufage daran, damit der Käufer sehe, daß sie echt sind. Sie haben folglich ihr Ansehen ihrer Häßlichkeit zu danken. Sonsten sind sie durchsichtig, ungemein dünne, und von einer weißlichten Farbe, die ein wenig ins Grüne fällt. An Gestalt gleichen sie einem Fäßchen, mit einem kurzen und sehr engen Halse, um welcher Ursache willen sie sich zum Bewahren des Thees so vollkommen gut schicken, als ob sie ausdrücklich dazu gemacht wären. Man bekömmet sie in Japon von einigen chinesischen Handelsleuten, die sie überall auffuchen, um sie wieder an den Mann zu bringen. Die geringsten gelten etwa hundert Tael. Hingegen die größten, und unzerbrochenen, gelten wohl drey, vier, bis fünftausend Tael: allein der Kaiser eignet sich das Recht zu, die kostbaresten Stücke für sich zu kaufen. Man findet eine große Anzahl dergleichen Töpfe in seinem Schatze. Zwar findet man selten welche, die nicht geborsten oder zerbrochen wären: allein sie werden mit einer gewissen weißen Materie so künstlich geflicket, daß man sie einige Tage lang in heißem Wasser kochen muß, wenn man die Spalten finden will.

Weil der Thee von der dritten Lese nicht so leicht verrauchet, als die übrigen beyden Gattungen, so schütten ihn die Bauren nur in Strohkörbe, die unsern Tonnen ähnlich sehen, und setzen sie unter das Dach, neben der Oeffnung, da der Rauch seinen Ausgang nimmt, weil sie in der Meynung stehen, der Rauch erhalte die Blätter kräftig. Mit dem Thee von der ersten und zweyten Lese machen sie es nicht besser: gesetzt nämlich, sie können dergleichen habhaftig werden, und bey dieser Anstalt fahren sie recht gut; vielleicht wie unser Verfasser meynet, nur deswegen, weil sie keinen so zarten Geschmack haben, als die Vornehmen. Einige legen Blätter von dem gemeinen Beyfuße, oder auch die jungen Blättchen von einer gewissen Pflanze, Namens Sasangua, oben darauf, in der Meynung, er bekomme einen bessern Geschmack. Man hat auch versucht, ihm einen andern Geruch beizubringen, es lehret aber die Erfahrung, daß ihn die Theeblätter nicht wohl annehmen.

Wie die Japaner Thee trinken.

Das allgemeinste Getränk in Japon ist Theewasser, von den großen Blättern dieser Pflanze. Man wirft sie in einen Kessel, und hängt ihn, sobald es Morgen wird, über das Feuer. Damit sie aber auf dem Boden bleiben müssen, und man das Wasser abschöpfen könne: so stürzt man einen Korb, oder eine Hürte darüber. Zuweilen bindet man die Blätter in ein Säckchen, das kraft seiner eigenen Schwere auf dem Boden liegen bleibt. Nicht weit davon hält man frisches Wasser in Bereitschaft, damit man das heiße auf einmal so stark abkühlen könne, als man will. Der Kaiser-
thee

p) Man malet ihn auf einer Mühle von Serpentinsteine zu einem zarten Mehle. Dieses geschieht entweder an eben dem Tage, oder den Abend vorher.

thee wird selten anders als gepulvert getrunken. Man setzet Schalen heißes Wasser, Beschreib.
und frisch gemahlenen Thee auf das Theebrett p); gießt hernach Wasser in eine Scha- von Japon.
le, wirft mit einem Löffelchen ein wenig Theepulver hinein, und rühret alles mit einem
Querl solange durcheinander, bis es schäumt. In diesem Zustande wird das Ge-
tränk überreicht. Es ist aber vielmehr einem dünnen Breye ähnlich, und wird des-
wegen gemeiniglich Koitjaa, das ist, dicker Thee genennet. Ungeachtet die ganze
Kunst sehr leicht zu begreifen ist, so hat man doch eine besondere Wissenschaft daraus
gemacht, welche Sado, oder Tsianosi genennet, und den Kindern beyderley Ge-
schlechtes, von eigenen Lehrmeistern beygebracht wird. Arme Leute, absonderlich in
der Landschaft Nara, kochen zuweilen ihren Reiß in Theewasser, und versichern, er
werde auf diese Weise nahrhafter. Mit dem alten Thee, den niemand mehr trinken
mag, weil er keine Kraft mehr hat, kann man noch seidene Zeuge braun färben, und
wird zu diesem Ende alle Jahre eine große Menge dergleichen Blätter nach Surate ab-
geschicket q).

Den Beschluß dieses Abschnittes wollen wir mit einigen nützlichen Anmerkungen Anmerkun-
von den guten und schlimmen Eigenschaften des Thees machen. Seine Blätter ha- gen über die
ben, wie Kämpfer saget, eine betäubende Eigenschaft, und bringen die Lebensgeister in Eigenschaften
solche Unordnung, daß man wie betrunken zu seyn scheint. Ob sie nun gleich durch das des Thees.
Zubereiten diese Kraft meistens verliehren, so rauchet sie doch nicht eher als nach zehn
Monaten völlig weg; sodann aber beunruhiget ihr Gebrauch die Lebensgeister im ge-
ringsten nicht mehr, sondern ermuntert sie vielmehr auf eine mäßige Weise. Er
stärket die Sinnen und erquicket sie. Es ist folglich der Thee, den man in eben dem
Jahre, da seine Blätter gelesen werden, trinkt, dem Geschmacke zwar angenehmer
als der alte: allein, wenn er allzuhäufig gebraucht wird, greift er den Kopf an, ma-
chet ihn schwer, und erwecket ein Zittern der Nerven. Der beste, das ist der ange-
nehmste und gesundeste muß wenigstens ein Jahr alt seyn. Die Japoner trinken nie-
mals jungen Thee, ohne ihm eben so viel alten beyzumischen. Sodann hebt er die
Verstopfungen, reiniget das Gekröte, und führet absonderlich die irdischen Theile ab,
welche den Stein, die Gicht und das Zipperlein verursachen. Es bezeuget Kämpfer,
er habe die ganze Zeit über, da er sich in Japon aufgehalten, keinen einzigen Men-
schen, der ihn beständig zu trinken pflegte, weder mit dem Steine noch mit dem Zip-
perlein beschweret gesehen; und wosern diese Krankheiten, wie er saget, in Europa nicht
erblich wären: so glaubte er, es müßte der Thee bey uns eben dergleichen Wirkung
erzeigen. Nach seinem Urtheile irren diejenigen gar sehr, welche den Gebrauch des
Ehrenpreiß, oder des Myrtus Brabantia für eben so gut als den Gebrauch des
Thees halten. Er behauptet, es sey unter allen bekannten Pflanzen nicht eine einzige,
davon das angebrühete oder abgekochte Wasser den Magen so wenig beschwere, so ge-
schwind weggehe, die ermatteten Lebensgeister kräftiger aufmuntere, und den Kopf
aufgeräumter mache, als der Thee. Doch gesteht er zugleich auch nebst den Japonern,
der Gebrauch des Thees hinderte alle übrige Arzeneymittel in ihrer Wirkung, und sey
absonderlich bey der in Japon sehr gewöhnlichen Colick höchst schädlich r), gleichwie
denn

q) Anhang zu Kämpfers Buche a. d. 255 und
verh. S.

r) Man sehe oben den Abschnitt von Wissen-
schaften in Japon.

Beschreib. denn das Theewasser von dießjährigen Blättern, nicht nur überhaupt den Kopf angreife, sondern auch die Entzündung der Augen vermehre. Nebst dem stimmt er dem Urtheile der chinesischen Aerzte, die er dießfalls zu Rathe zog, vollkommen bey: nämlich, wer sich angewöhnen wollte, den ganzen Tag Thee, und zwar stark zu trinken, der würde die Hauptquelle des Lebens, welche in einer gehörigen Vermischung, von Wärme und Kälte, Trockene und Feuchtigkeit, besteht, vernichten. Eben dieses Unheil würde auch, wie er saget, wiewohl aus einem ganz andern Grunde erfolgen, wofern man beständig fettes Fleisch, absonderlich von Schweinen, genießen wollte. Gebrauchet man hingegen beydes zu gleicher Zeit, so schadet es nicht nur der Gesundheit im geringsten nicht, sondern es hilft vielmehr zum langen Leben s).

s) Kämpfer am angeführten Orte a. d. 259 S.

Ende des eilften Bandes.



Geographisches Verzeichniß

der in diesem Bande vorkommenden Länder, Inseln, Städte
und anderer Derter.

Erklärung

der vorkommenden Buchstaben.

B. bedeutet eine Bay; Bck. Brücke; Bz. Bezirk; C. Cisterne; Df. Dorf;
E. Eyland; F. Fort oder Festung; Fl. Fluß; Fn. Flecken; Gb. Gebirge;
Gg. Gegend; H. Hafen; I. Insel; K. Küste; Kl. Klippen; Klr.
Kloster; Kr. Königreich; Kb. Kreis; L. Landschaft; Lh. Lusthaus;
M. Meerenge; Mb. Meerbusen; Pf. Pfeller; Pg. Pagode; Pr. Pro-
vinz; Rh. Rhede; S. See; Schl. Schloß; St. Stadt; T. Tempel;
V. oder Vg. Vorgebirge.

Das * bedeutet, daß an dem Orte eine vollständige Beschreibung
anzutreffen ist.

A	A.	Aguiguan, I.	378, 379	Andipur, St.	211
Ababile, Fl.	127	Ahmed Abad, St.	220	Andy, Fn.	142
Abesaka, St.	534	Ahmed Niguer, St.	221	Angol, St.	362
Abibaram, Fn.	215	Akasi, St.	521	Annagadas, I.	358
Abikava, St.	535	Aki, I.	518, 571, 690	Arai, St.	534
Abosi, St.	520	Alamagan, I.	379	Arauco, I.	360
Acco, Schl.	520	Albay, B.	395	Areck, St.	93
Acerat, Fn.	165	Alcatile, St.	323	Arifa, St.	363
Achenaguir, I.	218	Alcinchan, St.	158	Arima, S.	514
Achiavel, I.	119	Allah Abad, Pr.	241, 242	Arimatsi, Fn.	534
Adel, Kr.	295, 296	Alranchan, St.	158	Arimon, I.	474
Aden, St.	292 *	Alsango, I.	678	Asju, I.	573
Aethiopien, Kr.	125	Amadabad, St.	59, 69 *, 208, 220	Arkera, Fl.	164
Aga Sera, Fn.	163	Amangasaki, St.	521	Aska, Fl.	675
Aqadna, St.	379	Amarisi, I.	564	Asmire, St.	4, 208
Agallo, Df.	93	Amazoneninsel, I.	409	Atassang, I.	379
Ajern, Fl.	92	Amber, St.	222	Assen, Kr.	213
Agger, Df.	92	Ambil, I.	406	Assere, St.	211
Agra, Pr.	211	Amboly, Df.	91	Asta, St.	93
Agra, St.	81 *, 139, 150 *, 211 *	Amennoyra, Df.	68	Astaka, Df.	93
Agriqan, I.	379	Anabajan, I.	378	Ataka, St.	158
Allgem. Reisebeschr. XI Band.				Atteny, St.	92
				Attock,	

Geographisches Verzeichniß.

Attock, Pr.	207	Bandaju, Jn.	539	Verar, Pr.	221
— St.	207	Bandera, E.	91	Vereck, St.	93
Attrovad, Df.	91	Bander Abassi, St.	62, 92, 502	Verfaver, L.	215
Audish, St.	242	Bando, Pr.	208	Veruly, Df.	91
Aur, St.	321	— St.	208	Veruzabad, St.	157
Aurengabad, St.	158, 171 *	Bankisch, St.	207	Vernau, Df.	65
Aurengudad, St.	241	Bansju, Jn.	539	Betelsagun, St.	300 *
Ava, L.	567, 573	— L.	570	Bettelbay, B.	357
Avausi, L.	573	Bantayan, J.	391, 412	Bianes, St.	212
Ayenkolam, Jn.	323	Baramoule, B.	115	Bicor, Jl.	396
Aynan, J.	642	Baranqua, J.	364	Bidsen, L.	571
Azimabad, St.	241	Bardes, L.	96	Bigan, Jl.	397
B.		Bardie, Df.	92	Bifanar, St.	212
Bab-el-mandel, G.	295, 297	Bargamara, Jn.	165	Bim, P.	341
— — J.	297	Bargand, St.	149	Bin, J.	409
Babuyanes, J.	391, 407	Barnefeld, J.	454	Binater, St.	340
Backar, Pr.	207	Barnoly, Jn.	139	Bingo, L.	519, 571
Backhefer Zecnin, St.	215	Barobassu, St.	485	Bingono Tomu, St.	519
Badalarg, Df.	91	— Df.	498	Bisantagan, St.	209
Badelpur, St.	140	Baroch, St.	14, 95, 145	Bisen, L.	520, 678
Badt, Jl.	207	Baramoulay, St.	120	Bisju, L.	566, 571
Baglam, J.	215	Bary Df.	92, 93	Bitgu, L.	520
Baglana, Pr.	215	Basitan, J.	414, 418	Bitsju, J.	520, 678
Bahi, S.	394, 398, 404 *	Bassien, St.	90	Bodick, Df.	64
Bachiov, St.	394, 395	Batan, J.	409	Bolaton, J.	372
Bairepalli, St.	326	Batangas, B.	395	Bolinao, J.	397
Bakalpur, Jn.	164	Baterpor, Df.	2, 162	Boluto, Bg.	357
Bakanor, St.	183	Bath, Jl.	221	Bombon, B.	395, 406
Bakar, Pr.	212	Battain, Df.	485	Bonda, St.	91, 95
Bakisch, Pr.	212	Batuan, Jl.	414	Bondo, St.	395
Bako, St.	406	Bavan, Jl.	408	Bondo, Bg.	395
Balayan, B.	395	Bavala, St.	218	Bone, St.	485
— L.	395	Baya, B.	369	Bongahon, Df.	410
Baldivia, St.	362	Bazain, R.	91	Bonraki Sere, St.	159
Baliquaton, J.	409	Baziam, St.	90	Bool, Sp.	347
Balk, Gb.	206	Becher, L.	242	— J.	391, 409, 411
Balkhe, St.	215	Begul, Jl.	206	Borneo, J.	372
Ballofy, Kr.	207	Belloul, J.	125	— St.	372 *
Ballua, St.	93	Belur, Jn.	93	Borongon, J.	409
Balor, Jn.	139	Bember, St.	111	Botack, Jn.	514
Balsara, St.	209	Bengala, Pr.	214	Bouguis, Pr.	485
Bambay, J.	91	Benoncur Sere, Jn.	164	Boreader, Bg.	391, 396, 407
Banaron, Jn.	142	Verapur, Df.	91	Brampur, St.	2, 40, 140 *
Banaru, Stadt	159 *				210
					Brioce

Geographisches Verzeichniß.

Brioe, Df.	65	Camana, St.	363	Chajue, Pr.	222
Bredra, St.	65, 67*, 208	Camarine, L.	396	Chaimar, H.	100
Broidischia, St.	208	Cambara, St.	536	Chamelnadi, Fl.	145
Brotsch, St.	65, 66*	Cambaya, Kr.	208, 214, 220*	Chanan, Fl.	164
Buaquirin, Df.	341	— St.	59, 78*, 208, 220*	Chanon, Fl.	164
Buckor, Pr.	207	Camboja, Kr.	390	Chapur, St.	211
Buckor Sator, St.	207	Camburley, Df.	94	Chatigsam, St.	214
Budsen, L.	572	Camiguin, J.	391	Chauru, St.	94
Buhayen, L.	414	Caminofeci, Jn.	518	Cherrurabad, St.	158
— Fl.	414	— J.	518	Cheytepur, St.	209
Buisjen, Pr.	518	Cammagu Jagassi, Jn.	571	Chiamnay, St.	214
Bulacabi, Bg.	408	Camogari, Jn.	518	Chlampa, Kr.	390
Bullacan, L.	398	Camotas, J.	412	Chicugen, L.	676
Bulan, St.	395	Canaja, Jn.	535	Chili, Kr.	358
Buna, J.	565	Candahar, St.	101, 138	Chilve, J.	362
Bungo, Pr.	518, 572, 678	Candear, J.	172	China, Kr.	390
Burias, G.	398, 405	Candisch, Pr.	210, 214	Chincaleu, Df.	346
Bursampur, St.	210	Canga, L.	531	Chinea, H.	363
Busen, L.	516	Cangiburan, Pr.	322	Chipolone Df.	94
Busu, L.	567	Cangivaron, St.	323	Chitor, Pr.	208
Burulack, Bg.	411	Capul, J.	378, 391, 405	— St.	4
Butangos, B.	406	Caravanet, Df.	67	Chupar, Df.	163
Buysagay, Bg.	396	Carnasar, Su. Fl.	162	Ciloca, H.	363
C.		Carrago, L.	421	Clareneyland, J.	351
Cabalian, Bg.	410	Caruveyondi, St.	321	Coa, Fl.	206
Cabol, Df.	67	Casambazar, St.	165, 167	Cochinchina, Kr.	390
Cabulestan, Kr.	223	Cassada Jama Bg.	518	Cocoseyland, J.	459
Caceres, St.	396	Castenne, J.	354	Colombo, St.	177
Cadamtali, Fl.	165	Catandangan, Fl.	398	Coma Jamma, Bg.	538
Caduvig, H.	409	Catanduanes, J.	391, 398	Comorin, Bg.	177
Caech, Kr.	214	Catahidida, H.	379	Conception, J.	360
Cagayan, L.	396	Catbalogan, Df.	410	— St.	362
Caguetta, St.	36	Cattodera, Fl.	66	Coralan, St.	326
Calabit, M.	406	— St.	66	Corea, J.	563*
Calamianes, J.	391, 407	Caucasus, Bg.	213	Coren, L.	563
Calaminchan, Pr.	341	Cavite, H.	371, 395, 397	Corena, St.	360
Caldera, Bg.	391	— St.	403*	Corfena, Fl.	92
Calilaja, J.	395	Caza, J.	395	Cosfi, L.	354
Callao, H.	360, 363	Celebes, J.	478	Coquinibo, St.	363
Callabas, Jn.	142	— St.	497	Corrientes, Bg.	389
Calteado, St.	43, 208	Cepra, Fl.	208	Coyna, Fl.	93
Calliar, St.	93	Chagenda, St.	158	Cugny, Fl.	92
Calviga, Df.	410			Cuncan, Pr.	92
				Cuyos, J.	391, 407

Geographisches Verzeichniß.

D.		Dychi Kionch, Bg.	216	Faguma, Jn.	525
Dabul, St.	92, 94*, 218			Fawo, h.	534
Daca, St.	163, 165*	E.		Felipur, St.	211
Dacca, St.	214	Ebin, J.	406	Ferach Abad, St.	242
Dadabar, Fl.	57	Egre, St.	220	Ferelle, J.	202
Dairi, Schl.	516	Ekbar Abad, St.	220	Fernandine, St.	397
Daman, St.	90, 173	Ekberburg, Jn.	163	Ferosan, L.	564
Damar, St.	303	Embocadero de St. Bernar-		Ferro, J.	561
Dâmken, Df.	64	bin, J.	392	Fesi, Bg.	676
Dampur, Jn.	165	Emir Riut, J.	238	Feuereyland, J.	472
Damtiges, St.	81	Ebez, L.	215	Fiamis, Bg.	515
Danfali, St.	213	Engano, Bg.	391, 396	Ficasseri, L.	513
Dapitan, L.	421	Ender, Fl.	216	Fida, L.	568
Dava, L.	569	Encantade, Bg.	346	Fidsen, L.	572
Decan, Kr.	91	Ennek Tenke, J.	171	Figen, L.	686
Defudsi, Jn.	525	Eperlans Bay, B.	452	Figo, L.	572, 682
Dehly, St.	4, 154*, 208	Epur, Df.	93	Fimebfi, St.	520
Deirei Fetfi Kan, Jn.	218	Erary, Df.	92	Fimesii, St.	520
Deire Ismael, Jn.	218	Erguga, Fl.	164	Fingo, L.	676
Deri, Fl.	91	Erija Cera, Jn.	164	Fingorla, St.	91
Desiderado, Bg.	358	Erudugam, St.	324	Finkava, Jn.	533
Desina, J.	509, 555*	Estanja, St.	157	Finoka, Jn.	530
Deud Nagar Sara, Jn.	163	Etef, Fl.	216	Finosama, J.	516
Devav, St.	216	Eynatus, Df.	92	Fioogo, h.	521
Diebesinseln, J.	367			— St.	521
Djal, St.	219	F.		Fiorai, St.	511
Difel, St.	219	Fabdi, Df.	515	Firacatta, Jn.	525
Diosiu, L.	568	Fakatto, Df.	515	Firando, L.	513, 633, 676
Ditcauly, St.	91, 95	Fakkusai, L.	563	Firango, Bg.	538
Dlu, St.	209	Fakone, Ob.	537	Firanogava, Fl.	523
Dive, St.	209	— St.	538	Firanotakies, Ob.	531
Doab, L.	212	Fakusju, L.	570	Firah, L.	568
Dolmedan, Jn.	140	Fammamag, St.	534	Firaha, Jn.	339
Doltabat, J.	171	Fanguri, Jn.	519	Fisen, Pr.	513, 561
Domo, Df.	93	Famunkasijo, Schl.	535	Fisin, L.	571
Donapur, Jn.	164	Faramag, Jn.	515	Fisju, L.	568, 571, 572
Dsedfie, St.	531	Farda, Df.	515	Fig, St.	219
Dsino Camiro, Jn.	518	Farima, Pr.	320, 570	Fingo, L.	572
Dsiosju, L.	568	Faromi, Jn.	521	Fiunga, L.	657
Dsoogafima, Jn.	537	Fartach, B.	296	Fliegeneyland, J.	457
Dsufanka, Df.	515	Faselpor, J.	86	Foasju, L.	572
Dsutsika, Bg.	533	Fasimocto, Jn.	525	Fodogai, Jn.	539
Dulada, Jn.	165	Fatai, Ob.	536	Fodfikara, Fl.	536
Dumbia, L.	125	Fatsisio, J.	565	Fokatta, Pr.	531
				Foku	

Geographisches Verzeichniß.

Jofu Koffudo, Pr.	569*	Godaß, St.	208	Hamed Erwad, St.	208
Jofoi, L.	570	Gobda, St.	208*	Hanh Kan, L.	207
Joosi, Bg.	534	Goga, St.	208	Harbuere, St.	213
Joosiu, L.	567	Goju, Fn.	534	Harpyrbet, Bg.	116
Fortuna, J.	187	Gonder, St.	99, 125	Hati, H.	379
Forrard, Sp.	356	Gor, Pr.	213	Heinrichsbay, B.	357
Fudsi, Bg.	536*	— St.	213	Heleneninsel, J.	202
Furgos, J.	413	Gotho, J.	508, 513	Herentassi, Df.	91
Fufasori, Df.	552	Gottery, St.	92	— Fl.	191
Fuficava, St.	534	Gotto, J.	675, 682	Heribath, St.	81
Fufii Jodo, St.	535	Goualiar, Pr.	211	Herzar, Fl.	216
Fufijimi, St.	526	Gour, L.	215	Hest Rud, Fl.	238
Fufino Jama, Bg.	534	Graen, St.	93	Hezare, L.	215
Fufisava, St.	539	Guahan, J.	389	Hidigias, Kr.	300
Fufkaki, Fn.	533	Guan, J.	378	Hindu, St.	149
G.		Guahan, R.	377	Hindukieche, Bg.	215
Gabala, St.	303	Guajaquil, Fl.	364	Hifar, St.	221
Galantes Vorgebirge	356	Gualor, Pr.	211	Hoorn, Bg.	454
Galban, Df.	395	Guarme, H.	364	Hoorn Eylande, J.	468
Galbani, St.	300	Gudera Su, Fl.	162	Humunu, J.	346
Galezon, Fn.	485	Gudki Serah, St.	153	Hundesinsel, J.	456
Galoure, Df.	93	Guguan, J.	379	Hunfare, Df.	92
Gandet, Fl.	164	Guie, St.	219	Hungerschanze, F.	355
Ganges, Fl.	137, 158, 165	Guigan, Bg.	346		
Gardafu, B.	296	Guignan, Bg.	409	J.	
Gasju, L.	571	Guiguan, J.	410	Jabunosa, Fn.	530
Gate, Gb.	91, 93, 143	Gurben, Fn.	215	Jaesju, L.	569
Gativar, Fl.	165	Gurbend, St.	214	Jaetsdo, H.	569
Gatta-matta, Df.	94	Gurhitto, Schl.	72	Jakabil Sera, St.	159
Gaudun, St.	209	Gurmabad, Fn.	162	Jakobstieja, Fn.	530
Gavre, H.	364	Gurtche, St.	124	Jamaijo, Df.	515
Gazedia, J.	28	Gusurate, Kr.	70, 207, 208	Jamasiro, J.	565*
Gazin, St.	214	Gwador, J.	144	Jamasima, Bg.	516
Gaznem, St.	215			Jamatra, Fn.	521
Gaznin, St.	215	H.		Jamatto, L.	527, 566
Gemena, Fl.	150, 157	Habsul Emir, St.	238	Jamash, Fl.	536
Gemine, B.	81	Haddi, Df.	515	Jamba, Pr.	208
Ghabud, St.	211	Haja Kan, Pr.	207	— St.	208
Ghonhbar, Fl.	94	Hajimil, St.	157	Jambusfar, Df.	66
Gianabad, St.	158	Halabas, Sr.	158*	Japara, St.	195
Gilolo, J.	476	Haleback, St.	212	Japon, Kr.	505
Ginsima, J.	564, 678	Halevecks, Df.	94	Jaro, Fl.	408
Gleyte, Df.	410	— Fl.	94	Jasju, L.	568
Goa, St.	90	Halva Sera, Fn.	163	Jatrapur, Df.	165

Geographisches Verzeichniß.

Jaukkapur, Bf.	145	Jisbe, Sn.	532	Jusju, L.	569, 570
Java, J.	137, 376	Jmaba, L.	570	Jvani, L.	570
Jbabao, J.	391	— J.	408	Jwangi, Sn.	519
Jbabor, J.	409	— Bg.	408	Jro, L.	652, 653
Jbalon, St.	395, 396	Jmabari, St.	519	K.	
Jbatan, Df.	410	Jmaros, J.	408		
Jcaisa, H.	363	Jmaus, Gb.	222	Kaaul, Fl.	208
Jderelis, Fl.	213	Jmmiss, Sn.	525	Kabersari, L.	564
Jdsu, Pr.	537, 567	Jmotava, Sn.	534	Kabul, Pr.	205
Jdsunie, L.	570	Jmperiale, St.	359, 362	— St.	205*, 214, 215
Jdsuni, L.	566	Jndelbahi, Sn.	172	Kachegar, L.	124
Jearfu, L.	569	Jndus, Fl.	84, 206	Kachemir, Kr.	99, 115*, 207,
Jedo, St.	511, 541*, 675	Jnsel ohne Grund, J.	456	— St.	116, 207
Jehannabad, St.	154, 208	— Namen, J.	456	Kadsusa, L.	567
Jelapur, St.	212	Jnsju, L.	570	Kaga, L.	569
Jemba, St.	208	Joattam, St.	376*	Kai, L.	567
Jemene, Fl.	208	Joatsuia, Sn.	539	Katares, Pr.	213
Jencha, Pr.	208	Jodo, St.	523, 525*	Kategava, St.	535
Jengapur, Pr.	208	Jodogava, Fl.	523	Kalinga, St.	535
— St.	208	Jokais, St.	533	Kalingee, Df.	91
Jensiju, L.	567	Jokanat, Pr.	214	Kamafura, J.	539
Jerossima, J.	518	Johannisinsel, J.	469	Kambul, St.	215
Jesan, Bg.	531	Jomanes, Fl.	220	Kamme Jammia, St.	533
Jeseri, Sn.	536	Jomattagava, Fl.	523	Kanagava, Sn.	539
— St.	684	Jompandan, St.	484, 494	Kanamaka, St.	213
Jeskanat, St.	214	— St.	484, 494	Kanda, Fl.	213
Jeso, J.	563*	Joricke, Df.	516	Kandahar, Kr.	205, 214
Jesogasima, J.	549, 563	Josida, St.	534	Kandez, L.	215
Jesselmire, Pr.	207	Jossu, L.	573	Kandwana, Pr.	213
Jesuat, Kr.	213	Jostivara, St.	536	Kangir, Df.	97
Jesuffen, L.	569	Jostida, St.	534	Kansaki, Sn.	515
Jetsinga, L.	569, 680	Jris, H.	379	Kao, Fl.	164
Jga, L.	566	Jsafai, St.	353	Karais, St.	213
Jganno, J.	187	Jsie, L.	566	Karai, L.	354
Jge, Sn.	519	Jseje, Sn.	533	Karamai, L.	354
Jjo, Pr.	518, 573	Jsiju, L.	566	Kariskud, St.	219
Jiosan, Bg.	531	Jsjo, L.	652	Kaschggar, L.	124
Jfi, J.	515, 562, 573*	Jsla de Tabas, J.	391	Kasjata, Sn.	165
Jfo, L.	519	Jelas, Quemadas, J.	91	Kasjivarigava	524
Jllamake, Pg.	208	Jsselampur, St.	93	Kosiu, L.	569
Jlligan, L.	413	Jh, Df.	515	Kasju, L.	566
— J.	421	Juan Formandez, J.	455*	Kastadira, Sn.	534
Jlorcos, L.	396, 397	Juanillo, M.	410	Kastegan, Df.	93
Jloito, J.	408	Jugi, Sn.	519	Kastaju, L.	567
				Katare, Fl.	164

Katene,

Geographisches Verzeichniß.

Katene, St.	213	Königsinsel, I.	352	Macassar, St.	192, 478
Katerna, Df.	92	Kodofuke, I.	568	— I.	478
Kattami, I.	678	Koosi, In.	539	Madegon Barsaki, In.	167
Kavanda, In.	539	Koosju, I.	567	Madre de Dios, Fl.	91
— Kr.	539	Krasignomas, In.	514	Magabar, Df.	515
Kavafaki, In.	539	Ksurisima, In.	519	Magigava, In.	539
Kavagii, I.	566	Kuana, In.	534	Maire (le), Str.	454
Kerakatench, St.	213	Kudar, St.	219	Matikia, Fl.	220
Kerkra, In.	140	Kuganissu, In.	678	Matran, Pr.	218
Kervez, Df.	91	Kujanossa, Df.	515, 676	Malanao, S.	414
Kfana, In.	534	Kuno, Schl.	536	Malcaban, H.	395
Khaft, I.	218	Kurine, Df.	515	Maloway, Pr.	208
Khomra, In.	534	Kuriyetan, St.	324	Malue, Pr.	208
Khuda Ubad, I.	238	Kurume, I.	515	Malvy, Kr.	205
Khumano, I.	695	Kusag, In.	531	Mamadabat, St.	68
Kidge, St.	219	Kusju, I.	572	Mamedabad, St.	208
Kieheck, I.	219	Kusuroki, St.	515	Mamoya, St.	485
Kienbait, Kr.	220			Mancacara, St.	484 *
Kierhon, St.	221			Mancaran, Pr.	342
Kijunofuni, Pr.	519, 573, 678	L.		Mandar, Pr.	485
Kifuscua, I.	516	Ischnau, St.	212	— St.	485
Kinsima, In.	564, 678	Ischor, St.	84*, III, 207	Mandoa, Kr.	43
Kio, St.	527	Ischuri, H.	217, 218	— Schl.	3, 20
Kiofura, St.	511	Ischia, Fl.	165	Mandova, Fl.	92
Kiomids, St.	536	Iamuerce, I.	447	Mandu, St.	217
Kioure, Fl.	216	Is Masca, H.	363	Mangerol, In.	209
Kiovistan, I.	215	Iantfeh, Fl.	145	Mangon, In.	512
Kirman, Pr.	218	Iar, Pr.	207	Manilla, St.	371, 392,
Kischmisch, I.	63	Iassa, Kr.	123, 213		395, 399 *
Kisju, I.	573	Iavapie, Bg.	362	— I.	391, 394
Kismire, Pr.	207	Iazur, In.	172	Mansure, St.	218
— St.	207	Ieyte, I.	391, 409, 410	Manzerey, Df.	302
Kiofusinseln, I.	680	Iina, St.	362	Manzuel, St.	303
Kiunk, Fl.	241	Iiquejo, I.	562 *	Maras, I.	391
Kiurkient, Fl.	219	Los Lomos de Attico, Bg.	363	Marianische Inseln	377 *
Kiurkies, Fl.	219	Iovo, Df.	395	Marieninsel, I.	360
Kiusju, I.	511, 516, 517*, 551, 571*	Iuban, I.	391, 406	Marigondon, Sp.	395
Kizmil, I.	215	Iucon, I.	371	Marina, I.	354
Kojisa, In.	539	Iuheri, St.	218	Marinduca, I.	391
Koin, I.	354	Iuso, I.	394	Marinduque, I.	406
Kone, Schl.	536	Iutaya, I.	408	Marippi, I.	391
Kongawamag, In.	514			Martnadi, Fl.	164
Königseyland, I.	453	M.		Marura, Df.	91
		Maba, I.	476	Marva, Gb.	72
		Macao, St.	177	Marzija,	

Geographisches Verzeichniß.

Marzija, Fn.	539	Misijima, St.	536, 537	Nagata, L.	571
Masbatte, J.	391, 398, 405	Misiu, L.	567	Nagatto, L.	517
Mascate, St.	139	Mitare, H.	518	Nagrakut, B.	216
Maserboa, Kr.	208	Misedai, St.	535	— Pr.	212
Massouva, E.	126	Misika, St.	535	Nakaido, Pr.	572*
Masulipatan, St.	92	Moa, J.	474	Nakarfut, Pr.	212
Matbar, Kr.	346	Moasta, St.	208	Nale Sengure, Fl.	217
Matta, J.	411	Mocka, J.	359, 362	Nandi, Fn.	168
Matucha, Kr.	333	— St.	99, 126, 297	Nangasaki, St.	508, 511, 551*, 641
Mauban, B.	396	Mongher, St.	164, 214	Nango, Fn.	539
— L.	395	Moniarfi Sera, Fn.	162	Nara, St.	661
Maug, J.	379	Monomotapa, L.	342	Nariad, St.	68
Maugh, Kr.	205	Morel, Df.	93	Narimusi, Fn.	534
Mauri, J.	710	Moriguis, Fn.	525	Narnol, St.	214
May, Fl.	78	Morile, St.	218	Narvar, Pr.	211, 212
Meaco, St.	510, 525, 527*	Morigben	357	Nasarbar, Fn.	140
	582	Morignassau, J.	453	Naso, Bg.	408
Meeka, St.	99	Morigu, Df.	518	Nassary, St.	209
Mehran, Fl.	215	Morlibe, St.	157	Nassau, Bg.	354
Mefran, Pr.	219	Moro Morreno, St.	363	Nassary, St.	209
Mend, St.	219	Mosa, St.	302	Navapura, Fn.	140
Mendocino, Bg.	388	Moseseyland, J.	471	Navek, St.	219
Mengrela, Fn.	174	Motavan, Bg.	410	Nazakor, J.	186
Messona, Fn.	209	Motto Sakone, Fn.	537	Negombo, J.	176
Metil, J.	216	Mottojamena, Bb.	518	Negros, J.	412
Meuat, Kr.	213, 214	Muab, St.	303, 305*	Nehent, Fl.	219
Migafaka, St.	534	Multan, Pr.	206, 287	Nekierhar, St.	216
Mijah, St.	534	— St.	206, 218	Nekierhe, L.	216
Mijasima, J.	690	Mulva, L.	43	Neucaceres, St.	396
Mikava, L.	534, 567	Mundos, J.	393	Nibal, Fl.	206, 207
Mimasaki, L.	570	Munitfaya, Fn.	533	Nichack, St.	219
Mimend, St.	215	Muro-Tai-Dai-Mosin, Klr.	530	Niercant, St.	68
Minakudsi, St.	532			Nil, Fl.	127
Mindanao, J.	391, 413	Muru, H.	520	Nintafaka, L.	678
— St.	443, 444*	— St.	520	Nipon, J.	511, 516, 517, 519, 551
Mindoro, J.	391, 406	Mustasi, L.	567	Nisijaka, St.	535
Mingava, Fn.	532	Musiko	535	Nisju, L.	572
Mino, L.	568	Mutsju, L.	568	Nisjuo-Kuni, J.	516
Minoki, Fn.	532			Nittanvah, Df.	515
Mirabilla, J.	371, 395			Noto, L.	569
Mirda, St.	149			Nuali, St.	149
Mirdapur, Fn.	167			Nuraspur, St.	92
Mirsie, St.	91, 93*				
Misava, Fn.	539				

Geographisches Verzeichniß.

O.		Dzino, Zn.	661	Pengab, Pr.	207
Obog, St.	411	P.		Penjeab, L.	111
Oconge, St.	363	Paddu- Naiaken- Durgam,		Pentche, Fl.	216
Ocutapur, B.	94	St.	325	Pentchepur, St.	219
Odoba, Zn.	514	Pagon, J.	379	Pera, Kr.	336
Oeren, St.	93	Paingot, Df.	81	Perfilis, Fl.	213
Ogen, Pr.	334	Paita, St.	364	Pettau, St.	209*
Ogevata, Zn.	533	Pala, St.	211	Phillipatan, St.	214
Ogibaki, Zn.	530	Palao, J.	445, 446*	Philippinen, J.	369
Ogmuch, J.	412	Palapa, H.	409	Philippeschanze, J.	403
Oig, S.	531, 532	Paliacate, J.	336	Pichalver, L.	216
— St.	530	Palliconde, St.	324	— St.	216
Okasaki, St.	534	Pampagna, L.	396	Pichin, St.	219
Okefra, J.	501	Pampangan, L.	397	Pigpug, H.	379
Oki, L.	570	Panama, St.	364	Pindatsches, Gb.	66
Okin Camiro, Zn.	518	Panamav, J.	391, 413	Pinguinsinseln, J.	452
Oku-Jeso, L.	563	Panan, Fl.	408	Pintados, J.	445*
Oliverbay, B.	356	— J.	391, 406, 407, 408	Pire penjale, Bg.	113
Omgar, Df.	91	Pangabi, Fl.	84	Piruzabad, Pr.	213
Omi, Fl.	675	Pangalu, Fl.	165	— St.	213
Omlaffer, St.	66	Panganur, St.	321	Pisco, H.	363
Omura, B.	513	Pangasinan, L.	397	Pitan, Pr.	213
— L.	512, 695	Pangla, J.	391	— St.	213
— St.	553	Panglao, J.	411	Pitchin, St.	219
Onclasseer, Df.	87	Panglao, Sp.	347	Plaga- Onda, Zn.	397
Onsijmag, St.	514	Pannon, J.	391	Poly, Df.	94
Omi, L.	523, 568, 684	Pappenberg, Gb.	522	Pongagel, Df.	164
Oosju, L.	568	Paraco, H.	363	Ponpon Su, Fl.	164
Oosumi, L.	572	Paragua, J.	407	Poro, J.	412
Orankai, L.	564	Paranos, Df.	410	Porta Tajumela, Pr.	333
Oranuhammara, St.	94	Parecala, L.	396	Potol, M.	406
Ormus, J.	63, 138, 219	Partabza, L.	211	— Bg.	408
— St.	219	Passacao, St.	395	Prinzeneyland, J.	349
Oruano, St.	534	Passerwan, St.	376	Puerto Lagnasco, B.	361
Osacka, Fl.	521	Passiloca, Pr.	341	— San Nicolas, St.	363
— St.	511, 523*, 641	Patagua, J.	391	Pulo Timon, J.	639
Osingava, Fl.	535	Patan, Df.	93	Puna, J.	214, 364
— Zn.	535	Paterki Sera, Zn.	145	Punganur, St.	327
Osiu, L.	561	Patna, L.	213	Punta de Hilo, H.	363
Osiu, B.	549	— St.	142, 163*	Punto Gallo, St.	185
Osorna, St.	362	Pattepano, Zn.	209	Purhola, St.	213
Otton, L.	391	Payran, Zn.	412	Q.	
Ottovano Jamma, Bg.	530	Pekier, L.	238	Qualampur, St.	93
Owari, L.	534, 566	Pekier, St.	218	Quarimadi, Fl.	145
Allgem. Reisebesch. XI Band.		Q y y y		Queda	

Geographisches Verzeichniß.

Queba, Kr.	36	Sagovien (neu), L.	396	Sasju, L.	573
R.		Sagunadi, Fl.	145	Sasuma, L.	573, 642
Rabimpur, St.	207	Sajah, Fl.	534	Savadi, Pr.	341
Ragi Mohol, St.	164	— In.	534	Saypan, J.	378, 379
Rajabag, St.	91	Saikaado, Pr.	571*	Scander, St.	211
Rajapur, St.	213	— Rs.	571	Scepte, Fl.	43
Rajimohol, St.	214	Saifoff, L.	515, 571*	Schapor, St.	211
Ramasa-Mutteram, St.	327	— R.	518, 561, 679	Schirvan, L.	501
Rana, Gh.	211	Saingur, Fl.	157	Schouteneyland, J.	474
Raniper, In.	217	Sakai, St.	521	Schuper, In.	140
Rantipur, St.	208	Sokanosta, In.	533	Schwarzeneyland, J.	391
Rasalgat, B.	300	Sakava, Fl.	539	Schwarzeninsel, J.	412
Rator, Pr.	221	— In.	539	Scosju, L.	571
Rasipur, St.	94	Sakusju, L.	570	Scospo, L.	569
Rasipur, St.	94	Salkoff, L.	516	Sebi, J.	346
Ravi, Fl.	84, 212, 217	Salsette, L.	96	Sebisju, L.	570
Rayapur, St.	213	Samal, J.	446	Sebu, J.	391
Rebia, St.	313	Samar, J.	409	Sehnsuchtschafen, S.	351, 452
Regivali, In.	172	Sambal, Pr.	212	Sehuri, St.	217
Reinel, St.	64	Sambel, Pr.	212	Sekandera, St.	157
Rejapur, St.	173	Samborgan, Bg.	413	Sekier, J.	218
Remiguy, St.	485	Sambor, C.	86	Sekinosifi, In.	533
Rhodas, J.	163	Samindo, Pr.	570*	Sena, Fl.	342
Rinifu, J.	562	Sanaa, St.	300	Senan, St.	300
Rio Dolce, Fl.	351	Saneki, L.	519	Senquelis, Df.	140
Rio Janairo, Fl.	351	Sanga, St.	514	Senquera, In.	140
Rio loa, St.	363	Sangail, J.	414	Seosju, L.	567
Rinifu, J.	562, 644	Sanjondo, Pr.	570*	Serampur, St.	208
Roetesi, Df.	92	Sankal, St.	157	Sergunta, Df.	78
Rokingo, In.	539	Sannaa, St.	300	Sergüntra, St.	80
Romblon, J.	391	Sansju, L.	565, 566, 573	Serhind, St.	236
Roniblu, J.	409	Santa, St.	364	Seronga, St.	142, 157
Ronovo, Fl.	164	Santa Maria, J.	356, 362	Serpentra, Df.	68
Rota, J.	378	Santrangan, J.	414	Serralia, St.	2
Rubeß, Fl.	218	Sanuki, L.	573	Sesju, L.	566
Rubendi, St.	216	Saode Su, Fl.	162	Setta, In.	531
Rustack, St.	215	Sapur, St.	326	Seß, L.	521
S.		Sarigan, J.	379	Sefu, L.	523
Sabia, L.	342	Sarrangan, Bg.	391	Siaan, St.	505
Sacaja, L.	675	Saseron, St.	163	Siaksja, L.	569
Sadda, In.	525	Sasju, L.	569	Siamachi, St.	501
Sado, L.	569, 677	Satanagar, In.	171	Siargao, J.	391
Sagami, Pr.	537	Satsuma, J.	682	Siba, Pr.	213
Sagovien (neu), St.	396	— L.	562	Sibu, J.	411
				Sibugan,	

Geographisches Verzeichniß.

Sibugan, J.	391, 408	Sonna Kallu, St.	327	Tage, St.	303
Sibuquay, Fl.	414	Soosiu, L.	567	Taahinra, H.	294
Sibunau, J.	408	Soppen, St.	485	Tagora, St.	295
Sidgistan, L.	215	Soppi, Jn.	476	Taguima, J.	391
Sjetsa, Jn.	531	Soret, Pr.	207	Tagusé, Bg.	407
Sizmodo, Jn.	520	Sornau, Pr.	341	Tailur, St.	326
Sigraisi, H.	520	Sorsokon, H.	395	Taisero, Jn.	515
Sijanosi, St.	520	Soualis, Rh.	28, 59	Tak, Fl.	164
Sikubusina, J.	675	— St.	139	Taka-Boko, J.	551
Silao, St.	362	Ssima, L.	566	— Jama, J.	551
Simabara, J.	633	Ssifinetso, Kl.	518	Takasango, St.	520
Simada, St.	535	St. Bernardin, Bg.	388	Takofani, St.	520
Simara, B.	553	— Jago, J.	347, 360	Tale, Df.	406
Simonofeki, St.	511, 516, 517*	— Julian, Fl.	345, 346	Talke, J.	354
Simoodfuke, L.	568	— Sebastian, J.	351	Tallener, Jn.	140
Simoosa, L.	567	Staatenland, J.	453	Tallu, St.	485
Simosii, Jn.	534	Stectary, Df.	91	Talsenghe, St.	92
Sinano, L.	568	Suastus, Fl.	206	Tamba, St.	93
Sind, Fl.	216	Subanos, L.	413	Tana, J.	562
Sinda, Fl.	60	Suliago, Bg.	413	Tanagasima, J.	562
— St.	19	Sumatra, J.	502	Tagli, Df.	92
Sinde, Kr.	214	Summa, Jn.	521	Tango, L.	570
Sindikera, Df.	67	Sungar, Bg.	563	Tangu, Pr.	341
Sinongi, Jn.	513	Supar, St.	172	Tanion, Bg.	412
Siusju, L.	568	Suppera, Df.	93	Tansima, L.	570
Sjoo, L.	568	Surate, St.	2, 59, 139, 157, 208, 220	Tansju, L.	570
Siparend, St.	219	Surbaja, St.	376	Tansjiu, L.	570
Siquier, J.	413	Suro, L.	571	Tanta, L.	570
Sirosaka, Jn.	534	Suruga, St.	535	Tapti, Fl.	211
Sirrapur, St.	92	Surunga, L.	567, 678	Tarcolan, St.	321*
Sisto, L.	566	Suticki, St.	165	Tatah, St.	214
Sitper, St.	218	Sutinguiur, Fl.	219	Tatta, Pr.	207
Sitsij, L.	564	Suvat, Fl.	216	— St.	206
Siku, L.	566	Suwonada, M.	518	Tayabas, J.	395
Sivoja, Jn.	521	Svota, Jn.	513	Taytan, Bg.	407
Sivas, Schl.	520	Svoja, Jn.	519	Tchenau, Fl.	112
Sivo, L.	518	Syedeck, Jn.	81	Tchenhave, Fl.	216
Siusju, L.	567	Syranakar, St.	207	Tchumaa, Fl.	220
Socanvayo, H.	379	T.		Tchun, Fl.	220
Sogbu, J.	411	Tabbas, J.	409	Tchutpur, St.	242
Sogor, Bg.	410	Tabukro, Jn.	515	Tebnira, Jn.	532
Son Su, Fl.	163	Taffet, Df.	93	Tefier, St.	218
Songami, L.	567	Tafu, Fl.	64	Ten Rijen, Fl.	535
				Terassadi, Pg.	328

Geographisches Verzeichniß.

Terrapaca, St.	363	Tsisi, Sn.	539	Wegat, Bg.	221
Terum, St.	218	Tsiva, St.	534	Weihut, Sl.	217
Ticao, J.	391, 405	Tsivin, St.	534	Welur, St.	323
Tieco, Df.	92	Tsusi Jamma, C.	520	Werad, Sn.	93
Tig, Sl.	408	Tsussima, J.	515, 562, 573 *	Werte, J.	406
Tinian, J.	378	Tsusunomori, Sn.	539	Wiah, Sl.	216
Tipra, Kr.	340	Tsutsi-Jamena, Sn.	531	Villa Ricca, St.	362
Tiswary, L.	96	Tsiva, J.	518	Vinguria, B.	94
Toajasaki, Bg.	563	Tuccabel, St.	362	Visapur, R.	92, 183
Totig, Sn.	512	Tunas, J.	379	Visapur, St.	90, 92 *
Todorocki, Sn.	515	Tunquin, Kr.	390	Vorgebirge der guten Hoff-	
Togig, Sn.	537	Turate, St.	485	nung, (nueves), J.	474
Tomu, H.	519	Turi, Sn.	165	W.	
Tonk, Sl.	93	— St.	208	Wasset, Sl.	67
Tonsju, L.	572	Tutforo, St.	535	— Schl.	68
Toosando, Pr.	568 *	Tynde, Sl.	64	Waterland, J.	457
Toosju, L.	567	U. V.		Wenwaki, St.	513
Tootaido, Pr.	566 *	Udessa, Pr.	214	Winge, Df.	93
Tootomi, L.	567	Udsi, Sn.	526, 709	Worry, Df.	93
Toraja, L.	479, 485	Ugen, St.	43, 208	X.	
— St.	485	Ugly, St.	165, 168	Ximabara, L.	677
Torimag, Sn.	514	Ukabug, Sn.	536	Xolo, J.	413, 417
Tosa, L.	573	Urac, J.	377	X.	
Tosju, L.	573	Urafami, Sn.	512	Yemen, Kr.	300
Totomina, B.	536	Umatan, H.	379	Yesso, J.	563
Trui, Df.	396	Unser lieben Frauen, Bg.	353	Ynamaß, Df.	515
Truxille, St.	364	Unju, L.	570	Yrame, St.	303
Tsaganja, L.	527	Urecha, Pr.	250	J.	
Tschampenier, Ob.	65	Urissigino, L.	513	Zabid, St.	300
Tsetta, Sn.	531	Urisipino, St.	513	Zablifan, Ob.	215
Tsietfufi, Sn.	533	Usepur, St.	221	— Pr.	215, 218
Tsjakus, Sn.	533	Ufim, Sl.	675	Zafor, J.	215
Tsikoff, J.	518, 561	Ufimano, Sn.	520	Zamal, J.	346
Tsikoko, J.	519	Utchetche, St.	218	Zangira, St.	164
Tsikoku, L.	682	Utor, Df.	91	Zanguizarra, B.	94
Tsikubsan, L.	571	Utsi, St.	523	Zarpan, J.	378, 379
Tsikubsin, L.	571	Uspo, L.	569	Zebit, St.	300
Tsikungo, L.	572	Utsijino, Df.	515	Zedia, St.	313
Tsikusju, L.	572	Utsinsin, Sn.	514	Zeduffie, Pr.	221
Tsikusen, L.	678	Vagiu, St.	485	Zeila, Kr.	295
Tsinatefas, J.	523	Vakasa, L.	569	Zimpangri, Kr.	578
Tsinoluni, L.	566	Val Paraiso, H.	360	Zimpangu, Kr.	578
Tsjono, Sn.	533	Varadero, Bg.	406	Zirkes, Df.	72
Tsiosiju, L.	563, 571	Varal, Kr.	213	Zulvan, J.	346

Register

Register

der in diesem Bande vorkommenden Sachen.

- A.**
Abdalkam, Statthalter von Amadabat, wie er vor dem Mogol erschienen 24
Ablass, in Japon, Offawai genannt, Nachricht von demselben 653
Abricoson, wachsen in Japon häufig 684
Abschiedschmaus, eines englischen Präsidenten zu Surate 87
Abschwörung des Christenthums zu Nagasacki, eine jährliche Ceremonie 560
Aberitte, Beschreibung der japonesischen 624
Abuchaid oder **Ebu Seid**, wird König in Persien 224. seine Kriege und Gewaltthatigkeiten 224
Aden, gegenwärtiger Zustand, Lage und Befestigung dieser Stadt 292. Hafen und innere Beschaffenheit der Stadt, nebst Beschreibung des Seethores 293
Affen, Geschichte von einem 52. Dreusigkeit der Affen zu Amadabat, 73, 80. man muß dieselben nicht erzürnen 147. ungeheuer große auf den philippinischen Inseln 427. wie sie die Austeru verzehren 427. mancherley Arten derselben auf der Insel Celebes 482. ihnen wird von den Schlangen nachgestellt 483. Die japonischen sind ungemein gelehrt 690
Africaner, deren Handlung mit den Indianern 341
Agacydie, was die Mogolen so nennen 106
Agathe, werden in Japon gefunden 679
Agra, die Hauptstadt in Indostan 81. ihre Lage, Straßen, Märkte und Caravanseren 81. und übrige Merkwürdigkeiten 82, 150. ihr wahrer Name soll Egre seyn 220
Amir, Beschreibung dieses wasserreichen Baumes 435
Amose, eine schuppichte inwendig sehr schöne Muschel 700
Alga marina, wie sie in Japon zugerichtet wird 539
Alipayon, Wirkungen der Blätter davon 437
Allee, eine hundert und fünfzig deutsche Meilen lange 73
Amadabat, Beschreibung des Schlosses und des königlichen Pallastes daselbst 69. schöne Mauern, vornehmster Tempel der Benjanen, Lage und Größe der Stadt 70. der vornehmste Handel daselbst besteht im Wechsel 71. Einkünfte 72. Gärten und Bäume daselbst 73. Macht und Reichthum der Statthalter allda 74
Ambrä, wird in Japon in den Eingeweiden eines gewissen Wallfisches gefunden 680. wie er verfälschet werde, und wie man es erkennen könne 680
Ameyson, weiße, giebt es in Japon 690. was besonderes an ihnen zu merken ist 691
Amida, Nachricht von dieser trefflichen japonischen Gottheit 659
Amkas, Beschreibung desselben 255, 258
Amuyons, Wirkung dieser Pflanze und deren Frucht 437
Anque Sapia, Geschichte dieses Frauenzimmers 499
Arabien, allgemeine Anmerkungen davon 299
Arab Kam, Statthalter zu Amadabat, unterredet sich mit dem Mandelslo 75. entrüstet sich wider den König in Persien 76
Areca, Beschreibung dieser Frucht 433
Arenales, oder die Staubgewässer 365
Aristoteles wird von den Mogolen hochgeachtet 289
Arsenia, was dieses für eine Art Speise sey 276
Artillerie, doppelte des großen Mogols 100
Arzt aus dem Lande Bassa 123
Arzneymittel auf den philippinischen Inseln 436
Arzneymittel, Beschaffenheit der indianischen 280, 289. der japonischen 605

Register

- Asana oder Taga** ist der Baum, der das Drachenblut liefert 434
Asaph Kam, leget den Engländern am mogolischen Hofe mancherley Hindernisse in den Weg 8, 10. stellet dem Cosronoe nach dem Leben 27. seine Gewogenheit gegen den Rhoe 57
Asien, wo es das Gold und Silber hernimmt 340
Augans, besondere Gewohnheit dieses Volkes 206
Aurengzeb, Mogol, dessen Reise nach Kachemir 100. ein großes Heer begleitet ihn, und wie solches unterhalten wird 110. er unternimmt, groß Tibet zu erobern 123. der König daselbst schicket Abgesandte an ihn 123. imgleichen der König von Aethiopien 125. er zeigt dem Tavernier seine Juwelen 168. Ursachen seines Zwistes mit dem Seragi 227. seine Kinder 227. er schaffet einen unauständigen Gebrauch ab 260
Austern, wie sie die Affen verzehren 427. gewaltig große auf den philippinischen Inseln 430
Avicenna, wird von den Mogolen hochgeachtet 289
Azam Chah, Nachricht von demselben 227
B.
Babar oder Bahireddin Baber, dessen Regierung 225
Bäder giebt es in Algra sehr viele 82. öffentliche zu Lahor 85. Beschaffenheit der japonischen 624
Bäder, warme, zu Urisipino, besondere Wirkung derselben 513. Nachricht von den japonischen 624
Baduren, was es für ein Volk ist 71
Balono, Beschreibung dieser Frucht 418
Bambus, dessen Beschaffenheit und kostbare Matten davon 156, 684. Trommeln aus demselben 480
Banaru. Beschreibung der Pagode und der Götzenbilder daselbst 159. ingl. der Schule 162
Banjanen, seltsame Gebräuche derselben 206, 272. ihre allgemeine Abshilderung 270. Zins, den sie dem Großmogol bezahlen 270 ihre Kleidung 271. sehr viele Secten derselben 273
Batavia, Staat des Unterköniges daselbst 188. Ehenrung des Weines 188
Batterie, die eine sehr enge Durchfahrt befreicht 519
Banart der Japonese, wunderlicher Gebrauch dabey 587
Bauchaufschneiden, eine gewöhnliche Todesstrafe in Japon 594. es geschieht zuweilen auch aus Ehrgeize 611
Baum, ein goldener mit Wurzeln und Zweigen 342
Baumwolle, wird in Japon häufig gebauet 685
Baumwollenbäume, ganze, große Eichen voll derselben 481
Bazars, Beschaffenheit der mogolischen 103
Bedreddin Khan, Nachricht von demselben 242
Begebenheit, eines jungen Engländers 11. sonderbare, mit einem Kinde 146. mit einem englischen Schiffe 174
Behadir Chah, Nachricht von demselben 229
Belloy, dessen Geschichte 176. und unglückliches Ende 179
Benjanen, ihre Bekümmerniß wegen erschossener Thiere 84. gelbe Färbung derselben 160
Berg, neuer, steigt aus der Erde hervor 415. feuerspendende in Japon 676
Bernard, wie dieser französische Arzt eine junge mogolische Tänzerin bekommt 260
Bernier, dessen Reise nach Kachemir 99. seine Ankunft zu Surate 99. tritt in des Mogols Dienste als Arzt 100. reiset mit dem Hofe nach Kachemir 101. Uebele Beschaffenheit des Wassers und Brodtes auf dieser Reise 102. seine Bemerkungen zu Lahor 111. er muß große Hitze ausstehen 111. nimmt einen Scorpion ohne Schaden in die Hand

der in diesem Bande vorkommenden Sachen.

- Hand 114. Sein Urtheil über das König-
 reich Kachemir 117. Er erweist dem Mi-
 rat gute Dienste 126. besteht nebst dem
 Tavernier einige Städte 157. trennet sich
 wieder von demselben 164. was die mogo-
 lische Musik bey demselben gewirkt 255. er
 sieht den Umkas bey einem der prächtigsten
 Festen 258. seine Unterredung mit den in-
 dianischen Pendenten 282, 283. Seine Be-
 obachtungen in Indostan 290
 Betel, Anmerkung wegen desselben 80 der
 manillische ist der beste von ganz Indien
 398
 Beth, was dieses für indianische Bücher sind
 283
 Bettelmönche, großes Ansehen derselben in
 Indostan 41
 Betteln, ganz besondere Art der Indianer zu
 betteln 444, 526
 Bettler, große Menge derselben auf den Stra-
 ßen in Japon 627. verschiedene Gattun-
 gen derselben; insonderheit die anmuthigen
 Bettlerinnen, und wie sie betteln 655
 Bezoar, auf den philippinischen Inseln 436.
 auf der Insel Celebes 483
 Biskurris, junge Bettelmonnen 365
 Bisayas, Nachricht von diesem Volke 392
 Bismarck, eine Secte der Baniannen 276
 Blasröhre, statt der Bogen 487
 Blätter gewisser Bäume werden zu Thie-
 ren 434
 Blumen, besondere Art derselben auf den
 philippinischen Inseln 436. in Japon
 684, 685
 Blutschande, List eines Kaufmannes, die-
 selbe zu bemänteln 72
 Bohnen, ein paar besondere japonische Ar-
 ten derselben 687
 Bonga, heißt der Baum, welcher die Kraca
 trägt 433
 Bonzen, heißen die japonischen Priester 629.
 geben Wegweiser bey den Wallfahrten ab
 661. ihr Hoherpriester 663. blinde Ver-
 ehrung des Pöbels gegen sie 664
 Borneo, Beschreibung dieser Insel 372
 Landeswaaren und Lebensart der Einwohner
 daselbst 373. ihr Gewehr, ihre Weiber
 und Kleidung 374
 Borona, Beschreibung dieser Art Getrei-
 des 412
 Borrax, Beschaffenheit des japonischen 679
 Bothen, was es mit den kaiserlichen in Ja-
 pon für eine Beschaffenheit habe 623
 Bothschafter, Kühnheit eines englischen 3.
 wie ein persischer am mogulischen Hofe em-
 pfangen wird 30
 Bouchet, (Pater,) Nachricht von diesem
 Missionair 321. er bekommt ein Stück Land
 geschenkt 322
 Brachmanen, Verniers Betrachtung über
 dieselben 281
 Brahma, eine Gottheit der Indostaner 275
 Braminen, ihre Kleidung 271. diesen Na-
 men führen alle abgöttische Pfaffen in In-
 dien 288
 Brampur, Lage und Handlung dieser Stadt
 140. erstaunlicher Aufruhr daselbst 141
 Brodra, Gerichtsbarkeit dieser Stadt 67.
 daselbst werden die feinsten Zeuge in Indo-
 stan gemacht 67
 Brodt, wie es von dem Baume Sagu zube-
 reitet wird 433
 Brücke, welche die größte in Japon ist 531
 Bruderschaften der Blinden in Japon 556
 Brumenatis, wer so genennet werde 326
 Bücher, Ursprung der vier Bücher Beths 279
 Bücher und Büchersäle der Japonese,
 Nachricht von denselben 601
 Bücherbesichtiger in Japon 644
 Bucht, eine unbekannte wird entdeckt 181
 Budso, wird der ausländische Gögendienst
 in Japon genennet 646. besteht aus zwey
 Religionen 656, 658. wenn der Budso
 nach Japon gekommen 660. was die Ja-
 poner zu demselben anlocket 660. Neigung
 zum küßenden Leben bey den Budsoisten 661.
 fernere Nachricht vom Budsodienste 665
 Bussinna, eine Gottheit der Indostaner 275
 Bugna:

Register

- Bugna**, Genay: Manra, Beschreibung dieser vortheilhaftigen Blüthe 480
- Buhayas**, Beschreibung dieser Ungeheuer 430
- Burias**, eine Art Palmbäume 433
- C.**
- Cacao** von den philippinischen Inseln ist nicht so gut, als der americanische 435
- Cadi**, worüber sich dessen Gerichtsbarkeit erstreckt 255
- Caffee**, desselben bedienen sich die Mogolen 291. wo er in Arabien eigentlich wächst 300. unterschiedene Güte desselben 300. großer Caffeemarkt zu Betelsagay und dessen Verführung nach der Türkei und Indien 301. die Türken beschweren sich bey dem Könige in Yemen über die große Ausfuhr desselben 308. umständliche Nachricht von der Gestalt und Beschaffenheit des Caffeebaumes, auch seiner Frucht 312. Pflanzung, Wartung und Sammlung desselben 313. Zubereitung des Trankes daraus 314. Caffee auf sultanisch 314. Ursprung des Caffee in der Türkei 315. Unruhen, die er zu Mecca verursacht; imgleichen wie er nach Syrien und Constantinopel gekommen 316. Aufhebung der Caffeehäuser 317. wie man nachher den Caffee zu Constantinopel verkauft 318. wie die Morgenländer Caffee trinken: Anmerkung wegen des äthiopischen Caffees, und Irrthum wegen des arabischen Caffees 319
- Caffern**, wovon ihre schwarze Farbe herrühret 200
- Camandag**, gefährliche Wirkung dieses Baumes 437
- Cambashe**, Nachricht von demselben 227. f.
- Cambaya**, Beschreibung der Gegend um diese Stadt 78
- Cami** heißt in Japon so viel als Ritter 584
- Camis**, Nachricht von diesen japonischen Götzen 646, 647
- Camoten**, eine große Art wohlgeschmeckender Rüben 435
- Cangos**, eine Art Sänften in Japon, deren Beschreibung 515, 620
- Canjar**, eine Art Dolsche 195
- Capellen**, bewegliche der Japoner 649
- Caravanen** von Tibet; deren Weg wird unterbrochen 124. Nachricht, wie es bey den Caravanen zugehen pflegt 330
- Caravansera** der Begum, Beschreibung derselben 139
- Caravansereyen**, nennen die Türken und Perser Sary 68. Beschreibung derer in Agra 81
- Cardamomen**, halten die Morgenländer für das beste Gewürz 174
- Carnate**, Nachricht von diesem Lande 320
- Caron**, Oberwindhaber der Holländer zu Batavia 187
- Carres**, ein Ehrentitel des Adels auf der Insel Celebes 489
- Casie**, eine chinesische Münze 338
- Castanien**, eine Art so groß wie Melonen 418
- Castanienbaum**, sind in Japon sehr gemein 683
- Casienbäume**, wo sie sehr häufig wachsen 434
- Carbalogansäpfel**, eine sehr köstliche Frucht 410
- Catechou** oder Cachou, was es sey 538
- Celebes** oder Macassar, Beschreibung derselben 478. Ihre Lage und Umfang 478. Eigenschaft der Himmelsluft, und was das Land hervorbringt 479. Einziger Fluß in demselben 483. Niederlassung der Holländer auf dieser Insel 484, 494. Beschreibung der Hauptstadt 484. und anderer Städte 485. Eigenschaften und Erziehung der Einwohner auf dieser Insel 486. ihre Neigung zu den Waffen 486. angesehenen Adel daselbst und dessen Ordnungen 489. ihre Regierungsform, Erbfolge und Kriegeswesen 490. etwas sonderbares in ihrer Religion 491. ihr Begriff vom Ursprunge der Welt und Einführung des Christenthums bey ihnen 492
- Cenurawathen**, Sekte derselben 274
- Cha

der in diesem Bande vorkommenden Sachen.

- Cha Zalam**, Nachricht von demselben 227 f.
er heißt sonst auch Kutabeddin Behadir Chah 228
- Chales**, Arten von kachemirischen Zeugen 118
- Chamcanna**, Feldherr des großen Mogols 2.
Verhegungen gegen ihn 25
- Champloret**, dessen Reise nach dem glücklichen Arabien 292
- Cherafen**, was das für Leute sind 95, 334.
wie sie ihren Gewinnst machen 335
- Cherife zu Mecca**, Ununterwürfigkeit der
Cherifen daselbst 310. ihr Ursprung 311
- Chili**, Nachrichten wegen der Küste davon 361
- Chinesen**, Beschaffenheit ihres Handels mit
den Japonern 640. und dessen Ursprung
641. sie lassen sich zu Rangasaki nieder 641.
ihr Handel wird eingeschränket 642. Be-
schreibung ihres Gefängnisses und Verglei-
chung ihres Zustandes mit der Holländer
ihrem in Japon 643. ihre Märkte und
Güter 644
- Chites** sind indianische gemalte Zeuge 142
- Christenthum**, Zustand desselben in Indo-
stan 51. in Japon 858, 859, 645
- Cica**, eine Art häßlichen Getränkes 359
- Ciffroo**, nennen die Japoner ihre warmen
Bäder 624
- Claessen**, Zusatz zu dessen Tagebuche 476
- Clair**, ein Jesuite, dessen Nachricht von der
Landschaft Pintados 445
- Clarke**, Schicksal dieses engländischen Schiff-
hauptmanns 174
- Cocosinsel**, Beschreibung der Einwohner auf
derselben 459, 460
- Colik**, eine besondere in Japon, die mit gol-
denen Nadeln vertrieben wird 605
- Colocolo**, ganz besondere Eigenschaft dieses
Vogels 429
- Confucius**, wird für den Stifter der Secte
Siuto in Japon gehalten 671
- Constance**, Schicksal dieses siamischen Staats-
bedienten 505 f.
- Constant**, holländischer Oberkaufmann in
Persien 189
- Allgem. Reisebeschr. XI Band.**
- Corcigera**, eine japonische Gattung von Ra-
ben 692
- Corona**, des Mogols Jehan Guir, zweyter
Sohn 6. wird den Engländern feind 11.
Zwistigkeit mit seinem Bruder Perris 13.
wird den Engländern wieder gewogen 23.
trachtet nach der Oberfeldherrnstelle 25.
sein Ehrgeiz 26. er stellet seinem Bruder
Cosronroe nach dem Leben 27. geht zu
Felde 34. seine verstellte Gemüthsruhe 38.
nimmt die Geschenke der Engländer eigen-
mächtig zu sich 43. vergleicht sich mit den-
selben 57
- Corfi**, Franz, hält eine öffentliche Schule in
Indostan 50. seine großmüthige Antwort,
als er Wunder thun soll 51
- Cosronroe**, ältester Prinz des Mogols Je-
han Guir 26. warum ihn sein Vater be-
wachen läßt 26. man stellet ihm nach
dem Leben 27, 29. seine Gemüthsart 28.
man will ihn ermorden 32. er wird in
Freiheit gesetzt 36. Kommt wieder ins Ge-
fängniß 39. erhält die Freyheit nochmals 42
- Coursi**, was dieselben sind 107
- Cris**, eine Art Dolche 195. siehe auch Kries.
- Crocodile** sind nicht Schussfrey 165. in was
für Schranken ihre Vermehrung eingeschlos-
sen ist 430. Beschreibung derer auf der
Insel Celebes 483
- Cubosamas**, eine Gattung regierender Her-
ren in Japon 581. wie der Cubosama sei-
nen Staatsbesuch bey dem Dairi abstattet
585. seine Macht und die Anzahl seiner Sol-
daten 586. Staatsflugheit desselben 588
- Culebras**, herrliche Wirkungen dieses Krau-
tes 437
- Cypressen**, sind die gemeinsten Bäume in
Japon 684
- D.**
- Dabul**, Lage und Beschreibung dieser Stadt
94. Sitten der Einwohner daselbst und
ihre Handlung 95
- Daca**, Beschreibung dieser Stadt 165
- Dacus**,

Register

- Dacus**, ein Ehrentitel des alten Adels auf der Insel Celebes 489
- Daen Ma Alle**, 497. Geschichte desselben 498. Abbildung seiner Frau, 499. muß sich nach Siam flüchten, 450. sein Tode 500
- Dairi**, heißen die japonischen Regenten aus dem ältesten Stamme 527, 581. Ehre, die man ihnen erweist 582. Thronfolge derselben 583. Ehestand, Kleidung und Titel, die der Dairi ausseilet 584
- Dampier**, wichtige Anmerkungen desselben 388, 389
- Danneck Wend Kam**, Großmeister der mogolischen Reuterey, dessen Gemüthsart 101
- Decan**, Macht des Königes daselbst 96. seine Kriege mit den Portugiesen 96
- Dehli**, Lage dieser Stadt 154. kaiserlicher Thron und Staatsrath daselbst 155. Hofmoschee und Marställe des Mogols 156. grausame Niedermeglung der Perser daselbst 232. und Wiederherstellung der Ordnung 233
- Dervise**, Beschreibung dieser seltsamen Mönche 148
- Desmarets**, Geschichte desselben 179
- Deutas** bedeutet so viel als eine Pagode 282. auch so viel, als ein Theil der Gottheit 282
- Dgihandar**, Nachricht von demselben 229
- Diebesinseln**, Nachricht von demselben und ihren Einwohnern 367
- Diebstahl**, wie er auf den philippinischen Inseln entdeckt und bestraft wird 439
- Dilao**, dessen Wirkungen gegen den Gift 437
- Donner**, besonderes Zimmer des Kaisers in Japon, sich vor demselben zu verbergen 543
- Drachenblut**, von was für einem Baume es kömmt 434
- Dsiojosis**, eine Art Beamten oder Unterhägemeister in Japon 589
- Dsifos**, ein japonisches Götzenbild ihres Heisgötzens 512
- Duedu**, Beschreibung dieses Baumes und seiner Frucht 388
- Durion**, Nachricht von dieser herrlichen Frucht 414, 432
- R.**
- Rhebruch**, Strafe desselben bey den Indostanern 268
- Rhescheidung**, wie es bey den Indostanern damit gehalten wird 268. und wie in Japon 608
- Richeln**, essbare, die in Japon wachsen 683
- Rinsiedler** auf einem Berge 114
- Rinsiedlerorden** der Jammabos in Japon, und ihre Kleidung 654
- Risen**, giebt es viel in Japon 678
- Risenbaum** siehe Jusnoki.
- Rckbar**, Neigung dieses Mogols gegen das Christenthum 49
- Rckbar oder Ogelal Eddin Etber**, Nachricht von demselben 225
- Rlemente**, deren zählen die Japoneseer zehen 604
- Rephanten** neigen sich vor dem Mogol 20. funfzehn fallen in einen Absturz 113. Bosheit von einem 143. wie viel ihrer der Großmogol unterhält 247
- Engländer** müssen in des Mogols Landen viel leiden 12. ihnen wird ein Haus zugestanden 14
- Rnoo**, Nachricht von diesem Volke 354
- Rnten**, von wunderbarer Schönheit in Japon 692
- Rrbrecht**, wie es in Japon damit gehalten wird 668
- Rrdbeben**, sind auf den philippinischen Inseln ganz gewöhnlich 426. auch in Japon 675. die Holländer verspihen eines auf der See 475
- Rrscheinungen**, vorgegebene der Einwohner auf den philippinischen Inseln 442
- Rtimon Duler**, stellt dem Cosronroe nach dem Leben 27
- S.**
- Sackeln**, wie der Mogolen ihre beschaffen sind 103
- Sahnen**, lassen die vornehmen Indianer vor sich hertragen 86
- Sakirs**,

der in diesem Bande vorkommenden Sachen.

- Sakirs**, werden die Dervisen genennet 148.
 unbekanntes Gewehr derselben 148. Nase-
 rey derjenigen, die von einer Wallfahrt
 nach Mecca zurück kommen 195. Sie ge-
 hören mit zu der Secte der Bugirs 277
- Samaguri**, eine Muschel, auf die man Bil-
 der malet 701
- Samnio**, eine Art japanischer spanischer
 Fliegen 694
- Sanos**, eine goldene Münze, deren Werth
 335, 338
- Sasanen**, ungemein schöne in Japon 692
- Satsiku oder Kortang**, eine Art Bambus,
 dessen Wurzeln zu Stöcken dienen 531, 684
- Satzuki**, ein Baum, welcher sehr schönes
 Holz giebt 684
- Segefeuer**, japanisches, für die Kinder 537
- Seigenbäume**, dreierley Gattungen dersel-
 ben in Japon 682
- Sekis**, Ursprung dieser Parthey in Japon 656.
 ihre sonderbare Beschaffenheit, Regierung
 und Rangeifer 657
- Selder der Japoneser**, wie sie dieselben war-
 ten 686
- Serruh Sier**, Nachricht von demselben 229
- Feste der Indostaner** 261. des Tensio Dai
 Osin in Japon 651. Fest des Wassergot-
 tes 651. Feste des Budzio, insonderheit
 das Menschenfest 665. Beschreibung des
 Morimonsfestes 666. auch eines seltsamen
 und blutigen Festes 667. Fest der Wie-
 derkunft der Seelen 671
- Feueranstalten zu Jedo in Japon** 542
- Sinoxi**, eine vortreffliche Gattung Cypressen-
 bäume 684
- Sirnißbaum**, japanischer, Beschreibung des-
 selben 681, 682
- Sische**, Nachricht vom Posce Muger, der
 das Unterscheidungszeichen und die Brüste
 einer Frauensperson hat 429. Nachricht
 von verschiedenen japanischen 697, 698
- Sische mit goldenen Ringen in der Nase** 120
- Sisia** sind die Gassenschreiber in den japanischen
 Städten 591
- Gledermäuse**, sehr große 404
- Fliegen**, spanische, Beschaffenheit der japo-
 nischen 693. andere schöne Fliegen daselbst
 694. Fabel davon 694
- Flüsse**, ein Paar reisende in Japon, wie
 man über selbige setzet 535
- So**, siehe Kaca.
- Sotekio**, oder das Hauptbuch der Japoner
 659
- Soten oder Sotatenis**, ein Nachtvogel von
 außerordentlichem Geschmacke 693.
- Sontaine**, (P. de la) Nachricht von diesem
 Missionair 321
- Soo**, ein erdichteter japanischer Paradiesvo-
 gel 688
- Franciscaner**, Unbesonnenheit einiger in Ja-
 pon und schlimme Folgen davon 630
- Fransosen**, ihre erste Reise nach dem glück-
 lichen Arabien 291. ihre Ankunft und Auf-
 nahme zu Muab 304. Sie verlassen es
 wieder und bekommen Geschenke 308. ihre
 Beobachtungen auf dem Gebirge 308. ihre
 Rückkehr nach Brest 311
- Frauenzimmer**, eines von ganz besonderem
 Muth 497
- Frauenzimmer**, mogulisches, wie es dem
 Hofe folget 107. Nachricht von dem japo-
 nischen 595
- Froo**, werden die Schwißstuben in den japo-
 nischen Bädern genannt 624
- Füchse**, sind in Japon sehr gemein 690
- Fudsi**, Beschreibung dieses unvergleichlichen
 Berges 536
- Fühlkräuter**, Nachricht von verschiedenen
 437
- Fuhrwerk**, gemeines der Mogolen 266
- Guna**, heilsame Eigenschaften dieses Fisches
 697
- Gurubu**, eine Art Fische, die sich wie eine
 Angel aufbläst 696

G.

Ganges, Wirkung des Wassers aus diesem
 Flusse 158. er theilet sich bey Jarrapur 165

Gänse

Register

- Gänse, wilde, zweyerley Gattungen in Ja-
 pon 692
 Gärber, müssen das Scharfrichteramt in Ja-
 pon verrichten 590
 Garten, Nachricht von den schönsten in ganz
 Indien 80. Beschaffenheit der japoni-
 schen 616
 Gassenverordnungen, wohleingerichtete in
 Japon 592
 Gastereyen, der Indostaner 267
 Gasthöfe, Beschaffenheit der Indostani-
 schen 141
 — große in Japon, deren Beschaffen-
 heit 623. imgleichen der kleineren, und
 wie man darinnen bewirtheet wird 625
 Gastmahl, ein blutiges 77
 Gazellenjagd mit dem Leopard 108
 Gebrauch, ein sehr seltsamer, mit einem
 zinnernen Nagel 370
 Geburtstag des Mogols, wie er gefeyert
 wird 20, 56, 261
 Geflügel, zahmes in Japon 691
 Geißeln der Mogolen wie sie beschaffen 33
 Gemaldir Uffan, Unterkönig zu Patan,
 dessen Gemüthsart 16. was er für ein
 Buch geschrieben 16. er will einen Hof-
 junker an den König von England schicken
 18. wird Statthalter von Sindu 19
 Gentiven, Nachricht von dieser indianischen
 Secte 287
 Geographie, Beschaffenheit der indiani-
 schen 281
 Gerber, verrichten in Japon das Amt der
 Scharfrichter 512
 Gerste, wird in Japon stark gebauet 687
 Gesandten des Königes von groß Tibet an
 den Aurengzeib 123. des äthiopischen Kö-
 niges an eben denselben 125. wie ihnen bey
 den Mogolen begegnet wird 126
 Geschenke, haben bey den Mogolen sehr gro-
 ßen Eindruck 29. kostbare des persischen
 Botschafters 30
 Geschichte eines Affen 52. des du Bellon
 und St. Amand 176. der beyden Renauds
 192. eines aus Mecca verjagten Cheriff
 310. des Daen-Ma-Alle 498. und seiner
 Frauen Inque Sapia 499. dreyer armer
 Söhne und ihrer Mutter 610
 Geschütz, des großen Mogols ist sehr zahl-
 reich 248
 Getränke, sehr edelhaftes 466
 Gewehr in Gestalt eines Ringes 148
 Gewehr der japonischen Reuter und Fuß-
 knechte 586, 587
 Gewicht in Decan, dessen Beschreibung 96
 Gewohnheit, eine recht sehr seltsame auf
 den philippinischen Inseln 439. eine sehr
 schändliche in Japon 536
 Gift und Gegengift auf den philippinischen
 Inseln 436
 Glabris, eine sehr gute Art Rüben 435
 Glaubenslehren, vielerley in Japon 645
 Glücksbrief, japonischer für die Holländer
 550
 Goa, Urtheil des Tavernier von dieser
 Stadt 174
 Gokoff, was die Japoner so nennen 686
 Gold und Silber in Asien, wo es herkömmt
 340. es kömmt vieles aus Africa 341. in
 Staub und Klumpen auf der Insel Cele-
 bes 479
 Goldgruben, in Japon befindliche 677
 Goldsuchergesellschaft, Nachricht von der-
 selben 451
 Golkonde, Ende des Stammes der Könige
 daselbst 228
 Golondrina, heilsame Wirkung dieses Krau-
 tes 436
 Gosel Ranay, was man am mogolischen
 Hofe also nennet 257
 Gottheiten, wunderliche der Einwohner auf
 den philippinischen Inseln 442
 Gözen der Japoner, Beschreibung von et-
 lichen 530, 532
 Gözenbilder, Gestalt der indostanischen 159
 Gourzeberdars, was die Mogolen so nen-
 nen 107
 Grab, ein merkwürdiges bey Amadabad 72.
 prächt-

der in diesem Bande vorkommenden Sachen.

prächtige Gräber zu Agra 152.	Gräber zu Banaru	162	Holancör, was dieses für Leute sind	86
Grabmale der Wilden auf der Sehnsuchts- und Königsinsel		352	Holländer, warum ihnen der König von Tapa feind ist 196. wie es bey ihrem Ein- schiffen zugeht 199. wie sie die Löwen auf dem Cap tödten und die jungen Strau- fen fangen 201. ihre Gebräuche bey der Schiffahrt 201. Ursprung ihres Hasses ge- gen die Portugiesen 349. sie werden von den Wilden auf der Königsinsel überfallen 352. sie nehmen ein spanisches Schiff weg 360. Reichthum, der ihnen entzogen wird 365. siehe auch Noort. schlechte Nach- richt von einem holländischen Schiffe 375. Niederlassung der Holländer auf der Insel Celebes 484, 494. ihr Vermand dazu 494. listiger Anschlag und Ausführung desselben 495. sie vergiften einen Fluß, und zwin- gen die Hauptstadt durch Hunger 496. er- halten frischen Beystand und bemächtigen sich des portugiesischen Forts 497. unter- werfen sich die Stadt Celebes vermittelst ei- ner Mine, und bewilligen dem Könige Grie- densbedingungen 497. dürfen unter allen Europäern allein nach Japon kommen 505. siehe ferner Kämpfer. sie verdringen die Portugiesen aus Japon 631. und leisten dem Kaiser daselbst Beystand wider die Chri- sten 633. ob sie ihr Christenthum in Ja- pon verläugnen 633. ihre Vortheile da- selbst nach Verjagung der Portugiesen 636. Eid wider sie, und wie genau man sie auf ihrer Reise nach Hofe belauert 636. wie übel sie daran sind 637. wie die in Japon Verstorbenen begraben werden 638. was sie für Waaren dahin bringen 638. was sie daselbst gewinnen und wieder einkaufen 639	
Grube, Todesart mit der Grube in Japon, Nachricht von derselben		594	Holztauben, Beschreibung der japonischen	692
Gugurs, eine Secte der Banianen		277	Homajum oder Masredin Humajum, Nach- richt von demselben	225
Gummilack, wie es die Indostaner berei- ten		67, 68	Hoorneyland, Beschreibung der Einwohner desselben	466 f.
Gusirate, Beschreibung der Einwohner da- selbst 209. Kleidung der Mannsbilder und der Weibsbilder 210. der wahre Name dieses Reiches heißt Gutscherat		220	Hörner, von Ochsen, 2c. sollen irgendwo in der Erde Wurzeln fassen	98
H.			Hülfs-	
Handel der Japoner mit den Ausländern, was ihn hindert		628		
Hanf, wird in Japon stark gebauet		685		
Hanscrit, eine ganz besondere indianische Sprache		279		
Häuser, Beschaffenheit der mogolischen 265. Pracht der Reichen in denselben 266. Nach- richt von den Häusern in Japon, ihren Zimmern und Geräthe 614. Auszierung der Säle und Hausgeräthe für die lange Weile 615. Häuser in den Flecken und Dörfern		617		
Hauze, was die Mogolen so nennen 106, 107				
Heirathen, der Indostaner Gebräuche da- bey 257. imgleichen auf den philippinischen Inseln 439. auf der Insel Celebes 488. in Japon		666, 667		
Herrero, besondere Eigenschaft dieses Vo- gels		429		
Himmelszeichen der Japoner		603		
Hirschböcke des Aldrovands		64		
Hitze, ungemein große		III		
Hoffräulein, ein mogolisches, wird mit ei- nem Verschnittenen ertappt		14		
Hoherpriester, wollüstiges Alter eines heid- nischen		376		

Register

Hilfsvölker des großen Mogols, woraus sie bestehen	245
Hunde, werden auf der Insel Celebes sehr verabscheuet 485. in Japon findet man ihrer sehr viele	689
Huren, und deren Alter in Japon	627

J.

Jachem, Beschreibung dieses kostbaren Stei- nes	123
Jagd und Fischerey des großen Mogols	41
Jagden des Mogols, wie sie angestellt wer- den	108
Jahrmärkte, ein seltsamer	259
Jakatas, eine gewisse Art Regenten in Ja- pon	581
Japara, Feindschaft des Königes daselbst gegen die Holländer und deren Ursprung	196
Japon, einzige Zeit, wenn Europäer in Ja- pon kommen dürfen 505. [Beschaffenheit des Hausrathes daselbst 524. Beschreibung der japonischen Insel 561. welche zum Staatsgefängnisse diene 565. fünf kaiser- liche Tafelvogteyen 565. Beschreibung der sämmtlichen Landschaften 565. Summe der japonischen Einkünfte 574. Die Ja- poneser wollen von keinem andern Volke her- kommen 574. ihr sonderbarer Ursprung 574. wahrscheinlicher Ursprung derselben und Folge ihrer Halbgötter 575. morgen- ländische Sage wie Japon bevölkert worden 575. Einwürfe dagegen und Kämpfers Muthmaßung 576. wie und wenn Japon entdeckt worden 577. wer es entdeckt ha- be, und wenn? ist ungewiß 578. Anmer- kungen über die verschiedenen Meynungen darüber 579. wie es eine Monarchie wird 580. Reichsveränderungen daselbst 581. zween regierende Herren 581, 582. Zeit- vertreib des geistlichen Hofes 585. warum die Vornehmen daselbst nicht reich werden 587. wunderlicher Gebrauch bey ihrem Bauen 587. besondere Regierung der Städ-	

te 588. Policy und ihre Beamten 590. Steuern und Auflagen, auch Regierung der Dörfer und Flecken 593. Geseze und Strafen 594. allgemeiner Abriß der Städte in Japon 613. Derter zu Ankündigung der Befehle 613. erstaunliches Gewerbe in Japon 617. wo die großen Herren ihre Schlösser gern hinbauen 617. Bequemlichkeit der Landstraßen 618. und beständige Menge Volkes auf denselben 626. Religion, Sitten, Priester, Tempel, Wallfahrten und Ceremonien in Japon 645 ff. Naturgeschichte von Japon 674. wie die Witterung und die See daselbst beschaffen 674. imgleichen der Boden, und die Flüsse 675. was für europäische Gewächse daselbst fortkommen 687
--

Japoner, ihre Leibesgestalt und Kleidung 595. großer Pracht bey ihren Besuchen 596. ihre Erziehung und Sprache 597. ihre Gemüthsgaben, Lust- und Schauspiele 598. speculativische Wissenschaften und Zeitrechnung 602. Schulen und Uebungen der Jugend 604. Gemüthsbeschaffenheit der Japoner, und ihre gemeinen Eigenschaften 607, 609. edle Standhaftigkeit derselben 608. ihr Umgang 610. gutes Gemüth 611. schöne Ordnung bey Gastereyen, 612. ihre Gottesfurcht 612. wie sie zu Wasser zu reisen pflegen 621. Beschaffenheit ihres Handels mit den Ausländern 628 ff. Anszug eines kaiserlichen Befehles, welcher ihnen verbiethet, aus dem Lande zu reisen 632. ihre Grundsätze wegen der Holländer 637. was für Waaren sie am liebsten haben 638. was bey ihnen verbotene Waaren sind 640. ihr Handel mit den Chinesen 640. ihre Eifersucht 641. sie nehmen einige christliche Bücher weg 641. dürfen so viel Weiber nehmen, als sie wollen 666. drey Stände geringer Lente in Japon 668. sie bauen ihr Land vortrefflich an 686. besondere Art ihre Felder zu bessern 686. ihr großer Fleiß

der in diesem Bande vorkommenden Sachen.

- Idal Schach**, König in Decan, dessen Krie-
ge mit dem Portugiesen 96
Jedo, abscheulicher Gerichtsplatz daselbst 539.
 Beschreibung dieser kaiserlichen Residenzstadt
541. ordentliche Gassen daselbst 541. Klö-
ster, Palläste, Theuerung der Lebensmittel,
und kaiserliches Schloß allda 542
Jehan Guir, Mogol 2. grausamer Befehl
desselben 13. sein Wettstreit mit dem Ahoe
wegen der Malerey 14. sein Schwelgen ist
für viele Große kläglich 33. er rüstet sich
zum Feldzuge wider den König in Decan 34.
begiebt sich auf den Marsch 35. seine Gleich-
gültigkeit bey den Religionsstreitigkeiten 44.
Nachricht von seinem Glauben 49. Nie-
derträchtigkeit desselben 55. er weiß nicht,
wo er sein Siegel hin hängen soll 61. fer-
nere Nachricht von demselben 225
Jesuiten sollen Wunder thun 51. ihre Bild-
nisse an dem mogolischen Grabe 153. ihre
Glocke wird einem Elephanten angehängt
153. Zerstreuung derselben nach der Reichs-
veränderung in Siam 320. ihrer drey neh-
men die Kleidung und Gewohnheiten der
Braminen an 321. die auf der Insel Ce-
lebes werden von dar verjagt 498
Jesuitercollegium in der Stadt Manilla,
Beschreibung desselben 401
Ignatiusäpfel, eine sehr köstliche Frucht 410
Igolotten, ein wildes Volk auf den manilli-
schen Inseln 393, 397
Iguana, Beschreibung dieses sonderbaren
Thieres 428
Jayas, ein wildes Volk auf dem manilli-
schen Inseln 393
Imori, eine kleine giftige Wassereydechse in
Japon 699
Indianer, ihre Höflichkeit wird gerühmet 80.
ihre Handlung mit Africa 341. gränlicher
Haß gegen die Spanier 365
Indostan, geographische Beschreibung dieses
Königreiches 205. wie viel Fürsten oder
Rajas darinnen sind 221. Urtheil über den
jetzigen Zustand von Indostan 222. Stif-
tung des mogolischen Reiches und des kai-
serlichen Stammes 223. warum das Land
nicht besser angebauet ist 248. Handlung
und unsägliche Menge Goldes im Lande 249.
allgemeine Abtheilung der Einwohner von
Indostan und ihre Religion 261. Land-
strich von Indostan 289
Indus, eine heidnische Sekte, Nachricht von
derselben 287
 — verschiedene Meynungen über den Lauf
dieses Flusses 216
Insel, die wie eine Pyramide ansteht 519
Johannisinsel, Beschreibung der Einwoh-
ner auf derselben 470
Jorike, ein Denkmaal, das einem Piloten ge-
setzt worden 516
Jsnacel Sophi bemächtigt sich Persiens 224
Juden, ob sich welche in Kachemir befinden
124
Jungferschaft, siehe Gewohnheit.
Jusnoki, warum er der Eisenbaum genannt
wird 684
Juwelen des Mogols werden dem Tavernier
gezeigt, 168. woraus sie bestehen 168
Jvara, Don, wird gefangen 360. erhält
seine Freyheit wieder 361

K.

- Kachemir**, ehemalige Beschaffenheit des Lan-
des, seine Größe und Lage 115. Beschaffen-
heit der Berge, die es umgeben, und Schönheit
der Ebene 115. Verniers Anmerkungen über
dieses Königreich 117. Abschilderung der Ein-
wohner, ihr Fleiß und Künste 117. ihre Bil-
dung und Schönheit des Frauenzimmers 118.
Berge und Länder, die Kachemir benach-
bart sind 122. alte Caravanen von Kache-
mir 124
Kachemir, Stadt, Unnehmlichkeiten dieser
Stadt 116
Kadsi, ist der japonische Papierbaum 681
Käfer, verschiedene schöne Gattungen dersel-
ben in Japon 693
Kaiser

Register

- Kaiserthee, welcher so genennet werde 707.
 wie er gesehen wird 707, 708. ist sehr
 theuer 708. wird in Porcellaintöpfen ver-
 wahret 709
 Kaitsu, ein erdichtetes Thier der Japoner
 688
 Kämpfer, Engelbert, Auslegung aus des-
 selben Leben 501. Beurtheilung seines
 Werkes 502. er vertheidiget sich selbst
 503. Charlevoix Urtheil von ihm 504.
 seine Abreise von Batavia 505. dessen An-
 kunft zu Japon 508. verdrießliche Um-
 stände bey seiner Aufnahme 509. er ma-
 chet Zubereitungen zu einer Reise nach Osa-
 ka 510. seine Ankunft daselbst 521. er
 besüchet mit seinen Holländern den Befehl-
 haber 522. Geht von da nach Meaco 525.
 kleine Demüthigung für die Holländer da-
 selbst 526. sie müssen die Tempel besuchen
 527. reisen nach Jedo 530. ihre An-
 kunft daselbst und Strenge gegen sie 540.
 Audienz bey dem Kaiser 543. Sie über-
 reichen ihre Geschenke 544. verdrießliche
 Veränderung für sie 546. wie sie dem ja-
 ponischen Hofe zum Schauspiele dienen 546.
 sie beantworten dem Kaiser seine Fragen
 547. belustigen den Hof und werden be-
 wirthet 548. man weist ihnen zwey Land-
 karten 549. Sie werden vom Kaiser und
 den Großen beschenkt und erhalten den
 Glücksbrief 550
 Kampf, wilde Thierkämpfe 88, 89. Kampf
 eines Menschen mit einem Thiere und
 Zerreißung eines Menschen von einem Zi-
 ger 89
 Rampherbaum, wächst in Japon 682
 Ranates, eine Art Windschirme 102
 Karaiquen, Nachricht von diesem Volke 354
 Katzen, besonders schöne in Japon 690
 Kaufleute aus den Eylanden Riuku 644
 Kemeneten, Nachricht von diesem Volke
 354
 Kennetas, Nachricht von diesem Volke
 354
 Kiabuli, warum die Mirobolanen also genen-
 net werden 215
 Kiambache, Vermählung dieser mogoli-
 schen Prinzessin mit den Nasrullah Mirza
 235
 Kinder, ein ganzes Dorf voll eines einzigen
 Vaters 515
 Kircher, ein Mengsel von Reis und Hülsen-
 fruchten 110
 Kiri Baum, dessen Blätter der Dairi in Ja-
 pon im Wapen führet, Beschreibung dessel-
 ben 685
 Kirin, wie die Japoner dieses schreckliche Un-
 thier abmalen 688
 Kisa, eine Muschel, die zu Löffeln gebraucht
 wird 701
 Kisilbaschen, eine Art berühmter Soldaten
 in Persien 76
 Kiurur, wieviel einer beträgt 250
 Kleidung, der Deutschen wird zu Amada-
 bad bewundert 75. der Einwohner auf der
 Insel Mindanao 443. der Mogolen 264.
 ihrer Weiber 265. der Baniaten 271. der
 Braminen 271. der Spanier auf der In-
 sel Manilla 399, 441. der Einwohner auf
 Mindanao 416. auf der Insel Celebes oder
 Macassar 487. der Ruges oder Hofleute in
 Japon 584. der andern Japaneser 595,
 596. Beschaffenheit ihrer Reiskleider 718,
 719
 Kleintibet, der König daselbst besüchet den
 Aurengzeb zu Kachemir 122
 Ko-Sebi, eine besondere Art japonischer Kä-
 fer 694
 Konikus, sind gewisse vornehme Herren in
 Japon 581
 Koris, eine Art Muschelschalen, die statt
 des Geldes gebraucht werden 323
 Krämer, große Menge derselben auf den ja-
 ponischen Straßen 627
 Kranich, dessen Achtung in Japon 692
 Kranichjagd, wie sie die Mogolen anstellen
 109
 Krebse, japonische, wenn sie voll sind 699
 Krie

der in diesem Bande vorkommenden Sachen.

Kriegesregierung in Indostan, Ordnung derselben 253. Verschiedene Befoldung der Officiers, nebst deren Range	254	Leyte, Merkwürdigkeiten dieser Insel und Reichthümer	410. 411	
Kries oder Cri, eine Art Sebel, deren Beschreibung und Gebrauch	486	Lilien, große Menge derselben in Japon	685	
Ksamaki, eine Art japonischer Eichen	684	Lin, (van der) General des holländischen Indiens	187	
Kühe, warum sie von den Indianern so hoch geachtet werden	283	Linganisten, was dieses für Leute sind	323	
Kuma-Sebi, eine ganz besonders merkwürdige Art japonischer Käser	693	Lohgerber stehen in Japon in schlechtem Credit	558	
Kupfer, Nachricht von dem japonischen	678	Lorbeeren, rothe, wachsen in Japon	682	
Kus, wird der Kampferbaum von den Japanern genannt	682	Löwenjagd, wie sie die Mogolen anstellen	109. der Tod eines Löwen wird in den Archiven aufgezeichnet 110. wie man die Löwen zahm macht 147. wie sie die Holländer auf dem Cap tödten	201
Kutual, wird der mogolische Polizeymeister genennet 2. Mit desselben	255	Lurys, eine Art ganz rother Papagayen	480	
L.		Luson oder Manilla, Beschreibung dieser Insel 394. Ihre Gestalt, und Ursprung ihrer Hauptstadt	394	
Lager, Beschreibung des mogolischen	37, 41, 102. Unordnungen in demselben	106	Lustfeuer, indianisches	85
Lahor, Beschreibung dieser Stadt	84	Lustiger Streich eines Kaschi	88	
Landhaus des großen Mogols wird beschrieben	6	M.		
Larinen, und halbe Larinen, Werth dieser arabischen Münzen	329	Macca Bubay, eine Art Epheu, deren Wirkung	437	
Leben, Mittel dasselbe zu verlängern	547	Magellan, (Ferdinand) Ursprung seiner Entdeckung 344. er wendet sich nach Californien und bringt Carlu den Fünften auf seinen Sinn 344. geht mit fünf Schiffen ab, verliert eines, und entdeckt die Straße, der er seinen Namen giebt 345. sein Durch durchzufahren, Ankunft auf der Insel Sebu, wo er im Treffen bleibt 346, 411. aus seinen Schiffen werden nur zwey, die nach den Molucken gehen 347. eines kommt nach Sevilien zurück 347. Wirkung seiner Entdeckung	348	
Legaspi (Michael Lopez) sein Unternehmen auf die philippinischen Inseln 419. er erobert Sibn und bauet eine Stadt	420	Magnetnadel, seltsame Abweichung derselben	388	
Leibeigene des Großmogols, was es für Soldaten sind	244	Mahomedaner, Secten derselben	261	
Leibwachen der drey Streitkolben, Nachricht von denselben	244	Mahomet Riza Beg, wie er am mogolischen Hofe empfangen wird 30. er machet sich verächtlich 32. reiset misvergnügt ab 55		
Leichen, welche in Indostan verbrannt werden	225	Maille, (Claudius) dessen Bekanntschaft mit dem Tavernier	158	
Leichenbegängnisse der Indostaner	269. insonderheit der Parsis 286. der Marianer 386. auf den philippinischen Inseln 440. in Japon	668, 669	Maire,	
Leß, heist in Indostan so viel als hundert tausend	16			
Lengueherire, was die Indianer darunter verstehen	282			
Leuf, wie viel einer beträgt	250			
Allgem. Reisebeschr. XI Band.		M a a a a		

Register

- Maire, (Jacob le)** dessen Reise, eine neue Durchfahrt südwärts unter der magellanischen Straße zu entdecken 450. seltsamer Zufall, der ihm mit einem Seethiere begegnet 451. er erreicht den Sehnsuchtszafen 452. entdeckt das Staatenland 453. findet die Straße, die seinen Namen führet 454, 455. kommt an die Inseln Juan Fernandez 455. geht wieder über den Wendekreis des Steinbocks 455. kommt an das Hundeseyland, sodann an die Insel ohne Namen, und an die Insel ohne Grund 456. Gewaltthätigkeit der Einwohner auf der letztern 456, 457. seine Leute werden vom Scharbocke sehr geplaget und leiden Mangel an Wasser 457. sie begegnen einer indianischen Barke 458. kommen an das Cocoseyland 459. werden von den Einwohnern daselbst betrogen 461. ihre Verlegenheit wegen Ungewißheit des Weges 462. sie haben mit Wilden zu kämpfen, und treiben hernach Handel mit ihnen 463. sie werden ihre Freunde 464. und die Holländer statten einen Besuch bey ihnen ab 465. Beschreibung der Einwohner dieser Insel 466. sie wird das Hoorneyland genannt 468. kommen an die St. Johannisinsel 469. hernach an das Moseseyland 471. treffen eine große Menge anderer Inseln an 471. sehen die Feuerinsel 472. treffen Wilde an, die man für Papus hält 472. sie sind bey Neu Guinea, ohne es zu wissen 473. sie sehen zum östern Land ohne zu wissen, wo sie sind 475. kommen an die moluckischen Inseln 475. treffen eine Flotte von ihrer Nation an 476. Tod des le Maire 476, 477. Vortheile von seiner Entdeckung 477
- Mais, eine Gottheit der Indostaner** 275
- Makendairo, bedeutet in Japon so viel, als Herzog oder Graf** 584
- Malayer, Nachricht von diesem Volke** 392
- Malcrey, Beschaffenheit der japonischen** 600
- Mamudis, eine asiatische Münze, deren Werth** 333
- Manbu, Nachricht von dieser Gattung Rohr** 435
- Mancacara, schöne Straßen und Gebäude dieser Stadt** 484. Anzahl ihrer Einwohner 485
- Mancalah, was dieses für ein Spiel sey** 315
- Mandeln, auf Fichtenbäumen** 432
- Mandelslo, Johann Albrecht von, Reise desselben nach Indostan** 62. seine Fahrt bis nach Surate 63. Strenge, die er bey dem Zoll erfährt 64. ihm läuft ein persischer Knecht weg 65. seine Reise nach Indostan 65. Ankunft zu Amadabat 68. sein Aufenthalt daselbst 69. er besucht den Statthalter Azeb Kam 74. sein erstes Gespräch mit demselben 75. das zweyte 75. er machet ihm eine Schmeicheley 76. er reiset nach Cambaya 77. und von da nach Agra 81. woselbst er in Lebensgefahr kömmt 83, 84. er geht nach Lahor 84. wie er daselbst badet 85. er geht zurück nach Suratta 85. gefährliche Reise desselben und Gefecht mit den Nasbuten 86. er geht mit der englischen Flotte von Surate ab 90. seine Ankunft zu Goa, und Weg zu Lande nach Visapur 91. er reiset zurück und stirbt in französischen Diensten 97. Beyspiele von seiner Urtheilskraft 97. Anmerkung über seine Reisebeschreibung 98, 99
- Maughians, Nachricht von diesem Volke** 393
- Mango, Beschreibung dieses sonderbaren Thieres** 428
- Manguesbäume, Beschreibung derselben und ihrer Früchte** 480
- Manilla, die Hauptstadt der Insel Luzon, Beschreibung derselben** 399. ihre Einwohner bestehen aus mancherley vermischten Abstammungen 399. was für Handel daselbst getrieben wird 400. Obrikeit und sehr weitläufige Vorstädte dieser Stadt 400, 401. Klöster, Schloß und Kirchen daselbst 402. geistliche und Landesregierung daselbst 422. Gehalt der vornehmsten Bedienten 423. außerordentliches Recht der Statthalter, und damit verknüpfter Verdruß 423,

der in diesem Bande vorkommenden Sachen.

- 423, 424. betribtes Schicksal der meisten 424.
sechs besondere Sprachen daselbst, und ihre
Art zu schreiben 438. Gerichtsform 438.
Rang und Beschäftigung der Einwohner 440
Mansebdars, wen man in Indostan so nen-
net 256
Maningal, ein herrliches Gegengift 437
Marets, Geschichte dieses Franzosen 177, 179
Marianische Inseln, ihre Lage 377. ihre
Benennung 378. wenn das Evangelium
dahin gekommen 378. wie viel derselben
sind, und ihre Namen 378, 379. spani-
scher Hauptsitz auf denselben, und ihre Hä-
fen 379. Einfalt der Einwohner, die nichts
vom Feuer wissen 380. Muthmaßung von
ihrem Ursprunge, und ihre Menge 380. ihr
hohes Alter, ihre Sprache und Wissenschaften,
auch verschiedene Stände 381. ihre Eh-
rentitel, Edelleute, Höflichkeit, Geschäfte
und Schiffe 382. ihre Ununterwürfigkeit
und Art zu kriegen 383. sie haben vergif-
tet Gewehr, sind sehr rachgierig, und schwer
zu bekehren 384. hatten keinen Gottes-
dienst 386. ihre Art zu trauern 386. Lan-
desfrüchte auf diesen Inseln 387
Marienholz, Nachricht von demselben 383
Markt, wo die Männer nicht zu Markte ge-
hen dürfen 485
Mascarenhas, Don Philipp de, Unterkönig
zu Goa 175
Matta, ein ungestalter Götze 212
Manduit, (Pater) Nachricht von demselben
321. er zieht in Carnate herum 323. sei-
ne Unterredung mit einem Braminen 323,
324. seine Rede an einen indianischen Für-
sten 325. ein Zufall hält ihn auf 326. er
bekömmt Erlaubniß, eine Kirche zu bauen
327. seine Armuth schadet seinen Absichten
327. er reiset nach Caruveponti zurück 328
Maulbeerbäume in Japon, tragen un-
schmackhafte Beeren 681
Mauren, wer eigentlich so genenet wird 261
Meaco, Beschreibung dieser Stadt, und der
Handlung daselbst 527
- Mebaar, ein Fisch, dessen Augen besonders
merkwürdig sind 697
Mecca, zween gemeine Irrthümer in Europa
wegen der Cherise daselbst 310
Mechanische Künste der Japonesser 606
Meer, das rothe, Anmerkungen wegen der
Straße des rothen Meeres 295
Menschengerippe, eiff Schube lang 453
Mercurius sublimatus, ist in Japon er-
staunlich theuer 679
Merveille, (de la) dessen Reise nach dem
glücklichen Arabien 292. Seine Ankunft
und Aufnahme zu Aden 293. er geht von
da ab und kömmt aus Irrthum nach Tago-
ra 295. seine Aufnahme zu Mocka 298
Messing ist in Japon etwas seltenes 678
Mestizen oder Moscheen in Algra, dienen
zu Freystädten 82
Methwold, englischer Präsident zu Surate,
reiset von da ab 90
Metua, Nachricht von diesem Spiele 400
Mias, werden die japonischen Götzentempel
genennet 647. wie sie gebauet sind 648
Mican, eine sehr gute Citronengattung in
Japon 683
Mickdember oder Hauze, was dasselbe
sey 106
Mindanao, Lage und Größe dieser Insel 413.
was sie besonderes hervorbringt 414. ihre
Einwohner und deren Religion 415. wisse
Lebensart, Regierung und Adel 416. Ero-
berung dieser Insel durch die Spanier 420.
Beschreibung der Hauptstadt gleiches Na-
mens 444. Pallast des Sultans, und
Künstler zu Mindanao 445
Miracha, des Tamerlan Sohn, sonst Cha-
Ruh genannt, wird König in Persien 224.
Sein Tod ebendaf.
Misago, ein japonischer Seevogel 693
Missionarien, was die in Carnate und Ma-
dure für Eigenschaften haben müssen 328
Mocka, gefährlicher Weg dahin 297. Be-
schreibung dieser Stadt 298. Beschaffen-
heit des Landes da herum 299
M o o o o 2 M o o

Register

- Mogol**, besondere Gebräuche an dem Hofe desselben 5. Falschheit der mogolischen Hofleute 22. Parteyen und Streitigkeiten am Hofe 25. erstaunliche Pracht daselbst 31, 32, 103. geiziges Gemüth der Mogolen 34. die mogolischen Prinzen und andere junge Leute werden als Christen erzogen 50. wollen christliche Frauenzimmer haben, bekommen sie aber nicht 50. Reise des mogolischen Hofes nach Kachemir 100. wie sich der große Mogol tragen läßt 106. er führet seinen Stamm zurück bis auf den Tamerlan 223. Macht und Reichthümer des Großmogols 243. seine Einkünfte 248. und zwar beständige 250. zufällige 251. wozu ein Theil angewendet wird 251. Grundsätze der Regierung 252. Amt des Staatsministers und der Staatssecretäre 252, 253. wie die Gerechtigkeit daselbst verwaltet wird 254, 257. alter Gebrauch denselben zu beschenken 259
- Mogolen**, innerliche Kriege derselben 241. f. ihre Schmäuchelen 257. allgemeine Beschreibung derselben, ihre Gestalt und Kleidung 264. ihre Häuser 265. Pracht der Reichen in denselben, ihre Weiber und Bediente 266. Ihre Gastereyen, Erziehung der Kinder und Heirathen 267. gemeinschaftliche Gebräuche, Jagd und Spiel derselben 289
- Monomotapa**, Erzählung der Indianer davon 342
- Montmorency** treibt Handlung 191. wie es seinen vier Schiffen geht 192
- Moro**, portugiesischer Hauptmann in Japon, wird zum Tode verurtheilt 632
- Moscheen** in Indostan, deren Beschaffenheit 262. große zu Dehli 263. ihre Einkünfte 263
- Mora**, ein japonisches Brennmittel, woraus es bestehe 606
- Muab**, Beschreibung dieser königlichen Hauptstadt in Yemen 305
- Muhammed Chah**, Nachricht von demselben 230. Sein Krieg mit dem Thamas Kuli Khan und Friede 230. Er wird gefangen genommen 231. und seiner Schätze beraubt 234. muß dem Thamas Kuli Khan einen Theil seiner Staaten abtreten 235. Zustand seines Hofes nach des Thamas Kuli Khan Abreise 238 f.
- Mukade**, siehe Tausendfuß 691
- Mullahs**, heißen die Lehrer in Indostan 262. ihre Einkünfte 263
- Münze**, besondere in Decan 95. Nachricht von den arabischen Münzen 329. indostanische 330. Kupfermünze 333. Verschiedene andere Münzen 333, 334. englische und holländische Münzen in Indien 336. Münze zu Queba und Pera 336. nebst vielen andern asiatischen Münzen 337. Nachricht von denen in China und Sunkin 338. imgleichen in Japon 339. portugiesische in Ostindien 333
- Murat** will seinen Sohn dem Bernier verkaufen 126
- Muscheln**, erstaunliche Menge allerhand Seemuscheln in Japon 700, 701
- Musik**, Beschaffenheit der mogolischen 255
- N.
- Nachrichten** eines spanischen Steuermannes 361
- Nachtwächter** in Japon, wer dieselben sind 591. Wie sie ihre Wachsamkeit zeigen 592
- Naga**, siehe Asana.
- Nägel**, rothes Malwerk auf denselben, bey den Einwohnern der Insel Celebes 487
- Nangasacki**, Beschreibung des Hafens bey dieser Stadt, der den Fremden offen steht 551. Lage der Stadt selbst und ihre Gegenden 552. ihr Name und Vergrößerung 553. innere Beschaffenheit und öffentliche Gebäude 554. Palläste der Großen, Wohnungen der Fremden 555. Quartier der Holländer 555. chinesische Tempel 556. und Oberpriester daselbst 557. öffentliche Hurenhäuser, gefangene Christen allda, und wie

der in diesem Bande vorkommenden Sachen.

- wie sie gehalten werden 558. Nachricht von den drey Statthaltern daselbst 588, 589
- Naphta** wird in Japon gefunden 680
- Nashorn**, ein zahntes 158
- Nasreddin Muhammed Chah**, Nachricht von demselben 229
- Nasrullah Mirza**, vermählet sich mit der mogolischen Prinzessin Kiambache 235
- Nengiosis**, eine Art japonischer Beamten 590
- Nil**, Erläuterungen wegen des Ursprunges desselben 127
- Nilgans**, wie dieselben gejaget werden 109
- Nimbam**, ein gewisser Beamter in Japon 590
- Nipa**, eine besondere Gattung von Palmbäumen 433
- Nitsi-Josi**, ist der Gerichtsbothe in Japon 591
- Nizam-ul Mulk**, seine Aufführung gegen Ihamas Kuli Khan 232, 233. er erhält sich beyhm Großmogol in der Verwaltung seiner Geschäfte 238. Bemühungen des Kaisers, ihn zu stürzen, und Verbindung wider ihn 239. seine Geschicklichkeit 239. er bewegt den Großvezier, daß er sich stellet, als ob er den Hof verläßt, und geht mit ihm aus der Stadt 240. sie werden wieder zurück gerufen, und Nizam-ul Mulk machet seine Bedingungen 240. wie listig er sich nöthigen läßt, zurück zu kommen 241
- Noort**, Olivier von, dessen Reise nach Ostindien durch Süden 349. seine Abreise von Rotterdam 349. übles Begegnen der Portugiesen gegen ihn auf dem Prinzeneylande 350. er läuft mit seiner Flotte in den Rio Janeiro 351. kömmt hernach in den Sehnüchtershafen 352. fährt weiter 353. sein Viceadmiral machet sich strafbar 356. er läßt ihn gefangen setzen 357. und bestrafen 358. landet auf der Insel Moeka, und besieht der Einwohner Wohnungen 359. er nimmt ein spanisches Schiff weg 360. fängt Briefe auf 365. kömmt nach einer weiten Reise an die Diebesinseln 367. von dar an die philippinischen 368. giebt sich und seine Leute für Franzosen aus 369. segelt nach der Insel Capul, erschrecket die Leute und brennt viele Dörfer weg 370. Drohet den Spaniern, und diese rächen sich 371. geht nach der Insel Borneo 372. segelt wieder ab 375. und kömmt nach Joartam 376. seine Rückreise nach Rotterdam 377
- Normons**, eine Art Sänften in Japon, deren Beschreibung 620
- Normahal** stellet dem Cosronroe nach dem Leben 27
- Nurup**, das Neujahrsfest bey den Mogolen 7, 261
- Nußbäume**, kommen in Japon gut fort 683
- Nüsse**, europäische, auf der Insel Celebes 481
- O.**
- Oelpflanzen**, Nachricht von den japonischen 685
- Ogumi Ojas**, heißen die Stadt Verweser in Japon. 591
- Olifant**, werden gewaltige Stürme genennet 19
- Omhras**, was dieses für Kriegersbediente seyn 253. ihre verschiedene Befoldung 254
- Ontis**, eine Art ungemein großer Zeigen 481
- Opium**, wie es wächst, gesammelt wird, und wozu es die Einwohner der Insel Celebes brauchen 482
- Ormus**, Zeit zur Abfahrt von da nach Indien 138
- Ornis**, eine Gattung schöner Zeuge 140
- Osacka**, Beschreibung der Gassen und Häuser daselbst 523. Reichthum und Annehmlichkeiten allda 525
- Otter**, Anmerkungen desselben über verschiedene Derter von Indostan 214
- Ottona**, der vornehmste Policerbeamte in Japon 590
- Ovent**, ein Standengewächs, dessen sich die Japoner zum Papiermachen bedienen 703
- A a a a 3
- Pagode,

Register

P.

Pagode, Beschreibung der zu Banaru 159,
 161. alte Jungsfernpagode 162
Pagoden, eine Münze, Unterschied der alten und
 neuen 334. wie sie durchbohret werden 334*
Palankins, wie der Mogolen ihre getragen
 werden 267
Palaos, Nachricht von diesen Inseln 445-449
Pallast, des großen Mogols zu Agra, dessen
 Beschreibung 150, 151. imgleichen des zu
 Jehannabad 154. des Königes von Ben-
 tam 194
Palmbäume, verschiedene Gattungen dersel-
 ben 433
Palmwein, außerordentlich starker 183
Pansipana, Wirkung dieses Krautes 436
Panningian, Beschreibung dieses Baumes
 und seiner gesunden Frucht 431
Papageyen, eine sonderbare Art 74
Papier, japonisches aus Baumrinde, wie es
 gemacht wird 702, 703. grobes Papier
 zu Kleibern und Stricken 704
Papierbaum, Nachricht von dem japoni-
 schen 681
Pargans, werden die kleinen Landschaften
 in Indostan genannt 250
Parfis, eine Art abgöttischer Heiden zu Gu-
 jurate 284. ihre Religion, Kleidung, Woh-
 nungen und Gebräuche 285
Patna, Beschreibung dieser Stadt 163
Peiche-Kanes, wird das mogolische Lager
 genennet 102
Pendeten, heißen die Gelehrten in Indostan
 279. Abschilderung des Obersten Pendet zu
 Benares 281. ihr Gespräch mit dem Zer-
 nier von ihrem Gottesdienste 282
Perle, wie ein Hühneren so groß 415
Perlen werden in Japon häufig gefunden 679.
 insonderheit fruchttragende und rothe Per-
 len 679
Perniser, eine Gottheit der Indostaner 275
Peru, Nachricht von den Küsten desselben
 361

Pervis, des Mogols, Zehan Guir, dritter
 Sohn 2. seine Zwistigkeit mit seinem Bru-
 der Corone 13
Pfeilschwänze, Beschreibung dieser Art Vö-
 gel 456
Pferde, wie sie die Mogolen füttern 80, 157.
 Beschaffenheit der japonischen 689
Pferdesattel, Beschaffenheit derselben in Ja-
 pon 619
Pflanzen, europäische in Indien 113. Erzeu-
 gungen und Zerstörungen derselben 113. was
 für welche von den japanischen Aerzten hoch-
 gehalten werden 538. welchen die Japoner
 den Gift benehmen 687
Pflaumbäume, wachsen in Japon häufig
 684
Philippinische Inseln, Ursprung ihres Na-
 mens 390. ihre Stellung, Anzahl, Na-
 men und Lage 391. ehemalige Einwohner
 392. Schwarze und andere Wilde auf dem
 manillischen Gebirge 393. wie sie unter
 spanische Bothmäßigkeit gekommen 419. ff.
 siehe auch Legaspi. Beschaffenheit der
 Luft und Witterung auf diesen Inseln 425.
 Erdbeben, feuersteyende Berge, und beque-
 me Lage dieser Inseln zur Handlung 426.
 Thiere, Pflanzen und Früchte auf denselben
 427. Unterschied zwischen einigen dässigen
 und unsern Thieren 429. allerley besonde-
 re Früchte 431. Leibesgestalt und Kleidung
 der Einwohner, auch Zierrathen ihrer Haut
 369, 441. ihre Weise zu grüßen, Spei-
 sen, Musik, Lustbarkeiten und Gottesdienst
 442. ehemalige Regierungsform 443
Philosophie der Indostaner 279
Pigaphetta, Nachricht desselben von des Ma-
 gellans Reise nach Ostindien 344, 346
Pilgrimme, große Menge derselben auf den
 Straßen in Japon 627
Pilgrimme von Isse, Nachricht von den-
 selben 532. weibliche zu Tokai 533
Pintados, Nachricht von dieser Landschaft
 392, 445. ff. nebst ihren Einwohnern und
 Gebräuchen 448
 Pocken,

der in diesem Bande vorkommenden Sachen

- Pöcken**, dreyerley japonische 606
Pollemedony, Grab dieses muhammedanischen Heiligen 66
Pollo, Wirkung dieses Krautes 436
Porcellain, japonischer, wo er gemacht wird 513, 681
Portugiesen, deren Kriege mit dem Könige in Decan 95. Ursprung ihres Hasses gegen die Holländer 349. sie werden aus der Insel Celebes vertrieben 498. auch aus Mangasaki 553. ihr blühender Zustand in Japon 628. Ursachen ihres Verfalls 629. doch finden sie noch einige Gnade, und wird ihnen Desima eingeräumt 630. wie ihnen die Holländer vor dem Hamen fischen 630, 631. sie suchen sich wieder einzuschleichen, ihre Gesandten aber werden geköpft 635. was die Japoner deswegen besorget, und was sie für Anstalten gemacht 635, 636
Posten, Beschaffenheit der japonesischen 622
Pranguis, ein Spottname der Europäer 326
Priester, Amt der indostanischen 254
Prinzeneyland, daselbst werden verschiedene Holländer ermordet 350. alte Spuren der Holländer allda eben.
Pulver, ein besonderes, das wegen seiner Kräfte in Japon berühmt ist 532. Geschichte und Entdeckung des Erfinders 532
Pyramide, Nachricht von einer stamischen, welche die französischen Reisenden nicht bemerkt haben 508
- Q.**
- Quelle**, eine außerordentliche 121. eine versteinerte 396. eine ungemein heiße 404
- R.**
- Rache**, sonderbare, einer Prinzessin 149
Rajas, heißen die Fürsten in Indostan 221
Ramadan, oder die Fasten der Mogolen, wie lange sie währet 254
Ram-Ram, ein berühmter indostanischer Göze 276
Rasbuten, ein räuberisches Gesindel in Indostan 71. fallen eine englische Caravane an 87. etliche tödten eine sehr große Schlange 144. ob sie unter die banianischen Sekten zu rechnen 278. ihre Unerfrohenheit 278
Ratten, machen die Japoner zahm, und lehren sie Künste 690
Rauchenara Begum, ihr heimliches Liebesverständnis 268
Reiger, deren giebt es in Japon verschiedene Gattungen 692
Reinigungen der Banianen 273
Reiseanstalten in Japon, wohl eingerichtete 592
Reiß, wohlriechender 140. der von Omura, wird dem japonischen Kaiser vorbehalten 514. der japonische übertrifft den indianischen sehr weit 686
Religion der Indostaner 251. der Einwohner auf der Insel Celebes 491. Einführung der Christlichen daselbst, und wie sie wieder von dar vertrieben wird 492. sonderbare Geschichte davon 493. Nachricht von den drey Hauptreligionen in Japon 646. Ähnlichkeit der neuen japonischen und gemeinen indianischen Religion 658. Gebräuche, welche mit der römischen Religion übereinkommen 663
Renand, zween Brüder, deren Geschichte 192
Requennings, was dieses für Rechnungen sind 198
Resi Ed Deredjat, Nachricht von demselben 219
Rhoe Thomas, dessen Reise nach Indostan 1. Ursache derselben 1. seine Ankunft zu Surate 2. Reise nach Brampur 2. er wartet dem Pervis auf 2. seine Kühnheit dabei läuft glücklich ab 3. er kommt nach Asmir 4. sein erstes Gehör bey dem Mogol 5. Ehre, die ihm bey dem zweyten wiederfährt 6. sein Gehör im Guskatan 8. Verdrießlichkeiten, die ihm der Asaph Ram dabei verursacht 9, 10. er kommt wieder zu Gnaden

Register

- Gnaden 13. Wettstreit des Kaisers mit ihm wegen der Malerey 14. Sein Besuch bey dem Gemalbin Ussan 16. der ihm das kaiserliche Lustschloß zeigt und zu Gaste behält 17. der Kaiser schenket ihm sein Bildniß auf einem Goldstücke 18. er wird bey Nacht nach Hofe gerufen 20. der Kaiser trinkt ihm zu 21. und verehret ihm einen Becher 22. er glaubet, man habe ihn besser gehalten, als den persischen Bothschafter 31. er besieht das mogolische Lager 36. muß sich Fuhrwerk kaufen, um dem Kaiser zu folgen 38. begiebt sich nach Goddah zum Kaiser 40. thut einen beschwerlichen Zug mit 42. trifft den Sultan Cosronroe an 42. beklaget sich bey dem Kaiser über den Coronn 43. wie ihn der Mogol betriegt 44. er folget ihm nach Mandoa 53. siehet den Kaiser wägen 56. schenket demselben einen Atlas 57. wichtiges Schreiben des Rhoe an seine Gesellschaft 58
- Riesen, welche Menschen fressen 354
- Rima, eine wunderbare Frucht auf den Diebesinseln 387
- Rindvieh, wird in Japon zum Ackerbau gebraucht 689
- Rizeda, was es für eine Ceremonie ist 31
- Roberts, Benjamin, englischer Oberkaufmann zu Amadabad 68
- Rochen, von ungemeiner Größe 431, 465
- Rose, Jean de, Geschichte desselben 177
- Rottang, siehe Satsiku.
- Rüben kommen in Japon sehr gut fort 687
- Rupie, wie viel eine in Indostan gilt 250. goldene und silberne deren Werth 330. Geschichte der Rupien mit den zwölf Himmelszeichen 330, 331
- S.
- Sagu, ein Baum, daraus man Brodt macht 433
- Saint Amand, Geschichte desselben 176
- Sakanandzio, eine seltene japonische Blume 685
- Sakki, Nachricht von diesem japonischen Getränke 605
- Salangan, ein Vogel, dessen Nest man ist 418. Beschreibung desselben 429
- Salpeter aus dem Misse der Fledermäuse 429
- Salz, wie es in Japon gemacht wird 678
- Samarathen, eine Secte der Danianen 275. ihre Lehre und Gebräuche 275
- Sangleys, Nachricht von diesen chinesischen Handelsleuten 400
- Sansiobaum, wozu ihn die Japoner nutzen 682
- Santaval, Juan de, Nachrichten desselben 361. sein Schicksal 366
- Santor, Nachricht von dieser angenehmen Frucht 431
- Sarkars, werden die indostanischen Provinzen genannt 250
- Sary, siehe Caravansereyen.
- Sasa, eine Gattung Palmabäume 433
- Satsifoko, ein Fisch, der dem Wallfische nachgeht und ihn tödtet 696
- Satsuki, eine Art japonischer Lilien 685
- Scha Jehan, oder Chibabeddin Cha Dgi-han, blutige Kriege unter seinen Söhnen 226
- Schach Choram, Mogol, dessen Gemüthsart 88, 90.
- Schafe, welche Efeldienste thun 359
- Schah Ist Rham, dessen Schreiben an den Tavernier 172. er belagert Supar 172
- Schach Jehan, Großmogol, wird in Agra gefangen gehalten 100
- Scharbock, Nachricht von einem Kraute gegen denselben 351
- Schauspiele in Japon, Nachricht von denselben 599
- Schießen, Furcht der Wilden vor demselben 414
- Schiff, wie es bey dem Einschiffen zugeht 199. verschiedene Gebräuche auf den holländischen Schiffen 202. wie sie bey dem Auschiffen verfahren 203
- Schiff

der in diesem Bande vorkommenden Sachen.

Schiffbruch einer sehr großen Gallion	376	Siegel, der Mogol weiß nicht, wo er seines hinhängen soll	61
Schiffe und Barken der Japaner, deren Beschaffenheit	621 u. ff.	Silberbergwerke, in Asien	341
Schiffsbeobachtungen	294	Simonoseki, Beschreibung dieser Stadt, und des Tempels Amadais daselbst	517
Schildkröten, japonische, Nachricht von	699	Sinto, wird die älteste Religion in Japon genennet	646.
Schlägereyen, deren Strafe in Japon	592	ihre Ungereintheit und größtes Geheimniß	646, 647.
Schlange, Abentheuer mit einer	143, 144.	Hauptleh- ren derselben	650. und Festtage
Schlangen von entsetzlicher Größe	428. wie die auf der Insel Celebes den Affen nachstel- len	Ursprung der Trennung in dem Sinto	656
Schlösser, drey, eines in dem andern	524	Sirenen auf der Insel Celebes	483, 484
Schneckenartungen, in Japon	701	Sinto, eine Secte der Weltweisen in Japon	671.
Schnepfen, sind in Japon sehr gemein	692	ihre Lehre	672.
Schouten, (Cornelis) dessen Vertrag und Reise mit dem le Maire nach Süden	451.	ihre Anhänger ha- ben weder Tempel noch Gottesdienst	672.
sein Vorschlag im Schiffsrathe	462	warum sie abnimmt	673
Schulen und Wissenschaften der indianischen Seiden	278	Sizeda, was dieses für eine Ceremonie ist	30
Schutzgötter der Kaufleute in Japon,	651	Soldaten, Geschicklichkeit der mogolischen im Scheibenschießen.	13. dreyerley Ab- theilungen derselben
Schwefel; große Menge desselben in Japon	676.	wie viel ihrer beständig unterhalten werden	224.
Schwefel aus Feuerbergen	415	An- merkung über die große Menge derselben	245.
Schweine, die ohne Zuthun eines Ebers junge werfen	98	Sommer, plötzliche Veränderung vom Som- mer in Winter	114
Schwerdtfische verfolgen die Crocodile	404	Sommer und Winter auf einer Insel zu- gleich	410
Sclaven, wenige auf der Insel Celebes	488	Sonnenfinsterniß, Aberglauben der Ba- nien bey einer	273
Seegebräuche der Holländer	201	Sowa oder Saouas, ein besonderes japo- nisches Metall	678
Seegewächse, Nachricht von japonischen	680	Spanier, trauriges Schicksal einiger von ihnen	355.
Seehunde, von ungemeiner Größe	352.	sie rächen sich an den Hollän- dern	371.
Beschaffenheit der japonischen	696	ihr langes Zaudern bey Erobe- rung der philippinischen Inseln	419.
Seelen, wie sie die Japaner beurlauben	671	ihre Vergrößerung in denselben, und Eroberung der Insel Mindanao	420.
Seelenwanderung, der Indostaner	275	seltene Ein- bildung der Einwohner von den Spaniern	421.
Seelöwen, Beschreibung derselben	452	traurige Begebenheit eines spanischen Schiffes	634, 635
Seelöwen, große, lassen sich haschen	454	Sperber werden häufig in Japon gefunden	692
Seepferd, ein besonderer Fisch in Japon	696	Sprachen, sechs besondere auf den philippi- nischen Inseln	438.
Schnushtshafen, was daselbst merkwürdi- ges angetroffen wird	352	Nachricht von der ja- ponischen	596.
Seick Omar oder Umar Mirza	224	eine Probe davon	642
Sekten, der abgöttischen Banianen	273, 284,	Staatsrath des großen Mogols	155
287. verschiedene in Japon	671	Ställe des Großmogols	247
Sevagi, beängstigt Surate	126.	B b b b	Staub,
plündert es aus	143.		
Ursachen seines Zwistes mit dem Großmogol	227		
Siam, Unruhen daselbst	505.		
Nachricht von einer Pyramide daselbst	507., 508		
Allgem. Reisebesch. XI Band.			

Register

- Staub, weißer, in der offenbaren See 365
 Steigbügelartillerie des großen Mogols 100
 Steinbrassen, werden in Japon sehr hoch gehalten 697
 Sternseherkunst, Beschaffenheit der indischen 280
 Strafen, die in Japon üblich sind 594
 Straßen aus Persien nach Indien 138. von Surata nach Agra 139. von Agra nach Dehli 153, 154. von Agra nach Casambazar 167. von Surata nach Golkonda 170. und zu Lande nach Goa 173. von Mocha nach Muab 301, 302. die magellanische 358. siehe auch Magellan. Straße von Japon nach Osaka 510. von Nangasacki nach Kokura 512. von Osaka nach Meaco 525. von Meaco nach Jedo 530
 Strauße, junge, wie sie die Holländer auf dem Cap fangen 201
 Störche, finden sich in Japon das ganze Jahr über 692
 Studiren, Ordnung desselben in Indostan 279
 Südgesellschaft, Nachricht derselben 451
 Südmeer, wird vom Magellan das stille Meer genannt 346
 Suggi, eine vortreffliche Gattung Cypressenbäume in Japon 684
 Sungu, erdichtetes Thier der Japoner 688
 Surata wird befestiget 54
 Susuki, ein japanischer Fisch, sonst Kahlkopf genannt 697
 Sycomorus, oder der wilde Feigenbaum, wächst in Japon 683
 Syn-Mu-Ten-Do, erster Kaiser in Japon, Nachricht von demselben 580
 T.
 Tabacktrinken, wie es zu Amadabad geschieht 75
 Tachard (Pater) will in Carnate das Evangelium predigen 320
 Tag, wie ihn die Japoner einteilen 604
 Tagalen, Nachricht von diesem Volke 392
 Taguans, eine Art fliegender Kagen 428
 Tairagi, eine Seemuschel 700
 Takura Kaku, heißt der Kleinodienverwahrer in Japon 591
 Tamarinden, wo sie häufig wachsen 434
 Tamerlan, stiftet das Reich der Mogolen in Indien 223. seine Nachkommen 223
 Tannen, gemeinste Bäume in Japon 684
 Tanuki, Beschreibung dieses Thieres 690
 Tarankangai, Muschel zum Schminken 701
 Tarcolan, Beschreibung dieser Stadt 321
 Taschenspielerkünste, unglaubliche 145, 146
 Tats, ein erdichtetes Thier der Japoner 688
 Tatsnaki, ebenfalls ein erdichtetes Thier 688
 Taubenmist, der sich selbst entzündet 535
 Tausendfuß, indianischer, Mukade genannt 691
 Tavernier (Joh. Baptist.) dessen Reisen im Indostanischen 128. seine Herkunft, Stand und Gemüthsbeschaffenheit 129. man wirft ihm die Leichtgläubigkeit vor 130. erste Reisen desselben 131. er tritt in kaiserliche Dienste 132. reiset nach Wälschland und Venedig 132. geht nach Deutschland zurück 133. thut eine Reise nach Constantinopel 134. seine Ankunft daselbst 136. er reiset nach Indostan 138. geht von Surata nach Agra 139. besieht den kaiserlichen Pallast daselbst 150. er reiset nach Dehli 154. besieht nebst dem Bernier einige Städte 157. Bernier trennet sich wieder von ihm 164. seine Freygebigkeit und besondere Vorrechte, die er dadurch erhält 166. sein Unfall zu Casambazar 167. er geht nach Jehannabad zurück 168. thut zwei Reisen von Surata nach Golkonda 170. Schreiben des Schah Esf Rham an ihn 172. Er geht nach Goa 173. unterredet sich mit dem Regerrichter daselbst 175. wird in des du Belloy Sache verwickelt 178. geht nach Bakanor 183. seine Standhaftigkeit bey einem Sturme 184. seine Ankunft zu Batavia 187. wo er in einen gefährlichen Handel verwickelt wird 188. er trifft daselbst seinen Bruder an 190. reiset mit ihm nach Bantam 191. wie er den König daselbst findet 193. er thut einen guten Handel

der in diesem Bande vorkommenden Sachen.

Handel 194. geräth in Lebensgefahr 195.	Theetöpfe, der Japoner ihre 709.	sie sind
sein Bruder stirbt, und er läßt ihn begraben 197.	ungemein theuer 710	
besondere Anmerkungen über dieses Begräbniß 197, 198. seine Unruhen wegen der Requienings 198. er wird von dem holländischen Generale betrogen 199. seine Beobachtungen am Cap 200. er kömmt zu Vliesingen an 204	Thiere, erdichtete in Japon 688	
Tavon, Beschreibung dieses Vogels 428	Thron des großen Mogols, dessen Beschreibung 7, 8. einer von Perlmutter 37. Nachricht von dem zu Jehannabad 153	
Te, eine essbare Muschel 701	Tibet gränzet an Kachemir 122. der König von Großtibet schicket Abgesandte zum Aurengeeb 123	
Tempel, für die kaiserlichen Namen in Japon 528. Tempel 528. der drey tausend drey hundert und drey und dreyßig Götzen 529. dreytausend auf einem Berge 531. Tempel zu Säbeln 534. Merkwürdigkeiten in einem 538	Tiger, fallen die Weißen nicht leicht an 98. andere Merkwürdigkeiten von ihnen 98	
Tempelhüter in Japon, ihre Kleidung und unter wem sie stehen 649	Tinghianen, ein wildes Volk 393	
Tenzur-julon, ein wunderbarer Vogel 480	Tirimenen, Nachricht von diesem Volke 354	
Terri, ein Getränk von Palmensaft 64	Tod, Vorbereitung der Japoner dazu 661	
Tesselin, was dieses für Ceremonien sind 30	Tonos, werden die Edelleute in Japon genennet 581	
Thomas Kuli Khan oder Nadir Chah, Thaten desselben in Indien 229. er nimmt den Muhammed Cha gefangen 231. seine Vorsichtigkeit zu Dehli 231, 232. seine Grausamkeit und Begierde nach den Reichthümern der Mogolen 233. er bemächtiget sich des kaiserlichen Schatzes 234. führet Künstler von Dehli weg, 235. läßt münzen, und verheirathet seinen Sohn 235. sein Abzug von da 236. wie vieler an Beute mitgenommen 236. Gefahren, aus denen ihn sein Glück rettet 237. außerordentliche That desselben, 237. letzte Hindernisse, die er überwindet 238	Trauer, der Japoner 670	
Thee, Beschaffenheit des gemeinen in Japon 625. der von Ufi ist der beste 526. Nachricht von dem Theeständchen 682, 704. Beschreibung desselben 705 u. f. dreyerley verschiedene Thee in Japon 707. Ufi-thee der schönste und kostbarste 707. artige Zubereitung der Theeblätter 708. wie die Japoner Thee trinken 710. Eigenschaften des Thees 711	Tsianoki oder die japonische Theestaude 682	
Theeboy, ist eine besondere Gattung 706	Tsubaki, Arten, dieser Blume 685	
	Tugup, eine Art sehr großer Castanien 418	
	U. V.	
	Ubis, Nachricht von dieser Art Wurzeln 435	
	Ubosbamban, ein Kraut 418	
	Ungeziefer, Gattungen des Japonischen 693	
	Umi-Sacke, eine essbare Muschel 701	
	Urbanetta, was dieser Mönch in Ansehung der philippinischen Inseln gethan 419, 420	
	Urusi, ist der sogenannte Firnißbaum 681	
	Usun-Cassan sein Krieg mit Abuchaid 224	
	Venesaren, eine Art Kaufleute 95	
	Veränderung, eine sonderbare 495	
	Verbrennen, einer Indianerin 79	
	Verguenzosa, besonderes Fühlkraut 437	
	Verlassen, einen Menschen zur See verlassen, was es heiße 345	
	Verräther, Bestrafung eines Verräthers 232	
	Verschnittener, einer wird den Elephanten vorgeworfen 14	
	Versteinernde Quelle 396	
	Vernco, eine ganz besondere Art Rohr 435	
	Vielweiberey, ist den Bisayas erlaubt 439	
	Visapur, Beschreibung dieser Stadt 92	
	Vistnum, eine Gottheit der Indostaner 275	
	Vögel, sonderbare auf den philipp. Inseln 428	
	Vogelz	

Register der in diesem Bande vorkommenden Sachen.

Vogeleyer, erstaunliche Menge derselben	453	Weinstöcke werden wenig gepflanzt	683
Vogelnester, eßbare, in Menge	407, 418	Weisheitsbrunnen in Japon	529
Vollsaufen, Bestrafung desselben	33	Weizen, ist in Japon sehr wohlfeil	687
W.			
Wadferan, Nachricht von diesem Pulver	532	Wert, Seb., dessen Reise nach Ostindien	356
Waffen, der mogulischen Kitterey und des Fußvolkes	246. siehe auch Gewehr.	Winde, die einander zuwider sind	114
Wahrheitsspiegel, Nachricht von diesem Buche	48, 49	Wissenschaften, wie hoch sie am mogulischen Hofe geachtet werden	257
Wallfahrten, japonische, Nachricht von denselben	652. von der sich aber doch der Kaiser und die Fürsten ausschließen	Wolkenbruch, ein erschrecklicher	19
	653. wie arme Leute ihre anstellen	Wunder von Baramoulay	120. sieben auf der Halbinsel Oestra
	653. Beschreibung einer recht seltsamen		501
		Wunderbrunnen in Kachemir	118 u. f.
Wallfische zu tausenden	453. wie sie die Japoner fangen	Würmer, die in den Schenkeln wachsen	102
Wasserfälle, natürliche	113	X.	
Weiber, die zu Macassar, sollen mit Kindern und Crocodilen zugleich niederkommen	97. der Banianen ihre haben drey Männer	Xaca, Erzählung der Japoner von ihm	659
	206. Nachricht von denen zu Gufurata	Xavier, schreibt den Wahrheitspiegel	48, 49
	210. wie die mogulischen gekleidet gehen	Xicamas, eine Art Rüben	435
	265. Weiber eines Mannes an verschiedenen Orten	Xolo, eine von den philippinischen Inseln	413, 417. wird von den Spaniern erobert
	268. der Banianen ihre		421. sie werden aber wieder daraus verjagt
	271. können Priesterinnen seyn		421
	274. der Samarathen ihre verbrennen sich mit den Leichen ihrer Männer	X.	
	275. auch der Rasbuten ihre	Yemen, Nachrichten von diesem Königreiche	300, 301. Abschilderung des Königes dafelbst und seiner Krankheit
	278. der Bisnauy ihre hingegen müssen Witwen bleiben		304. er führet den Titel eines Priesters
	276. Beschreibung derer zu Mokka		306. Thronfolge in Yemen
	299. Beschaffenheit derer im Königreiche Yemen		306, 307. Ursprung des königlichen Hauses und Weiber des Königes
	307. auf den marianischen Inseln	Xonota, Beschreibung dieses Baumes	434
	381. ihr Zeitvertreib	Y.	
	384. ihre unerhörte Herrschaft über ihre Männer	Yähne, werden roth oder grün gemalt	487
	385. wie ihre Untrene gestrafet wird	Yambales, Nachricht von diesem Volke	393
	385. Beschaffenheit der Weiber auf der Insel Catanduanes	Yampaga, eine Art weißer Rosen	436
	398. imgleichen auf den philippinischen Inseln	Yechu, wo man keine bezahlet	135
	439. sonderlich auf Mindanao	Zeitrechnung der Japoner	602
	443. auf der Insel Celebes	Yelte, Pracht der mogulischen	37, 103
	488. von sonderbarer Leibesgestalt in Japon	Yergliederungskunst, Beschaffenheit der indianischen	280
	514. Haß eines japonischen Kaisers wider die Weibsbilder	Yeuze, durchsichtige fürs Frauenzimmer	142
	534. warum man sie zu Geißeln nimmt	Yeughaus, des großen Mogols	2, 246
	534. die Japoner dürfen so viel nehmen, als sie wollen	Yibethkazen, Eigenschaft derselben	427
Wein ist in Batavia sehr theuer.	188	Yimber, eine Art Dolche	210
		Yimunt auf der Insel Mindanao	414
		Yinn, japonisches, ist dem Silber gleich	678
		Yinnober, wozu ihn die Japoner brauchen	679
		Yunge, schaben sich die Flügeln alle Morgen	206